image
not
available

Berthold Auerbach.

Briefe

an seinen Freund

Jakob Auerbach.

Erster Band.



Druck von August Osterrieth, Frankfurt a/M.



Briefe

an seinen Freund

Jakob Auer

Ein biographisches D

Vorbemerkungen von Friedrich Spie

Berthold Auerbach.

Briefe

an seinen Freund

Jakob Auerbach.

Ein biographisches Denkmal.

Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber.

Erster Band.



Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt
Rütten & Loening.
1884.

Mit dem Bildniß Berthold Auerbachs.



Friedrich Spielhagen an den Leser.

Ich weiß nicht ohne Arbeit zu leben.
B. Auerbach. Briefe II. S. 477.

In dem letzten aller seiner Briefe — dem Briefe an mich, welchen der verewigte Freund am 8. Februar 1882 in Cannes seinem Sohne Eugen in die Feder dictirte und ach! nicht mehr sollte bis zu Ende dictiren können, — heißt es, nachdem er mich „zum wesentlichen Herausgeber seiner opera omnia, sowohl der bereits gedruckten, als noch ungedruckten" ernannt, bezüglich dieser letzteren:

— — „eine Hauptsache ist folgende: Das Wichtigste der Entwickelung meines allgemeinen und besonderen Lebens steht in den seit 1830 ziemlich regelmäßig fortgeführten Briefen an meinen alten vertrauenswerthen Freund Dr. Jakob Auerbach in Frankfurt am Main. Ich wünsche, daß diese Briefe herausgegeben werden unter Auslassung" — (folgen einige Specialbestimmungen).

Ich stelle obige Worte an die Spitze dieser Zeilen, mit denen ich auf den Wunsch des Herrn Adressaten und Herausgebers der Briefe mich hier an den Leser wende, weil sich daran am schicklichsten eine Klarlegung knüpfen läßt des Verhältnisses, in welchem wir — die anderen Herausgeber des literarischen Nachlasses [1] — zu dem folgenden Werke stehen.

[1] Außer mir: der zweite Sohn des Verewigten: Rechtsanwalt Eugen Auerbach in Berlin und der Schriftsteller Dr. Anton Bettelheim in Wien.

Zuerst: es bildete sich bei uns nach langem, mühseligem Studium des weitschichtigen uns zu Händen gekommenen, vorläufig völlig ungesichteten handschriftlich nachgelassenen Materials die Ueberzeugung aus, daß die Briefe, welche der Verewigte „eine Hauptsache“ nannte, weitaus die Hauptsache sein müssen, vor welcher das Andere: Novellen, Novellenfragmente, Aufsätze, Aufsatzfragmente, Autobiographisches, philosophisch-ästhetische Aphorismen u. s. w., ja selbst die durch viele Jahre tagebuchartig fortgeführten dramaturgischen Aufzeichnungen, als von untergeordneter Bedeutung, vorläufig zurückzutreten habe.

Allerdings war diese Ueberzeugung bei uns eine, so zu sagen: apriorische, denn keiner von uns hatte die Briefe gelesen; aber es gibt ja auch in geistigen Dingen eine Wahrscheinlichkeitsrechnung von einer bis auf weiteres genügenden Beweiskraft.

Im Vertrauen auf die Richtigkeit unsrer Schlüsse drang ich (auch namens meiner Collegen) in den Besitzer dieser Briefe (der ja auch für den übrigen und eigentlichen literarischen Nachlaß unser College war), unverzüglich die Herausgabe der Briefe in Angriff zu nehmen. Wir fanden es begreiflich, daß er nicht leichten Herzens an die gewaltige Aufgabe ging, bei deren Lösung ihm keiner von uns weder intellectuell noch materiell hilfreiche Hand leisten konnte. Denn das sagten wir uns — und werden alle sagen müssen, die sich in das Verhältniß hineindenken wollen —: er, und er allein, konnte für Mit- und Nachwelt das Sanctuarium erschließen, in welchem er die theuren Blätter bewahrte, welche der Freund während eines Zeitraums von über fünfzig Jahren — von den sonnenhellen, hoffnungsreichen Jünglingsjahren bis in das von Krankheit und Kümmerniß umwölkte Greisenalter, bis an sein Lebensende — an ihn richtete. An ihn: den vertrautesten Freund und Herzensbruder, vor dem er nicht sowohl keine Geheimnisse hatte, als, was ihm selbst noch Geheimniß war, erst zu enträthseln suchte; an ihn, seinen Gewissensrath und Beichtiger in den oft schweren Bedrängnissen seiner Seele und seines Herzens; an ihn, den unbestechlichen Prüfer und feinsinnigen Berather in wissenschaftlichen und ästhetischen Dingen! Ihm, und keinem Menschen sonst auf der Welt hat er dies unbegrenzte Vertrauen geschenkt — nicht geschenkt! — gewähren müssen, weil derselbe durch die unbedingte freundschaftliche Hingabe, die nicht die Flucht der Zeit und keine Wechselfälle des Schicksals beeinflussen konnten; vor allem — der verehrte Mann muß mich nun schon frei reden lassen,

nachdem er mir einmal an dieser Stelle das Wort gestattet — durch die Lauterkeit seines Charakters, den sittlichen Adel seines Wesens, seine gründliche und vielseitige Bildung es ihm wieder und immer wieder und in immer steigendem Maße abnöthigte.

War er aber so nicht blos der Depositar der intimsten Herzensergießungen und Bekenntnisse Auerbachs, sondern auch in hohem Grade der intellectuelle und moralische Urheber derselben, so mußte er folgerichtig auch die Verantwortung dafür übernehmen, was von diesen Intimitäten überall oder zur Zeit das Licht der Oeffentlichkeit vertrug. Die Geheimnisse der Freundschaft sind heilig, wie die der Liebe. Was davon zu offenbaren — nur die Liebenden, nur die Freunde selbst können es entscheiden.

Wie schwer dem überlebenden Freunde diese Entscheidung fallen werde, hat sich der Dahingeschiedene wohl kaum ganz klar gemacht, wenn er auch von vornherein einzelne Partieen der Bekenntnisse ausgeschieden sehen wollte. Diese Partieen schieden sich, so zu sagen, von selbst aus; das Uebrige hat er offenbar zur Veröffentlichung geeignet erachtet. Aber konnte er nach so vielen Jahren noch wissen, was „das Uebrige" besagte? was alles in dem Uebrigen gesagt war? Unmöglich. Er konnte nur noch den Gesammteindruck haben, — und darin hat er sich ja nicht getäuscht — daß in den Briefen ein unendliches autobiographisches Material aufgespeichert sein müsse, welches vor der Hand an die Stelle der beabsichtigten (nicht zu Stande gekommenen) künstlerisch ausgearbeiteten Autobiographie zu treten habe, und auf dessen Veröffentlichung er deßhalb noch angesichts des Todes drang. Er, der Schriftsteller, der, wie recht und billig, in allen seinen Aeußerungen, auch den brieflichen, nur eine fortgesetzte Reihe von Selbstbekenntnissen sah, mußte so denken, mußte darauf dringen und dem Freunde die schwere Last auferlegen, zu entscheiden, wie weit er diesem Drängen nachgeben durfte. — Die beiden vorliegenden Bände nun sind der Ertrag der pietätvollen Arbeit, an welche der Herausgeber zwei Jahre von dem Herbste seines Lebens gesetzt, um sich (nicht als gewollten, aber unausbleiblichen Lohn) den Dank aller Freunde Auerbachs zu erwerben, d. h. aller, welche für deutsches Geistesleben und deutsche Dichtkunst Herz und Verständniß haben.

Wenigstens ist dies meine Empfindung, nachdem ich jetzt die Briefe zweimal aufmerksam durchgelesen. Eine Empfindung, nicht ein Urtheil,

am wenigsten eines, das ein allgemeingiltiges zu sein beansprucht. Bin ich doch, wie die Verhältnisse liegen, dem Werke gegenüber nur ein erster Leser von den vielen, die nach mir kommen werden — ein Leser freilich, der dem Autor von ganzem Herzen zugethan war.

Aber sollte dieser Umstand die Reinheit meiner Empfindung trüben? Ich glaube nicht. Wohl mag ich, der ich den Autor so genau kannte und so lieb hatte, noch einen ganz besonderen Genuß von tausend und abertausend kleinen Zügen haben, die dem, welcher ihm ferner stand, weniger bemerkenswerth erscheinen, vielleicht ganz entgehen mögen; aber daß der Nahestehende wie der Fernstehende die eminente Bedeutung des Werkes gleich deutlich erkennen können und erkennen werden, davon bin ich überzeugt.

Ob meine Ueberzeugung, die ja auch die des Herausgebers ist — hätte er sich sonst zu der mühevollen Arbeit entschlossen? — von der öffentlichen Kritik des Tages und dem Urtheil der Geschichte der Literatur bestätigt werden wird — ich überlasse es getrost der Zukunft. Jedenfalls fühle ich, es würde mir nicht anstehen, hier eine eindringende Analyse des in den folgenden Briefen zu Tage liegenden literarischen und kulturhistorischen Materials zu geben; auch bin ich ehrlich überzeugt, daß zur Lösung dieser Aufgabe, wie sie mir vorschwebt, jene würdigen und gelehrten Männer, welche von der kritisch-historischen Warte aus das Feld der Literatur überschauen, weit geeigneter sind, als ich, dessen Leben sich in der täglichen Arbeit auf diesem Felde verzehrt.

Aber — wohl eben, weil dies Letztere der Fall: aus dem reichen Stoffe, der hier der eingehenden Betrachtung geboten ist, drängt sich mir eines auf und hält mich fest, daß mein Blick sich immer wieder darauf wendet, und deßhalb der Leser mir verzeihen möge, wenn ich mich nicht entbrechen kann, auch seinen Blick darauf zu richten.

Dies eine ist die absolute Hingabe des Mannes an seine Arbeit, an seinen schriftstellerischen Beruf.

Der Beruf des Schriftstellers!

Welche wunderlichen Vorstellungen macht man sich davon im Publikum, besonders bei uns zu Lande, wo die unermeßliche Breite eines gewissen mittleren Bildungsniveau den, welcher sich bewußt ist, mindestens auf diesem Niveau zu stehen, nur zu leicht zu der Annahme verführt, daß er die Höhen auch des Schriftstellerthums bereits erreicht habe; es zum mindesten nur Sache seines Willens und Wollens sei, ob er

dieselben erreiche oder nicht. Und nun gar, wenn sich ihm Gelegenheit geboten, seine Ansichten über irgend einen Gegenstand des Tages, in Form einer Broschüre kund zu geben, oder er ein paar seiner kostbaren Stunden geopfert hat, etwas zu Papier zu bringen, das er und seine Freunde für eine Novelle, einen Roman, ein Drama halten! Dann ist die Sache endgiltig entschieden; dann ist es meistens nur die Rücksicht auf seine höhere Lebensstellung, wenn er sich nicht öffentlich einen Schriftsteller nennt. Welche Ehre gebe es auch, sich als etwas ausdrücklich zu geriren, was jeder Gebildete sein kann, — sobald er will! Ja, handelte es sich um den Dichter-Titel! Nur daß es wohl einen Dichterruhm, aber keinen Dichtertitel gibt! nur daß sich, bei Strafe, der allgemeinen Mißbilligung zu verfallen, keiner so nennen darf, und hätte er neunundneunzigmal bewiesen, daß er es ist. Es könnte ihm doch beim hundertsten Male begegnen, den Beweis dafür schuldig zu bleiben!

Wohl! es sollen sich der Maler, der Bildhauer, der Musiker, der Architekt nach ihrem Berufe nennen dürfen und Berufskünstler sein und bleiben, auch wenn ihnen dies oder jenes Werk nicht gelingt; die Frage: ob Dichter oder nicht? soll eine Frage sein von Fall zu Fall.

Aber es kann doch unmöglich von den Qualitäten, die den Dichter constituiren, in dem Falle des Mißlingens alles verloren gegangen sein; etwas muß doch auch in dem mißlungenen Werke sich finden, wodurch es trotz alledem als das Werk eines Meisters, eines Fachmannes zum wenigsten, sich documentirt, und sich für das Auge des Kenners von dem gelungensten Werke des Dilettanten sofort unterscheidet.

Und so ist es in der That.

Was aber ist dies unzerstörbare etwas?

Es ist der Schriffsteller in dem Dichter.

Goethe definirt gelegentlich — ich kann die Stelle nicht bezeichnen und deßhalb den Wortlaut nicht bringen, aber der Sinn ist mir vollkommen gegenwärtig — den Schriftsteller als den, welcher des Glaubens an die Macht des Wortes voll ist, in diesem Glauben lebt und webt und wirkt. In dem Glauben, daß jeder Gedanke, der durch den Kopf, jedes Gefühl, das durch die Brust des Menschen geht, auch einen Ausdruck im Wort, durch das Wort finden muß. Und der, füge ich hinzu, nun unablässig, mit Aufbieten seiner ganzen Kraft nach diesem Ausdruck sucht und nicht eher ruht, als bis er wenigstens den ihm erreich-

bar höchsten gefunden. Wie, nach dem alten Spruche, den Mann das Eisen, so lockt ihn das Wort; es ist seine Schutz- und Trutzwaffe, in deren Gebrauch er sich unablässig übt, in deren Handhabung er es bis zur höchsten Vollkommenheit bringen will. Denn er weiß: „der Gedanke fliegt vergeblich, wenn das Wort ihm nicht folgt".

Hier scheint ja nun freilich nur auf die rein formale Seite der Sache hingedeutet zu sein, hinter der sich aber doch bei genauerer Betrachtung das Wesen derselben birgt. Das Wesen, welches darin besteht, daß „das Wort" nicht Selbstzweck, nur Mittel zum Zweck ist: zu dem Zweck, eben Gedanken und Empfindungen zum Ausdruck zu bringen, die des Ausdrucks werth sind, der also durch sie erst seine Würde empfängt, wie jene durch ihn Glanz und Schönheit. Und die, wie sie von vornherein für den Mann des Wortes das Treibende waren, ihn nun ihrerseits wieder locken und antreiben, sich tief und tiefer in sie zu versenken, sie in sich zu hegen und zu pflegen, auszubilden, auszufeilen, zu vermehren und aufzuspeichern in immer wachsender Fülle, daß nie der Augenblick kommen möge, wo sie ihm „fehlen", und dann freilich „das Wort" allein übrig bleibt als klingende Schelle und tönendes Erz. Und weiter: daß er, der Mann des Wortes und der schönen Stellung und Gliederung der Schrift, nun nach eben der schönen Gliederung seiner Gedanken, der völligen Durchklärung seiner Empfindungen strebt; daß er sorgsam nach den ästhetischen Formen ausspäht, in welchen sich diese Gedanken, diese Empfindungen am schicklichsten, eindringlichsten vortragen lassen; die Gesetze endlich dieser Formen bis in ihre Tiefe zu erkennen trachtet, wohl wissend, daß er mit der richtig ergriffenen Form erst auf dem Wege ist, dessen Endziel er nur durch die strenge Beobachtung der Gesetze dieser Form erreicht.

Vindicire ich hier nicht dem Schriftsteller und sage von ihm aus, was nur dem Dichter zukommt? Oder doch dem Dichter in den Vorstudien zu seiner Arbeit, höchstens in den Vorstadien derselben? Gewiß fehlt zu dem allen noch das Letzte, oder, wenn man will, das Erste und Letzte, was den Schriftsteller zum Dichter, zum Künstler macht: die Phantasie. Aber eben so gewiß scheint mir: die Phantasie allein macht den nicht zum Dichter, der nicht zuvor und zugleich Schriftsteller ist. Und wiederum: wenn niemand, sobald man nur auf die actuelle Leistungsfähigkeit sieht, zu allen Zeiten Dichter sein kann, so ist und bleibt der Dichter Schriftsteller zu jeder Zeit, von dem Augenblicke, in

welchem er sich bewußt wird, daß „er eine kleine Welt brütend in seinem Gehirne hält“, bis zu seinem letzten.

Der Brief des Freundes, aus welchem ich eingangs dieser Zeilen die das vorliegende Werk betreffende Stelle anführte, beginnt: „Heller Sonnenschein, Rauschen des Meeres. Morgen um diese Stunde athme ich vielleicht nicht mehr.“ Ach, er sollte ja den Abend des Tages nicht mehr erleben! Aber angesichts des Todes muß er nach dem adäquaten Ausdruck des Gedankens suchen, der durch sein rastloses Gehirn geht: Draußen die ewige Natur und hier ein sterbender Mann! Und er findet diesen Ausdruck. Im letzten Aufflackern leistet ihm die Geistesflamme noch den heiligen Dienst, zu welchem er sie gehegt und geschürt hat sein Leben lang.

Und dies: die treue, unentwegte Hingabe des Mannes an seinen schriftstellerischen Beruf sein langes Leben hindurch, ist es eben, was mich, indem ich diese Briefe wieder und wieder durchblättre, mit stets neuer, wachsender Bewunderung erfüllt. Hierher kommt ihr, die ihr euer Ideal, ein Schriftsteller zu sein, mit einem Sprunge erreichen zu können, erreicht zu haben glaubt; ihr, die ihr wähnt, daß ihr das Schriftstellern frei treiben könnt, wie Essen und Trinken; ihr, die ihr achselzuckend von „Leuten“ sprecht, „die ihren Beruf verfehlt haben“ — hierher kommt ihr alle und seht, was es mit dem Berufe des Schriftstellers auf sich hat, und lernt Ehrfurcht vor diesem Berufe! Seht, wie dieser Hochbegabte, dem es bei seinem Wissen, seinem Fleiß ein Leichtes gewesen wäre, sich in einem der honetten Berufe, die er nach eurer Ansicht verfehlt hat, sein gemächliches Auskommen und mehr als das und Anerkennung und Ehre dazu zu verschaffen, bis in sein Mannesalter mit der bittersten Armuth wacker kämpft und sich im Dunkel einer rang- und titellosen Existenz bescheiden birgt, um seinem Berufe unentwegt nachzugehen! Seht, wie er später, wenn die Versuchung, den Unbilden eines materiell nicht gesicherten Lebens, von denen ja im lieben Deutschland auch der erfolgreiche Schriftsteller kaum jemals verschont bleibt — wie er, sage ich, wenn diese Versuchung in Form des Anerbietens eines öffentlichen Amtes, einer Sinecure an ihn herantritt, mit dumpfem Herzklopfen dem scheinbar Unvermeidlichen entgegenbangt und beglückt aufathmet, wenn das Uebel nun doch von ihm gewichen!

Und wer das leicht nehmen und sagen wollte: er fühlte sich eben wohl in seinem Berufe, der sehe, wie er es sich in seinem Berufe hat

so herrlich wohl sein lassen! Kommt! und thut desgleichen — wenn ihr könnt! Erhebt euch von eurem Lager mit dem Gedanken an eure Arbeit; geht schlafen mit dem Gedanken an eure Arbeit; träumt von eurer Arbeit, erwacht mitten in der Nacht und grübelt weiter über eure Arbeit — nicht heut' und morgen! nein jeden Tag und jede Nacht eures Lebens, so viele euch das Schicksal gewährt, und erreichten sie, wie bei diesem das biblische Maß! Und geht keine Gasse eines Dorfes, einer Stadt, keinen Feld- und keinen Parkweg, ohne daß die Arbeit mit euch geht! und besteigt keinen Wagen, der euch in die weltentrückende Stille eines Alpenthales oder des Meergestades führen soll, ohne daß sie, der ihr euch ergeben habt, mit euch einsteigt! Und während der Fahrt sinnt und sinnt, wie die Aufgabe, welche euch die unsichtbare Begleiterin in das Reisebündel geschnürt, in der Ausführung aufs beste gerathe! Und scheint das Werk euch gerathen — glaubt es nicht! spart keine Feile, es noch besser zu machen! Und, seid ihr mit eurer Kraft und Kunst zu Ende, laßt euch nicht verlocken, zu wähnen, daß dies nun das beste sei dessen, was ihr schaffen könnt, geschweige, was geschaffen werden kann! Schaut auch in den Momenten höchster Schaffenslust und dankbarer Freude an dem Geschaffenen demüthig empor zu den hohen Geistessternen, die mit ihrem Strahlenglanz durch die Jahrtausende leuchten! Bekennt euch noch mit grauen Haaren als bescheidene Schüler zu ihnen, als zu euren hehren Meistern und unerreichbaren Mustern! Feiert ihre Gedenktage, ob mit tönender Rede vor Hunderten in den glänzenden Sälen der Städte, ob mit stillem Gebet am einsamen Wegesrain! Und habt auch wieder eure herzliche Freude an dem gelungenen Werke eurer Mitstrebenden, und wendet euch nur da unwillig ab und laßt es nicht fehlen am herbtadelnden Wort, wo ihr den Leichtsinn schalten und die Frivolität walten seht und Spott treiben mit dem, was euch heilig ist!

Ja, ihm war sein Beruf heilig; man versteht den Mann nicht, wenn man sich dessen nicht bewußt wird, sich nicht mit der Ueberzeugung durchdringt, daß er in heiligem Ernst und treuem Glauben in seinem Berufe ein Priesterthum sah der Wahrheit und der Schönheit, die er sich ohne die Freiheit nicht denken konnte, wie sie dem mündigen Volke ziemt, das sein Land mit hingebendster Liebe liebt. Wahrheit und Schönheit, Freiheit und Vaterland — sie waren die Ideale seines Lebens, denen er auch mit keinem Hauche untreu geworden ist, trotz der Ver-

düsterungen, denen hochstrebende Seelen, wie die seine, am wenigsten entgehen; trotz der Zweifel, die in des Tages Wirrsal, in dem scheinbar nutzlosen Kampf mit der den Menschen angewohnten Gemeinheit auch den Muthigsten jezuweilen beschleichen mögen; trotz auch der naiven Freude, die er an seinen großen Erfolgen zu haben schien, und die ihm von solchen, welche ihn nicht kannten, oft so übel ausgelegt wurde. Aber wie seine Verdüsterungen, seine Zweifel nur Schleier waren, die ihm seine Ideale wohl momentan zu verhüllen, nie aber zu entfremden oder gar zu rauben vermochten, so war die Bewunderung der Menge wahrlich keine Sonne, in deren Strahlen er sich müßig und eitel wärmte und blähte. Wie bescheiden er über seine Verdienste, seinen Ruhm dachte — in hundert rührenden Aeußerungen steht es auf diesen Blättern zu lesen. Und wenn er es nicht immer ausdrücklich sagt, daß er die Kränze, die ihm wurden, zu den Füßen seiner Gottheit niederlegte — in seinem Herzen hat er es stets gethan; hat stets in seinem Herzen die Ehren, so ihm persönlich bezeigt wurden, empfunden nur als Huldigungen, die er entgegenzunehmen hatte im Namen der Ideale, deren Priester er war.

Ich weiß sehr wohl: was ich hier zu fixiren suche, es ist nur ein Gesichtspunkt von den vielen, aus denen diese Briefe betrachtet werden können und müssen. Aber, wie gesagt, er ist für mich der anziehendste, weil ich von keinem andern das Bild des Mannes so gleichsam mit einem Bicke überschauen kann.

Des theuren Mannes, der sein Lebenlang nichts anderes gewesen ist und hat sein wollen, als ein Schriftsteller in dem obigen Goetheschen Sinne.

Und der durch die Treue, mit der er sich seinem Berufe hingegeben und seines Amtes gewaltet, eine Zier seines Berufes geworden ist und sein Amt ehrwürdig gemacht hat auch in den Augen derer, die außerhalb des Berufes stehen; den Berufsgenossen aber als ein leuchtendes Vorbild dienen kann, dessen schriftstellerischen Tugenden sie unbedingt nachstreben müssen, auf wie andere dichterische Bahnen sie auch der Genius führen möge.

Berlin im März 1884.

Friedrich Spielhagen.



Vorbemerkungen des Herausgebers.

Wie aus den Briefen ersichtlich, die ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, wollte Berthold Auerbach eine umfassend angelegte Selbstbiographie schreiben und hat zur Ausführung dieses Planes, der ihn in seinen letzten Jahren lebhaft beschäftigte, auch mit einzelnen Aufzeichnungen begonnen. Er betrachtete diese Arbeit, mit der er seine schriftstellerische Thätigkeit abzuschließen gedachte, als eine Aufgabe, der er sich mit der letzten Kraft zu widmen habe. Nachdem er sich dabei engere Grenzen gesetzt hatte, schrieb er noch kurz vor seinem Todestage einige Zeilen zu der im Herbste 1881 begonnenen Erzählung seiner Kindheitsgeschichte. Er hat auch von diesem Theile nur Bruchstücke hinterlassen, die allerdings von Interesse sind, da sie zeigen, wie der Verfasser der Dorfgeschichten noch zu jener Zeit Zustände und Personen in realistischer und zugleich heiterer Weise zu schildern wußte. Er wollte damit auf die ersten und tiefsten Wurzeln seines geistigen Lebens und Wachsthums zurückgehen. Eine Selbstschau Berthold Auerbachs nach dem ursprünglichen Plane hätte uns den ganzen Lebensgang des hervorragenden Schriftstellers, die Bahn des edelsinnigen und warmherzigen Menschen vergegenwärtigt, wie er, unbeirrt durch äußere Schwierigkeiten, dem ihm schon frühe vorschwebenden Ziele nachstrebte, muthig dem innern Berufe folgte und sich aus enger Umgebung zur ehrenvollen Stellung im deutschen Vaterlande emporarbeitete. Es war jedoch vornehmlich ein in seiner schriftstellerischen Richtung liegender ganz allgemeiner Zweck, den er bei dem beabsichtigten Werke im Auge hatte. In den erwähnten

mir vorliegenden Aufzeichnungen bemerkte er einleitend: „Es handelt sich nicht um meine Person, sondern um Aufzeigung einer Lebensschicht, die — wer weiß, wie bald — von andern Schichten überlagert wird.“ Die hinter den äußeren Thatsachen verborgenen, in stetem Flusse begriffenen Triebkräfte seiner Zeit, die auf ihn so mächtig eingewirkt hatten, sollten veranschaulicht und für die Geschichte festgehalten werden; seine Lebensgeschichte sollte einen Beitrag zur Geschichte der Geistesströmungen des deutschen Volkes während des letztverflossenen halben Jahrhunderts bilden. Der Dichter, der mit freiem und liebevollem Sinne in die Welt blickte, wohlthuend und belebend auf viele Menschen einwirkte, sich aber auch reichlicher Anerkennung und Verehrung erfreute, wollte in abgeklärter Betrachtung ein aus tieferem Grunde hervortretendes, im Ganzen freudiges Lebensbild geben, wie es seinem innersten Wesen entsprochen hätte, aus dem seine Mittheilsamkeit hervorging und mit dem er Trübungen rasch zu überwinden vermochte.

Ich kenne die Lebensgeschichte des Freundes von der ersten Zeit seiner Geistesentwicklung an bis zu seinen letzten Tagen. Er ließ mich an allen äußern Begegnissen und innern Bewegungen seines reichen Lebens fortwährend theilnehmen. Die Briefe, durch welche er mich in Kenntniß seiner Erlebnisse und Bestrebungen erhielt, wurden im Verlaufe von 52 Jahren immer ausführlicher[1]. Es war bei uns selbstverständlich, daß Freude und Schmerz des Einen auch von dem Andern als eigenes Erlebniß empfunden werde. Er redete mit mir, wie mit sich selbst, suchte durch seine Bekenntnisse sich selbst klar zu werden, in Wirrnissen den richtigen Weg zu finden und sich von allem Beschwerenden zu befreien. Bei Ausarbeitung seiner Lebensgeschichte wollte er denn auch, nachdem er die Erinnerungen aus der ersten Jugendzeit niedergeschrieben hätte, von seinen an mich gerichteten Briefen Einsicht nehmen, um sich dadurch Thatsächliches und Stimmungen der vergangenen Tage wieder zu vergegenwärtigen. Mir selbst wollte er seine Aufzeichnungen zur Durchsicht vor der Veröffentlichung vorlegen.

Da nun die Selbstbiographie Berthold Auerbachs nicht zu stande gekommen ist, so können seine Briefe an mich einen gewissen Ersatz bieten. Dennoch hätte ich mich nicht entschließen können, auch nur einen

[1] Ich bewahre eine Sammlung von mehr als 2000 Bogen. Manches, was in frühern Briefen unerwähnt blieb, findet sich in spätern Rückblicken.

Theil solcher aus dem beiderseitigen intimsten Leben hervorgegangenen Mittheilungen zu veröffentlichen, wenn ich nicht damit einen von dem Freunde an seinem Todestage geäußerten Wunsch, von dem er wußte, daß ich ihn als Verpflichtung betrachten werde, zu erfüllen hätte. Ich mußte mich dabei über mehrfache Bedenken hinwegsetzen, von denen ich nur das nächstliegende und gewichtigste andeuten will. Man wird es vor Allem begreiflich finden, daß ich lange Anstand nahm, durch Herausgabe der Briefe, deren Mittelpunkt und Lebensnerv mein freundschaftliches Verhältniß zu Berthold Auerbach ist, mit meiner Person auch nur in der Entfernung hervorzutreten.

Ich darf unterlassen, die Gesichtspunkte genauer anzugeben, nach denen ich die Auswahl zu treffen hatte. War es — abgesehen von der selbstverständlichen Rücksicht auf lebende Personen — einerseits geboten, daß ich in zweifelhaften Fällen mich fragte, ob der Freund wohl selbst es angemessen gefunden hätte, die vertraulichen Aeußerungen seines stets regen Geistes und bewegten Herzens zu veröffentlichen, so hatte ich andrerseits einfach die Pflicht, seine Worte möglichst vollständig wiederzugeben.

Ich war aus verschiedenen Gründen veranlaßt, eine große Zahl von Briefen und einzelnen Briefstellen auszuscheiden; da es sich hierbei nicht um dokumentarische Genauigkeit handeln kann, habe ich es zweckmäßig gefunden, die entstandenen Lücken, sofern sie nicht den Zusammenhang stören, nur selten anzudeuten. Erforderliche Einschaltungen hingegen habe ich meist als solche (durch [ ]) bezeichnet.

Die Bedeutung dieser Briefe für die Oeffentlichkeit besteht vornehmlich darin, daß in ihnen die ganze Individualität Berthold Auerbachs sich unbewußt ausgedrückt hat. Zu dieser gehörte ganz besonders auch die seltene Wärme und ununterbrochene Hegung der Freundschaft. Wer ihn kannte, wird wissen, wie er jederzeit zur Ermunterung Anderer bereit war und seine Freunde mit volltönendem Lobe zu erfreuen suchte. Ich habe von derartigen mich persönlich betreffenden Herzensergießungen einige Spuren gelassen. Was den Werth betrifft, den er bei seinen schriftstellerischen Arbeiten meinem Urtheil beimaß, so bestand derselbe wesentlich darin, daß ich bei genauester Kenntniß seiner Begabung mir auch Abirrungen, in die er gerathen könnte, zu vergegenwärtigen suchte und seine Leistungen mit derjenigen Strenge zu prüfen bemüht war, die man gegen sich selbst anwendet.

Die Briefe reichen von April 1830, der Zeit unseres Abschiedes in Karlsruhe, bis zum Scheiden des Freundes aus dem Leben. Als ich Berthold Auerbach im Herbst 1827 kennen lernte, trat er mir als ein frischer, fröhlicher junger Mensch entgegen, der fern von Verschüchterung und Verdüsterung seinen Anspruch an das volle Leben machte. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß er sich erst mühsam aus talmudischen Anschauungen emporgerungen habe. In die rabbinische Casuistik, die seinem ganzen Wesen widerstrebte, ist er nie eingedrungen; um so tiefer hafteten aber einzelne Urworte des biblischen Grundtextes und der ganze Geist der Bibel, sowie die Weisheits- und Sittensprüche, Parabeln und poetischen Sagen, die er aus seinen theologischen Studien und unmittelbar aus dem jüdischen Leben in sich aufgenommen hatte. Mehr als die Folianten, welche die Quelle der jüdischen Theologie bilden, beschäftigten ihn Schiller, Goethe, Herder und Jean Paul, die nach zufälliger Anregung gelesen wurden. Der künftige Volksschriftsteller nahm in Karlsruhe unbewußt auch einen Grundton des Hebelschen Geistes in sich auf. Mächtig war zu jener Zeit schon sein Natursinn. Sein dichterischer Geist erwachte, als er im Sommer 1828 mit seinem Onkel vier Wochen in Wildbad war. Er kam von dort verändert zurück, es war eine gewisse Weihe über ihn gekommen, und er brachte ein dickes Heft mit, in dem er die auf dem heimatlichen Boden empfangenen Eindrücke in poetischen Ergüssen, zum Theil auch in Versen, schilderte, ließ mich aber nur flüchtig hineinsehen.

Ich sah den Freund zum letztenmale auf seinem Krankenlager in Cannstatt. Er war auf den Tod gefaßt, aber sein stets reger und ununterbrochen schaffender Geist, sein aus dem Selbstgefühl großer Kraft entspringender Thätigkeitsdrang äußerte sich auch damals. Er diktirte einer Freundin die fortwährend in ihm arbeitenden Gedanken über Welt und Leben in die Feder, und nur mit Mühe und durch ausdrückliches Verbot der Aerzte konnte er davon abgelenkt werden.

Der Lebensabend des warmen Vaterlands- und Menschenfreundes wurde leider durch traurige, die ersten und einfachsten Grundsätze aller Gerechtigkeit und Humanität untergrabende Zeitbestrebungen, die sich immer mehr ausbreiteten und immer verderblicher wirkten, in hohem Grade umdüstert. Berthold Auerbach steht als deutscher Schriftsteller im Leben seiner Zeit. Man findet in den hier mitgetheilten Briefen auch einen Theil der Aeußerungen, mit denen er seinen Schmerz über

derartige Erscheinungen, seinen tiefen Kummer über die Schädigung des deutschen Volksgeistes dem Freunde gegenüber aussprach. Sie gehören ır Charakteristik und Lebensgeschichte des Dichters.

Der Druck des Buches war schon weit vorgeschritten, als Eduard Lasker starb. Es war zu spät, die von Herausgabe der „Erlebnisse einer Mannesseele" handelnden Stellen, die ich bei Lebzeiten Laskers ausgeschieden hatte, wieder aufzunehmen, und nur die wenigen Worte eines Briefes konnte ich in dieser Beziehung noch einschalten. Der Freund beobachtete anfangs auch gegen mich strenges Stillschweigen über den Verfasser der Schrift. Er hatte nicht vorausgesetzt, daß man bei einer ans Dichterische streifenden Darstellung an einen Mann denken würde, den man nur als eifrigen Politiker kannte. Nachdem man aber doch den Namen des Verfassers errathen hatte, sah er ein, daß es besser vermieden worden wäre, das innerste Seelenleben eines im politischen Parteigetriebe stehenden Mannes öffentlich darzulegen, zweifelte aber nicht, daß man in späterer Zeit den Werth der Schrift allgemein anerkennen werde.

Ich habe diesen Briefen nur wenige erklärende und biographische Notizen hinzugefügt. Die Abfassung einer Biographie, die vielleicht von mir erwartet wurde, muß ich einem Andern überlassen. Der Hauptgesichtspunkt einer Lebensgeschichte Berthold Auerbachs, dessen scharf ausgeprägte Eigenart überall auch in seinen Schriften hervortritt, müßte nicht bloß die literaturgeschichtliche Bedeutung des Schriftstellers, sondern zugleich das reiche Geistesleben, das warme Herz, das unablässige Streben des Menschen sein. Man muß sein kindliches und — was keineswegs ein Widerspruch — stets forschendes Wesen, seine unzerstörbare Lebensfreudigkeit kennen, um seine schriftstellerische Wirksamkeit zu verstehen. Die vorliegenden Briefe geben das lebensvolle Bild seiner ganzen Persönlichkeit und bieten in allen Beziehungen einen wesentlichen Beitrag zu seiner Lebensgeschichte. In diesem Sinne glaubte ich das Buch als biographisches Denkmal bezeichnen zu dürfen.

Die Erfüllung der mir obliegenden Pflicht mußte wehmuthsvolle, aber auch freudige Erinnerungen in mir erwecken. Ich verhehle mir daher nicht, daß ich, obwohl ich es zu vermeiden suchte, mich bei der Auswahl doch vielleicht zu sehr von meinen persönlichen Gefühlen leiten ließ und Stellen zum Abdrucke bringe, die nur nähere Freunde des Dichters interessiren mögen. Doch muß ich bemerken, daß der in den

Briefen ganz besonders hervortretende charakteristische Detailsinn mir die Ausscheidung gerade in dieser Hinsicht erschwerte und daß ich, hievon abgesehen, die Eigenthümlichkeit der freundschaftlichen Mittheilungen nicht durch allzustrenge Ausschließung an und für sich unwichtiger Einzelheiten verwischen durfte.

In einem der letzten dieser Briefe findet sich ein Wort, von dem ich wünsche, daß es den Leser von Anfang an begleiten möge. Berthold Auerbach konnte mit Recht von sich sagen:

„Alles Leben war mir so neu als heilig".

Ich zweifle nicht, daß dieses der Gesammteindruck der nachfolgenden Blätter auch bei dem größern Leserkreise sein werde.

Frankfurt a. M., 2. März 1884.

Dr. **Jakob Auerbach.**





1830 — 1834.

1[1].

Stuttgart, 7. April 1830.

Briefschreiben macht die Trennung und die Entfernung von Freunden leichter. Ein guter Reisegefährte beglückt den einsamen Wanderer. Es ist doch ein komisches Geschöpf um einen alten pensionirten Pfarrer. Fest- und Freudentage im Angesichte die Heimat verlassen zu müssen, schmerzt.

Ei der tausend, hör ich dich sagen, was sind das für fragmentarische Sentenzen? wo und wann hast du diese aufgefischt? Komm, lieber Jakob, setz dich zu mir her, und ich will dir alles demonstriren. Notandum est: Als ich mit zerrissenem Herzen mich von dir getrennt hatte, saß ich nicht eben bequem auf dem Wägelein eines dem Anschein nach betagten Mannes. Lange stumme Pause — bis endlich das Wägelein am Berge stand, da erkundigte man sich nach meinen Verhältnissen; in Wilferdingen im Wirthshause angekommen, ertönte uns der Gruß entgegen: Ah, willkommen Herr Stadtpfarrer! Es war also ein pensionirter Pfarrer aus Pforzheim, der aber seines Gespräches gemäß ein spiritus lenis war. Mit Einbruch der Nacht zu Pforzheim angekommen, beabschiedete ich mich recht herzlich bei spiritum lenem, und deinen Rath be-

[1] Nr. 1—8 nach Karlsruhe (Nr. 7 zur Kenntnißnahme und Weiterbeförderung). — Nach dem Willen der Eltern und aus eigner Neigung zum Studium der Theologie bestimmt, kam Berthold Auerbach (geb. zu Nordstetten, 28. Februar 1812, als der drittjüngste von 11 Geschwistern) nach zurückgelegtem dreizehnten Jahre nach Hechingen, wo er in herkömmlicher Weise in den Quellen der jüdischen Religionswissenschaft unterrichtet wurde. Diese für den jüdischen Theologen frühzeitig erforderlichen Vorstudien setzte er dann (nach etwa zwei Jahren, während welcher Zeit seine früher wohlhabenden Eltern verarmt waren) in Karlsruhe fort, bereitete sich aber zugleich durch Besuch der untersten Klasse des dortigen Lyceums und durch Privatunterricht zum Eintritt in das obere Gymnasium zu Stuttgart vor.

folgend ging ich noch eine Stunde weiter, wo ich übernachtete; um 4 Uhr, nicht um 9 Uhr, stand ich auf, fuhr mit dem Briefpostkärrchen eine Station und ging dann, meinen hackbeiligen Stock in der Hand, ein rothes Wachstuchpaket auf dem Rücken, weiter. Nach Verlauf einiger Stunden war ich so glücklich ein nach Stuttgart fahrendes Wägelein anzutreffen. Ich lud mich auf und ließ den Wagen dahin rasseln. Nachdem ich mehrere Abenteuer erlitten, als: Schiffbruch, von Seeräubern angefallen, kam ich endlich vor Stuttgarts Thoren an. Ich schäme mich nicht dir zu gestehen, daß mir unwillkürlich die Worte entschlüpften: „Segne mich, o Gott, und behüte mich, lasse mir dein Angesicht leuchten und sei mir gnädig und verleihe mir Frieden[1]!" Wundre dich nicht über meine Geschicklichkeit das Futurum in Imperativ zu verwandeln, denn es war Begeisterung. Nachdem ich 3/4 Stunden gefragt, erkundigt und gezürnt hatte, kam ich endlich in das Wirthshaus der Juden. Ich ging zuvorerst zum Frankfurter[2] — denke dir die Situation! Nachdem ich beim Herrn Rektor des hiesigen Gymnasiums, einem schlichten alten Schwaben, gewesen war, der mir wenig Hoffnung machte in das hiesige Gymnasium eintreten zu können, weil es schon übervoll sei, legte ich mich zu Bette. Ach! bald hätte ich wegen des Schlafes dir zu schreiben vergessen, daß Herr kahlköpfiger Rektor dennoch hinzufügte: „Kommen Sie jedoch Dienstag über 8 Tagen (also am 4. April) zum Examen, und wenn Sie außerordentlich vorzügliche Kenntnisse haben, können Sie vielleicht angenommen werden." Mittwoch Nachmittag, als ich in die Wirthsstube kam, saß mein Cousin, der Lehrer von Freudenthal, am Tische. Wir beschlossen mit einander nach Nordstetten zu reisen, welches nach einer Stunde geschah. Wir übernachteten in Vaihingen, traten morgens um 6 Uhr, da der Wind stürmisch in die Flügel meines blauen Rockes blies, unsere Reise an.

Abends, Donnerstag, kamen wir abgemattet von der Reise zu Baisingen an. Ich klopfte an das Haus meiner Schwester an, siehe da! welche Freude! Ich war Onkel geworden, eben vor 2 Stunden war meine Schwester mit einem Töchterlein niedergekommen — denke dir Alles —. Nachdem ich geplaudert, gekost und gegessen, ging ich zu Bette. Nachdem ich morgens gefrühstückt, setzte ich mich zu meiner Schwester an das Bett, auf einmal flog die Thüre auf, und meine Schwester Jeanette, der ein Bote geschickt worden war, trat herein; male dir nun den Augenblick mit allen Farben

[1] Alttestamentliche und ähnliche Stellen sind im Original überall in der Ursprache angeführt.

[2] Naphtali Frankfurter, Bruder seines frühern Lehrers in Nordstetten, nachmals Rabbiner zu Braunsbach und dann Prediger der Hamburger israelitischen Tempelgemeinde (starb 1866), ein durch große Beredsamkeit ausgezeichneter Kanzelredner.

aus, wir weinten. — Von da aus ging ich nach Hause, wo ich am Freitag Mittag um 12 Uhr ankam, der Willkomm war innig, herzlich. Die Zeit meines Zuhauseseins brachte ich meistens bei Herrn Lehrer Frankfurter zu. Wir sprachen oft über Reformation, über das Judenthum u. s. w., wo ich deiner oft erwähnte. Montag reiste ich wieder von Hause ab, und Dienstag morgens um 6 Uhr saß ich im Gymnasium beim Examen; elf waren, die sich gemeldet und also auch geprüft wurden. Wir mußten Argumente ausfertigen, eines lateinisch und eines griechisch, ein diktirtes Kapitel aus dem Tacitus schriftlich übersetzen, dies währte bis 12 Uhr. Nachmittags 2 Uhr war mündliche Prüfung, wir übersetzten unpräparirt aus Xen. memor. und aus Sallustius, im ganzen ging Alles ordentlich. Das Schriftliche wurde nun an den Studienrath gesendet, und heute Nachmittag erhalten wir Antwort.

Nun, glaube ich, habe ich meinen ganzen Schubsack voll Zeitungen ausgeschüttet, und du hast auch über keinen kleinen Brief zu klagen. Ja, lieber guter Jakob, wie Vieles hätte ich dir zu sagen, was ich nicht schreiben kann. Hundertmal hat sich in diesem Briefe meine Laune geändert, denn tausend Sachen sind in meinem Kopfe. Wahrlich! ich fühle mich leichter, wenn ich mich mit dir unterredet habe, denn die Leute finden sich allzuspärlich, die offenherzig als Freund sich mit einem besprechen.

Stuttgart, 22. April 1830.

Obiges hatte ich, wie du siehst, schon Freitag geschrieben. Nachmittags ging ich zum Rektor, alle elf, die das Examen gemacht hatten, standen da in gespanntester Erwartung, dreien wurde es gestattet, obgleich es jetzt mitten im Cursus sei, das Gymnasium zu besuchen, und acht, worunter auch ich war, wurde es versagt, da allzusehr Mangel an Platz im obern Gymnasium und es jetzt auch mitten im Cursus sei. Todtenblaß stand ich da, denn es war über alle meine Erwartung, denn der Rektor hatte den Frankfurter versichert, ich sei meines Examens halber aufgenommen. Was sollte ich nun anfangen? — Ich war in einer unbeschreiblich schrecklichen Lage — endlich rieth mir Emil Auerbach, den du aus einem Briefe kennst, ich solle hier privatim Latein und Griechisch betreiben und dann auf den kommenden Herbst in die 9. Klasse eintreten, welches ich auch zu thun mich entschloß. Ich bin also hier ein Privatmann, kein Staatsbeamter, aber ich hoffe, es soll nicht lange dauern. Wenn ich dir eine kurze Beschreibung von den Anordnungen Württembergs, namentlich für Studirende liefern wollte, so müßte ich noch mehrere Bogen voll schreiben. Ich sage dir nur so viel, Württemberg ist ein Attika und Stuttgart ein Athen. — —

Nun, lieber Jakob, wie befindest du dich? Schreibe mir doch auch recht bald einen recht großen Brief, und wenn du einen Brief von unserem

lieben Randegger[1] erhalten hast, so schicke mir ihn. Unser lieber Randegger ist hier allbekannt, geschätzt und hochgeachtet... Lebe recht wohl, denke oft an mich!

2.

Stuttgart, 29. Juni 1830.

Lieber guter Jakob!

Mit obigen Worten beschrieben liegen mehr denn zehn halbe Bogen auf meinem Zimmer überall zerstreut, nie aber konnte ich mehr schreiben, denn immer glaubte ich zu launisch oder zu mißmuthig zum Briefschreiben zu sein, jetzt aber launisch oder mißmuthig, geschrieben muß es sein. Ich lege deinen Brief vor mich hin, der bereits kohlschwarz ist von dem öftern Lesen, und will „auf das Erste zuerst und auf das Letzte zuletzt antworten." Der Brief von unserem lieben, von allen hochgeschätzten Randegger, sowie auch der deinige erfreute mich unaussprechlich. Das Gefühl ist namenlos, das man beim Empfang des ersten Briefes von Freunden empfindet. Silentio igitur transeo hoc momentum, nur noch so viel, daß ich dem Randegger sogleich ausführliche Antwort schrieb. Der Brief kostete 20 kr. Die Lücke in deinem Brief wollte ich sogleich ausfüllen, aber bei meinem Vorrathe von Kraftwörtern (ut utar verbis sacri Jacobi) fand ich keines grell und charakteristisch genug; es erging mir, wie es den meisten Menschen ergeht, ihre eigenen Mängel können sie nicht aufspüren und also keinen Pfeil des Witzes auf sie losdrücken. — Lieber Freund! deinen Rath befolgend, reichte ich vor 14 Tagen eine Bittschrift an den königlichen Studienrath ein, mit der Bitte, als Auscultans das obere Gymnasium besuchen zu dürfen, bis jetzt ist aber noch keine Antwort erfolgt, es ist aber bald wieder öffentliches Examen. Mit meinem philologischen Studium geht es gottlob erwünscht. Ich habe nämlich täglich eine Privatstunde bei einem würdigen Präceptor in Lateinisch und Griechisch (sowohl Exponiren als auch Componiren), es ist ein sehr würdiger Mann, der sich alles mit eisernem Fleiße eingegraben und es vortrefflich geordnet hat, was beim philologischen Studium eine Hauptsache ist. Ich lese bei ihm Livius römische Geschichte, die er vortrefflich mit Hinweisung auf syntaktische Regeln und Schönheiten der lateinischen Sprache erklärt; Griechisch lese ich eine Chrestomathie und liefere jeden Tag ein Argument, je einen Tag ein lateinisches und auch dann ein griechisches. In Gesellschaft meines Freundes Emil Auerbach lese ich de amicitia von Cicero. Livius und Cicero, die Grundpfeiler der

[1] Aron Giuseppe Randegger aus Triest, lebt als Privatgelehrter in Neapel. Vgl. Abraham Geigers Leben in Briefen. Herausgegeben von Ludwig Geiger (Berlin 1878). S. 16.

lateinischen Grammatik im Auge, sieht man erst was Latein heiße, unverkennbar leuchtet überall der logisch-philosophische Geist dieser Sprache hervor, und man staunt die Größe dieser beiden Heroen an. Die griechische Sprache lernt man nur durch häufiges Componiren in ihrer wahren Schönheit kennen, man lernt sie umfassender, gründlicher, erhält hellere Einsichten und wahrhafte Anschauung ihres Geistes. Dies ist die Behauptung mehrerer Sachkundigen und auch die meinige, denn es verhält sich bei der Philologie wie bei anderen Wissenschaften: wenn man einen Grundsatz, eine Regel aufgefaßt hat, so wird sie uns weit deutlicher, weit bleibender, wenn wir sie einem Andern mittheilen, und sie dadurch von uns entwickelt ans Leben tritt; dies wird bei Erlernung einer Sprache nur dadurch erzweckt, wenn wir vom Deutschen in dieselbe übersetzen, wir sind gezwungen, das, was uns im Gedächtnisse ist, zu äußern, etwas daraus zu bilden und den vortrefflichen Mustern nachzuahmen, was bei noch so gründlichem Exponiren der Fall nicht ist. Meine ökonomischen Ausgaben sind ziemlich groß und meine Einnahmen sehr gering. 16 Stunden kosten mich, da ich noch einen Kameraden habe, nur einen Kronenthaler, mein Logis kostet mich auch nur 2 fl. Es ist ein geräumiges Zimmerchen und ich habe sehr gute Hausleute. Ich habe hier die Bekanntschaft mehrerer Studenten, jüdischer und christlicher, Juden und Christen. Der Hauptvorzug der hiesigen Studenten vor den gelb bebordeten und blau bekragten Karlsruhern ist, daß Bildung und Unterricht hier zugleich vorschreiten, man kennt hier durchaus keinen Unterschied zwischen Jude und Christ. Der Sohn meines Hausherrn ist auch Gymnasiast der 9. Classe gewesen und studirt nun höhere Chirurgie, mit diesem habe ich sogenannten vertrauten Umgang, er war ein intimer Freund des Frankfurter und kennt das Wort Jude nicht. Er hat eine sehr gute Bibliothek, die ich benützen kann, für jetzt aber noch nicht benütze. — Apropos, ohnlängst las ich einiges von Spinoza und fand in seiner Biographie, daß er auch früher Baruch geheißen und seinen Namen in Benedict latinisirt habe, diese Eitelkeit des großen Denkers sprach mich an und sogleich wurde der Berthold ausgezogen und der Benedict angezogen. Ich weiß nicht, was ich anfangen soll, ich heiße nun Moses Baruch Berthold Benedict Auerbach, und man hat doch wahrlich genug zu thun, wenn man einen ehrlichen Namen erhalten will, und ich soll so viele erhalten? Ich denke, es geht mit der Vielnamerei, wie es mit der Vielweiberei ging, es wird noch ein Rabbi Gerschom aufstehen und seinen Bann auf die Vielweiberei noch mit dem auf die Vielnamerei vermehren, aus demselben Grund: weil man weder mehrere Weiber noch mehrere Namen gut erhalten kann. Gestern sprach ich den Herrn Rabbiner Dr. Maier dahier, der auch unseren lieben Randegger kennt und ihn hochschätzt, was überhaupt hier überall der Fall

ist. Obigen Dr. M. zeiht man einiger Vergehungen in unseren Cerimonie-Gesetzen, weshalb er, obgleich geprüft, noch keine Anstellung hat. Sed de hoc alias, nunc redeo ad meas res. Die Zuvorkommenheit, mit der man hier allenthalben dem Studirenden begegnet, übertrifft alle Erwartung, man bespricht sich über das Judenthum, über Fortschritte, über Verbesserungen darin, und immer sucht man den Studirenden in das Gespräch zu ziehen, seine Meinungen zu erforschen, womit man jedoch immer behutsam sein muß. Ich glaube, daß ich nun meine Pflicht gethan und dir mein ganzes wirkliches Leben umständlich beschrieben habe, und schließe nun mit der Versicherung, daß ich ewig bin und bleibe dein

Benedict Auerbach.

Grüße mir deinen Logiskameraden, den ich persönlich kenne, er möge sich der Bierkneipe zu Hechingen erinnern. Mein Logiskamerad grüßt dich recht herzlich, er sehnt sich nach deiner Bekanntschaft.

3.

[Ohne Datum.]

Soeben erfahre ich, daß Herr Hofgraveur nach Karlsruhe reist, und ich nehme Gelegenheit, dich zu fragen, warum mein letzter Brief noch unbeantwortet ist? wie es denn steht u. s. w. Auch kann ich dir hiermit die freudige Nachricht ertheilen, daß ich ein königliches Stipendium mit jährlichen 50 fl. erhalte.

4.

Stuttgart, 22. August 1830.

Mein Jakob!!!

„Weit in nebelgrauer Ferne"

liegt der Tag, an dem ich dir meinen bis jetzt noch unbeantworteten Brief schrieb, außer meiner Reminiscenz liegt aber der Tag, an dem ich einen Brief von dir erhielt, und doch kann ich mir dein langes Stillschweigen durchaus nicht entziffern. Quid est quod du mir mit Herrn Hofgraveur nicht schriebst? Warum zeigst du mir weder den Empfang des einen noch des andern Briefes an? Genug der allgemeinen Briefsvorwürfe.

Lieber Jakob, auch ich war gesonnen, noch acht Tage mit dem Schreiben zu warten, um dir alsdann meine Aufnahme in das obere Gymnasium anzuzeigen, denn bis den 31. August ist hier öffentliches Examen, wo ich ohne Zweifel aufgenommen werde; du brauchst mir also den Brief nicht vorher beantworten, bevor du noch einen von mir erhalten hast, und dann erst, hoffe ich, soll unser Briefwechsel erst wahren reellen Gehalt haben. Wenn ich tagtäglich einst die geprüften Meinungen würdiger Gelehrten hören werde, dann mußt, dann sollst du haben, was ich dir mittheilen kann.

Mein einziger Wunsch ist es noch immer, du solltest nur ein einziges Jahr hiesiges Gymnasium besuchen können. Ich werde jedoch mein Möglichstes thun, um dir wenigstens einen Theil zu ersetzen.

5.

Stuttgart, 2. Dezember 1830.

Vor mir liegt ein bereits abgegriffener Brief von Ende Juli's datirt; wahrlich, das ist ein schöner Briefwechsel unter Freunden! Hat vielleicht die jetzige sturmbewegte Zeit etwas dazu beigetragen? — Doch nein, was ficht die kalte, eigennützig-hinterlistige Politik, was ficht die die Freundschaft an? Ja, es lagen andere Gründe im Wege, die uns hinderten, die süße Pflicht des Mittheilens zu erfüllen: eine der wichtigsten Epochen deines und meines Lebens traten ein, du gingst zur Aushebung, ich mußte mich einem neuen so wichtigen Examen unterziehen, und mit seinem eigenen Schicksale ringend vergaß zwar Einer des Andern nicht, dennoch konnte man sich nicht mittheilen, und wir verschoben es, bis wir ein Genaues mittheilen konnten. Mein Examen ging dieses Mal recht gut, aber es war auch äußerst nothwendig, denn war nicht meine Existenz darauf gebaut? — Peinliche Tage waren es, die ich diesen Sommer verlebte, aber noch weit peinlicher waren die, die ich in der Zwischenzeit, zwischen dem Examen und dem darauf erfolgten Resultate erlebte, und jetzt ist mein Gefühl schon zu sehr erkaltet, als daß ich dir eine Beschreibung meines Rasens, meines Schwärmens, meines Schwebens zwischen Furcht und Hoffnung geben könnte, es ist aber auch nicht nöthig. — Endlich am 1. Tage des Hüttenfestes verkündete der Götterbote Merkur — „celeres mandata per auras" — daß ich in die 8. Klasse des Ober-Gymnasiums aufgenommen sei, meine Freude war, mit einem Worte, namenlos. Aber, sehe ich dich kopfschüttelnd sagen, ist denn das Ziel so hoch, so kostbar, an dem du angelangt bist, daß es dich mit namenloser Freude erfüllt? — O ja, lieber guter Jakob, es ist Alles so ganz, wie ich es gewünscht, fern von der so lästigen Pedanterie und voll des wahren Geistes. Aber du glaubst, ich sähe Alles, Gutes und Böses, durch ein täuschendes Vergrößerungsglas an. Mein lieber Jakob, siehe! es sind bereits 6 Wochen, daß ich die Klasse besuche, und mit jedem Tage erscheint mir Alles um so geistreicher, um so wissenschaftlicher.

Latein ist auch hier die Hauptsache und gewiß mit Recht, denn an einer solchen logisch geregelten Sprache seinen Geist zu bilden, ist, wenn auch nicht immer materiell, doch gewiß formell bildend, und die auserlesenen der auserlesenen Reden Ciceros zu lesen, ist wahrlich reiner Seelengenuß. Daß ich mich der Psychologie sehr befleißige, kannst du dir denken, und ich sehe, daß es ein Anderes ist, ungebunden zu denken oder systematisch zu

denken, geht aber jenes diesem voraus und ist es damit verbunden, so ist es höchst ersprießlich. Unter Religionslehre, die ich genieße, darfst du dir nur reine, allgemeine, auf den Gesetzen der menschlichen Vernunft beruhende Moral denken. Religion und Psychologie genieße ich bei dem genugsam bekannten Philosophen Schmidt, Griechisch bei Herrn Professor Pauly, dem größten griechischen Philologen Deutschlands, und bei dem als Lyriker bekannten Professor Schwab, dessen geistreiche Inserationen mehrere belletristische Blätter Deutschlands verherrlichen. Allgemeine Sprachlehre, als: Entstehung und Normengleichheit der Sprachen, und Aufsätze bei dem bekannten Hofrath Reinbeck. Die Themata unserer Aufsätze waren: der Tod des Sokrates, dann der Tod Cäsars und: was ist schwerer zu schreiben, alte oder neuere Geschichte? — Ich erhielt die Note gut — recht gut, recht gut ist das Höchste. Ebräisch: bei dem gelehrtesten Manne, den ich noch je traf, Professor Cleß, lese ich den Exodus und mache je in 14 Tagen ein Argument. Die Argumenta werden alle zu Hause ausgefertigt, je in 14 Tagen ein griechisches, worin es mir sehr gut geht, in 8 Tagen ein lateinisches, in 3 Wochen einen Aufsatz. Daß meine müßigen Stunden sehr wenige sind, ist leicht zu erachten, da ich auch wöchentlich 8 Privatstunden ertheilen muß, weshalb ich das Französische wieder aufgeben mußte, das ich begonnen hatte. — Wir haben hier eine ziemlich gut ausgestattete Gymnasiums-Bibliothek, und auch die öffentliche königliche steht mir zu Diensten; ich bitte dich also, schreibe mir einige Bücher, die ich lesen soll, du weißt ja noch meinen Geschmack, gelehrt und nicht zu sehr abstrakt, inhaltsreich, aber nicht mit Schlüssen angepfropft u. s. w. Nun, lieber Jakob, mit einem Worte: wie geht's dir? — Mir geht es in pekuniärer Hinsicht sehr schlecht, denn leider! nur allzusehr fühle ich das Unglück meiner lieben Eltern, und ihnen macht das Bewußtsein, mich nicht unterstützen zu können, allzugroßen Kummer. — — O, lieber Jakob! wie manches hätte ich dir noch zu sagen, welches ich nicht niederschreiben kann, ohne mein Herz zu zerreißen. — Lebe recht wohl und schreibe ja recht bald deinem dich ungemein liebenden Freunde

Berthold Auerbach,
Obergymnasiast.

6.

Stuttgart, 6. October 1831.

Selig, wem das Loos geworden,
Eines Freundes Freund zu sein.

Mit welchem Wonnegefühl stimmte ich einst in die Worte des großen Sängers ein, o! es waren selige Tage, und hatte ich auch an dem Freudenkelch nur genippt — Wonne genug für einen Erdenwurm, Wonne genug für mich, der leider (gottlob) so früh entbehren lernen mußte. Aber — wer

sagt mir denn, daß ich diese Freude genossen und sie jetzt nicht mehr genieße? Ach! wie glücklich (?) wäre ich, könnte ich die Stimme unterdrücken, die mir oft zuruft, wäre Jakob noch dein Freund, würde er so lange schweigen? Sieh, lieber Jakob, wenn man oft so ankerlos in dem stürmischen Getreibe der Welt umhersieht, denkt man, es lebt doch noch eine Seele für dich, sie denkt, sie fühlt mit dir, und was braucht man mehr? — Nein! in diesem Tone fortzufahren, ist mir zu überspannt, zu trocken und zu leer, wie du willst. Ja, wir wollen offen und bieder mit einander reden, wie es der Sprache der Freundschaft allein geziemt. Wozu diese Floskeln, diese gekünstelten Allegorien? — Laß sie dem Rhetor, um seine Leerheit damit zu bedecken, laß sie dem Politiker zu einem Visir vor seinem bloßen Gesicht, daß es nicht zerfleischt und zerrauft werde, wir aber, wir — wozu diese Umschweife? Frei herausgesprochen von der Brust, und was von Herzen geht, geht auch zu Herzen. Ist es wahr, lieber Jakob, was mir der beschränkte * sagte, daß du dich ganz in dem jüdischen Koran, Talmud genannt, vergräbst? He! ist es wahr? Es ist hier weder Ort noch Zeit, die Vorzüge und Fehler des Talmuds auseinander zu setzen, aber so viel ist gewiß, daß er nicht werth ist, daß im 19. Jahrhundert ein Jüngling von meines Jakobs Talenten sich lediglich damit beschäftige — ein Buch, in dem die erhabenste Moral neben der gemeinsten Sophisme steht. Doch — genug! ich erwarte hierüber von dir näheren Aufschluß. Lieber Jakob! du hast wahrlich Glück. Meine besten Freunde lernst du so mir nichts dir nichts kennen. Apropos! wie gefiel dir mein Dieterich? Hier lernst du einen Vetter von uns kennen, meinen lieben Emil, einen Menschen, eben so fest und kerngesund an Körper wie an Verstand. Das Uebrige überlasse ich deinem Urtheil über ihn. Ich könnte dir noch vieles Wissenschaftliche schreiben; weil du mir über meine zwei Gedichte noch kein Urtheil geschrieben hast und weil ich dir das vorige Mal so viel über Malerei, Musik und Dichtkunst gehudelt und gesudelt habe[1], [will ich es jetzt unterlassen].

Schreibe mir mit Ueberbringer dieses umständlich Antwort.

Leb wohl!

Ewig dein

B. Auerbach.

---

[1] Der betreffende Brief, der vermuthlich auch die Gedichte enthielt, wurde nicht bestellt und ist verloren.

7.[1]

Stuttgart, 6. November 1831.

Erde, hast du eine Wonne,
Die dem Wechsel widersteht?
Freundschaft ist des Lebens Sonne,
Welche niemals untergeht.

Freund meines Herzens! So schloß ein Gedicht, das ich vor wenigen Wochen einem die Universität beziehenden Freunde übergab, und — ich setze diese Worte hierher, ihre so schmerzlich freudige Erfüllung fühlend. Ja! sie ist ewig, die Freundschaft, erhaben über alle Zeit und Verhältnisse, erhaben über das oft grausam in unsere Freuden eingreifende Schicksal. — Doch — was soll ein Laie dem schon längst eingeweihten Priester seine Göttin beschreiben oder anpreisen? Genug, sie ist, und daß sie ist, das sagt uns unser Herz, unser Gefühl, und — was soll's mehr? Siehe! so bin ich, ich setze mich her, dir, mein guter Randegger, eine Schilderung meiner jetzigen Lage zu geben, und ohne es selbst zu wissen oder zu wollen, ergeußt sich mein lyrisches Herz in hinkenden Gleichnissen und pomphaften Phrasen. Ja, lieber Randegger, mein Herz ist so voll, so übervoll, daß ich mich oft so innig nach deinem Anblick sehne, und ich verwünsche das neidische Geschick, das uns dich so bald von hinnen riß. Ich verweise mich dann zwar, wenn ich mein Herz so sträflich murrend ertappe, aber — es ist eimal so, das Unerreichbare ist es immer, mit dem wir uns am liebsten beschäftigen, dies findet nicht minder in Sachen der Freundschaft als in denen der Wissenschaft statt. Mit unserm Jakob tröstet mich immer der Gedanke, daß ich ihn vielleicht bald wieder auf Universität bei mir habe, aber — dich, unser lieber Randegger, wo finde ich dich wieder? — Weg! mit diesen trüben Gedanken! Laß uns muthig unsere Bahn verfolgen, und das Uebrige überlassen wir Gott und seiner Schickung. — Denke nur einmal! seit unserer Trennung bin ich mit unserem Jakob noch nicht zusammengekommen, ist das nicht unrecht? Doch die Hauptschuld lag an mir, meine hiesigen Verhältnisse gestatteten mir's nicht. Wie ich hier lebe? das sollst du gleich hören. Wie meine Verhältnisse hier sind, das kommt ganz auf mich, d. h. auf meine Launen an, je nachdem ich mir nämlich meine Lage vorstelle. Hätte ich einen Freund, wie du und unser Jakob, ihr lehrtet mich mehr hinunter als hinauf zu sehen, und so zufriedener zu sein. Ich besuche, wie du bereits weißt, das hiesige sehr vorzügliche Gymnasium und habe daher Gelegenheit, mir die mannigfachsten Kenntnisse zu sammeln. O Himmel! rufe ich oft aus, warum war es mir nicht auch vergönnt, in Zeiten, wo

[1] An Randegger. S. d. Anmerk. S. 1 u. 4.

mein Herz noch empfänglicher, noch bleibend empfänglicher für das Schöne war, warum war es mir da nicht vergönnt, mich mit dem klassischen Alterthum bekannt zu machen? Gewiß, setzt dann meine Eitelkeit hinzu, die Worte eines unsterblichen Cicero, Plato, Homer u. A. hätten wie ein Blitzstrahl den Feuerstoff, der in dir lag, entzündet, auf daß er gelodert hätte zur wärmenden Flamme für Andere, aber ach — du gingst schon zu sehr durch die vielfachen Labyrinthe des Unglücks, und noch immer hat dir keine Ariadne den Faden geliehen — aber, spricht dann mein besseres Ich, sei zufrieden, sieh auf andere Unglückliche, und — bequeme dich, einst im Leben eine untergeordnete, vielleicht Nebenrolle zu spielen, fülle sie nur recht aus, und du hast gethan, was das Höchste ist, deine Pflicht. Um nun wieder zu meinen Studien zurückzukehren: Montags habe ich gleich die erste Stunde Geschichte. Apropos! Wir hatten als Thema zu einem Aufsatze: Was ist schwerer zu schreiben, alte oder neue Geschichte? Für was entscheidest du? Von Cicero wird hier sehr viel gelesen, ich las seine Reden und seinen Orator, ja dies ist er unstreitig, ein großer Redner, der leichtes und grobes Geschütz, alles recht gut aufzustellen und anzuwenden weiß, er ist mir aber doch nicht so lieb, wie mein Demosthenes, dessen Rede pro corona ich wirklich lese. In ihm loderte, wie bei einer sterbenden Glut, die Glut der Freiheit noch einmal hell auf, bis sie zusammensank und dann erlosch, er sucht nicht wie jener große Römer die Blöße der feindlichen Partei auf, um darauf loszufeuern, weit erhabener, weit eingreifender wird er durch seine Naivität, durch seine (ich möchte sagen) sokratische Verachtung aller Täuschung, aller Beredung.

Den 7. November 1831.

Ich überlese diesen Morgen, was ich gestern Nacht geschrieben, und ich finde, wie sehr ich Alles untereinander machte; ich bemerke, daß ein Brief auch viel Rücksicht nehmen muß auf die Lage dessen, an den er gerichtet ist, da ich doch von deiner gar nichts weiß. In Gottes Namen, ich schreibe fort, wo ich stehen blieb. Cic. de officiis hat sehr viel praktischen Zweck und verdiente, daß es mehr gelesen würde. Was mir aber gar nicht zusagt, ist die Abhandlung „über das höchste Gut und das höchste Uebel“, wozu soll's? am Ende findet man entweder nichts oder ein fürs Leben nicht passendes Ideal. Ich meinerseits bin über diesen Streitpunkt bald fertig, daß das höchste Gut in einer erträglichen Gegenwart und in Hoffnung auf noch Besseres besteht. Die Gegenwart täuscht immer — in Allem. Für die Algebra habe ich keinen Verstand und keinen Willen, desto mehr für Psychologie (die nun absolvirt ist) und Logik, dies ist das Einzige, wozu ich noch am meisten Geschick zu haben glaube. Ich enthalte mich

hierüber jeder Aeußerung, sowie über den Dichtervater Homer. Den Horaz lese ich bei einem berühmten Lyriker, Gustav Schwab, hiesiger Professor, und welchen Genuß! weg! mit meiner prosaischen Feder von dieser Beschreibung. Rhetorik und Aufsätze habe ich bei Hofrath Reinbeck, der dir bekannt ist, das wäre ein herrlicher Mann, wenn er etwas mehr philosophischer als rein ästhetischer Natur wäre. Ausarbeitungen vom Deutschen ins Griechische, Lateinische und Ebräische mache ich jede Woche zu Haus. Ich lerne Zeichnen und Musik, hierüber ein andermal. Wenn ich mich müde gearbeitet und müde geturnt habe, blase ich dann ein Stückchen auf meiner Flöte. Sonntag Nachmittags komme ich jedesmal in eine Gesellschaft mehrerer Gymnasiasten, wo wir jedesmal discouriren, declamiren 2c. Apropos, lieber Randegger, lies, wenn es dir nur möglich ist, den Aristipp von Wieland, aber auch gewiß. Gestern las ich in der Gesellschaft beim Bier ein Gedicht auf Hermann, den Vater der Deutschen, vor, das also schloß:

Armin, Armin, schau herab!
Sieh uns hier verbunden.
Bis ans kühle Modergrab,
Bis zu Todesstunden, —
Daß uns neu durchdring das Streben,
Nie zu wanken für und für,
Und daß unser ganzes Leben
Heilig sei, Germania, dir! —

Nun! was sagst du? Gelt, ich bin ein ganzer Held? Aber was meinst du, daß aus mir wird? ein Theolog? nein, ein Jurist! aus Gründen, die ich dir dann darthun werde, wenn ich im Besitze eines Briefes von dir bin, und zwar mache ich schon im kommenden Februar das Examen, und werde dann nach Tübingen gehen, wo mich viele gute Freunde sehnlichst erwarten. Auch der junge Kaulla ging schon als Jurist dahin. Mit unserem Jakob werde ich dann später in Heidelberg zusammenkommen; ich freue mich sehr darauf. Nun! habe ich nicht meine Pflicht gethan? dir einen langen Brief geschrieben? Thue du auch das Gleiche und schreibe uns, aber doch auch recht bald. Kennst du das Land, wo die Citronen blühn? dahin, dahin! möcht' ich zu dir, o mein Geliebter, ziehn!

Grüße mir herzlichst deine lieben Eltern und Geschwister! Lebe recht wohl. Ewig dein Berthold Auerbach.

[Begleitschreiben.]

... Nicht wahr? ich habe eine recht lange Epistel an den Randegger geschrieben. Ich kann mich oft nicht gedrängt, nicht bündig fassen, man sieht mir sonst an allen Regungen und Wendungen an, [daß ich mich dazu zwinge]. Der Brief gilt auch für dich, lies ihn recht durch und schreibe

mir dein Urtheil über manche Punkte. Meine Gedichte? nein, die kriegst du nicht. Hör' aber einmal, wie wär's, wenn ich auf Weihnachten nach Karlsruhe käme? Ach! mein Herz klopft mir fühlbar vor Freude, wenn ich nur daran denke, dir und den Andern gewiß auch? . . .

8.

Stuttgart, 19. Februar 1832.

Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilsam übende
Prüfung bestanden!
Göthe, Faust.

Meine Freunde!

Ich kann nicht umhin, eurem Verlangen sobald als möglich zu entsprechen und euch zu benachrichtigen, daß ich aufgenommen bin. Durchzuckt nicht auch ein Freudenstrahl euer Inneres bei Lesung dieses Wortes? Welcher Stein (?!) ist mir vom Herzen gewälzt! Meine guten Leute! ich kann euch nicht jedem einzeln schreiben, seid ihr denn nicht alle meine Freunde? bin ich denn nicht euer aller Freund? und wozu bedürfte es denn der en détail aussöhnelnden Grüße? — Aber ums Himmels willen, warum schreibt denn weder Jakob selbst, noch erwähnt ihr seiner mit einem Buchstaben? Genug an dieser einzigen Frage! Ich kann das weibische Aengstlich-Fragen, das sentimentale Hoffen und Bangen, Harren und Schmachten, Fürchten und Sehnen u. s. w. nicht leiden! Ich bitte mir also (mit einem Worte) eine genügende Antwort aus!!!

Auszug aus meinen Wertherischen Sentimentalitäten, gerichtet an den Brunnen ohnweit des Gymnasiums.[1]

— — — — — — — — —

Nun! wie gefällt euch der Schwank? Schlechter Witz! hör ich sagen. Nun warum? Weil es nicht ins poetische Gewand eingekleidet ist. Eingekleidet? nein, das ist nicht das rechte Wort, „eingeschnürt" hättet ihr sagen sollen, und ihr habt Recht, ich wollte das auch thun, aber bis ich die Schnüre immer heraus und hinein gezogen hätte, bis ich abgemessen hätte, ob sie recht egal wären, wäre mir die Sache beinahe zum Ekel geworden. Es geht mir hier wieder, wie meinem Jean Paul.

---

[1] Im Original folgt hier eine humoristische Anrede an den Brunnen, dessen Najade er vor dem Eintritt ins Gymnasium um ein glückverheißendes Zeichen für die jetzt zu bestehende Prüfung bittet.

Uns ist ganz kannibalisch wohl
Als wie fünfhundert Säuen.

Aber nur uns Examinatissimis, wie's Goethe hier ausdrückt, so ist es, es läßt sich nicht besser sagen. Soll ich euch von „Zeinstick Zohbed" erzählen? Nein, ihr habt alle Phantasie genug, um euch 57 Examinati nach dem Examen beim Bierhumpen zu denken. Wo kennt man im Badischen solche Fidelität? Verflossenen Samstag waren die Meisten, worunter κατ᾽ ἐξοχήν auch ich, auf dem Maskenball, alles fidel und lustig. Aber warum bin denn ich so fidel? Hab ich denn etwas Großes erreicht? was denn? ich darf Rabbiner werden? Louis! Louis[1]! Du schilderst diese Aufopferung mit kräftigen Zügen, aber — könnte man sich nur aufopfern, ich fürchte, ich fürchte, unsere Oberkirchenbehörde entspricht manchen Erwartungen nicht! Doch! wir wollen sehen.

Lieber Louis! mit deinem Urtheil über Tacitus kann ich nicht ganz einstimmen, wahr! ein genialer Kopf! aber — ein Römer, und hiermit ist alles gesagt, dies Wort enthält all die engherzige Selbstsucht, die aus dem Römervolk ein Tyrannenvolk machte. Wie schön sagt Montesquieu über sie: „Sie bewährten den schauderhaften Grundsatz, daß die Tyrannei den Baum umhaue, dessen Früchte sie pflücken will." Wie geht das durch! Der Römer kennt nicht den Menschen, sondern bloß den civis, und wer nicht civis ist, ist für sie kein Mensch. Und da kannst du dir nun einen Tacitus zum Ideal nehmen, der so oft die schwarzen Thaten seiner civium überfirnißt? Seine präcise Sprache und noch Manches macht ihn höchst lesens- noch mehr aber forschens- und sichtenswerth.

Lebt wohl, schreibt bald mit Jakob

eurem B. Auerbach, Theol. candidatus.

9[2].

Tübingen, am h. Christabend 1832, 5 Uhr.

Meine lieben Freunde!

So, setzt euch zu mir her, rückt näher zusammen, laßt uns nach langer Trennung auch wieder ein Stündchen traulich verplaudern. Ueber-

---

[1] L. Seligmann aus Rheinbayern (starb als Rabbiner in Kaiserslautern). Er verfehlte leider in der Theologie seinen Beruf, während Anlagen, Neigung und Kenntnisse ihn auf die klassische Philologie hinwiesen. — Ich habe Nr. 11, 14, 18 (Anmerk.) und 19 dieses Bandes einige Stellen aus Briefen an ihn eingeschaltet, weil sie theils bezeichnend für die Lebensansicht des zu jener Zeit noch in der Berufswahl schwankenden Schriftstellers sind (Nr. 11), theils zur Ergänzung der in den damaligen Briefen an mich enthaltenen Aeußerungen und biographischen Daten dienen.

[2] Nach Heidelberg.

gehen wir mit Stillschweigen jene unverzeihliche Nachlässigkeit, mit der von beiden Seiten unser Briefwechsel unterbrochen wurde.

Wie ich hier lebe? Ja, das ist eine schwere Aufgabe, ich liebe es nicht mehr, das über sich selbst, seine Lage, seine Gefühle, Pläne u. s. w. Reflektiren und Abstrahiren, wie ehedem. Es verdirbt die im Leben wie auf den Brettern so nöthige Illusion, ich lasse lieber meinem Geiste die Zügel schießen, lerne, sammle, frage nicht nach der Species, in die das und jenes gehört, und bin oft mit dem temporären, ja sogar mit dem momentanen Genusse, sage Genuß zufrieden; durch vorwitziges Vorgreifenwollen in dem stillen Entwickelungsgange der Natur wird gar nichts als jene anekelnde Halbheit erzeugt, und lebenslänglich trägt man den Stempel einer Frühgeburt. — Aus eben dem Grunde halte ich auch nichts für schädlicher, als wenn junge, geistig noch nicht ganz entwickelte Leute schon Unterricht geben, oder wenn sie in Gesellschaften Erwachsener kommen und sich von da gleichsam stereotype Urtheile holen und ihr bischen Wissen anwenden (o des gemeinen Ausdrucks!) sollen. Jene wie diese gleichen dem Halme, der noch grün und saftig aus dem Boden gerissen und in die Scheune gebracht wird und endlich zu eßbarem Hausbrot zubereitet werden soll.

Wann ist Zeit der Reise? u. s. w. (Ist zu verbessern und fortzusetzen.)

Nachdem ich mir meine Pfeife gestopft, durchlese ich noch einmal Obiges und finde — nun, wie ich es auch finde, es steht und bleibt stehen als specimen in eine schlechte Rhetorik, wie man, wenn man sentimentalisiren will und kann nicht, schreiben müsse u. s. w.

Ich habe mir nun einmal vorgenommen, heute an euch zu schreiben, und will mein Geist auch überall herumschwärmen, ich weiß ihn schon durch das Segel meines Federkiels auf diesen Papierlappen zu bannen.

Mittwoch Morgen 11 Uhr.

Seht, so geht es mir, liebe Freunde, schon mehr als dreiviertel Jahr schreibe ich so an Briefen, und nie konnte ich es dahin bringen mein Geisteskind dem — Weltfahrer zu übergeben, um es dort drucken, quetschen, zurechtlegen, ihm den Stempel seiner Abkunft aufdrücken und es endlich an seinen Bestimmungsort bringen zu lassen. Ohne Metapher (?!) gesprochen, ich konnte es nie dahin bringen, einen Brief an euch zu vollenden. Sage mir noch einmal Einer, man entfremde sich nicht durch unterbrochenen Briefwechsel, hier ein argumentum ad hominem. Ich weiß nicht, wie ihr lebt, wie und was ihr seid, und soll doch an euch schreiben.

Ich habe hier folgende Collegia: Psychologie (mein Lieblingsstudium) bei Eschenmayer; Geschichte bei Haug; Einleitung ins alte Testament bei

Herbst, 12 fl. Propheten bei Herbst; die Frösche des Aristophanes bei Walz; Plato's Symposion bei Strauß und endlich Geschichte der Philosophie bei meinem einzig geliebten Strauß. Ich enthalte mich hier alles Urtheils über diese Collegia. Nur so viel kann ich sagen, daß es mein höchster Wunsch und mein höchstes Streben ist, die Hegel'sche Philosophie ebenso mit dem reinen Mosaismus, sage reiner Mosaismus, verbinden, nein durchweben, ausfüllen zu können, wie sie es mit der christlichen [Religion] ist. Sollen wir (ich bitte nicht mißverstanden zu werden), sollen wir, wenn wir unsere Religionssatzungen: eine Offenbarung, eine Gottheit, eine Schöpfung darthun wollen, sollen wir auf den dürren Glauben verweisen? Soll die ganze Welt um uns sich mit Sphärenharmonie bewegen und wir als Fixsterne der alten Welt an unserem Platze haften? — Nein, der Mosaismus ist und bleibt ewig wahr, aber so wie Moses nicht für uns allein, so haben auch Plato, Leibniz, Baco, Kant und Hegel ihre ewigen Wahrheiten auch für uns verkündet, es ist die Weltseele, der Geist der Menschheit, der sich schon in Moses manifestirte und ewig derselbe auch in Hegel bleibt; glaube nicht, mein lieber Jakob, daß dies eine Idee, irgendwo aufgeschnappt sei und die nur den Reiz der Neuheit für sich habe. Nein!

Zu gutem Glück kam gerade ein Brummer, dem ich mit der ewigen Stimme der Wahrheit erwiderte: Ins 3 T—Namen! ich hab kein Geld; und wo sind sie nun die hohen Ideen, die wie Riesengeister vor meinem Blicke vorüberschwebten? Umsonst will ich euch noch einmal beschwören, die leidige Alltäglichkeit mit ihren schmutzigen Phrasen hat mich jene heilige Zauberformel vergessen machen. Hast du denn gar kein Bild, und sei es auch eine Lithographie in deinem Hirnkasten aufgehängt, mit dem du diesen Wisch verzieren und des Ansehens werth machen kannst?

„Es geht manchen Geboten u. s. w., wie den Stockgesetzen an den Wiesen: „Dieser Weg ist bei Strafe 1 fl. verboten." Der Stock bleibt stehen, man weiß aber doch recht wohl, wann die Zeit da ist, daß man kein Gras mehr vertreten kann u. s. w." Fabula docet macht euch selbst.

„Ein Geschichtschreiber dürfe keinen Gott, keine Religion, keine Partei u. s. w. haben. O, ihr Spießbürger! Wie fad, wie abgeschmackt wäre eine Schilderung der leblosen Welt, der Natur, wenn uns nicht der Dichter an sein Herz riefe und uns gleichsam durch diese laterna magica einen bedeutsamen Blick in das große Panorama thun ließe! Und eine Schilderung des großen Geschichtsdramas sollte sich rein objektiv halten? Parteiisch sein darf er nicht, aber Partei nehmen soll und muß der Geschichtschreiber. Oder soll er mit ewig meisternder Hand die große Lehrerin unterweisen wollen und der Geschichte andere Wendungen u. s. w. wünschen? Rotteck? Nichts." (Ist fortzusetzen.)

„Ich mag den Jean Paul nicht, er lebte im vorigen Jahrhundert und gebraucht nur allzuoft die Tortur, wenn nicht die des Körpers, doch die des Geistes."

„In talentvollen, über das Gewöhnliche hinausstrebenden Menschen bekämpfen sich zwei Geister, der poetische und der philosophische; trägt der eine über den andern den Sieg davon, so wird zwar der unterdrückte noch immer Succurs leisten, um den Geist in seiner Totalität darzustellen, aber das Produkt wird das Gepräge des Genies gewiß tragen. Redeamus ad concretum. Plato soll in seiner Jugend gedichtet haben. Es ist dies glaublich, denn wir bewundern in seinen Werken ebensosehr den Dichter, als den Philosophen. In seiner Jugend, vor dem philosophischen schuf der poetische Trieb für sich allein. Aber mit der eigentlichen Poesie konnte es ihm nicht gelingen, nicht weil er des poetischen Talents zu wenig, sondern weil er des philosophischen zu viel hatte. Zum Dichter gehört nicht das reine Licht des Gedankens, aus welchem poetische Gestalten hervorgehen, sondern aus der dunkeln Tiefe des Gemüths steigen sie hervor. Wenn in einem Individuum das Philosophische so erstarkt ist, daß es in das Gemüth hinüberleuchtet, so kömmt zu viel Absichtlichkeit und kalte Berechnung in die Poesie, der Gedanke bekommt nicht Fleisch und Blut, sondern nur eine Hülle u. s. w." (Aus einem Aufsatze über das Verhältniß von Poesie und Philosophie.)

Also du machst auch noch Aufsätze? Ja, meine lieben Freunde, und zwar mit vieler Liebe und Wärme. Mehrere Leute aus meiner Gesellschaft kommen wöchentlich zusammen und besprechen von Einzelnen vorgelesene Aufsätze, die aber meist politica im weitesten Sinne enthalten. Ich arbeite wirklich an einem Aufsatze über Nationalität und Kosmopolitismus und ihre gegenseitige Vereinigung.

Wie gehts denn euch mit dem Candis-Zucker, genannt Belletristik, so gut ist für alle Krankheiten, Hunger, Durst, Husten, Schnuppen, Langweil, Mißlaune, miseria velis, gastrische, hysterische und hektische Beschwerden? Ich für meinen Theil hatte mir vorgenommen, die deutschen Klassiker nach der Ordnung zu lesen und that es auch so ziemlich, nun ekelt mich aber auch alles dergleichen an. Ich lese mehr kritische Werke (id est in Freistunden, id est vor Schlafengehn). Ich empfehle dir, lieber Jakob, recht sehr die deutsche Literatur von Wolfgang Menzel, hat er auch oft barocke, ja sogar paradoxe Ansichten, so erhält man dadurch doch einen freien Ueberblick über das Gesammtgebiet unserer Literatur.

Donnerstag, Nachmittags 1 Uhr.

Nun, liebe Freunde, jetzt eine wichtige Frage: ich verlasse ohne Zweifel nächstes Semester die hiesige Universität. Wohin dann? Wo anders hin, als nach Heidelberg? ruft ihr alle einstimmig. Ueberlegen wir die Sache genauer! In Heidelberg habe ich herrliche Professoren, und ich habe dich wieder, mein Herzensfreund Jakob, und auch euch wieder, meine lieben Freunde. . . . Also in scientivischer Hinsicht gewänne ich jedenfalls, aber auch in pekuniärer? Wäre nicht München besser? In München — gehst du nicht auch hin, lieber Louis? — genießen wir die Annehmlichkeiten der

dramatischen und bildenden Kunst, und was die Hauptsache ist, wir leben weit wohlfeiler, erhalten die Politur, die uns noch fehlt, und genießen auch noch das Stadtleben; denn ach! nur allzubald wird die Zeit kommen, wo wir verbauern und versauern. Wir machen dann eine Wallfahrt zum Dr. Löwi in Fürth, eine Vacanz-Reise nach Tirol. Kurz, wir leben glücklich. Aber die Professoren? Ja, das ist wahr! Oken ist fort, doch bei uns, die wir noch gar keine Theologie haben, ist das Meiste Privat-Studium.

Soll ich nun noch schreiben, wie ich hier lebe? Meist fidel. Liest in Heidelberg auch ein Hegelianer und was? — Nächstens ist das erste Rabbinats-Examen hier von der theologischen Facultät. Wenn es vorbei ist, will ich mehr davon schreiben. Soll dieser Platz leer bleiben? Nein!

Wechselgesang beim Begräbniß
eines vom Feinde ermordeten Mädchens.

Mädchenchor.

Eine Lilie blühte auf im Thale,
Und der Seher Augen freuten sich;
Ach! du schöne Lilie in dem Thale,
Wo erspähen meine Blicke dich?

Männerchor.

Aber bald mit schnellen Flügeln
Tost mit wildem Lärm der Sturm einher.
Kann nichts deine Wuth dir zügeln?
Ach! die schöne Lilie ist nicht mehr!

Mädchenchor.

Mußtest, ach! so bald erblassen,
Schöne Thirza, durch den grimmen Feind,
Trauer, Wehe nur uns lassen,
Blut'ge Thränen deinem trauten Freund!

Männerchor.

Ja, nur trauern, still nur trauern
Können wir ob deinem frühen Tod,
Hinter unsern stummen Mauern
Rache ächzen zu dem ew'gen Gott.

Mädchenchor.

O! du Gott des Himmels und der Erde,
Schau herab auf unsre große Schmach,
Rufe laut dein schaffend „Werde“,
Daß den Männern Muth erwach'.

Mädchen- und Männerchor.

Daß wir sprengen unsre Ketten,
Rächen unsres Feindes Hohn,
Daß das Vaterland wir retten,
Herr, das sei des Kampfes Lohn!

Aus „Deborah“, einem unvollendeten Drama.

Und nun, meine lieben Freunde, was ich hatte und für den Augenblick wußte, legte ich in diesen Blättern nieder, ich glaubte, daß dies für euch der treueste Abdruck meines jetzigen Seins und Schaffens sei. Richtet mich schonungsvoll. — Und du, mein lieber Jakob, ich sehne mich schon wieder wahrhaft nach deiner kräftigen Herzenssprache. — Nun Adieu, lebt recht wohl! Behüt euch Gott!

10.

Heidelberg, [8. Mai 1834]. Morgens 11½ Uhr.

Lieber guter Jakob!

Heute ist Himmelfahrt, hätt' ich Flügel oder würde ich von Engeln getragen, ich würde nicht gen Himmel fahren; aber was würde ich denn thun? Ich würde nach Emmendingen hinfliegen und dort dir dein griesgrämiges Gesicht vertreiben, und flugs! dann in einem Nu mit mir nach Heidelberg und dort geschwärmt, studirt, gefaullenzt, gelebt. Wie kommst denn du hierher? fragst du. Das geht dich jetzt nichts an. Ich wurde vom König begnadigt[1]. Mehr darüber mündlich und über tausend Anderes. Aber ich kann nicht — sagst du? Man kann können, was man will zu wollen. Höre, guter Junge, ich spreche mit dir als Freund zum Freund, als Bruder zum Bruder; ich bin dein Freund, ich mißbrauche das Wort nicht, ich kann, will, soll und muß dir helfen. Sind wir nicht Freunde, ist nicht was mein ist auch dein? — Ich habe eine literarische Arbeit unternommen[2], die ich diesen Sommer zu vollenden gedenke, sie trägt mir 450 fl. ein. In der süßen Hoffnung, dich, guter Kerl, hier zu treffen, und daß du mir berathend, beurtheilend, helfend zu Hande gingest [kam ich hierher]. Ich bitte dich, lieber Jakob, sei nicht spröde, spiele mir keine Großmuthsscene, ich mag sie nicht, soll es uns armen Schluckern nicht auch einmal möglich sein, dem Freunde zu zeigen, in der That zu beweisen, was wir thun würden, wenn wir mehr vermöchten. Ich kann dir, ohne mich im mindesten einzuschränken, soviel geben als du brauchst. Beweise mir nun dadurch,

---

[1] B. A. studirte im Sommer 1833 zu München. Einer ihm gewordenen vertraulichen Warnung folgend, eilte er in die Heimat zurück, um der in Bayern zu befürchtenden Verhaftung als Mitglied der Burschenschaft zu entgehen. „Begnadigt" wurde er nur in dem Sinne, daß ihm vorerst die Fortsetzung seiner Studien in Heidelberg gestattet wurde. Er gehörte übrigens nur der äußern Verbindung der Burschenschaft an.

[2] Geschichte Friedrichs des Großen. Erschien heftweise 1834—36, unter dem Titel: Friedrich d. Große. Sein Leben und Wirken 2c. Von Theobald Chauber (Buchstabenversetzung von Berthold Auerbach, mit Weglassung eines r.) Stuttgart. J. Scheible. Hieran schloß sich ein Auszug aus Friedrichs d. G. Schriften.

daß du wahrhaft mein Freund bist, daß du die Gelegenheit nicht von dir stößest, dir meine Zuneigung zu zeigen. Wir werden, will Gott, recht gut mit einander auskommen, nein! das Schicksal darf uns diesmal nicht trennen oder getrennt lassen. Du bist nun der Schöpfer deines und meines. Täglich, wenn Jemand gegen mein Haus kam, glaubte ich, du müßtest es sein, und ach! es war Täuschung. Ich verfluche Heidelberg, wenn du nicht bald kommst, ich Narr! du kommst doch ja bald, nicht wahr? Bis Dienstag bist du hier! Dann wird wieder recht froh und fröhlich sein

dein

B. Auerbach.





1835 — 1842.

11[1].

An L. S.

Heidelberg, 24. April 1835.

. . . Was deine jetzige Lage betrifft, so glaube ich zwar, daß du in jeder künftigen Lage dich geraume Zeit unbehaglich fühlen wirst, weil du den wahren Schwerpunkt in deinem Wesen noch nicht gefunden, weil du nicht zu rechter Zeit mit der ureigenen Kraft deiner Persönlichkeit hervorzutreten vermagst, weil ein äußeres Imponiren gegen dich und von dir gegen Andere dir oft genügt. Dieses alles, glaube ich, würde dir jede, auch die günstigste Lage drückend machen, um so mehr muß es bei deiner jetzigen sein, wo alle diese Mängel und Fehler im grellsten Lichte hervortreten, wo — wie ich voraussah — du ganz versauern und verbauern wirst. Du kannst, weil du willst, und du willst, weil du sollst. Dieser Spruch in seiner edleren Bedeutung sei dir der Wahlspruch für dein jetziges und künftiges Unternehmen. Es gibt eine innere Kraft, die den Kern jedes Menschen bildet, diese muß man aufsuchen, sie hegen und pflegen, nicht in eitler hohler Selbstgefälligkeit sie suchen; was man sich fest vorgenommen hat zu sein, das ist man schon halb, an was man sich mit all den tausend Fäden des strebenden Geistes anklammert, das hat man schon halb errungen und sich angeeignet. Und hat man sich selbst gefunden, hat man sein Selbstbewußtsein erlangt, so hat man den Focus aller Religion und Freiheit, Freiheit in der umfassendsten und vereinzeltsten Bedeutung des Worts. Ist die Kraft nach innen gewonnen, so ist die Kraft nach außen verzehnfacht, ohne dieses wird dich alles niederdrücken, zermalmen, vernichten. Mache dir das Streben recht klar, das in dir lebt, fasse das Ziel genau ins Auge, das du ersehnst. Muth gefaßt und festen Vorsatz genährt, unter keiner Bedingung davon abgewichen, unter welcher Gestalt auch die Verführung erscheine, ob in unserm Selbst oder in fremden Gestalten, Muth gefaßt! und wir erreichen das Ziel. Schaffe dir in dir eine Welt und sei nicht nur ihr Schöpfer, sondern auch ihr Bildner . . . Vor Allem aber vergiß nicht an der Ausbildung deiner Kenntnisse und deines Charakters emsig zu arbeiten, forsche, zu was du dich in beiderlei Beziehungen am besten eignest, und du wirst gewiß glücklich und ehrenvoll deine Lebensaufgabe lösen.

---

[1] Vergl. S. 14, Anmerk. 1.

12[1].

Heidelberg, 10. Juni 1835.

Es ist jetzt gerade 12 Uhr, Donnerstag Nachmittags bei ungefähr 24° Wärme, und doch soll und muß und will ich an dich schreiben. Ich hätte dir so tausend Dinge zu sagen, und was nun? Ich bin noch hier, bin zerrissen in der Gegenwart und werde es in der Zukunft [sein]. Der Fritz, der Fritz! Ist die Vergangenheit mit all ihren bunten Coulissen, perspectivischen Zeichnungen und Bretterhelden, ja recht eigentlichen Bretterhelden werth, daß ich das 23. Jahr meines Lebens darauf verwende? Oder mag ich etwa an dem Resultate mich freuen, daß ich auch geschichtlich begründet fand, daß die Autokratie eines Genies nicht minder verwerflich ist, als die winziger Drahtpuppen? — Doch! es soll und muß bald anders werden, ich werde ein Holz finden, das mir die Bitterwasser dieses Wüstenzuges versüßen wird, und dann komme der Mosesstab und schlage an die Kammern meines Herzens, daß wieder Leben daraus sprudle, frisches gesundes Leben, und Quellwasser, daß sich daran laben mögen die Väter und Mütter Israels, ihre Söhne und Töchter, ihre Kameele und ihre Rinder, ihr großes und kleines Vieh, und wenn sie dann fragen, wer gibt uns Fleisch zu essen? dann werde ich all die Wachteln u. s. w. aus den Wäldern meiner Phantasie herbeikommen lassen, ich will ihnen die zarten Kehlen mit schartenlosen Messern[2] durchschneiden lassen, damit sie sie nur in ihren irdenen Töpfen kochen können. Oder soll es anders gehen? Soll ich die Vögel vor den Spiegel der lieben **pia fraus** stellen, ihnen dahinter Liedchen vorpfeifen und nicht nachlassen, bis sie ihren Waldgesang verlernt und dafür die neuen Synagogenmelodien einstudirt haben, und ihnen dann den Glauben beibringen: das ist noch die alte Leier? — O! ich weiß nicht, was ich will und schreibe, und eben das sollst du wissen. — Wir überreden uns so gerne, daß das, was aus Nachlässigkeit geschieht, aus Grundsatz geschehe, so geht mir's auch, ich bin noch hier und glaube, daß dies auf etwas Anderem beruhe. Aber ich wäre, glaub' ich, mit jeder Stelle unzufrieden und würde ich Kultminister der nordamerikanischen Staaten. Es thut mir so weh, daß ich mich ewig nicht in das Schubfach einer Stelle mag einkeilen lassen. Doch es wird gehen. — In der nächsten Woche werde ich, will's Gott, den Fritz beenden. Du fehlst mir sehr. Ich arbeite unsicher. Ich gehe Sonntag nach Mannheim zu Eller und zu meinen lieben Freundinnen, Madame Hohenemser und Frl. Weissenburg. Ich werde fleißig arbeiten

---

[1] Nr. 12, 13, 15—17 nach Wiesbaden.

[2] Anspielung auf die beim Schlachten zu beobachtende Vorschrift des jüdischen Ritualgesetzes.

und Göttertage genießen. — Im Berliner Repertorium und in der Abendzeitung kamen lobende Recensionen vom Fritz, ohne daß eine tiefer eingegangen wäre. Gutzkow war mehrere Wochen hier, er ist mir Freund geworden. Er wird auch eine Recension schreiben, aber auch nicht näher eingehen. Lies im Literaturblatte zum Phönix den Artikel über jüdische Theologie, es sind viele von meinen Ideen darin, ich habe ihn aber selbst noch nicht gelesen. Ich bitte aber um Discretion. Lies auch: 1) Aesthetische Feldzüge von Ludolph Wienbarg. 2) In der Tübinger theologischen Zeitschrift einen Artikel: Lessings und Schleiermachers Rationalismus. 3) Der Wendepunkt der Philosophie im 19. Jahrhundert von Gruppe. — Zum Auszug habe ich die Vorrede schon drucken lassen; die zum Fritz will ich dir schicken. Für heute diesen skizzirten Brief, nächstens einen vollständigen.

13.

Stuttgart, Montag 28. Dezember 1835, Morgens 11 Uhr.

Du kennst mich, und ich brauche kein langes Präludium und Stimmen der Instrumente. Weil die Töne unsres Herzens schon lange nicht mehr zusammenfließen, manchmal schlaff, manchmal bis zum Abspringen straff angezogen, will ich die Aeolsharfe meines Herzens frisch besaiten, gewärtig des Hauches, der sie beleben wird, und die abgebrochenen Saiten will ich in den Resonanzboden meiner Seele legen, damit sie den Schall noch lange nachfibriren lassen. Wenn ich noch in den Tagen meiner ersten frischen Lebensmuthigkeit wäre, wo ich geistig turnte und meine Gedanken auf einer Nadelspitze balanciren ließ, o, wie wollte ich dir da ein gereimtes Gedicht schicken, und die Pointe desselben wäre getäuschte und sich selbst täuschende Liebe und wiedergekehrte Freundschaft. Ach! das ist jetzt alles anders, da lodern und flaggen in der Luft so viele Bande, die mich an mein Jetztleben fetteten, ich muß sie fliegen lassen, bis ich sie wieder mit nervigter Faust in einer Hand fest zusammenhalte — da und dort anknüpfen, da und dort abschälen, da und dort ein Stück Leben gelassen, und die Summe und die Spitze — o! wer rechnet mir das alles zusammen, wer gibt mir das alles wieder? O, lieber Jakob! ich bin kein Narr! aber ich werde genarrt, doch du und unser lieber Naudegger, ihr bleibt mir. Es ist ein Fluch, das Nichtbeieinandersein, die perspektivischen Illusionen, und doch wieder ein Segen. Da sitz' ich nun in einem großen Sessel am warmen Ofen und kritzle Figuren in das weiße Leichenhemd meiner Gefühle und Gedanken, all mein Leben, all meine Vergangenheit, all meine Zukunft hängt an meinem kleinen Finger, und wo der nicht, bin ich nicht, ist alles nicht, ich kann nicht hinaus, hinauf, hinan, und doch so viel in und außer der Welt, was ich kenne und was ich nicht kenne, und was mein ist, mein! ich laß es

nicht. — Ich kann mich oft zu einer gewissen Höhe der Ansicht, des Glaubens, der Zuversicht hinanschwingen, aber im Einzelnen läßt mich das alles hilflos und kalt, zerknirscht, wie eine stolze Geliebte. Ich habe es diese Woche schon einmal geschrieben, solche hohe Ideen sind ein Wunderstab, um Meere auszutrocknen, Berge zu ebnen, nicht aber um eine Schmeißfliege, die uns um den Kopf summst, zu verscheuchen; im gewöhnlichen Leben klammere ich mich dann an das Gegenwärtige, grabe mich in seine Poren ein, suche vor mir selbst zu entfliehen, indem ich das Vormirstehende mit dithyrambischer Lust und Liebe umarme, aber oft werde ich wie ein Schlafwandler gerade auf den gefährlichsten Punkten geweckt.

Als ich von Heidelberg aus hier angekommen war, warf ich mich mit vieler Lust auf meine Examenstudien. Aber leider ward es mir immer klarer, wie die Gährung der Skepsis noch immer nicht in mir vollendet sei, wo anfangen, wo aufhören? wo ein Anker, wo eine Stütze? Ich weiß wohl, es ist vieles Gewohnheit, wenn ich hundertmal gepredigt habe, und so apodiktisch von den speciellen Einwirkungen Gottes u. s. w. gesprochen habe, wenn ich brünstig zu ihm gebetet habe und all die Radien meiner Lebensgeister auf ein Centrum gesammelt habe, wird es schon kommen, daß nach und nach ein ruhigerer, gefaßterer Geist in mich einzieht; aber darf hier die Gewohnheit auch nur den geringsten Antheil an etwas haben? — Bin ich der Maßstab für die Handlungsweise Anderer, mein Gefühl, meine Vernunft, mein Hoffen, mein Glaube Norm für Andere, so muß ich diese alle auf die höchste, reinste Stufe der Ausbildung zu bringen suchen; sittliche Vervollkommnung, Erhebung und Veredlung war fortan das Endziel meines Strebens, denn nur so hatte ich ein Recht, auf Andere einwirken zu dürfen. Du, nur du allein kannst dir denken, welche unsägliche Kämpfe mich die Ausführung eines solchen Entschlusses kostete, aber ich hab es über mich gewonnen, und ich vertraue es auch fortan zu können. — Wir werden uns auf unserm Lebenswege noch oft und vielleicht wieder auf längere Zeit begegnen, aber ich hoffe, du sollst mich immer als solchen finden, der seinem Vorsatze treu geblieben.

Dienstag Morgens.

So weit hatte ich gestern geschrieben, Correcturen, Besuche u. s. w. haben mich gestern noch beschäftigt, ich bin wirklich ganz unproductiv, ich will arbeiten, recht arbeiten. Doch vorher will ich fortfahren. Du mußt fortan von allem wieder Rapport und Rechenschaft haben. — Du kennst mein liebesüchtiges Herz, ich habe ja nichts, gar nichts auf der Welt, wenn ich nicht ein Herz habe, das mich liebt, wenn ich nicht eine Sehnsucht habe, denn die Gegenwart ist unerquicklich und saugt vampyrartig unser Herzblut aus. Wenn ich morgens erwache und habe nicht erhebenden, erfreulichen

Gedanken, so mag ich nicht aufstehen, wozu wieder ein Leben mit all seinem Einerlei fortsetzen? Ich wünsche mir oft, nie wieder zu erwachen. Wenn ich gegen mein Haus gehe und nicht eine Erwartung, etwas Busenschwellendes habe, gehe ich nicht gerne die Stiege hinauf, ich mag die vier Wände, all den Büchertrödel nicht, aber die erhebenden Schwingen sind nur lucida intervalla. O Gott! ich bin jetzt bald 24 Jahre alt, und noch keine Ruhe, noch keine Umfriedung! Wann soll das kommen? ich glaube, nie. Aber ich bin doch nicht so unglücklich, wie du vielleicht glaubst, wie ich glaube, ich kann mich oft mit den kleinsten Dingen freuen, ich versenke mich in ein allgemeines Sein, bin kindisch, freue mich, jauchze, juble, singe, mache Balletsprünge, und dann bin ich glücklich, übermäßig glücklich. Ich könnte dann die ganze Welt umarmen, Alles ist schön, gut, lieb, auch ich; auch die Wahrheit kenne ich und weiß sie zu verkünden, will sie verkünden, ich sehe die ganze Welt vor mir offen.

Ich bin wegen der veralteten und doch nicht antiquirten Demagogengeschichte nicht zum Examen zugelassen worden, werde also wahrscheinlich kein württembergischer Rabbiner werden. Ich bin wohlbestallter Recensent bei der Zeitschrift Europa von Lewald.

Den 28. Januar 1836, Abends 4 Uhr.

So lange blieb Obiges in der Tischschublade liegen, ich wollte es nicht absenden, bis ich dir anliegendes Werkchen[1] zusenden konnte, du magst daraus ersehen, welche Ideen mich in der letzten Zeit beschäftigten. Ich habe ein Exemplar an Riesser nach Hamburg nebst einem Brief geschickt und bin auf Antwort begierig. Zeige die Broschüre Geiger, den du mir herzlich grüßen wirst; einer von euch soll sie in der Zeitschrift für jüdische Theologie anzeigen; ich werde nicht erst hinzusetzen brauchen, daß ihr keine besonderen Rücksichten bei mir beobachten und überhaupt unparteiisch sein sollt. Thut es aber bald. Ueber meine jetzigen Arbeiten das nächste Mal ein Mehres. Vielleicht werde ich bald etwas Reinwissenschaftliches für die Zeitschrift an dich senden. Ich hätte einen Vorschlag für Geiger: da die schönwissenschaftliche Literatur in unsrer Zeit so großen Einfluß übt, wäre es nicht von Zeit zu Zeit geeignet, eine übersichtliche Darstellung alles dessen, was Judenthum und Juden behandelt, in der Zeitschrift zu liefern? Wenn G. dazu geneigt wäre, so würde ich diesen Theil gerne übernehmen, ich würde ihm dann noch vollkommene Freiheit lassen, mit Einzelnem nach Gutdünken zu verfahren. Schreibe mir das nächste Mal darüber, und ich will dann meinen Plan näher erörtern.

---

[1] Das Judenthum und die neueste Literatur. Kritischer Versuch. Stuttgart. Brodhag. 1836.

Ich lebe hier zwar in guten Umständen, aber doch höchst unzufrieden, denn mein einziger Wunsch ist und bleibt, einen bestimmten Beruf zu haben, eine äußere gemessene Beschäftigung, die mir gewissermaßen eine Flucht vor mir selbst gewähren könnte. Am liebsten wäre mir eine Lehrstelle an einer höheren Lehranstalt. Doch das wird schon kommen. Schließlich will ich dir noch einige Bücher empfehlen, die mich sehr angesprochen und beschäftigten: Strauß, das Leben Jesu kritisch bearbeitet. Die Quarantaine im Irrenhause von Dr. Kühne und einige andere, die mir im Augenblicke nicht einfallen. Schreibe mir bald und viel und schicke mir den Brief von unserm Randegger. Koßmann[1] war acht Tage bei mir hier. Leb wohl!

14.

An L. S.

Stuttgart, 18. März 1836, Freitags.

... Jakob ist mir, ich sage mir, im Augenblicke zu viel ausschließlicher Theologe, es gibt noch viel Dinge in der Welt, die nicht Theologie sind. Es ist das recht gut und löblich, wenn man einen einzigen Standpunkt recht fest hält, ich selbst aber kann mich noch nicht in eine einzige Disciplin einpferchen, es ist wahr, es fehlt mir daher auch die so nöthige Umfriedung, die Plasticität der gewonnenen Stellung, da hat noch Alles keine rechte Handhabe, aber es wird schon kommen. Du räthst mir liebevoll und innig, mich willenskräftiger den theologischen Studien anzuschließen, ich thue das mehr, als du vielleicht ahnst, und es erscheint vielleicht bald ein Werk, das dich davon belehren kann, aber meine eigenen Ansichten über Theologie machen mir alle jene Trichotomien verhaßt, es gilt einen kühnen sichern Griff ins innerste Mark des Weltlebens. Du wirst mein Schriftchen „das Judenthum und die neueste Literatur" gewiß gelesen haben und die Richtung meines Geistes daraus am besten erkennen. Du brauchst nicht zu fürchten, daß ich Handwerks-Schriftsteller werde, ich zerbröckle meinen Geist nicht, ich lasse mein eigenstes innerstes Wesen und Gefühlsleben in keinem Produkte aufgehen, das hieße sein höchstes Gut wohlfeil verhandeln, ich reservire mir immer mich selbst, denn ich selbst will nur mit all der Fülle und Leere meines Lebens einigen Freunden, und will's Gott! einst einer liebenden Gattin angehören, die kalte große Welt vermag es doch nicht zu würdigen und uns zu danken, wenn wir das innerste Mark unseres Lebens in lustigen Feuerrädern vor ihr verpuffen lassen. Ich werde emsig dahin arbeiten, daß ich mir eine feste, mir zusagende Stellung im Leben erringe, keine kann mir genügen, als, wie du ebenfalls bemerkt, die eines Lehrers. — Unsere leidige langwierige Untersuchungssache wird jetzt bald ihr Endziel erreichen, dann erst werde ich etwas Bestimmtes ergreifen dürfen. Bei allen diesen Vorsätzen und Auspicien muß ich doch auch jetzt leben und haben, wovon zu leben, ich muß mich daher mancher Arbeit unterziehen, die mir weder Befriedigung noch, wie du wähnst, augenblicklichen Geisteskitzel gewährt, es ist eine große Misère um unsere schöne Literatur.

---

[1] Dr. Heinrich Koßmann, nachmals Lehrer der Mathematik und Physik an der Petrischule in Petersburg, Kaiserl. russischer Hofrath, seit mehreren Jahren in Karlsruhe, studirte gleichzeitig mit uns in Heidelberg.

15.

Stuttgart, 19. Mai 1836.

Freue dich mit mir, denn auch deine Freude ist groß. Bist du noch oder wieder frei? kannst du alsbald in ein neues Verhältniß eintreten? Ja? Nun so weiß ich dir eine ausgezeichnete Hofmeisterstelle. Erschrick nicht vor dem Worte, ich weiß, du liebst den Beruf eines Erziehers und wirst dich gewiß in deiner künftigen Lage wohl und glücklich fühlen. . . . Wenn du Ja sagst, ist die Sache alsbald abgemacht. Ich hoffe, daß du, wenn deine Verhältnisse es erlauben, mit einem herzhaften Ja nicht lange zögern wirst. Es bleibt dir noch viel Zeit zu deinem Studium. . . . Ich schreibe dir in der größten Eil, denn ich reise morgen früh zu Frankfurter. Ich habe dir noch Vieles zu sagen, kann aber jetzt nicht.

16.

Stuttgart, 5. Juni 1836.

Die Sache ist ganz nach deinem Wunsche abgemacht. Ich kam gestern Abend (nach einer 14tägigen Abwesenheit, in welcher ich bei Frankfurter war) hier an. . . .

Frankfurter und ich geben nun gemeinschaftlich die Gallerie der ausgezeichnetsten Israeliten u. s. w.[1] heraus; ich habe für das erste Heft Riesser schon dem Drucke übergeben, Rothschild folgt noch von mir, und von Frankfurter Jacobson. Wir wollten an dich die Bitte richten, daß du Rapoport übernehmen mögest für eines der nächsten Hefte, vielleicht auch noch andere. Wärest du geneigt?

17.

Stuttgart, 12. Juni 1836.

Im Besitze deines Briefes vom 8. d. habe ich alsbald deine Aufträge besorgt. . . .

Vor mir liegt ein neues geistvolles Buch von Gutzkow: „Zur Philosophie der Geschichte.“ Welterleuchtende Gedankenblitze! Merkwürdig ist,

[1] Gallerie d. a. J. aller Jahrhunderte, ihre Portraits und Biographien, herausgegeben v. Eugen Grafen Benza, redigirt v. Richard O. Spazier, 4. u. 5. Lieferung v. R. Frankfurter u. B. Auerbach. Stuttgart 1834/36 u. 38. Brodhag. B. A. war zu jener Zeit auch Mitarbeiter der Zeitung für die elegante Welt. Für die Gallerie d. a. J. wollte er damals schon eine Biographie Spinozas schreiben. Er kam aber bei den zu diesem Zwecke begonnenen Studien davon ab und benützte den Stoff zu seinem ersten Roman. (Spinoza. Ein historischer Roman. 2 Thle. Stuttg. 1837, Scheible). Aehnlich verhält es sich mit seinem zweiten Roman (Dichter und Kaufmann. Ein Lebensgemälde. 2 Bde. Stuttg. 1840, Krabbe), der aus einer früher von ihm veröffentlichten Lebensskizze des Epigrammendichters Ephraim Moses Kuh hervorgegangen ist.

daß G. gerade wie ich in meiner Broschüre mit dem moslemitischen Damascener-Säbel auf die Hegel'schen Liqueur-Fabrikanten losschlägt.

18[1].

Stuttgart, 3. November 1836, Abends 6 Uhr.

Dein Brief hat mich unendlich gefreut, zumal da so ein kerniges und gesundes Wesen sich darin ausspricht, das allemal die heilsamste Wirkung auf mich ausübt. Du kennst mich und kannst mich verstehen, wenn du willst. Leider hast du bei deinem letzten Hiersein in einem Punkte[2] mein Wesen verkannt oder nicht erkannt, was mich auch dir entfremdete und mich den Einzigen, den ich noch habe auf dieser weiten Welt, halb losschälen ließ von meinem Herzen. . . . Das Bewußtsein ist noch nicht ganz in mir verschwunden, daß ich allein stehe, ich glaube es auch deinem letzten Briefe anzufühlen, daß wir uns durch unser letztes Zusammensein fremder geworden sind. Ich lasse mir nichts bloß durch die Gewohnheit sanctioniren, gar nichts; wäre das, ich wäre schon lange glücklich und ruhig. Ich negire fast mit jedem Morgen alle meine Ideen und alle meine Verhältnisse nach außen, um mir sie wieder aufzubauen, das muß ich, wenn ich endlich zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit von Allem und Allen gelangen soll. Ich verlange von meinen Freunden (o Plural!) eine Hingebung an meine Individualität, nicht an diese und jene Tendenz, Eigenschaft, Kenntniß u. s. w., die ich habe oder nicht habe, meine Erlebnisse müssen die ihrigen sein. Diese allein, selbst geschaffen oder von außen gekommen, meine Betrachtung derselben, ihre Einwirkung auf mich, diese allein bin Ich. . . . Kannst du das nicht, so laß uns scheiden, ernst und offen, ohne Verweichlichung, wie es uns geziemt, wir wollen uns nicht durch papierne Illusionen hinhalten; sprich es aus, ich bitte dich, so frei und offen, wie ich es ausgesprochen. Es ist nicht momentane Improvisation, was ich dir schrieb, schon seit deiner Abreise und noch vor derselben plagt mich dieser Gedanke unablässig. Fühlst du aber, daß du eingehen, ganz eingehen kannst in meine Idee, so laß uns für jetzt und für immer vereint sein in Freud und Leid, mein Inneres jubelt bei dem Gedanken, daß ich einen Freund haben soll, denn ich bin verwaist wie noch nie, laß dich aber ja nicht von diesem Gedanken zu einer dir vielleicht widerstrebenden Ansicht hindrängen. Du weißt, ich liebe sonst die immerwährenden Ausgesprochenheiten, die jeder Blume wie sie aus der Knospe springt den Blüthenstaub abstreifen, durchaus nicht, aber ich fühlte es, es war nöthig.

---

[1] Nr. 18 – 23 nach Wien.
[2] Betraf die S. 23 u. 30 erwähnte Liebesangelegenheit.

Jetzt erst will ich mir deinen Brief nochmals durchlesen, den ich Sonntag Morgens 8 Uhr, den 30. v. M. erhielt, ich that es nicht eher, weil dein wirklich markiger Stil und der ganze Ton darin eine momentan andere Stimmung vielleicht in mir hätte erzeugen können, ich wollte dir aber jene zuerst mittheilen.

Samstag Abend, 5. November, Abends 6 Uhr,
bei sehr regnerischem Wetter.

So weit hatte ich letzten Donnerstag geschrieben, dann kam Kottenkamp, wir sprachen u. s. w. Ich kam nicht mehr zum Weiterschreiben. Ich habe soeben den ersten Theil deines Briefes wieder gelesen, ich will nicht mit dir rechten über dein Stillschweigen. Die Briefe, die man oft in Gedanken concipirt und in der Vorstellung niederschreibt, sind oft so gut als die mit leserlicher Cursivschrift auf Postpapier gezeichneten und versiegelten Briefe. Bei diesem Gedanken fällt mir Rahel ein, die ich jetzt des Abends im Bette auch lese, ich sammle manche Notiz über Zeitleben und Zeitgeschichte daraus; ich bitte dich, lies es, es ist ein ganzes Leben darin, ein Herz mit all seinen tausend Verschlingungen liegt vor uns, der Periodenbau selbst, die Adern verschlingen sich so oft wie das Blut aufeinanderrollt, auch über ein neues Kleid, ein weißes Hemd pocht das Herz anders; es ist unendliche Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe in dieser durch und durch jüdischen Frau, ich schreibe vielleicht nächstens einen Artikel: Rahel als Jüdin. Da werden die Berliner Sandhasen schreien. Lies es, empfiehl es auch der Madame Lang, es ist Seelenstärkung; ich bitte dich, schließ dich der Frau an, Frauenhand ist die letzte bildende Hand, sagt der alte Knigge.

Stuttgart, 25. October 1837, Morgens 11 Uhr.

Lieber Jakob! Du siehst, wie lange das oben Geschriebene im Pulte lag[1].

Den 29., Abends 5 Uhr.

Es ist ein grausames Geschick mit diesem Briefe, ich bin nun allein, ich will sehen, wie weit ich komme. Ach lieber Jakob, wie lange ist, seitdem

---

[1] An L. S. den 8. Mai 37: Denke, ich bin so nachlässig im Schreiben, daß ich noch nicht einmal an Jakob geschrieben habe. Ich will es jetzt auch unterlassen, bis mein Spinoza erschienen ist, ich will doch auch einmal zeigen, wie ein jüdischer Roman geschrieben sein muß. Ich bin auf verschiedenen Widerspruch und eigenthümliche Betrachtungsweise gefaßt. Wenn ich nur so arbeiten könnte, so ungestört und ganz wie ich es wünschte; des Tages Last und Plage nimmt mich unendlich in Anspruch. Doch es wird sich alles machen. . . . Ich war nur die ersten drei Wochen Redakteur des Feuilletons im deutschen Courier, ich kann mich nicht zersplittern für nichts. Das auch in Frankfurter Blättern abgedruckte Urtheil über das Preislustspiel war jedoch von mir.

ich Obiges geschrieben? Wie fasse ich Alles zusammen, was zwischen jetzt und damals, bis zu der Zeit unsrer Trennung liegt? Ich kenne fast selber die obigen Zeilen nicht mehr, und doch schicke ich dir sie. Könnte ich dir eine Geschichte meines Lebens geben, ich wäre glücklich, aber ich kann nicht, wo anfangen? Was ich erlebte? Du wirst wissen, ich war zwei Monate, d. h. vom 8. Januar bis 8. März auf Har haggeboah,[1] wo ich für die alte Sünde büßte, laß dir von Herrn Kaulla erklären, was das ist, und was man bei uns den Buckel heißt. Emil war vier Monate dort. In Obigem schrieb ich dir schon vor einem Jahre, daß ich mit meiner mich ertödtenden Liebesgeschichte zu Ende bin, äußerlich ging sie erst vor einem halben Jahre aus, aber innerlich, lieber Bruder, innerlich ist sie noch nicht zu Ende. Ich bin wahrlich über die Werthersche Zeit längst hinaus, aber ich bin zu schwach, ich sehe, es ändert sich nicht, bis ich von hier weggehe, und das soll bald geschehen.

Lieber Jakob! Ich kann dir keinen ordentlichen Brief schreiben, ich bin selber unordentlich, ich fürchte, ich werde nie anders, ja es ist gewissermaßen schon zur Maxime bei mir geworden, daß man, auf einen gewissen Höhepunkt der Individualität gelangt, nichts Wesentliches mehr an sich ändern kann. Ich habe vielleicht Unrecht, aber du weißt, ich hab mich sehr gerne, und hätte ich das nicht, ich wäre schon längst total zu Grunde gegangen. Cohen aus Hannover ist hier, du erinnerst dich vielleicht noch aus Heidelberg, wie sehr wir Freunde waren und wie er sich durch eine schändliche Verleumdung von mir abwendig machen ließ, ich sehe ihn oft, aber ich bin jetzt bald stumpf gegen traurige Erinnerungen. Aber fort, fort muß ich von hier, ich werde wo möglich den Winter entweder in Bockenheim bei Riesser oder in Wiesbaden bei unserm herrlichen Geiger zubringen.

Endlich und endlich ist der erste Theil des Ghetto erschienen, unter dem Titel „Spinoza, ein historischer Roman u. s. w." Wenn du die zwei Bände noch nicht erhalten hast, geh sogleich zu dem Buchhändler und hol dir's, ich hätte dir gerne ein Exemplar geschickt, aber ich kann nicht.

Lies es, dort findest du, was seit einem Jahre und länger mich ganz erfüllte; wie du mich kennst, kannst du dir manches ergänzen, was nicht in dem Buche steht, ich habe vielen himmlischen Genuß während der Ausarbeitung dieses Buches gehabt, aber ich darf sagen, daß ich leider objectiv sein mußte. Unter den traurigsten äußern und innern Verhältnissen ist es entstanden, ich habe mich an ihm aufgerichtet und fühle jetzt gottlob eine Heiterkeit, die mir alle die Neckereien des Lebens nichtig erscheinen und mich freudig der Zukunft ins Antlitz schauen läßt.

---

[1] Der hohe Berg (Andeutung des Hohenasbergs), in Rücksicht auf die damaligen österreichischen Verhältnisse vorsichtig ausgedrückt.

Später.

Ich schreibe ohne Tag- und Stundenbezeichnung weiter, sonst atomisirt sich dieser Brief zu sehr. Lieber Jakob! was war mir mein Spinoza, was ist er mir! Das kann ich dir nicht sagen, eine heilige Scheu erfaßte mich, wenn ich an ihn dachte, ihn wiederdachte. Hast du nie gelesen, wie es Klopstock zu Muthe war, als er seine Messiade schrieb? So war es mir; so göttlich erhaben steht dieser heilige Prophet über mir, daß ich oft mit Beben die Feder führte, weil ich fürchtete, ihn zu menschlich zu zeichnen, und doch mußte ich mich wieder ganz in die idyllische Innerlichkeit seines Lebens versenken. Wäre ich nur ein besserer Mathematiker, seine Charakterfestigkeit, so unerschütterlich wie ein mathematischer Beweis selbst, wäre mir gewiß noch besser zu zeichnen gelungen. Du kannst es kaum ermessen, welche Seligkeiten ich bei der Abfassung dieses Buches genoß, und doch fehlte mir oft, ja meist der nervus rerum, Wochen lang hatte ich oft keinen Heller in der Tasche und die leidige Liebeshatze im Kopfe, von Brummern umlagert, aufs Amt citirt, von Familien- und persönlichen Verhältnissen belastet, zog ich mich in meine Arbeit zurück und vergaß Alles. Dieser Spinoza ist mein literarisches va banque, und doch wünschte ich ihn jetzt nur noch einmal ganz überarbeiten zu können, der Druckerjunge saß mir leider wieder schrecklich auf dem Hals. Ich brauche dich nicht zu bitten, das Buch bald zu lesen, aber darum mir bald, bald dein unparteiisches Urtheil darüber zu sagen.

Gegen den Despoten Menzel mußte ich auch mein Votum abgeben, um ihn, wie Strauß sagte, „mundtodt zu machen." Verschaffe dir auch das Buch: „die heilige Geschichte der Menschheit von einem Jünger Spinoza's," das kürzlich hier bei Hallberger erschienen ist; es ist eines der merkwürdigsten Bücher. Ich habe das Buch soeben recensirt. Bekömmst du die Zeitschrift „der Spiegel" zu Gesichte, so findest du mich oft darin mit der Chiffer 19. Suche, daß deine Bekannten das Blatt halten, ich habe besonders Joel Jakoby darin abgemuckt.

Der zweite Theil des Ghetto wird längstens bis zum Frühling erscheinen, der Titel wird ungefähr heißen: „Der jüdische Dichter. Ein Tableau aus der Zeit Friedrichs des Großen". Das Leben Kuh's bildet den Kern, an den ich alle jüdischen Zeiterscheinungen anreihen will. Die Gallerie werde ich allein fortsetzen. Du siehst, ich hätte Beschäftigung genug, aber eins fehlt mir, das ist Ruhe, Ruhe, und noch eins, das ist Geld. Nun, das letzte wird kommen vor der ersten, und habe ich nur einmal eines. Ich habe eine große und mir sehr liebe Spekulation. Ich unterhandle schon seit einem Jahre mit der Cotta'schen Buchhandlung, um eine Ausgabe der sämmtlichen Mendelssohn'schen Werke (in einem Bande, wie Schiller) zu

veranstalten; ich werde eine ausführliche Biographie dazu schreiben. Hast du deinen Plan mit Lessings Biographie aufgegeben? Jedenfalls könntest und müßtest du mir auch einzelne Notizen und Materialien zu M. liefern; ich hoffe, diese Biographie soll was Tüchtiges werden, es gewährt mir die höchste Freude, meinen Namen in das Postament der zwei größten Juden eingraben zu dürfen. Ich hoffe diesen Brief nicht eher zu schließen, bis ich dir über M. etwas Gewisses schreiben kann. — Ich kann unmöglich länger hier bleiben, ich habe wieder jene lethargische Stimmung, wo ich nicht gerne aufstehe, mich nicht gerne anziehe, Alles ist mir entleidet. Wozu? warum? frage ich immer, mir fehlen die Höhepunkte, eine freundliche Seele, der ich lebe, ein naher Zielpunkt, eine Lebensepoche, der ich entgegengehe, und vor Allem fehlt mir ein heimischer Herd. Ich langweile mich auf Bällen, im Theater, im Wirthshaus, ja sogar Studium und Lectüre verlieren ihren Duft, weil Alles nur wieder für das Papier geht und die persönlichen Bezüge fehlen. So lange ich meine Arbeit hatte hielt diese mich oben, jetzt liege ich wieder niedergeschmettert, und ich schelte mich oft darüber, mir hilft nichts als ein andrer Ort, es ist mir oft so eng, so angst und bang zu Muthe, wenn ich durch die Straße gehe, als ob die Häuser über mir einfallen und mich erdrücken wollten. Ich weiß wohl, es ist Vieles nur Meinung, es ist Alles noch wie sonst, aber ist nicht Alles nur Meinung? Ich muß fort, ich hoffe dann minder unglücklich, vielleicht glücklich zu werden. Ich habe hier Kottenkamp als Freund, aber es ist mehr ein äußeres Verhältniß, das wir zu einander haben, wir sind uns allerdings auch Freunde, aber Kottenkamp ist zu viel Pedant und Gelehrter, obgleich ein äußerst gutmüthiger Mensch. Dr. Weil ist auch mein Freund und mehr als Kottenkamp, aber er ist verheirathet und in einer Staatsstelle, das sind große Unterschiede und Scheidewände.

Glück auf! Gestern (d. h. den 19. November) habe ich endlich in Betreff Mendelssohns abgeschlossen[1], und heute, lieber Jakob, ist es nach dem Frühstück mein erstes Geschäft auch diesen Brief an dich endlich abzuschließen. Nun, lieber Jakob, steure ich wieder mit vollen Segeln ins Leben hinein, das ist eine Arbeit, der ich vollkommen gewachsen bin, die Ruhe und der heitere Lebensgenuß der Humanisten kömmt über mich, wenn ich nur eine Stunde im Briefwechsel Mendelssohns oder sonst wo lese. Nun freue dich auch mit mir, ich bin froh, daß ich diesen Brief mit einer so angenehmen Nachricht schließen kann. Ich gehe den nächsten Monat von hier weg, entweder werde ich in Wiesbaden oder in Bockenheim die Biographie Mendelssohns schreiben, sie soll ein wichtiger Beitrag zur Literar-

[1] Ist indeß nicht zur Ausführung gekommen.

geschichte werden. Was mir die Arbeit doppelt lieb macht ist, daß ich dadurch auf historischem Wege ganz zu dem Kolorit des vorigen Jahrhunderts gelange, dessen ich für die Ausarbeitung des „jüdischen Dichters“ bedarf, und so werden beide Arbeiten Hand in Hand gehen. — Mendelssohn erscheint in der Metzler'schen Buchhandlung, aber du mußt noch schweigen davon, besonders vor Buchhändlern. — Ich besinne mich hin und her, was ich dir noch zu schreiben habe. Mit Gfrörer und Strauß stehe ich sehr gut und komme bisweilen mit ihnen zusammen. Geiger ist sehr hochgeachtet von ihnen. Von Gfrörer wird nächstens eine „Geschichte des Urchristenthums“ erscheinen, worin das, was Strauß a priori demonstrirt hat, a posteriori und auf historischer Grundlage bewiesen wird. Er hat viel Talmud und Kabbala deshalb studirt, es wird ein großes Werk. — Von Neujahr an werde ich wieder einen Theil der „literarischen Uebersichten“ in der Europa übernehmen und erhalte ich dafür einen fixen Gehalt von 300—400 fl. jährlich. Mein Julius ist noch bei mir, er ist jetzt im obern Gymnasium. Vor acht Tagen erhielt ich die traurige Nachricht, daß mein Bruder Maier, 39 Jahre alt, an einer Unterleibsentzündung plötzlich gestorben ist. Du kannst dir meinen Schmerz denken, ich werde diese Woche wahrscheinlich nach Haus gehen.

Von unserm lieben Koßmann habe ich aus Dorpat Briefe erhalten, er ist der liebe Gute. Ich werde jetzt auch an ihn schreiben. — Hast du den Streit zwischen Weil und Hammer in den Heidelberger Jahrbüchern gelesen? Auch in der Häller Literatur-Zeitung? Das ist wacker.

Ich habe in der letzten Zeit mich auch wieder lyrisch versucht, vielleicht erscheint bald etwas davon.

Lieber Jakob! Vergiß, daß ich dir so lange nicht geschrieben, und schreibe mir bald, denn bis zu Neujahr werde ich nicht mehr hier sein. Leb wohl und bleibe treu deinem B. Auerbach.

Ich war zu Hause, der Brief lag wieder 14 Tage da, und ich setze dir noch Einiges hinzu. Ich brauche viel Geld für meine Leute und auch für mich, es fehlt mir daher die nöthige Summe, um nach Bockenheim oder Wiesbaden zu gehen, ich werde daher mit dem neuen Jahre nach Braunsbach zu Frankfurter gehen. Schreibe mir, ich bitte dich sehr, recht bald, jetzt ist mir's doppelt Bedürfniß. Leb wohl!

19.

An L. S.

Braunsbach bei Hall, 22. März 1838.

Ich bin nun seit dem 15. Januar hier, wechselsweise heiter, aber meist von der Armseligkeit meines jetzigen Lebens zerknittert und in eine dumpfe Geistesatmosphäre eingepfercht. Ich will nicht viel davon sprechen, denn merke auf: wenn

nicht alle Stränge brechen, bin ich in 14 Tagen bis 3 Wochen bei dir in Frankfurt, dann frage mich und ich will antworten.

Du hast mich vielleicht in momentanem Mißmuthe auch schon wie manche Andere um meine freie Stellung beneidet. Du wirst finden, wie manche Uebelstände ich dir zu bezeichnen habe.

20.

Frankfurt, 22. Januar 1839, Nachts 9 Uhr.

Lieber Jakob! Ich sitze hier auf meinem Sopha in einer guten warmen Stube, habe eine frischgestopfte Pfeife im Gesicht stecken und schreibe an dich. Sollte ich nicht heiter und vergnügt sein? Ach, ich bin es nicht, schon seit 7 Uhr sitze ich hier auf meinem Zimmer und dämmere, ich wollte arbeiten und kann nicht, ich wollte lesen und kann nicht, endlich legte ich meinen Körper in Ruhe und schickte meine Gedanken in alle vier Weltgegenden zu den Lieben, Guten, die ich habe; es ist mir, als ob ich am Vorabende einer Krisis meines Lebens stände, ich überzähle so oft die Liebe, die ich in meinem Leben genossen, ach! ich war schon so viel, viel glücklich, warum bin ich denn so oft und viel lethargisch, sehnsüchtelnd und matt? — Ich war viel bei dir heute Abend und sonst, lieber Jakob, und jetzt liegt dein Brief vor mir, ich habe ihn nicht wieder gelesen, aber ich weiß, was darin steht! Ich verspreche dir nicht, oft zu schreiben, aber mir hab ich versprochen, es oft zu thun, ich werde sehen, ob ich's halte, ich richte mich so oft an dir auf in Freude und Trauer, du sollst auch Alles von mir wissen, und leben wir einst zusammen, so brauchen wir nur fortfahren zusammen zu leben. Ich schreibe dir auch aus egoistischem Grunde, denn in künftigen alten Tagen will ich hier die Erinnerungsmale meines Lebens wiederfinden.

Ich müßte weit ausholen, wenn ich dir Alles sagen wollte, das ist die Strafe des langen Nichtschreibens. Als ich deinen Brief erhielt, war ein schöner Junimittag, es war Samstag. Louis gab mir den Brief, wir gingen in mein Logis, zogen Schlafrock an, stopften Pfeifen, setzten uns in eine Laube meines Gartens und lasen deinen Brief — jetzt ist Alles gefroren draußen und ich schreibe erst Antwort. Ich gratulire zur Verlobung deines Bruders mit meiner Schwester, gelt das ist herzig? Erinnerst du dich noch, als ich in Heidelberg davon sprach? ... Bei der Hochzeit sind wir beide gegenwärtig, ach! das wird ein Jubel sein! Ich freue mich ganz wie närrisch darauf, wir sind beisammen und unsere Eltern und Geschwister..... Jetzt ist's an mir — sag einmal, willst du nicht bald auch heirathen? Die Gelehrtheit muß ein gutes Präservativ gegen die Verliebtheit sein, drum bin ich so viel von der Liebe geplagt. Geiger, der herrliche, macht eine Ausnahme von euch Gelehrten, der ist voll Liebe zu seiner Emilie und so kindlich und innig; ich habe Geiger von Herzen gern, wir haben

uns sehr befreundet, er ist grundbrav, fest und männlich und dabei so lieb. Auch Dernburg war diesen Sommer hier, nur einen Tag waren wir beieinander und hatten uns recht lieb, ich brauche noch immer Liebe und nichts als Liebe und darum habe ich hier außer Sabel[1] fast Keinen, den ich ganz in mein Herz schließe. Ach, lieber Jakob, ich werde bis zum 28. Februar 27 Jahre alt, und je älter ich werde, desto mehr sehe ich, daß man keine echten neuen Freunde gewinnen kann von einem gewissen Alter an. Das verständige, auf gewisse Congruenzen und Tendenzgemeinschaften gebaute frostige Verhältniß, das man Freundschaft nennt, ist nicht, was ich will, ich will in der Freundschaft etwas von der Liebe, und ich fürchte fast, daß wenn einst meine Liebessehnsucht in einem Mädchen Befriedigung fände, ich kein so echter Freund mehr wäre, ich will mich aber schon davor wahren.

Mit Riesser stehe ich, wenngleich auf Du, doch in keinem vertrauten Verhältniß, das erquicklich wäre. Riesser ist zu sehr sich verbrauchender allgemeiner Menschenfreund, er hat zu viel stereotype Bonhommie, seine Freundschaft ist zu viel gesucht, als daß man mit ihm in jene persönlichen speziellen Bezüge käme, die ich fordere und fordern muß. Es mag dir komisch klingen: ich erkenne in Riesser eine echte Tribunengestalt, wie ich mir sie bei den Alten denke, mit unendlicher persönlicher Einnehmbarkeit, deren Leutseligkeit und Herablassung das Vergöttertwerden nicht ausschließt, ja sogar in sich schließt. Er vergibt sich nie und gibt sich doch Allen, dabei hat er etwas Goethe'sches, eine gewisse Naturvornehmigkeit und joviſche Ruhe; in seiner imposanten Gestalt und beweglichen Behäbigkeit liegt der Ausdruck dieser verschiedenartigen Elemente. — Es mag dir dies auch als Zeichen gelten, daß ich mir alle Mühe gebe, die fremden Individualitäten in ihrer Individualität gelten zu lassen, denn ich sehe, daß ich oft fanatisch war.

Frankfurt, 8. Mai, Morgens 9 Uhr.

Wer es sähe und wüßte, würde uns für närrisch halten, denn wir müßten Aeonen leben, um einen solchen Briefwechsel fortzusetzen, aber heute muß dieser Brief fort, und wenn ich nur den obigen ausgegrabenen Fuß schicken könnte. Ich freue mich so oft im Stillen und sage es auch Anderen, daß wenn Alles mich verläßt und mißkennt, doch du mir bleibst und mich kennst, und doch schreibe ich so wenig an dich, aber eben dieses öftere Unterreden macht mich so sicher. (Ich sehe soeben, daß ich dir das schon oben geschrieben habe.) Ueber Inneres kann ich dir nicht schreiben, ich hoffe, daß in diesem Monat mein Roman: „Kaufmann und Dichter" (der das Leben E. M. Kuh's behandelt) in 2—3 Bänden fertig wird; was ich innerlich

[1] Reallehrer Perez Sabel. S. Brief v. 8. April 1878.

erlebt und auch das Meiste, was ich äußerlich erlebt, wirst du darin finden, wenn wir einst beieinander sind, kann ich dir Alles sagen, zu schreiben wäre zu weitläufig. Deinen letzten Brief traf ich, als ich spät Abends nach Hause kam; ich erbrach ihn nicht, sondern zündete mir eine Pfeife an, legte mich ins Bett und hier las ich erst deinen Brief; gelt, ich werde ein echter Philister? Sonst ging ich nicht fröhlich die Treppe hinauf, wenn ich nicht hoffen durfte, einen Brief oder sonst etwas Neues zu Hause zu finden, jetzt bin ich ganz ruhig, ich lerne resigniren, auf eigenes nur persönliches Glück verzichten, und ich will Ruhm erwerben. Das, was mir sonst gleichgiltig war, ist noch das Einzige, was mich anspornt, im Drama möchte ich etwas leisten, ich glaube, ich habe Talent dazu, ich habe mehrere Stoffe; Sand's Tod ist ein Stoff, der mich schon lange beschäftigt, es gäbe eine Art von deutschem Hamlet oder dergleichen; ich habe auch ein einaktisches Lustspiel geschrieben, der Regisseur des hiesigen Theaters wollte es zu seinem Benefiz geben, Freunde riethen mir ab, weil es zwar bühnengerecht, aber dem Publikum nicht mundgerecht ist, ich nahm es zurück und lasse es jetzt drucken. Du wirst es in einem nächstjährigen Almanach finden. Es war eine glückliche Zeit, als ich das Lustspiel schrieb, alle Hoffnungssegel waren in mir geschwellt, und jetzt sitze ich sehr oft auf dem Sande. Du mußt aber nicht glauben, daß ich nicht mitunter auch sehr heiter bin, leider ist dies meist nur ein momentanes Aufflackern. Wenn ich mich oft frage, warum ich so betrübt bin, so finde ich, daß meist ich selber und meine Geldverhältnisse daran schuld sind, das sind allerdings zwei minder wichtige Dinge, aber sie bedingen doch Vieles, ja fast Alles. Ich genieße hier von Einzelnen ein Wohlwollen und eine Liebe, die mich ganz durchquickt, das allgemeine Wohlwollen, dessen ich anfangs so reichlich genoß, hat nachgelassen, die Leute können es nicht ertragen, wenn man seine Eigenthümlichkeiten nicht unter der Zaunscheere der Allgemeinheit oder Alltäglichkeit stutzen läßt, und leider bin ich noch nicht dazu gekommen, in Gesellschaften den Aufwand der innern Persönlichkeit zu vermeiden. Ich bin in diesem Jahre meines Hierseins um zehn Jahre älter geworden an Menschenkenntniß und Erfahrung oder, was gleichbedeutend ist, an Resignation; ich habe aber auch eine innige Liebe gekostet, wie sie nur den Sonntagskindern der Menschheit vergönnt ist. Mein früheres Leben kam mir immer so verarmt und ärmlich vor gegen das jetzige (nur Heidelberg macht ein Ausnahme). Wird das so fortgehen? — Was liegt daran? Ich will nicht stets grübeln, aber ich fürchte, daß unser jetziges Alter das Zenith ist, von dem es abwärts steigt.

Die Hallischen Jahrbücher lese ich regelmäßig, aber außer Strauß und Vischer und dem, der Gentz packte, kann Keiner schreiben; die wissenschaftliche Zigeunersprache, in die sich die Hegelingen hineinpersuadirt haben, ist

unerquicklich, vermummt oft nur die Trivialität und entfernt sich stets mehr von dem Kern der Nation. Hast du in der Europa meine Kritiken mit A unterzeichnet gelesen? Ich bitte dich, sieh sie nach, besonders eine über Immermann und einen Aufsatz von mir über Gesellschaft rc. Gestern erhielt ich einen Brief aus Paris, worin mir angezeigt wird, daß Philarète Chasles meinen Spinoza ins Französische übersetzt. Hast du in den Berliner Jahrbüchern die Beurtheilung von Strauß über meinen Spinoza gelesen?

21.

Frankfurt, 20. Februar 1840.

Es ist gut, lieber Jakob, daß ich eine äußere Veranlassung[1] habe, die mich bestimmt, auf einmal an dich zu schreiben; der innern Veranlassungen hatte ich fast tagtäglich schon so viele, daß ich glaube, diese verhindern eher mein Schreiben, als daß sie es befördern. Du weißt, ich lebe sehr, vielleicht zu sehr mit der Gegenwart, Alles was ich poetisch verarbeite oder als Ereigniß oder als Denken in mich aufnehme und in mir ausbilde, alles das findet meist den Anfangs- und Ausgangspunkt in dem Kreise, in dem ich mich gerade bewege, und dort stelle ich es auch dar, ich lebe mit den Gegenwärtigen, nur du und mein Freund Rudolph Kausler in Stuttgart, ihr beide ragt aus der Vergangenheit und Ferne oft herein, und ich lebe mit euch als Gegenwärtigen, dadurch wird mir das Schreiben oft überflüssig und euch ungenügend. Du, lieber Jakob, ziehst dich fast durch mein ganzes Leben hin, seitdem ich zu Bewußtsein gekommen bin, und dadurch kennen dich diejenigen, die mir hier nahe stehen, und du stehst ihnen nahe. Ach! hätt' ich ein Daguerreotyp, um dir meine Umgebung im Sonnenscheine rasch zu fixiren, aber was nützte es? Ich habe noch kein feststehendes Haus, um dir seine Contouren zu senden, es sind nur lebende Bilder und wandelnde Bilder, die ich dir darstellen kann, und bald werde ich von hinnen ziehen und aus einem Leben, reich an den höchsten Beseligungen, werde ich nichts mitnehmen als körperlose Erinnerungen, die mich zu poetischen Gestaltungen anregen sollten, die ich leider zu schwach bin, um sie in ihrer höchsten Glorie festzubannen. Was ich mir errungen, was mir vom Schicksal gegeben und wieder entrissen wurde, wenn mir der Besitz versagt ist von dem, was doch mein Eigenthum ist, wenn ich am herrlichsten Liebeskelche nur flüchtig den perlenden Schaum mit meinen Lippen berühren darf und ihn nicht in leisen seligen Zügen auskosten darf, so versetzt mich das oft in dumpfe und stumpfe Verzweiflung, dann aber richte ich mich wieder auf und suche und finde in der Poesie Erlösung und Trost. Ich werde immer älter, ich traue keiner Verzweiflung, aber auch selten einer überschwenglichen Beseligung

[1] Empfehlung eines jungen Mannes.

mehr, ach, lieber Jakob, die zwei Jahre, die ich nun bald hier bin, haben mich um Vieles, Vieles älter gemacht, wir müssen zuerst hundertmal absterben, ehe wir sterben. Das habe ich auch in meinem Dichter und Kaufmann darzustellen versucht, schreibe mir, wie es mir gelungen, und schreibe mir überhaupt ausführlich darüber. Es ist mir gräßlich, wenn mir die Leute sagen, der Held wäre ein Schlemiehl, das eben ist das Traurige, daß man die Resultatlosigkeit für Schlemiehligkeit hält; manchen reizbaren Gemüthern brennt der gelbe Judenlappen auf dem Herzen so tief ins Herz, daß sie auch das Lebensglück, das ihnen vergönnt wäre, nicht genießen können. Ich kann dir nicht sagen, mit welcher innern Schöpferfreude ich dies Buch geschrieben, oft wenn sich mein einsames Zimmer mit Gestalten füllte und Gestalten wie Veilchen und Philippine sich in mir und vor mir bewegten, da schwebte ich im seligsten Aether und Alles, was ich davon festgebannt, ist leider nicht der volle Klang dessen, was in mir tönte.

Lieber Jakob, nimm das Buch als ein Ereigniß, als einen Lebensabschnitt von mir, ich kann dir erst später manche wirkliche Grundlagen davon aufdecken.

Koßmann war längere Zeit hier, er wohnte bei mir, wir waren sehr heiter und innig, er liebt dich sehr, er ist zu seiner ferneren Ausbildung nach Paris gereist, von wo er mir schon schrieb.

Ich war bei der Hochzeit meiner Schwester zu Haus und lernte die lieben Deinigen alle kennen und lieben.

Ich werde von hier weggehen, innere und äußere Umstände veranlassen mich dazu. Von Geiger hab ich schon zweimal Briefe erhalten. Ich muß dir auch sagen, daß ich deinen Brief geöffnet erhalten; du bist unklug, du, der ruhigste, besonnenste, friedlichste Mensch, hättest leicht jede Unannehmlichkeit vermeiden können.

Ich arbeite jetzt an etwas Nichtjüdischem, ich hoffe, es soll bald fertig werden. Auch übersetze ich den ganzen Spinoza ins Deutsche, schreibe eine Biographie dazu und gebe es contractmäßig bei Scheible wahrscheinlich noch diesen Sommer heraus.

Wegen der Predigerstelle in Hamburg kann ich dir nichts thun, ich habe mich wegen Frankfurters bei Riesser u. A. verwendet; sie verlangen dort von jedem Concurrenten eine Probepredigt an Ort und Stelle, Geiger wird dich schon von Allem unterrichten. Ich mußte mich für Frankfurter verwenden, du weißt, er versauert und verkümmert mit Frau und Kindern in der Armuth und Noth auf dem Lande. Du bist unverheirathet, wohl und temporär versorgt. Denke nur! Ich, ja ich hatte mich selber um diese Stelle beworben, denn ich wünschte endlich ein ruhiges Asyl, aber das Schicksal will nicht, daß ich noch zur Ruhe komme, es war

das letzte va banque, das ich der Theologie zurief, sie schüttelte den Kopf, gut! — Das bleibt streng unter uns. . . .

22.

Frankfurt, 22. April 1840, Morgens 11 Uhr.

Vor wenigen Minuten erhielt ich einen Brief von deinem, von unserm Bruder in Emmendingen mit der traurigen Nachricht von dem Tode deines ehrwürdigen lieben Vaters. Wie nahe mir dieser Tod geht, brauche ich dir nicht zu sagen, er ist euer Vater und ich selber habe ihn mit meiner besten Liebe lieben gelernt; er war ein Mann voll liebevoller Milde, freudigem, innigem Wohlwollen, voll Seelenstärke und Seelenreinheit, und wie liebte er dich! . . . Ich brauche dir ihn nicht schildern und dir auch keinen Trost bieten, du kannst und mußt dich aufrichten in dem Gedanken, daß du einen würdigen wahrhaft frommen Vater gehabt, daß du ihn stets mit stolzer Verehrung nennen darfst, daß sein Andenken in dir heilig und rein für dein ganzes Leben bestehen kann und wird. O lieber Jakob! es liegt eine unendliche Fülle von Trost in dem Gedanken, einen edlen Vater besessen zu haben, da, wo die Natur zu lieben gebietet, auch mit klarem Bewußtsein und von der reinen Erkenntniß getragen, lieben zu können, lieben zu müssen. Ein Stück nach dem andern löst sich von uns ab auf unserm Lebenswege, und am Ende ist oft das Beste von uns schon längst vermodert, ehe sie uns selber ins Grab einscharren; aber nein! wir wollen's nicht zugeben, was uns auch äußerlich abstirbt, wir erhalten es lebend in uns. Wohl uns, wenn es sich bis an sein Ende so erhalten, daß wir es rein und heilig in der tiefsten Nische unseres Herzens bewahren können.

Lieber Jakob! Ich spreche von deinem Unglück und ich meine auch das meinige. Noch hat die Natur mit ihrem unabänderlichen Gesetze meine Eltern mir erhalten, mein ältester Bruder und eine liebe Schwester sind aus glücklicher Ehe weggestorben, ich bin auf Alles gefaßt, aber noch kenne ich das schreckliche Wort nicht: du hast keinen Vater mehr! Aber lieber Jakob, es gibt noch viele andere Verhältnisse, die auf einem andern Boden der Natur stehend, nicht minder tief in unsere Seele greifen, auch hier gibt es einen Tod, und zwar einen noch traurigern, denn wir gehen an lebendigen Leichen vorüber. Die Seele, die die unsrige war in der Andern, ist todt, und ich habe eine solche zu beweinen. — Lieber Jakob! schilt mich nicht, daß ich minder Heiliges mit dem Heiligsten und Höchsten vermenge, für eine Geliebte, wirst du sagen, kann eine andere Ersatz geben, denn es gibt der Edeln noch manche auf der Erde, aber für einen Vater kann es keinen andern mehr geben auf dieser Erde. Wohl, und ich will auch diese nicht mit einander vermengen, aber glaube mir, wenn ich auch zu alt und rück-

sichtsvoll bin, um den Ausspruch zu wagen: in dieser oder nie löst sich das Räthsel meines Lebens, so fühle ich's doch, daß dieses Glück, wie ich's besessen, wie ich's geträumt, nie mehr wiederkehren wird, und darum bin ich so weich und weine ich so oft wie noch nie, denn ich fühl's, in mir und außer mir ist etwas abgestorben, was nie wiederkehrt.

Lieber Jakob, verzeihe mir's, wenn ich so deinen Schmerz an den meinen knüpfe; was ich jetzt beginne und wie ich es wende, immer kehrt es wieder zu ihm zurück. Lieber Jakob! wir wollen uns bleiben. Ich drücke dir die Hand.

Ich kann nicht mehr hier bleiben, ich gehe bald weg von hier, wahrscheinlich in ein Städtchen am Rhein. Leb wohl und schreib bald ausführlich.

23.

Frankfurt, 15. Mai 1840.

Goethe nennt einmal alle guten Gedichte höhere Gelegenheitsgedichte, aber die Gelegenheitsbriefe sind wahrlich nicht die guten. Dieser mag es jedoch sein, da er mir die Gelegenheit gibt, dir Herrn B. vorzustellen und du dadurch die Gelegenheit erhältst, in ihm einen braven Mann kennen zu lernen. Die braven Männer sind fast aus der Mode, und man bestrebt sich mehr geistreich, genial u. s. w. zu sein, aber auch hierin wirst du dich freuen, hier einen Mann von gesundem und freudigem Streben kennen zu lernen. Weiter will ich nichts sagen, da ich diesen Brief offen lassen muß und ich die Bescheidenheit des Ueberbringers nicht in Versuchung bringen mag.

Dieser Brief ist kurz, desto mehr wird dir aber Ueberbringer von mir erzählen. Ich bin froh, daß ich auch Jemanden in der Welt habe, der mir etwas schuldig ist, du bist mir auf mehrere Briefe Antwort schuldig, du wirst nach Sicht den Saldo mit Netto abtragen.

Ich gehe wahrscheinlich Ende nächster Woche von hier weg, ich weiß noch nicht, ob nach Heidelberg oder Bonn, wahrscheinlich nach letzterem Orte, schreib mir aber nur hierher.

24[1].

Bonn, 11. September, Morgens 11 Uhr.

Unendlich tief hat der Schmerz gewühlt in meinem Innern über den Tod meines Vaters, dein Brief kam zugleich mit der traurigen Nachricht, ich konnte ihn lange nicht lesen; als ich erst recht weinen konnte, da wurde ich endlich ruhiger, ich las deinen Brief und hatte dich bei mir. Mein ganzes Leben ist ein ewiger Wechsel, eine ewige Ebbe und Fluth von Wünschen, Gefühlen und unberechenbaren Verwickelungen, in meinen Pro-

[1] Nr. 24 und 25 nach Emmendingen, Nr. 26 nach Heidelberg.

duktionen setze ich mein Leben nur fort, das zehrt gewaltig unaufhörlich an meiner Lebenskraft, ich bin von Fiebern geschüttelt und oft gräßlich ermattet, todmüde; ich habe keine bestimmte äußere Lebensstellung, in der ich von dem Wogen und Treiben meines inneren Menschen ausruhen könnte, arbeitend ausruhen könnte, ich habe keine Heimat und keine Familie, und so wenig ich auch mein elterliches Haus schon seit lange mehr als meine eigentliche Heimat betrachtete, so hatte ich doch unbewußt eine Rücklehne darin, und jetzt ist die beste Stütze gebrochen, in die Erde versunken. Lieber Jakob, ich kann nichts als einzelnes Ereigniß betrachten, alles stellt mir meinen ganzen Menschen in Frage, die heterogensten Elemente schießen zusammen zu einer wunderlichen Krystallisation, die sich nirgends einfugen läßt. Ich werde mich zusammennehmen, denn das ist fast Alles, was ich zusammennehmen kann, ich werde mich über die Hochpunkte und Niederungen des Lebens durch Freud und Leid schleppen und schlagen und am Ende sterben, und noch ein paar Tage wird man dann meiner gedenken. Glaube nicht, daß mir Alles so verfinstert ist, daß ich kein Glück, keinen Lichtblick mehr hoffe, ich kenne das Leben, ich weiß, wie mannigfach es sich gestaltet, und doch tritt das oft Gedachte und Vorgestellte oder das nicht Geahnte ein, wirft es meist das ganze Kartenhaus unserer Resignation und die hochgethürmten Festungswerke unserer Philosophie über den Haufen. Was schreib ich dir eigentlich solches Zeug? wir sehen uns ja bald; so Vieles hat seit dieser Gewißheit des Wiedersehens meine Seele betrübt, daß die Freude nicht mehr so voll und ganz ist, es ist eine dumpfe Freude, und doch, lieber Bruder, komm ich zu dir mit ganzer Seele, laß dich nicht stören, wenn du mich vielfach anders und in manchem Mißliebigen mich noch der Alte findest, ich habe viel an mir gehämmert und gemeißelt, aber der Grundstoff, das sehe ich, der muß so bleiben; nicht wahr, lieber Jakob, wir wollen uns gegenseitig tragen und lieben ohne Mißklang? Ja gewiß, ich hätte das eigentlich nicht schreiben brauchen, aber so bin ich, ich fürchte fast immer.

Ich war eigentlich gesonnen, wegen meiner deutschen Ausgabe der Werke Spinoza's[1] nach dem Haag und Amsterdam zu gehen, wozu ich contractlich ein Reisegeld ausgemacht hatte, aber das Ausführen scheitert an einer Mißhelligkeit mit meinem Buchhändler, durch verspätete Ablieferung des Manuscripts entstanden.

25.

Bonn, 25. September 1840.

Ich war sehr bös auf dich; ich kenne das, wenn man zu Hause ist werden Einem plötzlich die Flügel abgeschnitten, daß man nicht mehr in

[1] Erschien 1841 u. d. T.: Spinoza's sämmtliche Werke. A. d. Lateinischen. Mit dem Leben Sp.'s (5 Bde. Stuttg. Scheible).

weiteren Kreisen fliegen kann, man wird zum Hausthier, zur Hauspflanze; doch — es ist vorbei, ich mußte nur meinen Aerger aussprechen, ich schäme mich vor allen meinen Freunden hier und in Frankfurt, denen ich deine Ankunft angekündigt. Dabei erscheine ich immer als unzuverlässig, weil ich meine Zukunft, die stets eine andere wird, stets annoncire. Doch bitte ich dich, dir das jetzt nicht zu Herzen zu nehmen und dir deine Freude nicht dadurch verkümmern zu lassen; auch ich bin wieder ruhig und heiter, und zwar rein und allein, weil ich meine Tragödie vollendet habe. Der Titel ist ganz einfach: Oskar, Trauerspiel in 5 Aufzügen von B. A. Ich fühle mich ganz hoch gehoben durch und in dieser Produktion, ich habe sie fast in einem Fieber geschrieben in 14 Tagen, der Stoff ist aus der neuesten Zeit, ohne Historie, lauter Familiengeschichte; ich hoffe, du sollst es in diesem Winter auf dem Burgtheater sehen, und dann komme ich vielleicht zu dir, ach vielleicht, diese furchtbaren Vielleicht! Ich kann fast von gar nichts Anderem reden, als von dieser Tragödie; meine Freunde, die auch Poeten sind, sind sehr zufrieden damit. Ich bin jetzt mit Abschreiben und besserem Anordnen beschäftigt.

Ich verlasse Bonn bald, wo ich mich aufhalten werde, weiß ich noch nicht bestimmt.

26.

Bonn, Mittwoch, 30. September 1840, Nachmittags.

Du wirst erschrecken, wenn du einen Brief statt meiner selbst siehst, aber es ist nicht möglich zu ändern, und was nicht sein kann, dem unterwerfe ich mich endlich, als ob es nicht sein soll; ein vernünftiger Fatalismus ist am Ende die beste Philosophie. Doch wozu das jetzt? Höre, lieber Jakob! Seit gestern Abend, wo ich deinen Brief erhielt, ist mir mein Hirn wahrhaft wie zerstoßen, so bin ich von Zweifeln, Unschlüssigkeiten u. s. w. hin und her geworfen worden, ich möchte so gerne zu dir eilen, ach so gerne, ja ich war heute vor Tisch fast vollkommen entschlossen, heute Nacht mit dem Dampfschiff abzugehen, eine Schwierigkeit wäre besiegt, ich hätte Geld zur Reise, aber nur so viel als eben zur Reise nöthig ist, dann wäre ich wieder leer und wüßte mir keinen Rath, hier kann ich noch einen Monat bleiben und die Ethik vollenden, dann bekomme ich Geld, ich kann und darf nicht dich oder einen andern Freund in Anspruch nehmen, zumal da du mir in einem früheren [Briefe] schreibst, du hättest schon zu große Ausgaben. Ich lebe hier ein freudloses Leben, dort hätte mir die Freude gewinkt, und doch muß und will ich hier bleiben, ich muß endlich meine Geldangelegenheit besser arrangiren, ich sehe es, ich arbeite dann rascher und mit freiem Gemüthe.

Lieber Jakob! du schreibst mir, du hättest Wichtiges mit mir zu reden, was meinst du damit? schreib mir doch sogleich. Redaction nehme

ich nicht an, ich habe einen bessern Plan, ich werde dir erst später davon sagen können. Ach! ich möchte dir noch so Vieles sagen, wir schreiben uns bald wieder. Leb wohl, ich reiche dir die Hand zum Abschiede. Leb wohl!

Ich bitte dich nochmals, gräme dich nicht zu sehr darüber, daß wir uns jetzt nicht sehen, wir sehen uns noch oft und lang wieder, vielleicht bald. Leb wohl!

27[1].

Mainz, 28. Februar 1841, Sonntag Morgens.

Heute an meinem 29. Geburtstage fühle ich mich gedrungen, ein paar Worte mit dir zu sprechen. Du hast auf einem großen Theile meines Lebensweges gleichen Schritt mit mir gehalten, bei dir brauche ich nicht, wie bei den neu erworbenen Freunden, mein Wesen erst zu dokumentiren und in vielfacher Weise zu rechtfertigen, und eben das schließt eine große Wonne bei der Erinnerung an dich ein. Sind nun auch unsere Lebenswege auseinander gegangen, habe ich namentlich in den letzten Jahren Vielfaches erlebt, das sich brieflich nicht immer recapituliren läßt, so erkennen wir uns doch stets innerlich, und wo uns auch Schicksal und Gesinnung hinstellt, wir bleiben uns. Ich fühle es tagtäglich, lieber Jakob, ich bin viel, viel älter geworden, nicht nur daß die jugendliche Sturm- und Drangperiode vielfach in mir ausgegoren hat, daß ich in meinem Lebensberufe festgewachsen bin und die einzelnen Begegnisse ruhiger, ich möchte sagen philisterhafter ansehe und genieße und nicht mehr mein ganzes Wesen von jedem einzelnen Dinge in Frage stellen lasse, ich sehe auch manche Accommodation an das Weltleben, die ich ehedem als eine Verschlechterung meiner selbst angesehen, jetzt milder an und habe mich drein fügen gelernt. Dies bedürfte einer genauen Auseinandersetzung, damit du mich nicht mißverstehst. Ich habe so vielfach erfahren, daß man ein volles unbefangenes Hingeben in den einzelnen Lebensverhältnissen als unwahr und gemacht — mir das Verhaßteste von Allem — ansah, und ich lernte nach und nach mir ein Programm für mein Verhalten zu entwerfen; hierin lag für mich früher eine Unwahrheit, weil es nicht die ganze offenbare Wahrheit, jetzt sehe ich mehr eine Nothwendigkeit darin, die Welt läßt uns nicht so ganz gut und frei, und doch bin ich auf nichts stolz als auf das, daß ich es gut mit allen Menschen meine, du wirst mich nicht im Mißverstande eitel nennen. Ich werde älter, nicht nur daß ich meine Haare verliere und fast schon eine Glatze habe, was mir vielen Kummer macht, auch mein tiefinnerlichstes Liebesbedürfniß ist durch die schauderhaften Täuschungen der letzten Zeit zu-

[1] Anfangs nach Wien, dann nach Stuttgart bestimmt, wohin die Briefe Nr. 28 u. 29 folgten. Nr. 30 u. 31 wieder nach Wien.

rückgedrängt und verschüttet; es sollte mir nicht vergönnt sein, in einer fortgesetzten glühenden Liebe mein Leben zu erfüllen, ich werde zum häuslichen Glücke gelangen, wenn es nicht mehr so hoch und selig beglückt. Das läßt oft meine tiefste Seele weinen, ich bin oft tief betrübt und weiß nicht unmittelbar warum, das Schwinden meines Lebens ohne seine einzige und höchste Erfüllung ist für mich täglicher Tod. Und doch fühle ich mich wieder oft beglückt durch die viele Liebe, die mir geworden und wird von heiligen guten Menschen. So ist in meinem Leben noch keine völlige Einheit, du siehst, ich grüble noch viel und am meisten über mich, der ewige Geist möge Alles abrunden; ich fühle mich nur in der poetischen Produktion über mich hinausgehoben, das äußere Leben stelle ich dem allwaltenden Geiste anheim, ich finde in der spinozistischen Weltanschauung dieselbe und vielleicht noch höhere Beruhigung, als der herkömmlich Gläubige in der seinigen, in Stunden der Weihe kann ich meine Endlichkeit in der Unendlichkeit fassen, und das Lebensgebäude ruht mir auf diamantenen Säulen, durchsichtig und ewig wie das Weltgebäude.

Mittwoch, 10. März Morgens.

Ich bin gestern Abend von Frankfurt zurückgekommen, wo ich mehre Tage war, ich lese das Obige nicht nochmals, es ist nun einmal so, du bekömmst in *einem* Briefe immer mehrere von mir. Ich möchte nur wissen, ob es dich auch so oft drängt, an mich zu schreiben, und warum du es nicht thust, nicht zuerst thust.

Mainz [12. August 1841].

Heute, den *12. August*, liege ich an einem furchtbar heftigen Katarrh noch im Bette, da erhalte ich deinen Brief!

Letzten Samstag habe ich meinen deutschen Spinoza vollendet, und es war mein fester Vorsatz, dir diese Woche gewiß zu schreiben, denn jetzt erst bin ich wieder frei. Du siehst aus Gegenüberstehendem, wie du bei mir warst in den Hochpunkten meines Lebens, ich sende dir daher Alles. Gewiß noch nie wurde ein Briefwechsel so beispiellos verzettelt geführt wie der unsere. Es geht aber auch nicht anders und — wir müssen uns sehen, nach *fünf* Jahren einmal wiedersehen.

Heute ist Donnerstag, Samstag Morgens, etwa 8 Uhr, erhälst du diesen Brief; ich sitze bei dir und plaudre mit dir. [Dann] gehst du zu Assessor Weil (*ich verlaß mich drauf*), grüßest und fragst ihn, ob er den Wechsel für mich von Scheible erhalten und an mich geschickt hat, im bejahenden Falle ist es gut, im andern ermahnst du ihn es noch denselben Tag zu thun. Und nun, wie und wo sehen wir uns? — Höre! ich muß nächste Woche nach Coblenz reisen und gehe von da auch nach Köln; bei

Coblenz wohnt Joseph Mendelssohn, der Sohn Moses Mendelssohns, ich werde an der Herausgabe der Werke des Letztern theilnehmen[1] und muß in nächster Zeit die Bestimmung hierüber haben, da davon mein nächster Winteraufenthalt abhängt. Komm also, womöglich bis Montag, hierher und mache die Reise mit! Kannst du nicht, so schreib mir genau, wie lange du noch in Stuttgart bleibst, damit wir uns alsbald nach meiner Rückkehr vom Niederrhein sehen, am schönsten aber wär's, du kämest hierher.

28.

Mainz, 5. September 1841.

Deinen Brief von Cannstatt aus habe ich erhalten. Du schreibst immer komm und komm, aber ich hab buchstäblich keinen Kreuzer Geld; du wirst von meinem Julius wissen, wie ich chikanirt werde, ich kann also nicht kommen.

Die Lage meines Julius geht mir fast noch tiefer ins Herz als die meinige, die doch traurig genug ist. Das Schicksal will mich mürbe machen, aber ich will fest bleiben, ich will und es muß so sein, und doch sinke ich wieder oft zusammen; laß mich aber nur aus der jetzigen Mißlage heraus sein, ich werde mich durch Fleiß halten, daß ich so bald nicht mehr dahin komme.

Mein Frohsinn ist längst fast ganz dahin, aber meinen Muth will ich mir nicht rauben lassen; ich gelte bei meinen neuen Freunden als melancholisch, ich, den die Natur zur Freude und Heiterkeit geschaffen, aber die letzten Jahre haben mich gewaltig gezerrt, ich muß mich zusammennehmen.

Was schreibe ich dir eigentlich da? Aber was soll ich thun? Ich zwinge mich zur Arbeit, aber sie geht nicht von statten, mit trüber Seele freie poetische Gebilde schaffen, an kleinlichen Sorgen leidend, dem Schicksal [selbst]geschaffener Menschen nachhängen, das geht nicht, nicht einmal das Rauchen schmeckt mir; ich habe einen so herrlichen Stoff für meine nächste Darstellung (Keppler), und doch kann ich jetzt nicht dafür arbeiten, das ist das Traurigste. Ich habe liebe, herrliche Freunde hier, aber ich habe ihre Dienstleistungen fast erschöpft.

Ich bitte dich, gehe zu Adolf Benedikt, ich schicke ihm heute die Accepte von Scheible, biete Alles auf, daß er sie diskontirt.

Ich möchte immer fort an diesem Briefe schreiben, bis Mittag ist und ich fortgehe, aber ich weiß nichts mehr.

Das Buch von Feuerbach „Wesen des Christenthums" läßt mich bei der Lectüre hin und wieder mich selbst vergessen; lies es auch.

---

[1] Ist nicht geschehen.

29[1].

Mainz, 7. October 1841.

Deinen lieben treuen Brief, lieber Jakob, konnte ich bis jetzt nicht beantworten, weil ich in einer so gräßlich trüben Lage bin, daß ich mich nicht zu drehen und zu wenden weiß. Von den 675 fl., die ich zu bekommen habe, bleibt mir buchstäblich fast gar nichts, und von Woche zu Woche, von Monat zu Monat werde ich damit herumgezogen, so daß mein ganzes Seelenleben von diesen nichtswürdigen Plackereien eingenommen ist. Wenn ich nur arbeiten könnte, aber ich bin so bedrückt, ganz ohne meine Schuld, daß ich mich nur selten auf kurze Zeit in das freie Gebiet des Schaffens flüchten kann. Gehe also sogleich zu Benedikt, und wenn du von ihm die volle Gewißheit hast, daß ich zu meinem Gelde gekommen bin, dann bestimme etwas über unsere Zusammenkunft.

30.

Mainz, 25. Februar 1842, Morgens 12 Uhr.

... Ich suche mich nach und nach daran zu gewöhnen, auf ein stilles individuelles Glück mehr oder minder zu resigniren; ich fühle mich oft ganz ausgefüllt in dem Gedanken: meinem selbstgeschaffenen Berufe zu folgen und noch Großes zu vollbringen, aber manchmal bin ich auch gar verlassen und wehmüthig. Wenn ich daran denke, daß wir uns so nahe waren und uns nicht gesehen haben, schneidet mir's immer tief in die Seele, ich fühle wahrhaft vor Aerger einen körperlichen Schmerz.

Ich hoffe, daß wir uns Pfingsten schon in Heidelberg sehen sollen; gelt, das wäre herrlich? und dann gehen wir mit einander in meine und deine alte Wohnung und denken an den alten Fritz, an Zank und Streit, aber auch an viel Freud und Fröhlichkeit.

Sonntag, 27. Februar, Morgens 9 Uhr.

Es ist heute der letzte Tag meines 29. Lebensjahres, du wirst es sonderbar finden, daß ich einen so tiefen Einschnitt bei dieser Periode mache, und ich muß es dir und mir erklären. Du weißt, ich sah meinen ganzen höchsten Lebensberuf, ja die Erfüllung meines Daseins lange Jahre hindurch in einem reichen, vollen, jugendlich warmen Liebeleben, das mir die höchste Spitze alles Daseins sein sollte; ich habe nun die Erkenntniß erworben, daß ich einem erweiterten Pflichtleben, einem Leben für das Allgemeinere ohne egoistische Rückwand mich hingeben muß, aber doch gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, ein selbständiges, liebebeglücktes Leben zu erringen, und siehe, das schmerzt mich tief, daß ich aus der Jugend hinaustrete, daß

[1] Von Stuttgart nach Wien nachgesandt.

ich nicht die warmen vollen Pulse zitternd dem neuen Leben, das sich mir einst bieten mag, mehr bringen kann. Das ist's, was mich bei den dreißiger Jahren so wehmüthig erfaßt. Gelt, ich bin ein Narr, daß ich mich so quäle? Lieber, ich weiß es wohl, es ist vielleicht gut, daß ich das Ziel meiner Wünsche noch nicht erreicht habe, vielleicht bin ich durch Mäßigung geeigneter zu demselben, aber der unsterbliche Reiz einer mit einander verlebten Jugend ist, ich fürchte es sehr, für mich ewig dahin. Ich sehe es erst jetzt recht, welch ein reicher Blüthenbaum voll Liebe ich war, als ich nach Frankfurt kam, sie haben mich wacker geschüttelt und die schönsten Zweige sammt den Blüthen, die Früchte werden sollten, abgerissen, aber ich fühle doch noch genug frische Kraft in mir, und so das Schicksal will, soll es mich doch noch zum Glücke bereit und fähig finden.

Ich muß von diesem Tone abbrechen, das ist nicht gut, ich bin immer so tief innerlich erregt dadurch. Ich schreibe dir schnell noch kurz, was ich treibe.

Ich habe „deutsche Abende" geschrieben, eine Art neuer platonischer Dialoge. In Kuranda's Zeitschrift „Grenzboten", im Novemberheft dieses Jahres findest du den ersten: „Wer ist glücklich?" In der „Europa" nächstens das zweite: „Liebe Menschen" betitelt. Auch hab ich Schwarzwälder Dorfgeschichten (bis jetzt drei) geschrieben, die mir gar viel Freude machen[1]. Ich arbeite jetzt an einer populären Philosophie für den schlichten Bürgersmann[2]. Sind das nicht Sachen genug? Und dazwischen bin ich von allerlei Verhältnissen noch immer gräßlich geplagt. Es wird, es muß sich ändern.

Montag, 28. Februar.

Dieser Brief ist, wie du siehst, lieber Jakob, einige Tage alt geworden . . . Ich bin den ganzen Morgen so allein und sehne mich recht sehr nach einer Freundesstimme, ich möchte recht gerne viel mit dir plaudern und weiß doch nicht recht was oder weiß zu viel. Es drückt dir in der Ferne die Hand dein B. A.



[1] Die Entwürfe zu den 12 ersten Dorfgeschichten schrieb B. A. im Herbst 1840, nachdem er die Nachricht vom Tode seines Vaters empfangen hatte. Dieselben erschienen 1843 (Mannheim, Bassermann). Neue Folge 1848. Vierter Bd. 1854.

[2] Bearbeitung einer Abhandlung von Channing über Selbstbildung. Erschien unter dem Titel: „Der gebildete Bürger. Buch für den denkenden Mittelstand." Karlsruhe. Bielefeld. 1843.



1843—1848.

31.

Mainz, 15. Februar 1843.

Du hättest recht, lieber Jakob, über mich böse zu sein, daß ich dir nicht schrieb, wenn nicht folgende Gründe vorhanden wären: 1) traf mich dein Brief im Bette, ich war mehrere Wochen krank an einer Unterleibsentzündung, 2) sobald ich nur schreiben konnte, schrieb ich in deinen Angelegenheiten an meine Freunde in Frankfurt, 99) war ich in der letzten Zeit wieder von grausamen Mißlichkeiten aller Art heimgesucht.... Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr es mich freut, dich bald wieder zu sehen.

Lieber Jakob! Am Anfang nächsten Monats wird ein Stück in Wien im Burgtheater gegeben: Alfred oder der Schwur, Trauerspiel in 5 Aufzügen, anonym; ich halte es für meine Pflicht dir zu sagen, daß das Stück von mir ist. Ich darf dir die Freude nicht versagen, wenn du noch dort bist, das Stück als das meinige zu sehen. Ich habe Lewald, der die ganze Angelegenheit besorgte, versprochen, daß (literarischer Cliquen wegen) vor der mehrmaligen Aufführung es nicht bekannt werden darf, daß das Stück von mir ist. Herr von Holbein ist in seinen Briefen an Lewald ganz begeistert von dem Stück; die besten Schauspieler werden darin wirken. Holbein schreibt, daß [die Aufführung] in den Fasten sein wird. Wenn du, lieber Jakob, nicht mehr bis dahin in Wien bist, so soll mir Seligmann sogleich nach der Aufführung wahrheitsgetreu schreiben. Ich habe das Stück schon vor jetzt bald vierthalb Jahren geschrieben; wie fast in allen meinen Sachen ist darin ein Stück meines Herzens und meines Lebens. Wie gerne ich mein Werk in Wien von den ersten Künstlern Deutschlands und an eurer Seite sähe, brauche ich euch nicht zu sagen, aber ich kann nicht und muß jetzt auch meine „Schwarzwälder Dorfgeschichten" (2 Bände) zum Druck bereiten. Habt ihr mein kürzlich erschienenes Volksbuch zu Gesicht bekommen? Es ist doch wohl in Wien erlaubt; wenn das der Fall ist, sucht es zu verbreiten.

Schreibe doch ja bald, bis wann du kommst. Vielerlei, was ich dir sonst noch sagen möchte, verspare ich aufs Wiedersehen.

32[1].

Karlsruhe, 27. October 1843.

Ich bin nun schon über 14 Tage hier, habe einen Theil der Redaktion der Bürgerbibliothek und des Familienbuchs. Erstere werde ich auf einige Zeit bestimmt behalten. Ich bleibe den ganzen Winter hier, verdiene viel Geld und helfe mir so selber aus allen Schwulitäten, so daß ich künftig ungestört das, was mein Herz begehrt, arbeiten kann. Das Leben hier will mir gar nicht munden, ich hatte zu liebe Beziehungen in Mainz, die ich sehr vermisse. Ich bleibe aber doch. Mit meinem Onkel stehe ich sehr gut. Ich habe auch sonst zu Gelehrten und Künstlern angenehme Beziehungen. Meine Dorfgeschichten gefallen sehr.

In 4—6 Wochen komme ich zu euch, ich muß meine Sachen in Mainz besorgen.

Erzähle der Frau Sichel[2] Alles, was ich dir schrieb, und grüße sie und ihren Mann herzlich.

Mit Koßmann war ich noch viel zusammen, er ist ein Herzkerl.

33.

Karlsruhe, 4. Juni 1844.

Deine Schwester ist wieder ganz auf der Besserung. Das schreibt mir soeben dein Bruder, um es dir mitzutheilen. Solltest du nun dennoch nach Hause reisen, so bitte ich dich es so einzurichten, daß du einen oder zwei Tage bei mir in Baden-Baden bleiben kannst, wohin ich heute überziehe, um den ganzen Sommer dort zu bleiben.

Ich bin bei Lewald zu erfragen. Ich hoffe daher bald etwas von dir zu hören oder dich zu sehen.

34.

Baden, 12. Juli 1844.

Du bist stark und fromm. Darum sage ich dir ohne viele Umschweife: deine Schwester ist am 11. Juni aus diesem Leben geschieden. Fasse dich in Kraft und männlich religiösem Denken. Gieb dem Schmerze sein Recht, dann aber auch dem Troste. Nach Wien schickte ich dir Trostesworte über den Tod deines Vaters. Ich weiß nicht, was ich dir jetzt sagen soll. Ein

---

[1] Die folgenden Briefe mit wenigen (an den betr. Stellen bezeichneten) Ausnahmen nach Frankfurt a. M.

[2] Frau Henriette Sichel, geb. Gerson. S. Brief v. 23. Jan. 1880.

junges kraftvolles Leben so früh zerbrochen zu sehen, ist doppelt schmerzlich. Dir ist ein Bruder geblieben und eine Schwester in meiner Schwester. Richte deine alte gebeugte Mutter auf. In der Versöhnung ihres Schmerzes wirst du die eigene finden. . . .

Von meiner Hand werden dich die traurigen Schriftzüge weniger verwunden. Ich traure mit dir aus der Tiefe meiner Seele, rufe dir aber auch zu: Fasse die Endlichkeit dieses Lebens scharf ins Auge und erhebe dich zu andächtig versöhntem Schmerze. Wiederum rufe ich dir zu: Wir, die wir noch leben und athmen, wollen uns treu und innig aneinander schließen in Leid und Freud. Und wenn ich dich auch manchmal verletzte durch Herbheit und Ungestüm, wir bleiben einander als Brüder.

35.

Leipzig, 28. September 1845.

Gestern Abend las ich meine letzte Dorfgeschichte (die du in der Urania 1846 sogleich lesen wirst) einer großen Gesellschaft, Laube, Biedermann, Kuranda und noch viele andere Männer und viele Frauen waren dabei. Alle drückten mir ihre innigste herzlichste Freude aus, wie ich sie noch nie gehört habe. Ich weiß, ich habe etwas gemacht, worin ein gutes Korn ist, wenn ich auch noch nicht ganz zufrieden damit bin. Ich weiß, ich muß zu einem Fortschritt über die Dorfgeschichten hinaus gelangen, aber diese tiefe Erregung, die Alle kundgaben, diese Freude, die gar nicht aufhören wollte, that mir doch innigst wohl. Und der Gedanke, daß ich jetzt diesen Winter so vielen Lesenden Stunden der Erquickung bereite, ist erfrischend und erquickend. Ich komme immer mehr zur Herausstellung meines Wesens, ich bin im Ganzen glücklich wie noch nie, wenn ich auch auf der Schwelle der Entscheidung meines Lebens stehe und es mich oft wie ein namenloses Bangen durchzieht. Diesen Morgen sitze ich nun in stillen Träumereien und schreibe allerlei auf, da kommt dein Brief.

Ich war tief traurig über den Tod meiner Schwester und konnte doch nicht weinen, der Schmerz wollte sich nicht conzentriren und nicht lösen. Lieber Jakob! du bist mein ältester und treuester Freund, du bist mein Bruder und bleibst mir über alle Wandlungen und Irrungen des Lebens weg, du verkennst mich nicht, du kennst mein Herz und wie ich gerne gut und echt sein möchte, wenn ich auch oft leidenschaftlich und umdunkelt bin. Lieber Jakob! das ist es, wenn wir fremde Bahnen gehen, weit weg von den Unsrigen, wenn das Schicksal der Welt unser Herz sich zur Stätte nimmt, das Familienhafte löst und schwächt sich. Ich zürne mir, daß der Tod meiner Schwester mich nicht so faßt wie er sollte, und doch, wir sind schon mehr als 25 Jahre getrennt, das tiefe Band zu ihr ist nicht ab-

gestorben, aber wir waren nicht recht lebendig verbunden. Ich weiß nicht, was ich sage und sagen soll, mein ganzes Wesen zittert und trauert, und doch laufen auch wieder fremde Gedanken herein. Bist du schon einmal am Krankenbette eines Lieben gestanden, deine ganze Seele litt mit ihm, und doch kamen gewaltsam fremde, nicht hergehörige Gedanken. Das ist ein qualvoller Zustand. Meine liebe Schwester in der Ewigkeit wird mir vergeben, sie hat mich, da ich noch ganz klein war, treu gepflegt und nahm mich oft zu sich, sie, am meisten aber meine verstorbene Schwester Babi, ein hohes edles Gemüth, stehen noch oft vor mir, aber das Leben mit seinen gewaltigen Ideen reißt mich fort.

Ja, lieber Jakob, wir wollen uns eine Häuslichkeit gründen, um auch für die Unsern wieder familienhafter zu werden. O, wie sehne ich mich! Mein Leben war ein vielfach verworrenes, ich will gewiß treu und rein allem Guten nachgehen, wenn nur Gott mir ein stilles Asyl werden läßt. Ich will dann gerne die Schmerzen der Welt auf mich nehmen. Es gibt Stunden, wo ich in heiliger Andacht zu Gott aufschaue, den ich nicht erkenne, nicht im Tiefsten zu fassen vermag in seinem Urgrunde, aber meine brennenden Augen schauen auf nach ihm. Ich werde noch gut sein und manches Gute wirken. Jetzt, jetzt möchte ich beten.

Lieber Bruder! Ich habe eine Weile aufhören müssen. Früher hätte ich solches nicht sagen, gewiß nicht schreiben können. Jetzt ist mir's aber oft als ob eine Decke von mir genommen wäre, ich kann Alles sagen, wenn auch stotternd, ich schäme und scheue mich nicht mehr, ich bekenne den Gott in mir ohne Furcht. Ich bin oft ganz fromm. Dir darf ich's sagen, lieber Jakob, dir muß ich. Ich gehe oft über diese Welt weg, wie wenn ich sie überwunden hätte.

Vielleicht ist das die rechte Sinnesart um ein neues Leben zu gründen, ein gemeinsames mit einem Wesen, das uns beschieden ist.

Lieber Jakob! Halte fest an dem Bestreben, dir eine Heimat zu gründen und bald. Vielleicht verabreden wir von Weimar aus eine Zusammenkunft, etwa in Fulda. Was sagst du dazu?

Nun ein flüchtiges Resumé meines Lebens. Ich war zwei Monate in Berlin, davon hat dir Imanuel[1] erzählt. Dann blieb ich drei Monate hier und auf dem Lande bei Harkort-Kühnes, wo ich den Kalender[2], die

[1] Sein Vetter J. Auerbach aus Karlsruhe, der zu jener Zeit in Berlin studirte. B. A. fand in Berlin die ehrendste Aufnahme und trat in Beziehung zu vielen der hervorragendsten Persönlichkeiten.

[2] Der Gevattersmann. Jahrgang 1—3 für 1845—1847 (Karlsruhe, Gutsch und Rupp). Jahrgang 4 für 1848 (Braunschweig, Westermann).

Erzählung und andre kleine Sachen schrieb. Dann ging ich nach Marienbad, wo ich mich großentheils wohl fühlte. Die Juden, besonders die österreichischen ehrten mich auf alle Weise, gaben ein Festessen &c. mit Toasten und allerlei. Mit Mannheimer hab ich mich anfangs nicht recht stellen können, später fanden wir Freude am Umgange mit einander. Ich ging über Teplitz und Karlsbad zurück. In letzterem traf ich Schelling, der mich mit Liebe überhäufte. Er schwärmt für meine Dorfgeschichten und liest sie in Berlin vor und sagte: die Schwaben müßten mich krönen für dieses Werk, er lese oft und oft darin um sich wieder zu erfrischen. Er wollte gar nicht aufhören mit Lob und führte mich überall umher und zeigte mir Alles. Du brauchst nicht zu fürchten, lieber Jakob, daß ich eitel werde. Ich habe wirklich keine Anlagen dazu, ich weiß zu sehr, wie gering meine Sachen sind und wie ich nur dem ihr Glück verdanke, daß nichts Rechtes da ist. Binnen vier Wochen erscheint die dritte Auflage. In Dresden, wo ich 14 Tage blieb, empfingen mich einerseits die Künstler Hübner, Bendemann u. A., andererseits die Deputirten Todt, Braun u. A. mit wahrhaft begeisterter Liebe. Ich weiß oft nicht, wohin ich soll mit so viel genossener Liebe.

Es geht mir im Ganzen gut. Von Brockhaus erhielt ich 40 Thaler für den Bogen, ein anderer Buchhändler bot mir 100 fl. per Bogen an. Von allen Seiten die glänzendsten Anerbietungen, ich lasse mich aber nicht irre machen.

Ich wurde eben durch einen Besuch des Professors von der Pforten unterbrochen, es ist Essenszeit, ich schreibe noch flüchtig dazu.

Schreib mir nach Weimar, Adresse: Hofrath Schöll.

Grüße meine innig verehrte Freundin Frau Sichel herzlichst. Grüße Sabel. Leb wohl!

36.

Weimar, 24. October 1845.

Glück und Segen zu deinem Bunde. O wie hebt es mir das Herz, dich nun endlich wohl aufgehoben zu wissen. Du wirst, du mußt glücklich werden ... Wenn ich nur bei dir wäre! Solche Lebenswendungen, solche eigentliche Erfüllung des Lebens sollte man bei einander weilend durchkosten. Lieber! Ich bin oft bei dir, wenn auch nur in Gedanken. Wie freue ich mich für dich, für mich, für die Deinigen und Unsrigen. Dir gehört ein getreues Herz, denn du hast auch eines. Ich habe dich jetzt nochmal so lieb, du würdest schreien, wie ich dich durchprügeln würde, wenn ich bei dir wäre. Sei froh, daß ich so weit weg bin ...

Ich freue mich sehr darauf, einmal bei dir zu wohnen, und wenn ich einmal eine Frau bekomme, muß sie auch dabei sein.

Ich war mein Lebtag nicht so wohlauf wie jetzt. Es geht mir gut, und von allen Seiten treibt es, und ich habe so viel Stoff, daß ich oft wünschte, ich hätte zehn Hände und drei Köpfe. Ich bin seit dem 1. October hier und bleibe noch mindestens vierzehn Tage.

Es geht mir hier sehr gut, ich bin überall wohl aufgenommen. — Ich schicke hier deiner Braut mein neuestes Produkt. Es wäre mir lieb, wenn die schlechte Nachbarschaft nicht wäre, aber ich kann nicht dafür. Lies meine Geschichte vor, das freut mich, wenn ich daran denke. Kaufe dir auch sogleich meinen Kalender.

Ich bitte dich, schreib mir später etwas über beide. Grüße mir alle die Deinigen.

37.

Weimar, 21. Dezember 1845.

Wenn ich aufgeräumt und frisch war in der letzten Zeit, so arbeitete ich, war ich zwiespältig und verdüstert in mir, so wollte ich auch nicht Brief schreiben. . Dies gibt dem Freunde ein verzerrtes Bild. Nun zeig ich mich dir in allen Stimmungen, aber ich hatte keine einheitliche . . .

Ich bin durch Besuch in diesem Briefe unterbrochen worden und schreibe dir heute, Sonntag Morgen weiter. Die deutsch-katholische Sache erregt mich im tiefsten. Es geht dir wahrscheinlich wie es mir erging. Ich kannte die Sache nicht recht, bis ich Ronge beim Gottesdienst hörte und dann weitläufig sprach. Diese Sache kann die wahre Erlösung der Menschheit werden und auch der Juden. Sieh dir die Sache unbefangen und gründlich an. Es gilt jetzt die Probe, die Freiheit im wahren Sinne positiv zu gestalten.

Meine Hebelschrift[1] macht mir viel zu schaffen, ich spreche mich über Vieles eigentlich jetzt erst recht aus, und zwar theoretisch allgemein, ich widme sie Diesterweg in Berlin, mit dem ich mich befreundete.

Der alte Riemer ist gestorben, und meine hiesigen Freunde, Kanzler v. Müller rc. wollen, daß ich die Oberbibliothekarstelle annehme, sie gibt eine schöne und wenig mühevolle Existenz. Ich bin aber noch unschlüssig, ich fürchte vor Allem, mein volksthümliches Wirken nicht ungetheilt und unangegriffen fortsetzen zu können, und dann bin ich nicht an das Amtiren und besonders an keine Stellung zu Hof gewöhnt und werde letzteres auch nie können.

Mit dem Erbgroßherzog stehe ich auf ganz freundschaftlichem Fuß. Er will das Beste. Ich bin alle Woche mehrmals stundenlang allein bei

[1] Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebels. Erschien 1846 (Leipzig, Brockhaus).

ihm, wir sprechen, lesen 2c. Auch bin ich oft in Hofgesellschaft bei ihm und seiner Mutter, ich habe da schon mehrmals von meinen Sachen gelesen und bin ganz ungenirt. Das Leben hier stagnirt, hat aber doch auch gute Seiten, besonders hab ich an Schöll einen echten Herzensfreund.

Ich bin nun noch unschlüssig, was ich thun soll. Du kannst mir eigentlich nicht rathen, schreib mir aber doch darüber und behalte die Sache ganz unter uns.

Ich habe, wie ich glaube, gute neue Geschichten im Kopfe und zum Theil schon auf dem Papier. Deine Ermahnungen haben Wahres, die Sträflinge[1] waren größer angelegt, der Frieder sollte auch noch seine Geschichte erzählen, das verbot aber die Oekonomie des Kunstwerks, das keine drei Episoden duldete. Die Abgeordnetenwahl mußte im Hintergrund bleiben, sie wird auch später in andern Sachen schon hervortreten.

Von Geiger habe ich sehr lieben Brief erhalten.

38.

Leipzig, 1. Februar 1846.

Deinen vorletzten Brief, vorherrschend religiösen Inhalts, erhielt ich noch in Weimar . . .

Ich bin seit 14 Tagen hier in Leipzig und bleibe bis zum Frühling. Allgemein wollte man mich in Weimar nicht fortlassen. Der Erbgroßherzog fuhr noch beim Abschiede mit mir in seinem Wagen bis in das Haus eines Freundes. Auch die Großherzogin und Erbgroßherzogin wollten mich bereden zu bleiben. Es war mir doch einmal eigen zu Muthe, als ich mit der ersteren, der Schwester des russischen Kaisers, stundenlang so offen und ungenirt sprach und dabei auch an meine Vergangenheit gedachte. Die Herzogin von Orleans hat an den Erbgroßherzog einen schönen Brief über meine Sträflinge geschrieben, die er ihr geschickt hat. Alles das erzähle ich dir nur — und du wirst nicht davon reden —, um dir zu sagen, daß ich tiefe Blicke in eine mir ganz neue Welt gethan, daß ich sie jetzt von innen kenne, daß aber diese Art Lebensbeziehung durchaus nicht zu meinem eigentlichen Naturell paßt; ich habe große, schwere Pflichten gegen das Volk, ich will suchen ihnen zu genügen.

Hier werde ich auch mit der größten Freundlichkeit von allen Seiten behandelt, ich muß mich aber zusammenhalten, um mich nicht in Gesellschaften zu zersplittern.

Es geht mir auch sonst ziemlich gut, es erscheint in den nächsten Wochen eine dritte Auflage der Dorfgeschichten. Mittermaier ließ mir

[1] Urania auf das Jahr 1846.

auch durch Imanuel schreiben, daß eine italienische Uebersetzung der Dorfgeschichten erscheine, die Sträflinge sind bereits schwedisch erschienen.

Ich arbeite nun fleißig an meinem Kalender, der mir wieder große Freude macht, ich werde immer mehr mit dem rein Religiösen heraustreten, darin liegt wesentlich meine Kraft.

Lieber Jakob! Ich kann dir's nicht sagen, wie tief ich mich nach einer stillen Häuslichkeit sehne, ich muß aber noch ruhig zuwarten und gewinne die Kraft dazu nur, wenn ich tüchtig arbeite. Das will ich jetzt thun und mich durch keinerlei Krittelei, die ich auch erfahre, besonders von den Modernen, die nichts zu Stande bringen, von der Freude und dem Beruf meines Daseins abbringen lassen. Sei nur ruhig über mich, ich führ's schon hinaus, wenn mir Gott Gesundheit läßt. Schreib mir bald wieder, erwarte aber nicht immer einen so großen Brief.

Ich werde in diesem Monat 34 Jahr alt.

39.

Leipzig, 3. Juli 1846.

Deinen Brief mit der Inlage habe ich erhalten, als ich auf dem Lande wohnte, jetzt bin ich seit gestern wieder hier, zunächst im Gasthofe, nur um noch Einiges an der mühseligen Theorie der Volksschrift zu ergänzen. Ich gebe sie dann zum Druck und gehe etwa Montag, den 6. Juli von hier nach Dresden, um dort zu bleiben. Ich weiß eigentlich nicht recht warum, aber ich hab's einmal öffentlich, d. h. Mehren gesagt, und nun sei's denn. Ich bin wie ein Vogel flatterig und sehne mich doch gar sehr nach Ruhe. Ich könnte glücklich sein und bin's doch nicht. Es bewegt mich gar zu Vieles.

Gestern hatte ich eine große Freude, ich kam auf das Museum, und man zeigte mir die Revue des deux mondes, in der ein tiefgehender Artikel von Taillendier über mich steht. Lies ihn. Mir thut besonders wohl, daß er eingesehen hat, was ich aus höherer künstlerischer Rücksicht nicht gab. Er geht tiefer hinein als alle deutschen Kritiker gegangen sind. Auch wirst du gelesen haben, daß eine englische Uebersetzung der Dorfgeschichten erschienen ist. Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich mich damit freue, und doch liegt auf meinem ganzen Wesen wieder ein schwerer Flor.

Doch, wir sehen uns bald, und Sprechen ist besser als Schreiben. Du mußt ja über Dresden, das ist ja deine Route.

40.

Dresden, 10. October 1846.

Ich bin heute sehr vergnügt, weil ich einen herzinnigen Brief von meiner Mutter bekommen habe. Es geht doch nichts über solch eine Freude.

Ich war schon seit mehreren Tagen mißstimmt, wollte dir immer schreiben und konnte nicht. Jetzt geht's wohl. Ich weiß gar nicht, warum du nichts von dir hören lässest. Hast du vielleicht schon geheirathet? Wie ich von Hause höre ist Emil jetzt in Stuttgart, um seine Braut endlich heimzuführen und sich dort zu habilitiren. Ich habe auch oft große Sehnsucht nach Hause, ziehe aber doch jetzt weiter. Es ist mir lieb auch Emil in Stuttgart zu wissen; mit ihm verbindet sich mein ganzes Jugendleben, vom ersten Anfange an, ist er auch abgeschlossener und starrer als ich, so sind wir doch innig verbunden. Ich habe seit 11 Jahren nichts von ihm gehört und gesehen, du stehst von Wien her in erneutem Verkehr mit ihm; wenn du ihm schreibst, grüß ihn herzlich von mir. Ich darf wohl sagen, daß ich in allen Städten, wo ich war, von den besten und tüchtigsten Männern zu meinen neu erworbenen Freunden zähle, aber mein Dichten und mein Dasein kehrt doch gerne und beruhigter in das früheste Jugendleben zurück. — Jetzt von Anderem.

Ich war, seitdem du hier warst, sehr fleißig, die Erzählung [die Frau Professorin], von der ich dir im Juli den Plan mittheilte, ist bereits gedruckt und 10 enge Bogen stark geworden. Lies sie in der Urania 47 und sage mir offen deine Meinung. Auch „Schrift und Volk" wird nächstens versendet, und den Kalender hast du hoffentlich schon. Das viele Arbeiten hat mich indeß wieder auf vierzehn Schmerzenstage hämorrhoidalisch ins Bett geworfen. Jetzt bin ich wieder ziemlich wohlauf. Ich gehe nun in wenigen Tagen von hier weg über Breslau und Berlin nach Hamburg. Wenn du mir schreiben willst, so schließe deinen Brief an Dr. Geiger bei. Vielleicht kannst du mir auch einige Anleitung zur Orientirung in Breslau geben, thu's bald.

41.

Breslau, 21. November 1846.

Du bist der Erste, dem ich mein Glück, meine ganze volle Seligkeit verkünde. Ach, lieber Herzensbruder, was ist Schreiben? Wie kann ich dir sagen, wie unendlich hochbegnadigt und erhoben ich bin, ich liebe und bin geliebt. Das ist Alles, Alles, ich sagte es erst gestern zu meiner lieben Auguste, ich möchte eine andere, eine höhere Sprache reden als sonst, eine Sprache meines neuen Lebens. Guter Herzensbruder, ich zittere und bebe noch oft, ich meine es kann nicht sein, daß ich so unaussprechlich glücklich bin, und doch ich bin's. Könnte ich nur mein ganzes Herz vor dir ausschütten, aber mein ganzes Herz lebt in meiner Auguste, in einem Heiligthume, so klar und rein, daß mein ganzes Tagesleben nur ein frommes Gebet zu Gott ist, ein inbrünstiger Vorsatz, rein und gut zu sein, um diese Seligkeit zu verdienen, zu erhalten und zu bewahren. Ach, guter

Jakob, wärst du doch da und sähest uns, sähest deinen Berthold erlöst von aller Wirrniß der Welt, erfüllt von einem Menschenkind, das der Weltengeist mir schuf, um mir zu lohnen für meinen guten Willen, um mich in ihm zu kräftigen und mich zu erheben, in heiliger Liebe zu wirken und zu sein.

Ich sollte dir von Anfang erzählen, aber ich kann nicht, doch höre kurz. Heute an diesem Morgen sind es erst drei Wochen, daß ich meine Auguste zum erstenmale sah, und doch haben wir schon ein ganzes Leben mit einander gelebt und uns geeinigt für die Ewigkeit. Ich war am vergangenen Abend spät hier angekommen, mein erster Ausgang Samstag Morgens war in den Tempel, wo ich kurz vor der Predigt ankam. Ich las mit einem fremden Manne gemeinschaftlich den Gesang vor der Predigt, und das war die erste Annäherung zu dem Manne, der mir ein neues Leben wahrte, es war Moritz Schreiber, den du ja kennst, meine Auguste ist seine Tochter. Du Glücklicher, du kennst sie ja auch. Nach beendigter Predigt ging ich weg, und auf der Straße sah ich ein Mädchen, wir sahen uns zweimal unwillkürlich nach einander um, das war meine Auguste, die ebenfalls aus dem Gottesdienste kam.

Lieber Jakob! Ich kann dir nicht Alles erzählen, wie wir uns unmittelbar erkannten und doch uns nach und nach verständigten. Glaube mir, ich bin ganz und voll glücklich, so glücklich, wie es meine höchsten Wünsche mich kaum ahnen ließen. Meine Auguste ist ein volles edles, ganzes und reines Wesen, voll Charakterkraft und innigster Zartheit. Ach was sind alle Worte, das ist leerer Hauch.

Guter Jakob! Ich möchte in die Welt hinein jauchzen, ich schaue zum Himmel auf und grüße ihn neu. Glaube nicht, daß ich überschwenglich schwärme. Du weißt, wie mich das Leben geprüft, ich habe dir oft gesagt, ich werde nie heirathen, wenn ich es nicht mit ungetheilter freudiger Seele kann, solche freudige Harmonie, wie sie jetzt in mir ist, konnte ich nie ermessen, ich bin still selig, wie behütet und beschirmt vom guten Gott, der mich nicht versinken ließ, sondern sein gutes Kind mir sendete. — Der Vater hat uns hart geprüft, aber wir haben bestanden. Meine Auguste ist ein so kernhafter Charakter, voll Bestimmtheit des Wesens, daß ich sie in den schweren Tagen nur immer höher verehren lernte. Ach, könntest du uns nur sehen!

Ich habe es erst gestern wieder meiner Auguste gesagt: Ich sehe eine lebendige Vorsehung in meinem Leben, ich durfte und sollte nicht früher die Erfüllung meines Lebens gewinnen, als bis ich gereift war, dauernd und ewig glücklich zu sein und zu beglücken. Ich bin so glücklich, wie kein Mensch auf Erden mehr und höher sein kann, und meine Auguste mit mir.

Ich bleibe nun hier und komme im Frühling zu dir mit meiner Frau. Nichts kann mich und meine Auguste mehr trennen. Der Vater,

der sich durch und durch ehrenhaft, wenngleich etwas zurückhaltend gegen mich benommen, zögert noch, ich weiß nicht aus welchem Grunde, die offizielle Verlobung zu feiern. Doch sehe ich jetzt meine Auguste täglich, und der Vater hat mich auch lieb und wird mich hoffentlich noch mehr lieb bekommen.

Du kennst Schreiber, er erzählte mir von eurem gemeinschaftlichen Bade, du kannst also an ihn schreiben, ich glaube du sollst das thun, und zwar umgehend.

Spinoza sagt einmal: das, was wir aus der innersten Harmonie mit unserm Wesen thun und was solche erhöht, ist gut. Ach, wie gut und schön ist meine Vereinigung mit meiner Auguste, Gott erhalte uns unser Glück! Lebe wohl und schreibe umgehend deinem unendlich glücklichen Berthold.

42.

[Breslau, 18. Dezember 1846.]

Heute, den 18. Dezember, ist der Geburtstag meiner lieben Auguste, ich bin nur diese Morgenstunde zu Haus und muß nun doch endlich an dich schreiben. Dein letzter Brief, lieber Jakob, ist in den Händen meiner Auguste. Wie sehr freuten wir uns deiner innigen brüderlichen Worte, den Brief an meinen Schwiegervater gab ich ab, obgleich sein Standpunkt ein überwundener war, hierbei folgt die Antwort. Wie unendlich glücklich ich bin, das kann ich dir nicht sagen, lieber Jakob, es ist eine beständige wochendauernde ruhige Erhebung über mich gekommen, wie ich sie ähnlich sonst nur in den heiligsten Weihestunden dichterischer Produktion empfunden habe. Und doch ist's wieder anders. Von einem so reinen, in heiliger Eintracht großschauenden Wesen im Innersten gehegt und aus der Tiefe erfaßt zu werden, das ist eine Seligkeit, daß ich oft fast vergehen möchte vor Lust und Wonne. Alles, Alles, was meine Auguste thut und spricht, erquickt mich tief. Du weißt, ich bin ein Grübler und Beobachter, habe vereinsamt gestanden und mußte fürchten, im Gemeinleben Haken und Enden zu finden, Störsamkeiten u. dgl., das ist aber Alles nicht, immer und immer ist meine Auguste anbetungswürdig. Sie galt ehedem für kalt und schroff abgeschlossen, sie ist ein starker, fester Charakter, und nur diesem ist es zu verdanken, daß sie sich und mir sich erhalten konnte. Die tiefinnere Wärme, mit der meine Auguste mich erfaßt, auf mein ganzes Leben und Dichten eingeht und es aus seinem innersten Kern begreift und kräftigt, alles das hebt mich auf eine Höhe des Daseins, daß ich es tief erkenne, wie hochbegnadigt ich bin. Lieber guter Jakob! Wie fühle ich's jetzt, daß die Worte nur Schatten der Gedanken sind, und wärest du auch bei mir, ich könnte dir auch von Mund zu Mund nicht ausdrücken, wie mein ganzes Wesen eine Seligkeit ist. Du kannst und wirst das nicht für momentane hochgetriebene Stimmung halten,

in stiller Klärung erfasse ich ein neues Dasein, so groß und frisch, wie keine vorgreifende Ahnung und Phantasie es nur im Fluge zu streifen vermöchte. Da sitze ich nun oft stundenlang bei meiner Auguste, und in jedem Worte, in jedem Thun geht mir eine neue beseligende Welt auf. Ich habe viel Liebe erfahren in meinem Leben, bin traut und innig erfaßt worden von manchen freundlichen Herzen, so aber, daß die im Dunkel ruhenden Wurzeln meines Seins und Denkens erspürt und mit warmem Hauche genährt werden, das konnte noch kein Mensch. Und auch das, ich fühle es, wie durch dies erhöhte geeinte Doppelleben der Schaffenstrieb, der sich wieder in mir regt, eine Höhe und Kraft gewinnen muß, daß ich noch Gutes und Tüchtiges zu wirken berufen bin. Jetzt kann ich noch nichts schaffen und aus mir ablösen, meine Auguste hat aber vollkommen recht, wenn sie sagt, daß das Tiefste und Beste „mit sympathetischer Tinte in die Seele geschrieben und schon einmal zum Vorscheine kommen wird." Viele preisen mich glücklich, eine so schöne, gebildete und reiche Braut zu besitzen, Niemand aber vermag ihr großes heiliges Herz zu ermessen, und ich kann es Niemanden schildern, selbst dir nicht einmal, so gerne ich möchte. Dabei ist meine Auguste so lebensverständig, so gewiegt in den edelsten und gehaltensten Lebensformen, und da sie seit vielen Jahren als mutterlos die Wirthschaft verwaltet, praktisch in der tüchtigsten Bedeutung des Worts. Dazu kommt, daß Vater und Geschwister mich mit der edelsten Kindes- und Bruderliebe erfüllen, das ist alles so rein und schön, der Vater vor Allem ist ein hochherziger, in seinem Thun und Denken großartiger Mann, den auch von allen Seiten die warme Verehrung [um]gibt und die Blüthen seines Gemüthes reich und voll entfaltet. Die Schwester meiner Auguste, die in Berlin verheirathet ist, hat mir einen Brief voll kernhafter Liebe und Erkenntniß geschrieben. So bin ich nun der oft irre Wandervogel, in ein Nest geflogen, das auf blühendem gesundem Baume ruht. Alle Bilder sind aber nichts, das ist ein Leben in mir, das keinen Vergleich hat.

Ich bitte dich nun, schreibe mir so bald als möglich wieder, schreib auch besonders an meinen Schwiegervater und an meine Auguste. Laß uns nicht zu lange warten, wie ich jetzt mit Schmerzen auf eine Antwort von meiner Mutter warte, der meine Auguste bereits mit ebräischen Lettern geschrieben hat. Leider war ich an meinem Verlobungstage und mehrere Tage nachher sehr krank, bin aber jetzt wieder ganz wohlauf, und meine Auguste pflegt mich getreulich. Grüße mir deine Braut, deine Schwiegereltern und deinen Schwager vielmal. Diesen Brief darfst du nur deiner Braut und Frau Sichel zeigen. Besorge anliegende Briefe und schreibe bald.

43.

Breslau, 29. Januar 1847.

Ich will unter den Ersten sein, die sich an deinem nunmehrigen heimischen Herde traut zu dir gesellen, und kann ich auch nur geschriebene Worte dir geben, ich will doch bei dir sein. Ich sitze bei dir, und wir schauen zurück auf die gewundene Bahn, die wir oft in gleichem Schritt und Tritt durchmessen, wir waren gute Kameraden. Nun setzen wir nieder den müden Wanderstab, und ein volles erfülltes Leben beginnt in uns. Ist es nicht herrlich, daß auch ich gerade jetzt die Beseligung meines Daseins gefunden und um so lebendiger auch dein Glück wieder empfinden kann? Wir hatten bei unserem Ausfluge aus dem gewohnten Reviere keinen festen Niederlassungspunkt im Auge, weite Lebenskreise mußten wir durchziehen, und jetzt bauen wir uns still an, nicht zur Ruhe, sondern zur frischen, wohlig erhobenen Lebensarbeit. Das ist mir oft ein erhebender Gedanke, daß wir in unseren Thätigkeiten ein neues Geschlecht sind; die Welt ist kein ererbter Besitz, jeder hat nur so viel als er sich davon erobert, und wir wollen schaffen, wirken, getrost ruhend in der stillen Umfriedung unseres Hauses, für das Große, Allgemeine.

Wenn du, der ernst forschende, aber auch oft zaghafte Kamerad, bedächtig das sich Darbietende fassest, so laß mich den jüngeren, muthigeren und oft übermüthigen dich gemahnen, daß es eine Freude ist, zu leben, jetzt erst voll und ganz. Ein liebend Weib an deiner Seite, in einem reichen Wirkungskreise, darfst du nimmer vergessen, daß alles Bangen und Zagen ein Ende hat, daß wohl noch Stürme Stamm und Krone des Lebensbaumes schütteln können, daß er aber festgewurzelt steht inmitten der ewigen Natur.

Ich möchte dir zujauchzen und ich predige fast, aber so geht's, und besonders beim Schreiben. . . .

Und Sie, liebe Freundin, denn das sind Sie vorweg als Gattin meines Jakob, halten Sie den in ihm schlummernden Muth, die kecke freudige Lebenslust, die er manchmal vergrüben will, stets aufrecht.

Soeben geht Geiger von mir, der mich im Schreiben unterbrach und dich nochmals herzlich grüßt. . . .

44.

Breslau, 26. Mai 1847.

Nächsten Sonntag ist meine Hochzeit, und du kannst dir denken, wie schmerzlich es mir nun doch ist, keinen meiner älteren Freunde, keinen meiner unmittelbaren Blutsverwandten hier zur Seite. Doch über Alles hinweg lodert die Freude, hell und klar. Wenn je ein Mensch sagen konnte: Ich bin glücklich im vollen Maße des Worts — so kann ich's, und war mir's oft als müßte die Welt aus ihren Fugen gehen ob der Erhobenheit meines Seins, so rufe ich jetzt oft still in mir und grüße das Heil, das mich durchströmt,

wie die Blume das Sonnenlicht grüßt, und ich sehe still ein Walten über mir, das größer ist als all mein Thun und Wollen. Ja, lieber Jakob! Es ist keine Faser, kein Gedankenkeim in mir, in den nicht neues Leben einzog, ich sehe die ganze Menschenwelt und die Natur oft fragend an, wie wenn ich plötzlich zum erstenmal in sie versetzt wäre, ich dringe oft bis zum Urgrund vor und mein ganzes Wesen ist erschüttert in Andacht.

Ich lag lange soeben in meinem Fenster, das zur Promenade geht, mir ist's, als sähe ich die Vögel zum erstenmal fliegen, die Bäume zum erstenmal blühen, und den blauen Himmel droben und das ferne Geräusch der Wagen, das Militär mit der Musik, und ich will die ganze Welt fassen, und Leben und Tod und Alles will ich zusammenhalten.

Ich weiß wohl, lieber Jakob, daß ich wieder zu der Ruhe kommen werde, die sich bescheidet in der Endlichkeit, das aber fühle ich tief, daß der heiligste Lebensprozeß in mir vorgeht. Der Welt kann ich es wohl nie in Worten klar machen, wie ich aus dem Urgrund der Ewigkeit neu geboren bin, aber in mir lebt's und wird mich nie verlassen, und meine Auguste ist der heilige Tempel alles Besten in mir und außer mir.

Ich weiß nicht, ob ich dir da etwas gesagt habe, was dir jenes namenlose Walten und Regen in mir klar machen kann, mir ist's, als ließe sich das überhaupt nicht sagen.

Und wieder zu andern Stunden, wenn ich mein jetziges Sein in mir erfasse, da trauere ich tief, daß ich nicht unberührt durch die Welt gegangen, und ich fühle mich nicht werth, meiner gottreinen Auguste zu nahen. Ich kann wie Hamlet sagen: ich bin der Leidlichsten einer, und doch — ich weiß es, ich bin keiner der Schlechten, und doch wie verwirrt und irr war oft mein Sein und Thun. Ich muß das ausklagen an deiner Freundesbrust, wisse aber auch, daß aus allem Schmerze der Verlorenheit, die ich oft empfunden habe, ich mich wieder neu geboren fühle, ich bin stark genug, um mich nicht in quälerischer Reue zu verhärmen, was dahinter liegt ist abgethan, muß es sein, mein Leben ist nun hoch gewahrt und gefestigt. Jetzt erst fühl' ich's ganz, ich kann ein guter Mensch werden. Noch ist mir ein großes Leben gegeben.

Und nun genug des Unsagbaren. Wir sehen uns ja bald. Fasse doch recht die Freude, du und ich, wir haben ein beglücktes Dasein gefunden. Gedenke der Zeiten unseres Harmes, unserer Vereinsamung. Jetzt stehen wir fest in der Welt und haben ein häuslich beglücktes Sein. Wie freue ich mich, daß du meine Auguste sehen wirst und ich deine Frau und wir uns.

Juble mit mir, wir haben das Recht dazu. Und wie schön ist's, daß wir uns oft nahe sein können, in allen bedeutenden Momenten

des Lebens und in den kleinen Freuden. Ich werde nämlich in Heidelberg wohnen.

Sonntags wirst du meiner gedenken. Um 11 Uhr ist die Trauung. Außer dir und Kausler ist mir Geiger der Einzige, von dem mich eine Ansprache in solch heiligem Momente nicht nur nicht stört, sondern sogar erquickt.

Abends halb sechs reisen wir auf einige Tage ins Riesengebirge, halten uns dann in Dresden, Leipzig, Weimar auf, und ich schreibe dir noch den Tag meiner Ankunft in Frankfurt.

Ich hole mir deinen Brief und sehe, daß ich dir wesentlich nichts mehr zu antworten habe bis wir uns sehen.

Ich komme also bald zu dir und, lieber Getreuer, nicht allein. Die Freude bei dir ist die Vorstufe zur Freude bei meiner Mutter, zu der ich von Frankfurt aus gehe.

Meine Auguste grüßt dich und deine Frau herzlich.

45.

Mainz, 12. Juli 1847.

Von Tag zu Tag, lieber Jakob, erwartete ich, daß du mir die angekommenen Briefe schicken würdest. Ich war etwas unwohl, konnte dir nicht schreiben. Mittwoch früh reisen wir nach Heidelberg. Schick uns also angekommene Briefe umgehend hierher, Adresse: Adam Düpré.

Die besten Grüße an dich, d. h. an dich und deine Frau von mir, d. h. meiner Auguste und deinem Berthold.

46.

Heidelberg, 23. September 1847.

Das ist rechtschaffen von dir, lieber Jakob, daß du morgen Abend kommen willst. Du mußt es aber auch ganz bestimmt ausführen und auf dem elektromagnetischen Telegraph, der neben der Eisenbahn herläuft, rufe ich dir mein herzliches Willkommen zu.

Wieso ich dir bis jetzt nicht schrieb, denn ein strenges Warum gibt's eigentlich nicht, das und noch viel Anderes laß uns mündlich auseinandersetzen.

Du bist gerade jetzt mir doppelt willkommen, denn wenn es doch manchmal noch ein bischen kalt und fremd in neuer Umgebung sein will, wird der Athem eines Freundes wie du Alles so zu sagen magisch erwärmen und anheimeln.

Du mußt mehrere Tage bei uns bleiben, du kannst bei uns wohnen. Ich bin etwas erkältet und verschnupft, und du bist mir doppelt lieb, wenn ich noch im Zimmer bleiben müßte oder wenn ich mit dir die alten Plätze unserer Jugendträume besuche, die mich fortan stets einhegen sollen. Wenn möglich, so hole ich dich am Bahnhofe ab.

47.

Heidelberg, 29. October 1847.

Ich seh dir's an, lieber Jakob, wie dein ganzes Wesen in heiliger Freude glüht, und wenn man in solchem Momente eines mitfühlenden Freundes bedarf, so weißt du, daß ich im besten Deingedenken lebe. Du gute treue Seele, du hältst nun deinen Sohn auf dem Arme. Deinen Sohn! Die ganze Menschheit muß dir neue Sprache und Stimme gewonnen haben in dem wenn auch noch unverständlichen Schreien deines Sohnes. Immer wieder möchte ich dich fassen und dir und mir zurufen: Laß uns gedenken des langen Bangens und Zagens und Ringens, und jetzt erfüllt sich Alles in heiliger Hoheit. Aber wenn wir dann [uns] senkend vor dem unermeßlichen Glücke, das auf uns herabströmt, gleichsam unterducken, so möchte ich wieder rufen: Und jetzt Kopf in die Höh! Frischauf, jetzt beginnt erst das wahre Leben! Ich kann nicht anders, lieber Jakob, ich muß mit dir auch an mich denken, und das eben gibt Zeugniß davon, wie unser Leben so eng verschwistert, und wie schön ist's, daß wir nun gleichzeitig die Erfüllung des wahren Lebens finden. Möge dein Sohn mitten inne stehen in der Wiedergeburt des wahren Menschenthums, und möge er seiner besten Freuden theilhaftig werden, wenn's nicht anders geht, erst nach hartem Kampfe. Damit ist auch mein Glückwunsch für dich und deine liebe Frau ausgedrückt.

Ihr seid fast zu beneiden, daß ihr so umhegt steht von einem trauten Menschenkreise . . .

Seid alle mit einander so froh als euch gebührt, ihr habt dann ein gut Stück. Ihr wißt, daß ein Genosse eurer Freude und eures Glückes ist uer getreuer Berthold.

48.

Heidelberg, 9. Februar 1848.

Ich will dir so rasch als möglich antworten, lieber Jakob, denn ich habe nun seltener Weise bereits zwei Briefe von dir, die unerledigt sind. Ich werde sonst, namentlich in Briefen so außerordentlich in Anspruch genommen, daß ich oft Arbeitsstunden dazu nehmen muß. Denn ich arbeite jetzt wieder, und zwar — wie das immer geht — manchmal wenn ich so in der Sache bin, mit dem höchsten Wonnegenuß, und dann will's mich bei ruhiger Stimmung wieder bedünken, das sei doch nicht das Rechte. Das geht aber immer so.

Es wird soeben ein neuer Band Dorfgeschichten gedruckt, der enthalten wird: 1) Die Sträflinge. 2) Die Frau Professorin. 3) Eine neue Geschichte, die den Titel Lucifer haben wird. Das bleibt noch unter uns. Ich weiß, was ich damit wage, aber ich wag's. Der Stoff wird dich sehr interessiren. Nächste Woche wird Lucifer gedruckt.

Die Birch-Pfeiffer'sche Affenkomödie zu sehen, habe ich keine Lust. Es thut mir tief wehe, daß das Publikum so niederträchtig urtheilslos ist und daß ich Veranlassung werden konnte, um eine Unnatur für wirkliches Leben auszugeben.

Ich habe in diesen Tagen meine letzte Erklärung hierüber geschrieben, und nun muß die Geschichte mir aus dem Kopf. Ich habe Besseres zu thun. Ich bin im ganzen wohlauf, wenn auch meine Ganglien schmählich reizbar sind.

Es thut mir leid, daß ich deine Kritik erst wie sich's gehört vertrage, wenn die Sache abgeschlossen ist. Du bist bei aller Schärfe des Urtheils kein Poet, und ich bin mitten im Schaffen zu reizbar. Auch ist es schwer, des Freundes Urtheil gelten zu lassen, da dem schaffenden Poeten die Gestalten lebendig vor der Seele stehen, dem Andern aber nicht, und dieser hängt sich dann an Einzelheiten, die man gebracht und die doch oft nicht der rechte Lebensnerv sind. Darum mußt du warten, bis die Geschichte fertig ist, obgleich ich dir sie doch gerne vorgelesen hätte.

49.

Heidelberg, 5. März 1848.

Heute Nacht um 11 Uhr wurde meine Auguste von einem gesunden Knaben glücklich entbunden. Ich sehe dich, lieber Jakob, und Sie, liebe Sara, aufjauchzen vor Freude bei dieser Kunde. Das ist die hohe Selbstgewißheit echter Menschen, die unzertrennlich einander gehören, daß man so sicher ist des Tones, den das ferne Schicksal der Angehörigen erregt.

Ich kann dir nicht sagen, lieber Jakob, wie mir's ist, wenn ich die Stufenleiter der Ereignisse überschaue, die ich dir berichtete, und jetzt stehe ich auf der höchsten Stufe und rufe: Ein Sohn! Ein Sohn!

Was habe ich in diesen zwei Tagen und zwei Nächten erlebt, in denen meine Auguste in schweren Schmerzen rang; mir war's oft, als lebte ich in einem Luftballon und die großen Weltereignisse, die mich ganz erfaßt hatten, lagen weit, weit ab. Wenn es der erneuten Zuversicht bedürfte, wie sehr wir ineinander verwachsen sind, in diesen Tagen haben wir's aufs neue erfahren, meine Auguste und ich. Und als das Kind heute Nacht 11 Uhr erschien, da durchschauerte mich das ganze süße Geheimniß der ewigen Schöpfung, und meine Auguste hielt mich so selig verklärt. Ich meine, ich wüßte jetzt erst, was Leben ist.

Wie Vieles hätte ich dir noch zu sagen, lieber Jakob, aber ich sage euch nur: Mutter und Sohn sind im erwünschtesten Wohlbefinden.

Schreibt uns bald und erfreut damit eure Auguste und euren Berthold.

50.

Heidelberg, 11. März 1848.

In Noth und Angst rufe ich dich, lieber Jakob! Meine Auguste ist schwer krank. Ich stehe hier ganz allein mit meinem unfaßlichen Schmerze. Die ganze Welt wankt unter mir. Ich bitte dich also, komm augenblicklich, heute noch oder längstens morgen früh auf ein paar Tage zu mir. Ich muß dich haben. Du mußt auf ein paar Tage kommen.

51.

Heidelberg, 15. März 1848, 11 Uhr.

Meine Auguste ist noch sehr schwer krank, lieber Jakob. Ich kann mich nun gar nicht mehr fassen, ich bin, wenn Frau Jacobson nicht da ist, wie ein furchtsam Kind, das man im Finstern läßt. Ich habe dich gerufen, lieber Jakob, du solltest mir Stütze sein, du konntest nicht[1], ich hab' dir vielleicht auch zu viel zugemuthet. Ich bin aber schrecklich allein und kann jetzt wenig mehr bei meiner Auguste sein, da ich schnell fort muß, die Thränen übermannen mich. Jetzt hab ich keine mehr. Ich habe heute an Eller geschrieben, er soll kommen, ich bin wie Einer, der den Abgrund hinabrollt, er hält sich an jedem Strauch, und er reißt mit ihm aus. Ich stürze, unendlich tief, ganz.

Vielleicht ist's im Schmerz wie in der Freude, ich meine jetzt, ich sei noch nicht so zerstampft gewesen wie jetzt. Ich kann's nicht fassen, wie ich weiter leben soll. Ich begreife nicht, wie ich schreiben kann, aber ich thu's, wie wenn's sein müßte, man lebt ja auch fort in allem unsäglichem Schmerz.

52.

Heidelberg, 16. März 1848, 11¼ Uhr.

Meine Auguste ist wieder vollkommen auf der Besserung, lieber Jakob. Das Fieber läßt von Stunde zu Stunde nach, sie schläft ruhig ohne Phantasmen, und der Appetit stellt sich ein.

Ich habe euch gestern gewiß sehr erschreckt, aber ich konnte nicht anders. Noch gestern Nacht kam Frau Düpré aus Mainz, auf den Brief, den „der Schwager" vorgestern Nacht mitgenommen. Sie bleibt für Alles sorgend bei uns. In einer Stunde verließ sie das ganze Hauswesen und kommt zu uns.

53.

Heidelberg, 20. März 1848.

Ich habe dir gestern nicht geschrieben, lieber Jakob, und auch heute noch ist Alles im alten Gange bei meiner Auguste. Sie ist unsäglich schwach

[1] Berufsgeschäfte nöthigten zur Heimkehr nach 1½tägigem Verweilen bei dem Freunde.

und sieht jammervoll aus, indeß sagt Pfeufer, daß das nichts Beunruhigendes sei. Frau Düpré ist mir ein wahrhaftiger Halt und Hort, sie verbreitet ihre weihevolle Ruhe auf das ganze Hausleben und meine Auguste erlabt sich an ihrem Hiersein. Die Krankheit und Genesung scheint einen sehr langsamen Verlauf zu nehmen.

Die gewaltsamen Welterschütterungen kann ich kaum fassen, all mein Wesen ist in beständigem Zittern und Beben. Wann werde ich wieder eine Viertelstunde frei und fest ins Leben schauen?

54.

Heidelberg, 5. April 1848.

Ich habe dir, lieber Jakob, den Tod meiner Auguste durch Sabel anzeigen lassen. Wie mich's traf, wie mich's ganz zerschmettert, das kann ich dir nicht sagen, ich kann's noch nicht fassen, gar nicht.

Morgen um 10 Uhr ist die Beerdigung.

55.

Heidelberg, 13. Mai 1848.

Sonst, lieber Jakob, wenn ich allein war, Alles lautlos um mich her, da fühlte ich's wie eine stille Strömung, die mich wohlig umfluthete, ich konnte in Freuden Gedanken nachhängen und Gebilde aufbauen; jetzt, eben sitze ich schon lange da, ich weiß nicht, was ich eben dachte, und schwer, schwer wie immer liegt's auf mir. Eines weiß ich nur, meine Auguste ist todt, jede Minute erfüllt dieser Gedanke, ich lerne es nach und nach fassen, aber jede Lebensbetheiligung ist mir wie ein Hohn, so bald ist alles vorbei, und was ist's, daß ich jetzt die Luft athme oder meine Gedanken hege und hinausströmen will? Mir ist die Welt zerfallen.

... Niemand kann mir folgen in die Nacht meines Unglücks, denn keines, keines Menschen Leben ist dadurch in jeder Minute durchschnitten, wie das meine.

Wozu soll aber all das Aussprechen und sich Ausdeuten?

... Ich reise mit meinem Kinde nach Breslau, um dort zu bleiben. Dort weiß ich vor Allem mein Kind gut versorgt, und ich selber werde bei meinem Schwiegervater, der sich jetzt wie immer groß zeigt, mich daheim fühlen. Mein Kind gedeiht herrlich.

56.

[Breslau, November 1848.]

... Ich habe seit dem Tode meiner Auguste noch keine einzige Stunde selbstvergessen mich dem Daseinsgefühl hingegeben. Mein liebster Wunsch ist jeden Morgen und jeden Abend, daß ich sterben möge, und wenn mein Kind nicht wäre, so wäre ich auf den Wiener Barrikaden gewiß gefallen.

Ich ging im September nach Wien, um mich zu zerstreuen, zu vergessen, ich reiste durch Steyermark und kehrte am 7. October nach Wien zurück, wo ich bis zum 22. November blieb und hier deinen Brief traf. Ich habe ein großes Stück Weltgeschichte erlebt, aber nur mitten im Sturme gehöre ich ihm, kaum in das stille Inmir zurückgekehrt, ist die alte Trauer um mein persönliches Sein da. Ich werde wahrscheinlich über Wien was schreiben und drucken lassen.

Ueber Politik kann ich dir nichts schreiben. Ich müßte zu tief greifen.

... Dieser Brief ist wieder ein paar Tage liegen geblieben. Ich will mir Mühe geben, etwas zu arbeiten, aber ich fürchte, es wird nichts daraus. Selbst das Produziren macht mir keine Freude mehr. Und was ist auch Alles gegenüber den großen Bewegungen, wo es sich um das Schicksal unserer ganzen Civilisation handelt?

... Mein ganzes Sein ist wieder in Frage gestellt, ärger als in den Tagen jugendlichen Sturmes und elendster Verlassenheit.

Breslau, 28. November 1848.





1849 — 1854.

57.

Breslau, 16. Januar 1849.

In schweren, gräßlich nächtigen Stunden gedachte ich oft deiner, lieber Jakob, und ich machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich den Tod deines Kindes, den du mir anzeigtest, nur so obenhin oder gar nicht berührte, ich weiß das nicht mehr . . . Durch den Tod meiner Auguste, und das gehört zu dem Traurigsten, ist mir der ganze ethische Zusammenhang in der Welt in Frage gestellt worden. Ich weiß nicht mehr, was das Leben soll, ich habe geglaubt, eine philosophische Weltanschauung zu haben, es scheint mir jetzt nicht wahr. Die Erkenntniß der Unvollkommenheit des Daseins, kann die trösten?

Lieber Jakob! Ich habe noch einmal das Schwerste durchgemacht und es glücklich überstanden. Mein August war todkrank. Er hatte eine Lungenentzündung, 14 Tage kam ich fast nicht von seinem Bette, und ich sah, daß die Aerzte nichts mehr thun konnten und Alles der Heilkraft der Natur überließen. O, du wirst es vielleicht wissen, was es heißt, so dazusitzen, so zu lauschen, ob der Athem des einzigen Kindes nicht jetzt und jetzt ausbleibt. Ich war glücklich, wenn er auch schwer röchelte. Und das arme Kind so leiden zu sehen und endlich Alles aufgeben! Ich kann dir nicht sagen, wie da Alles, was von Leben in mir war, zerschmettert wurde und die Fragen von Welt und Sein so verwirrend auf mich einrückten.

Die Krankheit warf sich nach dem Kopfe, es trat Eiterung im Ohre ein, ein Drüsengeschwür bildete sich, und das Kind, das mich am Leben festhält, ist gerettet.

Geiger und seine Frau standen mir als echte getreue Herzmenschen zur Seite. Ich lebe jetzt wieder neu auf und sitze viele Stunden bei meinem Kinde und spiele mit ihm.

23. Januar.

Siehst du, lieber Jakob, das hatte ich dir bereits am selben Tage geschrieben, an welchem ich erst Nachmittags deinen Brief erhielt. Ich kann also über deine Verletztheit wohl hinweggehen, muß dir aber immer wiederholen, daß mein Hiersein ein trauriges, verlassenes ist; nur an meinem edeln Schwiegervater habe ich Halt und Ansprache, aber er ist zu viel beschäftigt und seine Lebensrichtung eine solche, daß das innere Getriebe meiner allgemeinen Interessen ihm nicht so nahe liegt. Ich habe mich durch meine Auguste daran gewöhnt, selbst halbfertige Gedanken und Empfindungen auszusprechen, für Alles ein Doppelleben zu haben, und jetzt bin ich so unsäglich vereinsamt. Ach, lieber Jakob, du wirst mich nicht verkennen, und ich sage es ja nur dir, daß ich das nicht aushalte. Soll ich weiter leben und nicht in mir vergehen, muß sich mein Dasein ändern.

Jeder Andre würde mich mißverstehen, du aber wirst es nicht, wenn ich dir sage, daß ich meiner Auguste würdig bin, wenn ich darnach trachte, die Wiedervereinigung eines edeln, gehaltnen Lebens zu gewinnen. Ein solches Sein wie jetzt kann ich nicht fortführen, mir nicht und meinem Kinde nicht. Ach, hätte ich dich doch da, es schreibt sich das alles so schwer, und doch mußt du Alles kennen, was mir durch die Seele zieht, denn ich lebe so viel so immer einsam. Mir brennen die Augen, wenn ich solche Gedanken ausdenke, und doch kann ich's nicht zurückhalten.

Die Cholera grassirt hier schrecklich. Die prächtige Frau Friedrike Friedenthal, die du ja auch kennst, ward in wenigen Stunden ein Opfer des Todes, deine Wirthin Julchen Friedenthal trägt den Schmerz um ihre Schwester in großartiger Weise. Schreib ihr doch, das wird ihr wohlthun.

Was du mir über Lucifer sagst, hat mich sehr erfreut, ich kenne die Mängel wohl, und noch mehr als du angibst. Denke nur die Freude, es ist bereits eine neue Auflage nöthig, nach kaum drei Monaten 5000 Exemplare verkauft, und in jetziger Zeit.

58.

Breslau, 3. Februar 1849.

Hier, lieber Jakob, schicke ich dir ein Exemplar meines Wiener Buches[1], das andere Exemplar, sowie der 2. Band Dorfgeschichten ist für deinen Bruder Manuel, die du gelegentlich, aber bald besorgen wirst.

Ich schicke dir diese Sachen durch Heinrich Simon von Breslau, ich habe ihm von dir gesagt, geh ohne Scheu zu ihm, du wirst einen echten

[1] Tagebuch aus Wien. Von Latour bis auf Windischgrätz. (September bis November 1848). Breslau. Schletter'sche Buchhandlung. 1849.

Kernmenschen in ihm finden, eine Natur voll Edelsinn und allem Niedrigen von selbst fremd, bei aller Kraft doch zart poetisch überhaucht. Lerne ihn selbst kennen.

59.

Breslau, 27. März 1849.

Es ist mir rein unbegreiflich, lieber Jakob, daß du mir gar nicht schreibst. Es sind schon mehrere Monate, daß ich dir durch Bassermann einen ausführlichen Brief schickte, sodann schrieb ich dir durch Herrn Simon wieder und schickte dir ein Paket Bücher, und auf Alles bis jetzt keine Silbe Antwort. Was ist das? Bist du krank? Ich kann das kaum glauben, da die Zusatzadresse des Mannheimer Briefes von dir war. Also was ist?

Ich fühle gerade jetzt ein besonderes Bedürfniß in ununterbrochenem Rapport mit dir zu stehen, zumal aus den Gründen, die ich dir in meinem letzten Briefe andeutete. Mein hiesiges vereinsamtes Leben ist der Art, daß ich entschieden eine andre Wendung aufnehmen will und muß. Ich dachte schon daran, mit dir in Eisenach oder sonst wo eine Zusammenkunft zu halten, aber das ist jetzt nicht mehr möglich und nöthig. Sobald du mir ordentlich geschrieben haben wirst, erfährst du Ausführliches und Concretes.

Ich war wieder sehr heftig krank, und zwar zum erstenmale in meinem Leben an den Nerven, ich konnte viele Tage und Nächte das Eis nicht vom Kopf abthun, so mächtig waren meine Schmerzen. Jetzt bin ich wieder ziemlich wohlauf, aber sehr sensibel. Die Schmerzen und die verschlossenen Bewegungen dieses vergangenen Trauerjahres haben mein Nervensystem sehr angepackt. Ich werde diesen Sommer in ein Seebad gehen. Mein August gedeiht vortrefflich, seine gute Natur hilft ihm rasch wieder auf. Mein einziger Trost ist bei meinem Kinde zu sein.

Arbeiten kann ich in jetziger privater und allgemeiner Stimmung fast gar nichts. Ich bitte dich nun, schreib mir bald und ausführlich.

60.

Eisgrub bei Lundenburg in Mähren, 18. April 1849.

Da sitze ich fern von dir, lieber Jakob, in einem mährischen schönen Dorfe, mitten im sprossenden Frühling um mich her und in mir, und ich sage dir mit kurzen Worten: Ich bin Bräutigam mit Nina Landesmann aus Wien. Meine Braut, die Mutter und die Brüder sind mit hier. Alles ist in edelster Harmonie geordnet worden. Wie sich das alles gestaltet und entwickelt hat, kann ich dir nicht darlegen. Du weißt, wie innerlichst zerschmettert ich war, und jetzt fühle ich mich wieder neu aufgerichtet. Noch ziehen manchmal schwere Schauer durch meine Seele, aber sie ziehen vorbei,

ich bin in meinem tiefinnersten Wesen gesättigt und erfrischt. Ich hätte nie geglaubt, daß es wieder so werden könnte, und doch ist's geworden, und mit heiliger Andacht sehe ich auf die Verklärte zurück, die mir so früh entrissen wurde, die aber gewiß mein Thun segnet. Ich lebe nun stets ihrer würdig, und mein Kind lernt im ersten Sprechen den Namen Mutter, und ein liebendes Mutterauge wacht über es.

Ich weiß wohl, was die kleinliche Welt wird Mancherlei zu mäkeln haben, wer mir aber ins Herz schauen kann, wird wissen, daß ich den guten Weg wandle, mir das Leben heilig zu erhalten, da es nicht mit meiner Auguste von mir gewichen ist und ich noch Pflichten zu erfüllen habe, so lange ich athme.

Geiger war stets der Vertraute des ganzen Verlaufs, dessen Anfangspunkte in den vorigen Herbst zurückgehen. Sieh, lieber Jakob, das ist das Traurige einer weiten Trennung, daß man sich die oft unscheinbaren Keime, aus denen sich Großes entwickelt, nicht zeigen kann. Du sollst später Alles erfahren. Nun bin ich wie erlöst aus steter Todesnacht und frisches Leben blüht auf. Ich bin mit meiner Nina und all den Ihrigen im seligsten Einverständniß. (Den Bruder, als Schriftsteller unter dem Namen Hieronymus Lorm bekannt, kennst du vielleicht.)

Du magst dir denken, wie tief weh es mir thut äußerlich meinen guten Vater, den Vater meiner Auguste verlassen zu müssen, er aber in seiner stets gleich bleibenden Größe billigt nicht nur, sondern segnet auch frei und offen dieses mein Thun.

Ich will dir heute nicht weiter mehr schreiben. Ich kehre Sonntags nach Breslau zurück, das ich nun bald ganz verlassen werde.

61.

Kissingen, 9. Juni 1849.

Heute, lieber Jakob, schreibe ich dir auch so einen Brief zwischen zwölf und Mittag. Man hat nur scheinbar im Bade viel Muße, und außerdem habe ich fast täglich meiner Nina zu schreiben. Ich wollte dir nur sagen, wohin mir deine treuen Gedanken folgen können. So Vieles, was man sich in solch brennender Zeit zu sagen hätte, ist für das Schreiben zu umfassend. Mitten in dieser unabsehbaren Zerklüftung erbaue ich mir aufs neue eine Heimat, und du wirst es mit Freuden hören, daß ich die vollste Zuversicht eines schönen Daseins habe, soweit solches bei der innigsten Betheiligung an den Geschicken des Vaterlandes möglich ist.

Ich reise den 21. von hier ab, über Nürnberg, Regensburg und Linz nach Eisgrub bei Wien. Dort wird am 1. Juli meine Hochzeit sein. Wir holen dann meinen August, der noch in Breslau ist, und wohnen vorerst

in der Nähe Dresdens auf dem Lande. Alles das sage ich nur dir und deiner Frau, die ich herzlich grüße.

Ich schreibe dir von Dresden aus wieder.

62.

Dresden, 21. October 1849.

Nur einen Zuruf, nur ein Signal will ich dir senden, lieber Jakob, ehe ich mit einem ordentlichen Rechenschaftsbriefe zu dir komme. Gerade weil ich für dich die tiefsten Urquellen meines Seins und Werdens aufschließen will, gerade darum habe ich dir gar nicht geschrieben, aber ich tilge meine Schulden gewiß, nur jetzt nicht.

Also kurz: Ich lebe ein zweites Leben mit vieler, vieler Freude. Wie sich das mit meinem treuen Gedenken des alten Seins vereinigt, davon ein andermal. Meine gute Nina lebt sich von Tag zu Tag mehr in mein Wesen ein und ist eine frischfrohe Natur. Mein August ist ein Prachtkerl, er sagt schon Papa, aber nur immer ganz leise.

Ich habe hier eine schöne Häuslichkeit und einen Kreis gehobener Menschen. Und über Alles! Ich arbeite fleißig! Das sagt dir am besten, wie ich wieder fest und gesund bin. Ich sage dir's im strengsten Vertrauen, ich schreibe ein Volksdrama, mit dem ich in 14 Tagen fertig sein werde. Dann ruhe ich aus und schreibe dir, du guter Kerl, ich bin dir und deiner Frau in Freud und Leid nahe. Ich begrüße dein Kind mit Freude und gedenke mit wahrhafter Wehmuth deines rechtschaffenen Schwiegervaters, den ich so sehr liebte. . . . Ich werde seiner stets mit Innigkeit gedenken.

Ich schreibe dir heute nur diese wenigen Zeilen. Wie glücklich wirst du sein und ich mit, wenn ich dir meine neue Arbeit schicke. Ich verpflichte dich strengstens, es Niemand zu sagen als deiner Frau, daß ich den Andre Hofer schreibe. Denk dir's gut aus, ich suche mich über dem erneuten Censurbewußtsein, das so drückt und erbittert, zu erhalten.

Ich verlange keine Antwort auf diesen Brief, ich schreibe bald wieder und grüße euch alle herzlich.

63.

Dresden, 14. Januar 1850.

Gestern früh, lieber Jakob, erhielt ich deinen Brief, als ich noch im Bette lag und schwitzen mußte, ich habe mir nämlich bei einer Schlittenfahrt eine sehr starke Erkältung zugezogen, die jetzt wieder im Abziehen, und das Erste, was ich schreibe, ist die rasche Antwort für dich. Als ich die vielen Zeilen von dir sah, war ich schon ganz erfreut, und ich konnte nicht warten, bis ich die Hände aus der Bettdecke herausthun durfte, meine

Nina hielt mir den Brief so augengerecht, daß ich ihn in meinem Bann gleich lesen konnte. Der frische gesunde Halt und der feste Blick, der aus deinen Worten spricht, sowohl in Bezug auf geistige als die äußeren Lebenserscheinungen, war mir wahrhaft erquickend. . . . Ich werde dich nie mehr dazu drängen, eine der Kraft und Eigenthümlichkeit deiner Weltanschauung gemäße Produktion zu schaffen. Verzeihe mir, daß ich dir so viel über dich schreibe, aber ich möchte, daß du darin auch den Ausdruck meiner Freude über deinen Brief erkennteſt, sowie daß ich gerechter zu werden trachte Alles, was du über den Bau des Dramas sagst, unterschreibe ich ganz und gar. Im dramatischen Körper, das seh ich jetzt erst deutlicher, muß das Rückgrat fest sein, die Fleischbekleidung gibt sich dann schon von selbst und ohne epische Dickbäuchigkeit. Was du über Immermanns Hofer sagst (du meinst die erste Bearbeitung, es gibt aber auch eine zweite, die ich aber auch erst nachdem ich fertig war, kennen lernte) ist wieder richtig, das ganze Jambenpathos und die innere Psychologie ist unwahr, und Immermann hat gerade sehr wenige Momente, die mit unterliefen, hereingezogen. Mir ist jetzt schon die Vergleichung mit J. widerwärtig, obgleich ich noch viel davon werde hören müssen.

Ich war schon am 9. Nov. mit meinem Hofer fertig, er ist zu groß und vielfach zu sehr im psychologischen Detail, ich schneide und forme nun daran, nach Berathung mit Ed. Devrient und Gustav Freytag. Das Stück kann jetzt nicht aufgeführt werden; ich lasse es drucken, aber es soll für die Zukunft jetzt schon als „bühnengerecht“ und effektvoll erkannt werden müssen. Ich muß im Drama eine meiner besten Kräfte brach liegen lassen, das psychologische Kleinmalen, das ist aber gut. Ich habe noch nie so sorgfältig und planmäßig gearbeitet wie jetzt, und ich fürchte nun, daß ich zuviel von meiner eigenthümlichen Kraft jetzt aus dem Stück herausreiße. Ich lasse es anfangs nächsten Monats drucken und schicke dir's dann. Es ist ein schwer Stück Arbeit, das ich jetzt noch machen muß. Die still heimliche Lust an meinen früheren Sachen war zu groß, drum gibt mir's oft viel Schmerz, so bereden und betappen zu müssen, was sonst unberührt in die Welt sprang. Ich werde das überwinden. Jetzt genug davon.

Ich weiß wie das ist, lieber Kerl, wenn man täglich nach einem Brief fragt. Ich schrieb dir nicht, weil ich dir die tiefsten Wurzelfasern meines Seins aufdecken wollte und wie sie berührt wurden durch das unvermuthete Aufrütteln zu neuem Leben, wie Vergangenheit und Gegenwart sich in mir gesetzt hat. Aber ich sehe, ich werde den Brief nie schreiben. Einstweilen wisse, daß ich frisch und muthig und getreu dem Heiligen im Leben stehe.

Hoffentlich sehen wir uns im Sommer, und dann sollst du mich, den neuen Menschen und meine Nina und meinen August recht kennen lernen.

64.

Dresden, 10. März 1850.

Es ist heute so ein ruhiger Sonntagmorgen, die Glocken draußen klingen so schön in den Frühlings-Sonnenschein hinein, und da ist mir Alles, was ich schreiben wollte, zu unentsprechend, und da denke ich, daß ich an dich, du getreue Seele, zu schreiben habe, und ich will's thun. Ich bin doch am letzten Tage des Februars 38 Jahre alt geworden, ich kenne die Welt und ihre schwersten Schicksale, aber wenn der Frühling kommt, da bin ich noch immer wie ein junger Bursch, und namenloses Drängen durchströmt mich. Ach, lieber Jakob, und da überfällt mich's aufs neue wieder, daß ich in dieser Zeit das Schwerste erfahren, und meine tiefsten Herzensgedanken streben zu meiner verklärten Auguste, und mitten im Lichte starre ich hinein in das dunkelste Räthsel. Ich bin mit meiner Nina vollauf beglückt und in schöner Harmonie, und ich fasse es oft selbst kaum, wie ich so rasch und ganz wieder gesunden konnte. Aber sollte ich fortleben, so mußte ich wieder freudig leben, und das ist mir geworden, und wenn es verklärte Geister gibt, die nach den Menschen ausschauen, so sieht meine Auguste mit ihrem ruhigen großen Blick auf mich und freut sich, daß ich in Reinheit und Kraft fortlebe und unserm Kinde, das so wundersam aufblüht, einst im Leben etwas sein kann.

Am 4. April ist der Todestag meiner Auguste, und wie oft drängen sich meine Gedanken alle nach jenem Bergabhang, wo du mich stütztest und hieltest, als ich dabei stand, wie sie meine Auguste ins Grab senkten. Ich gedenke ihrer still in heiliger Andacht, thu' du es mit mir.

Ich wollte dir ganz Anderes schreiben, lieber Jakob, aber es ist so geworden. Ich will es versuchen, auf Anderes zu kommen, ich gehöre dem frischen Leben an, und ich habe es erprobt, was gesunder Wille vermag. Ich habe mir soeben deinen Brief vom 8. Januar geholt und ihn wieder gelesen. Das bringt mich nun gleich mitten in meine schaffensbewegten Gedanken. Ich habe heute den vierten Druckbogen des Hofer revidirt. Ich muß dir gestehen, ich erstaune, wie du ohne selbst zu schaffen, mitten in den Kern der dramatischen Erfordernisse dringst. Das habe ich jetzt erst praktisch gelernt und abstrahirt. Die „mathematische Folgerichtigkeit“, wie du es nennst, das ist das Wesentlichste. Und hier hatte ich viel mit meinem Naturell und meiner bisherigen Dichtungsweise zu kämpfen, das Episodarische und Kleinmalerische zu vermeiden und Alles in scharfer Linie mit mächtigen Zügen hinzustellen. Gustav Freytag und Ed. Devrient haben mir auch sehr viel genützt, und du kannst dir nicht denken, wie viel ich gestrichen habe, aber das ist das Wenigste, ich habe gelernt, die wichtigen concentrirenden Momente besser zu benützen und zu instrumentiren. Und wenn das

auch bei diesem Werk noch nicht so heraustritt (ich hatte es gleich anfangs zu fest niedergeschrieben), so wird sich das doch später zeigen. Und ich bin entschlossen meinen Weg sicher weiter zu gehen.

11. März 1850.

Ich wurde gestern im Schreiben gestört, lieber Jakob, der Intendant des hiesigen Theaters besuchte mich. Denn, denke dir! diese Woche werde ich zum erstenmal Worte von mir vom Theater herab hören. Ich habe einen Epilog zur Lessingfeier gemacht, und staune: in Versen. Trotzdem ich erkenne, daß meine Denk- und Fühlweise durch den Vers Erweiterungen, Verbrämungen erhält, die nicht ursprünglich sind, ist mir der Epilog doch ziemlich gelungen. Ich war gestern Abend bei Emil Devrient, der den Epilog vortragen wird, und da lernte ich aufs neue Feinheiten der Sprachmusik kennen. Ich freue mich am meisten, wenn mir eine neue Anschauung aufgeht. Ich werde den Epilog zum Besten des Lessingdenkmals drucken lassen; und du kannst ihn kaufen, ich schicke dir ihn nicht. Dafür bekommst du aber meinen Hofer. Wenn ich nur das machen könnte, was mir im Geiste ruht, ich meine: die Naturwahrheit stilisiren, die Realistik folgerecht in die reine Kunsthaltung heben. Ich habe erst später erkannt, welch ein eigenthümlich widerstrebender Stoff der Hofer ist, der Kerl ist wie ein Baum, die ganze Schwankung, die er erfährt, ist, daß Ast und Stamm hin und her bewegt werden, aber der Baum bleibt doch festgewurzelt stehen, und die Peripetie ist eine mehr von außen kommende schicksalsmäßige. Ich habe eine ganze Figur, einen Studenten, der durch alle Acte als reflectiver Chor ging, gestrichen. Es kann mir nicht genügen, daß man in einem Werke einzelne Schönheiten u. dgl. muß gelten lassen, ich möchte ein festgehämmertes Ganzes hinstellen. Doch du wirst das Buch Ende d. M. bekommen und mir dann ausführlich darüber schreiben.

Ich versuche es jetzt meinen Kalender wieder aufzunehmen.

Von meinem Leben hier will ich dir ein andermal ausführlich schreiben, jetzt wisse nur so viel, daß ich hier im Umgange mit edelstrebenden Menschen bin, aber einen eigentlichen Kameraden hab ich nicht. Meine gute Nina ist mir aber ein frischer Gefährte. Im Juni erwarten wir einen neuen Zweig Auerbach, meine Schwiegermutter wird dann auch hier sein.

Ich will diesen Sommer ganz allein eine Gebirgsreise machen, wohin weiß ich noch nicht bestimmt. Ich denke zunächst an den Harz.

Ich werde wohl hier bleiben. Wäre eine echte Centralgewalt nach Frankfurt gekommen, wäre ich dorthin gezogen. Ich bin jetzt froh, daß ich im Jahr 1848 nicht ganz in die Politik [eingetreten bin], ich müßte jetzt für Erfurt sein und könnte es doch nur mit halbem Herzen. Ich sehe Bieder-

mann und Koch, meine alten Freunde, hier oft. Mit Gutzkow läßt sich nicht in einem schönen menschlichen Verhältniß leben.

Ich habe die englische Uebersetzung meines Wiener Tagebuches und eines Theils von meinem Kalender bekommen, mit sehr erfreulichen Kritiken über meine Dorfgeschichten und über die letzteren Sachen.

65.

Dresden, 20. März 1850.

Hier, lieber Jakob, schicke ich dir 36 Exemplare meines Lessing-Epilogs. Suche sie, da es zum Besten des Denkmals, privatim zu verkaufen oder gib sie einem Buchhändler, da das Ding nicht regelmäßig versendet wird.

Der Epilog ging gut, aber wenn ich wieder so was mache, wage ich es nicht mehr in die vollgefüllte Stimmung des Publikums hineinzusprechen. Ed. Devrient rieth mir auch zu einem Prolog.

66.

Dresden, 23. März 1850.

Ich muß dir heute schon wieder schreiben, lieber Jakob, ich kam in meinem Letzten nicht dazu. Am 4. April ist der Todestag meiner Auguste. Es erschüttert die Grundfesten all meines Seins und Denkens, wenn ich an ihren Tod und an jene Todesstunde denke. Ich begreife nicht, wie ich da die Feder in der Hand halten und schreiben kann, und doch muß ich's. Meine Trauer hat sich oft so weit geklärt und beschwichtigt, daß mein Schmerz um die Heißgeliebte zum Schmerz über das Menschenloos und sein Sterben wurde.

Ach, lieber Jakob! mein Leben sollte kein ganz einig gradwachsendes werden, der gerade Stamm meines Lebens ward geknickt, tausend Erinnerungen an hohe Freuden sind mit Flor verdeckt, aber ich wäre ein Verbrecher an meinem erneuten Sein, wenn ich nicht erkennte, daß am einst kahlen Baume meines Lebens ein neuer frischer Sproß aufschoß. Ach, lieber Jakob! es wird mir so schwer, so unendlich schwer, mich in die Tiefen zu versenken und frei zu erstehen, wie ich es soll und muß. Die Welt kann mein erneutes Sein nicht begreifen, hab ich ja selbst schwer dafür ringen müssen. Ich lege mich still an dein treues Herz und sage jetzt nichts weiter.

Am 4. April bitte ich dich in Heidelberg zu sein und dafür zu sorgen (in Gemeinschaft mit der Frau Sophie Zimmern, die du mir innigst grüßest), daß auf dem Grabe meiner Auguste die Blumen gehegt und gehörig gepflanzt werden. Du weißt das Heiligthum zu würdigen.

67.

Dresden, am Jahrestag der Eröffnung des Vorparlaments, 1850.

Das ist ja jetzt ein ganzes Heckenfeuer von Briefen, das auf dich losgeht. Ja, da siehst du wieder den alten Kerl, lieber Jakob, ich bin jetzt immer mit dir beschäftigt und möchte dir jeden Tag schreiben und dir Alles sagen und dich überall dabei haben. Zu dir, der altgewohnten sichern Stätte, ziehen jetzt meine Gedanken mit beschleunigtem Flügelschlage.

Jetzt aber schenke ich dir gleich das erste schäumende Glas aus meiner Festflasche ein. Ich habe meinen Hofer jetzt fertig gedruckt und geheftet vor mir. Ich bin doch schon viel in der Druckerschwärze herumgekommen, aber jedesmal hab ich noch etwas, wie wenn dies das Erste wäre, was ich drucken ließ; es ist das nicht das Bangen von ehedem, aber eine grundmäßige Bewegtheit und ich wünsche mir, daß ich das Ding sehen könnte wie ein fremder Mensch, und ich habe noch nichts gemacht, mit dem ich zufrieden, aber so lang es noch nicht gedruckt ist, kann ich nichts Neues anfangen, und darum muß ich mich endlich zu dem Rufe entschließen: fort mit Schaden! d. h. mit nicht völliger Geltendmachung des ursprünglichen Ideenpreises, den ich darauf gesetzt. Mit diesem Hofer hab ich mehr Mühe und Sorge gehabt, als mit allen meinen bisherigen Sachen. Ich war wie ein sonst geübter Maler, der zum erstenmale Fresco malt, ich mußte die ganze Technik neu lernen, ich hab sie noch nicht ganz los, aber ich hoffe doch ein gut Stück davon.

Ich trage mich schon wieder mit der Idee zu einem neuen Stück, das soll ganz knapp in strenger dramatischer Oekonomie gehalten sein. Es ist nicht gut, wenn eine Situation, eine Empfindungsschichte, die uns lieb ist, Krystallisationspunkt eines neu zu bildenden Dramas wird. Ich mache nun zum erstenmale ein bloßes Gerippe, festes Rückgrat, mit Fleisch bekleidet es die dichterische Empfindung dann leicht. Ich verstehe nun jenen Dichter, der sagte: Die Tragödie ist fertig, es fehlen nur noch die Verse.

Während ich dies schrieb, bekam ich Brief von meinen Düprés aus Mainz, worin sie mir den Tod ihrer einzigen Tochter Jeanette anzeigen. Obgleich ich schon längst wußte, daß sie rettungslos war, hat mich's doch tief erschüttert, und ich hatte mit dem hochbegabten Kinde so viel gelebt und war ihm viel gewesen.

Kaufe dir meinen Hofer, es ist dir doch als ob ich dir ihn selbst gäbe. Sage mir dann genau dein Urtheil, aber nicht wie sonst manchmal, daß ich bloß darauf vertröstet werde. Nimm dir Zeit dazu.

Uebergib anl. Zettelchen unsrer Freundin Sichel. Meine Nina ist wohlauf und grüßt euch herzlich, mein August spielt eben in meiner Stube bei mir. Gruß an die Deinigen.

68.

Dresden, 25. April 1850.

Ich hätte dir gerne gleich geantwortet auf deinen braven Brief vom 7. April, lieber Jakob. Dein frisches und tieferes Eingehen war mir sehr erfreulich. Noch bei keiner Arbeit horchte ich so, ich kann nicht sagen ängstlich, aber begierig nach dem Wiederhall von draußen. Ich habe so viel von der fertigen Arbeit losgeschnitten und noch keine so lange fertig gehabt wie diese, ich mußte sie zuletzt los sein, nur fort, ich hatte fast kein Urtheil mehr über das Gesammte und über die Einzelheiten. Glaube mir, ich sehe so gut wie der Fernstehende die Mängel und Lücken. Ich darf mich nicht darauf berufen: ja, das und das hatte ich — nur das Vorliegende gilt und muß gelten. Ich sehe jetzt vor Allem: ich wollte zuviel auf einmal. Ich habe einen Wald gegeben statt eines einzigen Baumes, und an diesem muß noch die dramatische Oekonomie stutzen und schneiden. Das Zuviel rechne ich mir nicht als Vorzug, sondern als Mangel an, man muß am Weinstock das Laub abschneiden, damit der Saft in die Traube schießt. Ich gestehe dir, ich war seit ich das Buch gedruckt vor mir habe schon oft verzagt und zweifelhaft an mir selbst, aber ich habe mich rasch daraus hervorgearbeitet und weiß nun immer mehr, was ich soll und was ich kann.

Ich darf sagen, ich unternehme mit jedem Neuen, was ich schreibe, auch etwas Neues und wage etwas, ich werde mich nie dazu verstehen, Gewohntes und Beliebtes zu wiederholen. Die Menschen möchten einem gerne in dem Empfindungs- und Gestaltungskreise, den sie einem zumuthen, auch festhalten, ich frage nichts darnach; was einmal gethan ist, ist mir abgethan, und ich glaube schon aus einem natürlichen Drange vor Manierirtheit sicher zu sein.

Ich sehe die vielfachen Schwierigkeiten, die in dem Stoffe Hofer liegen, jetzt doppelt ein. Schon äußerlich liegt etwas darin, daß die anfangs so gefüllte Bühne zuletzt nur Einzelnen bleibt, während es umgekehrt, wie bei einem Musikstücke sein soll, wo alle Instrumente zuletzt zusammenspielen und rasen. Das ist das Schwierige bei einem Stoffe aus dem Volksleben überhaupt, und ich gestehe dir: Mir war das Volk der Held und Hofer nur sein Repräsentant, nicht Schöpfer und Träger, d. h. alleiniger des Ganzen. Schiller hat Aehnliches im Tell auch wohl gefühlt, und er läßt seinen Tell neben der Verschwörung ꝛc. hergehen, wodurch das Stück eigentlich in zwei auseinanderfällt, aber geschickt zusammengefugt ist.

Ich dachte dieser Tage, als ich die Jungfrau von Orleans sah: das eigentliche tragische Moment müßte die Unmöglichkeit der Rückkehr Johanna's in beschränkte friedliche Verhältnisse sein und nicht der Aberwitz mit Lionel. Wir müßten das Mädchen auf der frühern Stelle, von wo sie ausging,

wieder sehen und dort, mit ihrer gewohnten Welt zerfallen und von ihr verhöhnt oder dergleichen und innerlich zerrissen, müßte sie untergehen. Aber das geht nicht. Dieses Ausklingen eines Tones ist undramatisch, und Schiller griff zum Opernhaften, Viertelsmotivirten. Die Großheit seiner Intentionen deckte nur seine Fehler zu. So darfst du mir auch den Tell nicht mustergiltig hinstellen. Wir müssen zu einer realistischen Poesie kommen, und so mangelhaft auch meine Ausführung ist, mein Held ward, wie bei einer Bewegung im Volke selber stets ist, nur durch das Gesetz der Gravitation Mittelpunkt und Schwerpunkt. Sieh auch genauer zu und du wirst einsehen, daß die Volksgestalten — jeder für sich eine, und zwar eine mächtige Seite des Gesammten vertritt: Eisenstecken — der geschmeidige herrendienerische Wirth bei allem Selbstgefühl; Schenk — der Wilde, Gekränkte; Wintersteller — der vermögensstolze Dicke und auf Befehl Revolutionäre; Westlmayer — verständig, aber mit fremden revolutionären Brocken aufgewühlt. Ich will dir sie nicht alle erklären. Können sie das nicht selbst, so hab ich sie nicht recht hingestellt.

7. Mai.

Ich will heute diesen Brief vollenden. Brieflich fühle ich mich oft zur Discussion viel geneigter als persönlich, vielleicht kommt Letzteres auch daher, weil ich keinen alten Freund bei mir habe. Ich spüre es hauptsächlich daran, um wie vieles älter ich geworden bin: ich bin nicht mehr so mittheilungslustig wie sonst, da ich meinen guten Wein schoppenweise an Mann für Mann verzapfte, wer mir in den Weg kam. Ich gehe, wenn ich manche verkehrte Richtung höre und sehe, oft gar nicht mehr darauf ein und habe nicht mehr den natürlichen Bekehrungsberuf, der mich ehedem so oft fortriß. Nur gegen Eines werde ich mich wahren, so lang ich kann, ich meine gegen die Mißachtung der Gesammtheit, gegen die Volksverachtung, wie man es nennt. Vermöchte es diese sich in mir einzunisten, das fühle ich, ich wäre halb getödtet und in meiner Produktion gelähmt. Unser Vertrauen und unsere Hoffnung hat in den Revolutionsjahren einen schmählichen Bankerott erlebt, aber wir müssen frischauf bleiben, und meine Ueberzeugung ist: wie im privaten Leben so auch im allgemeinen ist das Glück in unsere Hand gegeben, wenn wir arbeiten, das äußere Sein und unsere Ansichten recht zu gestalten, der Stimmungen Meister zu werden. Noch ist überall aus Muthwillen und Feigheit entstandenes Chaos, noch hab ich keine volle schöne Zuversicht, wie und was werden soll, ich fühle mich nach diesen letzten Jahren, als ob ich von einem Schiff käme, aber ich weiß, der feste Halt, mindestens im Geiste wird wieder kommen, und so harre ich still seiner und arbeite in mir ganz wie ein neu beginnender Mensch. Ich kann dir das alles nicht so-sagen, du mußt dir das schon ausdeuten.

Ueber meinen Hofer erfahre ich in der öffentlichen Kritik Herbes. Manches ist verdient, Manches aber auch nicht. Ich lasse mich das aber doch nicht anfechten. Ich habe, wenn auch nicht eine Scharte auszuwetzen, doch einen Hieb in die Luft gut zu machen, bei dem ich mich stark überbog. Ich trage mich mit allerlei Planen. . . . Ich lebe jetzt wie ein Geselle, der frei geworden und nun bei den Meistern, bei verschiedenen Planen umherläuft, um Arbeit zu finden. Ich hoffe, ich komme vor die rechte Schmiede.

Ich kaufe mir hier Möbel und werde nun doch fest auf wenigstens mehrere Jahre hier bleiben. Ich habe hier einen schönen Menschenkreis und an Otto Ludwig, dem Dichter des „Erbförster", habe ich auch ein Stück Kamerad.

69.

Dresden, 12. Juli 1850.

Eine Freudenbotschaft! guter Jakob, Montag Nacht hat meine Nina glücklich ein gesundes Mädchen zur Welt gebracht. Es war ein schwerer Tag; ich bin doch stärker als ich oft meine, denn ich habe mir Ruhe und Festigkeit bewahrt. Eine wahre kräftige Stütze war mir die zufällige Anwesenheit meines Freundes Adam Düpré aus Mainz, der den ganzen Tag bei uns blieb und in seiner schönen edlen Dienstfertigkeit uns wahrhaft erquickend ward.

Es ist mir doppelt lieb, daß ich wieder zu schreiben habe, denn ich weiß nicht mehr, wer dem Andern Brief schuldig ist, ich glaube du bist's.

Ich bin entschlossen, im August meine Mutter zu besuchen. Wär's nicht möglich, daß ich dich vielleicht am Bodensee oder sonst wo träfe? Ueberleg dir das. Ich könnte dir dann auch von meinen literarischen Vorhaben sprechen, und das ist besser als schreiben. Ich werde hoffentlich die Krisis, in die ich mit meinen Produktionen gerathen bin, glücklich überwinden.

Die Häßlichkeiten, die ich wegen des Hofer erfahre, haben mich allerdings mehr gekränkt als ich vor mir verantworten kann; glaube aber nicht, daß das mich so tief berührte, vielmehr ist es das Schicksal des Vaterlandes und ein zum Theil verlorener Glaube an das Volk und die Zukunft unsres Vaterlandes überhaupt. Dazu kommt die sich immer mehr befestigende Ueberzeugung, daß man wesentlich auf sich selbst stehen muß.

Lies auch: Aus dem Gefängnisse. Erinnerungen und Ideale von Th. Althaus. Vortrefflich. Den Griebenkerl'schen Robespierre habe ich gestern gelesen. Birchpfeifferei mit Versen. „Nach der Natur" (anonym von G. v. Hauenschild in Schlesien), genial im Guten, wie im Mangelhaften.

70.

Dresden, 1. März 1851.

Gestern war mein 39er Geburtstag, und das erste Blättchen, das ich heute Morgen von dem schönen Papier nehme, das mir meine Nina geschenkt hat, ist um ein Briefchen an dich zu schreiben, lieber Jakob. Ich weiß nicht, wer von uns beiden dem Andern Brief schuldig ist, das aber weiß ich, daß es schwer Unrecht ist, daß wir so lange nichts von einander hören. Guter Jakob! Wenn ich meine beträchtliche Lebensbahn übersehe, da ist der, mit dem ich eine Strecke gegangen, und da jener, und viele haben sich auf Seitenwege verloren, und darf ich auch sagen, daß ich an Freundschaft nicht arm bin und viele echte Menschen mein nenne, du bist und bleibst der einzige Kamerad, der wenn auch pausirend, doch bald wieder den Gleichschritt fand, in dem wir vorwärts marschirten. Erhalte dir und mir dieses Glück, das zu dem seltensten gehört. Ich weiß zwar wohl, es läßt sich ein frisches Gemeinleben in Briefen nur erneuern, wenn man sich wieder von Zeit zu Zeit in der ganzen Breite des Seins erfaßt hat, so daß dann die einzelnen Anrufungen leicht verstanden werden. Ich bitte dich also, wenn es dir irgend möglich ist, mich in deinen Ferien auf 8—14 Tage zu besuchen. Wo hättest du ein besseres Reiseziel? Und du kennst ja auch meine Frau und meine Kinder noch nicht und hier ist's so schön im Frühjahr. Wenn du Ende April oder erst zu Pfingsten kämest, könnte ich dir den größten Theil meiner neuen Arbeit, wenn nicht die ganze, vorlegen, bevor sie gedruckt wird.

Ich bin durch Bekanntwerden dessen, was ich erst vorhabe, schon so viel gestört worden, daß ich diesmal fest das Geheimniß, und zwar besonders zum stillen Selbstgenusse für mich bewahren will. Wisse nur so viel für dich, daß es ein größerer Roman ist, in dem nicht nur die Bauernwelt, sondern auch die beste Bildung 2c. ihre neue Darstellung finden soll. Ich habe, nachdem ich schon 2½ Monate arbeite, erst gestern meiner Frau den Titel des Werkes gesagt und ihr einen Hauptabschnitt vorgelesen. Das war eine schöne Festesfeier. Ich bin rüstig und muthig in der Arbeit, obgleich ich auch hier wieder die Erfahrung mache, daß meine beherrschende Kraft der Ausführung nicht fest genug ist, jedes Werk wird mir unter der Feder größtentheils ein andres, als ich anfangs gewollt. Es geht ja aber mit allem Leben so. Das hängt nicht nur damit zusammen, daß es keinen absolut freien Willen gibt, sondern Alles nur Consequenz und Resultat eines bewußten oder unbewußten Prozesses ist, es ist wohl auch künstlerisch nöthig, daß in jedem Momente des Schaffens dies sich selbständig erneuere und nicht ein vorher abstract gemachtes Programm nur ausfülle. Es gibt selbst in der Ausführung des eigenen, von uns abhängigen Thuns keine Prophetie,

jeder Tag und jede Stunde hat seine eigene Offenbarung. Was thut's? Wenn man sie nur immer hellen Auges erfaßt. Die Schicksale des Vaterlandes greifen mir tief ins Herz wie ein durchaus persönliches Schicksal, ich möchte oft verzweifeln, wenn ich die Menschen so lahm und gesellschaftslustig sehe, ich kann mich nur durch Versenken in rüstiges Arbeiten oben erhalten.

Die „Deutschen Abende", über die du mir noch gar nichts gesagt, werden bereits in zweiter Auflage gedruckt. Auch ist in diesen Tagen eine außerordentlich schöne englische Uebersetzung meiner Frau Professorin erschienen. Hast du meinen Aufsatz über Lenau im Deutschen Museum gelesen?

71.

Dresden, 4. Juli 1851.

. . . Ich finde immer mehr, daß es ersprießlich ist, daß wir uns wiedersehen. Das muß in diesem Jahre geschehen, wie und wann? kann ich noch nicht sagen, da meine Arbeit mich noch den ganzen Sommer in Anspruch nimmt.

Wenn ich meine Absicht ausführe, mit Bassermann irgendwo zusammenzukommen und die vollendete Arbeit mit ihm zu besprechen, mußt du auch dabei [sein]. Allerdings ist auch Pädagogik der Inhalt, und ich habe mich dazu ziemlich instruirt.

Was du über Kinderschriften sagst, hast du sehr recht. Diese verweichlichende Lektüre erklärt sehr viel bei dem erwachsenen nichtsnutzigen Geschlechte. Ich wünschte, daß Jemand eine Kritik des Vorhandenen zusammengefaßt schriebe. Es wäre sehr gut, wenn du das thätest, etwa für die Deutsche Vierteljahrsschrift.

72.

[Dresden, September 1851.]

Erst wenn mein Buch vollendet war, wollte ich dir schreiben, um dir dann recht geruhige Mittheilungen machen zu können. Ich hatte mich, da ich hier, namentlich von Fremdenbesuch, zu sehr beansprucht war, auf mehrere Wochen in den Harz in ein stilles Försterhaus voll erfrischenden Waldlebens zurückgezogen, und kaum war ich mit meiner Arbeit zu Ende, als ich die erschütternde Nachricht von dem Tode meiner guten Mutter erhielt. Ich vollführe jetzt meine Arbeit wie mit gefesselter Seele, und doch ist es die Arbeit und die Erquickung an meiner Häuslichkeit allein, die mich über mich selbst hinauszuheben vermag. Sage ich mir jetzt auch zum Troste, daß ich noch im vorigen Jahre bei meiner Mutter war, wo sie wie vorahnend auf ewig von mir Abschied nahm, so ist es mir doch oft, als hätte ich noch mehr für sie thun und das Kindesgefühl noch mehr auskosten

können, zu ihrer und meiner Erquickung. Ich kann dir nicht sagen, aber du hast es ja selbst erfahren und kannst es ergänzen, wie so eigen abgeschnitten von der Welt ich mir durch den Tod meiner Mutter vorkomme. Und meine Heimat, in die ich mich dichtend so oft zurückversetzte, war mir so wonneduftig, so belebend erfüllt, denn dort lebte noch meine Mutter, die mit seltener Geistesfrische die Welt und mich vor Allem erfaßte, wenn sie auch nur den Weg ahnte, den ich ging. Ach, guter Jakob, jetzt komme ich mir oft vor, wie schmerzlich und urplötzlich in die Welt geschleudert.

Den 10. October 1851.

So weit, lieber Jakob, hatte ich dir schon längst geschrieben, und der Brief ist nach meiner Art oder Unart wieder liegen geblieben. Heute will ich dir nur über mein Buch schreiben, das bereits in der Presse ist und zu Weihnachten erscheint, es wird drei Bände stark, wieder von Bassermann verlegt. Das Buch hat den Titel: „Neues Leben". Wie ich dir schon gesagt, ist das Buch in engerem und weiterem Sinn, wenn man so sagen kann, pädagogisch. Du wirst aus dem Buche sehen, was mich bewegt, und welche Erneuerung des Lebens ich anstrebe. Von Mathy, dem so besonnenen Compagnon Bassermanns, habe ich begeisterte Briefe über die ersten zwei Bände, der dritte wird jetzt eben abgeschrieben.

Ich habe noch viel zu thun mit diesem Buche, freue mich aber schon sehr auf mein nächstes, in dem ich versuchen will, ein echtes und wirkliches Volksbuch zu schreiben.

Ich hatte mich so sehr darauf gefreut, im nächsten Sommer mit meiner Frau und meinen Kindern zu meiner Mutter zu ziehen und da auch alle meine Freunde wieder zu sehen. Jetzt ist das sehr fraglich geworden, da das leuchtende Reiseziel verloschen ist.

Dich aber, lieber Jakob, muß ich bald wieder einmal sehen.

73.

Mannheim, 30. October 1851.

Die Eisenbahnen geben uns ein neues traumhaftes Sein, lieber Jakob. Ich kann's noch nicht gehörig zurechtlegen, daß ich dich so plötzlich wieder gesehen habe, und meine jetzt immer, wir hätten vor lauter Zufälligkeiten das Innerste noch gar nicht besprochen. Darum ist mir's doppelt lieb, daß du zu mir herkommen willst. Ich lebe hier sehr zerstreut und unruhvoll. Man wird doch durch gewohnte ruhige Häuslichkeit ein Stück Philister.

Ich bin soeben im Schreiben durch Mathy unterbrochen worden, der mir jede Correctur vorliest.

74.

Mannheim, 14. November 1851.

Du kannst ganz ruhig sein, guter getreuer Jakob. Ich antworte dir auf deinen so herzechten Brief nicht, weil ich zuviel hätte schreiben müssen. Ich halte es für praktisch, dir zu sagen, daß ich morgen zu dir komme, da mein Buch bis dahin fertig ist.

75.

[Dresden, Dezember 1851.]

Gewiß, lieber Jakob, sagst du auch oft zu eigner Erinnerung, wie ich: Diese Tage unseres Zusammenseins waren eine unendlich wohlthuende Erneuerung des schönsten Jugendlebens. Mir ist's, wenn ich das denke, als sähe ich die kleine Thüre zwischen unsern Zimmern offen und hörte noch den Klang der Worte. Und auch die kleine Störung ist mir jetzt fast lieb. Wir haben uns auch darin und darüber hinaus wiederum so ganz gefaßt. Jetzt ist gerade ein so heller Morgen wie damals, als wir nach der Neckarbrücke gingen, und alle unsere Zurufe von den Spitzen des Denkens aus und doch wieder so herznahe erklingen mir wieder aufs neue.

Ich halte ein, ich will die Erinnerung nicht auskeltern. Man hält das fest wie einen Sonnentag an Freundeshand in Wald und Bergen.

In Weimar wurde ich vom ganzen Freundeskreise gleich aufgenommen und blieb dort zwei Tage. In Leipzig sah ich nur Gustav Freytag, den ich sehr liebe, und auf der Reise hieher wurde der Bahnzug zwei Stunden von hier eingeschneit, und ich mußte zwei Tage liegen bleiben, die ich mir im Wirthshaus durch Lektüre und Beobachtungen vertrieb, so gut es ging.

Hier traf ich Alles im besten Wohlsein. — Die polizeilichen Befürchtungen wegen meines Buches scheinen nicht einzutreffen; nur in Wien schwebt es noch bis heute im sogenannten Revisionsamte.

Ich bin, seitdem ich dieses Buch erledigt habe, in einer seltsamen Verfassung. Bald freue ich mich, daß ich meine umfassendere Anschauung nun wieder einmal dargelegt habe, bald ist mir's, als hätte ich nicht einmal das Halbe von dem, was ich gewollt, in Gestalten und Gedanken festgestellt. Ich fühle mich zu Neuem angeregt, und doch erscheint mir alles Vorzunehmende zu klein. Ich studire jetzt wieder Philosophie, Hegels Phänomenologie und Kant; ich will zunächst eine kleine Abhandlung „über das Wesen der Bildung" schreiben, dann soll's an mein Volksbuch gehen, von dem ich mit dir gesprochen. Ueber das Neue Leben erwarte ich noch dein Schlußurtheil. Hier habe ich noch nichts ethisch und poetisch Eingehendes darüber gehört. Die Menschen thun immer, als könnten sie's nicht erwarten, bis wieder etwas Neues von einem da ist, und fragen hundertmal darnach, und ist's erschienen, warten sie ruhig ab, bis in der Bibliothek die Reihe

an ihnen ist. Von einigen Lehrern am Seminar hier habe ich einen sehr erfreulichen Eindruck des Ganzen wahrgenommen; die Idee des Ganzen, daß ich auf den verkehrten Begriff von Heldenthum und Größe reformirend wirken kann, ist, wie es scheint, aufgegangen. Ach, guter Jakob, ich brauche jetzt eine Erhebung wie noch nie. Was ist ein einzelnes Buch gegen die große Corruption in der heutigen Welt, wo Alles blasirt ist, entweder ohne es zu wissen oder, wenn sich dessen bewußt, sich nichts daraus macht. Der Staatsstreich in Paris und seine Aufnahme ist erschreckend für unsere ganze Civilisation und Zukunft. Wenn dieser faulen Verlorenheit der Geister nicht bald ein Ende gemacht wird, gehen wir der perfidesten Despotie in Europa entgegen. Die Machthaber nehmen jetzt, gewitzigt, den Jugendunterricht ganz in die Hand und verderben alle Zukunft. Immer war die Hoffnung, das künftige Geschlecht wird Erlösung bringen, aber dieses Geschlecht wird jetzt in Verzweiflung, Frömmelei und Sophistik verderbt werden. Wir, wir sind doch noch unter einem gelinden Despotismus aufgewachsen, der sich den Schein der Humanität gab und so manches Menschenbefreiende fördern oder wachsen lassen mußte. Jetzt wird das anders. Ich habe mich immer dagegen gesträubt, alle Hoffnung auf Amerika zu setzen, aber jetzt will's mich immer dazu drängen. Wenn wir unfähig zur Herstellung eines menschenwürdigen Zustandes waren, wird es, fürchte ich, das kommende Geschlecht noch viel mehr sein.

Den 27. Dezember 1851.

Dieser Brief ist wieder mehrere Tage liegen geblieben. Ich war sehr leidend an meinen Unterleibsbeschwerden und bin es zum Theil noch, das Schlimmste solcher Zustände ist, daß sie so völlig alle Energie fesseln. Dazu fehlt es mir hier sehr an einem eigentlichen Kameraden. Den Tag nach meiner Ankunft, als ich zum erstenmal ausging, fühlte ich das besonders, ich hatte Niemand mit innerer Nöthigung aufzusuchen. Alles lebt hier zu sehr auf der Reise, freundlich anschließend, aber ohne jene Hingebung, die Eines dem Andern unentbehrlich macht. Mit Gutzkow kann ich es zu keiner rechten Sympathie bringen, und wenn auch alle Widersprüche unserer beiderseitigen Naturen sich friedlich aufnehmen ließen, ich weiß gewiß, er würde über Alles hinaus nie den Juden in mir vergessen. Transeat.

Von Wien habe ich nun die Nachricht, daß mein Buch endlich erlaubt ist.

Dieser Brief soll dir noch vor Neujahr zukommen, darum will ich heute schließen.

76.

Dresden, 11. Januar 1852.

Ich muß dir heute noch schreiben, lieber Jakob, ich bin so voll reiner Freude, so gehoben und gelöst, daß ich keine Viertelstunde ruhig sitzen kann, nicht weiß, was ich treiben soll, es will mir Alles nicht entsprechen, und ich laufe immer wieder hinein zu meiner Frau und zu meinem neugeborenen Sohne. Ja, guter Kerl, heute früh 11 Uhr ist ein frischer Bursch behend und lärmend in das Lichtdasein hereingedrungen, und noch jetzt Abends 7 Uhr, da ich doch schon eine Stunde aus war, um mich ein bischen zu fassen, ist mir's wie ein Traum voll still wundersamer unfaßbarer Seligkeit.

Ich weiß nichts und will nichts davon wissen, welch ein mühseliges Leben ein Mann in unserer Zeit und unserm Vaterlande anzutreten hat, mir ist so strömend frei, als wäre ich neu belebt. Und hundertmal habe ich still in mich hineingesprochen: Ich will arbeiten und wirken mit unermüdeter Kraft, das junge Kind soll mir die Pflicht erneuen und erhöhen, jeden Tag des Lebens für mich und die Meinigen und die Welt mit straffer Thätigkeit auszustatten. O du herzgetreuer Bruder, warum hab ich dich nicht da, warum muß ich schreiben? Wie armselig ist dieses stille Papierkritzeln.

Ich ging zu meinem Freunde Otto Ludwig. Ich traf ihn mit seiner Braut, mit der er heute zum erstenmale aufgeboten wurde. Er verstand mein hocherregtes Sein, ich habe das Manuskript seines neuesten Dramas „die Makkabäerin" mitgenommen, um es zu lesen, kann aber nicht lesen, und nun schreibe ich dir und hoffe, daß ich dann etwas ruhiger bin ...

77.

Dresden, 21. März 1852.

Wie wohlthuend, lieber Jakob, war mir dein Brief vom 4. d. Mts. Ich fühle es doch, daß ich älter werde, ich habe gelernt, nicht mehr so unbedingt an die Güte der Menschen zu glauben, um so tröstlicher ist es, Einen zu wissen, der unser Geschick wie sein eigenes in der Seele trägt. Deine Theilnahme bei der erfahrenen Kritik-Unbill von denen, die sich meine Freunde nannten oder sich mindestens den Anschein gaben, als ob sie meine getreuliche Hingebung erwiederten, dein Mitfühlen alles dieses hat mich wahrhaft erquickt.

Ich kann nicht mehr viel über das Buch schreiben, nur so viel wisse, daß ich dessen Mängel noch schärfer und dazu noch andere erkenne, als mir vorgeworfen wurden. Ich habe durch die Gewohnheit kleiner Erzählungen ein Hinhalten der Spannung und eine verschlungene Schürzung der Motive nicht gehörig geübt und angewendet. Dazu hab ich das dreibändige Buch geschrieben in der Voraussetzung, daß der Leser wie bei etwas Kleinem sich

all die Einzelmotive einpräge, festhalte und zusammentrage. Das geht bei einem Bilde, das en miniature ist, nicht bei einem lebensgroßen umfassendern. Dazu hab ich noch verlangt, daß man einzelne Charaktere (wie die Bachmüllerin und Vittore) nochmals sozusagen rückwärts lese, und vor Allem ist unser Publikum nicht mehr daran gewöhnt, daß das Einzelne an sich eine Bedeutung haben und beanspruchen kann und nicht bloß in seiner Wirkung für das Totale. Kurzum, ich weiß diese und noch mehr Fehler des Buches und weiß doch, daß mir Unrecht geschehen ist. Mich grämte aber wesentlich, daß die größeren Journale wie die kleineren darauf aus sind, einem durch Nichtswürdigkeiten das Gemüth zu versäuern und zu verbittern. Ich komme aber auch darüber hinaus. In Einem hast du den richtigen Punkt getroffen: meine zu offene Freude an meinem Wirken und Schaffen hat mir bei Vielen den Ruf der Eitelkeit ꝛc. zugezogen, dem sie einen Treff geben zu müssen glauben.

78.

Dresden, 16. April 1852.

Du weißt, lieber Jakob, wie ich dir aus innerstem Herzen Glück wünsche zu der Geburt deines Sohnes; möge er ein schönes arbeitsfrohes Menschendasein gewinnen und möge unseren Kindern das behütete und beschützte Jugendleben, das sie vor uns voraus haben, die ungeschmälerte Kraft zur Erfüllung der Lebenspflicht geben. Das ist mein Wunsch im Gedanken an meine Kinder und im Gedanken an die deinigen. Und wie schön wär's, wenn einst unsere Söhne nicht nur unsere Verwandtschaft zu einander, sondern auch unsere Freundschaft erben. Wir wollen sie wenigstens darauf hinweisen, daß sie sich das erwerben, denn erben läßt sich nur das Aeußerliche, nicht die inwohnende Kraft der Bewährung. Ich habe vor kurzem wieder Plutarch gelesen, und da fiel mir die tiefe Deutung auf, daß Theseus die Waffen seines Vaters erst dann bekommt, wenn er den Felsen wegheben kann, unter dem sie verborgen sind. Wir können nichts thun, als unsern Kindern die Kraft üben, damit sie sich selbständig die Geisteswaffen holen, die für Jeden unter einem Felsen liegen.

Ich wollte dir schon lange schreiben, lieber Jakob, aber seit Wochen liegt es nebelhaft auf meinem ganzen Wesen; ausgesprochen ist dies als heftiger Katarrh und nervöses Kopfweh, besonders im Hinterkopfe. Mir wird das Arbeiten, ja selbst das Briefschreiben schwer, und ich habe Ersteres eine Zeitlang ganz bei Seite gelegt. Ich freue mich unendlich auf den Sommer, wo ich über Berg und Thal in der Heimat schweifen und mich neu erfrischen will.

Ich habe Stoff die Hülle und Fülle zum Ausarbeiten, aber jetzt fehlt mir die ruhige Hand und ich will und kann nichts erzwingen.

Wir wollen längstens zu Mitte Mai reisen; es wird das uns allen wohlthun, denn wir sind hier von den Menschen und vom Wetter erkältet und schließen uns ganz in uns ein.

79.

Dresden, 21. Mai 1852.

Ich schreibe dir, lieber Jakob, Nachts 12 Uhr neben dem eingepackten Koffer.

Ich reise morgen früh mit meiner Familie über Nürnberg nach Stuttgart, bin wohlbehalten und habe eine größere Erzählung vollendet.

Hoffentlich sehe ich dich bald in Schwaben.

80.

Untertürkheim bei Cannstatt, 10. Juli 1852.

Du weißt ja, guter Jakob, wie eine Zusammenkunft mit dir und dein Weilen bei den Meinigen zum besten Stücke meiner Heimatreise gehört. Bis jetzt konnte ich dir aber hierüber noch nichts bestimmen, da ich in vielfacher Beziehung noch zu keinem festen Plane gelangt war und zum Theil noch nicht bin.

Ich bin, wie du weißt, in doppelter Absicht hiehergekommen, theils um mir die Anschauungen meines Heimatlebens zu erfrischen und zugleich zu prüfen, ob für mich eine ersprießliche feste Wohnstätte hier sei.

Ich habe mancherlei Ausflüge hier in der Umgebung nach der Donau und dem obern Neckar gemacht, mich viel bei den Schwurgerichten aufgehalten und überall gefunden, daß noch Californien von Poesie zu entdecken und auszubeuten sind, wenn man nur Zeit und Geschick dazu hätte, die intimeren Adern zu finden. Wenn ich auch schon mancherlei erobert habe, so finde ich doch, daß meine Kunde meiner Heimat eine sehr lücken- und mangelhafte ist. Ich reise wie ein Maler, aber das, was die Leute in der Regel für ansprechende Studien halten, ist es gerade nicht, das Zufällige, nebenher Liegende ist gerade das Beste.

Ich komme mitten im Strudel von neuen Stoffen &c. zu keiner Ausarbeitung und will mich nun vorerst auch nicht weiter damit quälen; ich lege Alles hin bis auf gelegene Zeit. Beim Schwurgerichte in Rottweil passirte mir eine merkwürdige Geschichte. Ich habe dir, glaub ich, von einer Erzählung geschrieben, die ich noch vor meiner Abreise von Dresden vollendete, und denke dir! die erste Verhandlung brachte eine Geschichte mit wesentlichen Motiven, wie ich sie frei erfunden habe. — Ich wünsche nur, daß ich ein paar Jahre hier bleiben und dann wieder in die Ferne gehen könnte. Aber das geht nicht. Ich muß mich jetzt entscheiden, ob ich mich bei noch jungen Jahren einwurzeln kann oder nicht.

So schmerzlich ich auch in Dresden die Fremde und eine gewisse sublimirte Gesellschaftswelt fühle, so liegt darin auch wieder etwas geistig Belebendes. Somit glaube ich, daß ich doch wieder nach Dresden zurückkehre und wahrscheinlich über Frankfurt reise.

Ich bleibe jetzt, da ich den Cannstatter Brunnen trinke, bis Ende dieses Monats ununterbrochen hier. Anfangs August will ich mit meiner Frau, die sich hier sehr wohl fühlt (wie alle die Meinigen) auf 8—14 Tage nach der Schweiz.

81.

Mannheim, 22. October 1852.

Es ist mir eine große Freude, lieber Jakob, dir und den Deinigen anzuzeigen, daß ich morgen, Samstag, mit Frau und Kindern bei euch sein werde.

82.

Dresden, 21. November 1852.

Ich habe dich sehr um Entschuldigung zu bitten, lieber Jakob, daß ich dir noch nicht geschrieben habe. Ich bitte dich, nur ein gewisses Gehenlassen darin zu sehen, eine vis inertiae, die ich noch oft nicht ganz besiegen kann. Und gerade weil ich von dir vor allen Menschen der Entschuldigung gewiß bin, habe ich darauf los gefehlt. Nun will ich es gut machen, so schnell als möglich.

Ich habe dir Freudiges mitzutheilen. Mein Buch (das du von Bassermann erhalten haben wirst) macht einen ungewöhnlichen Eindruck. Gutzkow nannte den Diethelm ein „Meisterstück, musterhaft in Anlage und Ausführung", und wir stehen so miteinander, daß wir uns die Wahrheit sagen. Alles was ich aber je in dieser Art erlebt habe, übertrifft ein Brief von Prutz, so schwärmerisch begeistert und jubelvoll, so daß er unter Anderm (ich schreibe dir seine Worte ab) sagt: „Der Diethelm übertrifft Alles, was du selbst bisher und was alle unsere Zeitgenossen geschrieben haben rc." Du kannst dir denken, wie mich diese Wirkung erfreut und erstärkt. Ich bin nie heuchlerisch gewesen, daß ich mir und Andern eingeredet hätte, Lob und Tadel wären mir gleichgiltig. Ich habe mich bei dem Mißgeschick des Neuen Lebens nicht irre an mir machen lassen, aber tief betrübt hat es mich doch. Um so erquickender ist nun dieser beistimmende Zuruf.

Ich habe mich bereits wieder an Neues gemacht, aber trotzdem ich voll von Stoffen mancher Art bin, kann ich doch noch den rechten Schick nicht finden. Es geht mir immer so. Das Hinausgegebene ist noch nicht genug abgethan für mich. Ich fühle mich in solchen Zeiten der halben Brache mehr zum Lesen und Studiren aufgelegt. Auch beschäftigt mich der

Gedanke, endlich dies Wanderleben aufzugeben und mich in Schwaben anzusiedeln, doch noch viel. Ich fühle, welche Revolution und welche Mißlichkeiten mancher Art das mit sich führt, aber ich muß doch meinem Gebiete auch leiblich nahe sein und in seiner Luft leben; ich hoffe mir die künstlerische Ferne der freien Behandlung dabei zu bewahren, und da ich einmal nicht mein Leben lang hier bleiben will und kann, ist es besser, das einmal Nothwendige rasch und entschieden zu thun.

Ich bin begierig, von dir zu hören, welchen Eindruck bei den Deinigen und in deinem Bekanntenkreise mein neues Buch macht. Vergilt mir nicht und schreib mir bald.

83.

Furtwangen, 14. März 1853.

Nur kurz sage ich dir von hier aus, lieber Jakob, daß mir in Mannheim Alles nach Wunsch ergangen. Ich erzähle dir bald ein Weiteres. Ich komme gegen Ende der Woche wieder zu dir. Ich kann den Tag nicht bestimmen, da ich hier viel zu erforschen habe. Ich fahre sogleich bei dir vor und bleibe nur bei dir über Nacht, um andern Tags weiter zu gehen.

84.

Dresden, 25. Dezember 1853.

Ich wollte warten, lieber guter Jakob, bis mich das Schreiben weniger anstrengt als jetzt noch, ich wollte dir ausführliche Mittheilung machen, aber ich sehe, das zieht sich zu lange hin und du mußt einstweilen mit Wenigem vorlieb nehmen. Ich bin hier abermals krank geworden, aber jetzt nach mehr als 5 Wochen in fester Genesung. Dein Brief hat mich wahrhaft erquickt, es war auch außer Mathy's die erste Stimme über mein Buch, und ich habe ihn noch im Bette mehrmals in Pausen gelesen. Jetzt gehe ich wieder aus und fühle mich allmählich erstarken.

Nun habe ich eine seltsame Bitte an dich. In meinem Delirium[1], das fast 3 Wochen dauerte und von dem ich wenig Erinnerung habe, las ich, als ob ich das Blatt vor mir hätte, im Frankfurter Journal: Der Lehrer Perez Sabel ist, nachdem er einer Krankheit heldenhaft widerstanden, deren Rückkehr unterlegen und gestorben. Es ist möglich, daß ich mich irre und vielleicht eine Aussage Andrees, meines Reisegefährten, mir nachklang, aber was es auch sei, ich bitte dich, mir in deinem Nächsten zu sagen, wie es unserm tapferen Freund Sabel ergeht, denn hoffentlich ist Alles nur Täuschung.

Wie gesagt, das ist nur der Vorbrief eines baldigen.

[1] Von Mailand zurückgekehrt, wurde B. A. in Augsburg von einem heftigen Nervenfieber befallen.

85.

Dresden, 28. Februar 1854.

Das Erste, was ich beginne, nachdem ich soeben mit meiner Frau und Kindern an meinem heutigen 42. Geburtstage das vielfache Glück meines Lebens aufs erquickendste genoß, ist jetzt dir zu schreiben, lieber getreuer Bruder. Ich danke dem Geschick, das es mir vergönnt hat, dich mir durch das ganze Leben zu erhalten. Ich sage nichts weiter und reiche dir still die Hand.

Auch heute noch kann ich dir jenen ausführlichen Brief nicht schreiben, den ich versprochen habe und im Sinne hege. Du bist aber seit Wochen mehr als je mir lebendig vor Augen. Das war eine rechtschaffene stützende und helfende Handreichung, die du mir durch deine Bemerkungen über den Spinoza geleistet. Ich bin mit Allem, was du sagst, einverstanden und ich weiß, es ist dir eben so lieb, mir beistehen zu können, als ich mit Freude deinen Beistand empfinde und ihm gerecht werde. Die Arbeit ist mühseliger und bei meiner noch immer vorwaltenden Nervenermüdung langwieriger, als ich geglaubt hatte. Dazu kommt, daß ich wie bei der ersten Ausarbeitung und nur jetzt noch verstärkter, jene Andacht und Erkenntniß der Unzulänglichkeit gewahre, wie ein noch vom Leben allzusehr bewegter sich klein fühlender Evangelist der göttlichen Ruhe des Meisters gegenüber empfindet und doch die Thaten und Lehren des Verklärten erzählen soll.

Ich weiß, das Buch ist noch nicht das, was es sein sollte und müßte, aber ich thue mein Mögliches, ich bin verpflichtet, das erst Gegebene festzuhalten und könnte es auch nicht mehr anders gestalten, aber ich verfahre frei gegen frühere Ueberschwenglichkeiten und Ausschreitungen, sowie gegen jene fast unwillkürliche Dokumentir- und Prunksucht, die sich bei einem ersten Werke eindrängt. Ich erkenne mit Dank das Glück, das mein erstes jugendliches Sinnen und Gestalten zu einem so unüberragt hohen Geiste hinlenkte, um mich in ihm nach meiner Kraft zu erheben und zu klären. Ich arbeite jetzt beständig in diesem Dankgefühle, und ich kann dir nicht sagen, wie mich das trägt und hebt[1].

Die Freunde schicken mir eben zur Unterbrechung meines Schreibens Geschenke, Briefe und Gedichte. Ich kann dir ohnedies heute nicht mehr viel schreiben. Du solltest nur einen Zuruf haben aus vollem Herzen von deinem Berthold.

---

[1] Vgl. Vorwort zur „neu durchgearbeiteten, stereotypirten Auflage". Mannheim. Bassermann und Mathy. 1854.

86.

Dresden, 16. August 1854.

Statt des dir längst schuldigen ausführlichen Briefes komme ich Ende dieser Woche selbst zu dir. Ich kann dir den Tag nicht bestimmen (wahrscheinlich Samstag), werde aber bei dir vorfahren und wenn es dich nicht genirt, bei dir wohnen.

Mit herzlichem Gruß an alle die Deinigen.

87.

Stuttgart, 16. September 1854.

Endlich, mein lieber getreuer Jakob, endlich gebe ich dieses doppelt und immer aufs neue mühselige Buch[1] aus der Hand und muß sagen: Gehe hin und laß sehen, was daraus geworden.

Du wirst sehen, daß ich deine trefflichen Bemerkungen mir fast allesammt zu nochmaliger Aufmerksamkeit werden ließ, und du bist jetzt auch mein rechtschaffener Gevatter bei diesen meinen ersten Geistessprößlingen.

Ich gehe morgen zu meinem alten Freunde Rudolph Kausler, der Pfarrer auf der rauhen Alb ist, und hoffe dort auf erfrischende Tage.

88.

Stetten auf der rauhen Alb, 21. Sept. 1854, Abends 7 Uhr.

Soeben, lieber Jakob, komme ich mit Kausler vom Donsdorfer Markt zurück, wo sich unterwegs der Schultheiß und noch mehrere große Bauern von hier mit ihren Weibern an uns anschlossen. Der Schultheiß sprach klugerweise gar nichts, denn er hatte offenbar einen kleinen Daps, um so unterhaltsamer waren die anderen Männer, und ich freute mich an ihrer verständigen festen Art. Der protestantische Albbauer ist ein ganz anderer als unser katholischer Schwarzwälder, still, gelassen und etwas herb.

Als ich gegen das still gelassene Pfarrhaus kam, dachte ich: wär's möglich, daß du hier einen Brief findest, und als ich in die Stube trat, übergab mir die Prof. Caspar, die Schwester Kauslers den deinigen. Ich will morgen früh das Nöthige anordnen. Jetzt will ich dir nur von meinem Hiersein erzählen. Es hat etwas heilig Anmuthendes, einen Menschen wie Kausler, der auf der höchsten Höhe gereifter Erkenntniß steht, mit solcher Sicherheit und solchem Frieden in einem kleinen Wirkungskreise arbeiten zu sehen. Wie die Sage von alten Wunderthätern erzählt, daß sie durch Berührung heilten, beschwichtigten, so hat Kausler auf Alles, was ihm nahe kommt, einen friedenspendenden verklärenden Einfluß, und seine Religiosität

[1] Neue Auflage von Dichter und Kaufmann.

ist mit einem Worte: innerste Noblesse, und er arbeitet an dem ewig Schönen, das doch auch in die religiösen Formen sich eingelebt hat, diese Formen selbst mild fassend. Mir thut sein Wesen wahrhaft wohl, wie die frische Albluft hier, und wir liegen miteinander im Walde oder schauen von Höhen in das Berggewimmel. Das Haus ist eine wahre Friedensinsel, und schon das Dasein eines solchen Friedenshauses in einem Dorfe ist die beste Kirche und Heilslehre. Kausler hat seine verwittwete Schwester mit ihren Kindern bei sich und lebt still mit allerlei Poetischem beschäftigt.

Am Tage, im Anschauen des nächsten Lebens, der großartigen Natur und mit Arbeitsplänen beschäftigt, bin ich glücklich, nur in der Nacht quälen mich unaufhörlich die Träume. Wenn ich es nur dahin bringen könnte, das stete Ausdenken von Plänen ꝛc. lassen und rein nichtsthuerisch leben zu können!

Ich bleibe bis nächste Woche hier, gehe dann nach Tübingen und von da nach Nordstetten.

89.

Stuttgart, 21. October 1854.

Ich will dir nur kurz anzeigen, daß ich heute Abend bei euch sein werde. Auf frohes Wiedersehen!

90.

Dresden, 30. October 1854.

Heute ist für mich ein feierlicher Tag, er ist mir fast wie der geistige Geburtstag meines August. Ich habe ihn gestern zum erstenmal dem Direktor einer hiesigen Lehranstalt gebracht, und heute früh 9 Uhr hat ihn meine Frau zum erstenmale in die Schule geführt.

Ich habe in diesen Tagen einen Brief von dir gefunden, den du mir nach der Daub'schen Geschichte[1] in Heidelberg geschrieben; er hat mich tief berührt und mich zu scharfem Einblick in mich bestimmt.

---

[1] Daub, der bekanntlich durch seine heuristisch-dialektische Weise, in der er die Gedanken aus der Tiefe schöpfte und immer wieder neu produzirte, äußerst anregend wirkte, ließ in seiner Vorlesung über Sozial- und Religionspflichten eine scharf betonte Bemerkung vernehmen, die etwa dahin lautete, daß die Juden die Gleichberechtigung forderten, obgleich sie die entsprechende Pflicht der Vaterlandsvertheidigung nicht übernähmen. B. A. ging mit andern jüdischen Zuhörern zu dem verehrten Lehrer und ersuchte ihn um Berichtigung, da ja die Juden in allen deutschen Ländern schon seit vielen Jahren (es war im Winter 1834/35!) Militärdienste leisteten; sie wurden aber unfreundlich abgewiesen. Dieser Vorfall versetzte den damals ohnedies zuweilen tief verstimmten Freund in lange andauernde heftige Aufregung, die ich zuletzt durch schriftliche Auseinandersetzung beschwichtigte.

Es ist eine große Freude und ein großes Glück, daß wir unser gemeinsames Leben aus der Jugend heraus immer erneuert festhalten. Ich denke mit der reinsten Erquickung an die jetzt mit dir und deinem Hause verlebten Tage zurück.

Du mußt es möglich machen, daß du auch bald zu uns kommst. Man muß nichts aufs Ungewisse verschieben.

Der Tod von Jeremias Gotthelf, den die gestrigen Zeitungen berichten, hat mich tief erschüttert. Wenn wir auch beide zu anderen Zielen ausschauten, wir gingen doch vielfach den gleichen Weg oder suchten ihn jeder ehrlich. Er hatte es leichter, weil er auf Belebung und Vertiefung des Positiven hinarbeitete, und ich suche ein noch Flüssiges und vielfach Chaotisches fest zu formen. — Eine solche Todesnachricht ist mir immer wie eine Stimme, die über mir ruft, aber sie ruft auch, daß ich die noch gegebenen Lebenstage richtig und ohne Vergrämung ausfülle.

Ich kann dir jetzt viel besser schreiben, seitdem wir uns wieder so vollauf erkannt. Ich brauche nicht ausführlich zu sein.

91.

Dresden, 23. November 1854, Morgens 9 Uhr.

Dir, lieber Jakob, dir allein und vor Allen will ich eine Glückskunde mittheilen. Ich habe gestern ein fünfactiges Trauerspiel vollendet. Noch ist es mir wie ein Traum, daß das geschehen ist, und es ist mir wie eine Bescherung von außen, denn ich habe es in fabelhaft kurzer Zeit vollendet und war in diesen Tagen gar nicht mein eigen, wie ich mich dessen nie erinnere; ich hatte keinen Schlaf in der Nacht und keine Ruhe am Tage und so ist es auch gekommen, daß ich in fünf Tagen das Ganze mit fliegender Feder hinschrieb. Ich bin im Kreise des Bauernlebens verblieben und habe einen allgemein ethischen Gedanken herausgearbeitet. Mehr kann ich dir jetzt über seinen Inhalt nicht sagen, und noch jetzt nach einem gesunden Schlaf und da dies die erste Morgenschrift, bin ich in einer nicht zu beherrschenden innern Bewegung. Mir ist es, als wäre ich ans Land gestiegen und fühlte mich doch noch wie auf den schwimmenden Wellen.

Ich habe mir soeben eine frische Cigarre angesteckt und das gibt etwas Ruhe. Du mußt aber doch vorlieb nehmen, wenn ich dir nur einen Zuruf, nicht einen eigentlichen Einblick geben kann. Ich rufe dir nur von einer glücklich erklommenen Bergspitze zu, du sollst wissen, wo ich bin und daß ich einen erfrischenden Athemzug thue. Ja, guter Jakob, wenn ich ausschaue in die Welt, so bist du der Erste, dem ich Alles künden muß, Leid und Lust.

Du bist aber auch der Einzige, dem ich dies jetzt nach außen mittheile, und ich sage dir daher ausdrücklich, daß du es Niemand mittheilen darfst,

bis ich dir wieder schreibe, denn es würde mich unsäglich quälen und alle noch so nöthige Brutwärme verscheuchen, wenn irgend eine Kunde davon in weitere Kreise oder gar in die Oeffentlichkeit dränge.

Ich habe den Bau im Rohen und Ganzen hingestellt und unter Dach gebracht, nun kommt die Einzelarbeit, die bei einem Drama, wo Alles auf den Wurf und Riß ankommt, minder bedeutsam ist, die aber theils an sich, da ich um den Preis des Theatralischen das Poetische nicht aufgegeben habe, als auch um des Selbstgenügens willen, soweit das irgend möglich ist, noch sorgfältig ausgeführt sein will.

Ich habe mich lange dagegen gesträubt, meine Produktion ins Drama überzuleiten, ich habe es erst gethan, als ich innerlichst mußte und als die Sache nothwendig dazu drängte. Wer kann hier aber noch scheiden? — Als ich begonnen hatte, strömte mir Gestaltung, Handlung, Empfindung, wie von selbst zu, und ich habe zum erstenmal seit lange wieder abbrevirt geschrieben.

Ich bin darauf gefaßt, daß nach Einsichtnahme der Theaterkenner noch Manches umgestellt werden muß, aber der Bau des Ganzen, dessen bin ich zuversichtlich, bleibt. Man muß sich beim Drama, bei dem man nicht allein und selbst der Darsteller ist wie bei der Erzählung, deren Exegese man immer in der Hand hat, gleich von vornherein an die Sprödigkeit der gegebenen Bedingungen gewöhnen. Ich sage mir das heute immer vor, um keinerlei Verletzlichkeit beim Hereingreifen in das innere Schaffen in mir aufkommen zu lassen. Ich werde aber nie darauf eingehen, dem Theatralischen das Poetische, d. h. die innere Wahrheit zu opfern.

Sobald mein Manuskript durchgearbeitet und rein geschrieben ist, geht es vor Allem an Eduard Devrient nach Karlsruhe, der mir als Freund und Kenner der Theaterbedingungen das Nöthige sagen wird. Ich hoffe aber doch noch diesen Winter damit herauszukommen. Mir steigen die Flammen ins Gesicht, wenn ich daran denke, und wird das Stück hier gegeben, so mußt du auf einige Tage hieherkommen, ich muß dich in solcher Zeit bei mir haben.

Wenn man einmal die dramatischen Griffe los hat, ist es eine viel leichtere Arbeit als die Erzählung. Gestalten, Situation, Umgebung, alles das stellt sich von selbst, man braucht viele Uebergangsbrücken gar nicht bauen und hat nur vorherrschend das innerste Wesen der Thatsachen und der Charaktere herauszuarbeiten.

Ich könnte dir noch Tausenderlei schreiben, was sich persönlich und allgemein mir bei dieser Arbeit herausgestellt, aber seltsamerweise macht mich jetzt das Schreiben müde und ich will abbrechen. Ich will mich jetzt aufs Sopha legen und den Sonnenwirth von Kurz lesen.

Den 25. November, Morgens.

So ist dieser Brief seit vorgestern in meinem Manuskript liegen geblieben. Mein Drama läßt mich nicht ruhen, es will sich nicht thun lassen, daß das, was mir in hastiger Produktion geworden, nun zu objektiver bemessener Handhabung erkalte. Es liegt doch im Wachsen des einmal Gewordenen, in seiner Folgenentwicklung eine Unabhängigkeit von unserm Willen, die sich nicht mehr bemeistern läßt. Sei's drum. — Ich kam gestern Abend zu Dawison, der dir als einer der größten Schauspieler wohl bekannt ist. Er sprach mir wiederholt davon, wie gerne er solch einen Mann wie den Furchenbauer spielen wollte, ich konnte nicht an mich halten und sagte ihm von meinem Stücke. Schleunig wurde Alles angeordnet, und ich las nun ihm, in Gegenwart meiner Nina, die erst jetzt die Arbeit kennen lernte und der ich nur nach Vollendung davon gesagt hatte, zu ihrer vollen Glückseligkeit, und im Beisein von Frau D. mein Stück vor. Der Eindruck war ein grundmäßig befriedigender, ja D. erhob sich oft aus seiner Ruhe, und zuletzt ergab sich, daß Alles wie es gefügt ist, feststehen kann und muß und daß nur — ein seltenes Vorkommniß — ich mich in der Ausführung nicht genug gehen ließ, so daß das Stück zu knapp und zu gering im Zeitmaß ist. Die Vorlesung dauerte nur 7/4 Stunden. Ich habe also wesentlich nur noch, wie ich das als innersten Wunsch auch hoffte, das Einzelne schärfer und bestimmter herauszumeißeln. Ich habe im Drange der mir innerlich bewußten zugemessenen concentrirten Form des Dramas zu kurz und hastig über bedeutungsvolle Momente mich hinweggesetzt, und jetzt hab ich die wohlige Arbeit der behaglichen Ausführung. D. wiederholte mir oft, daß das Stück nicht nur bühnengerecht, sondern auch seine Wirkung durchaus nicht verfehlen könne, und er sagte mir das Lohnendste, was man mir sagen könnte, daß das Stück, fleißig ausgeführt, sich neben den Erbförster, den wir beide so hochhalten, stellen könnte. Ich muß dir Alles sagen, lieber Jakob, ich spreche ja zu dir wie zu mir selbst, und der Gedanke, daß ich mit einem Menschen außer mir so eins bin, durchzieht jetzt all mein Dichten und Trachten. Das wirst du auch bei dieser Arbeit wieder finden.

Von H. König erhielt ich gestern einen erfreulichen Brief über meinen neuen Spinoza. Sage mir auch du, was du darüber hörst. Es ist mir oft wie ein räthselvoller Traum, wenn ich überdenke, in welchen verschiedenen Denkkreisen ich mich, wenn ich zurückschaue, in diesen 20 literarischen Jahren bewegt habe, aber es hat mir wohlgethan, es vor kurzem in der Gartenlaube zu lesen, daß ich nichts zurückzunehmen habe.

Der Roman von Kurz ist, soweit ich bis jetzt gelesen habe, unglücklich in der Anlage, ähnlich wie der Dichter und Kaufmann nicht concentrirt

und seltsamerweise ein Zeitgenosse Ephraims der Held, aber die Charakteristik hat viel Gutes, wenn sie auch die rohen Mittel zu wenig verschmäht.

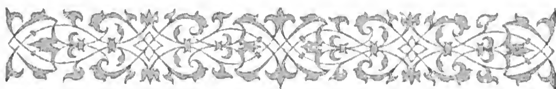
92.

Dresden, 26. November 1854.

Ist das nicht wunderbar, lieber Jakob, am selben Tage, als ich dir die Vollendung eines Dramas anzeige, weisest du mich darauf hin? Man könnte sagen, das Freundesauge hat eine somnambül fernsehende Kraft, es ist aber doch einfach nur das, daß der gerade und freie Einblick eben in gerader Linie auf das Naturnothwendige treffen muß, und tausendmal begegnen uns Ereignisse im Leben, die wie verkörperte innere Prozesse des Moments erscheinen, sie sind und werden aber nur solche eben durch den aufgefurchten innern Boden, der das äußerlich Hinzukommende dadurch zu dem Entsprechenden werden läßt, und es ließen sich tiefe unterirdische Gänge im Leben und Denken aufthun, wenn man diesem Zusammenhange nachginge. Das, was man Wunder nennt, spielt hiebei doch noch immer mit, und die Rechnung stimmt nicht vollauf, denn es ist nicht, daß wir das Leben ganz in der Hand haben.

So sprach ich vorgestern Abend mit einem Maler über bildliche Darstellung einer Szene aus dem Leben Spinozas, ich vermochte es ihn ganz dafür zu entzünden, und wir vermochten uns bis spät in die Nacht hinein nicht zu trennen, da sah ich zufällig in der Biographie nach, und es fand sich, daß es der Geburtstag Spinozas war, der vielleicht von diesem Tage an auch eine bildliche Auferstehung gewinnt.





1855 — 1859.

93.

Dresden, 9. Juli 1855.

Es ist mir willkommen, lieber Jakob, daß mich eine freundliche Veranlassung über die lange Pause meines Schreibens hinweghebt. Es bewegte sich zu vielerlei in mir, als daß ich dir hätte schreiben können. Jetzt bin ich wieder in mir geklärter und hoffe die innere Ruhe festzuhalten.

Heute will ich dir und den Deinigen nur den Ueberbringer dieses, Dr. B. Beer und seine Familie zu freundschaftlichster Aufnahme zuführen. Dr. B. ist dir literarisch genugsam bekannt, aber sein kernhaft echtes Wesen und sein edler Gemeinsinn wird sich dir in seiner Persönlichkeit neu erweisen.

Ich habe hier eine Kur getrunken und bin halb und halb entschlossen, noch etwas ins Gebirge zu gehen, vielleicht nach bayrisch Tirol. Hättest du nicht Lust, mitzugehen auf einige Zeit? Ich richte mich ganz nach dir.

94.

Stuttgart, 28. August 1855.

Morgen Abend oder längstens übermorgen werde ich endlich bei dir sein, lieber Jakob. Ich verspare daher alles zu Besprechende auf mündliche Mittheilung. Grüße alle uns Zugehörige von deinem Berthold.

95.

Dresden, 17. September 1855.

Gestern, Sonntag Nachmittag, ist meine Frau eines gesunden Knaben entbunden worden. Alles ist den Umständen entsprechend wohlauf. Theile das Familienereigniß allen deinen Angehörigen und den Freunden mit. Bald mehr!

96.

[Dresden, September 1855.]

Es ist mir in diesen Tagen gelungen, mich wieder in meine Arbeit zu versenken, und zwar in die Umgestaltung meines Dramas, denn die Zeit drängt, da es hier einstudirt werden soll. Ich hoffe, ihr seht es diesen Winter auch in Frankfurt.

Deine Bemerkungen zum Schatzkästlein[1] werden fast alle adoptirt, und das gilt auch dir als bester Dank. Ich lasse den letzten „Heimatstag des Auswanderers" weg und gebe dafür den Viereckig, den du aus Gutzkows „Unterhaltungen" kennst.

Gutzkow (und mit ihm sein Leipziger Aufgebot) sieht meine Kritik Freytags für eine Fehde gegen ihn an. Ich kümmere mich nichts darum.

9. October 1855.

Diese obigen Zeilen, lieber Jakob, habe ich dir schon vor datumlosem Tage geschrieben. Ich kam durch allerlei Behinderungen nicht zur Absendung.

Ich bitte dich nun, in bequemer Muße „Neues Leben" durchzugehen und deine Bemerkungen einzuschreiben. Deine geschriebenen Bemerkungen über Fertiges sind mir stets von großer Förderung. Wenn ich nur etwas wüßte, das ich, ohne das Ganze zu verändern, an Stelle des ersten Paßtausches ꝛc. setzen könnte. Aber das wird sich nicht machen lassen.

Ich habe H. Königs Jerome ganz gelesen. Es fehlt der innere Zusammenschluß und der äußere Abschluß.

Ich fühle mich jetzt wieder aufgelegt zu ruhiger und regelmäßiger Arbeit, wenn auch nichts eigentlich Quellenfrisches kommen kann. Ich habe nur noch viele Briefrückstände ꝛc. zu ordnen. Grüße mir von ganzem Herzen deine liebe Frau und die Kinder und deine ganze Familie. Ich denke mit innerstem Genügen an euch alle.

97.

Sonntagmorgen, 9. Dezember 1855.

Wenn ich mich nicht von heiler Haut dazu entschließe, komme ich in diesem Jahre nicht mehr dazu, dir zu schreiben, lieber Jakob.

Ich war in letzter Zeit bereits mitten in Ausarbeitung eines mir sehr zusagenden Erzählungsstoffes, als sich mir wie zufällig ein alter Plan aufdrängte, der mich jetzt sehr beschäftigt. Ich werde dir später Näheres schreiben.

Den 16. Dezember 1855.

Und wieder schreibe ich dir am Sonntag weiter. Ich habe heute schon zwei kurze Plane zu neuen Geschichten niedergeschrieben. Oft über-

[1] Schatzkästlein des Gevattersmanns. (Stuttgart, Cotta, 1856).

regnet's mich mit allerlei Planen, ich weiß nicht woher, und ich muß schnell einzelne Knotenpunkte fixiren. Ich habe so viel, daß ich mit dem bereits Vorhandenen mein Leben lang nicht fertig werde, und doch kann ich den wilden Wuchs nicht bannen. Ich weiß aber auch, das hört auf, sobald ich wieder fest in einer Arbeit sitze.

Ich habe mein Drama umgearbeitet, aber noch ist es von keiner Bühne angenommen. Ich wollte mich wieder nur ganz der Erzählung zuwenden, die ich immer mehr beherrschen lerne, da läßt mich ein neuer dramatischer Plan, der sehr ausgiebig ist, wieder nicht ruhen; aber ich lasse mich nicht mehr davon überstürzen, ich muß vorher den dramatischen oder eigentlich den mathematischen Calcül in der Hand haben, in bloßen Linien, ohne Farbe. So lange man eine Empfindungsliebhaberei dabei als Motiv gelten läßt, steht man doch noch auf dilettantischem Standpunkte, erst wo die Construction das Wesentliche und Lockende ist, beginnt die Kunst, das freie Schalten und Walten. Ich sehe das, aber ob ich's erreiche? Es wird sich zeigen. Ich lasse nicht ab, darnach zu ringen. An der Erwärmung für das Detail in Empfindung &c., das weiß ich, wird mir's nicht fehlen; wenn ich nur vorher das Fachwerk festgezimmert habe. Es thut nicht gut, Tapeten und Bilder zu haben, bevor das Gebälke des Hauses steht.

Du wirst mich wohl zu reflectiv schelten. Aber glaube mir, daß mir das Wesen der Kunst immer mehr aufgeht. Ich spüre es, ich stehe stofflich und technisch an einem Wendepunkte, und ich hoffe, er führt zu Gutem. So oft ich wieder in meine innerste Heimat komme, fühle ich mich voll Spannkraft, zu allerlei Wagnissen aufgelegt. Und doppelt glücklich macht mich's, daß ich noch in der Frische meines Daseins die bisherigen Produktionen abschließe. Ich meine, es soll noch gutes Oehmd geben.

Mit Cotta gestaltet sich Alles ganz erwünscht.

Mein Schatzkästlein macht mir, wenn ich es als Ganzes übersehe, viel Freude, so sehr ich auch die Mängel erkenne. Es thut mir wohl, meinem Lehrtrieb darin in Einigem Genüge gethan zu haben und nicht Leckerbissen für die zu kochen, die schon genug zu essen haben, sondern für die Hungrigen.

Hauff hat Einiges im Morgenblatt abgedruckt, und das freut mich besonders. Wie lange haben sich gerade meine Landsleute dagegen gestemmt, mich als Juden für einen Vertreter Schwabens gelten zu lassen, und jetzt mußten sie doch endlich dran.

98.

Dresden, 28. Februar 1856.

Heute, lieber Jakob, an meinem 44. Geburtstag erwartete ich aufs bestimmteste Brief von dir. Nun aber, da ich brieflos bin, ist es doch

nach dem Frühstück, nachdem Frau und Kinder mein Zimmer verlassen, mein Erstes, daß ich mich schreibend zu dir versetze. Im Gedanken an dich klettere ich natürlich und behend rückwärts in alle Vergangenheit, und da sehe ich, wie seltsam reich gesegnet und doch wieder so arm mein Leben ist. Wenn ich mich mit dir zurückversetze in die dreißiger Jahre und früher, so haben sich Ideale erfüllt, und doch — die Erinnerung muß über Grabsteine hinweg, und auch das Jetzt ist ein seltsames Gemisch. Ich zergrüble mich oft darüber, wie weit ich meine Natur behalten und was aus mir geworden wäre, wenn ich etwas mehr Disciplin bekommen oder mir angezwungen hätte.

Den 4. April 1856.

So lange blieb dieser Brief liegen, lieber Jakob, und wenn ich mein Gedächtniß auf die Folter spanne, ich kann dir nicht sagen, wie mir diese Zeit entschwunden. Ich lebe in einem Strudel, der mich mir selbst entführt. Heute, an diesem schmerzlichsten Tage meines Lebens fasse ich wiederum deine Hand und bin bei dir. In den Frühling hinein muß ich mein Leben lang über ein tiefes Wehe hinüber, und diesmal dringt es begleitet von neuen gegenwärtigen Erschütterungen ein. Wir haben die vorige Woche die Nachricht von dem raschen Tode meines Schwiegervaters in Wien erhalten.

Den 5. April.

Auch an dieser Fortsetzung wurde ich gestern gestört und schreibe dir erst heute weiter. Ich habe in stiller Andacht das Andenken an meine Auguste gefeiert. Nachmittags ging ich mit meinem August allein spazieren im warmen Frühlingsschein. Meine Natur verlangt rasche Abschlüsse, und auch die Pflicht verlangt ein volles Erfassen der Gegenwart.

Am Abend war ich bei Hettner, dessen Frau todkrank ist, und ich mache mit ihm aufs neue eine ganze Vergangenheit durch. Erst als ich heimkam, hatte ich eine freudige und erfrischende Nachricht. Mein Freund Otto Ludwig hat vom König von Bayern, zunächst auf ein Jahr, ein Stipendium von 400 Thalern erhalten. Ich darf mir sagen, daß ich dem tapferen Manne das miterringen half, indem ich Geibel, der ein Mensch von echtester Noblesse ist, dazu erweckte, daß er die Sache in Anregung erhielt. Solches Thun für Andere thut eigenthümlich wohl, und es hat eine tiefe ethische Deutung, wenn es heißt: „Wer für seinen Nächsten betet, der wird desto eher auch für sich erhört."

Mir fallen überhaupt jetzt gar oft jüdische Sprüche ein, vielleicht hat es den psychologischen Grund, weil ich jetzt mehr als je in Vergangenheiten hinabsteige.

Ich habe das versprochene Bild nicht vergessen. Aber eine neue Photographie, die von mir gemacht wurde, ist nach Aussage der Freunde

zu kraß, und eben in vergangener Woche ist für die königliche Anstalt in München vom Bildhauer Knoll eine kleine Büste von mir modellirt worden. Ihr sollt, wenn ihr kommt, wählen was ihr wollt. In meinem Hause ist Alles wohlauf.

99.

Dresden, 12. Juni 1856.

Glückauf, lieber Jakob! Wie freue ich mich, daß ich dich nun auch einmal bei mir haben soll. Ich nehme dich beim Wort und erkenne gar keine Ablenkung mehr an. Du wohnst sehr bequem bei mir. Wir werden schön miteinander leben. Kannst dich darauf verlassen. Ich arbeite Morgens, und von Mittag an gehöre ich ganz dir und Lazarus, der den ganzen Juli auch hier sein wird mit seiner Frau.

Alles Weitere behaglicher Besprechung vorbehaltend dein Berthold.

Ich kann dir auch ein neues Manuskript zu lesen geben[1]. Ich lasse es eben gut abschreiben.

100.

Dresden, 1. November 1856.

Wie bin ich froh, lieber guter Jakob, dir doch wieder auch ein helles Lebenszeichen von mir geben zu können. Da ist nun das Buch, und es ist wahrscheinlich Folge meiner jetzigen tonlosen Stimmung, daß mich noch nie etwas, was ich gemacht hatte, so erfreut hat wie dieses. Hab ich es ja vermocht, mich theilweise darin zurückzuversetzen in die Tage harmlosesten jubelvollen Seins! Es ist vielleicht ein trauriger Uebelstand meines Naturells, daß ich so glücksbedürftig bin.

Ich will dir nur noch sagen, daß ich anfangs vorigen Monats mehrere Tage in Weimar war, wo ich auch beim Großherzog mit der Prinzessin von Preußen speiste und mir allseitig viel Erfreuliches wurde.

Das Drama unseres Freundes Wolfsohn ist hier in 8 Tagen bereits viermal gegeben mit stets gleich bleibendem Erfolge.

Lies auch im Morgenblatt Nr. 40 einen Aufsatz von mir. Ich habe jetzt auch mehrere kleine kritische Artikel für die Illustrirte Zeitung geschrieben. Solches sprungartige Aeußern eignet sich mir jetzt. Auch muß ich Geld verdienen.

Aus Pietät arbeite ich auch jetzt an einer kleinen Biographie Robert Reinicks.

Hast du nun endlich das Buch [zwischen Himmel und Erde] von Otto Ludwig gelesen? Ich werde nun doch auch noch etwas darüber schreiben. Die Kritik darüber im Berliner Kunstblatt war von Lazarus.

[1] Barfüßele, wie dieses bald nachher beinahe ganz unverändert gedruckt wurde.

Wir haben hier das schönste Herbstwetter. Ich hoffe, bald an die Ausarbeitung der Geschichten für den Kalender[1] zu kommen. Auch Cotta, der im August hier war, ist für den Plan eingenommen. Weil ich weiß, wie sehr es dich freut, schicke ich dir hier eine Abschrift des Briefes von Cotta über Barfüßele.

101.

Dresden, 1. April 1857.

Ein frischer Frühling in dein Leben! Das war Empfindung und Wunsch für dich und die Deinigen, lieber Jakob, als ich die kurzen Zeilen las, mit denen du mir die Geburt eines Sohnes anzeigst. Heil dir, daß du ein neues Leben aufgehen siehst, behütet und beschützt von dem gegebenen, ein junger Baum im Waldesschutz. Freue dich, daß dich das Geschick in einen Kreis guter echt menschlich empfindender Angehöriger gestellt, die den Vater lieben und ehren und ihm Alles zum Guten deuten und lenken und im freudig gehobenen Sein des Vaters dem Kinde das beste Angebinde geben und lassen, mittelbar und unmittelbar. Und so ist mein Glückwunsch einer für euch alle.

Du hast recht, ich komme durch dieses freudige Ereigniß am besten darüber hinüber, daß ich dir so lange nicht geschrieben habe. Briefschreiben, das mir immer schwer wurde, ist das seit langer Zeit noch mehr geworden. Wir hatten einen harten Winter, Masern und Scharlach der Kinder und dazu noch oft aufsteigende Schatten in meinem Gemüthe. Aber wieder kann ich dir's als besten Beweis der Ruhe, die ich gefunden, darthun, daß ich arbeiten konnte.

Ich bin in der Ausführung meines Planes zu dem dir bekannten Kalender weit vorgeschritten, und wenn ich zu dir komme — ich komme im Mai oder Juni — sollst du das ganze Manuskript lesen, und ich weiß im voraus, ich werde deinen Bemerkungen wieder Manches verdanken. Die Angriffe, die mein letztes Buch durch Gutzkow und die von ihm Inspirirten erfahren, haben mich im ersten Momente allerdings gekränkt; weitere Betrachtnahme aber führt mich darüber weg, und Muth und Ausdauer besteht eben darin, vom Feinde auf Mängel aufmerksam gemacht, diese gerecht im Auge zu behalten, dann aber fest und unbeirrt seines Weges gehen, und nur so lange ich nicht arbeite, fühle ich mich turbirt, sei es von diesem oder jenem, inmitten der Arbeit bin ich stets frei und lebensfreudig.

---

[1] Deutscher Familienkalender auf das Jahr 1858. Mit Illustrationen u. s. w. Stuttgart, Cotta. Hierauf folgte: Deutscher Volkskalender auf das Jahr 1859 u. s. w. (das.) S. zu Nr. 116.

102.

Dresden, am Tage Pancratius 1857.

Guten Morgen, lieber Jakob!

Wie freue ich mich, dir solchen Gruß bald wieder mündlich zurufen zu können. Ich werde im Laufe oder gegen Ende nächster Woche nach Stuttgart reisen und wahrscheinlich gleich über Frankfurt, werde mich aber auf dem Heimwege nur einen Tag bei dir aufhalten.

Ich habe in diesen Tagen das von einem Hamburger dramatisirte Barfüßele (das jetzt hier auf dem zweiten Theater einstudirt wird) gelesen, und es ist so, daß ich nachträglich der Birch-Pfeiffer für ihre Verschminkung der Frau Professorin danken sollte.

Ich bin frischauf. Ich komme mit einer fertigen Arbeit und will mich (nach Erledigung von Vielerlei mit Cotta) einmal wieder behaglich in einem stillen Waldthale der Heimat ausstrecken.

103.

Suggenthal, 28. Juni 1857.

Wie oft, lieber Jakob, wollte ich dir von der Reise schreiben, aber du kannst dir keinen Begriff machen, wie vielfach ich beansprucht war, und ich fühle doch auch, daß ich etwas schwerfälliger geworden bin. Nun bin ich in wenigen Tagen bei dir, und dann wollen wir wieder Alles durchsprechen.

Die Reise hat mich oft ermüdet, aber auch wunderbar gekräftigt, ich habe ein Vertrauen zu meiner Kraft gewonnen, wie noch nie, ich meine, ich könnte noch Rechtes vollbringen. Mir begegnen wunderbarerweise tausenderlei Beziehungen, Anschauungen, wie ich sie in der Phantasie gebildet und geträumt habe, und das erhellt mir den Blick und erfüllt mich mit innerm Jubel.

Seit gestern, da ich hier bin, habe ich mit einer Inbrunst und Stille das Waldleben und das innere Rieseln alles Seins empfunden, wie noch nie. Ich meine immer, ich wäre erst jetzt auf die Welt gekommen, und Alles, was ich erlebte und was war, ist nicht da.

Welch eine Seligkeit ist es im Walde allein zu sein! Vergessen Alles und nur sein!

Ich möchte dir den Athem des Feldes ins Haus und ins Herz schicken.

104.

Dresden, 5. August 1857.

Ja, guter Jakob, ich merke, es geht dir wie mir. Dieses letzte Wiedersehen hat einen so guten erquickenden Nachgeschmack wie ich meine, noch nie. Oder geht es auch hier wie bei allem dem Sehnen entsprechenden Wiedersehen, wie ein Neubegrüßen des Frühlings, wo man immer meint,

das wär der erste, den man so recht in sich aufnehme? Es war auch so schön, daß ich eigentlich nicht Abschied von dir nahm, sondern dir die Durchsicht meiner Arbeit zurückließ und daß du dich gleich von der Eisenbahn weg dazu hinsetztest und dir von mir erzählen ließest, während der Dampf mich weit von dir wegzog. Das alles thut mir noch jetzt im Ueberdenken so wohl.

Warum sind wir denn eigentlich solche Schreibmenschen? Warum stört und erhitzt das geschriebene Wort nicht so wie das gesprochene? Ich glaube nicht, daß es daher kommt, weil du flüssiger und conciser schreibst als sprichst. Ich glaube es kommt daher, weil einem beim gelesenen Einspruch durch Hin- und Hervertheidigen nicht so aller Zusammenhang zerrissen und alles Feste gelockert und gelöst und abgegriffen wird. Gewiß aber auch ist meine individuelle Heißblütigkeit daran schuld, und ich bin überhaupt — das fühle ich oft im Gespräche — zu diskussionsmüde; ich kann meist nur kurzweg annehmen, was ich erkenne, und ebenso kurzweg verwerfen, was mein Denken und Empfinden abstößt, und Ja und Nein spricht sich in mir so rasch und so bestimmt, daß jede weitere Darlegung abgeschnitten ist. Ich hoffe, das [wird] auch anders werden, und schon jetzt sehe ich — ich hatte in diesen Tagen mehrere Sitzungen im Kunstvereins-Direktorium, wobei ich neue Bestimmungen durchsetzte — daß ich der collegialen Diskussion fähiger bin.

Doch genug davon. Es ist jetzt nicht Zeit zur Selbstschau.

Die Gesammtausgabe meiner Schriften rückt vorwärts. Ich revidire jetzt den 1. Band Dorfgeschichten. Mir ist dabei zu Muthe, wie einem Vater, der seinen aus jahrelanger Fremde heimgekehrten Sohn wiedersieht, er beurtheilt ihn objektiv in Vielerlei und hat doch den unlösbaren innern Zusammenhang mit ihm. Das sehe ich, daß diese „Erstlingsfrucht meiner Kraft"[1] nicht mehr so wiederkommt. Es ist etwas so geradezu in Motiv und Ausdruck, das ich nicht mehr habe und nicht mehr haben kann.

Von meiner Reise gestalten sich mir bereits einzelne Wahrnehmungen und Motive zu festen Compositionen.

Mit meinem Kalender werde ich rechtzeitig kommen. Ich stimme die Tonart im „Baum"[2] noch herunter und werde ihn nun doch geben, schon auch um nach meiner Art etwas Naturleben hereinzubringen.

Ich habe noch viel zu thun, da ich Anfang September nach Weimar gehe. Wir haben hier ermüdende Hitze, aber ich bin in mir frisch und straff.

[1] Anspielung auf Gen. 49, 3.

[2] Der Baum vor meinem Fenster. Ein Stück Naturkalender.

105.

Dresden, 23. September 1857.

Schon seit mehreren Tagen will ich dir schreiben, lieber Jakob, ich bin aber von Fremdenbesuchen, Correcturen und Aufzeichnung meiner Weimarer Eindrücke zu sehr in Anspruch genommen. Doch sollst du heute einen kurzen Zuruf haben. Lies die Illustrirte Zeitung vom 19., die Festschilderung ist von mir. Ich mußte sie rasch hinwerfen, ich wollte der Redaktion, die in Verlegenheit war, mich nicht in angesprochener Gefälligkeit entziehen. Zur eigentlichen Aussprache meiner Anschauungen und Wahrnehmungen bin ich aber erst in dem Aufsatze gekommen, den du im Morgenblatt in einem der nächsten Hefte nachlesen mußt.

Dir habe ich aber noch etwas Besonderes zu sagen. Mein Freund Staatsrath Stichling (Enkel Herders, er war mit uns in Heidelberg), der jetzt Meister vom Stuhl in Weimar ist, schrieb mir, daß am 1. September Abends eine solenne Gedächtnißloge für Karl August gehalten werde, und ich möge dazu kommen.

Ich hoffte, daß auch gerade in einem solchen Momente entsprechend gewirkt werde gegen die auch inmitten der Freimaurerei sich aufthuende Inhumanität. Ich ging hin. Ich war zum erstenmal in einer fremden Loge. Deputationen aus Leipzig, Gotha, Erfurt, Frankfurt (und auch Herzog Bernhard) waren da. Es war eine wirklich schöne Feier, besonders durch eine Rede des Herzogs Bernhard und einen Vortrag Stichlings, und ich fand am Schlusse auch Gelegenheit über das Jahrhundert der Humanität zu sprechen. Es muß mir insoweit gelungen sein, denn alle fremden Abgeordneten, besonders die von Erfurt, dankten mir wiederholt beim nachherigen Mahle. Siehst du? So bin ich auf einmal wieder thätiger Maurer geworden. Ich war vielfach in Verlegenheit, weil ich die Formen nicht mehr exact kenne, aber ich gestehe dir, daß ich im Angesichte der hier nothwendigen Wirksamkeit wieder entschiedener für die Sache einzutreten beschloß.

Ich habe diesen Winter entsetzlich viel zu thun. Die Revision meiner Schriften macht große zeitraubende Arbeit, und dazu muß der Kalendermann bald seine Stücklein für 59 fertig haben, noch ehe das 58er Jahr da ist.

106.

Dresden, 10. November 1857.

Mein guter Jakob! Du mußt nun den Kalender haben. Ich habe dir ihn nicht geschickt, weil das gegenüber dem geringen Kaufpreis zu mühselig ist. Aber ich bin doch begierig von dir nun zu hören, wie dir jetzt Alles erscheint. Ich freue mich fast kindisch mit dem Buche. Ich meine, die Bilder thun das. Ich sehe da die Gestalten meiner Phantasie unausweichlich fest.

Und nun muß ich dir noch eine große Freude mittheilen. Bereits habe ich Nachricht aus Holland und England, daß der Kalender übersetzt wird. Ich bekomme sogar Honorare von beiden Orten. Es erhebt mich himmelhoch, zu denken, daß das, was ich still empfunden und festgehalten, nun so weit in alle unermeßlichen Weiten dringt. Ich kann dir nicht sagen, wie glücklich mich solche Wirksamkeit macht, und es steigert mir die Verantwortlichkeit, die ich übernehme bei dem, was ich darstelle und wie ich's darstelle.

Ich beruhige mich in dem Gedanken, daß ich keine Mühe und Arbeit scheuen will, um der Wahrheit zu dienen, und du wirst mir darin auch beistehen. Du wirst sehen, wie dein Rath mir genützt.

107.

Dresden, 17. November 1857.

. . . Meine Nichte Rösi aus Wien schreibt mir, daß du bis zum 25. hier durch nach Wien reisest. In der Hoffnung, daß sich das bewahrheite, brauche ich nichts über mein Leben und Treiben zu schreiben. Es geht uns allen gut.

108.

Dresden, 5. April 1858.

Ja, guter Jakob, du hättest mir schon lange schreiben sollen, aber ich dir auch, und ich habe dir geschrieben. Vor mir liegt ein langer Brief schon vom Februar an dich, ich muß ihn vollenden, was ich heute nicht kann, dann kriegst du ihn.

Vorläufig will ich dir nur sagen, daß der Termin für die Beiträge zum Jubiläums-Album äußerst knapp ist. Ich weiß nicht, ob ich bis zum 15. fertig werden kann, zumal ich noch unschlüssig bin, was ich geben soll.

Ich habe Verschiedenes. Die Carl-August-Feier in Weimar ist nicht ergiebig genug, wie mir jetzt scheinen will.

Ich habe eine Idee: einen Freimaurer auf dem Dorfe, eine Art Jugenderinnerung zu schreiben, die mich sehr anmuthet.

In meinen Aufzeichnungen habe ich aber auch eine Betrachtung über Lessings Nathan, wie ich glaube von ganz neuer Fassung, die nicht unpassend sein mag.

Muß ich unbedingt bis zum 15. abliefern, so sag mir's in zwei Worten, und ich werde dein Wort einlösen.

109.

Dresden, 27. April 1858.

Ich bin mit meinem Aufsatze über Lessings Nathan gestern fertig geworden, er umfaßt circa zwei Bogen und ich habe mir viele Mühe gegeben,

theils da ich mich aus anderen drängenden Arbeiten herausreißen mußte, theils auch weil, sobald ich aus Theoretisiren komme, ich so vollgeladen bin, daß ich mich hüten muß nicht zu weit auszugreifen und abzuschweifen, und dazu hatte ich auch oft deine Kritik vor Augen und suchte Alles so zu nieten und zu verpallisadiren, daß du mir mit deinen doppelt gehärteten Stemmeisen nichts Wesentliches lossprengen kannst, und doch hoffte ich wieder, noch in Manchem von dir amendirt zu werden.

Nun erhalte ich soeben, Dienstag früh, deinen Brief, der mir sagt, daß das Logen-Album aufgegeben ist. Es ist merkwürdig, ich hätte den Aufsatz wer weiß wann geschrieben, und nun bin ich im Gedränge dazu gekommen, und da fällt einem oft Mancherlei ein, was der ruhige Puls nicht hergibt. So müßte ich dir fast dankbar sein, daß du mich jetzt zu diesem Aufsatz verirrtest. Ich werde ihn mit einer einzigen kleinen Aenderung nächstens im Morgenblatt abdrucken lassen.

Hast du dort in Nr. 14 meinen Aufsatz über Molière gelesen?

110.

Dresden, 11. Juni 1858.

Da siehst du, lieber Jakob, wie mir's geht. Nun komme ich erst am Vorabend des Festes dazu, dir zu schreiben. Ich lebe durch so vielfache Beanspruchung in einer Zerstreuung, daß es mir oft räthselhaft ist, wie ich noch zum Ausbau eines innern Lebens komme. Ich gehe deshalb auch nächste Woche nach Tharand und setze mich für einige Wochen still in ein Waldhaus. Ich sehne mich tiefinnerlichst darnach, einmal einen Tag lang nichts zu sprechen und nichts zu hören als Waldesrauschen und Vogelsang.

Wie gern wäre ich übermorgen bei dir und bei den vielen anderen mir lieb gewordenen Menschen. Aber ich kann nicht vom Fleck, bis die Gesammtausgabe meiner Schriften fertig ist, und ich habe noch harte Astwurzeln zu hobeln.

Was nun meinen Vorschlag betrifft, daß die Loge eine Form finde, um Schriften und Schriftsteller humaner Signatur zu unterstützen, so gehe ich dabei von der Wahrnehmung aus, daß für die Regierung der Menschen durch Gedanken vom Staate nichts zu erwarten ist; dies ist Aufgabe der Gesellschaft, und das Ideal der Gesellschaft ist die Freimaurerei und soll es sein.

Ich finde, daß alle Preisausschreibungen falsch sind. Man streut Futter hin: Tak—tak—tak—Genie komm heraus! da ist Futter! lockt man. Aber auf solche Lockung ist noch nie was gekommen. Und abgesehen davon, daß es eine nationalökonomische Verschwendung an Zeit und Arbeitskraft ist, Versuche in so ausgebreiteter Weise, die erfolglos bleiben müssen, anzureizen, ist es auch noch nachtheilig und gefährlich für eine jugendliche Kraft, plötzlich

preisgekrönt und auf den Schild gehoben zu sein. Ich habe noch nie gesehen daß späteres Echtes darauf folgte.

Der hebende Preis gehört daher nur dem selbständig Gewordenen. Und hier sollte die Loge das ihrem Prinzip Entsprechende haben.

Ich weiß im Augenblick keine Schrift, der ich solche Ehrenkrone zuweisen möchte. Aber denke dir z. B., es erschiene Zschokkes Goldmacherdorf eben jetzt, es erschiene eine gutgeschriebene populäre Biographie Kaiser Josephs oder das Stück: Lessing und Mendelssohn von Girndt wäre vortrefflich, da hast du nun gleich Beispiele zur Anwendung.

Ich weiß, daß mein Vorschlag noch nicht ganz ausgezeitigt ist, aber ich habe auch die Zuversicht, daß er es wird, in dieser oder in anderer Weise.

Die Humanität ist freilich heutigen Tages nicht mehr die bloße Abstraction, die sich in reiner Aetherhöhe fern von politischen, sozialen und religiösen Thatsächlichkeiten hält und halten kann; alles Wasser auf Erden hat erdige Theile, aber es regnet auch noch immer und auch in der Kunst gibt es eine Destillation. Und denke dir z. B., daß in wenigen Jahren Lessings Werke Gemeingut der Nation werden. Wie herrlich wäre es, wenn da die Loge durch einen Buchhändler den Nathan so drucken und verbreiten ließe, daß selbst der Aermste, mindestens jeder deutsche Dorfschullehrer das Buch haben müßte.

111.

Dresden, 29. August 1858.

Du, lieber Jakob, sollst gleich eines der ersten Exemplare meines Kalenders haben. Ich hoffe, er wird dir in Manchem zusagen, wenn ich auch noch nicht zufrieden damit bin; es fehlt das unmittelbar Zeitergreifende, ich verstehe es noch nicht, in meiner Weise die Gegenwart dermaßen anzufassen, wie ehedem die vormärzliche Zeit. Doch hoffe ich, je mehr mir ständigere Gemüthsruhe wird, mich daherein zu finden und den Kalender nicht nur unterhaltend, sondern auch lebenwirkend zu machen. Der Kalender hat diesmal einen besondern preußischen Verleger, der ein preußisches Kalendarium dazu gibt, und so hoffe ich allmählich ein Buch zu schaffen, das sich bei allen Deutschen heimisch und eine gewisse Stimmung allgemein mache. — Du wirst auch meinen Aufsatz über Lessings Nathan gelesen haben.

Ich war vor drei Wochen bei meinem alten Freunde Karl Schwarz in Gotha, der sich in seiner neuen bedeutsamen Stellung gleichgeblieben ist, frisch und die Theologie innerhalb ihres Zusammenhanges mit allem Leben fassend. Ihm war der Aufsatz besonders ansprechend, er will mir auch noch darüber schreiben, sobald er wieder mehr in Ruhe ist, übermorgen heirathet er.

Ich habe dir auch noch nicht Glück gewünscht zur Vollendung deiner Bibel. Ich kann dir's nachfühlen, wie dir's bei Ablösung dieser Arbeit zu

Muthe sein muß ... Ich habe noch eine ähnliche Arbeit vor, deren Gedanken mich manchmal heiß überkommt, ich meine die neue Durchsicht von Spinozas Werken. Ich weiß noch nicht, wann ich dazu gelange, denn jetzt drängt zunächst ganz Anderes zur Erlösung.

Ich muß dir nun erzählen, wie ich in der letzten Zeit lebte. Ich hatte mich zu Ende Juni in die Stille nach Tharand gesetzt, um dort die Durchsicht meiner gesammelten Schriften zu absolviren. Dichter und Kaufmann machte mir wieder viel zu thun, und ich habe an dem Buch eigentlich keine Freude, es ist keine Conception und keine rechte Strömung darin. Ich vollendete die neue Durchsicht anfangs Juli, da rief mich die Krankheit meines August nach Kösen, wo er im Bade war und durch meine Anwesenheit neu auflebte und voll gekräftigt wurde. Sehr mühsam vollendete ich dabei die neue Durchsicht des Neuen Lebens. Ich habe an dem Buche gethan, was möglich war, die Arbeit war entsetzlich anstrengend, ich hätte leichter ein neues Buch geschrieben. Mir wurde ganz deutlich, wie auch dieses Buch nur kataraktenartig sich fortbewegt, und so viel Durchstiche ich auch machte, auch hier war eine feste Strömung nicht zu bewerkstelligen. Es waren in dem Buche durchgehend zwei Motive, und zwei Motive heben einander auf. Ich habe daher die Mutter nicht suchen, sondern zuletzt bloß finden lassen und alles darauf Bezügliche ausgeschnitten, den Anfang theils poetisch unbestimmter, theils nöthigender gemacht, alle Ueberleitung aus Allgemeinheiten heraus möglichst abgetrennt (bei jedem Kapitel fing das Buch neu an) und zuletzt Alles bestimmter nach Gedanken und Persönlichkeiten zusammengefaßt und gruppirt, und doch sehe ich ganz deutlich, daß das Buch noch immer etwas Verfitztes hat, es hat in der Composition keine fest erkennbaren Linien, die sich an bestimmten Punkten durchschneiden, es ist capriciös in Erfindung und Ausführung. Doch mag es nun hingehen, und ich habe bei dieser mühsamen Durchsicht erst recht gelernt, wie eine größere Dichtung taktisch zu stellen und zu ordnen ist. Ich weiß nicht, ob ich das je auch ausführen kann, was ich jetzt einsehe, aber dieser Abschluß, den ich jetzt mit allem bisher Geschaffenen mache, hat doch in mancher Beziehung sein Gutes, und ich kann nur immer wieder sagen, es ist ein seltenes Glück, daß ein Mensch in meinem Alter seine Arbeiten sammeln, das gesprochene Wort nochmals sprechen und abschließen darf, und ich erkenne meinen Lebensgang als einen beglückten an, der trotz mancher Wirrnisse und härtester Schicksalsschläge doch auch ein reich gesegneter ist in Sein und Wirken.

Soll ich dir sagen, was ich als Resultat der Selbsterkenntniß in meinem literarischen und persönlichen Leben faßte? Mir fehlt es in meinem Schaffen wie in meinem Leben an strenger Methode. Es gelingt mir dadurch dort das Sympathische, hier der beglückende Moment mit allen

seinen Wonnen; ein begünstigtes Naturell hat mich noch immer über Alles hinweggehoben, aber das Naturell darf doch nimmer und namentlich im vorgerückten Leben so alleinherrschend vorwalten, die Ruhe und Sicherheit, die die Methode allein gibt, muß jetzt immer mehr mein werden. Kann sein, daß dadurch mancher innere Ton nicht mehr so voll und ganz ausklingt; ist das, so vermag ich eben nicht mehr, aber ich weiß auch, daß die zweite Periode meines Lebens, die ich jetzt vor mir sehe, nur durch strenge Maßnahme in jeder Weise das zum Abschluß bringen kann, was ich, wie ich glaube, noch im Leben und Schaffen zu gestalten berufen bin.

Noch nie wurde mir das so klar, so gegenständlich und naturgesetzlich fest wie jetzt, und ich weiß, lieber Jakob, daß dich das in jeder Beziehung freuen wird.

Es war ja stets dein Bestreben, mir etwas Derartiges zu geben, ich konnte mir aber nichts geben lassen, ich kann es nur selbst suchen und fassen. Und eben indem ich jetzt sehe, was du immer von mir wolltest, mußte ich mich mir selbst vor dir klar machen.

Ich habe für meine gesammelten Schriften nun nur noch die Deutschen Abende und Schrift und Volk zu ordnen. Letzteres werde ich ganz lassen, wie es ist. Ich müßte sonst ein ganz neues Buch schreiben und mich in Diskussion über zeitgenössische Erscheinungen einlassen. Sind meine gesammelten Schriften fertig, dann bin ich ein freier und neuer Mensch, und ich habe Allerlei in Aussicht, worüber ich dir nächstens berichte. Einstweilen mußt du bekennen, daß ich dir einen ordentlichen Sonntagsbrief geschrieben. Es ist der erste Sonntag, den ich wieder daheim bin.

112.

Montag Morgen, 13. September 1858.

Unmittelbar nach dem Frühstück, in hellem Sonnenschein, möchte ich mit dir reden, lieber Jakob, von dir hören. Ich hatte sicher darauf gerechnet, daß du die Feiertage dazu benutzen wirst, mir einen recht ausführlichen Brief zu schreiben. Warum hast du es nicht gethan? Ich bin noch immer so, daß ich hinaushorche nach dem Echo, wenn ich gerufen. Die Leute nennen das Eitelkeit, und ich weiß doch, es ist eigentlich nur das ungeschickt kundgegebene Verlangen, dem Blicke derer zu begegnen, denen ich etwas Gutes gethan oder gegeben zu haben gi[illegible]. Ich wollte dir aber heute nicht um meinetwillen schreiben. Ich habe dir eine freudige Mittheilung zu machen. Ich sprach gestern Dr. Beer, er ist ganz ausnehmend voll Lobes über die innere Fassung und äußere Anordnung deiner Bibel, und ich habe ihn ermahnt das öffentlich auszusprechen, und er wird es baldigst thun.

Das ist's, was ich dir sagen wollte.

113.

Dresden, 28. Februar 1859.

Der erste Federzug heute am Morgen meines Geburtstages sei zu dir, lieber Jakob. Ich sitze still in meiner Stube, an solchem correspondirt kein äußeres, kein allgemeines Thun, wir selbst sind uns Objekt, unser eigenes Leben stellt sich dar und will gefaßt sein. Ich bin bei dir und es ist mir in meinem vielbewegten, vielversplitterten und immer noch eigentlich unruhigen Sein ein reicher Segen, ein festes haltvolles Besitzthum, daß wir einander haben, durch alle Wandlungen von Schicksal und Gemüth hindurch.

Ich habe die Windungen des Lebens jetzt schon so lange durchdacht, durchempfunden, aber ich glaube, daß ich das Leben eigentlich nie beherrschen lerne, die subjektive Erregtheit geht bei allen Normbildungen immer wieder mit mir durch. Ich verstehe die künstlerische Bewältigung noch immer nicht aufrecht zu erhalten, und wie mein Leben, so ist auch mein literarisches Thun, jene Freiheit des klugen Schaltens fehlt mir dort wie hier; ich kann in Beidem nicht genug an mich halten, vertheilen, warten, es wird überall oft anders als ich will. Einzelnes gelingt mir wohl, aber ich spüre immer, daß das Gesammte doch noch anders sein sollte, geordneter, gleichmäßiger, streng bemessener, weniger gehenlasserisch. Ich mag hoffen, daß ich aus diesem Bewußtsein heraus doch noch zu dem Rechten komme, ich habe mich mit dem, was ich will und bin, doch noch nicht recht gesetzt, ich stottere noch an dem Einzelworte, dessen Incarnation eigentlich jeder Mensch ist.

Ich habe in diesem vergangenen Jahre viel Glückliches zu Wege gebracht. Vor Allem gibt es mir eine gewisse sättigende Beruhigung, daß ich meine gesammelten Schriften fertig gebracht habe, es ist doch ein möglichst sauberes Dokument meines bisherigen Seins und Trachtens, und wenn ich oft in innerer Verzagtheit mir selbst abhanden komme und mir Alles fraglich erscheint, so gibt mir der Gedanke, daß doch das Bisherige so weit geordnet ist und ich einen gewissen Boden habe, etwas Beruhigung.

Sieh, lieber Jakob, die Welt nennt mich oft empfindlich und eitel. Das Erstere mag ich sein, das Zweite bin ich gewiß nicht. Eben weil ich so oft in mir verzagt bin, an mir selber und allem Bestande in mir rüttle, bedarf ich eher eines ermunternden Zurufs von außen, und ein harter Tadel hat gleich einen schweren Alliirten in mir und zerstört mich mehr, als der Tadelnde glauben kann.

Ich wollte, ich hätte dir die Beobachtungen aufgeschrieben, die ich bei Durchsicht meiner Schriften über mich selbst machte. Meine ersten Arbeiten, Spinoza und Dichter und Kaufmann, sind ein Schwanken zwischen Poesie und Geschichte, zwischen subjektiver, fast lyrischer Empfindungsweise und aphoristischer äußerer Gestaltung. Die Compositionslosigkeit tritt bei Spinoza

nicht so scharf hervor, wie bei Dichter und Kaufmann, ein gewisses naives Vertrauen, das aus Persönlichem noch voll schöpft und durch den großen Stoff über sich hinausgeführt wird, macht mir diese Arbeit noch immer werth, und du wirst sehen, daß ich viel daran gethan habe, um der Kunst und dem Ideengehalt gerecht zu werden. Dichter und Kaufmann aber bleibt bei allem Zusammenschluß, den ich zu geben suchte, ein zerfahrenes zergrübeltes Buch aus der unsteten und unklaren Frankfurter Zeit. Die ersten Dorfgeschichten, das darf ich dir sagen, machten mir wieder volle Freude. es ist ein Zug darin, der mich ihnen gegenüber nie objektiv werden läßt. Ich kann zu der rein sachlichen Sättigung, die darin ist, nicht mehr kommen, es wäre Manier, und die hasse ich an sich und in diesem Gebiete besonders. Schon die weiteren Dorfgeschichten sind ein ganz Anderes, so ist z. B. in der Frau Professorin der Leser mit hineingedichtet in der Figur des Collaborators, und wie ich weiter immer zur Ausführung von Aufgaben kam, die ich mir stellte, so glaube ich doch noch zur eigentlichen Kunst gelangen zu müssen. Barfüßele z. B. ist zu stark instrumentirt für die einfache Melodie und in Neues Leben wollte ich zuviel auf einmal.

Was sagst du zu dieser Selbstschau? Ich könnte sie dir noch weit ausführen, aber ich spreche lieber als ich schreibe, der Predigerberuf steckt noch immer in mir. Schreiben ist mir nur Nothbehelf und übrigens — Niemand ist gerecht gegen sich selber, man ist entweder zu mild oder zu hart.

So viel aber kann ich dir noch sagen: ich fühle, ich beginne eine neue Epoche in Leben und Schaffen, und dazu war es und ist es sehr dienlich, daß ich meine gesammelten Schriften abgelöst habe. Ich bin schon seit Wochen mit meinem 60er Kalender fertig, ich habe eine Geschichte von humoristischer Fassung darin, und wenn ich auch nie dazu komme und mir es in der absoluten Weise gar nicht wünsche, mit den Stoffen frei spielend zu hantieren, so wird es doch gut sein, wenn ich das Schwernehmen der Dinge hinter mir habe.

Den 1. März.

Ich will dir nun von den letztverlebten Tagen berichten. Ich bin erst vorgestern Abend von Weimar und Gotha zurückgekehrt. In Weimar wurden wir Tag für Tag von den Freunden mit herzlicher Liebe überhäuft, und die Aufführung meines Wahrspruch war eine sehr günstige. Ich bin aber diesem Opus gegenüber in einer seltsamen Verfassung, es ist eines jener Produkte, die etwas für sich geworden sind und nicht was ich will, es ist jetzt schon 4 Jahre alt und mir in der Stimmung fremd, und auch hier ist der Fehler, daß ich nicht einen einzigen Kern, in dem Alles lag, zur Entfaltung brachte, sondern vielerlei; und dazu kommt, daß jene entsetzliche Stimmung, die damals in Conflicten meine Seele zerriß, darin fixirt ist

und doch nicht künstlerisch so, daß sie für sich gelte. Wie das Schaffen dieses Opus nicht die rechte Freude war, so gibt sie auch das Geschaffene nicht. Ich habe bei der Aufführung viel gelernt, besonders daß ich, wie ich glaube, nicht zum Dramatiker geschaffen bin. Das wäre ein weitläufiges Thema, aber die Sache ist nun glücklich draußen, und ich werde das Drama publiziren[1]. Ich glaube nicht, daß es auf weitere Bühnen kommt, und wünsche es auch kaum; es ist eigentlich ein Produkt der Zerrissenheit, erschütternd, aber nicht erlösend, befreiend.

Gustav von Meyern, der Dichter des Heinrich von Schwerin, war bei der ersten Aufführung und brachte mir eine Einladung des Herzogs von Gotha. Auch bei dem Großherzog von Weimar war ich viel, er ist mir wahrhaft befreundet. Donnerstag, den 24. reiste ich mit meiner Frau nach Gotha. Wir wurden gleich Freitags zum Galadiner und Samstags zum Hofball geladen. Mit dem Herzog, der ein tapferer geistesfreier Mann ist, hatte ich bei der Cigarre schöne Stunden. Ich weiß nicht, ob ich dir schon sagte, daß ich vorigen Sommer bei ihm zu Gast auf Schloß Reinhardsbrunn war, und in der ersten Nacht, als ich im Schlosse wohnte, saß ich stundenlang am Fenster und dachte allerlei und immer wieder kam mir's in den Sinn, wie ich als gedrückter armer Bursch im „Lehrhaus" in Hechingen war und welch ein Wunderräthsel das Leben ist.

Es ist gut, daß eben dein Brief gekommen ist, die Post ging doch nicht schleunig genug, aber lieb ist mir's, daß du eben jetzt auch mein gedacht. Guter Jakob! Du brauchst dir nie eine Sorge darüber zu machen, daß ein scharfes Wort von dir mich länger als eine Stunde bös über dich machen könnte. Es freut mich sehr, daß dir mein Nathan-Aufsatz jetzt gefällt, und ich danke dir herzlich für deine scharfen Mahnungen und ermahne dich, mir solche jederzeit nicht vorzuenthalten. Wo man weiß, daß man im innersten Herzen geborgen ist, da kann ein hartes Wort wohl weh thun — wer kann der inneren unmittelbaren Empfindung, ich möchte sagen, dem unwillkürlichen Schmerzensaufschrei wehren? — aber grollen oder nun gar abwendig machen, kann mich nie, nie etwas von dir. Ich habe in Gotha mit Karl Schwarz, mit dem ich altbefreundet bin, viel über den Nathan-Aufsatz gesprochen, er ist dafür eingenommen, und wir sind sehr aufrichtig gegen einander. Der Herzog freute sich sehr darüber, daß Karl Schwarz und ich Duzbrüder sind. Ich habe Schwarz auch predigen gehört, er bat mich selbst ihm mein Urtheil zu sagen; sein Wort und seine Weise ist echt menschlich schön, und die Herzogin (sie ist eine badische Prinzessin,

[1] Erschien in demselben Jahre (Leipzig. Weber).

äußerst herzlich) freute sich sehr, als ich ihr erklärte, daß Schwarz stark genug gewesen sei, sich von seinen Freunden nicht weiter hinausdrängen zu lassen, als er wollte. Schwarz wird nächstens einen öffentlichen Vortrag über Nathan halten. Wir sprachen viel darüber, er muß nach Berlin, dort ist seine Stelle als Professor und Prediger, er muß Schleiermacher weiter führen. Auch über das Verharren im Judenthum sprach er sehr brav und ganz in unserm Sinne, daß es Aufgabe sei, das rein Menschliche als solches zu zeigen, das an keine Confessionsform gebunden ist. Auch mein vortrefflicher Freund Mathy ist jetzt Bankdirektor in Gotha, und wir hatten viel schöne Stunden inniger Gemeinsamkeit. Auch Gustav Freytag war da, der mir ein wirklicher Freund ist. Wenn ich mein Leben überschaue, bin ich reich begütert, von den Besten eine schöne Zahl mein zu nennen.

Den 8. März 1859.

Heute muß dieser Brief fort. Was sagst du dazu, daß ich einen dreibogigen schreibe? Rechne darum auch nie mit mir. Laß mich etwas guthaben.

Der Frühling ist da! Auf dem Baum vor meinem Fenster schlägt der Fink fröhlich. Ich werde diesen Ausblick bald verlassen. Wir haben unsere Wohnung aufgegeben und ziehen zunächst aufs Land, nach Schandau wahrscheinlich, das du ja auch kennst. Wahrscheinlich (ich wage das noch kaum zu sagen, es thut mir doch weh) verlassen wir Dresden für immer, und in Gedanken fliege ich wie ein Vogel umher, um den Baum zu suchen, auf dem ich mein Nest baue. Ich bin hier nicht eingewurzelt, und wenn das auch für künstlerisches Streben gut sein mag, so nur seinen eigenen Ideen zu leben, bin ich doch zu sehr Bürger und möchte auch meinen Kindern eine feste Gemüthsheimat geben. Doch das braucht einen ganzen Brief und ich bin eben unterbrochen worden.

Ich habe für den Sommer allerlei Arbeits- und Reisepläne. Ich fühle mich flügge.

114.

Dresden, 30. März 1859, Mittags 1 Uhr.

Bevor mein Schreibtisch nach sieben Jahren von der Stelle gerückt wird und mit mir wandert, will ich dir noch einmal schreiben, lieber Jakob, hier von diesem Platze, wo ich so Vielerlei in mir erlebte, Unsagbares, denn mir ist immer, als ob ich das, was in mir ruht, noch nicht ausgesprochen hätte, ja nie aussprechen könnte.

Morgen ziehe ich mit meiner ganzen Familie und all meinem Hausrath auf sechs Monate vorerst nach Schandau. Du kennst den Ort und dein Gedenken weiß mich also zu finden. Ich habe noch nie mit all den

Meinigen einen vollen Sommer lang mitten im Naturleben [gelebt], ich hoffe, daß es uns allen gut thun wird.

Was ich arbeiten werde? Ich weiß es selbst noch nicht, bin selbst begierig was mir wird, ich komme mir vor wie ein Acker, der nicht weiß, was er tragen wird, und ich glaube der Boden ist noch fähig.

Vorerst brauche ich nichts als Ruhe und einmal wieder vollauf mir selbst in mir leben ohne ästhetische Abschwätzung. Es wird dann schon was Positives kommen. Ich kann nicht sagen wie ich mich auf dieses Alleinsein freue, still in Wald und Feld.

Ich habe keine Wohnung mehr hier. Ich glaube nicht, daß ich wieder hieher zurückkehre. Ich habe viel Freundliches hier, aber ich bin nicht eingewurzelt, und das gerade bedarf meine Natur. Wir sprechen von Schandau aus mehr darüber.

Heute sage ich dir nur noch, daß ich täglich Brief von dir erwarte.

115.

Den 1. April 1859.

Ich schreibe dir schon wieder, lieber Jakob, und wo? Auf dem Dampfschiffe, früh Morgens 7 Uhr. Ich bin allein, und da ist mir's, als müßte ich zu meinem ältesten Herzbruder sprechen, und wenn mein Denken hinausgeht in die Welt und den sucht, zu dem ich gern rede wie zu mir selbst, da stehst du vor mir. Ich habe nun heute in aller Frühe Dresden verlassen, und trotzdem mein Puls so fieberhaft schnell geht, kann ich's doch nicht unterlassen, ihn zu prüfen.

Wenn ich die zehn Jahre dieses Aufenthalts überschaue, so stellt sich mir viel Verworrenheit, aber auch manches helle Resultat dar. Vor Allem glaube ich klar über mich geworden zu sein, freilich sehr spät, und noch ist mein Temperament oft Herr; ich weiß aber auch, daß Vieles, was mir mißlungen, meine eigene Schuld ist. Mir fehlt es an der nöthigen Klugheit, die auch eine Tugend ist, so gut wie Güte. Ich wollte mit dieser allein Alles ausführen und blieb vielfach in der Lebenskunst ein Stümper. Ich habe, wie ich glaube, in meinem Berufe das Dilettantische überwunden, im Leben noch nicht dermaßen.

Ich muß dir ein Bekenntniß machen. Heute Nacht war mir's, als ob ich mit dem Dämon der Menschenfeindschaft ringe, es war ein halbes Wachen, du kennst das ja, wo man sich, möchte ich sagen, mit seiner eigenen Verworrenheit herumschlägt, und als ich ganz wachte, sagte ich mir: Nein, sich feindselig von den Menschen abwenden, heißt eigentlich sich besiegen lassen, und wer bist du denn, der du der Beste sein willst, um ein Menschenfeind sein zu dürfen? Nein, ich habe viel Liebe gewonnen und bin nur ein schlechter Haus-

halter, ein Dilettant in der Lebenskunst. Ich kann dir nicht sagen, wie wohl mir das that, als ich mir das sagte. Ich will jetzt still in mir gesammelt inmitten des Naturwaltens leben, aber mein Denken gehört den Menschen, mein Glaube ihrer Güte. Nur muß ich Methode gewinnen, ich muß und ich will.

Lache mich nicht aus, lieber Jakob, daß ich noch in Selbstbespiegelungen mir gefalle, wie ein Pensionsmädchen, und dir Derartiges mittheile, ich muß es hinausgeben, dir — vielleicht ist auch das noch Schwäche, aber ich will dir und mir beweisen, ob ich mich mannhaft fassen kann. Ueber ein Jahr wollen wir sehen, was geworden. Und jetzt, da ich dir schreibe, wird mir's ganz wohl, während mir zum Weinen wehmüthig war. Ich bin mutterseelenallein in der wohlgefügten großen Kajüte, ich mußte meinen Platz während des Schreibens schon dreimal ändern, so fängt mich die Sonne bald von da und dort. Eben landen wir in Pirna, ich habe noch zwei gute Stunden zu fahren. Gestern ist meine Frau mit den Kindern voraus, und ich komme heute mit dem großen Gepäcke nach. Ich war gestern schwer müde, und es schneite, und heute ist Alles sonnenhell. Von der Brücke zu einer gewiß neuen Belebung meines Seins rufe ich dir nochmals zu, lieber Jakob; wenn ich wieder in der Arbeit bin, schreibe ich wieder weniger Briefe. Aber auch darin soll wenigstens Ordnung werden.

Morgen ist Samstag, und da hast du diese Zeilen und weißt nicht daß, sondern wie deiner gedenkt dein Berthold.

Schandau, Samstag, 2. April.

Ich habe diesen Brief, der mir heute beim Durchlesen selber eigen vorkommt, gestern nicht absenden können, und heute ist es mein Erstes, auf meinem neu aufgestellten Pult dir zu schreiben. Diese Versetzung ist eine starke Operation, die ich mit mir mache, aber sie ist mir innerlich nöthig und heilsam. Glaube aber ja nicht, daß ich irgend aus Bitterkeit von Dresden schied; außer Hettner[1] ist mir Alles wohlgesinnt und will mich halten. — Wir haben noch viel Durcheinander im Haus. Du wirst darüber in meinem Kalender lesen. Alles Erlebniß wird mir leicht zum Bilde. Ich lebe doppelt, und du kannst doppeltfroh denken an deinen Berthold.

116.

[Schandau, Ende April 1859.]

Dein Brief hat mir unsäglich wohlgethan, lieber Jakob. Du hast die Kernpunkte, um die es sich bei meiner jetzigen und künftigen Versetzung handelt, richtig getroffen und ausgelegt. Es geht ein seltsamer Zug durch

[1] B. A. war seit Jahren innig befreundet mit Hettner; die ihn aufs tiefste schmerzende Entzweiung mit diesem Freunde entstand bei einer die Schillerstiftung betreffenden Verhandlung.

mein Dasein. Das, wozu mein Naturell aufs bestimmteste, ja fast ausschließlich neigt, wird mit einer fast systematischen gegensätzlichen Nöthigung in Widerspruch versetzt. Von Natur bin ich eigentlich ein Pfahlbürger, ich möchte still angesessen sein in einem festen Gemeinwesen; mir ist es ein wahres Lebensinteresse, wenn in meinem Wohnorte ein Baum neu gepflanzt oder umgehackt, ein neuer Weg angelegt wird, und nun bin ich zu einer Wanderexistenz gedrängt und habe eigentlich keine Reiselust, weil ich nichts verstehe und genieße, in das ich mich nicht versenken kann. So spielt das Leben mit uns, und ich bin jetzt schon so alt und soll erst eine neue Heimat gründen. Ich habe mich indeß doch schon etwas daran gewöhnt, im Wartesaal mich etwas heimisch zu fühlen und meinen Gedanken nachzuhängen. Oft ist mir's, als hätte ich gerade in nächster Zukunft da und da und da etwas zu erwarten, ich weiß nicht was und weiß nicht woher, aber eine Spannung eigner Art erfüllt mich, und ich meine, ich krieg's doch noch, daß ich die Grundkraft meines Wesens, meine Anschauungen und Erfahrungen künstlerisch gestalte und mich wirklich ausgebe, während Alles, was ich gemacht habe, mir nur wie ein halber Ton erscheint, wie nur accidenziell hinter dem, was ich eigentlich soll und bin. Und nach solchen plane- und skizzenreichen Spannungen kommt wieder eine Lethargie, der ich nur schwer Meister werde. Ich bin oft das Produziren satt, ich möchte studiren, die vielen großen Lücken meines Wissens ausfüllen, und wenn ich mir den Weltlauf betrachte, wie nichtig das geschriebene und gesprochene Wort ist, möchte ich mich in mir selbst erfüllen und weiter nichts.

Schandau, 26. Juni 1859.

Ich weiß nicht warum dieser Brief, datumlos schon lang angefangen, liegen blieb, aber ich will dir heute schreiben, weil ich dir viel Gutes zu sagen habe. Laß all die Grübeleien da oben auf sich beruhen, wie ich sie stehen lasse.

Ich lebe hier vollgesättigte Lebenstage, wie ich sie seit jenem einzigen Sommer mit meiner Auguste nicht mehr hatte. Das ganze Naturwalten durchquillt mein ganzes Sein, und ich fühle, daß ich hier neu gesunde und frisch werde. Was für meinen Beruf daraus wird, ich kann es noch nicht sagen, der Boden saugt Regen und Sonne auf, es wird schon was daraus wachsen.

Ich schreibe allerlei Plane, zum Ausführen komme ich nicht. Ich glaube, ich habe dir's schon einmal gesagt, im Sommer schlägt das Holz in meinem Schreibtisch aus und Alles ist voll unruhiger Triebkraft.

Wenn nur dieser Krieg nicht wäre oder wenn er uns nur eine wirkliche deutsche Einheit brächte. Die Welthändel beschäftigen mich sehr, ich fühle, wie alle Zeitgenossen, die Elektrizität, die durch den Telegraphen fährt, durch meine Nerven zittern, aber ich bin dabei frohgemuth.

Das ist's aber nicht, was ich dir heute schreiben wollte und warum ich dir heute schreibe, das und noch vieles Andere wollen wir besprechen, ja besprechen. Guter Jakob! Bedenke, wie wenig wir vielleicht noch im Leben gemeinsam leben werden. Was ist Schreiben? Drum, wenn dir's möglich ist, thu es dir und mir und bring deine Ferien hier zu. Du kennst Schandau vom Vorüberflug, du wirst aber staunen, wie viel erquickende verborgene Schönheit hier so bequem zur Hand ist.

Lies meinen Aufsatz über Rietschels Luther (Morgenblatt, 5. Juni).

Dank für das übersendete Programm von Dr. Kühner, es ist vortrefflich, aber die Kritik schafft doch nichts Positives, der Quark der Kinderschriften wird am besten durch eine gute widerlegt, da es nun doch einmal Kinderbücher geben muß.

Mein Kalender erscheint dieses Jahr wahrscheinlich nicht[1] und später erweitert. Ich sehe, ich habe dem großen Publikum etwas zugemuthet, was nur kleineren Kreisen zusteht. — Der Ausfall dieses Jahres bringt mich literarisch und ökonomisch etwas aus dem Concept, aber ich fasse mich bereits. Ich komme vielleicht auch dadurch, daß ich jetzt einen Kalender fertig liegen habe, eher zur Ausarbeitung eines größeren Romans. Soeben erhalte ich einen Brief von Dingelstedt aus Weimar, der auch mit seiner Familie auf einige Wochen hieher [kommt].

Jetzt ist das Papier vollgeschrieben. Genug. Leb wohl und bald mit mir.

117.

Schandau bei Dresden (im Berggarten), 23. September 1859.

Ich habe einen freien, festlich gestimmten Tag, und da will ich mit dir reden, lieber Jakob, und dir erzählen. Ich meine es ist nicht möglich, daß ich dir den ganzen Sommer nicht geschrieben, es muß aber doch so sein, denn es liegt mir so Vieles im Sinn, was ich dir noch nicht mitgetheilt habe, wenigstens nur in Gedanken, nicht schwarz auf weiß. Ich habe nun heute einen eigenthümlichen Pausetag. Ich hatte mir vorgenommen in meinem Zimmer aufzuräumen und zu ordnen, ich thue das aber zuerst in mir und thue das am besten mit dir und bei dir. Ich habe gestern die letzte Revision meines Kalenders fortgeschickt. Solltest du es glauben, daß ich zu nichts Anderm komme, bis so etwas absolut fertig ist, d. h. draußen in der Welt, nicht mehr mein? Ich kann mich immer nur mit einer einzigen Sache beschäftigen, sie nimmt mich ganz. Das ist allerdings schwerfällig, aber ich glaube, daß damit auch eine Besonderheit meines Naturells zusammenhängt,

[1] Erschien in ununterbrochener Fortsetzung bis 1869 (Jahrgänge 1860—1865, Leipzig, Keil; 1866—1869, Berlin, Dümmler).

das mich in die Dinge vertieft, zum Guten und zum Schlimmen, denn Manches im Leben und Schaffen verträgt die Vertiefung nicht und sollte mehr leichthin behandelt werden.

Ich habe nun zwar diesmal Mitarbeiter an meinem Kalender (er soll auch praktischer und mannigfaltiger werden), aber er hat mir doch große Arbeit gemacht. Zuerst ging ein gut Stück Frühling in Verlagsverhandlungen hin. Cotta schrieb mir, daß er nichts drucke, was nicht großdeutsch ist, und ich halte großdeutsch für nichtdeutsch, denn es wird nicht möglich sein, ohne eine große unabsehbare Revolution, Deutschösterreich mit einem festgeschlossenen deutschen Reiche zu vereinigen. Politisch patriotisch aber mußte der Kalender sein, weil jeder gesunde Mensch jetzt dahin neigen muß und mich speziell gar nichts Aesthetisches interessirte, das nicht auf vaterländische Gemeinsamkeit abzielt. Der Gedanke der deutschen Einheit ist dem alten Burschenschafter immer wieder wie das Hiefhorn, bei dessen Ton er nie der Hirte im Lied immer wieder durch den Strom schwimmt, hinüber. Du wirst sehen, daß ich, soweit meine Kraft eben reicht, meiner Berufs- und Bürgerpflicht zu genügen suche, denn es ist und bleibt ein Elend, daß der Künstler sich der Bürgerpflicht entschlagen zu dürfen glaubt, mit dem übermüthigen Vorhalt, daß er es nur mit den ewigen Gütern der Menschheit zu thun habe. Es war ein gewagter Versuch, wie du sehen wirst, dem Peter[1] eine patriotische Entwicklungsgeschichte zu geben, die ihn über sich hinaushebt, aber ich hoffe es doch ohne Zwang und in den Bedingungen der gegebenen Sphäre ausgeführt zu haben. Seitdem ich eine gewisse literarische Stellung zu bewahren habe, bin ich eigentlich viel zaghafter im Hinausgeben von etwas, ich möchte gern zuerst ein fremdes Denken daran messen, aber es hat doch auch sein Gutes, sich rein auf sich zu stellen, sei es auch mit der Gefahr, einmal zu stolpern.

Nun also, mein guter Jakob, ist mir der Kalender aus dem Sinne. Ich habe an Keil einen energischen Verleger und einen besondern in Preußen, jetzt soll das Büchlein selber sehen, wie es sich durchschlägt. Ich habe auf Anderes zu denken. Diesen Sommer habe ich viel in der Natur gelebt, und ich meine jedesmal, ich hätte den Wald- und Bergesathem noch nie so empfunden wie jetzt und jetzt; aber die Natur allein gibt keine rechte Atelier-Stimmung, das gibt sich doch nur im Menschengetriebe. Ich hatte verschiedene Plane gefaßt, keiner will sich fest gestalten. Eines wird wohl bleiben, ich schreibe einen sogenannten Ichroman, eine fingirte Biographie, ich komme dadurch nicht nur am besten über meinen Mangel an straffer

[1] In der Erzählung: Der Wettpflüger.

und weit angelegter Composition hinweg; eigentlich wenn ich mich genau prüfe, ging meine poetische Schaffenslust ursprünglich, und noch jetzt vielfach, vom Biographischen aus. Erinnerst du dich noch, wie wir in der Plöck in Heidelberg den Professor Schmidt hörten, der dann bald starb? Damals, ich weiß noch die Stelle in den Promenaden — sie ist jetzt für mich der Gang zu einer Trauerstätte, ich darf nicht daran denken, sonst werde ich immer ganz wirr, aber vorbei! — dort war's, wo ich dir sagte, ich schreibe eine Psychologie mit Illustration von concreten Charakterbildern. Erinnerst du dich's auch noch?

Wie ich dir im Anfang gesagt, ich habe jetzt eine Pause, wo ich mich im Uebergang zu einer neuen Arbeit fühle. Ich will zunächst einen alten Plan zu einer größeren sogenannten Dorfgeschichte ausführen. Ich gehe ungern eigentlich wieder in diese Sphäre, aber ich muß noch Manches, was ich hier will, hinter mir haben, um unbeschwert in andere Regionen zu streifen. Ich hoffe bis November mit dieser Geschichte fertig zu sein, dann will ich noch einiges Kleine und Theoretische absolviren und dann gehe ich mit meiner ganzen Familie auf 2—3 Monate nach Berlin. Bis dahin bleiben wir in Ruhe hier, und ich lasse mir eben in eine Dachstube einen Ofen setzen, um wieder einmal ein studentisches Alleinsein zu haben, denn das Hauswesen und meine Kinder, die so lebhaft sind, gibt manches Geräusch, das mir zu nahe ist.

In schönen Tagen, wenn ich hinaus kann, bin ich sehr gern hier, bei schlimmem Wetter vermisse ich oft Freundesansprache; doch das wird sich geben, wenn ich jetzt wieder in festhaltender Arbeit bin.

So, lieber Jakob. Jetzt weißt du doch wieder ordentlich von mir? Nun laß mich auch bald wieder von dir hören.

Lies auch im Morgenblatt die Chronik eines Finkennestes von mir.

118.

Schandau bei Dresden, 1. November 1859.

Ist das recht, lieber Jakob, daß ich so gar nichts von dir höre? Ich hoffte zuversichtlich, daß du mir ein paar Worte wegen meines Kalenders schreiben wirst. Du weißt, wie viel mir gerade vor Allem an deiner Aufnahme liegt.

Jetzt bin ich ganz in der Schillerströmung. Laß dir von Braunfels erzählen, wie ich die Machinationen Gutzkows, der mich aus der Schillerstiftung hinaus haben wollte, parirte, und besonders konnte er's nicht verwinden, daß die in diesen Tagen in allen Zeitungen erscheinende Ansprache der constituirenden Versammlung von mir abgefaßt wurde. Er bekannte das geradezu, und das war doch wenigstens ehrlich.

Du wirst gelesen haben, daß ich bei einer Hochzeit in Leipzig 1002 Thaler heraustoastete. Ich mußte das um der Sache willen, und mir selbst war es jetzt eben in den hochgehenden Wogen einer unvergleichlichen Weltbegeisterung ein Bedürfniß, da nicht mitten in großartiger Verschwendung als literarischer Tafelaufsatz zu figuriren, sondern die Leute zu etwas Besserem zu bringen. Es ist gelungen, und nun thut mir's nicht mehr so weh, daß ich mich auch zu dieser Hochzeitsfahrt mitten aus einer Arbeit herausreißen mußte. Ich bin mitten in einer neuen Erzählung, sie kann aber erst jenseits des 10. November neu aufgenommen werden. Mir ist beim Schillerfeste in Dresden der erste Toast auferlegt.

Ich habe mir eine Art Studentenstube auf der Dachkammer eingerichtet, und ich genieße wie ein Durstender diese absolute Ruhe im Ich allein. Wenn nur die vielen Anforderungen der Welt draußen mit Briefen u. s. w. nicht wären! Ich verliere mein halbes Leben damit Allen zu genügen und bringe es doch nicht zuwege. Indeß fühle ich mich frisch und gespannt wie noch nie mehr im Leben. Mir ist immer, als müßte ich noch was ganz Besonders erreichen. Sei es, wie es wolle, ich bin dein allzeit junger alter Berthold.

119.

Den 14. November 1859.

Es ist Sonntag früh, am Tage nach meiner Heimkehr von den Schillerfesten, in mir wogt und wallt es noch, ich will sehen, ob ich dir schreiben kann, lieber Jakob. Ich wollte, ich hätte dich da bei mir in meiner stillen Stube. Es ist doch nicht gut, daß man nicht miteinander lebt, daß solchen Festwein des Daseins Einer fern vom Andern trinkt. Ich kann dir nicht sagen, wie hoch bewegt ich in diesen Tagen war; so muß es einem Griechen am Tage vor den olympischen Festen zu Muthe gewesen sein. Wir, die wir das ganze Jahr nichts mit der Welt gemeinsam feiern, wir hatten jetzt doch Tage, wo unser eigener Cultus einmal auf Erden erschien, wo wir mitfeiern und Priester sein durften, öffentlich, vor allem Volk. Eben weil ich so hoch über Alles hinausgetragen war in meiner Stimmung, traute ich mir in der mir auferlegten Rede nicht. Ich fürchtete, diesen Moment, der nie im Leben wiederkehrt, zu vergessen, mich von irgend einer Fährte ablenken zu lassen, so daß ich mich vielleicht niedersetzen müßte mit dem nagenden Gedanken: du hast eigentlich nicht gesagt, was du wolltest, und Anderes als du wolltest. Eben darum brachte ich mich endlich dazu, mir eine schriftliche Conception zu machen, auch um das Zuviel zu vermeiden, und endlich war ich auch von verschiedenen Seiten sehr turbirt worden, ja alles Politische zu vermeiden. Ich reiste einen Tag früher als meine Frau nach Dresden, nahm mein Geschriebenes mit, kann aber nicht auswendig

lernen und wollte auch nicht den falschen Schein der Improvisation haben, wo doch schon Wochen vorher im Programm Thema und Redner angekündigt waren. Ich las demnach meine einleitenden Worte und fühlte während dessen, daß ich nicht recht gethan, in dieser Form und dieser Haltung. Ich habe dir meine Rede zugeschickt. Ich weiß, es sind Gedanken darin, die tiefer gehen, aber das war eben hier nicht am rechten Orte. Ich war wie gebunden in dreifacher Weise. Gutzkow, der wörtlich auswendig lernen kann und kecker zugriff, hatte eigentlich den richtigen Treffer. Innerlichst glückselig aber machte mich, ganz abgesehen von meiner Rede, das Fest. Ja, ich war so fromm gestimmt, daß es mir als Sünde erschien, einen Feind bei Tische oder auf der Welt überhaupt zu haben. Ich ging deshalb im Laufe des Abends in die Nähe Gutzkows, er sah mich wohl, wendete sich aber nicht nach mir um, und so mußte ich jede Annäherung, die leider doch nur, wie ich jetzt sehe, eine momentane gewesen wäre, unterlassen.

Andern Tages, bei der Einweihung der Schillerstraße war ich mehr in meinem Elemente. Ich war noch eine Stunde vorher unentschieden, ob ich der Aufforderung Folge leisten soll. Ich improvisirte Alles, und hätte ich nicht auf einem Tische stehen müssen, ganz ohne Lehne, ich hätte meine ganze Stimmung hier ausströmen können. Mich macht ein lebendiges Wort tausendmal froher in mir, als alles Tintenklecksen.

Als ich gestern Abend heimkehrte, fand ich Alles wohlauf und noch eine besondere Freude. Es war ein Brief meines alten herrlichen Freundes Uhland da. Nun habe ich etwas Spezielles für mich, das mich aus allen Weiten des Denkens wieder in den geschlossenen Bezirk meines Berufes und meiner Begabung zurückführt. Wenn ich dich einmal wiedersehe, sollst du den Brief von Uhland lesen, er liegt, wie ein früherer, bei den wenigen Werthpapieren, die ich habe, nachdem ich ihn mehrmals gelesen. Er spricht sich über die Vorwürfe der Sentimentalität aus, die man mehrmals meinen Erzählungen machte, und diese Rechtfertigung Uhlands ist mir wie ein demantner Schild. Dennoch weiß ich nicht, wie ich wieder zum Arbeiten kommen soll. Mir erscheint Alles so klein und nichtig, wenn ich übersehe, was Schiller anfaßte und vollendete, und mußte schon mit 45 Jahren sterben. Nie ist mir das lebendiger vor Augen getreten, was es heißt, seine ganze Kraft für die höchsten Aufgaben der Poesie einsetzen und sich mit nichts Kleinem begnügen. Aber ich glaube, ich kann eben nicht mehr und Besseres, als was ich thue, und ein Schelm gibt mehr als er hat, d. h. er gibt nicht mehr, er scheint nur eben mehr zu geben als er hat und ist ja eben damit ein Schelm. Ich verstehe das Kunststück nicht. Aber, lieber Jakob, ich bin jetzt auch sehr müde, ich muß mich für diese lange Expectoration belohnen und eine Cigarre des Nichtsthuns rauchen. Morgen mehr.

28. November.

Ja morgen, es ward vierzehnmal Abend und vierzehnmal Morgen, seitdem ich das da oben geschrieben. Ich erwarte morgen früh einen Stenographen, der mich ganz festhalten wird, und will deshalb heute den Brief fertig machen, dann kriegst du wohl keinen mehr vor Berlin.

Ich hole mir deinen Brief vom 3. und muß dir sagen: es hat mich lange, lange nichts so erquickt wie dieser Brief. Merk auf und staune über meine Beichte: du hast in Allem, was du über Peter Gretsch sagst, so absolut recht, daß du fast wörtlich so die Vorwürfe aussprichst, die ich mir selber machte. Die Annexation scheint bei meinem Peter im Anhange eben so schwer zu gehen, wie in Italien. Wunderbar aber ist's, wie du ohne etwas davon zu wissen, eine ganze Entwicklungsreihe triffst und sie als fehlend erkennst, ganz so wie ich sie einfügen wollte. Es wurde mir nämlich inmitten der Geschichte klar, daß der Hauptmann eine Parallele bilden sollte von seinem Standpunkte aus, ich hatte schon ganze Szenen dazu geschrieben, aber es zeigte sich, daß dann der Peter in dieser Weise nicht mehr so breites Interesse fordern durfte, und zur Parallele des Lebens mußte ich auch größeren Raum haben, als mir der Kalender bot. Auch in den Irrfahrten Peters ist eine große Scene damit ausgefallen. Du kannst stolz darauf sein, ganz genau gefunden zu haben, wo eine Lücke mit Mörtel zugeschmiert ist.

Der Kalender wird von den Gegnern meiner Richtung und meiner Person viel mehr besprochen, als von den Wohlwollenden und Anhängenden.

Keil benimmt sich brav und so viel ich höre geht der Kalender gut, aber doch nicht so, wie wir wünschen und hoffen müssen.

Gestern erhielt ich aus heiler Haut einen sehr erfreulichen Brief von Dr. Lotmar[1] aus Brüssel.

Der Tod Schlössers[2] hat mich auch sehr ergriffen, er war ein warmer Mensch, und ich höre seine tief treuherzige, etwas belegte Stimme noch von damals, wie er mich in die Loge einführte. Es fallen immer mehr Blätter vom Baume, lieber Jakob, oft ist mir's, als wäre ich schon sehr alt, und dann bin ich wieder wie ein sorgloser Student. Ich glaube ich werde dieses Doppelleben nie los.

Ich glaube nicht, daß ich meinen dauernden Aufenthalt in Berlin nehmen werde, obgleich ich noch immer nicht weiß, wohin von hier aus.

---

[1] Dr. med. Maximilian Lotmar in Frankfurt a. M., ein tiefeindringender Denker, der das Leben und die schriftstellerische Thätigkeit B. A.'s mit warmer freundschaftlicher Theilnahme verfolgte (starb 1863).

[2] Des Malers und Zeichenlehrers Bernhard Schlösser in Frankfurt a. M.

Wenn ich Geld genug hätte, um des Sommers anderswo zu leben, möchte ich allerdings am liebsten in Berlin mich bürgerlich festsiedeln.

120.

Schandau, 14. Dezember 1859, Mittags 1 Uhr.

Ich habe eine glückliche Stunde und nachdem ich eben bei meiner Frau war und jetzt still sitze — ich kann nichts thun als rauchen — da fällt mir ein, wenn ich nur jetzt zu dir gehen könnte, lieber Jakob. Aber was ist dir geschehen? fragst du. Gar nichts, ich habe nur wie im Fluge zwei größere Erzählungen fertig gebracht. Ich hatte mich entsetzlich geplagt, ich war das langsame Selbstschreiben nach siebenjährigem Diktiren nicht mehr gewohnt, ließ mir endlich einen Stenographen kommen und im Fluge ging Alles. Die schwerblutige Geschichte von den verschütteten zerfallenen Eheleuten[1], von der ich dir schon vor vielen Jahren gesagt, kam mir so endlich rasch aus dem Denken, und es ist einmal so bei mir, ich muß sauber Geschirr haben, ehe ich Neues auffasse. Ich hoffe indeß, du wirst in der neuen Geschichte den Uebergang zu der andern, hoffentlich größern Weise der Produktion erkennen. Ich bin sehr müde jetzt, aber es hat mich doch erleichtert, daß ich dir, du treue Seele, diese paar Worte hingeschrieben. Ich bin doch ein närrischer Kerl, bei mir regt jedes Ereigniß die Grundwellen auf, das ist mein Glück und mein Unglück, mir ist es jetzt, als hätte ich in meinem Leben noch nichts geschrieben. Aber genug für heute, es ist Zeit zum Essen. Bald mehr.

Sonntag Morgen, den 18.

Ich kenne das an mir und doch kommt es immer wieder über mich: nach der ersten Spannung kommt eine Erschlaffung und Oedigkeit über mich, ein Mißfallen an Allem, was ich gemacht und ein Mißtrauen in Alles, was ich machen kann. Ich weiß, daß das so kommt, und kann's doch nicht pariren. Ich bleibe mein Leben lang ein Mensch, der alle Stimmungen grundmäßig durchleben muß, und so auch jetzt wieder eine momentane Verzagtheit, eine Ruhesucht und ein Verlangen, nur einmal einige Jahre in Stille mich in mir ausbilden zu können. Das wird vorübergehen, wenn ich nur erst wieder unter Menschen bin. Mir ist diese Abgeschiedenheit, zumal nach einer Arbeit entsetzlich. Ich bedarf des geselligen freundschaftlichen Anschlusses, sonst habe ich Frieren und Heimweh tief in der Seele.

Ich habe in diesen Tagen beim Ausräumen viel alte Papiere durchstöbert. Mir war's, als ob ich selber über meinen Nachlaß käme. Viel

[1] Edelweiß (erschien 1861, Stuttgart, Cotta).

Räthselhaftes, Stimmungsfragmente, die ich selbst kaum mehr verstehe. Ach, guter Jakob, was habe ich Alles durchlebt und finde noch immer keine feste ständige Ruhe. Das muß anders werden. Daran will ich vor Allem arbeiten.

Montag.

Ich kam doch nicht dazu, gestern diesen Brief an dich zu absolviren. Und das ist gut. Ich bin heute schon wieder viel heiterer. Meine oft auftauchende Melancholie muß auch physisch sein. Ich kann ihrer oft kaum Herr werden.

Ich war gestern viel im Freien, heute ist mir's leichter. Ich gehe jedenfalls kommenden Frühling in einen Kurort. Nun reisen wir morgen nach Berlin. Ich freue mich recht darauf. Wer weiß, wann ich wieder Gelegenheit habe, die Hauptstadt der Intelligenz gründlicher kennen zu lernen. Und daß ich fertige Arbeit habe, erleichtert mir's pekuniär und im Gemüthe.

Nochmals muß ich dir sagen, laß dich durch meine Stimmungen nicht turbiren, aber weil's geschrieben ist, schicke ich's doch fort. Ich rede zu dir wie zu mir selber.





1860.

121.

Berlin, Kronenstraße 26, 19. Februar 1860.

Dir, lieber Jakob, möchte ich das beste Stück von der Festtafel des Lebens, die mir hier schwelgerisch hergerichtet ist, bieten, ich möchte dich dabei haben und mich deiner Freude freuen. Mir wird oft bange vor diesem Ueberschwall von Ehre und Freude, die mir hier geboten wird, es ist als wäre aus meinem ganzen vergangenen Leben eine Blüthe aufgebrochen, ich weiß nicht wie, als empfinge ich einen Lohn meines Strebens bis zur vollsten Sättigung, und dahinter wird es kahl sein. Ich sage mir oft: laß dich nicht berauschen von dieser schäumenden Lust, von diesen allseitig entgegengetragenen Ehrenbezeigungen und Zuvorkommenheiten, es ist viel Sprachrabatt dabei, und nichts wäre entsetzlicher als ein Gewöhnen an den Zuruf von außen, wenn er, was gewiß sein wird, wirklich ausbleibt, vergiß nicht, daß du die Mängel und Unfertigkeiten deines Seins und Schaffens kennst.

So rufe ich mir oft und mir ist, als riefest du es, lieber Jakob.

Am 20. Dezember reiste ich mit meiner Familie ab von Schandau. Ich glaube, ich habe dir noch Tags vorher geschrieben. Noch voll von den Nachklängen angestrengter Arbeit, die ich noch in den letzten Tagen vollendete, und in Sehnsucht nach Menschengemeinschaft, war ich voll energischer Angriffslust. Als ich mit Frau und Kindern über den Strom von Treibeis fuhr und eine Minute die Gefahr war, daß wir nicht weiter können, da durchfuhr mich schreckhaft das Bewußtsein der Lebensentscheidung. Wir kamen glücklich in Dresden an, wo August sich uns anschloß, und mit einer Heiterkeit ohne Gleichen fuhren wir durch den kalten Wintertag bis in die Nacht hinein. Das Gas in den Straßen hier, die große Weite, Alles machte einen neuen Eindruck auf mich. Wir wohnten behaglich im Gasthof.

Das ganze Leben hier, dieses straffe stramme Gehen, die frischen geweckten Gesichter, Alles muthete mich belebend an, und mein Verlangen aus der Einsamkeit in den Menschenwald zu gehen, erhielt bald übermäßige, überstürzende Befriedigung. Eine große Freude ist es mir, meinen alten Freund Max Duncker, der jetzt Geheimer Rath im Staatsministerium ist, hier zu haben. Wir leben in alter treuer Kameradschaft, und der Granitkern seines Charakters ist mir äußerst erstarkend. Es ist eine schöne lebendige Strömung der Geister hier, ja man könnte das alte griechische Wort πάντα ῥεῖ als Aufschrift für das Hauptthor Berlins wählen. Alles ist hier in Fluß und Bewegung, Alles fühlt sich im Werden, zukunftsvoll. Schon am dritten Tage meiner Anwesenheit wurde ich zur Prinzregentin gerufen, die ich von Weimar her kenne. Ich wurde bereits fünfmal zum Familien-Thee eingeladen, las vor (den Wettpflüger und das Finkenneſt) und wurde überhaupt von allen Seiten mit Zuvorkommenheit behandelt; der Regent, der junge Prinz, die englische Prinzessin, alle voll Freundlichkeit, und besonders der Fürst von Hohenzollern, der mich als Landsmann begrüßte und bei dem ich dann im Schlosse drei Stunden lang, wir beide ganz allein, über allerlei sprach und Cigarren rauchte. Ich kann dir nicht sagen, lieber Jakob, wie mir's oft ist, wenn ich an mein vergangenes geplagtes Leben zurückdenke und jetzt so in Ehre und Freude schwimme.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß ein Schriftsteller, der der liberal-patriotischen Bewegung angehört, so sichtlich ausgezeichnet wird.

122.

Berlin, 18. März 1860, Sonntag früh.

. . . Schon vor mehreren Wochen sagte mir der Minister Auerswald, daß es sein Wunsch, wie der der andern Minister und des Hofes sei, mich hier festzuhalten und ob ich nicht in ein Staatsamt und dergl. eintreten wolle. Ich erklärte, daß ich stets eine Sehnsucht nach unmittelbarer Bürgerthätigkeit gehabt hätte, daß ich mich in der Strömung des jetzt hier herrschenden Geistes mit befinde, daß es aber kein Amt gäbe, das ich annähme, wenn es das Opfer meines Berufes verlange. Der Minister sagte mir wörtlich, er würde es „als einen Raub an der Nation" betrachten, mich meinem Berufe zu entziehen, und sprach von einer Bibliothek-Stellung, bei der ich möglichst frei sein solle. Auch der Fürst Hohenzollern (der mich als Landsmann besonders freundlich behandelt und mit dem ich bei der Cigarre stundenlang sprach), ebenso Bethmann-Hollweg, Schwerin und besonders der Finanzminister Patow (eigentlich der populärste der jetzigen Minister) und dessen Frau waren von einer Zuvorkommenheit ohne Gleichen, und ich hatte Gelegenheit, meine Anschauungsweise nach den verschiedensten Seiten hin

offen und gradaus darzulegen. Ich fühlte mich dabei in einer Gespanntheit und Gesammeltheit, die mir einen seltenen Frohmuth gaben. Ich kam mit meinem ganzen Denken und Empfinden aus einer ganz andern Atmosphäre und hatte viel zu bieten, und Alles wurde mit einer das Aussprechen steigernden Aufmerksamkeit aufgenommen. Bei den Minister-Soiréen wurde ich immerfort neu vorgestellt und fand stets die größte Zuvorkommenheit.

Ich habe dir zu sagen vergessen, daß ich Auerswald meine Bereitwilligkeit mit Wahrung meines bisherigen sich gleichbleibenden Wirkens darlegte.

Nun kannst du dir denken, wie mich die Entscheidung innerlichst bewegte. Du weißt, wie sehr ich mich nach fester Angesessenheit sehne, du weißt, daß meine Verhältnisse derart sind, daß eine äußere feste Anlehnung mir sehr willkommen sein muß. Dennoch werde ich ein Bangen nicht los, das mir ganz tief innen sitzt. Es ist nicht nur, daß ich meine bisherige Ungebundenheit, mein Herrsein über meine Zeit aufgeben soll, ich fürchte auch, den Anforderungen nicht genügen zu können, zumal bei meiner Unbehülflichkeit in den modernen Sprachen, bei meiner Ungewohnheit exact Stunden einzuhalten, bei der ganzen gerüsteten Art hier, wo alle Menschen jeden Morgen mit Sack und Pack auf Wache ziehen. Ich bin an ein Träumen gewöhnt, und hier ist Alles ewig wach. Daß meine neue Stellung meinen Beruf alterire, werde ich streng abwehren, dennoch weiß und empfinde ich, daß gewisse Dinge nicht mehr so angefaßt, nicht mehr so gesagt werden können, wie sie der bloß als Schriftsteller Lebende nimmt und gibt. Vielleicht ist das gut bei der neuen Wendung, die meine Produktionsweise annehmen muß und von der ich dir schon oft gesagt habe. Andrerseits fühle ich mich erhoben in dem Gedanken, in bestimmenden Kreisen unmittelbar zu wirken, ohne dabei mein Bestreben, auf die Anschauungen des Publikums zu wirken, aufzugeben, es erfreut mich, daß ich, der Schriftsteller, der Jude, zu solcher ausgezeichneter Position kommen soll, und daß ich den Lebensbedingungen gegenüber auch sicher sein soll, und besonders, daß meine Söhne Preußen werden, dem Zukunftsstaate angehören und ich ihnen den Lebensweg ebnen und ordnen kann. Und schließlich ist es gut, daß die Dinge, einmal begonnen, durch das Gesetz der Gravitation wirken und die Endentscheidung eigentlich nicht mehr in unser Belieben gestellt ist, die Thatsachen wirken und man muß sich ihnen fügen.

So, lieber Jakob, nun habe ich dir viel gesagt, wenn auch noch nicht Alles. Ich will den Brief wieder erst morgen schicken. Ich bin müde, ich verausgabe mich gesellschaftlich so viel, daß mich jede concentrirte Arbeit sehr anstrengt.

[N. S.] Ich habe dir zu sagen, daß gestern Auerswald mit mir über die äußeren Geldbedingungen meiner Stellung sprach und daß ich speziell

Bibliothekar des Prinzregenten werden soll. Die Stelle wird erst für mich geschaffen.

Montag, 19. März.

Und heute muß der Brief fort, ich lasse mich nicht mehr abhalten. Gestern früh wurde ich viel besucht, namentlich lang durch meinen Freund Dr. Engel, der von Dresden hierher als Direktor des statistischen Büreaus berufen ist.

Letzten Sonntag war hier das Bennigsen-Fest, ich darf sagen, ich hatte eine gute Rede im Kopf, und ich war zum erstenmal zufrieden mit mir, daß ich sie bei mir behalten konnte. Was sollte der flüchtige Applaus, wo ich das Bewußtsein habe, wirkungslos zu sprechen? Die Kreuzzeitung moquirt sich aber doch darüber, daß ich nicht sprach. Ich werde mir etwas harte Haut angewöhnen.

So stehe ich nun im Innersten bewegt auf der Schwelle eines durchaus neuen Lebens. Hätte ich dich nur bei mir, lieber Jakob. Ich bin in solcher Zeit der Anlehnung bedürftig, und du wärst mir viel. Doch, ich werde auch so in Ruhe aushalten, es ist mir schon leichter, daß ich dir geschrieben habe.

Ich bleibe jedenfalls bis 1. April hier.

123.

Berlin, 27. März 1860.

Ich danke dir, lieber Jakob, oder vielmehr deinem Schwager, für Uebersendung deiner Charakteristik des alten Kämpen Dr. Heß. Ich finde, daß du in Ton und Haltung das Entsprechende getroffen und es dir namentlich gelungen, die Physiognomie des Mannes, die immer das Bedeutsamste ist, der Rechtstitel seiner Erscheinung im Kosmos, und die sich durch keinerlei abstracte Phrasen einfangen läßt, zu kennzeichnen. Du hast eines jener Bilder gegeben, von denen man sagt: die Person ist getroffen, ohne daß man die Person kennt. Ich kannte den tapfern Mann schon von Heidelberg her von 34 (warst du nicht auch bei der Fahrt nach Neckarsteinach?) und dann durch viele Jahre. Ich kann mir denken, daß dir die Arbeit nicht leicht wurde, besonders da deine Leser alle nur ihre eigene Anschauung finden wollten und nicht wissen, was Betrachtung sub specie aeterni ist. Einzelne Spitzen und Schneiden hast du geschickt eingelegt. Möchtest du nur mehr Derartiges machen!

Ich hoffte dir eigentlich heute Entscheidendes in meiner Angelegenheit mittheilen zu können, aber noch ist Alles in der Schwebe und das ist mir sehr peinlich.

Den 30. März, Morgens.

Es ist mir lieb, daß ich den Brief liegen ließ. Ich kann dir nun gleich weiter berichten. Ich glaube, meine Angelegenheit hier ist erledigt und zu nichte. . . . So scheint mir nun die Sache abgethan, und obgleich ich mich eigentlich innerlich meiner wiedergewonnenen Freiheit und Unabhängigkeit freue, schmerzt es mich doch, da ich mich einmal dem Gedanken hingegeben; es ist ein Gefühl, wie wenn man die Hand ausgestreckt und sie wird nicht angenommen, und doch war die Aufforderung dazu da.

Nun denn, es soll nicht sein. Ich soll in der einzig mir selbst gegebenen Weise mein Lebensziel verfolgen. Es ist gut, daß ich auch das einmal versucht habe. Wenn ich bedenke, daß ich mir durch Gründung einer Zeitschrift äußerlich viel mehr erwerben könnte und es meiner Natur nach doch nicht kann, so sehe ich es als meine Bestimmung an, ewig eine gewisse Unruhe des Seins nicht los zu werden.

Mein Aufenthalt hier (abgesehen davon, daß ich wegen Nichtarbeitens in mir unbefriedigt und durch vieles zusammengefaßtes Sprechen abgemattet bin) wäre ohne diesen Zwischenfall eine rein schöne, reich ausgestattete Lebensperiode, voll der fruchtbarsten Erinnerungen. Nun denn, es soll nicht sein. Mir ist nie im Leben etwas ganz gelungen, im Schaffen nicht und im unmittelbaren Sein nicht, und doch darf ich dankbar sein und bin es, wenn ich zurückschaue auf die Hindernisse, die mir Schicksal und Naturell bereiteten.

Ich schreibe so dahin, ich weiß nicht mehr was. Ich erleichtere mich, indem ich dir schreibe. Ich danke dem Geschick, daß es mir dich gegeben und gelassen. Das Schreiben an dich macht mich wieder hell und frisch.

Den 31., Morgens 10 Uhr.

Ich muß suchen, wieder aus mir selbst mein Leben neu und fest zu gestalten. Ich werde einige Zeit brauchen, bis ich wieder zum Leben in mir komme. Gut, daß ich vorerst ein stilles Asyl in Schandau habe.

Wir bleiben noch die nächste Woche hier. Schreib mir doch ausführlich, du hast ja jetzt auch Ferien. Ich sehne mich nach einem Wort von dir. Diese Tage sind mir in der Erinnerung an die Vergangenheit schwer, schwer bewegt. In den Frühlingsstürmen habe ich immer die größten Lebensstürme. Wann werde ich endlich Ruhe und Gleichmäßigkeit finden? Ich bin wenigstens erleichtert, dieses stündlichen Hinauswartens überhoben zu sein.

Wie sich hier Alles noch so ausgleicht, daß ich ohne Verstimmung und Gefühl der Lückenhaftigkeit in der Seele abreisen und mich in ländlicher Stille wieder in mir fassen kann, so gehört es dazu, daß ich hier auch noch Brief von dir bekomme, lieber Jakob. Ist es nicht seltsam, daß

wir uns oft tagebuchartig schreiben? Es kommt eben davon, daß wir rein und voll miteinander fortleben, und besonders ich, der ich ganz gegen mein Naturell zu einem Wanderleben verdammt bin, sehe oft bei allen Anlässen nach dir aus, da ist was Festes.

124.

Schandau, Montag früh, 30. April 1860.

Und wieder das erste Wort der Ruhe an dich, lieber Jakob. Ich bin nun einmal so und werde wohl nicht mehr anders. Ich bedarf im Leben der Weihegrüße, und lach mich nur aus, du mußt mir dazu herhalten, und eben jetzt, da ich in einer Wonnestimmung bin, wie noch selten in meinem Leben, was soll ich thun? Ich mag nichts lesen und kann nichts arbeiten, in solcher Gemüthsverfassung gäbe es nur einen Ausdruck im Liede, eine lyrische Fassung, die mir nicht zu Gebote steht, ich sitze still und träume in die Welt hinein, Alles und nichts denkend, nur Leben athmend, nichts als athmend im Gefühl des Seins, und ich muß doch aus mir heraus und ich kann nicht anders, ich muß dir schreiben. Laß dir also erzählen.

Freitag Abend, als ich aus einer Gesellschaft spät heimkam, sagt mir der Kellner: es hat sich ein Herr bei Ihnen einlogirt, ein Freund. Ich komme in die Gaststube, wer umarmt mich? Mathy, — er ist jetzt Direktor der Leipziger Creditbank — und mit ihm ist mein alter Freund Düfour, ein Mann von feinster praktischer Noblesse. Mathy hat einen Umweg gemacht, um nur eine Nacht bei mir zu bleiben. Wir verplauderten sie fast ganz. Und so in einer Stadt voll reichsten Menschengewinnens alte treue Freunde zu begrüßen, auf der Schwelle der Abreise, ich kann dir nicht sagen, wie reich beglückt ich mich fühlte und fühle; ich habe mein Leben gesegnet und gesättigt an den schönsten Gütern der Welt, an Freundschaft und Ehre und innigster Theilnahme. — Nachdem ich noch Samstags einen vielbewegten Tag durchgemacht (auch mein Schwiegervater Schreiber war da), reiste ich Abends 7 Uhr nach Dresden und gestern Mittag hieher. Es war gestern einer jener stillen knospenbrütenden, wie in leichtem Schleier verhüllten Frühlingstage, jeder Athemzug voll frischer Kraft, und da ist mein volles Heimwesen in die Berge gestellt, und das wartet und ist mein mit der ganzen Welt ringsum. Als ich gestern Morgen die ersten Berge wiedersah, nach langem Leben in der Ebene, da war mir's, als richtete sich die Erde auf und käme mir entgegen. Ich bin ein Sohn der Berge, das fühle ich ins tiefste Herz hinein. Ich hatte in Berlin eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Bergen. Und doch hoffe ich sogar den Hauptheil meines Lebens in der Ebene zu verbringen. In Berlin kann ich heimisch werden, das steht mir fest.

Ich ging gestern Mittag mit meiner Frau und meinen Kindern

spazieren, und wie ein Seefahrer, der zum erstenmal wieder Wald riecht, so durchdrang mich jeder Athemzug. Mein stiller Vorsatz ist nur: sei dankbar für das reiche Leben, das dir geworden, und vertheile das dankbare Wonnegefühl, daß es zur Immanenz aller Tage und Stunden werde. Abends mußte mein August zurück ins Institut, ich ging noch ins nächste Dorf, ich konnte gar nicht genug kriegen an Wald- und Feldathem, bis es Nacht war. Heute früh war ich auch schon weit im Feld. Ich weiß gar nicht, was ich anfangen soll. In mir ist eine Spannkraft, die gar kein Object hat, an dem sie sich auslasse. Was ist Schreiben, was Studiren? Ich möchte ein Großes mit einem Zug, mit einem Wort gestalten und festhalten, mir und der Welt. Und wenn ich mich in Gedanken umsehe, begreife ich's gar nicht, daß ich schon so alt bin, ich bin erst 18 Jahre alt, voll ungezügelten, ins Maßlose gehenden Strebens. Ich bin selber begierig, was noch aus mir werden wird. So viel weiß ich aber doch schon, wenn's an die Ausführungen geht, werde ich meine Schwächen und Unfähigkeiten zur Genüge inne.

Ich habe mir beim Umwenden eine frische Cigarre angesteckt und schreibe weiter, ich schreibe mir die Unruhe und den Ueberschwall aus der Seele weg. Könntest du nur bei mir sitzen, und du mußt es in diesem Sommer. Bereite dich vor, daß du deine Ferien bei mir bist. Dann sollst du meine neuen Arbeiten vor dem Druck lesen. Ich gehe nicht davon ab, du mußt kommen.

Es ist jetzt so himmlisch still um mich her. Ich meine, ich höre die Stille, nichts unterbricht sie als manchmal ein Vogelgesang oder jenseits des Stromes die Glocke am Bahnhof, ich lausche, als hörte ich den tiefsten Lebensquell in der Welt, in mir, in Allem. Ich fühle mich so mit unnennbaren Kräften ausgerüstet. Das Leben in Berlin hat etwas Stählendes, es ist, als wäre Gerbestoff in der Luft, und die schönen Beziehungen, die reichen geistigen Anregungen wirken nach, wie wenn man am gestrigen Tage einen guten Wein getrunken, er erfrischt noch heute das Herz. Und mir ist's, als ob an meinem Lebensbaume Knospen stehen und des Aufbrechens warten, wie jetzt draußen überall. Ich werde das Erlebte noch lange nicht dichterisch bewältigen können, ich werde jetzt zunächst das im Vorwinter Hingeworfene so gut ich kann, ausarbeiten, gut abstimmen in Ton und Haltung, dann hoffe ich noch zu Gutem zu kommen.

Mein Kalender ist ziemlich fertig. Ich war in Wittenberg, weil ich eine kleine Erzählung dorthin verlegte, mir ist das Lokale nicht nur nöthig, sondern im Produziren sogar förderlich . . .

1. Mai.

Es war gut, daß ich gestern abgebrochen habe. Wozu das jetzt? Die Welt ist so schön und frisch, was gehen uns alte Disputationen an? Du siehst, lieber Jakob, daß du allerlei Papier und allerlei Stimmungen in diesem Briefe bekommst. Für einen Mittag, wie ich ihn gestern ganz allein für mich hatte über den Berg und durch den Wald, für einen solchen Mittag ist lange Lebensarbeit nicht zu viel. Ich weiß gar nicht, was mit mir ist, so bis ins Herz hinein glückselig, so berauschend und sättigend hat mich noch nie ein Frühling gemacht, wie dieser. Es ist wohl, weil im Hintergrund das Bewußtsein reicherfüllter Menschengemeinschaft steht, oder auch weil der Gegensatz von Berlin die Fülle und Ruhe des Naturlebens neu aufthut, ich verstehe jetzt die Ueberschwenglichkeit der Romantiker, die meist in Berlin zu Haus waren.

Ich will dir nur noch kurz von meinem letzten Aufenthalte in Berlin berichten.

Zwei Tage nach Ostern reiste meine Frau mit den Kindern voraus hieher. Ich blieb im Gasthof. Ich hatte noch viel zu thun. Mit einem aus Dresden nach Berlin berufenen Freunde, dem Geh. Rath Engel, der Direktor des statistischen Büreaus geworden, verkehrte ich viel. Die Statistik gibt neue Gesichtspunkte für die Philosophie und Psychologie.

Die Debatten über Kurhessen und namentlich die über die Juden regten mich sehr auf. Ich war auch viel bei Dr. Veit, der eine treffliche kernhaft ausdauernde Natur ist. Ich habe in dieser Zeit des Alleinseins die politischen Capacitäten viel öfter gesprochen und näher kennen gelernt. Es ist in der preußischen Männerwelt wie ein festes Rückgrat für die deutsche Staatenbildung. Das hat nicht das Wangenroth süddeutscher Beredsamkeit, aber die stille feste Zähigkeit und Härte. Mit dem Minister Schwerin, zu dem ich jeden Montag kam, bildete sich kein rechtes Verhältniß. Dagegen wurde ich befreundet mit der Frau Schwerins, die eine Tochter Schleiermachers ist. Auch viele andere helldenkende Frauen lernte ich kennen. Seit dem politischen Umschwung oder dem politischen Leben überhaupt ist es namentlich auffällig, wie der ehemalige Berliner Goethe-Cultus fast ins Gegentheil umschlug.

Mit Böckh, Mommsen, Virchow verkehrte ich auch viel. Ich breche ab. Ich muß dir viel erzählen, wenn du kommst und du mußt kommen.

Habe ich dir erzählt, daß ich auch mit Geiger in Berlin zusammentraf, und ihn ganz in alter Weise frisch und straff fand? Auch Professor Stern war acht Tage bei mir, und das waren gute Tage, er hat eine Ruhe und Sicherheit, die mir doppelt wohlthut.

Jetzt kriegst du lang keinen solchen Beief mehr. Ich muß arbeiten, und zwar streng.

125.

Schandau, 20. Juni 1860.

Ich schreibe dir wieder in einer gehobenen Stunde, mein guter Jakob. Du bist mir wie eine ruhige feste Anlehnung, und ich will gar nicht daran denken, daß du mich so lang monologisiren lässest. Eben in dieser Stunde, es ist jetzt zwölf Uhr, habe ich die im Vorwinter hingeworfene Erzählung neu durchgearbeitet und bin fertig, so weit man eben fertig wird. Ich erinnere mich nicht, daß ich je so streng und anhaltend gearbeitet habe, wie in den letzten sechs Wochen. Die Sache ließ mich gar nicht mehr los über Allerlei hinüber, ja selbst daß mein August in Dresden im Institut das Scharlachfieber bekam und ich oft zu ihm mußte und mir sehr bang um ihn war, unterbrach mich kaum. Ich führe ein Doppelleben, das starke Nerven erfordert, aber hier in Bergesluft und vielem Wandern fühle ich mich gestählt und ich glaube, daß etwas von der Energie meines jetzigen Seins in meine Arbeit überging, ich habe eine Schraubenkraft versucht, die mir sonst nicht so zu Gebote stand. Ich lebe hier sehr bewegt. Morgens um 6 Uhr stehe ich auf, gehe zu einer Bergquelle im nahen Dorfe, arbeite dann bis gegen Eins unausgesetzt, gehe dann mit meinem Eugen in die Schwimmschule, dann zum Essen, nach Tisch etwas Ruhe, dann Wandern über Berg und Thal, am liebsten allein, da strömt es mir im Denken zu, wie gesegnet.

Ich habe die herbe Geschichte von den Verschütteten, von der ich dir schon vor Jahren sagte, also fertig, sie gibt wohl 20—25 Druckbogen, ich werde sie zuerst im Feuilleton der Kölnischen Zeitung erscheinen lassen. Ich werde sie dadurch für die Bucherscheinung noch sorgfältiger und sauberer ausarbeiten können. Und daß du sie dann im Vordruck leicht lesen und mir Mancherlei anmerken kannst, ist mir von besonderer Bedeutung.

Ich muß nun gleich morgen an Zusammenstellung meines Kalenders, dann an Ausarbeitung der zweiten im Pult liegenden Erzählung; über Alles aber beschäftigt mich mein Plan zum historischen Roman, der, wie du weißt, den Raub von Straßburg behandeln soll.

So habe ich viel an der Kunkel und das beste wäre, wenn du mir „anheftest".

Komm, komm deine Ferien hieher. Du wirst bequem und fröhlich leben, und denke, daß ich nicht so bald wieder einen Sommer mit meinem ganzen Hause auf dem Lande, und wer weiß, wann es uns wieder so gut wird, ein paar gute Wochen in Feld und Wald miteinander zu leben. Komm und bring auch Sabel mit.

Am Tage der Sonnenwende.

In den Pfingsttagen erwartete ich sicher einen Brief von dir, ich dachte mir, jetzt nimmt sich der Jakob ruhig Zeit, um einen ausführlichen

Brief zu schreiben. Ja, ich träumte einmal ganz deutlich, ich hätte einen Brief von dir bekommen, ich wußte nur noch das Format, das war groß wie eine Depesche, vom Inhalt hat mir der Traum nichts gesagt. Schreib mir doch bald.

Inmitten der Arbeit habe ich ganz vergessen, daß ich eine große Lebensentscheidung treffen muß. Ich muß mich nun doch endlich, und zwar absolut endlich fixiren. Nach Dresden mag ich nicht wieder. Objectiv geworden, sehe ich, wie wenig ergiebige Lebenswurzeln mich dort halten. Hier bleiben kann ich nicht mehr, schon um des Schulbesuchs der Kinder willen. Nach Stuttgart, wohin es mich im Herzen zieht, wovon aber in der Ueberlegung auch Vieles abräth, will meine Frau durchaus nicht, ihr hat Berlin sehr gefallen und du weißt, daß ich auch dort gedeihlichen Boden weiß, aber ich bin doch noch bedenklich, schon um meiner ungenügenden äußeren Verhältnisse willen, und ich kann doch nicht jetzt anfangen, um Geld zu verdienen zu arbeiten, während ich mein ganzes Leben dem inneren Drängen und Genügen nachging. Mein Kalender, von dem ich viel hoffte, hat das Erträgniß nicht, das zu erwarten war, und meine gesammelten Schriften, auf die ich auch viel stellte, sind bis jetzt in noch nicht ganz 3000 Exemplaren abgesetzt, während z. B. Barfüßele in einem Jahre 17,000 Käufer fand.

Es hängen noch mancherlei Fäden in Berlin, von denen sich vielleicht doch einer noch weiter spinnt. Alles das möchte ich am liebsten mit dir besprechen.

Ich schrieb dir gestern in der ersten Erregung des Abschlusses, ich hatte eine sehr unruhige Nacht. Ich vertiefe mich in Alles ganz, und es läßt mich lange nicht los. So bin ich heute noch immer inmitten der Sache und schlage da und dort einen Nagel ein. Ich höre und sehe seit geraumer Zeit Alles, was ich erlebe, nur halb, denn immer und immer steht mir die Arbeit, stehen mir die Personen und ihre Beziehungen vor Augen. Das wird sich erst ablösen, wenn das Manuskript fort ist. Ich weiß das.

Nächsten Sonntag macht der Advokat Lehmann Hochzeit, und ich gehe zur Trauung nach Dresden mit meiner Frau, und wir wollen da einen Fremdensonntag in Dresden genießen. Für Fremde gibt es keinen ansprechendern Ort. Wolfsohn kränkelt immer und Ludwig ist leider permanent krank. Für Rietschel ist auch sehr zu fürchten, er ist jetzt im Bad.

126.

Schandau, 1. Juli 1860.

Ich war gestern mit meiner Frau in Dresden. Wir sahen das Lorle von der Goßmann. Mich ergriff die Gestalt, wie sie sie gab, sehr,

und auch das grobe Machwerk verletzte mich jetzt weniger. Ich fühlte eine gewisse innere Genugthuung, diese Gestalt geschaffen zu haben, und fast möchte ich sagen, daß die jetzt vollendete Geschichte eine Art Gegenstück zur Professorin ist. Du wirst das Manuskript noch hier finden. Ich halte es hier, bis du kommst.

Also bald Willkommen!

127.

Schandau, 26. Juli 1860.

Während du eben durch Thüringen rollst, schreibe ich dir, lieber Jakob. Mir fehlt den ganzen Morgen etwas, da ich nicht mehr ausschauend denken kann: jetzt ist bald Mittag, und jetzt kommt der Jakob. Ich werde mich noch lange erquicken an diesen innerlichst nahrhaften Tagen, und während wir doch Alles zwischen Himmel und Erde besprochen und uns neu verständigten, sticht ein Federhalter heraus und ich freue mich, daß du jetzt auch einen solchen Federhalter hast, wie ich eben einen in der Hand führe. Laß ihn nur recht oft auf dem Papiere zu mir wandern. Rührend war mir's und ging mir noch lange nach, daß du mitten im Abschied mich noch ermahntest, die Spötterfigur aus der Feuerreiter-Geschichte herauszunehmen. Du hast mir ein Wort gesagt, das mich sehr traf, denn du wiesest darauf hin, daß die Geschichte davon gereinigt in Lesebücher übergehen könne, und das ist ein Ziel des Ehrgeizes und der Wirksamkeit, das ich fast als das höchste erkenne. Ich habe also soeben den Spötter hinausgeworfen, und Alles hat einen einheitlicheren Klang, fast wie Begleitung zum Geläute. Du siehst also, wenn ich auch nicht sofort folgen kann, es kommt doch noch nach.

Auf dem Rückwege traf ich noch meinen Freund Stichling aus Weimar, dessen Mutter, eine geb. Herder, vor kurzem gestorben ist. Er wird mich hier besuchen.

Ich bin heute noch voll Unruhe von dem Dresdener Ausflug her, aber lieb ist mir's, daß du jetzt weißt, wo ich sitze, wo ich bin und wie ich lebe. Zur stetigen Gleichmäßigkeit bringe ich's nie, habe aber doch auch viele Freuden.

128.

Schandau, 29. September 1860.

Mein lieber guter Jakob!

Es thut mir schon wohl, wenn ich dich schriftlich anrufe, wie wird mir's erst sein, wenn ich dich bald wieder leibhaftig vor mir habe.

Ich will dir aber ordentlich erzählen. Ich habe einen großen Brief an dich geschrieben, wie dir dein Schwager Salo gesagt haben wird; ich schrieb dir zwei Tage nachdem ich mit meiner ganzen Familie in Todesgefahr war (am 17. August), wir kamen im offenen Wagen in der Nacht

in das entsetzliche Hagelwetter. Dann schrieb ich dir kurz nach meiner Rückkehr aus Berlin über die Entscheidung, daß ich nun definitiv nach Berlin ziehe. Jetzt finde ich die Briefanfänge nicht mehr, jetzt brauche ich sie aber auch nicht mehr, denn — wend um — Mittwoch Abend, den 3. Oct. hoffe ich bei dir in Frankfurt zu sein. Wenn du nicht an den Bahnhof kommen kannst (ich komme über Eisenach), sag es deinem Schwager, er wird mir die Freude machen, Einen von euch gleich zu haben. Ich bleibe nur über Nacht in Frankfurt und will nur euch und Sabel sehen.

Ich gehe nach Schwaben und Straßburg. Der Herbst ist so schön, und ich komme mit frischen Eindrücken dann im November in unsere neue, hoffentlich feste Ansiedlung.

Ich bin gestern mit der Revision von Joseph im Schnee fertig geworden. Ich fühle mich frisch und flügge und bin schon so unruhig, wie eine geheizte Lokomotive. Ich bin lange nicht so glatt und schön voll Sonne im Herzen gereist, wie ich jetzt zu reisen hoffe. Da werde ich auch Ersprießliches finden.

Das ist heute der letzte Tag, den ich hier verlebe, zum letztenmal auf dieser Stelle, die du kennst, schreibe. Es bewegt mich sehr, von hier wegzugehen, aber ich habe viel hier fertig gebracht in mir und außer mir. Ich hoffe noch Manches gut und schön fertig zu bringen, so weit ich's eben vermag. Glückauf!

129.

Nordstetten, 11. October 1860.

Ich halte mein Versprechen und schreibe dir, lieber Jakob, aus meinem elterlichen Hause. Die Reise von Frankfurt nach Stuttgart war sonnig, aber in mir zittert immer die Seele auf diesem Wege; so herrlich die Bergstraße, in Heidelberg ist die schwerste Leidenstation meines Lebens. Ich muß über ein Grab, über ein so thränenvolles Grab in meine Heimat, und immer wieder ist mir's, als könnte es nicht sein. Jedes Wort, das ich reden soll, jede Sache, die mein Auge sieht, ist mir wie profanirend.

Ich kam in Stuttgart an und traf Alles in einem kleinlichen Schlendrian. Ich sehe es, es hätte großer Energie bedurft, wenn ich mich in Stuttgart hätte erhalten und weiterbringen sollen. Dagegen hat die Berliner Luft schon an sich etwas Adstringirendes. Mit Cotta verständigte ich mich bald und gut. Joseph im Schnee erscheint noch zu Neujahr als besonderes Buch.

Sonntags reiste ich hierher mit einem in Urlaub gehenden Soldaten, im hellsten Sonnenschein, und überall in den Dörfern war Alles voll Lust, als ahnten die Menschen, daß das der letzte schöne Sonntag heuer ist, denn gestern sah ich bereits Schnee auf der rauhen Alb liegen. Jedesmal, wenn

ich heimkomme, meine ich, die landschaftliche Schönheit gehe mir erst jetzt auf. Ich war gestern in einer landwirthschaftlichen Schule hier in der Nähe, der Direktor ist ein Bruder des Reisepredigers Werner; auch ein Sohn des Buchmaiers, ein frischer Bursch, ist in dem Institut, und ich sah das Heimatsleben auf einer ganz neuen Stufe, die mir wieder neuen Ausblick für meinen Humanisten gab, den ich nun schon seit acht Jahren vorhabe. Was Sitten und Bräuche, Trachten ꝛc. betrifft, das eigentlich Ethnographische interessirt mich kaum mehr, ich bin nach ganz Anderem gespannt. Wenn ich den Humanisten schreiben könnte, d. h. wenn ich den rechten Kernpunkt fände, ohne mich auf Raisonnement und Accidenzielles zu stellen, würde ich gern die Straßburg-Geschichte drangeben, zumal mich die historischen Studien lang aufhalten werden. Der Humanist oder der lateinische Bauer wäre die natürlich logische Consequenz meines bisherigen Schaffens. Doch darüber reden wir noch und hoffentlich bald.

Ich war die Feiertage sehr vergnügt hier, nur als ich in der Synagoge war und nach vielen Jahren zum erstenmal wieder Birchat geschem [Gebet um Regen] mit den Melodien meines seligen Vaters hörte, da konnte ich mich des Weinens nicht enthalten. Sonst bin ich lustig und frischauf und fühle mich ferngesund. Es gibt kein besseres Wasser auf der Welt als in Nordstetten, und nirgends schmeckt mir das Essen besser und wird mir das Wandern leichter. Ich ging gestern sechs Stunden und fühlte keine Spur von Müdigkeit. Heute Mittag gehe ich nach Rottweil und bleibe dort mehrere Tage, bis ich den Joseph in die Druckerei schicke.

130.

Rottweil a. N., 19. October 1860.

Wie du siehst, lieber Jakob, bin ich noch hier. Ich habe erst heute Nachmittag das Manuskript zum Joseph nach fünftägiger strenger Durchsicht fortgeschickt. Indem ich jetzt die Geschichte ruhig übersah, stellte sich mir einerseits heraus, als ob ich diese Geschichte gar nicht erfunden und geschrieben hätte, obgleich es mir wieder scheinen wollte, als ob des Charakteristischen zuviel an den Personen ist, zuviel Accentuirtes, zuviel persönlich Spezifisches, und der Hauptübelstand bleibt immer, daß einmal zurückgegangen und zweimal oder auch dreimal darin erzählt wird. Dennoch bin ich, wie immer bei Absendung eines Manuskripts, im Innersten bewegt als wäre ich plötzlich in einer Fremde und von trauten Lebensgenossen geschieden. Manches im Colorit ist durch die Reise in der Heimat besser geworden, und ich hätte mir's früher nie zugetraut, so auf der Reise arbeiten zu können. Freilich muß ich auch große Energie dabei anwenden. Wunderbar ist, wie mir immer Gestalten begegnen, die ich eben fingirt hatte. So war ich vor-

gestern in Frittlingen, da sitzt ein altes kleines Männchen am Tisch und berichtet seine Lebensgeschichte, war 14 Jahre in Rußland, hauptsächlich in Odessa, ist wieder heimgekehrt, ist der Bruder der Kreuzwirthin und lebt ganz für sich allein. Die Gestalt und Alles ist ganz wie mein Petrowitsch.

Ich kann heute eigentlich nicht gut schreiben. Ich bin immer nach Absendung eines Manuskripts wie Einer, der von hoher See kommt und wieder am Land ist, es ist noch wie ein Taumeln auf ewig bewegtem Boden. Ich will dir morgen früh noch ein paar Worte hinzusetzen.

Den 20., Morgens 10 Uhr.

Ich hab's gelernt, mit einem Fuß auf dem Kutschentritt noch Ruhe und Sammlung zu haben. Um 1 Uhr geht's nach Schwenningen, an die Quelle des Neckars und in die Uhrmacher-Werkstätten, und ich schreibe dir jetzt noch so gut es eben geht.

Ich reise jetzt weiter in die eisenbahnlose Welt hinein, eigentlich gegen meinen Willen, aber ich führe es aus, weil ich mir's einmal vorgesetzt, und thue es trotz des schlechten Wetters. Ich fühle mich jetzt in eigenthümlicher Position, dem Volksleben gegenüber, die Sitten und Gebräuche, die Lieder &c., alles das interessirt mich kaum mehr, die große Wandlung des Ackerbaulebens und der Staatsbeziehung ist es allein, die ich im Auge habe. Auch, glaube ich, bin ich schon etwas zu alt zu den Jodeleien und Jugendsprüngen. Wenn man da nicht mehr selber mitsingt und mittanzt, sieht man auf dem Zuschauer-Standpunkte zu viel des Staubs und hat an dem Lärmen bald genug. So ging es mir vorgestern auf dem Jahrmarkte hier beim Tanze. Und als ich Mittags mit Professor Rapp durch den Markt ging und mich die Tracht derer aus der Baar, besonders ihre rothen Strümpfe sehr erfreute, sagte Rapp: Ja, aber elend ungesund und unsauber sind diese Strümpfe, denn diese rothe Farbe läßt sich nicht waschen.

Ich habe hier wieder viel unmittelbares vollsaftiges Leben gesehen, Das Sachsen ist gar zu verwaschen, und man merkt an Allem, daß die Menschen dünnen Kaffee trinken, statt wie hier Bier und Wein.

131.

Furtwangen, 24. October 1860, Abends 8 Uhr.

Ich werde dir zwar erst morgen bestimmten Bescheid sagen können, lieber Jakob, aber ich will dir doch heute schreiben, um bei kurz zugemessener Zeit dir kurz sagen zu können, wann ich wieder bei dir sein werde. Ich wünschte nur, du könntest sehen und mitleben, wie wohlig es hier ist. Dieses Furtwangen spricht mich immer besonders an, ich war aber auch schon in Donaueschingen, wo ich zum erstenmal war, so begnügt und heimisch. Ich

weiß nicht recht, was daran schuld ist, sowie ich über die badische Grenze komme, empfinde ich einen freieren Athem, es ist meine Heimat und doch nicht mein Württemberger Schreiberland, es ist Fremde und Heimat zugleich. Dazu ist jetzt im Badischen eine eigenthümlich befriedigte Stimmung. Der Bruch des Großherzogs mit dem Pfaffenthum hat ihm die Herzen in der That zugewendet und Baden ist stolz darauf, hier Bresche gemacht zu haben.

Ich war heute schon viel in den Werkstätten der Uhrmacher, Schildmaler 2c. und sah auch manche Gestalten, die mir in Edelweiß in der Erinnerung Modell standen, aber so wie sie daher kommen, sind sie, gegenüber meinem Erinnerungsbilde, wie eine Photographie in Lebensgröße einem künstlerisch klein gehaltenen Bilde gegenüber. Nur die Berge und Wälder sehen ganz so aus, wie sie mir in Erinnerung standen. Durch den Brand vor 3 Jahren hat Furtwangen seinen alten Schwarzwälder Charakter verloren, und die Regierung duldet den Neubau von Holzhäusern nicht mehr. Auch ist das Holz jetzt theurer. — Dieses Reisen, um eigentlich Studien zu machen, bringt mich in eine der seltsam zusammengesetztesten Stimmungen. Eigentlich nehme ich rein menschlich Theil an Thun und Sein dieser Menschen, und alsbald setzt sich mir doch die poetische Fiction an und ich bin außerordentlich aufgeregt. Ich glaube aber, das kommt auch davon her, weil ich Eile habe und viel in einem Tag ernten, mahlen und backen möchte. Ich fühle mich mächtig angezogen von den wunderbaren Charakteren hier. Ich komme fast zu der Ueberzeugung, daß ich noch lange und viel in dieser Sphäre zu thun habe und nicht zum historischen Roman komme. Ich muß mein Glück erkennen und erfüllen, daß mir ein eigenes Gebiet beschieden ist. Das ist eine seltene Gunst in unserer Zeit. Ohnedies kann ich jetzt nicht nach Straßburg, da ich Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein kann. Du wirst gelesen haben, daß mein Kalender in Frankreich verboten ist. Es freut mich, daß die patriotische Signatur des Kalenders dadurch noch allgemein kenntlicher wird. Ich habe unterwegs schon oft Freude gehabt von den Lesern des Kalenders.

Hier in Furtwangen sehe ich wieder, was es heißt, daß unsere Literatur in freier Luft erwachsen soll. Wie der Bildhauer sein Werk erst beurtheilen kann, wenn er es aus der Werkstätte heraus in freier Luft sieht, so geht es auch uns. Ich stand bei Rietschel als das Schiller-Goethe-Denkmal enthüllt war, und bald sagte er mir: O Freund, wenn ich nur noch da hinaufsteigen und da und dort noch einen Druck machen könnte und das Erz nachgäbe. Aehnlich, wenn ich auch keine so große Sache habe, geht mir's jetzt. Ich werde an Edelweiß und Joseph noch manchen Druck machen und bin froh, daß da der Stoff noch nachgibt. Immer wieder sehe ich, daß es gut ist, wenn ich oft hierherkomme, aber auch gut ist,

wenn ich wieder fort bin. Jetzt, da ich eigentlich Studien mache, haftet mir noch eine Atelier-Stimmung an, und das ist sehr aufreibend, der Unmittelbarkeit gegenüber. Künftig werde ich mir mehr Zeit und Ruhe nehmen.

Den 27., Morgens.

Ich will heute diesen Brief schließen, obgleich ich dir noch nichts Festes sagen kann.

Ich machte gestern mit dem Schildmaler Laule allerlei Wanderungen und Besuche. Wir waren auch im sog. Wannentobel, einer Thalmulde, rings von abschüssigen Bergen eingeschlossen. Da ist das Haus von Martin Blessing, dem ersten Begründer der Musikwerk-Macherei, der Anno 47 gestorben ist. Als ich in der Dämmerung Züge aus dem Leben des Mannes hörte, von denen ich gar nichts wußte, meinte ich, ich müßte zu Boden sinken. Er hat das schönste Mädchen geheirathet, und dies ward die böseste Frau; er hat 9 Jahre an seinem ersten großen Werke gearbeitet, und sein Trost war, wie er oft sagte, daß man einmal im Leben „Fierobed la ka", und er fand seinen einzigen Trost in seiner Kunst. Anfangs seiner Ehe, wenn er bis tief in die Nacht hinein gearbeitet hatte, betrachtete er oft seine schöne schlafende Frau und das war sein höchstes Entzücken. Er schilderte einst einem Kameraden, wie es ihm war, als er von der Aufstellung seines ersten Werkes aus Rußland zurückkam. Es war tief in der Nacht, und er saß wohl eine Stunde lang auf dem Bänkchen vor seinem Hause: sollst du das entsetzliche zerrissene Leben wieder anfangen oder — es hat dich Niemand gesehen, weiß Niemand, daß du da warst — da drin morden und das Haus anzünden? Er wagte doch endlich das Leben wieder anzufangen und wurde doch bös empfangen. — Ich war im Hause, das jetzt ein Schüler, Johann Kuß, inne hat, ich sah das Bild der Frau, sie ist in der That sehr schön, einen geschwellten Mund, dessen Oberlippe den reinsten sogen. Amorsbogen bildet, große offene Augen, schön und herb. — Nun sage: Ist das nicht zum Erschrecken, wie Phantasie und Leben mir spielen? Welch ein Zusammentreffen mit Lenz und der Nöthigung seiner Gestaltung und Motivirung!

Ich sah noch das Rechnungsbuch Blessings. Zwei Monate vor seinem Tode schrieb er buchstäblich: „im Jahre 1847 ist durch kraugheit mein arbeiten zum önde. Gott gäbe mihr balt Ein klickliches Sterb-Stündlein." Als es zum Sterben kam, bat er Gott nur noch um „ein halb Jährle" zum Leben.

Ich habe diese ganze Nacht fast schlaflos zugebracht, so hat mich dies alles aufgeregt. Es ist so in diesem stillen Tobel, wo man so abgeschieden lebt, daß selbst der Wind nur von einer Seite herein kann, da vollziehen sich die schwersten Tragödien, und die Künstlernatur hat es überall gleich. Hier in

diesen Bergen ist der streng positive Glaube äußerste Nothwendigkeit. Wie sollten diese Menschen leben, wenn sie neben dem äußern Ringen und in angestrengter alle Aufmerksamkeit anspannender Arbeit auch noch ihr inneres Leben und Denken sich selbständig aufbauen sollten?

Doch jetzt ist's genug, mehr als genug geschrieben.

Es ist heute wieder ein sonnig heller Tag. Ich bin glücklich, hier noch solche zu finden, und die Nächte sind so wundersam mit dem hellen Mondenschein, und ich kenne bald das innere Leben der meisten Häuser und weiß, wer dort sitzt, wo das Licht blinkt. Ich habe doch wieder einen tiefen Blick in das innerste Leben des Volkes gethan und will sorgen, daß ihn das Weltgetriebe nicht zerstreut. Ich fürchte mich jetzt fast vor dem Städteleben und den hundert Beanspruchungen. Ich möchte gern recht gut schweigen lernen, und dir habe ich so viel geschrieben, daß ich dir nicht viel zu erzählen brauche.

Ich denke heut über acht Tagen, also nächsten Samstag bei euch in Frankfurt zu sein.

132.

Berlin, 9. November 1860.

Da siehst du, lieber Jakob, da finde ich in meiner Mappe Briefpapier mit deinem Stempel, und nun schreibe ich dir darauf, das erste Wort an meinem hoffentlich nun nicht mehr wandernden Schreibtisch geht an dich.

Ich bin gestern so frisch wie noch nie gereist. Allmählich beruhigten sich die hochgehenden Wellen meines inneren Lebens. Ich war froh, in jener besten Fröhlichkeit, die nicht weiß warum, die Heimkehr machte mich froh, aber es war noch mehr. Es war von jenen Stimmungen, wo sich's in unnennbaren Worten singt im Gemüthe. Bis Gießen reiste ich mit geschlossener Lippe, ja ich rauchte nicht einmal, so still war ich in mir. Dazu schneite es draußen mit großem Fleiße, zum Gedenken, daß jetzt der Joseph im Schnee seine Wanderung beginnt. Ich bin froh, daß ich noch oft solche Stunden innersten Seins habe, die sich nicht gedanklich und literarisch ausmünzen. Da ist mir's, wie wenn ich die feinste Musik genösse. In Gießen gesellte sich Advokat Metz aus Darmstadt zu mir. Viel Politik, brave rechtschaffene Regsamkeit, aber ich weiß nicht, wie mir's geht, es gibt Zeiten, wo ich Politik gar nicht schmecke. In Eisenach war der ganze Hof am Bahnhofe, er übersiedelte nach Weimar. Ich ließ mich nicht sehen. In W. sprach ich kurz Dingelstedt, der den Hof bewillkommte.

Den ganzen Tag ging mir oft der frohe Gedanke durch die Seele, welch ein reiches Leben ich wieder mit dir hatte, lieber Jakob, und lach mich nur aus — von allem Lobpreis 2c., der mir wurde, hat mich nichts so nachhaltig erquickt, als daß du die Gereiftheit in mir erkennst. Ich glaube,

wenn ich jetzt endlich in die ruhigere Lebensströmung käme, ich könnte doch noch, wenn auch nicht mehr ganz, zum natürlich geraden Ergebniß meines Naturells kommen. Das habe ich oft, als ich wieder allein war, von Eisenach an überdacht, und wie ich glaube in meinen Dichtungen den Stoff jetzt mehr zu beherrschen, so muß ich's auch im Leben lernen.

Auch über dich, lieber Jakob, mußte ich noch viel denken. Du mußt vor Allem darauf denken, die noch gegebenen Jahre deiner Kraft nicht an einen wenn auch bedeutsamen alten Schmöker wie Eben Esra zu verschlendern. Ich bleibe dabei, es ist da eine stickige, dumpfe Atmosphäre. Du brauchst Bücher, die dich erfrischen, hell machen.

Ich gehe heute nicht aus, denn ich bin physisch sehr müde. Ich kann dir aber nicht sagen, wie wohl mir's thut, daß der Joseph absolvirt ist und daß ich von meiner Heimatreise mit neuen Eindrücken ausgerüstet bin. Ich merke jetzt schon, daß das Auspumpen wieder angeht. Ich werde mir aber die frische Luft in der Brust bewahren.

Sonntag, den 11.

Gestern ging ich Morgens mit meiner Frau aus, mir einen Fußteppich zu kaufen. Ich will mir meine Arbeitsstube recht behaglich und wohnlich machen. Sonst hat die Wohnung manches Störende. Mittags ging ich allein aus. Ich wäre am liebsten zuerst zu Lazarus, der ist aber leider nicht hier. Ich ging zu Veit, der hatte ein Diner. Ich ging zu Virchow, der war ausgegangen. Ich ging zu Zabel auf die Redaktion der Nationalzeitung. Fragen über die Stimmung in Süddeutschland. Untröstlich ist's noch allerwärts. Es war gestern Abend ein Festessen zum Schillertage. Ich konnte nicht dabei sein. Ich kann jetzt keine Nacht hingeben. Ich bedarf des Innerlebens. Mein Kalender geht hier sehr gut, wie mir der Verleger Hofmann sagte. Es sind bereits gegen 10,000 Exemplare in Preußen allein abgesetzt. Edelweiß wird hier mit großer Lebhaftigkeit gelesen. Annele genießt besonderer Gunst. Es ist mir eigen, jetzt so oft Urtheile aus der Mitte heraus zu hören.

Daß ich's nicht vergesse. Deine Bemerkung, daß im Joseph der Gegensatz sich so gut heraushebt: Dem Speidel-Röttmann erscheint das wilde Heer, dem Joseph die Engel — das scheint mir sehr ergiebig.

Immer mehr geht mir nach, wie das Exegetische, das du manchmal anwendest, sehr anregend wirkt, und ich bin fast stolz darauf, daß du die Exegese anwenden kannst. Das ist ein großer Vorzug einer Gestaltung, wenn sie rein thatsächlich hingestellt und nicht so ausgedeutet ist, daß jede Exegese unmöglich wird. Das ist ja der große, die Geister immer neu belebende und anregende Charakter der Bibel, die auch künstlerisch betrachtet, immer höchstes Muster bleibt.

Ich rede noch mit dir fort, wie wenn ich noch mit dir spräche. Aber jetzt ist's genug. Ich muß mich anziehen und Besuche machen. David Strauß ist hier augenkrank, ich werde ihn auch besuchen. Es thut mir jetzt sehr leid, daß ich nicht bei Uhland und Kausler war. Aber man kann eben nicht Alles.

Meine Frau hat sich sehr mit deinem Briefe gefreut, sie wird dir bald schreiben. — Grüße Dr. Schwarzschild und Sabel herzlich von mir. Entschuldige meinen französischen Abschied. Ich bleibe doch ein guter Deutscher.

12. November.

Dieser Brief blieb nun wieder bis heute liegen. Ich kann dir natürlich nicht detaillirt sagen, was ich hier bereits sozial aufnahm und ausgab, aber ich spüre wieder die eigenthümliche, herbe, theilweise auch erfrischende Luft Berlins. Das ist ein Wogen und Brausen. Es ist ein Wohnen wie am Meer, man athmet salzige Luft ein. Ich bin selbst begierig zu sehen, was dabei in mir wächst. Vorher sollen noch meine Heimatseindrücke wachsen. Ich beginne noch diese Woche die Kalendergeschichten für 62.

133.

[Berlin, November 1860.]

Ich nehme einen großen Bogen, weil ich dir gar viel zu schreiben habe, lieber Jakob. Ich schreibe dir in der Stunde, da ich die Aushängebogen vom Joseph erhalten habe. Mich bewegt das immer sehr. Ich habe die Bogen durchblättert und leider schon einige Satzfehler darin gefunden, mein Trost ist nur, daß außer dir das Niemand finden wird und daß ich hoffe, in einer baldigen neuen Auflage zu verbessern. Wie ich so las, war mir's, als ob ich das Buch gar nicht geschrieben hätte, als ob's so geworden wäre, ich weiß gar nicht wie. Macht es, daß ich mich mit dem Plane zu diesem Buche so lange trug und es neben Allem im Hinterhalte hielt, weil's an sich schon fertig war? Es will mir jetzt auch scheinen, als ob Adam zuletzt noch etwas Reckenhaftes thun müßte. Hätte ich früher daran gedacht, so hätte ich ihn für Toni in ihrem schweren Geschick etwas thun lassen, dadurch reimte sich Alles besser, und überhaupt thut mir's fast leid, daß ich den Jahresaufenthalt der Toni im Pfarrhause nicht zu einer besondern Geschichte machte. Das liegt ganz im Thema dessen, was sich mir immer wieder aufstellt: die Vermittlung zwischen Bildung und Bäuerlichkeit; wie Toni mit Wahrung ihres Naturells im Pfarrhause eine andere und Eduard homogen wird, das wäre eine gute Aufgabe. Ich werde das Thema später mit einer andern Fabel aufnehmen, wozu ich schon, wie ich mich jetzt erinnere, Vieles im Kopfe habe.

Wenn ich nur schnell und leicht ablösen könnte, was mir alles durch den Kopf geht.

Ich spüre aber doch jetzt die Verpflanzung in einen fremden Ort sehr. Ich hatte nicht Kraft genug, und es traten auch äußere Störungen ein, daß ich nicht in einer bestimmten Arbeit festgehalten, gewissermaßen in mir daheim blieb und das Leben draußen accidenziell und leicht nehmen konnte. Trotz mannigfacher alter Beziehungen ist mir hier so kalt und fremd, ich komme mir so fraglich und unfertig, so erst von gestern und heute vor, daß ich oft gar nicht mehr weiß, wo ich bin und werde. Ich glaube, ich habe dir schon oft gesagt, ich erkenne durch mein ganzes Leben einen seltsamen Gegensatz von Schicksal und Gemüth. Da bin ich in älteren Jahren in einen Ort versetzt, wo ich nie die Straßen so kennen werde, daß ich mich ohne besondere Aufmerksamkeit zurechtfinde. Hier hört alle Angewöhnung an das Einzelne auf, man muß im Allgemeinen leben. Ich weiß nicht, ob ich je nach meiner Gewohnheit träumend und ein inneres Bild verfolgend, dahin gehen kann, man muß aufmerken, ausweichen, überall von Straßenärm umrasselt. Und jetzt kommt mir auch ein tiefes Heimweh nach einem Freunde und Kunstgenossen, wie ich an Otto Ludwig hatte. Ich glaube, daß ich hier dergleichen nicht bekomme, die Männer der Wissenschaft gehen andere Bahnen und von den hiesigen Schriftstellern weiß ich keinen, der mir das werden könnte, was Otto Ludwig war, Alles ist, im weitesten Sinn genommen, auf das Journalistische gerichtet, fleißig gerüstet, aber mehr auf Wirkung und nicht vergessen werden gerichtet.

Bei meinem alten Freunde Max Duncker traf ich vergangene Woche mit Gervinus und dessen Frau zusammen. Es gelang mir, Gervinus einmal reden zu machen, und ich freute mich, wie er doch auch in der zeitgenössischen Literatur sich umthut. Ueber Otto Ludwig urtheilte er sehr hart, in Gutzkows Ritter vom Geist fand er große poetische Ansätze, während er den Zauberer von Rom auch nach Anlage und Ausführung unbegreiflich verworren und abgeschmackt fand. Das erklärte auch David Strauß, bei dem ich einen ganzen Abend allein war. Er hatte sich hier einer Augenoperation unterworfen. Wir sprachen auch viel über unsern Freund Vischer in Zürich, der sich leider mit seinem Oesterreicherthum verfahren hat. Besonders seit dem Hutten von Strauß (hast du ihn gelesen? wo nicht, so lies ihn rasch) ist mir's wieder aufgegangen, daß Strauß ein seltener epochemachender Geist ist. Seine Revision des Christenthums ist ein weltgeschichtliches Ereigniß. Unsere Haupteinigung, die sich immer erneuert, so oft ich mit Strauß zusammenkomme, ist immer Spinoza. Strauß fand auch, daß ich in der neuen Bearbeitung meines Romans das, was er damals bei der ersten Erscheinung tadelte, fast ganz beseitigte und überwand. Da fällt mir gleich noch etwas ein, was dich freut wie mich. Ich hatte gelesen, daß Kaulbach in seinem großen Reformationsbilde für

das hiesige Museum alle Träger des neuzeitlichen Gedankens einreihte, Spinoza fehlte. Ich schrieb nun sofort an Kaulbach, da das Bild noch Entwurf ist. Es war mir eine Pflicht des Cultus, ihn darauf hinzuweisen. Ich erhielt die Antwort, daß Spinoza in Aussicht genommen sei für eines der Zwischenbilder. Ich glaube aus dem Briefe zu sehen, daß es früher nicht der Fall war, und bin nun jedenfalls froh, daß ich zur festen Bestimmung hingewirkt habe. Noch hat Spinoza kein äußeres Denkmal, es wird ihm also hier das erste.

August Böckh und Jakob Grimm sind meine Nachbarn. Ich war bei jedem schon einen erquickenden Abend, und diese alten Heroen sind von einer Frische und einem Fleiße, daß man sich schämt so wenig zu thun und oft so weltbedürftig zu sein.

Den 13. Dezember 1860.

Ich weiß gar nicht mehr, wie lange es ist, daß ich dir das da drüben schrieb, jedenfalls schon mehr als 14 Tage, denn ich ärgere mich, daß der Joseph heute noch nicht im Buchhandel ist.

Bewahre mir die vergessene Cigarrentasche und das Tintenfaß auf, erstere ist ein Andenken meines Freundes Kohlschütter, der als Tribun im Bierbrauer von Kulmbach figurirt, er ist streng und hält viel auf Bewahrung solcher Erinnerungszeichen.

Ich kann dir nicht sagen, welche Freude mir meine Kinder machen. Ich lebe ihnen jetzt weit mehr, als je zuvor.

Ich bin im Ganzen noch voll Unruhe. Ich habe mich nach Anschluß an das unmittelbare Leben gesehnt, und nun ist das Staatsleben hier so alles frischen Muthes bar. Weil ich jetzt wieder im Süden war, sehe ich dieses Gemisch von barschem Unteroffizierswesen und kopfhängerischem Muckerthum wieder viel schärfer. Der Protestantismus muß in sich den Schwerpunkt findende Charaktere erzeugen, und wo das nicht ist, ist alles hohl und halb. Auch das viele Geräusch des hiesigen Lebens greift mich noch an. Wie ich auf der Straße nicht sprechen, kaum denken kann, wenn die Wagen rasseln, so geht mir's im großen Ganzen. Ich werde das vielgeartete Leben hier nicht bewältigen können, und es wird mir nichts übrig bleiben, als Vieles zu ignoriren.

. . . Diese militärisch oder hegelisch geschulten Preußen sind nie verblüfft. Bring du ein Problem vor, eine Frage nach einer unklaren oder unfertigen Empfindung u. s. w., der hegelisch Geschulte ist überall schon gewesen, in jeder Weltgegend des Geistes, ihn überrascht nichts, ihm ist nichts fraglich, und während wir innerlich noch stottern und artikuliren, beginnt er bereits die Sache als eine längst erledigte, so und so zu verstehende zu besprechen, er verläßt sich darauf, auch wenn er beim Beginn

der Rede noch nichts weiß, daß er im Sprechen etwas finde. Die Kindhaftigkeit der Seele, aus der ewig Neues quillt, fehlt ganz und gar. Dann kommt die zweite Seite, daß sich Alles, besonders in Lebensbeziehungen und Amtspflichten militärisch knapp abthun lasse. Der alte Fritz spukt da noch hundertfältig in den Geistern. Und schließlich gibt die große Stadt, die aus vielen fremden Elementen sich krystallinisch anlegte, eine gewisse Entfremdung von Mensch zu Mensch. Man hat nicht Zeit und nicht innere Neigung, sich gemüthlich in die Art des Andern zu versetzen, die dura necessitas hat hier das Leben geschaffen, da muß Alles zusammengehalten und aus Mühen erobert werden; die Menschen werden einander zu Begriffen, zu Aemtern und Kategorien. Es ist ein Feldlagerleben, unsere ganze süddeutsche Gemächlichkeit wird über den Haufen gefahren. Freilich liegt in dem Resoluten eine gewisse spartanische Staatstüchtigkeit, aber der Mensch in seiner Totalität wie in seiner Besonderheit geht dabei leer aus. Ich werde dir wohl später ergänzend oder berichtigend noch Manches sagen können, aber du wirst schon auch individuell daraus sehen, daß ich mit dem Leben und Sein hier zu ringen habe.

Ich lese jetzt viel Goethe, besonders seine erzählenden Schriften. Ich soll nämlich im Verein mit Hotho, Virchow u. A. zum Besten des Goethe-Denkmals eine öffentliche Vorlesung halten. Ich lerne viel bei diesen Studien. Ich glaube, ich lese Goethe zum erstenmal auf künstlerischem Standpunkt. Wunderbar ergriff mich eine Episode im Werther und ein Ausspruch Goethes dabei. Erinnerst du dich der in vielfachen Briefen zerstreuten Geschichte des Bauernknechtes, der in seine Herrin verliebt ist? Lies sie nach. Besonders im Briefe vom 30. Mai, den ich eben finde, und dann den Brief vom 30. September. Mir war's und ist's wie ein lebendiger Anhauch aus des Meisters Mund, da ich las, wie er die schlichte Leidenschaft im Volke so andächtig erfaßt und sich anklagt, „vergröbert hab' ich's, indem ich's mit unsern hergebrachten sittlichen Worten vorgetragen habe." Lies es dort weiter nach. Ich fühlte mich, ich weiß nicht wie, hinausgetragen in eine ganz andere Welt. Wie bestimmt weiß der 23jährige Goethe, wo der Haken des Ungenügens bei Anfassung des Volksgemüthes sitzt. Er, der den Klang des Volksliedes kannte und gab wie Keiner, hat mir das Geständniß vorgesagt: „es ist Alles nur plump, was ich wieder vorbringen könnte u. s. w." Und da sagen die Narren, Goethe sei ein Aristokrat.

134.

Berlin, Potsdamer Straße 134 A, 25. Dezember 1860.

Ich schreibe dir heute schon wieder, lieber Jakob, weil es mir Bedürfniß ist, dir immer Alles zu sagen.

Ich bin wegen des Joseph in schwerer Versuchung, eine ganz andere Potiphar lockt und reizt mit dem dramatischen Ruhm, der an sich die klingende Münze des Ruhms ist und dabei ganz gewöhnliche, gemeine klingende Münze einbringt. Der Besitzer des hiesigen Königstädtischen Theaters Wallner und gleichzeitig Dingelstedt in Weimar (der nach dem ersten Lesen ein fünfaktiges Scenarium auszog) finden, daß der Joseph im Schnee ein sogenanntes Volksstück sonder Gleichen werden müßte, und ich habe ein in Gemeinschaft mit einem Theaterkenner ausgearbeitetes Scenarium vor mir, das mich so reizt, daß ich meine, es in einem Tage ausfüllen und ganz neue Empfindungsreihen aufschließen zu können, denn mich selber wiederholen könnte ich nicht und doch müßte das auch sein, und da bin ich überhaupt in einem Labyrinth.

Tiefinnerlich habe ich ein Bangen, daß ich mir, ich kann es nicht anders nennen, die künstlerische Keuschheit rauben lasse um Ruhm und Gold; das will ich nicht, obgleich ich, wie du weißt, für das erste nicht unempfänglich bin und das zweite sehr brauche. Ich könnte nun das Ganze dem Theaterkenner überlassen, mich ginge dann die Sache eigentlich nichts an, aber das ist doch nur ein Scheingrund, und innerlich lasse ich es nicht gern einem Andern, der mir etwas daraus macht, mein Denken und meine Gestalten eigentlich beleidigt, und da stehe ich und weiß mir nicht zu helfen. Was meinst nun du? Ich kann zwar nicht sagen, daß ich dir folge, wenn du abräthst und wenn du zuräthst, aber es wird doch hüben und drüben viel Gewicht dazulegen.

Siehst du? So bin ich alter Kerl nun in die Welt der Versuchungen gerathen. Es ist hier ein aufgeregtes Rennen und Jagen. Ich brauche meine ganze Haltung und meine gute Portion vis inertiae, um mich nicht hin- und herreißen oder gar umreißen zu lassen.

Ganz eigenthümlich widerlich berührte mich ein Artikel in der hiesigen Revue, einem Organ des reitpeitschelnden Junkerthums, das in Preußen an Schamlosigkeit alle anderen Junkerschaften übertrifft. Ich bin da „der Hofjude A“. Man muß sich daran gewöhnen, solche Schimpfereien zu hören und kaum darauf hinzuhorchen. Nur weh thut's, während man mit ganzer Seele für das Volkswohl arbeitet, auch noch das hinnehmen zu müssen. Ich war noch nicht bei Hof und sprach den Minister Auerswald nur gestern auf der Straße.

Gestern faßte ich den Plan zu einem Kinderbuche. Bald mehr davon.





1861.



135.

Berlin, 10. Januar 1861.

Ich bin in vielfacher Bewegung. Ich habe, du wirst staunen, binnen zwei Tagen Joseph im Schnee in fünf Acten dramatisirt. Ich habe einige neue Motive dazu gedichtet, von denen es mir fast leid thut, daß ich sie nicht früher faßte. Man muß da comprimiren und Alles zur Schaubarkeit bringen, das nöthigt zu neuen Combinationen. Eine große Schwierigkeit ist: bei solchen Situationen und Personen alles Pathetische, Jambische, was doch das Theater braucht, zu vermeiden, ich meine nämlich die bestimmt ausgeführte Expectoration hier, wo eigentlich nur ein bruchstückweises, fast unartikulirtes Ausdrücken der Empfindung stattfindet. Wie man sich hier eigentlich in allgemeiner Betrachtung ans Sprichwort hält und keine systematische Folgerung im Zusammenhange kennt, so geht es auch in der Empfindung. Der Erzähler hat es da leichter als der Dramatiker, denn er springt selber bei und hilft nach.

Ich habe das Drama Theaterpraktikern vorgelesen und sehe, daß ich noch nicht frei genug im Schalten bin, ich muß noch viel daran thun und werde es schnell absolviren, um zu Anderem zu kommen.

Wieder taucht der historische Roman als das einzige Ziel [auf], wenn ich nur erst mit dem Kalender fertig bin.

Der Tod des Königs hier nimmt jetzt Alles ein.

136.

Berlin, 28. Januar 1861.

Gestern, lieber Jakob, gedachte ich in innigster Freude dein und wünschte dich zu mir her, und darum schreibe ich dir heute.

Es besteht hier ein Verein zur Unterstützung armer jüdischer Studirender. Ich war gestern beim Stiftungsfest, vom Comité eingeladen, und

wurde aufgefordert, vor und behufs der Sammlung von milden Gaben beim Festessen einen Trinkspruch auszubringen. . . . Während ich sprach, fiel mir ein, wie wunderbar es ist, daß ich, der ich selbst als armer Student Wohlthaten empfangen, solche jetzt für Andere soll schaffen können. Ich gedachte Mendelssohns, dessen Name stets bei solchen Festen genannt werden müsse, und wie ehedem die Wohlthätigkeit eine persönliche war, wie man Gott, das reine Menschenthum, von Angesicht zu Angesicht sah und der Geber und Empfänger des Guten einander lieben konnten. Jetzt wird Geld gegeben. Geber und Empfänger kennen einander nicht. Die Wohlthat ist jetzt wie Regen und Thau vom Himmel, und der Empfänger ist der Menschheit dankbar. Zuletzt ging ich darauf über, daß als Moses nicht mehr die Hände erheben konnte um zu beten, zwei Männer hüben und drüben ihn stützten, die Arme hoch hielten — auch die Wissenschaft ist Gebet — [daß] wie jene Stützenden durch ihr Stützen beteten, so die den Jünger der Wissenschaft stützen, selbst die Wissenschaft pflegen, und ich schloß: Auf, erhebt eure Hände, stützet!

Ich kann dir nicht sagen, welch einen Sturm von Begeisterung das alles erregte, ich selber fühlte wie noch nie die Segnung, daß mir das Wort gegeben ist.

Du hast mich gewarnt vor der Redegabe, und du hast Recht, ich fühle mich so aufbrennen in der unmittelbaren Erregung, daß ich dieselbe, oft wiederholt, nicht aushielte.

Die Sammlung war so reichlich, wie noch nie. Auch eine Denkmünze auf Moses Mendelssohn wurde mit eingelegt, sie stammt aus dem Nachlasse Humboldts. Sie wurde nun sofort versteigert, von einem jungen Kaufmann erstanden, mir öffentlich verehrt, und der Vorstand versprach ein beglaubigendes Dankschreiben dazu auszustellen.

Das also ist's, lieber Jakob, was mich heute alles so froh macht, und mitten in der Freude und heute in der Frühe dachte ich, wenn ich dich nur dabei gehabt hätte. Ich schreibe dir nur, damit du wenigstens ein Gedenkzeichen davon hast.

Die Missionärs-Natur in mir wiese mich auf einen Rednerberuf hin, ich habe auch in mir weit mehr Befriedigung vom Reden als vom Schreiben, die unmittelbare Wirkung macht mich ganz glücklich, aber es ist doch besser, daß ich zu schreiben habe. Abgesehen von der zu heftigen Erregung, glaube ich, daß man bei öftrer Veranlassung zum Phrasenhaften oder zur Wiederholung seiner selbst kommen müßte.

Den 22. Februar.

Ich schreibe dir heute, lieber Jakob, an sehr bewegtem Tage. Es ist die einzige Sammlung, zu der ich's bringe, daß ich dir schreibe.

Gestern von 5—6 hielt ich meine Vorlesung in der Sing-Akademie. Vielerlei Unruhe ließ mich zur klaren Stille vorher nicht kommen. Ich werde dir den Vortrag schicken[1]. Ich habe redlich gearbeitet und, wie ich glaube, etwas gemacht, was wirkliche Betrachtung und nicht zusammengetrödelte Phrase ist. Durch schlechte Beleuchtung auf dem Katheder war ich in der besseren Accentuation gehindert, oft peinlich. Ich fühlte im Lesen, daß das nicht herauskommt, und konnte es doch nicht ändern. Der Eindruck war, wie mir allgemein gesagt wird, ein bedeutender. Alles kam im Saale (der gesteckt voll war) und dann später und heute früh glückwünschend zu mir. Ich mußte noch am Abend auf den Mediziner-Ball, und denke dir, während einer Quadrille sitze ich neben Frau Professor Schaum, und sie sagt mir: der Tod Rietschels muß Sie auch sehr erschreckt haben. Mir war's, als träfe mich ein Schuß, ich sank fast um. Ich wollte das Weinen zurückhalten und konnte nicht, ich saß lang allein im Rauchzimmer. Die gute treue Seele, du kanntest ihn ja auch, und er gedachte deiner oft in Liebe — solch einen Freund kriege ich nicht leicht wieder. Die schwere arme Jugend hatte ihm das gegeben, daß wir uns so leicht verstanden, und jedes Zusammensein war Erquickung, und wir hatten einander von ganzem Herzen lieb. Er schrieb mir in seinem letzten Briefe noch über den Joseph. Ich wußte, daß wir ihn bald verlieren müssen, und doch trifft's mich schrecklich.

Es war eine entsetzliche Pein, daß ich noch auf dem Balle bleiben mußte mit solchem Weh im Herzen. Heute Nachmittag muß ich zum Leichenbegängniß Theodor Mügges und Abends die erste Aufführung der Fabier sehen. Es gehört ein starkes Gerüste dazu, daß man das alles aushält. Ich werde jetzt strenge darauf wachen, daß ich Ruhe und Sammlung gewinne. Ich hab's sehr nöthig.

Berlin, 4. April 1861, Morgens 10 Uhr.

Eben da ich früh still und allein in mich versunken war, erhielt ich deinen Mahnbrief, lieber Jakob. Ich raffe mich auf und schreibe dir.

Ich werde dir nächstens über meine Sommerpläne schreiben. Ich sehe dich jedenfalls im Sommer.

Jetzt im Frühling erwacht die Sehnsucht nach Dresden schwer in mir. Ich mußte weit hinausgehen, um eine Lerche zu hören.

Der Tod meines herrlichen Freundes Rietschel geht mir tief nach. Ich habe Erinnerungen an R. geschrieben und vorgestern zum Druck geschickt an die Gartenlaube.

---

[1] Goethe und die Erzählungskunst. (Erschien 1861. Stuttgart, Cotta.)

137.

Berlin, 24. April 1861.

Ich mache jetzt zum drittenmal die neue dramatische Bearbeitung von Joseph im Schnee, und das wird wohl die endgiltige bleiben. Der sehr praktische und leicht eingehende erste Schauspieler hier, Ludwig Dessoir, hilft mir dabei. Ich habe die Zuversicht, daß ich ein Volksstück mache, wie in dieser Weise noch keines da ist, und ich lasse mich keine Mühe verdrießen. Auch darf ich hoffen daneben zu einem pekuniären Erträgniß zu kommen, das mich auf ein paar Jahre sicher stellt, so daß ich weit Aussehenderes vornehmen kann. Ich lerne viel bei dieser Arbeit. Ich sehe die innerlichen Unterschiede zwischen Drama und Erzählung immer klarer. Ich glaube zwar nicht, daß ich zum eigentlichen Dramatiker geschaffen bin, ich bin in meinen Motivirungen und Darstellungen zu sehr geradezu, aber wie gesagt, ich lerne sehr viel und es wäre mir eine hohe Befriedigung, wenn auch nur ein einziges Volksstück gegeben zu haben. Du kannst dir gar nicht denken, welchen frivolen Aberwitz man täglich in den Volkstheatern dem Publikum auftischt. Alles Polemisiren hilft da nichts. Besseres geben allein.

Mit meinem Kalender will mir's im äußern Erfolg nicht recht gelingen. Ich kann mich nicht dazu verstehen, die Banalitäten zu bringen, die eben der große Publikus will, und wenn man da sich nicht auch lokal hält, so steht man in Deutschland in der Luft. Wie entmuthigend könnte es sein, daß man mir als Thatsache vorhält, die patriotische Richtung meines Kalenders verhindere den großen Absatz. Schrecklich, wenn eine Nation nur amüsirt sein und nichts von ihren innersten Lebensinteressen hören will. Ich kann von meiner Tendenz nicht abgehen, um deretwillen allein ich den Kalender herausgebe, der mir sehr viel Mühe macht.

Ich schreibe dir heute nur, damit unser Briefwechsel wieder in ordentlichen Gang kommt. Schreib mir bald, und ich antworte dir wieder geregelt.

Am 16. war ich wieder bei Hof. König, Königin, Kronprinz und Kronprinzessin, Hohenzollern und Auerswald waren alle sehr freundlich gegen mich. Da die Kreuzzeitung mich von Hof verdrängen wollte, ist es wichtig, und ein solches Verhältniß einmal angefangen, würde durch Abbrechen zur Zurücksetzung.

138.

Berlin, 16. Mai 1861.

Es ist mir fast ein Genügen, daß ich wieder so stehe, daß ich dich, lieber Jakob, an Antwort mahnen kann.

Ich absolvire, da ich meinen Schreiber bald entlasse, einige kleine Geschichten, die ich sonst wie so viele andere mir wieder entgleiten ließe.

In diesen Tagen habe ich die holländische Uebersetzung von Edelweiß erhalten, heute Brief aus England voll Begeisterung von der englischen

Uebersetzerin, und seit zwei Tagen ist ein russischer Schriftsteller hier, durch den ebenfalls Edelweiß übersetzt wird. Dann bringe ich es erst zum Herbst deutsch als Buch.

Es fängt jetzt endlich hier auch an, Frühling zu werden, aber ich habe doch große Sehnsucht nach Dresden. Dort waren die Bäume im großen Garten meine langjährigen persönlichen Bekannten, und hier ist mir selbst die Natur fremd, namentlich wenn ich ganz ins freie Feld komme, wo die Lerchen steigen. Ich habe ein wahres Verlangen nach dem Aufblick zu Bergen, und ein Wandeln, das nicht zum Bergsteigen wird, erfrischt mich auch leiblich nicht.

Ich bin auch darum doppelt fleißig, um mir recht viel Sommerfreiheit zu verschaffen. Ich bin schließlich doch froh, daß ich durch nichts Amtliches gebunden werde.

139.

Berlin, 8. Juni 1861, Morgens 12 Uhr.

Mit derselben nassen Feder, mit der ich soeben die neue Durchsicht von der Frau des Geschworenen abgemacht, schreibe ich sogleich an dich, lieber Jakob. Ich kann dir nicht sagen, aber du wirst es schon selbst merken, wie unsäglich förderlich und erweckend mir deine Bemerkungen sind. Ich muß mich nur hüten, daß ich mich nicht von vornherein darauf verlasse. Denn bei meiner leider so oft durchschnittenen Seelenstimmung bin ich, ich weiß nicht wie ich sagen soll, unsicher oder unzuversichtlich geworden, was ich sonst nie war und was, wie ich glaube, der eigentliche Haltpunkt meines Wesens war, für mich und Andere. Ich hoffe wieder dazu zu kommen.

Anfangs dieser Woche habe ich mein Drama „die Waldkönigin“, nach Joseph im Schnee bearbeitet, bei der Hofbühne eingereicht. Ich zweifle nicht an der erfolgenden Annahme. Das Hangen und Bangen kommt dann hinten drein.

Hast du meine Rietschel=Erinnerungen in der Gartenlaube gelesen? Sie sind allerdings zu subjectiv und aphoristisch, aber Ersteres halte ich für angemessen und über Letzteres konnte ich jetzt nicht hinaus.

Im Juli hoffe ich also zu reisen. Ich denke auch daran, vielleicht nach Homburg zu gehen, da hätten wir uns dann.

140.

Berlin, 10. Juni 1861, Morgens 10 Uhr.

Vor einer Stunde erhielt ich die Revisionsbogen vom Goethe=Vortrag. Ich finde, daß das Meiste zu abrupt ist, daß die Uebergänge fehlen und der Ton des mündlichen Vortrags nicht gut kommt, weil man bei demselben durch Pausen und Stimmwechsel wirken kann, was beim Lesen wegfällt.

Schon daß die falsche Interpunktion in diesem Bogen so sehr stört und daß die Interpunktion so wichtig ist, scheint mir ein Fehler des Ganzen. Es war mir immer ein bedeutsames Vorrecht der Bibel, daß sie in den alten Gesetzesrollen keine Interpunktion hat, das ist wie die antike Gewandung bei den Statuen, die natürlich fließt und sich anlegt; unsere Hilfszeichen neben dem Wort sind wie Knöpfe und Knopflöcher und alle die Schneiderbehelfe bei der modernen Gewandung.

Ich hoffe, daß du bei allem Mangelhaften in diesem Aufsatze doch auch etwas findest, was die kathedermäßige Schuläfthetik bisher nicht geben konnte. Es sind doch auch Dinge darin, die nur ein Selbstschaffender finden kann.

141.

Berlin, 17. Juni 1861.

Recht so, lieber Jakob, daß du so flugs bei der Hand bist, und recht herzlich freut mich's, daß dir im Ganzen der Göthe-Vortrag zusagt. Es ist mir ein besonderes Genügen, daß ich mich einmal nach dieser Seite hin aussprechen kann, und ich hoffe manchem jüngern Selbstschaffenden damit zu nützen und etwas aus dem Dilettantismus herauszuhelfen, dem bisweilen etwas gelingen kann, der aber nicht das Richtige macht.

Als ich die Abhandlung wieder las, fand ich, daß sie eine Improportionalität hat, die ich gerne vermieden hätte. Wie man Geschichte erzählt, hätte ich bei Wahrheit und Dichtung ausführlich sagen müssen, und ich hätte da Manches zu sagen, was sich besonders die Abstractlinge hätten merken können; ich kann aber jetzt nicht voll in die Sache hinein und muß mir das auf einen späteren Wiederabdruck versparen.

Ich kann's kaum mehr aushalten vor Verlangen, Bergluft zu athmen und beim Gehen Kniee zu machen, denn dieses Wandern auf der Ebene ist kein Gehen.

Vergangenen Freitag ließ mich die Königin rufen, um mir vor ihrer Reise Lebewohl zu sagen. Sie war überaus liebenswürdig, und ich mußte ihr versprechen, auf meiner Schweizerreise auch nach Baden zu kommen, da die Großherzogin mich kennen lernen will.

Gestern begleitete ich Dessoir bis Frankfurt a. d. O. (er reist nach Ungarn) und brachte einen erquicklichen Mittag bei Präsident Simson und dessen Familie zu.

Mir war's ganz eigen zu Muthe, als ich auf dem Felde wieder eine Kuh sah, und ich wäre gern aus dem Wagen heraus und hätte mich in den kühlen Waldesschatten gelegt. Ich will diesen Sommer einmal lernen egoistischer sein, mich von den Menschen nicht abmüden lassen und mich freibaden in der Bergluft und mich von der Sonne durchbraten lassen.

Jetzt heißt es noch fertig machen: Kalender, Edelweiß, Goethe-Vortrag u. A., dann geht's in die weite Welt. In der ersten Hälfte des Juli bin ich auf einen Tag bei dir.

142.

Berlin, 26. Juni 1861.

Eine so schwierige Arbeit bei so großer Hitze habe ich noch nie in meinem Leben gemacht als jetzt diese Durchsicht des Goethe-Aufsatzes, und du, lieber Jakob, hast mir noch dazu scharf eingeheizt. Du wirst schon sehen, wozu mich die meisten deiner Bemerkungen brachten.

Es ist mir eigentlich lieb, daß du die Goethe'schen Romane nicht mehr im Kopf hast, ich habe doch auch ein groß Stück Eifersucht in mir, ich will nur meine Betrachtungen aussprechen und mich nicht interpoliren lassen, und du hättest dann zu viel Selbständiges gehabt, das ich doch nicht nehmen darf. Ist mir ja selbst meine eigene Arbeit nach dem Verlauf der Monate so fremd und zu Neuem erweckend geworden, daß ich mich aus Treue gegen das Gewordene zwingen mußte das zu lassen, was einmal ist.

Dazu bin ich jetzt schon mit einem Fuß auf dem Wagentritt, und da arbeitet sich's doppelt schwer.

Ich habe eine tiefe Sehnsucht, mich einmal wieder ganz einsam und still auf mich selbst zu besinnen, denn hier werde ich eigentlich mir selbst entwendet.

Ich will aber davon nicht weiter reden, lieber davon, wie erquicklich mir deine Bemerkungen sind, so herb du sie auch gibst, das ist recht, und wenn einmal „gut“ oder „sehr gut“ am Rande steht, bin ich glücklich wie ein Junge in der Schule. Dein getreues Eingehen in das, was ich kann und nicht kann, das gibt dir eine Macht über mich, die mich aber nicht drückt, sondern hebt. Wie recht hast du, da du sagst, ich hätte auch in solchen Arbeiten zu viel Abbreviaturen. Das trifft! Es ist theils Mangel an Systematik in mir, theils auch eine gewisse Hastigkeit und ein Ueberdruß am Exponiren, zumal bei solchen Dingen, wo ich mich so selten ausspreche und doch so viel denke und erörtere.

Du sagst mir, ich soll wegen des Dramas ruhig sein, aber ich kann's nicht, ich habe viel Mühe auf diese Arbeit gewendet und ich kann dir nicht sagen, wie bang mir oft ist, weil ich gar nicht weiß, was aus mir werden soll. Noch nie war ich so zaghaft und unstet in meinem Berufe, ich meine, ich bringe keinen Ton mehr aus mir heraus. Ich hoffe, daß es nur die physisch und geistig gespannte Luft hier ist, die mich so deprimirt; kann ich wieder auf einem Berge frei aufathmen und bei mir selbst sein, dann muß es schon wieder anders werden. Es muß auch dickes Blut in mir sein und ich will darum in ein Bad. Das besprechen wir alles, wenn ich komme.

Meine Kalender-Mitarbeiter quälen mich entsetzlich, da sie mich immer hinhalten und jetzt noch bis auf den letzten Moment.

Es freut mich, daß du den Prellschuß zweckgemäß findest. Ich muß immer wieder darauf zurückkommen, wie es mich tief rührt, wie getreu und sorgsam du auf meine Arbeiten eingehst.

Vor kurzem war Wolfsohn bei mir. Er kam aus Petersburg und brachte mir ein prächtiges Bild unseres Freundes Koßmann und eine pädagogische Schrift von ihm.

Ich wollte dir schon im Winter über die Kritik Josephs in der Allgemeinen Zeitung schreiben. Noch nie in meinem ganzen Leben hat mir etwas wohler gethan, aber es war mir wie unkeusch, daß ich dir darüber schreiben sollte. Du gehörst so zu mir, daß ich mich fast schämte, auch dir gegenüber, daß du so zur Welt von mir sprichst. Jetzt muß ich dir's also doch noch schreiben.

27. Juni.

Dieser Brief blieb bis heute liegen. Ich war heute Mittag beim General-Intendanten und erfuhr, daß der größte Theil des Lese-Comité's sich entschied, die Bearbeitung des Joseph sei nicht dramatisch wirksam und daher nicht aufzuführen. Der Intendant will nun noch selbst entscheiden, aber was hilft's? Ich bin in mir zaghaft und unsicher geworden. Ich ging sehr betrübt in der großen Hitze heimwärts, da sehe ich meinen Rudolph, der schon seit zwei Tagen über Kopfweh klagt. Ich sehe, er ist übergossen mit rothen Flecken. Das sind die Masern! Der Arzt war soeben da und bestätigt es. Nun können wir nicht reisen und müssen in der Stickluft hier aushalten. Meine Frau hatte schon gepackt und die Kinder waren voll Ferienzukunft. Duck unter! heißt es so oft im Leben, und die Luft hier liegt auf mir wie Blei.

143.

Berlin, 4. Juli 1861, Morgens.

Ich bin heute so glücklich und frischauf, daß ich dir's sagen muß, lieber Jakob. Ich habe weiter nichts, als in mir wieder einen festen Punkt und ein sicheres Strebeziel gefunden. Und das ist das Beste.

Heute früh in aller Stille da ging mir's wieder auf, ganz neu wie ein frischer Anruf: der Straßburg-Plan ist das Einzige und Erste, worauf ich zunächst all mein Dichten und Trachten concentriren muß. Das hebt mich und macht mich frei, und noch jetzt, während ich schreibe, zittert Alles frohbewegt in mir.

Ich werde in Ruhe und Bedachtsamkeit ausführen, was mich jetzt so ganz wegnimmt.

Ich fühle, daß der große objective, historische, patriotische Stoff mich herausholen wird aus all den persönlichen Grübeleien und dem Stimmungsuchen, und ich muß in eine ganz neue Sphäre des Daseins und Wirkens gelangen.

Die Zeitläufe haben den Gedanken bei mir anbrüchig machen wollen und mir es fraglich werden lassen, ob denn die strenge Nationalität zusammenhalten muß. Ich habe nun auch diese Stufe der Skepsis überwunden, ich stehe innerhalb des Patriotismus, ohne dem einseitigen Pathos desselben zu verfallen.

Es ist in mir wie jetzt die Sommertriebe an den Bäumen, mein Leben bekommt auch noch eine frische Belaubung des Sommers.

Das wollte und mußte ich dir nur schnell sagen, lieber Jakob. Vor der Reise oder auf der Reise schreibe ich dir noch einmal.

144.

Gotha, 10. Juli 1861.

Ich habe dir versprochen, lieber Jakob, dir noch einmal von der Reise aus zu schreiben. Nun bin ich hier und werde womöglich morgen Abend von hier abreisen nach Meiningen und von da nach Kissingen. Ich fühle mich angegriffen und muß wieder freier und stärker werden.

Hier habe ich mich ganz der großen nationalen Sache widmen müssen.

Ich meldete mich sogleich bei der Einfahrt beim Herzog, er ließ mir sagen, daß ich bei ihm logiren [solle]; ich schreibe dir jetzt in einem prächtigen in Bäume gehüllten Seitenhaus beim Schlosse, und ich höre nichts als den Sang der Vögel. Nachdem ich mich ein wenig erfrischt, fuhr ich mit dem Herzog im offenen Wagen nach dem Schießhaus, der Herzog kutschirte selbst. Ueberall wurde Hurrah und Hoch [gerufen]. Wir gingen überall umher, der Herzog vertheilte die ersten Preise und leitete selbst eine Abstimmung unter freiem Himmel über einen streitigen Schießmodus, dann ging ich mit Gustav Freytag und den Herren vom Comité zur Festtafel. Es wurde manches Treffliche, aber auch viel Quatsch vertoastet. Ich wollte nicht sprechen, wenn nicht Gustav Freytag auch spricht. Wir wurden von allen Seiten bestürmt. Freytag ist aber eigentlich Aristokrat dem großen Trouble gegenüber, ich mußte schließlich doch dran, und da sich die Süddeutschen wegen ihrer Schußart trennen wollten, nahm ich das zum Thema. Ich war sehr bewegt, wie du das ja an mir kennst, ich sprach zuerst, daß man so kurz sollte reden können, wie man schießt, ein Klang — ein Treff, dann daß Deutsch einsilbig ist und daß diejenigen, die sich Süddeutsche und Norddeutsche nennen, eine Silbe streichen müßten, und zwar die letzte, oder wollten sie diese behalten — und sie können nicht anders — müssen sie die erste

fallen [lassen]. Zucht, Disciplinirung, Unterordnung unter die Gemeinsamkeit, das ist die Hauptsache; die Geleise, die uns zum Ziele führen sollen, laufen so durcheinander verwirrend und sind so ausgefahren, daß nun Niemand mehr sagen darf, mein Weg allein ist der rechte; der gerade Weg, den Alle beschließen, gilt.

Ich fühlte, daß ich im Zuge war, und ich brachte Alles zu einem Jubel ohne Gleichen, noch jetzt thun mir die Finger weh von den vielen harten Händedrücken und Hunderte küßten mich, und meine Schultern schmerzen mich noch von den vielen mächtigen Schlägen auf die Schulter. Man hob nach meinen Worten die Tafel auf, es sollte nicht mehr gesprochen werden. Abends war ich noch mit dem Herzog in einer Vorversammlung, die er abhielt.

Ich hatte eine böse Nacht, denn ich triefte von Schweiß und war in den Regen gekommen. Jetzt bin ich wieder wohl. Morgen geht's nach Kissingen. Schreib mir dorthin.

145.

Kissingen, 16. Juli 1861.

Aus deinem guten Briefe ersehe ich, was frische Ferienluft thut. Ich wollte, wir wären beide gescheiter gewesen und hätten einander gleich hieher bestellt, und du wärest bei mir bis zum 29. Wir müssen's künftig besser machen. Die paar Jahre Leben müssen wir uns noch oft haben.

Mir wird das Schreiben hier schwer. Die Kur greift mich gleich mächtig an und habe ich mich zu wehren, um nicht da und dort annectirt zu werden. Mit Dr. Veit und dessen Frau, beide treffliche herzwarme Menschen, habe ich gute Stunden. Gestern war auch Julius Fröbel einen Mittag bei mir. Sonst ist es eine leere, nichtige Welt, die sich da herumtreibt. Bei der Adresse an den König von Preußen wegen des bübischen Attentats zeigten sich die Preußen hier erbärmlich engherzig partikularistisch und dabei disciplinlos. Man muß es sehr gut mit der Welt meinen, um für dieses deutsche Publikum noch in Hoffnung zu wirken.

146.

Kissingen, 17. Juli 1861.

Du hast Recht, lieber Jakob, ich schreibe dir am Morgen bei der ersten Cigarre. Das ist die Blume des Tages, allerlei Mühsal des Kurlebens, wozu am meisten die Abwehr der Ansprachen gehört, ist vorbei, ich sitze doch wieder und athme in mir auf und bin so gut müde, daß ich eigentlich gar nichts denke und darum auch nicht weiß, was ich schreibe. Laß den Rappen laufen, heißt es im Liede, so sei die Feder mein Rappe.

Ich komme erst jetzt zu einer gewissen Ordnung; ich mag mir tausendmal vornehmen, geruhig Alles zu organisiren, bin ich im Strome, verliere ich doch eine Zeitlang die selbstregierende Schwimmkraft. Ich habe ein gutes Mittel gefunden, wie ich so bald als möglich mich von der Gesellschaft losmachen kann, ich gehe allein auf der Landstraße. Schon der Boden der Landstraße ist mir angenehmer als der Kiesboden der Alleen, und ich höre nichts als Lerchensang, sie singen hier gar frisch und jubelnd, und ich sehe die Menschen hantieren, und die Blumen an den Wegrainen sind so frisch, und mir ist als wäre ich nach langem, langem schweren Schlaf erst wieder recht auf der Welt; jede Hecke ist mir wie ein Gruß aus der Kindheit, und ich möchte immer so fort wandern und wandern und nichts haben als selbstvergessen da sein, und ich schreibe mir gar nichts in mein Taschenbuch — was sollen alle Gedanken? — ich lebe und nehme Alles auf und sauge still den ganzen Athem der frischen Welt ein. Es ist hier Alles so fruchtbar und üppig, das Korn steht in Wahrheit golden da inmitten der vielen Weizen- und Haberfelder mit ihrem saftigen Grün, und da, jetzt fällt mir's ein, heute kam mir wieder das Bibelwort in die Seele, dem ich in der Kindheit die Auferweckung meines innern Lebens verdanke: „Siehe, der Duft meines Sohnes ist wie der Duft eines Feldes, das Gott gesegnet hat!"

147.

Kissingen, 22. Juli 1861.

Während ich eben zu schreiben anfangen wollte, höre ich plötzlich Gesang auf der Straße vor dem Hause und die einsame Mettenglocke klingt darein — es sind Wallfahrer, die durch den Ort ziehen, meist Frauen mit Bündeln auf dem Rücken. Man vergißt fast ganz, wie seltsam die Welt bestellt ist, wenn man in seiner Studirstube mit Büchern und Gedanken lebt. In Gotha ein Schützenfest, jetzt eben in Nürnberg ein Gesangfest und hier Wallfahrer, die am Vorabend der Ernte noch durch das Land ziehen. Mir ist oft, als erwache ich in einer fremden Welt, die ich gar noch nicht begreife, und dazu benimmt mir die Kur und ihre Ermüdung alle selbstwillige Denkthätigkeit.

Gestern Abend erhielt ich deinen Brief, lieber Jakob, als ich schon im Bette lag. Die Kur hatte mich sehr erschöpft und dazu ein weiter Gang nach Klaushof übermäßig ermüdet. Ich lag schon halb 9 Uhr im Bett und las Walter Scotts Alterthümler. Ich will seine Technik auch näher ins Auge fassen. Er geht einen ganz andern Weg als Goethe, schon dadurch, daß er Vergangenes aufleben macht, es ist Bestehendes und Werdendes, er schildert Schlösser und Landschaften voraus und gibt eine Geschichte der Charaktere vor ihrer Action; dazu wirft er bald ein Räthsel hin, und es

geht da wie beim Wallfischfang, der Fisch will die zugeworfene Tonne packen und drückt sie dadurch hinab und sie kommt auf einer Entfernung wieder zum Vorschein. So geht's auch dem Leser mit dem Geheimniß. Doch darüber ein andermal mehr.

Ich erhielt also deinen Brief und las ihn mit Freuden und schlief gut, sonst ist mein Schlaf und namentlich das Einschlafen schrecklich. Bilder des Sterbens kann ich oft nicht los werden, und in vergangener Nacht weiß ich, daß [ich] immer fragte: wie habt ihr's gemacht, daß so viel schöner Thymian auf meinem Grabe wächst?

Diese Badekur wühlt mich ganz durcheinander, und das muß wohl gut sein. Ich lese deinen Brief nochmals und freue mich ebensosehr damit wie gestern Abend. Es ist uns doch ein großes Glück beschieden, daß wir so einander haben.

Die Art, wie ich durch den Bibelspruch Isaaks zum Erkennen des Naturlebens erweckt wurde, das möchte ich dir in einem besondern Briefe schreiben. Es liegt die ganze Wurzel meines Empfindens darin. Aber hier kann ich nichts Ordentliches schreiben. Ich bin noch nicht dazu gekommen das Schützenfest zu schildern.

Ich werde hier trotz meiner Abwehr von einer Menschenfluth überstürzt, jeder Bekannte stellt mich zwanzig andern vor; übrigens muß ich sagen, daß mir nach Abzug des Höflichkeitsrabatts doch diese allgemeine Freundlichkeit, die sich als Begeisterung ausspricht, im Innersten wohlthut. Ich wirke weit hinaus, weiter als ich je ahnte, und das erhebt mir die Seele.

147.

Kissingen, 2. August 1861.

Es freut mich herzlich, lieber Jakob, daß du mir noch von deinen Ferien einen so frischen und vielfach anregenden Brief geschrieben.

. . . Ich habe in diesen Tagen die ersten drei Bogen meines Kalenders corrigirt und ein Motiv in die Geschichte der Geschwornenfrau eingesetzt, das wichtig ist. Ich werde den Kalender noch ganz hier absolviren. Es ist höchste Zeit.

Ich habe heute den Alterthümler von Walter Scott zum erstenmal ausgelesen. Die Fabel hat Aehnlichkeit mit der Eugens im Neuen Leben, und doch wußte ich damals noch nichts von diesem Buche. Walter Scott umgeht hier die schwierigsten Momente, z. B. die Erkennungsscene zwischen Vater und Sohn, und das Mißbehagen, das die Leser empfinden, kommt davon her, daß er nicht die eigentliche Fabel zum Mittelpunkt macht, sondern Dinge und Charaktere, die in der Peripherie liegen; er ist selber wie ein alter Erzähler aus dem Volke, der das Wichtigste, worauf man am meisten

gespannt ist, nebenbei gibt. Von ihm stammen auch jene mit edler Hundetreue ausgestatteten Vermittler aus dem Volke, die kein Schicksal für sich haben dürfen und die Lastträger der Fabel sind, die Senkel an der Schnur, womit geknotet wird, hin und her. Doch ich weiß jetzt nicht, wie es in den anderen Büchern ist, ich habe jetzt nur das eine im Auge.

Eigentlich komme ich hier zu gar keinem rechten Denken. Diese schon früh Morgens beginnende Unruhe, Trinken, Baden, Laufen, man weiß gar nicht mehr, daß man ein denkendes Wesen ist. — Ich freue mich sehr auf unser Wiedersehen.

148.

[Baden, August 1861.]

Ich schreibe dir, lieber Jakob, das wird mir auch über eine Wartestunde weghelfen, und du bleibst in voller Einsichtnahme meines Lebens. Es ist so wunderbar schön hier und Alles lacht mir zu, Menschen und Berge, und doch habe ich keine rechte Ruhe. Es liegt mir zu vielerlei im Sinn, ich habe nicht das selbstvergessene Anlehnen an den Genuß des Momentes.

Salo wird dir gesagt haben, wie bewegt ich war, an Heidelberg vorübergehen zu müssen, ich athme im Sonnenschein und dort ist ein Leben begraben, das mein bestes Leben war; wenn ich in dieses Gebiet komme, ist mir's, als ob meine Seele auf lauter Dornen trete.

Ich kam, mich still in mir haltend, um 5 Uhr nach Karlsruhe, Devrients waren am Bahnhof, ich mußte sogleich mit in das Theater, die Oper „die Jüdin" wurde gegeben. Ich saß in dem schönen Hause in der behaglichen Loge unter freundlich gesinnten Menschen und da spielen und singen und tanzen sie. Welch ein Wirrsal ist die Welt! Allwissend und allgegenwärtig zu sein, müßte eine schreckliche Plage sein. Wir spüren etwas davon durch die Eisenbahnen. Dieses Zusammendrücken der Welt hat etwas Erdrückendes für den endlichen Geist, für das Metrum, an das wir gewöhnt sind. Man kann das tausendfältige Getriebe der Welt nicht fassen, da fahren Hunderte, ein jeder mit einem Schicksal, einem Zielpunkte auf den Eisenbahnen hin und her, da draußen wandeln sie in hellen Kleidern durch die Felder und über die Berge, und hier wird gesungen und getanzt und künstliche Eindrücke gebildet. Ich spürte nach dem ersten Akte der Oper, daß ich hungrig war (ich vergesse das immer und werde dann entsetzlich matt), ich trank Wein im Büffet. Nun ging ich nicht mehr gleich in das Theater zurück, ich wanderte über den weiten Schloßplatz durch die lange Straße. Wie bekannt und wie fremd war mir Alles in der einbrechenden Nacht und Alles so öde! Ich brachte noch den Abend bei Devrient zu, dessen sechszigster Geburtstag war, und dann schlief ich im grünen Hof.

hatte das Balkonzimmer, wo man in den zugemauerten jüdischen Kirchhof sieht, auf dem das helle Mondlicht lag. Am Morgen besuchte ich Bielefeld und den Maler Lessing in der Akademie. Mir war's, als sei das gar nicht Karlsruhe, wo sich ein solches feines Künstlerleben ansiedeln kann. [Dann] ging's zur Eisenbahn in Hitze hierher nach Baden und — jetzt ist Zeit, daß ich zur Großfürstin von Rußland gehe. Adieu!

Baden, 18. August 1861.

Ich weiß nicht mehr, an welchem Datum ich dir das Obige schrieb, ich bin hier in einen Strudel von Beziehungen hinein gerathen, daß ich gar nicht mehr zum Fassen in mir komme. Die Großfürstin Helene behandelt mich wahrhaft heimatlich.

Rigi-Kaltbad, 21. August.

Da bin ich nun auf freier Höhe und will dir nun weiter erzählen, lieber Jakob. Wir müssen's und müssen's fertig bringen, daß wir Geld und Zeit erobern, um einmal so auf einem Punkte außerhalb der Erde miteinander zu leben, aber das sage ich dir im voraus, du mußt mich Alles anordnen lassen, denn ich verstehe das besser. Freilich bei meiner Hierherreise habe ich's nicht bewiesen. Ich war also in den heißen Tagen in Baden viel belastet und muß in der zweiten Hälfte September nochmals nach Baden. Endlich kam ich zur Abreise. Gruber, bei dessen Schulexamen ich war und dessen Wesen und Wirken mich wahrhaft erquickte, begleitete mich, auch hatte ich zwei herrliche Tage mit Lazarus und befreundete ihn und Gruber miteinander.

Nun wollte ich einmal stark und hart sein und mich nicht überall ablenken lassen, und so telegraphirte ich nach Emmendingen, daß die Unseren mit mir in Freiburg übernachten sollen. Ich fand deinen Bruder, meine Schwester und die Kinder am Bahnhof, aber sie konnten nicht mit, und so ging's mit kurzer Handreichung vorüber, und ich mußte das theuer bezahlen. Mir lag so viel im Kopf, daß ich meinen Paletot im Waggon liegen ließ, ich telegraphirte nach Basel und kam erst sehr spät nach Freiburg hinein. Aber nach dem Nachtessen war ich hier vollauf glücklich. Es war die herrlichste Mondnacht, und weit über Mitternacht ging ich durch die stillen Straßen und — ich weiß nicht wie vielmal — um den Münster, der mit seinen Lichtern und Schatten in der Nacht so wunderbar zu mir sprach. Ich war so voll, daß ich mich nicht enthalten konnte mit der Wache zu sprechen, und dann saß ich lange still, und es kam mir, wie ich glaube, eine glückliche Einsatz-Geschichte zu meinem Straßburg. Ich schlief erst nach zwei Stunden ein, ich wohnte im vierten Stock im Zähringer Hof, und die Glocken vom Münster klangen mir ganz nahe beim Stundenschlag.

Du hast Recht, lieber Jakob, das Badische und besonders deine Breisgauer Heimat spricht mich so wundersam an, ich bin da mehr daheim als im Württembergischen, es ist in den Menschen und in der Natur ein frischerer Hauch, wohl drüben vom Elsaß, noch mehr aber ein Luftstrom aus der Schweiz.

Am Morgen in der Frühe beim Kaffee kam dein Bruder mit Jette und Rosalie, wir waren eine schöne Stunde glücklich, und sie begleiteten mich zur Eisenbahn. Nun ging's dahin in Unbehagen von der fast durchwachten Nacht und in strömendem Regen. In Basel fand ich meinen Paletot. In Luzern ging ich gleich aufs Dampfschiff nach Weggis, immer im Regen, aber ich wollte in keiner Stadt mehr bleiben und sehnte mich allein zu sein mit mir. Andern Morgens ging ich mit dem Professor der Philologie Leopold Schmidt nach Rigi-Kaltbad, und hier traf ich alsbald Bendemann, der zur Heilung hier ist, denn er hat die Sprache verloren und muß Alles schreiben. Das Wetter hellte sich auf. Wir gingen nach dem Känzeli, und o, lieber Jakob! das ist ein Blick, da erst zeigt sich die Erhabenheit der großen Natur, und doch waren die Hauptberge noch verhüllt. Eine dicke ältere Bauernfrau kam, ein Kirchenlied singend, den unwegsamen Berg herauf und erzählte ihre Verirrungsgeschichte, fast wie die der Leegart, und ging dann singend weiter.

Wir sahen einen prächtigen Sonnenuntergang vom Rigi-Rothstock aus, es waren viele Menschen da, sie plauderten Albernes, und Einer sang sogar ein Knoten-Trinklied, als aber die Sonne zu verglühen begann, da waren sie alle still, man hörte keinen Laut mehr.

Ich wohne hier in einem kleinen Zimmer, das nichts als Bett, Stuhl und Tisch hat von unangestrichenem Tannenholz, und Wände und Decke sind auch von Brettern. Ich sehe in den Tannenwald, und über die Wipfel der Tannen zieht sich der Telegraphen-Draht.

Es ist doch ein tiefer Zug der neuen Welt, sich auf Bergeshöhen Ansiedlungen zu schaffen zu freiem Aufathmen, los und ledig von Allem, was drunten an ihnen hängt; das ist eine Sprache, die sich nicht in Gesänge bindet, es ist faktischer Ausdruck, und selbst die Zerstreuungssucht und der Müßiggang weiß nicht, daß ihn doch ein heiliger Zug ruft; drunten tönen die Kirchenglocken so wunderbar in den Bergen und hallen wieder, die neue Weltreligion hat keine Glockenzungen, aber es klingt doch unhörbar in den Gemüthern und ruft sie zur Naturandacht, wie sie keine Zeit je vorher kannte.

Rigi, 24. August 1861.

Die Berge sind frei, die Gletscher zeigen sich scharf und klar in gewaltiger Reihe, es ist ein Blick wie von einem auf der Erde ruhenden

Himmel! Da schwindet alles Kleine, Nichtige und fällt ab, nur noch das große Weltmaß gilt und es athmet sich leicht in der höchsten Region, das Auge nimmt das Größte auf und das Herz weiß es nicht zu fassen. Wer das nicht gesehen, nicht in sich genommen, hat nicht vollauf gelebt, kennt die Größe des Erdenlebens nicht und bewegt sich wie ein Käfer im Halmenfelde und hält das für den großen Wald. Ach, was ist da alles Reden und Denken und Kunstschaffen, das da kann Niemand ausempfinden, kein Künstler nachbilden, und es ist recht so, das große Leben hat einen Ueberschuß, dem keine Kunst beikommt, sie kann nur kleine Ausschnitte in einen Rahmen bringen, hier gibt's keinen Rahmen mehr und die Landschaftsmalerei hört hier auf und alles Nachschaffen im Wort ist nicht mehr als Zirpen der Grille gegenüber dem Donner.

Mir ist es lieb, daß ich die Schweiz erst jetzt sehe, ich glaube die Begeisterung für die Landschaft meiner Heimat kann nicht mehr so sein, jetzt nachdem ich diese gewaltige Herrlichkeit gesehen, die Seen, die Berge, diese weiten Landschaften, mir ist als wäre mir ein Vorhang weggezogen und ich sähe zum erstenmale hinein ins Allerheiligste der Welt. Ich kann mich gar nicht wegwenden, und ich konnte nicht anders, ich habe mich auf eine unwegsame Höhe hinauf versteckt und dort hellauf gejauchzt, ich kann noch jodeln, es geht hier oben, die Luft hilft mir, und dann habe ich lange in stiller Seligkeit gelegen, bis es plötzlich neben mir schnauft und mich beleckt. Ich erschrak tief, als ob mich ein Berggeist erfasse, aber es war nur eine Alpenkuh, die meine Gesellschaft suchte und wahrscheinlich Salz bei mir hoffte. Es ist hier lauter Algäuer Vieh, und die Kuh stand dann lange still und glotzte in die Landschaft hinaus und wiederkäute dabei.

Ich gehe auf und ab, hin und her und werde gar nicht müde. Der Rigi ist selber ein Gebirge mit Thälern und Höfen, und die Blumen haben so frische Farbe und Alles duftet so kräftig.

Ich sprach einen Holländer, der am Bergvorsprung saß, er kriegt auch das Schauen nicht genug und sagt: nach den Regentagen sei ihm das Wiedersehen der Berge als ob er etwas Verlorenes wiedergefunden.

Und hier im Hause ist ein wunderbares Leben. Da sind alte Bettler, die zum Hause gehören wie zu homerischen Zeiten. Da war heute ein Händler da, eine markige Gestalt, gedrungen, geht stets barhaupt und spricht, Niemand weiß warum, seit 12 Jahren kein Wort mehr und verschenkt Alles, was er verdient. Er heißt Abraham Wetzstein aus Winterthur, und als ich ihn nach seiner Religion fragte, schrieb er auf: „Ich suche und habe, was alle Menschen suchen und haben sollten.“ Welch eine Energie gehört dazu, freiwillig nicht zu sprechen, und solche Eigennaturen kann nur diese gewaltige Landschaft hervor-

bringen. Da sind die Nagelfluhfelsen, lauter Kiesel mit einem Kitt aus der Urwelt gebunden.

Clara Schumann, der Sänger Stockhausen und der Minister Bethmann sind auch angekommen. Auch Ludwig Simon aus Paris ist angekommen, ein frischer, weltfreudiger und ideal getragener Charakter. Es ist ein großer Reichthum an Menschenbildern hier und meine Ideal-Colonie wird belebter, aber ich bleibe doch zunächst beim Straßburg-Plan. Jetzt aber weiß ich nicht, daß ich je etwas geschrieben oder noch etwas schreiben werde. Ich war auf Scheideck und auf Kulm. Hier traf ich beim Sonnenuntergang Alexander Weill und dort Twesten und Rönne und überall werde ich mit offenbarer Freude begrüßt; und ich bleibe dabei, dieser Naturcultus ist die neuzeitliche Religion, er hat nicht gemeindebildende Kraft, aber da den Bergen, der Sonne gegenüber, fällt alle Nationalität, aller Stand, alles Kirchenthum ab, und die Sonne ist wieder für sich und jeder einzelne Mensch hat sein Heiligthum in sich, und das ganze Leben ist beschwingt, denn die Luftsäule, die wir hier oben tragen, ist geringer, wir sind entlastet.

Gießbach, 26. August, Nachts.

Du hast Recht, lieber Jakob, mein Brief an dich wird fast zum Tagebuch, aber es ist nur ein geringer schwacher Nachhall des überschwenglichsten Lebens, das ich festhalten kann.

Ich wollte vom Rigi den Brief fortschicken, ich kam nicht dazu, und jetzt bin ich hier in einer parkartig umgeschaffenen Bergesbucht. Da ist Alles so symphonisch, als lebte man in einer zu Berg und Thal gewordenen musikalischen Composition, und man schläft auf Tönen, denn das Wasser von seinen sieben Fällen rauscht so wundersam. Es ist eine wunderbare Mondnacht, ich habe heut' Mittag oben am Waldesrande geruht und bin jetzt so wach. Gestern früh, nachdem ich noch eine Sennhütte besucht, wo ein Bettler sich im warmen Stall wärmte und der Knecht, der schon in der Kirche gewesen war, die Kühe molk, ging ich von Kaltbad fort, Ludwig Simon begleitete mich halbwegs, ich war frisch und lustig und mußte mich selbst anhalten, daß ich nicht immer sprang. In Weggis fuhr ich mit einer Frankfurter Philister-Familie in einem Kahn über den See nach Stansstad. Nach häßlichem Aufhalt fuhren wir noch in zwei Einspännern nach Sarnen. Ueber den Kaiserstuhl ging ich zu Fuß, und es strömten mir unter Schweiß viele Gedanken zu. Auch über die neue wunderbare Straße des Brünig ging ich, überall Wasserfälle und kühne Wegbauten. Unterwegs traf ich den Baumeister, er geleitete mich und sagte mir, daß auf dem Gießbach ein Landsmann, der Botaniker Schmidlin Verwalter sei. Mein Kutscher war ein neapolitanischer Soldat, und ich ließ mir seine Geschichte erzählen.

Ich fuhr über den Brienzer See. Am Gestade traf ich einen Knaben, der ganz wie mein Rudolf ist, und er ging mit mir zum Wirthshause. Hier wurde ich wie ein Angehöriger begrüßt und erhielt das beste Zimmer mit Balkon, Fauteuil und allem Luxus, und der Wirth saß lange bei mir, nachdem ich die Beleuchtung der Wasserfälle gesehen.

Das ist eine wunderbare Sache. Ich fürchtete, daß man mit der Natur Theater spiele, aber es ist wahrhaft schön, und die Menschen haben das Recht und die Pflicht, das Gegebene noch zu verschönen.

Die Wasserstäubchen, die bei Tage nicht sichtbar sind, werden durch die Beleuchtung zur Perception gebracht und ein neues Naturwunder wird offenbar. Der Witz eines Augenblicks ist stationär geworden, und die Natur läßt sich nicht entweihen, die Wasser fließen und rauschen fort, ob die Sonne oder ein künstliches Licht von Menschen bereitet, sie beleuchtet.

In mir ist es jetzt so still, so ruhsam, daß ich mich wie außerhalb der Welt fühle.

Aber es ist schon spät. Gut Nacht.

Gießbach, 27. August, Morgens halb acht Uhr.

Schöner als hier habe ich noch keinen Morgen gelebt, und jetzt, da ich dir schreibe, traure ich um die Millionen Menschen, die diesen Morgen in dumpfen Stuben, in schweren Arbeiten verbringen müssen. O, wenn ich sie nur herausheben könnte, daß sie diese Luft voll Thau trinken und einmal wissen und sehen und jauchzen: das ist Leben, ist Dasein, nun fahr hin Welt, ich hab dich einmal ganz und voll empfunden und gehabt, du berauschende Lust des Daseins, und aller Reichthum und alle Aemter und der ganze Krimskrams ist verflogen.

Ich habe vor dem Frühstück meiner Frau einen Brief geschrieben und hoffte das Frühstück macht mich ruhig, aber es will nicht gehen, ich bin noch wie berauscht von dieser süßen Lebenswonne. Ich will mir jetzt eine frische Cigarre anstecken. Die Cigarre schmeckt gut (auch treffliche Cigarren habe ich hier gefunden), ich saß eine Weile auf meinem Balkon in einem tiefen Rohrstuhle so bequem, daß sie sich solchen im Paradies zum Muster nehmen können. Der Himmel ist eine einzige reine Bläue, nur der weiße Halbmond steht grad oben, die hellgrünen Wiesen leuchten in der Morgensonne, die Wasserfälle rauschen so voll und stetig, als spräche die Vollsaftigkeit der Erde: siehe, ich quille und ströme mich ewig aus und erschöpfe mich nie, von Fels zu Fels stürzt es in den See und bricht nimmer ab, und kommt nur, ihr Geschlechter alle, in Ewigkeit hinein ströme ich euch Frische zu. Und drunten glitzert der See so still und groß, als müßten da Wundergestalten auftauchen und dahin schwimmen, und doch fährt eben das Dampf-

schiff dahin und zieht ein langes dunkles Geleise nach sich, und an den Bergen hinan schwimmen leichte weiße Nebelwolken, haften eine Weile am Grate und verflocken und zerfließen in die blaue Luft, und ich weiß mir nicht zu helfen, mir ist, als badete ich in lauter Wonne des Daseins und müßte nun auch etwas Anderes werden, aus diesem Meere der reinsten Lebensempfindung auftauchen als ein ganz anderes Wesen. Ich habe keine That, ich habe kein Gebilde, das ich fassen möchte, ich bin wie von unsichtbaren Flügeln in der Schwebe gehalten und kann nicht mehr nieder, und ich meine, ich befreie mich durch Schreiben und komme immer mehr ins Unbegrenzte in die Höhe, in die Tiefe, endlos, ich meine, nur die höchste Musik, das ungebundenste Tonreich könnte ahnend ausdrücken, was jetzt in mir auf und nieder wogt: noch nie, meine ich, habe ich so gefühlt, was leben ist, athmen in Licht und thauiger Luft. Das soll nie mehr aus der Seele schwinden, ich bin ein glücklicher Mensch, daß ich einmal diese adlerfreie Höhe des Daseins erschwungen, ich fühle nichts mehr von der Erdenschwere.

Ich mußte mir die Hände reiben, so kalt wurde mir's plötzlich, und doch scheint die Sonne so warm und klar, aber in dieser obern Region des Empfindens, wo ich jetzt bin, da wird, wie es scheint, die Blutwärme, die vergängliche, angegriffen, man darf da oben nicht lange verharren. So will ich denn wieder herab, will mein Zimmer verlassen, will die bereiteten Wege auf der Erde gehen, dann will ich weiter schreiben, wenn ich noch kann.

11 Uhr.

Ich war ausgegangen, bergauf gestiegen, bergab gerannt und noch ist mir's so, wie da ich ausging; ich möchte wissen, was aus diesem Tage wird, nein, ich will's nicht wissen, ich bin wie im Bräutigamszustande zu der ewig umworbenen Natur, die in der That die heilige Mutter Gottes ist, ewig Jungfrau und Mutter zugleich. So möchte ich das sonst so seltsame Symbol verstehen. Mir ist, als wäre mir Alles auf der Welt klar und offenbar, als sähe ich in den Strom des Lebens hinein wie in einen hellen Bach bis auf den Grund. Alle Räthsel sind gelöst, denn sich ganz glücklich fühlen, wo ist da noch ein Dunkel? In mir ist's wie draußen der Himmel, kein Wölkchen unterbricht die ewige Bläue, und wir wissen beide nichts davon, daß einmal Nacht war und wieder einmal Nacht wird. Ich erinnere mich der Sage, daß Noah, wie ich glaube, einen Stein hatte, der bei der Sündfluth in der Arche leuchtete wie die Sonne, ich habe diesen Stein, den die Geologen nicht kennen, wie ich meine, gefunden.

Wie selten im Leben begegnet uns etwas, von dem wir sagen mögen: Das ist absolut das, was ich wollte. Hier am Orte habe ich das gefunden, die Ruhe, nach der ich dürstete, und dabei stört mich der prächtige Comfort

des Gasthofes keineswegs. Wenn ich hier einen Arbeitsplan ausdenken könnte, er müßte groß und durchsonnt werden, aber ich glaube, ich komme nicht dazu, alles Gestalten löst sich auf, es ist ein elementarisches Empfinden, aus dem sich erst das Concrete, wer weiß wann? herausheben wird. Mag's sein und mag's auch nicht werden, ich hab's gelebt.

Ich saß nach langer Wanderung vorhin auf einem Stuhle mitten auf der Wiese und ließ mir von der Sonne den Rücken durchwärmen, und da betrachtete ich lange einen Thautropfen auf einer Halmspitze, bis er von der Sonne ganz aufgesogen war, er glitzerte in verschiedenen Farben, besonders goldgrün und smaragd und wieder ganz prismatisch, je nachdem ich den Blick wendete. Blick und Sonne müssen in entsprechender Richtung sich treffen, um das Farbenspiel zu gewinnen, und plötzlich kam ein großer grüngoldiger Käfer durch das kurze Gras getorkelt, auf und nieder, und verschüttete fast den Thautropfen, ehe er noch aufgesogen war, ein günstiges Geschick bewahrte ihn und — du lachst mich nicht aus, wenn ich dir's sage, ich selber war mir wie dieser Thautropfen und ich möchte so von der Sonne aufgesogen werden, so sterben, statt des häßlichen Modertodes.

Ich wanderte weiter nach den Wasserfällen. Die Schweiz ist nicht die Heimat für das Versenken und Träumen ins Kleine, hier ist Alles groß und gewaltig, und das Auge gewinnt den teleskopischen Blick, ich meine mein Auge wäre physisch bereits weitsichtiger geworden, ich übersehe den See und die Städte und Dörfer und Sennhütten und Berge, und ich weiß nicht, wie man sich hier in ein Einzelleben vertiefen kann.

Ich will nun aber doch das Briefschreiben abbrechen, sonst weiß ich nicht, wo ich noch hinkomme.

Ich will heute Mittag die Iliade auf einem Berge lesen, das ist das Einzige, was ich lesen kann, und mir schwebt vor, daß mein Straßburg ähnlich in der Structur werden soll. Es kommt mir viel Episodisches, Anziehendes auf den Wegen in den Sinn, im Fahren mehr als im Gehen, aber ich will vor Allem ein festes Rückgrat bilden, dann wird sich das Andere schon gut anlegen. Ich bin voll Zuversicht und Glück, und ich freue mich, daß ich dir gleich das Frischeste oben abschöpfen kann. Genieße es froh, wie es dir gibt dein Berthold.

149.

Matten bei Interlaken im Jungfraublick, 30. August 1861, Abends 8 Uhr.

Nun bin ich mitten in dem herrlichen Lande, das ich dort nur von ferne, nur in seinen Spitzen, wie ein Inhaltsverzeichniß gesehen. Mir ist so wunderbar zu Muthe, ich gehe wie träumend umher, daß ich dir nicht so gut schreiben kann, wie in den vergangenen Tagen, lieber Jakob. Ich muß

mich oft besinnen, wo ich bin, was ich denn eigentlich da will und soll, und doch weiß ich nichts als leben, einsaugen mit Blick und Athem.

Ich will mich dir zurückerinnern, so gut ich kann, aber mein Schreiben ist doch nicht mehr, als wenn ich dir eine abgepflückte Blume bringe von den frischgrünen Matten.

Ich kam also vorgestern Nachmittag hier an, auf dem Schiffe waren neben mir drei französische Jesuiten in ihrem Habit mit Bergstöcken, Brevier und Reisebuch in der Hand, die sich sehr galant mit einer lüstern dreinschauenden Dame unterhielten. Hier erhielt ich ein behagliches Unterkommen im Gasthof zum Jungfraublick, der dem ehemaligen Parlamentsmitglied von Rappard gehört.

Der erste nahe Blick auf den Gletscher hat etwas so Blendendes, Unfaßliches, daß man sich erst wenn man die Sonne darauf verglühen sieht, mit dieser so ganz fremden Welt etwas zurechtfindet. So erhebend das Aufglühen, so beklemmend ist das Absterben, Bleifarbenwerden des Gletschers. Wie ganz anders ist da das Hineinschauen in die aufgehende Sonne. Und es hat hier in den gewaltigen Bergen etwas, als ob man das erste Aufgehen der Sonne über der frischen Schöpfung sähe. Mitten in gigantischen Bergen habe ich ein Gefühl, als ob ich im Chaos stünde, nicht so eigentlich im Chaos, aber als ob da eben eine Welt entstanden wäre, zu groß für unsere Fassung.

Und immer wieder muß ich darauf kommen: es ist ein tief religiöser Zug, daß sich die Menschen besinnen und in höchster Anschauung vergegenwärtigen, wie die Sonne sich aufthut und die Erde sich erhebt; sie vergessen ja das ganze Jahr die größten Wunder, in denen wir leben.

Freilich höre ich oft, wie die Menschen ihre Opernmelodien über die Berge schleppen und Nichtigkeiten französisch parliren, aber sie wissen nur nicht, was sie Höheres da herauf trägt.

Ich spüre einen Schwindel, wenn ich so hinaus und hinab schaue, es ist kein physischer Schwindel, aber dieses Aufnehmen des Großen ist zu gewaltig, die Masse steht mir zu mächtig gegenüber, ich verliere mich, und daß ich so schnell wieder fort muß, wieder weiter bergauf, bergab, ich meine immer, es ruft mich was: Du hast mich noch nicht ganz gesehen und hast mich nicht.

Ich hatte gestern einen wunderbaren einsamen Tag auf Grindelwald, und heute einen noch viel schönern auf Mürren. Ich war auf dem Wege so glückselig, und mein Straßburg ging mir auf, und du weißt ja, mir begegnen immer Wunder: so im Einspänner liegend, kam mir's plötzlich, daß ich einen Bänkelsänger einflechte, eine räthselhaft mythische Figur, von dem zuletzt das Lied ausgeht, und wie ich das so überdenke, sagt mein

Kutscher: Herr, ich muß singen, sonst schlafe ich ein — und er jodelt und singt prächtig. Was ist nun dieses Zusammentreffen?

Der Menschenschlag in den Thälern ist leider bei der schlechten Nahrung und wenig Sonne ganz zusammengeschrumpft, viel Cretinen-Gestalten, es ist als ob diese gewaltige Natur, wie sie unser Denken zusammendrückt, so schaubar die Menschengestalt zusammendrücke.

Bern, 1. September, Morgens 9 Uhr.

Ich bin heraus aus den Bergen und nun wieder an der Eisenbahn. Als ich den letzten Berg hinabging bei Lauterbrunn, da war's, als ob es mich festhielte bei jedem Schritt, und ich kam gar nicht fort.

Das Dampfschiff stimmt noch in die Landschaft, aber das Gedränge an der Eisenbahn in Thun, ich meinte, ich wäre plötzlich in einen Menschenstrudel gefallen und sinke unter.

Ich kam gegen 2 Uhr hier an, und als ich wieder durch die Stadt gehend in einen Buchladen eintrat, das war mir eine ganz fremde Welt. Was wollen denn diese Bücher alle?

Du mißverstehst mich nicht, wenn ich dir sage, daß ich jetzt verstehe, wie es Moses zu Muthe war, als er nach 40 Tagen vom Berge wieder unter das Volk kam.

Ich habe seit so wenig Tagen, aber es sind mir so viele, fast gar nichts Gedrucktes gesehen und jetzt heißt es wieder: deine Welt sind nicht die Berge, du mußt selber Papier beschreiben und bedrucktes Papier lesen. Wenn ich es nur festhalten kann, wo ich war und was mir alles durch die Seele zog.

Ich besuchte meinen alten Freund Karl Hagen, er wohnt auf der Höhe, die Bilder und Statuen im Putzzimmer, das wohldurchräucherte Studirzimmer, Alles muthet mich wie eine fremde Welt an.

Hagen ist eine gerade einfache Natur und hält treu an alte Beziehungen. Wir gingen nach dem Schänzli, wohin auch Valentin und Frau bestellt waren.

Ich erwarte heute hier Briefe, dann reise ich morgen früh weiter. Ich spüre etwas Bangigkeit, fast wie ein Knabe, der nach den Ferien wieder in die Schule muß, aber nein, ich war doch immer auch in meinem Berufe und hoffe noch Ersprießliches zu arbeiten, zunächst und weiter hinaus.

Lebe wohl, lieber Jakob, in meinem Nächsten gebe ich dir meine Adresse an.

150.

Straßburg, 3. September 1861.

In Straßburg! Da bin ich nun, als wäre ich in einer Welt, die ich geschaffen, und doch ist's eine andere, so doppellebig ist mir's. Ich muß mich fassen, und das thue ich immer am besten, wenn ich dir schreibe, lieber Jakob.

Straßburg! Mir war's, als ich die Leute auf dem Wege hieher das so offen sagen hörte, als redeten sie alle von meinem Geheimniß, und sie sagen das so offen, und der Straßburger Dialekt hat für mich was so Anheimelndes.

Ich blieb gestern in Kehl über Nacht, auch weil ich keinen Paß habe, und ich mußte auch Kehl kennen lernen. Auf der Post war mir's nach sehr beschwerlicher Fahrt von Bern bis dahin sehr behaglich. Diese süddeutsche Zutraulichkeit mit einer gewissen Leichtigkeit und Elasticität des Gebarens, das ist specifisch badisch. Ich ging bei Sternenschein und überaus milder Luft lange durch das Städtchen, fröhliche Paare gingen auf und ab und lachten und sangen und scherzten, aber plötzlich wurde ich erschreckt, als wäre ich angefallen, ein Tambour schlug, ohne daß ich ihn sah, den lärmenden Zapfenstreich neben mir. Ich sprach mit einem Begegnenden und fragte, ob viele Soldaten hier sind. O nein, aber sie machen gern ein bischen Lärm, weil das hier an der Grenze ist.

Das Städtchen hat etwas von einem steinernen Lager, man muß immer darauf gefaßt sein, daß das alles zusammengeschossen wird.

Ich ging lang und weit ins Feld hinaus, mein Lied klang mir nach, aber das Alphorn werde ich nicht brauchen können, das ist hier entschieden interpolirt, vielleicht von dem frommen Schalk Brentano. Wo soll hier ein Alphorn herkommen und gar nach Straßburg hinüberklingen? Wenn ich es anwende, mache ich es zu einem innerlichen Hören. Wir wollen sehen. Ich war bald in meinem Plane und ganz. Ich konnte lange nicht schlafen, eine volle Scene bildete sich mir aus, und trotz der großen Müdigkeit von dem entsetzlich heißen Tag und dem hin- und hergeworfen werden hörte ich unterm Fenster zwölf Uhr schlagen, ich glaube auch von Straßburg herüber, vielleicht vom Münster. Meine Wirthsleute sagten mir aber am Morgen, daß das nur selten der Fall sei.

Ein prächtiger Morgen, als ob man in das Blau hineinfliegen müßte, war heute da, und ich war so flügge wie ein junger Bursch, der sein Ränzchen aufhockt.

Die große eiserne Brücke erscheint mir unschön, oder ist vielleicht unser Auge noch nicht an die Proportionen des Eisenbaus gewöhnt? In einem bequemen offenen Gefährte fuhr ich herüber und hatte gar keine Paßanstände ꝛc.

Ich sah und sehe Alles mit doppeltem Auge: die Wälle, die Bäume. Auf den Wällen beim kleinen Rhein weiden die Schafe, und schon fallen Blätter von den Platanenbäumen zu uns herab. Gab's damals schon Platanen? Ein Anderer sieht das alles aus mir, und plötzlich wie ein Schiff auf glatter See springt das Münster heraus, mir zitterte das Herz und deutlich wurde mir's: du bist der Mittelpunkt meiner Geschichte.

Ich ließ den Fuhrmann einen großen Umweg durch die Citadelle machen und am Münster vorbei. Die französischen Soldaten gehen so degagirt mit ihren langen Pluderhosen, und ich sehe manchen auf Ordonnanz-Gängen die Zeitung lesen. Die Straßen haben nirgends mehr deutsche Namen, und ein deutsches Bäuerchen ruft wie in Karlsruhe vor seiner Fuhre Sand: Sand koof!

Den 4. September.

Ich bin gestern nach meiner Ankunft den ganzen Morgen herumgelaufen, ich wollte zuerst allein mir Alles ansehen, von Niemand bedeutet und berufen. Mein Held soll auch zuerst, wie er als Student herkommt, Alles für sich ansehen.

Ich fand mich sehr leicht zurecht und war doch erst einmal einen Tag hier gewesen, im Jahre 1844. Wunderbar ist mir's, daß Goethe und auch Herder hier sein konnten, ohne mit einem Worte der jammervollen Schmach zu gedenken, daß das am hellen Tage gestohlenes Land ist. Mir zittert das Herz, wenn ich die Leute auf der Straße französisch reden höre, und ich habe auch schon bemerkt, daß die Leute gar nicht so freundlich als beim stummen Gruße sind, wenn ich nachher deutsch nach einer Straße frage.

Ich war dann im Buchladen, ging zu dem dichtenden Drechsler Hirtz, den ich von früher her kenne, und auf einer Brücke sieht mich ein Mann an, ich ihn, wir erkennen einander, es ist Hirtz. Er hat etwas von der Melancholie, die die Autodidakten haben, wenn sie nicht im Gegentheil anmaßend werden, freute sich herzlich mit mir, ging mit mir zum Haarschneider und dann in seine Familie, ein echt Straßburgisches Bürgerhaus. Hirtz hat sein Handwerk aufgegeben und ist beim evangelischen Consistorium angestellt, hat aber vorher ordentlich französisch schreiben lernen müssen; ein Sohn ist Offizier, eine Tochter, die eben zu Besuch da war, Frau eines Pfarrers. Ich besuchte noch den theologischen Professor Jung, der krank ist (sonst ist Alles in den Ferien) und fand einen guten Deutschen mit einem bittern Haß auf Oesterreich-Habsburg, das auch am Unglück Straßburgs schuld ist. Das hatte ich mir schon früher vorgenommen, in meiner Arbeit darzuthun. Wunderbar war mir ein Hinweis, wie das Gute immer zum Schlimmen sich wandeln kann. Jung erklärte mir, daß die Fröbel'schen Kleinkinderschulen Elsaß erst gründlich französisch machen. Die Kinder sprachen

sonst bis zum 7. Jahre nur deutsch, die Lehrer waren gezwungen, ihnen Alles deutsch beizubringen und zu erklären, jetzt werden sie in der Wolle französisch gefärbt.

Bei Tisch waren die Franzosen sehr lebendig. Das Sprechen der Franzosen hat etwas Reclamenhaftes, ihr Ton, ihr sich dabei in Scene setzen, sie machen Reclame für ihre eigenen oft so nichtssagenden Gedanken.

Ich lernte auch bei Tisch einen ehemaligen preußischen Offizier kennen, der jetzt Musikalienhändler in Mainz ist, und ließ mir von ihm die Vauban'sche Befestigungsweise erklären. Nach Tisch kam ein Musikdirektor von hier, ein geborner Thüringer, das deutsche Lied wird im Elsaß neu gepflegt.

In der Stadt ist es immer lebhaft, viel Stoßkarren und viel Knallen, und in den engen Straßen sprechen die Leute miteinander von Haus zu Haus. Im Kaffeehaus sind die Offiziere leicht manierlich, ohne Bramabassirerei.

Wir hatten Abends ein starkes Gewitter, es war vor Schwüle kaum auszuhalten.

Heute nun hatte ich einen schönen vollen Tag. Ich habe hier Verwandte, eine Schwester von Emil, die bereits verheirathete Kinder hat, und ein Sohn begleitete mich auf den Wochenmarkt. Um eine Stadt in ihrer Wurzel kennen zu lernen, muß man auf den Wochenmarkt gehen, da sieht man, wie sich der Wurzelgrund nährt, und ich verstehe jetzt Straßburg dadurch besser. Vom Gewühle und dem vielen Aufnehmen neuer Eindrücke fand ich einen guten Ruhe- und Sammelplatz im Münster. Da gibt es gutes Alleinsein. Man ist mitten in der Stadt wie in einem Wald, und diese Kühle und Höhe und Stille — und die Menschen, die vorübergehen, sind so still, sie sind nur wie Gedanken in Menschengestalt, die einen kaum hörbaren Tritt haben.

Fast noch mehr als im Berner Oberland bei den himmelhohen Bergen überkam mich das Gefühl der Winzigkeit. Dort steht man dem Chaos gegenüber, das sich selbst so hingeworfen hat in wilden Gewalten, roh, unwegsam, schroff; hier — das sind auch gethürmte Berge, aber welch ein feiner Menschengeist hat sie geordnet und gefugt, und tausend Hände, die längst vermodert sind, haben ihre Kraft hinterlassen, da sie diese Steine meißelten und fugten; und der Katholicismus hat die Kirchen stets offen, da stehen die Heiligen und brennt die ewige Lampe und die Heiligen halten Stand und vermitteln das Gebet. Der Protestantismus hat den intermittirenden Gottesdienst mit ganzen Wochenpausen, er bedarf des lebendigen Menschen, der Rede, des Gesangs, der Selbsterweckung oder der gegenseitigen Erweckung, aber die gemeißelten und gemalten Heiligen der katholischen Kirche sind immer da und haben dadurch eine gewisse Repräsentation von der Allgegenwart Gottes.

Ich saß hier so in mir geschützt und beruhigt, wie muß es erst Einem sein, der da beten kann. In einer Seitenkapelle wurde Messe gelesen. Ich sah eine Alte, die sich nur unsäglich schwer von ihrer Krücke niederließ, aber sie that's mit aller Anstrengung und war wohl glücklich, solch ein Opfer Gott gebracht zu haben. Ein schöner Soldat kam, zog Stücke Filz aus seinen weiten Pumphosen und kniete andächtig nieder. Der Geistliche wirkt gar nicht durchs Wort, er spricht in fremder Sprache und macht einen bloß musikalischen Eindruck, die Hauptsache aber sind die Verbeugungen und die mimisch-plastische Sprache, und wenn Alles still ist, wirkt die Glocke des Ministranten, und er läutet dann still und sanft, aber bald heftiger, wie wenn Einer zornig Einlaß begehrt. Die Bewegungen der Andächtigen werden mächtiger.

Eine Frau stand von ihrem Kniestuhl auf und bot mir ihn mit Winken an. Ich ging fort.

Heute Mittag war ich so müd und matt, daß ich gar nichts thun und denken konnte. Diese gewaltigen Aufnahmen und das Doppeldenken über heutiges und vergangenes Leben greift mich sehr an. Ich spüre doch manchmal, daß ich älter werde.

Abends ging ich nach der Synagoge, es war meinen Verwandten zulieb und du weißt, daß ich gern die Zugehörigkeit dokumentire. Es ist Neujahr Abends, der Vorsänger Löwe aus Hechingen, ein alter Bekannter, singt wunderschön, ich kam zu spät, aber wen treffe ich am Ausgang? Deinen ehemaligen Zögling August Kaulla. Der deutsche Bahnzug hat den Anschluß an den Pariser versäumt, und so ist A. K. zur Erinnerung an seine Mutter in die Synagoge gegangen. Wir schlenderten nun miteinander lange durch die Straßen und sprachen vielerlei. Wir gingen auch zur großen Militärmusik auf dem Kleberplatz. Da muß man diese Franzosen sehen. Das ist ein Leben, ein Gethue, wie wenn vor einer Stunde eine neue Weltbeglückung eingetreten wäre. Alles moussirt oder gibt sich wenigstens den Schein zu moussiren. Die Menge jauchzte hellauf, als der Zapfenstreich nun weiter zog, das war ein Gelärm hinter drein, ein Gröhlen und Necken, in Deutschland erschiene das als ein Volksauflauf. Wir sind freilich hier in einer Festung, aber ich höre auch sonst, daß das Militär einzig und allein obenauf ist und vom empereur gehätschelt wird. Ich begleitete A. K. bis zur Abfahrt, und zum erstenmale war mir's, als müßte ich da hinabspringen. Ich bin nur 12 Stunden von Paris entfernt und soll nicht dahin. Aber ich glaube, ich habe kein Organ für diese Stadt und ihr ganz fremdes buntes Leben.

Den 6. September.

Ich wollte dir täglich schreiben, habe es aber gestern nicht thun können. Ich war krank, verstimmt und dumpf in Leib und Seele, und da werde ich gleich melancholisch und kriege Heimweh. Oft ist mir's unbegreiflich, daß ich schon so lang umherziehe, ich bin eigentlich nicht zum Reisen geschaffen. Ich erlebe so viel Aeußeres, Ueberstürzendes und möchte am liebsten mich selbst erleben und frage mich oft: wann wird das? Und doch habe ich seit 15 Jahren in Schmerz und Jubel nicht so viel bei mir selbst gelebt wie jetzt, oft über Alles hinausgehoben, daß ich gar nicht mehr weiß, wer ich bin und wo ich bin, und mich gewaltsam besinnen muß, wohin ich gehöre, woher ich komme und was ich will. Ich muß mich ruhiger halten und mich namentlich nicht neben der Arbeit so viel in Gesprächen verausgaben.

Ich habe mich durch fast 24stündige Aushungerung geheilt und bin jetzt wieder frisch.

Der Archivar Spach, den ich besuchte, brachte mich zu einem Manne, der an sich und durch seine Studien ganz der ist, den ich mir wünschte. Es ist der Buchhändler Heitz, ein echter deutscher Bürgersmann und dabei von immensem historischem Wissen und [Besitzer] der größten Sammlung von Alsatiatiis. Bei dem sitze ich nun, wie der Vogel im Hanfsamen, und jedes Wort des prächtigen Alten gibt meinem Plane neue Linien und Farben. Gestern Morgen, ich war auch noch krank, da war ich in tiefster Verzweiflung, es stand deutlich vor mir, daß ich den Plan nicht ausführen kann, ich habe nicht historische Kenntnisse genug, und der Stoff ist so umfassend und ergiebig, daß ich seiner nicht Herr werde. Bald aber und schon Nachmittags gewann ich wieder neuen Muth, und besonders ein Sohn des alten Heitz, ein junger Professor hilft mir mit der liebenswürdigsten Art Alles ordnen, excerpiren und abschreiben. Der Alte hat ein Tagebuch des Stettmeisters Reiseissen aus jener Zeit, aber er will mir's nicht geben aus Furcht vor der Regierung. Man hat keinen Begriff bei uns davon, wie geschreckt und gebunden dies Frankreich von dem Louis ist. In mir brennt und braust Alles in dem Gedanken, daß es mir gegeben sein soll, ein Thema zu beleben, das dichterisch allgemein menschlich und national wirken soll, das ein Gericht übt über himmelschreiende Verruchtheiten. Ich sehe jetzt auch ganz deutlich, von wann an das Elsaß eigentlich französisch wurde. Bis zur französischen Revolution gehörte es staatlich und ideell zu Deutschland. Das war wie der Main, der in den Rhein fließt; bis nach Bingen bleibt der gelbe Strom für sich und der grüne für sich, da kommen sie in den Strudel, das wirft die Wellen durcheinander und jetzt sind sie eins, müssen es sein. So ging es auch mit Elsaß und

Frankreich bis zum Strudel der Revolution! Und doch hätte es anno 15 wieder deutsch werden können und müssen. Ich muß an mich halten, um nicht in alle Zeiten und Richtungen hinein zu springen.

Im Ueberlesen erkenne ich, daß das auch das Verhalten Herders und Goethes erklärt. Elsaß war noch deutsch unter französischer Schirmherrschaft.

Den 7. September.

Mit Professor Heitz und Professor Baum, einem frischen lebensmuthigen Manne, der das Münster genau kennt, war ich drei Stunden lang überall in dem Wunderbau, und ich kann dir nicht sagen, wie mich's ergriff. Ich habe gar keine Neigung zum Schwindel, aber ich sah Alles doppelt und wie berauscht. Ich weiß noch die Stelle über der Rose, wo mir's aufging: der Held meiner Geschichte ist nicht ein Student, sondern ein eingewanderter Steinmetz. Jetzt hab ich's und habe auch die Geschichte der Heldin, die die Tochter eines geheimnißvollen Thürmers ist, dessen Lebensgeschichte in den 30jährigen Krieg zurückgeht. Ich meine, ich habe jetzt den Mittelpunkt, und auf allen Absätzen schrieb ich mir was auf. Dieser Bau und sein wieder katholisch werden steht im Kern meiner Geschichte. Auf der Plattform oben steht ein wunderbarer Mönch gemeißelt. Baum fragt mich: Für was halten Sie den? Für einen christgewordenen Apollo, sage ich. Wir sitzen im Thurmwärterhaus. Eben schließen Besuchende ein Fremdenbuch, es ist voll. Baum dringt darauf, daß ich das neue beginne. Mir wirbelt's im Kopf und endlich schreibe ich: Auf der Westseite hier oben steht ein schöner Mönch gemeißelt, wehmüthig hineinblickend in die Vogesen und in die untergehende Sonne. In diesem Blicke liegt ein schwer Stück vom Leben und Leiden der Menschheit und des deutschen Volkes. — So ungefähr. Gut Nacht!

Zabern, 7. September 1861, Abends 9 Uhr.

Da bin ich also in dem Orte, wo der Bischof Fürstenberg hauste. Ich weiß nicht, ob es je anders mit mir wird, ich bin doch jetzt eigentlich in freier Verfassung und unbehinderter Gemüthsdisposition und manchmal überfällt mich eine Schwere, daß ich ganz verzweifeln möchte, ich ärgere mich über das Nächste, was ich gestern sagte, that, unterließ, und werde nur schwer fertig damit, wie wenn ich mit einem Dämon zu ringen hätte; es ist der Dämon Alleinsein, er ist der Beste, wenn man daheim ist, aber nicht in der Fremde, für mich gewiß nicht. Jetzt geht mir's wie ein Gespenst nach: Du hast auf dem Münster das Wehe deines Vaterlandes geklagt, das geht nicht vor Fremden und zu Fremden. Ich möchte auf das Münster rennen und das Blatt herausreißen. Ich bin doch eigentlich ein närrischer Selbstquäler, das wird mir jetzt eben klar, indem ich schreibe.

. . . Diese französirten Elsässer sind wie getaufte Juden, sie bekennen sich, um nicht ewig in Opposition zu sein, zum herrschenden Franzosenthum, aber ihre innersten Sympathien, die Sprache ihrer unwillkürlichen Träumereien und Empfindungsregungen ist deutsch, und die so getauften Franzosen werden keine wirklichen Franzosen, erst bei der dritten Generation mag das werden, wie bei den getauften Juden.

Ich war so eben in einem Bierhause. Eine Gruppe sprach von einer Zusammenkunft der ehemaligen Schüler des Collège in Pfalzburg auf morgen, und daß ein Drittel fehlt, das in der Krim, in Italien und China fiel. Diese Kriege geben der Nation doch eine geschichtliche Kraft und gerechten Stolz.

151.

Erlenbad bei Achern, 13. September 1861, Abends 8 Uhr.

Da bin ich nun in einer Schwarzwaldbucht. O, wie viele wohlumhegte Ruheplätze gibt es in der Welt, und unsere Zeit hat vorsorglich da überall für gutes Essen und behagliche Betten gesorgt. Ich habe jetzt auf der Reise gelernt, überall schnell daheim zu sein, und ich habe mir eben Tisch und Bett und Stuhl in meinem Zimmer nach meinem Geschmack umstellen lassen. Denn hier will ich acht Tage bleiben. Noch nie hat mich ein Wort mehr gefreut, als das in deinem kleinen Briefchen, lieber Jakob. Du sagst mir, ich solle mich an einem ruhigen Ort zur Arbeit setzen, und ich erhielt dieses Briefchen in der Stunde, als ich abreiste und im Begriff war das zu thun.

Ich will dir nun meinen letzten Tag in Straßburg schildern. Den ganzen Morgen war ich wieder mit Professor Heitz bei dessen Vater und erhielt viel historisches Detail, das sich mir stets gleich künstlerisch aufbaut. Nach Tisch ging ich zu Professor Heitz, sah dessen Arbeit über Aristoteles. In der Philologie müssen die Franzosen immer auf Deutschland recurriren. Wir gingen dann in den Weingarten des alten Heitz. Hier ist noch Gartenleben der Privatleute, und zumal da Militär und Janhagel alle öffentlichen Plätze besetzt, alle Vergnügungsorte, muß der Bürger mit den Seinen sich in einem umpfählten Grundstück vergnügen. Wir fuhren dann nach Illkirch, wo ich das Haus sehen wollte, in dem der Verrath Straßburgs unterzeichnet wurde. Das Haus steht noch, aber seine alten Erker sind abgelöst, und der Bauer, der es jetzt besitzt, ist ein aufgeweckter Mann, er hat eine Dreschmaschine, worauf Alles drischt, und es gibt jetzt so eine Art Dreschmüller. Auch hier im Stall Schimmelfuchsen, und der Bauer sagte, diese Thiere seien härter, sie könnten mehr aushalten.

Zwischen schönen kühlen Ufern fuhren wir auf der Ill über und gingen nach der Colonie für jugendliche Verbrecher in Ostwald. Da war

ehemals Alles lauter Sumpf gewesen, und jetzt schön bebautes Land, aber noch herrscht hier das Wechselfieber. In der Colonie agricole war buntes Leben, hunderte von Knaben hefteten Tabaksblätter auf, ein martialisch aussehender Aufseher in blauer Bluse, einen dünnen Dornstock in der Hand, regierte sie französisch, und doch sind die Knaben fast lauter Elsässer. Der Direktor, ein Franzose, zeigte uns Alles, und man konnte sich in die Goethe'schen Wanderjahre versetzt glauben. Einige droschen, Andere hingen die aufgereihten Tabaksblätter auf; die Knaben schlafen in einem großen Saale in Hängematten, der Saal dient auch als Speisesaal, der Schulsaal zugleich als Kirche, nur hinter einem Vorhang ist der Altar u. s. w. Als wir hinein sahen, lag von der untergehenden Sonne beschienen, eine barmherzige Schwester auf den Knieen. In der großen Küche kochte auch eine barmherzige Schwester, Knaben halfen ihr, in den Werkstätten arbeiteten andere als Schuster, Schneider. Ich sprach mit einigen Knaben und sah, daß sie nicht gebessert sind, es steckte bitterer Ingrimm in ihnen, und sie zählen die Tage bis zu ihrer Entlassung. Der Direktor und der Pfarrer begleiteten uns ein Stück Wegs.

Wenn ich wieder nach Straßburg komme, werde ich dieses Institut genau studiren, jetzt stecke ich zu sehr in alten Zeiten. So viel aber sehe ich schon jetzt, es sind zu viel in einem Institut, und die verteufelte französische Manier, eine Lobtafel in der Schule aufzuhängen, alle Erziehung in usum gloriae ist nichts nutz. Hier kann nur eine sittliche Kraft eines Direktors wirken, wie Werner in Württemberg.

Der zweistündige Weg nach Straßburg in der Mondnacht gab mir erstärkende Ermüdung, und heute früh war ich noch bei der Schwester Emils, und dann begleitete mich der Schwiegersohn von Hirtz, Rumpf aus Basel, bis hieher. Er gehört zu den Kämpfern für den freien Protestantismus, der im Elsaß durch Leblois und Colani neues Leben bekommen hat, und die Freien thun recht, sich nicht aus der Kirche herausdrängen zu lassen und nicht freie Gemeinden zu bilden.

Einen eigenthümlichen Charakterzug erlebte ich in Kehl. Mit uns fuhr ein Knabe von etwa 10 Jahren, von seiner Tante begleitet, dessen Eltern, aus Kork geboren, in Paris wohnen. Der Knabe sah zum erstenmal Deutschland, und mehrmals fragte er auf der Grenze auf gut alemannisch: Wo isch denn die dütsche Fahn'?

Ich habe lange zum Fenster hinausgesehen, das helle Mondlicht liegt auf den Wiesen, und würziger Oehmdduft steigt zu mir herauf. Ich bin so unsäglich glücklich, so allein sein zu können, und ich meine immer, ich spüre den Herzschlag der ganzen Welt, so Tausendfältiges bewegt sich in mir, und noch nie habe ich so wünschelos gelebt und geträumt, wie jetzt

schon so oft auf dieser Reise, und ich kann erleben und studiren, was ich will, immer ist mir's wieder, als sehe ich in den klaren Strom des Daseins bis auf den Grund.

Ich mußte auch daran denken, daß heut Abend Versöhnungsfest ist, und wie viel Herzen, die ich kenne, sind jetzt so tiefbewegt, und wie war ich selbst einst an diesem Abend so zitternd, als stünde ich vor der Thüre des Weltgerichts.

Mir ist's immer, als lebte ich tausend Leben. Ich muß jetzt aufhören, sonst kann ich nicht schlafen. Ich lese noch einen Besuch eines deutschen Fürsten bei Ludwig XIV. Gut Nacht.

Den 14., Morgens 9 Uhr.

Nur ein paar kurze Worte, lieber Jakob. Meine Gedanken nehmen nun einmal den Lauf zu dir.

Es ist so wonnesam still in meiner Stube, ich höre nichts als drunten auf der Wiese Oehmd mähen und weiter hinaus einen Pflüger mit seinen Pferden schreien. Ich war im Felde und schaute in die wellig sich ineinander schiebenden Berge. O, wie wohl thut's, so mit stummer Lippe einherzugehen! Ich will meinen historischen Plänen nachgehen, es fügt sich mir Manches, aber der Schrei eines Habichts, eines Nußhähers bringt mich auf ganz andere Bahnen, das Leben ruft, die Geschichte der Vergangenheit ist nicht da. Es gibt eine große Umwälzung in mir, daß ich nun geschichtlicher Vergangenheit nachgehen soll. Ich verstehe jetzt auch den vollen Unterschied zwischen Goethe und Schiller. Goethe, mit vollem Natursinn durchströmt, verstand eigentlich nichts Geschichtliches, und umgekehrt Schiller, dem Geschichtlichen zugewendet, hatte keinen Sinn für das Weben und Walten im Naturleben.

Ich muß dir doch auch noch sagen, was mich entschied, gerade hieher zu gehen. Ich fand in meinen Studien, daß ein Herr von Botzheim, der den herankommenden Verrath Straßburgs kundmachte, verbannt wurde. Nun fand ich, daß einer seiner Vorfahren in Achern begraben ist. Hieher lasse ich also den Verbannten (der eine Hauptfigur wird) sich flüchten, und so entschied ich mich.

Abends.

Ich ging nach Achern und trank vortrefflichen Kaffee in der Post. Das freie Leben, wie man hier aus- und eingeht und sich mit den Wirthsleuten bespricht, hat etwas Schweizerisches, Unabhängiges. Es regnete. Ich fragte den Wirth nach einem Lesezimmer. Es ist gegenüber. Jede deutsche Stadt hat ihr Lesezimmer, und da war's behaglich bei Allgemeiner Zeitung und Fliegenden Blättern, bis es ziemlich abgeregnet hatte, dann ging ich

heimwärts. Noch nie in meinem Leben, auch jetzt in der Schweiz nicht, habe ich einen so wunderbar prachtvollen Sonnenuntergang gesehen: drüben überm Rhein der Himmel wie glühendes Gold, fließend, blendend, und daraus hoben sich die Vogesen scharf hervor, hier, wo ich gehe, ist vor mir das ganze Thal von Wolken erfüllt, die Berge sind klar und die Thalwolken sind durchglüht, und ich schreite wie in eine Feuerluft hinein, und der Widerschein ins Thal ist zauberisch. Selbst drei Knaben, die mit ihren Ränzchen aus der Fortbildungsschule in Achern kamen, blieben staunend still stehen. Die Knaben waren hellgemuthe Bursche, rasch und treffend im Worte, und der eine ist der Sohn des Schulmeisters in Saßbach, er verließ mich am Pfarrhause, wo der Pfarrer parterre am vergitterten Fenster stand und auf den Knaben wartete. Ich ging sehr langsam heimwärts, ich spreche in der That zu jedem Schritt: Verweile, du bist so schön! Bei dem Türenne-Denkmal auf den Nußbäumen krächzten die Eulen ganz keck, und ein Bauer sagte mir, sie kämen auch Nachts „zum Schlaf in die Häuser". Und wieder kam meine Arbeit und ich mußte darüber denken, daß im historischen Roman das Naturleben keine Stelle hat, Sonnenschein, Regen und Schnee, die der historische Held empfand, sind nur gezwungen neu herauf zu führen; darum ist für das eigentlich Historische das Drama die richtige Form, wo der Mensch allein bleibt und die Luftschicht und das Naturwalten, darin er lebt, gar nicht mitspielt.

Den 19. September 1861.

Das ist heute ein Wonnetag, der erste volle Sonnentag, seit ich hier bin.

Ich habe gestern die summarische Durchsicht von Edelweiß vollendet. Ich wußte eigentlich nichts Rechtes davon, daß es immerfort regnete, ich war wieder so eingetaucht in diese so schwere Geschichte, und heute ist es wieder sonnig draußen und in mir.

Ich lebe hier einmal ganz so, wie ich mir's wünschte. Morgens vor dem Frühstück gehe ich ein Stück spazieren durch die Wiese bis zur Quelle, dann frühstücke ich auf meinem Zimmer, arbeite unausgesetzt bis zum Mittag, esse an der table d'hôte und habe erquickliche Ansprache von drei Männern, die hier sind: Ein junger Landschaftsmaler, Riedmüller aus Constanz, eine sorglose, übermüthige, elastische Künstlernatur, sangluſtig, scherzbereit und mit jener unverwüstlichen deutschen Burschikosität ausgestattet. Dann ist Professor Seubert aus Karlsruhe da, Zoolog und Botaniker, der viel Neues und Bedeutsames zu berichten weiß. Der kernhafteste aber ist ein Major Müller aus Karlsruhe, 39 Jahre alt, eine gedrungene, schon der Anschauung sich gediegen darstellende Natur und dabei von bedeutender Intelligenz. Er war Dr. der Medizin und studirt die hiesige Landschaft

geologisch; voll von deutschem Patriotismus und tapferm Freisinn und schöner Humanität.

Ich gehe in der Regel Nachmittags allein, wenn es das Wetter gestattet. Nun hatte ich heute einen Wonnetag. Im prächtigsten Sonnenschein wanderte ich aus durch die Felder und das Dorf Lauffen nach der Ruine Windeck. In einem einsamen Bauernhof spielten die Kinder katholische Messe, ich hörte ihnen zu, bis sich zwei Knaben balgten, weil der Ministrant nun auch Pfarrer sein wollte. Die Kinder sahen mich und versteckten sich. Es ist hier ein vollsaftiges Land, und in den Wäldern von zahmen Kastanien fühlt man sich ganz wie im Süden. Ich bin ein Glückskind, ich fand am Raine noch einen ganzen Schlag wohlduftiger reifer Erdbeeren; dieser Sommer oder diese Landschaft macht hier auch die Nachblüthe reif. Auf der Burg war ich stundenlang ganz allein und erlebte da einen wunderbaren Sonnenuntergang mit dem Fernblick auf die große Rheinlandschaft. Ich wartete den Mondaufgang ab, der groß und voll überm Berge erschien. Ich kann dir nicht sagen, wie wohl mir's war und jetzt noch ist, da ich dir schreibe. Ich lebe so voll in mir und habe die ganze Welt, ich lebe in einem Tage ganze Jahre, ich kann in einer Stunde Alles vergessen und Alles haben. Gute Nacht!

Sonntag, 22. September, 11 Uhr.

Das ist heute ein glücklicher Morgen. Gestern habe ich endlich Edelweiß an Cotta geschickt. Ich trug das Paket selbst nach Achern und schickte auch ein Exemplar des Kalenders an den Herzog von Gotha.

Mir ist nun heute so leicht und frei, die Klänge des Straßburg-Liedes begleiteten mich heute auf meinem Morgengang, und ich notirte viel auf und schrieb bis jetzt eben. Es gestaltet sich Alles immer fester, und ich habe eine wahre Herzfreude, besonders an meinem Helden, der wie leibhaftig vor mir steht und den ich wahrhaft lieb gewinne. Der Baukünstler hat beide Seiten, er steht im unmittelbaren bürgerlichen Leben und in der Kunst, und du mußt wissen, daß am Münster zu allen Zeiten immer fortgebaut wird, erhaltend und ausbauend, und es bildete sich da auch eine Maurerschule, die viel von der Freimaurerei hat. Ich werde da frei verfahren, und ich darf wohl so unhistorisch sein, die Vollendung der jetzigen Thurmspitze, die in die 1750er Jahre fällt, in die 70er zu verlegen.

Mir ist so wohl hier in der Stille, im Alleinsein mit mir, daß ich gar nicht fort möchte. Ich fürchte mich fast vor dem Weltgewühl, das mich wieder mir selbst nehmen wird. Ich begreife es oft fast gar nicht, daß ich mein Heimwesen, meine eigene kleine Welt habe, wohin es mich doch zieht und ruft; ich könnte, ich weiß nicht wie lange so fortleben, träumen, denken, gestalten. Es ist mir, wie wenn ich in einem frischen Flußbade wäre, aus

dem man gar nicht heraus will. Ich muß dir doch noch sagen, wie mir's mit Edelweiß ging. Anfangs war mir Thema und Behandlung eigentlich zuwider, vielleicht kommt es auch daher, weil ich mich wieder hineinzwingen mußte, aber das ist jedenfalls ein Fehler, daß die Geschichte dreimal anfängt. Als ich weiter hinein kam, hatte ich wieder mehr Interesse. Das Landschaftliche ist gut darin, aber ich sah, daß ich thematisch zu sehr mit dem Mitleid mit dem Helden anfing und es nicht verstand, das Mitleid auf die Basis des Respekts zu stellen. Ich habe nun das Mögliche dafür gethan und das Streben nach der Einung, die bloß äußerlich dem Schluß angehängt war, hinein motivirt und, wie ich glaube, eine glückliche Scene bei der Verlobung dadurch gewonnen und überhaupt die Geschichte aus der Chemisère heraus in eine soziale Perspective gerückt, ohne das neue Motiv als fremdes und störendes einzusetzen. Dann bin ich auch auf den überzeugenden Zuruf von Lazarus auf meine erste Intention zurückgekehrt und lasse Lenz nicht zum Mordversuch an Annele schreiten. Bei dieser habe ich möglichst die malitiöse Behandlung ausgemerzt und mehr Gerechtigkeit walten lassen. Sei indeß ohne Sorge, du wirst finden, daß ich nicht zuviel gethan und nicht eine fremde Stimmung oder ein unruhiges Licht hinein brachte. Es ist mir zuwider, daß jetzt das Buch von mir hinauskommt, zu dem ich kein Verhältniß mehr habe. Doch sei's.

Den 23. September.

Mein Straßburg wird immer belebter, ich lebe ganz darin, nur kommt die alte Unart wieder, daß die Charaktere sich mir vor der Geschichte stellen und empfindungsmäßig ausmalen wollen. Das ist bös, aber ich helfe mir doch heraus, da ich ein geschichtliches Thema habe und sich mir eine ziemlich feste Fabel bildete.

Ich bin so glücklich hier auf meiner Stube, der Ausblick auf die Landschaft, wenn ich aufschaue, thut mir so wohl, und ich weiß gar nicht, wie ich's in Berlin aushalten soll. Ich bin so ganz in mir, daß mich nicht einmal das Volksleben hier anregt. Gestern war hier beim Mittagsregen Tanz im Saal und eine Wirthsstube voll Bauern, und ich war allein auf meinem Zimmer und las eine sehr zierliche Erzählung von Tieck: „Der Gelehrte".

Der Maler hatte heut' Mittag Streit mit einem Fremden, einem preußischen Major. Ich erfuhr erst als er fort war, warum. Der preußische Major hatte auf mich gejüdelt. Das ist eine schöne Ironie. Ich suche überall Propaganda zu machen für richtige Erkenntniß des Preußenthums und Einheit von Nord und Süd und werde dafür bejüdelt. Es freute mich herzlich, da mir der Major Müller sagte: Ihr Juden müßt große Menschenliebe haben, damit Ihr nicht verbittert werdet.

Mich fechten glücklicherweise solche Mückenstiche gar nicht mehr an. Ich lebe in einer andern Welt.

Den 24.

Wir hatten gestern Abend hier einen wahren Föhn, und heute regnet's beharrlich. — Ich bin nun begierig, Brief von dir zu bekommen. Schreib mir sofort nach Baden-Baden. Schreibe mir auch, wann unser Maurerfest ist. Ich komme vielleicht dazu. Es kann sein, daß ich nochmals einen Sprung nach Straßburg mache, und auch nach Tübingen zu Uhland und auch zu Kausler möchte ich noch.

152.

Baden, 27. September 1861.

Glück auf, lieber Jakob! dir und deiner lieben Frau zur Geburt deines Sohnes. Nun sind wir gleich. Ich habe auch drei Söhne und eine Tochter, und unsere Nachkommen sollen die Lebensidee, die wir hatten, weiter tragen.

Ich habe deinen Brief vor einer Stunde bekommen, als der Legationsrath von Ungern-Sternberg, Schwiegersohn von Bunsen, bei mir im Gasthofe frühstückte.

Ich will dir wieder ordentlich erzählen.

Also Dienstag Mittag fuhr ich von Erlenbad nach Karlsruhe, ging Abends in Devrients Loge und sah Nathan der Weise. Immer wieder werde ich der wunderbaren Fülle des Daseins inne, so plötzlich aus Landleben und Alleinsein in die Traditionen der Cultur versetzt. Ein Neues ging mir auf, als ich den Nathan wiedersah. Das ist nicht ein Evangelium der Toleranz, Toleranz ist nichts Positives; was dieses Stück und Lessing überhaupt lehrt, ist der Glaube an die Menschen, ihre Güte und Reinheit. Davon ist jedes Wort erfüllt, und das zeigt schon Minna von Barnhelm, es ist derselbe Athem. Nur Emilia Galotti ist ein Produkt der Erbitterung, des Kampfes mit der Ruchlosigkeit. Ich möchte das einmal näher nachweisen. Kein zweiter Dichter vertritt so den Glauben an die Menschen wie Lessing, selbst Schiller in seinem Posa hat das nicht in solcher Weise, der Schwärmer kann umschlagen, und Posa ist zur Verzweiflung geneigt. Tellheim und Nathan verzweifeln nie, und Nathan als Jude ist der adäquateste Vertreter des reinsten Glaubens an die Menschen. In Jedem kann der Erlöser von der Endlichkeit und Gebundenheit noch auferstehen, und er regt sich in Jedem, wenn er angerufen wird. Nur die geflissentliche Verkehrung des Menschenthums, das Pfaffenthum im Patriarchen, hat nichts mehr, die Entzündungsfähigkeit ist abgeblitzt, die Liebe zur Heuchelei und Phrase corrumpirt. — Ich muß das noch einmal ausführen.

Nach dem Theater ging ich ins Museum. Der Prozeß Becker beschäftigt Alles.

Am Morgen war Devrient bei mir. Wir sprachen viel über den dramatisirten Joseph. Devrient hat viel Recht mit seinen Einwänden, daß der Conflict nicht einfach und drastisch ist, aber ich glaube doch, daß das Ding auch sein Gutes hat. Ich besuchte die Gewerbeausstellung, dann ging ich, die verwittwete Großherzogin zu besuchen. Sie ließ mir sagen, ich möge sofort heraufkommen, ich ließ erwiedern, daß ich im Reisekleide sei, worauf der Bescheid kam, das hätte nichts zu sagen. Sie gab mir beim Eintritt beide Hände und war überaus freundschaftlich. Sie wußte genau von meinem ganzen Leben, hat regelmäßig Alles von mir gelesen und erzählte mir ausführlich von ihrem eigenen Sein. Sie lebt seit den schweren 48er Erfahrungen, seit dem Tode ihres Mannes und besonders seit dem Tode ihres ältesten Sohnes ganz einsam, kommt kaum aus dem Palais heraus, musizirt, schreibt und liest viel. Wir kamen natürlich auch auf Politik, sie wollte mir nicht glauben, daß es eigentlich keine republikanische Partei mehr in Deutschland gibt, und sie kam wiederholt darauf, daß ich Vorurtheile gegen die Habsburger hätte. Ich stellte ihr die Frage, ob sie die Habsburger für aufrichtige Freunde der Cultur halte, sie konnte sie nicht bejahen, und nun führte ich aus, daß sich die Menschen in zwei Gruppen scheiden, die Einen, die Verächter, die sich auf den Satz vom „ewig Blinden“ stellen, und die Andern, die an den Menschen und dessen Perfektibilität glauben und muthig an dieser arbeiten. Die Großherzogin dankte mir, daß ich meinen Glauben aufrecht erhalte. Wir sprachen noch vielerlei, Literarisches, Persönliches. Die Großherzogin stellt besonders die Kronprinzessin von Preußen sehr hoch. Ich blieb fast zwei Stunden und mußte versprechen, wieder zu kommen und manchmal zu schreiben.

Als ich so aus dem Palais kam, meinte ich, ich wäre in einer fremden Stadt, die ich gar nicht von früher kenne. Ist das die Stadt, in der ich hungerte und oft so verlassen unendliche Trübsal empfand? Mein Leben ist mir oft wie ein Märchen.

Eben als ich ins Theater wollte zu Antigone, ließ mir der Minister Roggenbach sagen, er erwarte mich auf seiner Kanzlei. Ich war zwei tieferquickende Stunden bei ihm. Es ist eine Freude, einen jungen Mann in solcher Stellung zu sehen, getragen von den freiesten Ideen, die nicht in der Kanzlei geboren sind, und alsbald für alle Themas gerüstet. Wir kamen auch auf die Gegensätze von Menschenverächtern und Menschengläubigen, und R. fügte sehr ausführlich und treffend hinzu, wie darum die Freiheit kirchlich und politisch sich zugleich feststellen müsse. Wir sprachen auch viel von der jetzt in Baden ins Werk zu setzenden Emancipation der Schule

von der Kirche, und R. sagte, daß er in der Ausführung auch auf meinen Rath und meine Mitwirkung hoffe.

Eisenlohr, Devrient, Ministerialrath Schmidt kamen noch in den Gasthof zu mir. Wir sprachen lange. Gestern früh besuchte ich noch Lessing und fuhr mit Eisenlohr und dem Schauspieler Bürde hierher.

Den 28. Morgens.

. . . Mein Thema [Straßburg] hat das besonders Glückliche, daß es als Thatsache allgemein im Bewußtsein steht, in seinem Detail und dem Wie aber noch undeutlich ist. Das ist gerade die rechte Position für die Freiheit des Dichters in sich und die rechte Aufnahme in der Welt draußen. Die griechische Dichtung hat auch keine erfundenen Themas, die ganze Nation kannte sie, aber die Construction und die innere Bekleidung gehört dem Dichter.

Jetzt ist aber genug geschrieben. Leb wohl!

153.

Baden, 30. September 1861.

Heute erst, lieber Jakob, habe ich deinen Brief oder eigentlich deine Abhandlung über die Bedingungen des historischen Romans durchgelesen. . . . Ich habe mir erst vor kurzem notirt, daß der Poesie der Zerrissenheit und des Weltschmerzes die grundlegende Kraft der schlichtenden Providenz fehlt, da gibt es keine Schlußaccorde, sondern nur schrille, grelle, dissonirende Endungen. Noch gestern Abend sagte ich dem Großherzog und dem Kronprinzen v. Pr., daß ich bei meinen Studien im 17. Jahrhundert schließlich die Zuversicht heraushole, daß ein Volk, das das überwunden, nie untergehen kann, und inmitten des Redens stellte sich mir die Nothwendigkeit dar, mein Straßburg nicht dissonirend zu enden. Und als ich mit der Prinzessin Victoria über die Erzählungen der Elliot sprach, hob ich hervor, daß die Poesie ihren Beruf verleugnet, wenn sie die brutalen Thatsachen siegen läßt, auch in der Poesie nur das fait accompli geltend macht und nicht die über den Ereignissen und jenseits derselben waltenden sittlichen Versöhnungen und Lösungen herausarbeitet.

Den 2. October 1861, Morgens.

Ich konnte vorgestern da nicht weiter schreiben, und gestern kam ich auch zu keinem Worte. Ich bin krank und habe heute Nacht entsetzliche Schmerzen gehabt. Ich mag dir gar nicht sagen, in welchen greuelvollen Gedanken ich gestern umherging, und wenn ich hier sterben würde, würde ich nach Heidelberg gebracht und neben meiner Auguste begraben.

Ich muß mein Zimmer verlassen, ich kann nicht mehr schreiben, es geht Alles mit mir herum, ich fürchte jede Minute einen Schlaganfall, so drängt sich mir Alles nach dem Kopfe.

154.

Baden, 5. October 1861, Morgens.

Ich muß dir gleich wieder schreiben, lieber Jakob, weil du vielleicht doch noch in Besorgniß um mich bist.

Ich habe gestern mit Dr. Ellissen[1], der ein sehr urtheilsreifer, vielbedachter Mann ist, einen 4stündigen Gang gemacht bis über Geisbach hinaus, und die Waldluft, mir die beste Heilkraft, hat mein ganzes Wesen neu durchströmt. Sei ruhig über mich, wie ich es in mir bin.

155.

Baden, 6. October 1861.

Soeben, lieber Jakob, verläßt mich der Minister-Präsident Roggenbach, der zwei Stunden bei mir war. O, welch eine Herzerkräftigung ist es, mit solch einem Menschen zu verkehren! Da strömt Alles aus so frischer Quelle der reinsten Wirkenslust, da ist eine Glaubenszuversicht an den Sieg der Humanität. All unser Sprechen war wie ein wohliges Wiegen im freien Aether des Gedankens, und wir sahen mit demselben Auge die Welt mit ihren Höhen und Tiefen und zagten vor keinem Hinderniß, keiner Mühe, da überall schönes Menschensein erblühen zu machen. Als wir schieden, war's als könnten wir die Hände nicht auseinander lassen, sie waren eins wie die innersten Herzgedanken.

Wir sprachen über Alles, besonders aber über die endliche gründliche Durchführung der Befreiung der Schule von der Kirche.

156.

Baden, 8. October 1861.

Eine Morgenstille, eine Friedsamkeit, die sich wie Thau ins Gemüth senkt, kommt jetzt oft über mich, ich empfinde das reine Glück des bloßen Daseins, wünschelos, mit offenen Augen träumend, ich möchte nicht von der Stelle rücken, nichts fassen, keinen Gedanken festhalten, nur so athmend leben. Besonders in der Frühe, wenn Alles so lautlos um mich her und nur der helle Sonnenschein zu mir in die Stube kommt, da ist mir's, als müßte ich gar nirgends mehr hin und müßte so ewig in mir verharren.

[1] Justizrath Dr. Ellissen in Frankfurt, einer der nächsten und treusten Freunde B. A.'s (starb am 23. August 1883.)

Den 9., Morgens.

In diesen milden Herbsttagen ist mir's, als könnte ich gar nicht fort. Zum viertenmal habe ich seit meinem Abschiede meine Stiefel sohlen lassen und noch bin ich gar nicht müde und möchte immer wieder in die Wälder und über die Berge.

Ich bringe nichts Neues, Fertiges und Festes mit heim, aber in mir glaube ich das alles zu haben. Ich habe heute den 15. Bogen von Edelweiß corrigirt, ich habe an Manchem wieder doch meine Freude, es ist mir manchmal gelungen, was ich für das Eigentliche der Poesie halte, eine Empfindung zur Erscheinung zu machen. Annele kriegt jetzt fast zu viel Recht, aber das schadet nichts, und meine innigste Hoffnung ist, daß ich nun größere objectivere Themas und Conflicte vornehmen kann. In meinem Straßburg war mir bisher der Conflict noch nicht klar, ich hatte nicht scharfe Gegensätze genug, darum fehlte mir die innere Bewegung der Fabel. Jetzt rollt und reibt sich Alles besser. Doch, verzeihe, wir wollen ja nicht mehr vorparlamentirend darüber reden. Nur das muß ich dir noch sagen: vorgestern hatte ich entsetzlichen Schreck. Ich sah im Buchladen ein Buch, betitelt „Der erste Raub an Deutschland" und vierbändig. Wenn das mein Straßburg wäre! Mir schwammen die Lettern vor den Augen, aber es ist glücklicherweise das nicht. Es drängt mich aber nun doppelt und dreifach, bald rasch und kühn ans Werk zu gehen. Ich habe darum schon den Gedanken aufgegeben, im nächsten Sommer zur Ausstellung nach London zu gehen. Ich muß mein Werk vollenden.

Ich bin auch ganz deiner Ansicht, lieber Jakob, habe es nun grundmäßig erfahren. Ich muß jedes Jahr im Süden, besonders im Badischen sein, da bin ich daheim und gewinne neue Kraft. Berlin ist meine Heimat nicht, und es ist besser, daß ich durch keine Anstellung gefesselt bin. Wenn ich nur etwas sorgenfreier in ökonomischen Dingen leben könnte. Ich hoffe, mein Kalender hilft.

Freitag Mittag oder Abends hoffe ich also bei dir zu sein. Es thut mir weh, daß ich nicht noch zu Uhland soll und auch Cotta nicht spreche, aber ich will an deinem Sonntag bei dir sein. Ich habe hier viele Freude mit Ellissen, er geht getreu und warm auf Alles ein, ist eine schöne und grundehrliche Natur, und wir verstehen uns abbrevirt. Er liest mir auch meine Revisionen. Ich gehe vielleicht auf meinem Wege abseits zu Eller. Ich habe den alten Kameraden in 6 Jahren nicht gesehen.

157.

Berlin, 16. October 1861, Morgens 11 Uhr.

Daheim! Ich bin daheim! Mein erster Federzug ist wieder zu dir, lieber Jakob. So viel eigenes Leben erwartete mich und umfaßt mich nun.

Ich kann's gar nicht begreifen, daß ich so lange fort war, nur fühle ich noch frische Luft aus dem Süden in der ganzen Seele. Meine Kinder sind gewachsen und gediehen, und Rudolph, der schmal und schlank geworden, aber frischauf, geht eben in der Herbstsonne noch in den Thiergarten. Bis Gießen hungerte ich gestern, da ich bis dahin kein Frühstück bekam. Das war aber doch gut, mir ist immer besser, wenn ich mit dem Frühstück warte. Wie schmeckte dann die erste Cigarre! In Marburg stieg Adolph Stahr mit seiner Frau ein, und wir hatten den ganzen wunderbar sonnigen Herbsttag ein wohlig angeregtes Zusammensein.

Ich habe viele und gute Briefe und Zusendungen gefunden, darunter die englische Uebersetzung von Joseph und Edelweiß. Das liegt nun alles mit seinen Schwerblütigkeiten hinter mir. Ich beginne frisch, wie wenn ich noch gar nichts gemacht hätte.

Gestern Abend, als ich in die öde Fläche hinaussah, war mir's so eigen, daß die Welt auch so aussehen kann, und es ist sehr mild vom Mond, daß er auch diese Gegend bescheint. Aber was brauche ich Gegend und Welt! Ich habe jetzt Alles in mir.

158.

Berlin, 19. October 1861.

Drei Tage bin ich nun hier, und wenn ich für mich allein gehe und so hinträume, begleitet mich immer das Wort aus der Bibel: „Ziehe hinweg aus deinem Vaterlande und von deinem Geschlechte und von deinem Vaterhause". Das Wort begleitet mich wie sonst eine Volksmelodie, denn ich fühle aufs neue, daß ich von meiner Urheimat fort bin, und dann grübelt man über solch ein Geleitswort.

Jetzt aber von der Bibel wieder zu mir und zu Berlin mit Telegrammenschnelligkeit, die wir auch durch die Entfernungen der Zeiten anwenden können. Ich kann dir nicht sagen, wie fremd, wie handhablos mir jetzt wieder diese Stadt ist. Mein Straßburg geht mir neben Allem durch den Sinn und jedesmal glüht Alles in mir, wenn ich fest daran denke.

159.

Berlin, 24. October 1861.

Ich bin froh, daß die Einzugsjubelei hier vorbei ist. Dieses ganze Gethue hier hat eigentlich kein Ziel und keinen factischen Hintergrund, es schließt sich nicht an ein geschichtliches Novum, und wenn diese Jubelei jetzt so verbraucht wird, was soll denn einem Sieger und dem Träger der gesammten Reichshoheit werden? Die deutschen Fahnen im Zuge wurden immer mit Jubel begrüßt, sie sind ein Postulat des Volksbewußtseins, aber das ewige Postuliren macht matt und überdrüssig und gibt dem Volke eine

ungesunde Reizbarkeit, so daß bei jedem Ritzen das scharfe Blut Eiterung absetzt. Daher nimmt ein Straßenskandal hier gleich etwas Giftiges und überschreitende Dimensionen an. Ich muß dir sagen, daß ich die Dinge sehr trüb ansehe, seit ich sie wieder mit frischem Auge aufnehme. Aber jetzt genug Politik.

Ich lese deinen Brief vom 20. wieder . . . Daß die Juden jetzt bei den verschiedenen Völkern so national gesinnt werden, das ist ein sehr wichtiges Thema. Ich möchte einmal dazu kommen, in einem großen Roman das gesammte jüdische Leben zu fassen, da wäre das ein bedeutendes Moment.

160.

Berlin, 29. October 1861.

Heute früh beim Aufstehen kam ein Paket mit den ersten gehefteten Exemplaren von Edelweiß und ich habe dir's, glaube ich, schon oft gesagt: in den ersten Tagen, wenn ich das geschlossene Buch behäb beieinander in der Hand habe, ist mir's, als wäre mir etwas geschenkt, das immer zu mir spricht, und es ist mein eigenes inneres Leben, das ich begrüße, aber es steht mir doch als fremdes, abgethanes gegenüber. Ich kenne mich schon, nach einigen Tagen, es ist immer so, weiß und will ich nichts mehr von dem Buche und sehe es mein Lebenlang nicht mehr an, und heute ging mir's oft durch den Sinn: es ist doch ein langer Weg von Tolpatsch bis Edelweiß, und wohin wird Leben und Denken noch führen! Mag kommen was da will, es ist doch ein seltenes Glück, daß ich mein Innerstes ausgestalten darf, und ich bin der Zuversicht, daß ich noch Freies und Frohes im Athem der kommenden Tage schaffe.

Ich kann mir nicht denken, wie Andere, ganz Fremde, die Stimmung und das ganze Leben in Edelweiß aufnehmen mögen. Mir ist der Inhalt eigentlich ganz verschwunden und ich habe nur ein besonderes Genügen daran, daß ich künstlerisch etwas erreicht habe, was früher so oft fehlt und doch das eigentliche Wesen der Kunst ist: die Personen erfahren eine Wandlung ihres Wesens, und das ist besonders beim Joseph gar nicht der Fall, ein Ereigniß ändert da die Position, aber nicht wie hier Ereigniß und Charakterwandlung gemeinschaftlich. Freilich hätte ich auch hier noch Manches ganz anders machen müssen. Bei all meiner Arbeitsgenauigkeit lege ich mir doch nicht das Schwere genug auf, einzelne Personen hätten für sich verfolgt und wieder eingeordnet werden müssen, so das Haus des Doctors, Löwenwirth und Frau Elster nach dem Fall; und ein Romantiker — und hätte ich eine größere Dosis davon — hätte Pilgrim und den Pröbler ausführlicher vorgenommen und in den Vordergrund gestellt. Es ist etwas Gewaltsames darin, daß Lenz und Annele so ausschließlich bevorzugt sind.

Das Zweifigurenbild mit seiner beschränkten Compositionsweise steht mir noch zu sehr zu Handen. Ich hoffe, das in meinem Straßburg zu überwinden und eine vielgliedrige lebensgroße Gruppe zu schaffen.

Es moussirt jetzt gar viel in mir und von mir draußen in der Welt, der Kalender, die Goethe-Schrift, Edelweiß und nun jetzt noch das Drama, es ist eigentlich zu viel.

Meyerbeer war gestern bei mir und erklärte sich bereit, die Musik zu dem Drama zu componiren. Es ist ein heikler Punkt und ich bin mir noch nicht ganz klar, aber ich darf dir auch das Unklare sagen. Die Ehe-Einsegnung von Adam und Martina hat etwas eigenthümlich Sittliches, sie haben die Probe der Zugehörigkeit bestanden und der Naturbund erhält die staatliche und gesellschaftliche Weihe. Das darf nicht als Dogma für die Welt im Allgemeinen aufgestellt werden, aber im concreten Fall kann das höher Sittliche liegen.

Der Brief soll heute fort, drum jetzt nichts mehr, als herzinnigen frohen Gruß.

161.

[Ohne Datum.]

Du schreibst mir nicht, lieber Jakob. Ich denke, du bist beklommen, weil du bereits die Nachricht vom Tode meines Bruders Abraham weißt. Gestern hab ich's nun auch erfahren und ich begreife nicht, wie ich noch schreiben und ein Wort nach dem andern setzen kann, ich meine, alle Fähigkeiten und Gewohnheiten müßten von mir gewichen sein, so war ich draußen aus der Welt und im Tode, in den räthselvollsten Todesgrübeleien.

Ach, lieber Jakob! Da sollte ich nun endlich einmal einen Winter haben voll Ruhe und Friede und seelischem Gedeihen. Ich soll es nicht so gut haben, die Wurzelruhe soll ich nicht haben, es soll immer wieder Alles aufgewühlt werden.

Es ist eine schreckliche Sache, daß Beruf und Lebensgang von den nächsten Angehörigen trennt und man nicht mit ihnen sein Leben lebt und beschließt.

Ich habe mit diesem Bruder meine volle Kindheit verlebt, er war zwei Jahre jünger als ich, aber er beherrschte mich ganz, weil ich ihn schwärmerisch liebte. Gestern am Freitag erfuhr ich seinen Tod, und an einem Freitag war's, da war mein Abraham einmal wild und unbändig, es kommt ein Besenbinder von Tummelsberg in die Stube, meine Mutter sagt: „Nehmt den bösen Buben mit." — „Ich geh mit," sagt Abraham trotzig. Ich hing mich an ihn und ließ ihn nicht los, und nun konnte er später Alles, was ich hatte, mir entlocken, ich gab ihm sogar einmal im Schloßgarten meine Hosen, weil er die seinen zerrissen hatte, und ließ mich

für ihn schlagen. Er durfte nur sagen: „Wenn du das nicht thust, geh' ich nach Tummelsberg" — und ich gab und that ihm Alles. Wir schliefen Jahre lang in einem Bett, und in den letzten Jahren in der Dorfschule war Abraham stets mir voraus; er hatte die schnellste Fassungsgabe, war aber der beste Reiter im Dorf und wollte nichts von Studiren wissen.

O lieber Jakob! Wie weit zurück geht das und reißt die feinsten Lebenswurzeln aus! Und im Jahre 1835, als ich von der Universität zurückkam, nach Stuttgart kam, war mein Abraham Soldat und war täglich bei mir und schrieb mir ab für den Chauber[1].

Wie viel lustige Zeit hatten wir mit einander und wie lustig waren wir, trotzdem wir oft nichts hatten. Mein Bruder saß in seinen Soldatenkleidern auf meinem Zimmer und schrieb für mich ab, er sah mir so ähnlich, daß ein Bekannter, der eintrat, ihn über den Königskittel aushöhnte, weil er ihn für mich hielt. Und als mein Leben mich immer weiter von der Heimat und vom unmittelbaren Sein mit den Meinigen wegführte, war es Abraham vor allen, der meine Schriften verstand und sie stellenweise ganz auswendig kannte. Er hatte auch ein schweres Leben, war eine Zeit lang Knecht bei meinem Schwager, bis er sich selbständig machte.

Als ich in der strahlendsten Mittagshöhe meines Daseins mit meiner seligen Auguste daheim war, führte uns Abraham oft mit seinem Fuhrwerk spazieren.

Und noch voriges Jahr, als ich in Rottweil den Joseph revidirte, war er mit einer Koppel Pferde dort und blieb einen ganzen Tag bei mir und zeigte mir, wie er meine Photographie stets in seiner Brieftasche trage, um mich oft anzusehen. Er war ein Mann von riesenhaftem Baue, von dreifacher Manneskraft, unbändig und dabei wieder vom zartesten Gemüthe, und jetzt — im Alter von 47 Jahren durch den Typhus weggerissen von einer jungen Frau und sechs Kindern! Es ist unfaßlich! Ich starre da hinein wie in schwarze Nacht. Das Leben fällt von uns ab, eh der Tod uns nimmt.

Müdigkeit und entsetzliche Gleichgiltigkeit gegen das Leben zieht immer hin und her in meiner Seele, und Alles ist dumpf und stumpf wie zerschlagen. „So viel Arbeit um ein Leichentuch!" Das grausenhafte Wort Platens spricht sich immer in mir.

Ach lieber Jakob! Nicht die Ungläubigen allein sind von einem solchen Schlage so niedergeworfen, ich habe Bendemann und Rietschel beim Tode Rauchs und beim Tode Angehöriger gerade so gesehen.

---

[1] Vgl. S. 19, Anmerk. 2.

162.

Berlin, 4. November 1861.

Nun auch meine Schwester Estherle todt! Am 3. October starb mein Bruder Abraham, meine Schwester pflegte ihn getreulich, sie legt sich auch nieder und stirbt. Mir ist bei diesen fürchterlichen Schlag auf Schlag treffenden Todesstreichen zu Muthe wie vorm Jahre und noch ärger, als ich damals mit all den Meinen auf offener Straße in das entsetzliche Hagelwetter gerieth: aus der leeren Luft prasselt es nieder mit Hammerschlägen, und es läßt sich nicht dagegen ankämpfen, nichts thun als gefaßt und resignirt das Entsetzen auf sich einhauen lassen.

Ich habe die Genugthuung, meiner Schwester seit bald 18 Jahren das Leben erleichtert zu haben, ich habe noch ihren letzten Dankbrief vor mir, wo sie mich segnet bei Erhalt der Wochengelder. Es war eine innige, trotz schwersten Leids immer heitere Natur.

Meine Schwester hatte ein schweres Leben, sie verlor ihren Mann früh und hatte acht Kinder. Ich erinnere mich noch ihrer Hochzeit. Mein Bruder Abraham und ich, wir fielen auf dem Hochzeitszuge in eine leere Kalkgrube, mußten uns ausziehen und den ganzen Tag daheim bleiben und hörten vom obern Dorfe herunter die Musik, und als meine Schwester reich war und ich nach Hechingen und Karlsruhe ging, gab sie mir immer Geld auf den Weg, und wenn ich in den Ferien heim kam, richtete sie mir eine Gasterei her. Sie war immer heiter und ihre Hauptlust war Singen, sie schämte sich, das in ihrer kleinen Unterstube bei der kranken Tochter laut werden zu lassen, und wo nun in der Familie ein kleines Kind war, da kam Estherle abends und sang das Kind in Schlaf und sang stundenlang fort, nachdem das Kind schon schlief. Kleine Kinder, das war ihre Freude vor Allem, und noch voriges Jahr sagte sie: man sollte immer ein kleines Kind haben. In der Stunde, da ich ihren Tod erfuhr, hatte ich an den Lehrer geschrieben, daß ich meiner Schwester, die den Abraham so treu gepflegt, ihr Wochengeld verdopple, und nun liegt sie im Grab. Ich sehe den Berg bei Nordstetten, wie viele der Meinigen liegen dort! Wann kommt's an mich?

Den 7. November.

Ich schicke dir heute den Brief und sage dir, daß ich endlich wieder ruhiger bin und mich in die Lebenspflicht finde. Ich habe heute schon ganz fern abliegende Gedanken festgehalten. Ich will zum 63er Kalender eine Erzählung schreiben, die als Jahrhundert-Erinnerung im Abschluß des Hubertsburger Friedens spielen soll. Du siehst also, ich bin bereits wieder auf meinem Posten.

Es faßt mich Alles so ganz und gar. Mein Schmerz ist nun ein ruhiger, thatsächlicher geworden. Sei also ohne Sorge um mich.

163.

Berlin, 9. November 1861.

Ich bin in Sorge um dich, lieber Jakob. Wenn man in so kurzer Zeit so Schweres erfahren hat, wird Alles fraglich und wankend. So macht mir nun deine ungewohnte Schweigsamkeit Sorge. Ich bitte dich also, schreib mir sofort, wenn auch nur wenige Zeilen. Du wirst mein inneres Bangen erklärlich und verzeihlich finden. Ich kann heute nichts mehr hinzusetzen.

164.

Berlin, 11. November 1861.

Ich schreibe im tiefsten Schmerze an dich, lieber Jakob, vielleicht erleichtert es mir das Herz, wenn ich zu dir rede, wie das schon so oft geschah in allen Lagen des Lebens. Aber noch nie habe ich um dich gebangt. Ich habe mir schon alles Denkbare mein Leben lang gedacht, aber noch nie das, daß ich auf der Welt sein sollte ohne dich. Ich kann's nicht fassen. Verzeih mein nachtschweres Sinnen und quälerisches Phantasiren, aber du mußt es verzeihlich finden, daß jeder Blutstropfen in mir so schwarz und schwer rollt; ich habe mich in das Entsetzlichste finden müssen, Bruder und Schwester in einem Monat zu verlieren. Noch vor 14 Tagen las ich mit Freude, daß nun die Eisenbahn bis Horb gebaut wird, ich kann fortan so gut heim. Was hab ich nun noch daheim? Noch einen einzigen Bruder, und die beglückende vielseitige Innigkeit ist hin, überall Trauer und Wehe und Entbehren.

Den 13. November, Morgens.

Das da drüben — ich muß dir's doch schicken, du sollst jeden Athemzug meiner Seele haben — schrieb ich vorgestern, aber mitten im Schreiben bekam ich einen Schwindel vor meinen Gedanken, als müßte ich zu Boden sinken, ich konnte nicht weiter, schrieb sofort an Salo und erhielt von ihm gestern Mittag, als eben Direktor Löwengard da war, beruhigende telegraphische Nachricht, und heute erhielt ich das Paket mit deinem guten Briefe. Es muß eine Saite in mir zu hoch gespannt sein, daß ich so widerstandslos über Alles hinausgeschnellt werde. Ich bin eigentlich tief innerlich müde, der Ruhe und Anlehnung bedürftig, ich möchte einmal nur leben, still, geradeswegs fort, weiter nichts. Dazu komme ich aber wohl nie, ich bin mit fremdem innerm Sinnen in eine neue Welt versetzt, hundertfach beansprucht, immer aufgerufen, immer auf dem qui vive, die unmittelbaren Begegnungen und die freiwillig erregten oder von selbst sich einstellenden Spannungen der Phantasie erwecken mich übermäßig, und doch ist das Instrument an sich eigentlich nicht so spannkräftig. So kommt das schwere Auf und Ab. Und trifft mich ein so entsetzlicher Schlag wie jetzt der Tod

meiner Geschwister, so kann ich meine in alle Nacht des Schmerzes hinausrasende Phantasie nicht zügeln. Ich muß es aber können und werde es. Wenn man den größten Theil der beschiedenen Lebenstage gelebt hat, muß man sich ans Sterben gewöhnen. Mir erscheint der Tod noch immer als eine Brutalität, ich muß mich auch mit dieser vertragen lernen.

Du hast Recht, und ich habe mir das auch selber gesagt: man muß die noch beschiedenen Tage mit dem Besten erfüllen, was man vermag.

Ich kann dir jetzt auch schon ganz ruhig auf deinen Brief antworten. Ich wiederhole dir nochmals, du wirst meine Angsterregtheit erklärlich finden, und dazu kommt, daß meine so bewegte Phantasie jetzt eben kein Object hat, an dem sie sich ausgibt, und so geht der ganze Strom eben dahin. Ich könnte aber jetzt keine Fiction vornehmen, es gibt da keine Handhaben, wo das ganze Wesen vom Leben oder eigentlich vom Tode so geschüttelt ist. Ich warte ruhig.

Du siehst, ich kann schon über mich selbst reflectiren, und bin ich erst da, bin ich auf der Schwelle der Erlösung. Deine Bemerkungen über Edelweiß scheinen mir nicht ganz zutreffend. Der mittlere Theil nach dem Exordium ist eben wie in allem Wachsthum, wo die Stufe des Wachsens in die der Reifung übergeht, ein scheinbar langsamerer, an Ueberraschungen dürftiger; aber wie ich das Buch jetzt wieder übersehe, scheint mir bei Vielem, was ich besser wünschte, das doch gelungen, daß die Parallele vom Wachsen der Pflanzen unter klimatischen Wechselwettern und Hinderungen im Seelenleben sich empfindungsweise ausprägt. Wenn die Pflanze Worte hätte und ihre Conflicte mit Wetter und Boden und die Befruchtung rc. kundgeben könnte, Aehnliches müßte sich herausarbeiten. Von einem Einflusse Ludwigs auf mich kann gar keine Rede sein, eher umgekehrt. Daß viele Schärfen ausfielen, war nothwendig, wenn die schließliche Umkehr — wobei ich allerdings wünschte, die bewahrte Heiterkeit Anneles besser accentuirt zu haben — nicht eine bloß gesagte und versicherte sein soll. Man hat allerdings weniger Raum im Aufzeigen des neuen Lebens; ist das Korn reif, ist nichts mehr zu thun als einzuernten, das Pflügen und Säen sind erwartungsvollere, spannendere Thätigkeiten.

Du hast Recht, es ist ein Glück, daß wir nun auf so sicherem Boden mit einander diskutiren können.

Ich werde deine Bemerkungen über den [Straßen-] Mathes sehr zu Rathe ziehen; diese Geschichte ist, wie ich mich erinnere, in Verstimmung zur Beschäftigung des Schreibers hingeworfen, und Alles nur wie gewaltsame Reminiscenz durch eine Verschleierung. Ich hoffe für meinen Kalender Gutes zu bringen.

165.

Sonntag, den 17. November 1861.

Ja, lieber Jakob, ich will mir's recht wohl dabei sein lassen, daß ich dich habe, und mit dir sein und leben so viel als möglich ist. Nach dem jähen Schmerz hat sich eine eigenthümlich lässige Energielosigkeit in mir festgesetzt, ich gehe herum, wie wenn ich gar nichts auf der Welt zu thun hätte, nichts fesselt und nichts hält mich; es gibt Zeiten, wo einem leiblich Alles aus der Hand fällt, was man greifen will, und so geht mir's jetzt geistig.

Ich wende mich zu diesem und zu jenem Thema, es entgleitet mir. Und dazu kommt, trotz freundschaftlicher Anmuthung, namentlich von Lazarus, ein Gefühl der Fremdheit hier, das mich gar nicht dazu bewegt, das Haus zu verlassen, und wenn ich's dann doch thue, stehe ich oft fragend auf der Straße: wohin willst du denn?

Ich habe meine Lebensweise, meine Tageseintheilung ganz geändert. Meine Frau wünschte es immer und immer wieder, daß wir erst um 4 Uhr zu Mittag essen, es erleichtert das nicht nur den Haushalt, wir können dann auch mit den Kindern essen, deren Schulstunden um Mittag zu sehr drängen, und der Morgen ist länger, und Ausgehen vor Tisch ist mir zuträglicher; aber meine ganze Natur hat sich nur schwer von der bald 50jährigen Gewohnheit entwöhnt. Jetzt habe ich mich schon drein gefunden, und wenn ich erst in meiner Arbeit sein werde, und in einem Zuge fortarbeiten kann, wird's noch besser sein.

Gestern hatte ich auf meinem Gang vor Tisch eine freudige Begegnung. Ich traf den alten Jakob Grimm, und er forderte mich auf, ihn zu begleiten, da ich mein Versprechen vergessen hätte, ihn im Frühling zum Spaziergang abzuholen. Der kernhafte Alte hat in seinem ganzen Wesen etwas wie ein Priester, der aus seiner eingeschlossenen Tempelstille manchmal hinausgeht in die Welt. Wir sprachen zuerst von Uhland, und Jakob Grimm freute sich wieder über manche gute Ausdrücke in Edelweiß, er ist noch nicht fertig damit. Dann sprach er, und sein Gesicht wurde groß dabei, daß eine ganze Erneuerung und Umgestaltung der Religion eintreten müsse, und er erwartete das schon in den nächsten Jahrzehnten. Ich sagte ihm, daß ich auch schon spüre, wie im Alter der Athem der Erwartung kürzer werde, man wolle da Alles bald haben, ich wäre zufrieden, wenn das in einigen Jahrhunderten einträte; er sah mich nur groß an und sagte nichts. Er sprach und dachte offenbar aus einem Studium heraus, das ich nicht kannte.

Während ich hier schreibe, fällt draußen der erste Schnee, und ich kann nicht anders, mein erster Gedanke beim Aufschauen war: der Schnee deckt viele theure Gräber, die ich da und dort in der Erde habe.

Da siehst du, lieber Jakob, der eintönige Schmerz kommt immer wieder, und ich weiß jetzt nicht mehr, habe ich's einmal selbst gedacht oder gelesen, der Schmerz hört erst auf, wenn alle Jahreszeiten über ein Grab dahingegangen sind, da hört das Leben draußen auf, sich gegen die Auflösung zu wehren, und das Gedenken drinnen auch.

Den 19. November.

Ich schreibe dir heute frischer und fange gleich mit großen Buchstaben an, da geht's fecker weg. Ich habe mir's fest vorgenommen, mich nicht mehr zu vergrübeln, und führe es durch und ich muß auch wieder ein starkes Arbeitsziel gewinnen. Ich habe bereits etwas Spannkraft schon in dem Entschlusse gewonnen und werde schon weiter kommen. „Komm und hole sie!" hat Leonidas gerufen, es kommt keine Energie und Erlösung, wenn man sich sie nicht selber holt.

Heute ist großer Wahltag, die Wahlbewegung regt hier alle Gemüther auf, und da ich noch nicht Preuße bin, stehe ich draußen. Ich sehe aber doch jetzt ein, daß die mittelbaren Wahlen ihr Gutes haben; kämen sofort die Kandidaten allgemein in Wurf, so gäbe es gar keine prinzipielle Klärung, Alles wäre gleich persönlich. Jetzt geht die Prinzipienerörterung voraus. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die deutsche Fortschrittspartei hier siegen wird, und das ist ein großer Sieg, besonders gegen das verknöcherte Preußenthum.

Gestern war Julian Schmidt hier bei mir. Er gibt von Neujahr an hier eine große constitutionelle Zeitung heraus und ist ein gehämmerter scharfschneidiger Mensch.

Eigenthümlich war mir, wie er über Edelweiß urtheilt; er findet es vortrefflich erzählt, der Stoff ist ihm aber zuwider, und besonders gegen Lenz hat er einen Aberwillen und er findet, daß ich Annele bevorzugt hätte. Uebrigens findet das Buch, soviel ich höre, überall viel Interesse, und zwei hiesige Zeitungen haben sich, wenn auch oberflächlich, doch sehr freundlich darüber ausgesprochen.

Mit dem Drama geht es schlecht, auch Dresden hat abgelehnt wegen des unehelichen Kindes, und Meyern in Koburg tadelt den Bau sehr. Ich möchte, daß die ganze Sache gar nicht wäre, und muß sie nun doch ihren Gang gehen lassen, und wenn ich sehe, was heute das Theater bringt, kommt mir doch wieder die Ueberzeugung, daß es durchschlagen kann. Freilich tritt auf dem Theater Alles greller und schärfer heraus, als in der epischen Motivirung.

Den 22. November.

Morgen ist für dich, lieber Jakob, ein guter Lesetag, und da sollst du diesen Brief haben. Ich habe soeben einen Brief vom Großherzog von

Baden bekommen, worin er mir sehr einsichtig und freundlich über den Gedanken der Einung in Edelweiß schreibt. Und damit sich immer Alles mischt, erfahre ich den Tod eines meiner liebsten Freunde auf der Welt. Albert Düfour in Leipzig ist auf einem Besuche bei seinen Söhnen in London gestorben. Er war eine der edelsten und mannhaftesten Naturen, die mir je vorgekommen. In seinem schönen Hause, bei der feingebildeten Frau und den frischen Kindern verlebte ich die schönsten Stunden. Er gab seine beiden Söhne nach Weinheim, und um das ganze Leben dort genau zu erforschen, machte er mit der gesammten Schule eine gemeinschaftliche Fußreise durch die Schweiz und schlief wie die Knaben auf der Streu. — So oft wir uns begegneten, war unser Herz voll lauterster Freude. Nun auch dahin! Ich habe viel Freude und Freunde im Leben und muß eben viel Leid erfahren im Verlieren der Freunde.

Es ist nur gut, daß das Leben uns wieder so fesselt, daß das Ende nicht gesehen oder endlich leicht aufgenommen wird. Du sagst in deinem Briefe, daß du mir wenig schreiben kannst. Schreib mir nicht viel, aber oft. Du thust recht, die Stelle in S* nicht anzunehmen. In unserm Lebensalter tödtet Verpflanzung viel feine Wurzeln ab. — Den Straßen-Mathes werde ich ganz neu bearbeiten, er soll frisch und schlank werden. Ich habe auch sonst Mancherlei im Sinn, wenn auch zunächst nur Kleines.

166.

Berlin, 26. November 1861.

Eine große Freude habe ich dir zu berichten, lieber Jakob. Im Kummer über den Tod meines Bruders und die Verlassenheit seiner Kinder ging mir's nicht aus dem Sinn, mich an Dr. Ellissen zu wenden. Und so schrieb ich an Ellissen und gab ihm anheim, einen der Knaben meines Bruders auf seinem Lebensweg zu unterstützen. Nun erhielt ich gestern einen Brief von Ellissen, so echt menschlich schön, worin er nur bedauert, sich jetzt noch nicht persönlich der Lebensführung des Knaben hingeben zu können und 300 fl. jährlich bis zur Selbständigwerdung des Knaben bietet. Ich sendete die Botschaft sofort weiter und schrieb nach Nordstetten an den Lehrer und meine arme Schwägerin.

Meine Mutter hat mir oft gesagt: du bist der Joseph der Familie, und es kommt mir manchmal jetzt selbst so vor. Ich glaube, daß Ellissen will, daß nichts von der Sache verlautbare, vorerst wenigstens nicht. Ich verpflichte dich also strengstens, Niemand, gar Niemand etwas davon zu sagen.

Eben als ich das schreibe, erhalte ich deinen Brief vom 24. Er thut mir wohl wie Anfassen einer festen treuen Hand.

... Ich werde nun bald das Hohelied lesen, zuerst gehe ich aber an

Koheleth, der die erste Poesie des Weltschmerzes ist, denn über die Poesie des Weltschmerzes werde ich am 18. Januar hier in der Sing-Akademie lesen.

Es ärgert mich, daß ich deinen Geburtstag so oft vergesse, aber du weißt, wie ich dein gedenke und du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr ich in Anspruch genommen bin. Morgen schließe ich mit dem Victoria-Theater hier wegen der Waldkönigin ab. Das scheinbar Unvereinbarste concentrirt sich in mir, und es ist nur gut, daß meine Natur so fest genietet ist und nicht so leicht splittert. Mich erschrecken die Schicksalsfälle immer ins tiefste, aber der gute Kausler hat es schon vor vielen Jahren oft zu mir gesagt: „Du hast einen guten Gemüthsmagen, du verdaust schnell.“ Das muß so sein. Es ist wahr, ich bin leicht niedergeworfen, aber ich raffe mich auch leicht wieder auf. Schwerfälligkeit und Leichtlebigkeit halten sich in mir die Wage.

Den 30. November.

Du schreibst, du möchtest jede Woche einen Brief von mir bekommen. Ich kann das nicht regelmäßig einhalten, will's aber so oft ich kann. Heute ist Samstag und morgen sollst du diesen Brief haben.

Gestern hatte ich einen sehr bewegten Tag. Daß nun das Stück doch heraus muß! Es geht mir immer, daß ich vor mir sehe, wie das, was ich eigentlich zu wollen habe, eine Thatsache mit selbständigem Willen wird. Da hilft kein Bangen und Zurückrufen mehr, fort und durch! heißt die Losung. Ich mußte schon in der Frühe den weiten Weg nach dem Theater und bin morgens, wie du weißt, in der Welt gar nicht daheim. Um 11 Uhr war Leseprobe und sie dauerte bis gegen 3 Uhr, denn ich unterbrach oft die Lesenden und gab an, wie das und das zu fassen sei. Ich war so bewegt, daß ich wie aus dem Wasser gezogen triefte, und am Schlusse des zweiten und des vierten Actes weinten Einzelne vor Rührung, Andere aber waren auch sehr nachlässig, und der Herr Heldenspieler (Adam) kam erst zum dritten Acte. Es macht sich mir jetzt schon Einzelnes ganz deutlich. Wenn gesprochen wird, bestimmt accentuirt, muß Alles viel schärfer sein, als in der Erzählung. Aber ich bin doch voll Zuversicht. Schon den 12. soll die erste Aufführung sein, und es ist gut, daß ich dann nicht hier bin. Ich bin vom Herzog eingeladen, wie du weißt, schon im Sommer telegraphisch und jetzt wieder, ich reise also am 6. nach Koburg.

Es geht mir wie dir am Schlusse deines Briefes, ich meine auch wie die Franzl bei Lenz, ich hätte dir noch viel zu sagen und weiß nicht was. Nun, ich kann ja bald wieder schreiben. Jedenfalls noch vor meiner Reise.

167.

Berlin, 6. Dezember 1861.

Du hast recht, lieber Jakob, mein Leben ist so reich und mannigfaltig, aber eben zum Fixiren im Briefe zu voll von Contrasten, die sich im

Leben ausleben, die aber geschrieben schroff und unvereinbar neben einander stehen.

Was habe ich in dieser Woche nicht alles erlebt! Theodor Mundt starb, und dieses rasche Hinwegraffen eines geistig Arbeitenden durch Gehirnschlag griff mich sehr an. Merkwürdig! Wie nüchtern die Welt das aufnimmt! Das geht fort und — fertig. Freilich hatte Mundt kein rechtes Centrum, keine geistige Heimatlichkeit, aber er war doch ein aus Wirrnissen heraus redlich Mitarbeitender an der Menschenbefreiung.

Vom Leichenbegängnisse weg mußte ich mit dem Musiker des Theaters zu Meyerbeer, der zum Joseph das Weihnachtslied componirt hat.

Gestern war erste Theaterprobe des Joseph, sie dauerte 5 Stunden, ich habe viel dabei durchgemacht, bin theils bang, theils erhoben über das Ganze und habe viel gelernt.

168.

Koburg, 7. Dezember 1861.

So bin ich nun hier, lieber Jakob, und sitze im Schloß wie in einem Märchen, ein großer schöner Mohr bedient mich, und da heißt es: Tischlein deck dich! und Alles ist da, und dann ist's wieder so gut still in meinem schönen Ecksalon, und ich höre nichts als das Brummen des Holzfeuers im Porzellanofen.

Ich reiste gestern von Berlin weg, meine Frau und meine vier Kinder begleiteten mich an die Bahn. Ich saß still bis Halle und sprach fast gar nichts, das thut mir immer am wohlsten, und dann kommt, wenn ich das Leben überdacht habe, stets ein Arbeitsplan und sagt: „Bist du jetzt zu sprechen? Ich will bei dir sein." Ich schrieb Mehreres für meinen Joseph und Benjamin in mein Notizbuch.

Meine Ottilie hatte mir noch die Zeitungen gebracht zum Mitnehmen; ich blättere sie auf und lese die Kritik in der National-Zeitung über Edelweiß. Wenn man wie ich weiß, daß sie von einem Schüler Gutzkows, von K. Frenzel ist, ist sie sehr anerkennend. — Bis Erfurt unterhielt ich mich gut mit einem Reisenden, der Kupferdruckschwärze debitirt, ich ließ mir den ganzen Mechanismus der Bereitung aus Weinhefe ꝛc. erklären. Um 11 Uhr kam ich in Erfurt an, legte mich zu Bette, stand um 5 Uhr auf und fuhr hieher. Unterwegs unterhielt mich ein Nürnberger Reisender, der nur Pinsel, vom Tüncherpinsel bis zum feinsten Malerpinsel aus Zobelhaaren fabrizirt, ich habe auch dabei viel gelernt. Sehr bewegte es mich, als ich zum erstenmal Eisfeld sah, wo mein guter Otto Ludwig geboren ist, der mir viel von seiner Heimat erzählte.

Am Bahnhofe erwartete mich der schöne große Mohr des Herzogs mit einer Hofequipage. Ich fuhr nach dem Schloß, der Haushofmeister empfing

mich und führte mich nach meinen wohlgeheizten Zimmern, bald kam ein gutes Frühstück und der Geheime Kabinetsrath Meyern (Dichter von Heinrich von Schwerin) besuchte mich; der Herzog ist zur Jagd gefahren und ich speise mit ihm und der Herzogin um halb 5, und nun schreibe ich dir bei einer guten Cigarre, während draußen der erste Schnee fällt. Ich habe zwei prächtige Zimmer. Der Ecksalon hat die Aussicht in das Stadtgetreibe und auf den weiten Schloßplatz mit dem Denkmal. Alles ist äußerst behaglich, und wie gesagt, es ist wie ein Märchen. Man glaubt es nicht, wenn man da draußen auf der Bahn fährt, wie gut heimelig es da neben in den Städten ist, und wenn ich mich in solch ein Fürstenleben denke, da lerne ich aufs neue die Größe schätzen, die um des Vaterlandes willen eiteln, aber verführerischen Glanz dahingeben will. Dazu gehört mehr Charakterstärke als zur Freisinnigkeit von uns aus. Ich freue mich sehr auf Wiedersehen des Herzogs, sein Wesen übt stets den Zauber schöner Menschlichkeit. Dazwischen aber läuft mir die Aufführung meines Stückes, bald wie ein lachendes, bald wie ein grinsendes Gespenst nach. Es kommt mir seltsam vor, daß ich es dort in Berlin rumoren lasse und einstweilen davon reise. Es kann das gut und bös werden. Ich bin in der Schwebe. Ich möchte noch Manches ergänzen, einschieben, ändern, und doch sagt eine gewisse Trägheit oder Unfähigkeit wieder: Laß Alles gehen wie es geht. Schicksal nimm deinen Lauf. — Es ist dabei aber viel gewagt. In der Hitze, mit den begeisterten Darstellern zusammen, war ich voll davon, voll Zuversicht, jetzt will mir's schal erscheinen. Es ist kein Drama, keine Handlung, es sind nur Ereignisse, Schicksale und Charaktere. Diese sind angemessen für eine Erzählung, nicht aber für ein Drama, und das Resultat eines guten Erfolges steht überhaupt in keinem Verhältniß zu einem Mißerfolg. Doch dieser ist als absoluter nicht zu fürchten, dazu ist zu viel Packendes darin, und wenn ich es im Allgemeinen auch bedauern muß, jetzt kommt es dem Gegebenen zu statten, daß Scenen und Erscheinungen statt eines Dramas hingenommen werden.

Es wird dunkel. Ich schreibe morgen weiter.

Koburg, Sonntag Morgens, den 8. Dezember.

Ich wollte, du könntest, lieber Jakob, das dehnende Behagen mit mir empfinden, das ich jetzt habe — aber nein, das läßt sich fast nicht selbander empfinden, es läßt sich nur im Alleinsein haben, es verwolket sich, wie man nur selbst für sich, wie ich eben jetzt, die Cigarre der Stille rauchen kann. Ich habe auch auf dein Anrathen dem Pilgrim die Worte gestrichen, daß Adam das stille Paradies nur hatte, als er allein war, und doch bleibt mir der Gedanke stehen: nur ein stilles Strömen des Seins in sich, ohne eine

Anrufung und Theilung und Streben nach außen, hat jene geheimnißvolle Speisung aus den Urquellen, die im verborgenen Grunde sprudeln; das ist ein Bewegen in sich, wie draußen aus der Welt, abgeschieden und doch im Mittelpunkte des Seins. Ich kann es nicht fassen in bestimmten Ausdrücken, kein Wortgefäß kann da schöpfen, es ist eben Leben und nur Leben.

Der edelste Verschluß des vornehmen Lebens ist eben, daß man so gut, so weltenstill allein sein kann, und die süßeste Frucht des reichen Besitzes ist eben die, daß man sich abschließen, nur in sich leben kann und all den Lärm und das laute Gewühl fernzuhalten vermag.

Es muß ein seltsamer Genießling in mir stecken, daß ich diese Stille, dieses Leben, wo Alles bereitet und nichts erst zu thun, zu wünschen und anzuordnen ist, so in tiefen Zügen einschlürfe. Es muß aber auch sein, weil ich — namentlich in der letzten Zeit — in Berlin lebte, als wäre ich ständig in einer Maschinen-Werkstätte, wo es raspelt und hobelt und feilt und hämmert und man stets aufschauen muß und sich zusammennehmen, um nicht da und dort von einem in Schwung gesetzten Rad gepackt zu werden.

Darum auch thut mir jetzt diese Morgenstille doppelt wohl. Eben klingt eine helle Kirchenglocke, ich höre in Berlin solches nie.

Ich saß wohl eine Stunde lang still in mir, ich wollte lesen, aber ich kann kein fremdes Wort aufnehmen, und nachdem ich lang genug gedämmert, schreibe ich dir.

Ich speiste gestern um 5 Uhr mit dem Herzog und der Herzogin allein.

Der Herzog und die Herzogin bewillkommten mich mit inniger Herzlichkeit. Ich mußte von meinem Sommer erzählen. Nach Tisch rauchten wir, der Herzog mußte dann zu einer Sitzung, die Herzogin zu einem Schulfeste. Um 8½ Uhr wurde ich wieder hinaufgerufen, und jetzt kam es zu den umfassendsten Aussprüchen über Zeit und Welt.

Ich lese jetzt Varnhagens Tagebücher, und dieses Fixiren der Imponderabilien in der Geschichte gab zu vielen und weiten Betrachtungen Anknüpfung. Ich habe doch großen Respekt vor Varnhagen bekommen, es ist eine Allseitigkeit der Bildung in ihm und ein edles Pathos, wie es selten in der Welt ist; freilich ist dieser Chronisten-Standpunkt, bei dem man sich nirgends engagirt und compromittirt, sehr leicht zu einem erhöhten zu machen.

Der Herzog ist eine machtvolle, immer im Großen und zu Großem bewegte Natur, und er hat einen Einblick in die Geschichte der Zeit, wie sie Wenigen gegeben ist, und überall tritt sein unverbogenes stattliches Naturell heraus.

Ich nahm mir Freytags soeben erschienene Neue Bilder aus dem Volksleben mit und las noch bis spät in die Nacht darin. Das ist eine

seine Natur, und etwas von der germanistischen Frische Jakob Grimms spricht aus jeder Zeile. Ein Meister- und Musterstück ist das Schulmeisterleben Mathys, von ihm selbst erzählt. Da kannst du sehen, warum ich stets so große Stücke auf Mathy hielt, es ist ein geschlossenes Feuer in ihm, das nicht unruhig, vom Tageswetter bewegt, hin und her flackert. Es ist in Mathy etwas von einer antiken Natur, ein Aristides, aber die moderne Welt hat andere Schauplätze des Heldenthums als die antike. Im Neuen Leben schwebte mir etwas vom Schulmeisterleben Mathys vor, aber ich konnte es nicht so gut machen, wie er selbst.

Montag, 9. Dezember.

Ich will dir, lieber Jakob, meinen gestrigen Sonntag schildern und ich habe dadurch Alles doppelt, indem ich es für dich nochmals habe. Wenn ich so still sitze und hinausdenke, gibt sich mir das Weltleben wie ein Panorama, und ich kann dabei so viel concrete Existenzen vor mir haben, daß es mich wie ein Stück Allwissenheit anmuthet. Ich weiß fast stundenweise dein Sonntagsleben anzugeben, wie du heimkommst, deine Stiefel ausziehst, wie Salo dich besucht, wie deine Frau und deine Kinder bei dir am Tische sitzen, und dann weiß ich daneben, wie Heitz in Straßburg, Mathy in Leipzig, Devrient in Karlsruhe lebt 2c. Der Plan kommt mir oft wieder: Eine Stunde Sonnenleben — zu schreiben, was etwa von 11 bis 12 die Sonne auf der Erde sieht, in Feld und Wald und in den Häusern. Da liegt diese kleine Stadt Koburg, und mir ist jetzt ihr Leben offen, und wenn ich so auf die Landkarte sehe, bewältigt mich das Wissen von dem tausendfältigen Ameisenhaufenleben, das hier nur als Wort, als Name steht. Welch ein Reichthum ist in unserm Deutschland! Hier eine kleine Stadt, und alle Apparate und Resultate der höchsten Bildung bewegen, rollen und treiben da. Aber ich merke, so erzähle ich dir nicht.

Also erzählen. Auf einem neuen Blatt.

Ich hatte sehr unruhig geschlafen trotz meiner Müdigkeit; die gewaltigen Eindrücke und Erörterungen klangen nach. Nachdem ich dir geschrieben, in Freytags Bildern gelesen und mancherlei meditirt, ging ich um 11 Uhr zum zweiten Frühstück mit dem Herzog und der Herzogin. Es war im Innersten erquicklich und behaglich, und es eröffneten sich große Blicke in ein großbewegtes Leben. Der Herzog hat eine vollgerüstete Heldenseele, er ist wie er auf einem Bilde, das von ihm im Speisesaale hängt, wo er gerüstet zum Aufsteigen neben dem Pferde steht, wunderbar schön und kraftvoll, und aus diesem Bilde, wie aus seinem Wesen klingt es wie die Melodie des Liedes: Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd! Reiterlust und kühne Trompetentöne spricht und klingt, und das volle Herz des Mannes gehört dem Vaterlande und der vorurtheilsfreisten Humanität.

Ich besuchte dann Meyern und seine Frau und die Herren und Damen vom Hof. Die Stadt hat was Ehrenfestes, und ich kann dir nicht sagen, wie wohl mir's that, wieder reichquellende offene Röhrbrunnen zu sehen; in Berlin gibt es keine, da muß man selbst pumpen, wenn man Wasser haben will, und nur künstlich getriebene spritzige Springbrunnen sieht man des Sommers.

Die große Galatafel war prächtig. Es war kaum eine halbe Cigarrenzeit zwischen Tafel und Theater. Ich sah den neucomponirten Faust von dem Franzosen Gounod. Dichterisch betrachtet — eine Blasphemie, diese Bearbeitung, und für mich musikalisch nichts als ein Tonbrei ohne Brocken, nach Art der Zukunftsmusik. Nach dem Theater war ich froh, allein zu sein, konnte aber lange nicht schlafen.

Dienstag, den 10.

Das war gestern ein reicher Tag. Der Haushofmeister kommt morgens mit Hut und Stock und gibt die Tagesordnung an. Um halb elf frühstückte ich zum zweitenmal mit dem Herzog und der Herzogin, und das sind morgenfrische, lebensvolle Stunden, besonders dann bei der Cigarre, und wie die Herzogin ihrem Manne den Kaffee bereitet und ihn ihm gibt, es liegt eine schönheitsvolle Innigkeit in Allem, das entzückt.

Der Herzog hatte mir gestern Abend die Zeitung gegeben, in der seine treffende und großgesinnte Antwort gegen den Protest des Herzogs von Meiningen wegen der Militärconvention enthalten ist. Es ist eine Sicherheit des Handelns und dabei eine umfassende Ueberschau im Wesen des Herzogs, die nur wünschen läßt, daß er noch zu schlagfertigen großen Thaten berufen sei.

Er sprach gestern wahrhaft groß von der Verpflichtung eines Fürsten, vom ersten bis zum letzten Athemzuge auf dem Posten seiner Pflicht zu stehen, und legte sehr klar dar, welche Stellung die kleinen Fürsten nach Aufgeben der Souveränität haben könnten. Der Herzog geht auf jeden Gedanken treu ein, hört gut was Andre sagen, und ist sich selbst klar. Nur dahin konnte ich mich noch nicht verstehen, daß es leichter sein soll, Deutschland mit Oesterreich zu einen, als es selbständig zu constituiren.

Um 1 Uhr fuhr ich im offenen Wagen mit dem Herzog und der Herzogin nach der Rosenau. Er ließ mich zuerst mit Gerstäcker allein sein, der von seiner großen Reise zurückgekehrt, seine Frau bereits begraben fand. Dann kam der Herzog und die Herzogin, und Gerstäcker zeigte allerlei, was er mitgebracht, besonders Sättel und Lassos, Thiere und Muscheln ꝛc. Wir gingen dann lange durch den Park und auf das Schloß, die Fasanen spazieren auf den Wiesen, Bäume mit den Bollen werden ausgegraben und versetzt. Auf der Heimfahrt verloren wir uns in Betrachtungen über den Tod, und wir waren miteinander außer der Welt, frei über ihr.

Ich machte nun Besuche. Zuerst bei dem Staatsrath Francke aus Schleswig-Holstein, den ich von früher her kannte, ein trefflicher und bedeutender Mann. Alles schaut jetzt auf Preußen. Wir gingen miteinander zum alten Baron von Stockmar. Das ist der vielerfahrene Vermittler der Koburgischen Familie. Er ist mir besonders zugethan, weil ich seiner Tochter, der verstorbenen Frau Hettner bis zu ihrem Tode vielfach beistand. Der alte Mann lebt in großer geistiger Regsamkeit. Wenn er Memoiren schriebe, er gäbe ein gut Stück innerer Zeitgeschichte.

Ich ging zur Tafel. Es wurde viel aus dem 48er Jahre erzählt. Auch das Jägerleben gibt viel Stoff, und wunderbar ist mir, daß auch im Thierleben ein Ueberschuß von Kraft ist; der Hirsch kennt die Macht seines Geweihes nicht, erst wenn er gefangen ist, lernt er sie kennen und ist dann losgelassen, wild und Alles niederwerfend.

Nach der Tafel ging es ins Theater, wo die ungarische Schauspielerin Buljofsky die Sappho spielte. Ich sah das Stück zum erstenmal in meinem Leben und erinnerte mich seiner überhaupt nicht. Der Conflict des Dichters mit dem Leben ist ein Lieblingsthema der Romantik. Das Thema, daß der Ehemann das Kammerkätzchen liebt, ist antikisirt und der tiefere Conflict, daß ein Schaffendes die Dichtkunst aufgeben und das Höchste nur noch leben will, ist gar nicht zum Austrage gebracht. Hier liegt dein altes Wort: „Nicht Jedem sind zwei Tische beschieden“[1]. Man kann nicht im Olymp und auf der Welt daheim sein. Das ist die eigentliche tiefe Schmerzensklage aller Dichter. Die Darstellerin hat etwas von der Art der Rachel, es ist ein bestimmter sich gleichbleibender Ton, ein ständiges Toncostüm, nur bald so bald so Falten werfend, d. h. tremulirend. Wir Deutsche sind an durchcomponirte Vortragsweise, an variirende Melodien, statt an gesprochene recitativische Vortragsweise gewöhnt.

Mittwoch, den 11.

Mein Leben hier setzt sich eigenthümlich fort. Es ist derselbe Rahmen, in den immer Neues eingesetzt wird. Ich fange schon an, es als Gewohnheit zu betrachten, und werde immer freier. Manchmal plagt es mich: was thust du denn eigentlich hier? darfst du dir solches bloße Genußleben gönnen?

Der Herzog ist immer bewegt, die Herzogin hat eine stetige Stimmung, ein wohlthuendes treues Hören und dabei eine stets erkennbare hohe Verehrung für das Sein und Streben ihres Mannes, und nur manchmal sucht sie mildernd und versöhnend in sein Urtheil einzugreifen.

---

[1] Aus einer talmudischen Legende von einem Frommen, der in größter Armuth lebte.

Wir haben hier stickiges Nebelwetter. Ich machte Besuche in der Stadt. . . . Dann besuchte ich den Advokaten Streit vom National-Verein und fand da viele Einblicke in die schöne hoffnungsreiche Bewegung. Ich habe, wie du weißt, das erste Eisenacher Programm mitpublizirt und werde mich nun doch noch dazu bringen, auch in Berlin in den National-Verein thätig einzutreten.

Zu Hause fand ich Gerstäcker, der zu Besuch hereingekommen war, und ging mit ihm durch die Stadt und zu seinem Sohn, der hier in Pension ist beim Rektor des Gymnasiums. Bei der Tafel waren wir überaus lustig und aus allgemeinen Erörterungen heraus jagten einander die heitersten Anekdoten.

Ich ging ins Theater, wo eine elende Berliner Posse gegeben wurde, so trivial und schmierig, daß man sich wie beschmutzt davon vorkam. Ich ging heim und las mich erfrischend in Freytags Buch.

Donnerstag, den 12.

Ich könnte neue Morgenstunden schreiben, Gespräche mit einem Fürsten über alle Fragen der Philosophie und des Lebens, aber die Stoffe drängen einander so sehr, daß ich das Einzelne nicht festhalten kann.

Wir sprachen vom Schleswig-Holsteinischen Krieg. Ich fragte die Herzogin, wie es ihr zu Muthe war, als ihr Mann zum Kriege auszog; Thränen standen ihr in den Augen, als sie ihren Kummer und doch ihre Hingebung für das Vaterland aussprach. Der Herzog erklärte mir, daß die schwerste Stunde die sei, wenn man so in der Aufstellung still halte, die Kugeln pfeifen höre und noch nicht vorwärts dürfe. Vorhang auf! möchte man rufen, und dann drin im Kampfe ist es einem wohl und leicht und frei.

Um 2 Uhr fuhr ich mit dem Minister Francke zu Rückert nach Neuses. Francke hat ein schweres Leben, seine Tochter, die er nach hartem Widerstreben an einen Dänen verheirathen mußte, starb nach einem Jahre, sein Sohn, dessen Bild er mir zeigte, versank mit dem preußischen Schiffe an der Küste von Japan, und seine Frau gab mir die heißen Hände, und er sagte mir, was sich nicht mehr übersehen läßt, daß sie den Winter nicht überleben wird. Wer versteht die Welt? Wer kann die Menschenschicksale erklären? Ueberall Räthsel und Räthsel im Großen und im Einzelnen. Dabei steht aber der Mann richtig auf seinem Posten.

Rückert kam aus seinem Mittagsschlafe zu uns in die Stube, in grauer Juppe, groß, knochenstark, mit dem gewaltigen Haupt und Antlitz und den langen schlichten Haaren. Wir sind noch aus den 40er Jahren her befreundet. Ich habe dir gewiß einmal erzählt, wie ich Rückert in Leipzig

einen der schönsten Momente seines Lebens bereitete, indem ich ihn zu Frau Livia Frege brachte, die ihm seine noch nie gehörten Lieder aus dem Liebesfrühling in der Schumann'schen Composition vorsang. Dessen gedachte er nun sofort nach der herzlichsten Begrüßung und sagte, daß er sich wohl erinnere, wie ich ihm damals in erregter Stimmung die Geschichte vom Lorle erzählte, und meine mündliche Erzählung sei viel schöner gewesen, als die geschriebene geworden, da sei viel Fremdes hineingekommen.

Wir waren alsbald im Innersten unseres Berufes und in der Verhandlung, wie die als Plan stehende Idee eines Kunstwerkes viel reiner sei als dessen Ausführung. Dann sagte mir Rückert, daß er über Barfüßele eine ganze Abhandlung liegen habe, eine Parallele zwischen Hermann und Dorothea und Barfüßele: Goethe führe Dorothea als gewordene ein und man glaube ihr, daß sie so sei; ich hätte die Genesis einer solchen Natur gegeben, was seine großen Schwierigkeiten hätte, und es sei mir gelungen. Er faßte meine Hand mit seinen beiden mächtigen knochenstarken Händen und sagte: Der Ritt in den Wald im Barfüßele gehöre zu dem Schönsten, was die deutsche Poesie habe.

O, lieber Jakob! das ist ein Lohn, wie es doch keinen größeren geben kann auf der Welt. Ich kann dir nicht sagen, wie glückselig ich war und noch jetzt bin in dem Gedanken.

Die Schwiegertochter Rückerts, die Frau des Gutsverwalters, ist die Tochter meines in diesem Sommer verstorbenen Freundes Froriep in Weimar, die ich von ihrer Kindheit an kannte; sie kam mit ihrem Manne, zwei stattliche kernhafte Gestalten, und brachten ihre blühenden Kinder. Dann kam zufällig der andere Sohn, der Arzt in Koburg, mit seiner Frau, und die noch ledige Tochter Marie tischte auf. Es ist ein Nibelungengeschlecht, das da den Alten umgibt, und wir waren alle mit einander so im tiefsten Herzen froh und heimisch, daß mir Francke leise sagte, so habe er Rückert noch nie und gegen Niemand gesehen. Rückert sprach auch viel von Berlin und wie er sich wundere, daß ich es dort aushalte. Ich mußte ihm von meinen Kindern erzählen, und dann, ich weiß nicht wie, kamen wir auch auf Hebbel zu sprechen, und Rückert sagte: wohl sei er jetzt in seinen Conceptionen verrückt, aber in Maria Magdalena sei er der Sprache von Götz und Werther nahe. Ich hatte Auftrag vom Herzog, Rückert zu grüßen und ihm zu sagen, warum er sich so von ihm fernhalte, da sie doch Gutsnachbarn seien. Rückert lebt aber nur der Landwirthschaft, Baumzucht und Politik; er schreibt viel, hat sogar ein großes Gedicht an den Herzog gemacht, gibt aber nichts her, verschließt Alles.

Nach zweistündiger Anwesenheit mußte ich doch endlich fort. Wir fuhren noch bei dem Gutsbesitzer Bruno Ulmann aus Weimar vor, fanden

aber nur dessen Frau zu Hause im behaglich durchwärmten, mit Bildern und Büchern ausgestatteten Zimmer. Wir fuhren zurück, und dem trefflichen staatsmännisch bedeutenden Francke ging das Herz auf; er freute sich wiederholt, mein Zusammensein mit Rückert miterlebt zu haben, und dann erzählte er von seinem Leben, wie schwer diese Versetzung ins Binnenland ist und wie erhebend eine Wirkung für das große ganze Vaterland wäre. Ueberall auf allen Wegen und Stegen, Tag und Nacht klagt es und hofft es doch wieder über den Zustand Deutschlands, und die Zuversicht auf Preußen wird immer wieder von Engherzigkeiten und Albernheiten durchschnitten. Francke war auch sehr erschüttert durch den Untergang der Arkona, sein eigener schwerer Verlust wurde neu, und als er abstieg, hätte ich ihm gerne etwas nachhaltig Gutes mitgegeben, um ihn zu erquicken und zu erheben. Aber was hat man? Doch das haben wir, wir sind Freunde geworden. Das fühlt sich im Fassen der Hände, die einander nicht lassen wollen.

Berlin, 15. Dezember 1861.

Und wieder, wie schon so oft, ist mein erster Federzug daheim zu dir, lieber Jakob. Ich bin gestern Mittag um 2 heimgekommen, fröhlich und frisch und habe Alles wohlauf gefunden. Und wie viel habe ich nun schon seit gestern erlebt!

Ich will dir ordentlich erzählen. Ich will sehen, ob ich dir meinen Koburger Aufenthalt noch abschließen kann, und erst dann von hier berichten.

Ich habe gestern Abend die Waldkönigin gesehen. Ich war ganz allein im Theater, Niemand mit. Doch zurück jetzt mit diesem, also der letzte Tag in Koburg.

Den 17.

Ich kam bis heute nicht dazu dir zu schreiben, und du bekommst nun diesmal eine große Ladung Briefe.

Also Koburg.

Es war beim Frühstück so erquicklich wie immer, nur kam auch der Oberhofmarschall und legte die Liste der zum samstägigen Hofball Eingeladenen und Einzuladenden vor. Die Besprechung über die Persönlichkeiten war ein erheiterndes Stück Welt. Alsbald nach dem Frühstück ging ich mit dem Herzog auf die Festung. Es war ein Nebel, daß man kaum sechs Schritte weit sah. Die Herzogin kam uns mit ihren Ponys nach. Wir gingen dann noch stundenlang im Thal zu dreien. Die Herzogin ist eine liebe, echtinnige deutsche Frau. Wir besahen das neue Schulgebäude in der Stadt und gingen dann weit hinaus. Ich war sehr müde, als ich heimkam, und lag auf dem Sopha und besprach mich von da aus lange mit Gerstäcker, der mich besuchte. Du weißt, ich bin der Titelmacher für Viele und gab auch Gerstäcker einen für sein neues Buch über seine Reise.

Nach der Tafel sah ich im Theater das Drama von Dumas: Fräulein von Belle-Isle. Ich hatte Auftrag gegeben, daß man mir eine Depesche, die ich von Berlin über den Joseph erwartete, ins Theater bringe, sie kam nicht, und ich sah hier das erbärmliche Stück. Diese Scribe'sche Schule hat keine Menschen mehr, nur noch Schachfiguren zu Intriguen, und von irgend einem Seelenton kann da nie die Rede sein. Es wird schwer sein, ein Theaterpublikum, das solches goutirt, für Anderes zu gewinnen.

Es kam keine Depesche und nach 9 Uhr wird in Koburg keine mehr abgegeben.

Ich verabschiedete mich bei der Herzogin, die stetig gleich liebreich und innig ist. Der Herzog ging mit mir auf mein Zimmer, und wir rauchten und sprachen da bis 1 Uhr. Er erzählte mir seine Jugendgeschichte, wie er mit seinem Bruder, dem Prinzen Albert lebte in der Kindheit und dann auf der Universität, die Studien, die Abenteuer mit den verbotenen deutschen Farben, sein ganzes frühzeitiges wissenschaftliches und politisches Streben — dem schönen starken Manne ging das Herz auf, und wir waren im Innersten heimisch bei einander und wollten uns gar nicht trennen. Ich reiste am Morgen ab. Noch war keine Depesche da. In Meiningen kommt ein Telegraphenbote und bringt mir zwei Depeschen in den Waggon, das Stück ist mit glänzendem Erfolg aufgenommen. Ich war ganz allein und überaus fröhlich bis Eisenach. Dort mußte ich 1½ Stunden auf den Zug warten und ging spazieren.

In Gotha hielt ich an und ging zu Sammer, war behaglich bei ihm und seiner Frau bis 6 Uhr, dann ging's nach Halle, dort übernachtete ich und reiste andern Morgens hierher. Wenn ich in die hiesige Gegend komme, sind mir diese weiten Flächen und hungrigen Kieferwälder noch immer entsetzlich, aber ich fühle doch: es ist, wenn auch nicht meine Heimat, doch mein gedeihliches Heimwesen da.

Ich sah also das Stück ganz nüchtern mit an. Es war die dritte Aufführung und nur die erste hat hier eigentlich etwas Heißes, auch waren bereits am Morgen die Kritiken erschienen, die sich sehr kühl und klugthuend verhielten. Das Theater war nur mäßig besetzt.

Ich habe das Stück seitdem noch zweimal gesehen und bin mir, wie ich glaube, jetzt ganz klar darüber. Der Conflict kommt nicht zum scharfen Aneinanderprallen, wie auch die Gegenseite erst vom 4. Akt an auftritt (die Schneescene hat etwas Ueberraschendes, vielleicht zu Ueberraschendes). Adam, der der Held sein müßte, da es Joseph nicht sein kann auf der Bühne, spielt sich nicht eigentlich aus, er fällt pendelartig hin und her zwischen den Parteien. Ueberhaupt ist das Epische etwas ganz Anderes als das Drama, dort darf das Wesentliche geschehen, hier muß Alles gethan werden. Wenn Odysseus ins

Meer geworfen wird, so hat er den Sturm nicht gemacht und wir sind begierig zu sehen, wie er sich rettet und benimmt und Hilfsmittel aus sich schöpft; dramatisch aber ist was der Held thut und verschuldet. Das Fortlaufen und Verirren Josephs ist ein folgenmäßiges Geschehniß, aber keine That. Erst der 4. und 5. Akt sind dramatisch, weil da die Gegensätze operiren.

Ich habe das Stück seitdem zum drittenmal gesehen, auch Sonntags bei vollem Hause und lebhaftem Publikum, und doch bleibt mein Eindruck, es ist kein eigentliches Drama. Und selbst bei Wohlwollenden, die ich spreche, erkenne ich, daß ihnen die Dramatisirung eigentlich störend ist, sie löst ein in der Phantasie feststehendes Bild auf, untermengt es mit Fremdem und gibt das Bild wie in einem verzogenen Spiegel wieder. Einzelne Momente sind rührend und erschütternd, aber es sind mehr Effekte als ein einzelner sich fortsetzender, steigender und lösender Effekt. Bei alledem wird das Ding seinen Weg machen, wie es eben geht, ich aber bin wieder und hart belehrt worden, daß mir das eigentlich Dramatische versagt ist.

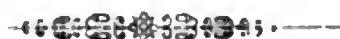
Den 20. Dezember.

Der Tod des Prinzen Albert, der eben in der Nacht schwer erkrankte, da der Herzog so innig von ihm erzählte, hat mich schwer ergriffen. Das ist ein schreckliches Sterbejahr. Ich schrieb an den Herzog einen Brief.

Ich freue mich darauf, daß ich wieder in die Arbeit kommen soll. Ich habe jetzt so lange Allotria getrieben, daß ich ein tiefes Verlangen nach Leben in mir und Arbeiten aus mir heraus habe. Auf Montag habe ich mir einen Schreiber bestellt und werde zuerst den Kalender und dann meinen Vortrag ausarbeiten. Mein Straßburg ist leider weit zurückgedrängt. Doch hoffe ich noch zu guten Studien zu kommen, dann will ich rasch und schlankweg ausarbeiten.

Ich habe dir auch noch viel Gutes zu erzählen, dreierlei. Erstens schreibt mir Cotta, daß nach Weihnachten eine neue Auflage des Barfüßele erscheinen wird. Das emsige Kerlchen, das sich selber seinen Lebensweg gemacht hat, macht ihn mir nun auch weiter. Zweitens sagte mir Hofmann gestern, daß mein Kalender bereits vergriffen ist. Wir sind nun geborgen in dieser Sache und steigen nun immer mehr, und daß er auch mir selber so gut hilft, das freut mich doch stets am meisten. Drittens erhielt ich gestern einen Brief von dem ersten Verleger in Paris, Michel Levy frères, daß er oeuvres choisies zunächst in 10 Bänden von mir herausgeben will.

Jetzt hast du aber für diesmal genug zu lesen und ich genug geschrieben.





1862.

169.

Berlin, 1. Januar 1862.

Der erste Federzug im neuen Jahre ist wieder zu dir, lieber Jakob. Ich sammle mein eigentliches persönliches Sein in dir und weiß mich in Allem und Allem so gut aufgehoben bei dir, und wenn ich die schweren Bangigkeiten, die inneren Bewegungen und die äußeren Schicksale des vergangenen Jahres übersehe, so ist Wunsch und Zuversicht eins, daß wir beide mit einander aushalten. Nur thut mir's immer wieder neu weh, daß wir nicht gemeinsam das tägliche Leben verbringen. Und auf den Hochpunkten der Daseinsüberschau sollte man nur mit den innerlichst Zugehörigen stehen. Schon in Dresden war mir's oft wehmüthig, und hier ist das noch nicht verschwunden, daß ich solche Momente, die mir neue Lebensweihe sind, im erweiterten Kreise mit Menschen verbringe, die nicht unlöslich zu meinem Dasein gehören.

Es ist wohl die Entbehrung von Kirchenfesten, oder eigentlich nicht das, die Entbehrung von Festen der Gemeinsamkeit, die mich solche Tage und Stunden, wo doch noch ein Bewußtsein vom Leben in der Gesammtheit und mit ihr gegeben ist, so eigenthümlich feierlich aufnehmen läßt. Ich habe gestern Abend, als ich bei Freunden mit meiner Frau und Schwägerin die Mitternacht herankommen hörte, in diesem Sinne mich ausgesprochen und ganz in den Gedanken der Endlichkeit vertieft in einem Toaste, und das ist nicht gut, wenigstens nicht allerorten. Ich habe kein Kleingeld und gar keine Spielmarken-Phrasen für die leichte Gesellschaft.

Gestern am Nachmittage erhielt ich deinen Brief und den anmuthigen von Adele von Rothschild. Es thut mir wohl, daß ein Kind in solchen Verhältnissen zu so treuem Eingehen und freiem Aussprechen erwachsen. Ich werde dir einen Brief beilegen, den du ebenfalls offen wieder übergeben wirst.

14*

Den 2.

Gestern erhielt ich einen guten Brief von Cotta und heute einen guten von Heinrich König aus Wiesbaden. Ich gehe mit froher Zuversicht dem neuen Jahre entgegen.

170.

Berlin, 7. Januar 1862.

Mit Bestimmtheit erwartete ich aus diesen deinen Ferientagen einen Brief von dir, und ich selbst habe dir auch wieder so Vieles zu sagen.

Vergangenen Freitag erhielt ich vom Herzog von Koburg-Gotha seinen Hausorden mit einem so herzlichen großgesinnten und rein freundschaftlichen Briefe, daß mir eben dieser Brief die Ordensverleihung besonders werth macht, während mich der Orden, ich kann's nicht sagen wie, noch genirt. Aber ich betrachte es doch als eine wirkliche Ehre, von diesem Manne ausgezeichnet zu sein und sozusagen mich damit öffentlich zu seinem Wirken zu bekennen; es ist ja nur das echt humane und vaterländische.

Nun aber noch was Unverhoffteres, wenn es da einen Comparativ gibt. Gestern schickt der Minister Auerswald zu mir, ich möge ihn abends besuchen. Ich gehe um 6 Uhr hin. Wir sprechen Mancherlei und endlich sagte er: die Regierung fühle die Verpflichtung, da ich hieher übergesiedelt, mir ihrerseits ein Zeichen der Anerkennung zc. zu geben. Ich hätte nunmehr doch das hiesige Staatsleben gesehen, er frage also, in welcher Sphäre ich in dasselbe eintreten wolle. Kannst dir denken, wie ich mich da wieder ins uferlose Meer hinaus versetzt fühlte, aber jetzt führt die Fahrt gewiß zum Ziele. Da liegt die Welt mit all ihren Thätigkeiten, was willst du darin werden? Nur was du sein kannst, Schriftsteller; gibt es daneben eine gesicherte Existenz, um so besser, aber mein eigentliches Sein gebe ich nicht auf. Wir sprachen vom Archiv, von der Direktionsstelle bei der neu zu gründenden Gallerie moderner Bildwerke — ich wußte nichts Rechtes zu sagen, meine Anstellung ist eben ein Luxus, ich muß eine Sinecure haben, und da kann man selber nichts rathen und angeben. Der Minister sagte, daß er nun positiv wisse daß ich nur innerhalb Kunst und Wissenschaft ein Staatsamt annehme, und das sei vorerst genügend, die Sache gehe sicher, aber nicht schnell. Heute früh schrieb ich schon dem Minister, daß ich noch mit ihm reden müsse, bevor er dem König oder dem Gesammtministerium einen bestimmten Antrag stelle. Ich höre soeben, daß der Minister mit dem König zur Jagd gefahren ist.

So stehe ich also wieder, lieber Jakob, an einem Wendepunkte und war innerlich gar nicht mehr darauf eingerichtet. Ich kann aber diese Anmuthung nicht zurückweisen und sehe auch mein Leben dadurch gesicherter, wenngleich in neue Bahnen gelenkt.

Ich theile dir dies alles mit, damit du von Allem unterrichtet bist und ich dir dann leichter schreibe.

171.

Berlin, 8. Januar 1862.

Ich muß dir doch gleich heute wieder schreiben, lieber Jakob. Ich war gestern Abend wieder beim Minister Auerswald. Der Mann bekundet ein so schönes Wohlwollen und hat dabei eine so liebevolle Betrachtung meines Thuns, daß ich mich frisch belebt fühle im Gespräche. Nach mancherlei Anderweitigem kamen wir auf das Hauptthema. Ein Banquier Wagner hier hat eine ansehnliche Gallerie moderner Malereien gesammelt und nach seinem Tode dem Staat geschenkt. Diese Gallerie ist bis jetzt provisorisch untergebracht, und es wird nun bei ihrer Einordnung in das Staatsmuseum ein selbständiger Direktor ernannt werden, und dieser soll ich werden mit noch zu bestimmendem Titel und Gehalt.

Nun ist es mir gar wunderlich zu Muthe, daß ich von meiner bisherigen bloßen Liebhaberei in Sachen der bildenden Kunst Beruf machen soll. Ich bin wie ein Sonntagsjäger, der plötzlich zum Förster gemacht wird. Auch fürchte ich die hämische Mißdeutung, die mich um so mehr verletzen wird, da ich mir selbst gestehen muß, daß ich nicht Kunstkenner und namentlich über Anschaffungen 2c. nicht gern eine Stimme abgebe.

Der Minister widerlegte mir diese Bedenken und betonte wiederholt, daß ein Eintritt ins Archiv oder in eine Bibliothek meine Arbeitskraft, die ganz meinem Berufe bleiben solle, wegnehme, während ich hier frei bleibe und nur dem Staat zugehöriger gemacht werden solle. Auch wird über Anschaffungen 2c. im Collegium der oberen Behörden beschlossen.

So geht also die Sache ihren Gang. Der Minister hat mir indeß bemerkt, daß sie nicht so schnell von statten gehe und bei alledem, bei dem ganzen Einsatze seines Einflusses doch noch immer auch fraglich bleibe, jedenfalls streng discret gehalten werden müsse.

Ich habe die Aufregungen des Hin und Her vor zwei Jahren durchgemacht und bin nun ruhiger und gehe indeß an meine Arbeiten, die ich stetig fortsetzen will. Ich betrachte die Sache wie ein Staatslotterieloos, das man im Schranke hat; man darf sein Leben nicht darauf stellen und nicht darauf warten, daß es mit dem großen Treffer herauskomme. Und wer weiß, ob hier überhaupt ein großer Treffer ist.

Ich freue mich, daß ich dir Alles so mittheilen kann, sonst könnte ich's nicht ganz streng bei mir behalten. Ich verstehe jetzt die Sage vom Midas. Ein Geheimniß absolut zu bewahren muß eine besondere Diplomatenkunst sein. Ich bin froh, daß ich mein Geheimniß nicht in eine Schilfgrube

sondern zu dir aussprechen kann. Das macht mich frei. Ich will dir übermorgen mehr schreiben.

Am Mittag.

Und aus übermorgen wird heute. Statt dir einen leeren Brief zu schicken, lege ich dir gleich das Manuskript des umgebundenen Straßen-Mathes bei. Ich habe den Besen wieder ganz aufgebunden und ich glaube, es ist besser so. Du kannst von Bemerkungen in das Manuskript hineinschreiben, was und wie du willst. Ich spüre, daß ich die Sachen nicht in der rechten Sammlung schreibe, aber ich kann es eben jetzt nicht besser machen, und Ende dieses Monats muß diese und noch eine andere Geschichte zum Illustrator, und ich habe in diesem Monat noch zwei Vorlesungen zu halten und vielleicht der Lessingfeier am 22. zu präsidiren. Ich komme mir oft vor, wie jene Musiker auf den Märkten, die ehedem mit Händen und Füßen und Kopf ein ganzes Orchester spielten. Aber ich bin dabei frischauf.

172.

Berlin, 9. Januar 1862.

Du bleibst jetzt fast von Tag zu Tag in Rapport mit meinem Leben, lieber Jakob. Ich schreibe jetzt viel leichter als je. Ich habe heute bereits eine neue Geschichte für den Kalender angefangen: Der gefangene Gevatter. Ich weiß noch nicht, was daraus wird. Du wirst es sehen.

Als ich Pause machte, erhielt ich den jubelvollen Brief von deinem Schwager Salo. Glückauf dir und all den Deinigen.

Zugleich bekam ich auch einen Brief von Rückert über Edelweiß. Er ergeht sich in vielfach zutreffenden technischen Ausführungen über die Erzählungskunst. Auch Uhland schrieb mir, aber wenig eingehend.

Gestern Abend war ich über eine Stunde bei der Königin. Ich soll in der nächsten Zeit dem König Hauptstücke aus Edelweiß vorlesen. Ich weiß nicht, wie das zu machen ist. Dann soll ich der Königin allein die Goetheschrift u. A. vorlesen.

Es gibt der Arbeit und Mühen genug. Dazu kommt am 18. meine Vorlesung, am 22. Lessingfeier, wozu ich im Comité bin, und am 26. noch eine Vorlesung öffentlich über das Volkslied 2c. Du siehst, daß mein Programm mannigfach ist.

Ich freue mich, daß ich bald einen großen Brief von dir bekomme.

173.

Berlin, 15. Januar 1862.

Gestern, lieber Jakob, als ich eben deinen so grundmäßig erquicklichen und auf die innersten Bedingungen meines Lebens eingehenden Brief erhielt, traf zugleich ein Brief der Palastdame der Königin, Gräfin Hacke ein,

worin ich ersucht wurde, auf den Abend 9 Uhr ins Schloß zum Thee zu kommen und dem König aus Edelweiß vorzulesen. Ich habe dir schon gesagt, daß die Königin bei meinem früheren Besuche darauf hinwies, und es ward mir nun schwer, aus dem Buche etwas herauszuschneiden, was für den, der das Ganze nicht kennt, etwas sein kann. Bei flüchtiger Durchsicht ward ich mit Freude gewahr, daß da Alles so ineinander gearbeitet ist, Charaktere und Ereignisse nicht so eingelegt sind, daß sie sich abheben lassen, und doch mußte ich versuchen, was da zu machen ist.

Ich las mich nun so in das Buch hinein, daß ich mit Schrecken gewahr wurde, wie es bereits 3/4 auf 9. Ich zog mich über Hals und Kopf an und kam noch rechtzeitig ins Schloß. Nur die Ministerin Bülow mit ihren Töchtern war schon da. Dann kam Bethmann-Hollweg mit seiner Tochter und bald der Prinz Wilhelm von Baden, eine prächtige jugendfrische Erscheinung, der sich mir so grundgetreu landsmannschaftlich gab, daß ich überaus wohlgemuth wurde. Du weißt, wie wohl mir der frische badische Athem thut, und hier war er incarnirt, und als ich dem Prinzen auf seine Frage, warum ich nach Berlin gezogen, sagte, daß ich es für die Hauptstadt Deutschlands vordatire, sagte er: Wollte Gott, es wär's schon. Er sagte, daß wir uns oft sehen müßten. Nun kam die Königin und sagte mir, daß sie Edelweiß bereits auf den Tisch gelegt habe. Es ging zum Thee wie gewöhnlich. Dann kam der König. Ich sollte lesen. Ich sagte, daß ich zur Urform, zur mündlichen Erzählung greifen müsse, gab einen kurzen Abriß bis dahin und las mit leichtem Humor das Kapitel, wo Petrowitsch seine Lebensgeschichte erzählt. Es gefiel offenbar und der König sagte, ich müßte nachher noch mehr lesen. Man aß etwas, und ich las noch die Scenen der Verschüttung und schloß mit den Worten Anneles: Das ist mein Edelweiß 2c. Der König dankte mir nochmals, als man aufstand, und der Prinz von Baden sagte mir, daß er noch etwas Besonderes aus diesen Gestaltungen empfange, was nur wir Süddeutschen haben könnten. Ich sprach noch lange mit dem Prinzen allein, und der Adjutant des Königs geleitete mich nach Hause.

Es ist mir lieb, da ich einmal in die Hofbeziehungen getreten bin, daß das Verhältniß nun ein stetigeres geworden.

Berlin, 20. Januar 1862.

Die letzten Tage der vergangenen Woche waren sehr drangvoll. Ich hatte mich in Bezug auf meinen Vortrag zu sehr und zu lange auf meine Aufzeichnungen verlassen, und als es nun ans Gruppiren, Ordnen und Ausscheiden ging, um den Zeitraum der gemessenen Stunde nicht zu überschreiten, war mir der Kopf oft so wirr, daß ich mir vor Unruhe und Hin und Her

oft gar nicht zu helfen wußte. Dazu sah ich erst jetzt, daß der neue Schreiber, den ich angenommen hatte, hellen Blödsinn geschrieben hatte, so daß ich oft mühsam herausziffern und enträthseln mußte, was ich eigentlich gesagt und gemeint hatte. Auch sah ich erst jetzt, wie maßlos und klippenreich mein Thema war. Ich bin ein seltsamer Kerl. Ich kann mich ruhig vorbereiten für den Abschluß einer Arbeit, für eine Reise, zu einem wichtigen Besuch, und kommt's endlich zum Klappen, gerathe ich doch in fieberische Unruhe, und es befällt mich ein schweres Bangen des Zuspätkommens, des nicht richtig Vorbereitet-, nicht ruhig Abgeschlossenhabens; ein heißes Glühen packt mich, eine dämonische Gewalt nimmt mir die Sache aus der Hand. Ich tröste mich dann nur damit, daß Alles stets noch besser abgelaufen ist, als ich bangte, und daß auch die Stunde der Ausführung noch immer eine produktive ist. Ich arbeitete Samstags unausgesetzt, und mein Schreiber wurde doch nicht fertig und ich mußte Manches aus dem Concept lesen. Ich habe mir vorgenommen, nie mehr einen Vortrag zu halten, den ich nicht eigenhändig geschrieben; die Theile von meiner eigenen Hand geben mir weit mehr Sicherheit im Ausdruck, man hat nicht mit fremden Zeichen zu kämpfen.

Ich fuhr nach der Singakademie. Der alte Raumer probirte mit mir die Lampen auf der Tribüne und warf eine herunter, so daß ich nur bei einer lesen mußte. Professor Gneist kam und gab mir die Akustik des Saales an, wie ich sprechen müßte, damit man mich besser verstünde als voriges Jahr. Sobald der Hof in die Loge trat, begann ich zu lesen, und je tiefer ich hineinkam, um so freier fühlte ich mich, und die rhetorischen Momente, die darin sind, kamen mir sehr zu statten. Ich fühlte auch oftmals den Strom der Aufmerksamkeit aus dem Publikum herauf, der Saal war gefüllt, wie sonst fast nie, es waren schon Tags zuvor keine Billette mehr zu haben. Ich endigte und Viele kamen zu mir, mir zu gratuliren, und ich selber hatte auch das Gefühl, daß ich Manches getroffen hatte.

Ich habe dir zu sagen vergessen, lieber Jakob, daß mitten in Ausarbeitung des Weltschmerzthemas ein Schreiben der General-Ordenscommission eintraf, das mich mit Angabe des Ceremoniells auf Sonntag den 19. zum Krönungs- und Ordensfest ins Schloß einlud. Daß ich nun den rothen Adlerorden vierter Klasse bekomme, turbirte mich nicht, aber ich glaube, ich habe dir's schon gesagt: ist man einmal in Hofkreisen, so gehört ein Orden zum vollständigen Anzug, der mit allen anderen Anwesenden gleich macht.

Und so fuhr ich gestern früh zehn Uhr nach dem Schloß. In Tressen strotzende Diener standen überall auf den Treppen, die Garde war in der Uniform Friedrichs des Großen, die ich noch vom Chauber her genau kenne, aufgestellt. Ich wurde in den sogenannten boissirten Saal gewiesen, und

hier war die Ordenscommission. Den General Webern kannte ich, und der Andere gab sich mir als der alte General Brühl zu erkennen, in dessen Haus ich in Mainz viel lebte. Die Namen der neu zu ernennenden Ordensritter (das letzte Wort wurde dann noch oft besonders betont) wurden verlesen und in Reihe gestellt, und ich kam unmittelbar nach dem Hofprediger Krummacher aus Potsdam, dem von Elberfeld und Barmen her bekannten; er hatte den schwarzen Talar an, trug bereits einen andern Orden, und es war mir seltsam, wie sich das auf den Talar heftet, aber warum nicht? Der Talar ist auch eine Uniform geworden, und die Censur in Karlsruhe hat mir ja einmal die Bemerkung gestrichen, wie hochkomisch es sei, daß Prälat Hüffel unter eine Vorrede zu einer neuen Bibelausgabe sich als Inhaber der und der Orden unterschrieb, worauf gleich die Worte kamen: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.

Noch waren nicht alle Geladenen anwesend, wir mußten warten, und ich betrachtete mir einstweilen die Bilder, wo mich ein Bild des großen Kurfürsten mit seiner Frau besonders anzog. Plötzlich war's, als stünde man im Märchen, und wenn ich vom Bilderbetrachten plötzlich lebendig sich bewegende Menschen sehe, muß ich mich immer erst aus einem Schreck besinnen.

Ein lebendiger Chinese in seiner Tracht, eine wie platt gedrückte Menschengestalt mit zerquetschter Nase, schiefgeschlitzten Augen, kam auf Schnabelschuhen dahergeschlichen, hatte eine glühende Pfanne in der Hand, streute Räucherwerk darauf und ging so durch die Säle. Ich erfuhr, daß das ein wirklicher Chinese ist, den sich der verstorbene König angeschafft hat. Der Mensch lief wie eine Ironie und Hinweisung auf das ausgebildete Stempelwesen durch Standesgliederungen und Gradgebungen da herum. Ich muß aber dir doch sagen, daß mich der ganze Verlauf der Handlung und des eigenthümlichen Ceremoniells, der Pracht und der gesellschaftlichen Organisation und Disciplinirung mit einer eigenthümlichen Weihestimmung ergriff, die fest anhielt von 10 Uhr Morgens bis gegen 6 Abends, und eben, wenn ich so schon Morgens aus meiner gewohnten Stille in eine fremde geschlossene Bewegung eingesetzt werde, verläßt mich den ganzen Tag eine gewisse fliegende Hitze und Hochgespanntheit nicht.

Ich will aber nicht vorgreifen und dir ruhig weiter erzählen.

Dienstag, den 21.

Ich komme erst heute wieder zur Fortsetzung. Mich macht dies erregte fremde Leben doch müde und dazu die öfteren Unterbrechungen durch Allerlei und jetzt besonders durch das morgige Lessingfest.

Also weiter.

Wir wurden einzeln an den Tisch gerufen, die beiden Ordensgenerale übergaben glückwünschend ein versiegeltes Paket. Jeder öffnete es für sich und die Diener, die die Ungeschicklichkeiten der Novizen kennen, kamen herbei, hatten Stecknadeln bereit und hefteten den Orden an; mein ehedem zugenähtes Knopfloch hatte sich schon zur Aufnahme des Koburger Ordens öffnen müssen. Nun wurden wir zwei und zwei (ich war wieder Krummacher zugetheilt) in den Rittersaal geführt, wo hunderte älterer Ordensmänner versammelt waren. Hier war der Thron mit den zwei Sesseln und große Pracht in Gefäßen 2c. Ich traf hier viele alte Bekannte, besonders meinen trefflichen Freund Ernst Costenoble, Gneist, Meyerbeer u. c. A. und jeder glückwünschte, wie nach einem großen Lebensereigniß oder wie nach der maurerischen Aufnahme. Ueberhaupt erinnerte mich Vieles an diese. Nur ist alles Ceremoniell, als im Tageslichte, mehr frei und heiter und mehr auf Schaustellung der Pracht gerichtet.

Die Prinzen traten einer nach dem andern ein, jedesmal von Kammerherrn geleitet und die Versammlung durch deren Aufklopfen mit dem Stocke zur Stille gemahnt. Nochmals wurde vor diesen Zeugen die Liste der neuen Ordensritter verlesen, dann wurde von den Prinzen der König und die Königin abgeholt. Sie saßen auf dem Throne und wir gingen an ihnen vorüber. Und nun ging's zum Gottesdienst in die Kapelle. Da entwickelte sich die ganze Pracht im Zuge, und besonders wie die Pagen die Schleppe der Königin und der Prinzessinnen tragen — die einzelne Persönlichkeit erscheint damit wirklich als ein Wir, es bildet sich da ein großer Raum zwischen den Nachfolgenden.

Die Kapelle in der großen Schloßkuppel mit der grauen Marmorvertäfelung und den Fresken auf Goldgrund, droben auf der Gallerie der Domchor mit seinen herrlichen Stimmen und das Orchester und hier unten im Kreise die glitzernde und glastende Versammlung, besonders als die Sonne auf die Diamanten, Ordenssterne und Tressen schien — das alles machte einen grandiosen Eindruck. Ich habe hier zum erstenmale die von dem verstorbenen König und Bunsen eingeführte Liturgie gehört, die trotz ihrer katholisirenden Neigung doch gemacht und so künstlich ist, daß die Gemeinde eigentlich nicht mitwirken kann und sich immer nur was vorspielen und vorsagen läßt. Das Zusammenwirken von mehreren Geistlichen an Altar und Kanzel hat was Schönes, Imposantes, aber es fehlt der Brokat, den die katholische Kirche auch im Vortrag hat.

Ich wurde zur Tafel in den weißen Saal gewiesen, wo auch der König und die Königin speisten. Ich hatte meinen Platz zwischen dem Corvetten-Capitän Bothwell (ein Nachkomme aus der Familie der Maria Stuartschen Bothwell) und einem Oberst Zimmermann, beide durchaus

heitere frohe Naturen mit gesundem Lebensblick. Nach Tisch ging's durch die Bildergallerie nach den Sälen zur Vorstellung.

Ich glaube, ich habe dir schon gesagt, daß mich das Ganze bei aller nüchternen Betrachtung doch sehr durch Pomp und Glanz und gehaltene Würde ansprach. Vielleicht verflüchtigt sich das, wenn man so etwas öfter mitmacht, aber das ist doch unbestreitbar, daß nur eine gewisse Etiquette so discipliniren kann, daß mehr als 800 Menschen, die auch scharf getrunken haben, sich so straff und geordnet halten.

Ich will aber jetzt machen, daß dieser Brief fortkommt, sonst wird wieder eine Sammlung daraus.

Mittwoch über acht Tage halte ich noch eine Vorlesung, dann bin ich frei und will ordentlich arbeiten innerhalb meiner Pflicht. Wie weit aber liegt jetzt „Straßburg" ab! Doch es wird wieder erstehen.

Auerswald ist krank und die Anstellungssache, vor der ich eigentlich ein Bangen habe, ruht nun.

Die heutigen Zeitungen bringen freundliche Berichte über meinen Vortrag, und ich erhalte auch Zuschriften darüber. Ich werde die Sache wohl bald drucken lassen.

Ich fühle mich voll frischauf und muß mich nur halten, daß ich meiner Natur nicht zu viel Agitation zumuthe, was sich immer rächt.

174.

Berlin, 23. Januar 1862.

Gestern, lieber Jakob, erhielt ich das Paket mit dem kurzen Briefe, und heute schreibe ich dir schon wieder nach einem sehr bewegten Tage; aber ich fühle mich jetzt in der Frühe so frisch und begnügt und ich genieße nicht gern etwas, ohne dir ein Stück davon abzubrechen.

Wir feierten hier gestern in einem der größten Säle mit mehr als 300 Theilnehmern (und Hunderte hatten keine Billette mehr bekommen) Lessings Geburtstag. Nachdem Raumer den Toast auf den König ausgebracht, sprach ich den mir zugetheilten ersten auf Lessing. Ich hatte mir im Kopfe zu Faden geschlagen, was ich sagen wollte, aber mitten in der Bewegung der Rede kam ich zu ganz Anderem und war dabei hochbewegt. Zuerst sprach ich von der Einigung der isolirten und zerstreuten Verehrung der Einzelnen und dann welch ein Besitzthum die Geistesheroen für eine Nation sind. Während die alten Völker ihre greifbaren Götter mit sich in ferne Länder trugen, haben wir den Genius als reinen Geist mit uns, und wo man in der Fremde eine Schrift von Lessing liest, wölbt sich der klare blaue deutsche Himmel über dem Leser. Was wäre die Welt ohne Berge? Es gäbe keinen umfassenden Ueberblick, wo Himmel und Erde in weiten

Bogen sich darstellen. Unsere Geistesheroen sind solche Berge, wir sind mit ihnen in die Höhe gehoben, wenn wir ihren Standpunkt einnehmen können.

Ich kann dir nicht berichten, was und wie ich Alles sagte, jeder Nerv in mir zitterte, und ich glaube, daß ich in gleicher Weise auch die Zuhörer ergriff. Ich kam besonders in mein Lieblingsthema, daß der Cultus des Genius eine Gemeinde schafft, die sich in heiliger Gemeinsamkeits-Empfindung zusammenschließt und sich wieder frei auflöst; es gibt eine Lessing-Gemeinde und morgen sind wir wieder auseinander, aber wir waren einmal eins und halten das Bewußtsein fest.

Du hast Recht, ich darf nicht oft reden, nicht weil man beim öftern Reden in Phrase und Wiederholung seiner selbst käme, ich könnte diese alle Grundlagen des Wesens zum Erzittern bringende Erschütterung nicht oft aushalten, oder ich müßte stumpf und kalt werden.

Ich glaube, daß meine unaustilgbare Missionärsnatur bei solchen Anlässen ausbricht, ich könnte in solchen Momenten in bewußter Glückseligkeit gern sterben, das Martyrium wäre eine Lust.

Ich weiß wohl und habe es auch an diesem Abend aufs neue erfahren, daß gar viele Menschen von Andacht gar nichts wissen und wollen; ihnen ist Alles nur ästhetischer Genuß oder auch Zeitvertreib, eine Rede, in der eine ganze Seele brennt, nicht mehr als Ohrenkitzel. Das elende Musikgedudel hat sie daran gewöhnt, aber ich meine, daß auch aus diesem Kanal des ästhetischen Aufnehmens es doch wieder überleiten kann ins Höchste.

Ich fühle mich heute so frei und in mir glücklich, als wäre ich gestern geflogen, glückselig getragen von unsichtbaren Schwingen im Aether.

Berlin, 5. Februar 1862, Morgens 11 Uhr.

Ich habe eine seltsame Aenderung in einem Leben gemacht, und sobald ich auf einer Station ausschnaufe, denke ich gleich daran, dir Mittheilung zu machen, lieber Jakob.

Ich habe ein Zimmer auf dem oberen Boden meines Wohnhauses bezogen, habe heute Nacht zum erstenmal da geschlafen und versuche es diesen Morgen zum erstenmal so ganz allein in mir lebend, wieder Student geworden, zu arbeiten. Du wirst vielleicht darin nichts Besonderes finden, aber bei mir greift jede Aenderung gleich ins Tiefste, und ich glaube, ich werde geraume Zeit brauchen, ehe ich damit zurecht komme; ich komme mir ganz fremd vor, aber ich will und muß den Versuch machen. Ich komme dadurch vielleicht besser dazu, wieder den innersten alleinigen Regungen meines Wesens nachzugehen und sie auszugestalten. Ich bin wie ein Vogel, der kein rechtes ruhiges Brutnest mehr findet.

175.

Den 13. Februar.

In derselben Stunde, da ich deinen Brief erhielt, war dein Schwager bei mir. Es liegen verschiedene Briefe für dich da, ich finde sie jetzt nicht, will dich aber auch nicht in Verlegenheit lassen. Auch ich war schwer bedrückt. Mein Rudolph war schwer krank in Folge von Krampfanfällen, ist aber jetzt bereits wieder in der Schule.

Morgen oder übermorgen Ausführliches.

176.

Berlin, 17. Februar 1862.

Auch heute noch, lieber Jakob, kann ich dir nicht so schreiben, wie es in mir zur Regel geworden ist. Ich komme jetzt keine Nacht vor 1 Uhr zu Bette, bin von Gesellschaftsansprüchen ganz zerzaust und bin am Morgen so müde: Dazu plagt mich die Erzählung vom Straßen-Mathes, die ich gar nicht zurecht bringe; die Geschichte hat kein Gelenk, wo sie sich biegt, es fehlt jegliche naturgemäße Peripetie, und ich bin jetzt nicht in der entsprechenden zum Objectiven gewendeten Verfassung, um da das Rechte zu finden.

Ich lasse sie nun liegen und gehe an die Ausarbeitung von Joseph und Benjamin. Du weißt doch noch, daß das Kaiser Joseph und Benjamin Franklin in Paris ist. Das Thema muthet mich sehr an, es versetzt unmittelbar in die höchsten historisch-philosophischen Regionen, und ich weiß nicht, was mit mir ist, es ist doch eine Wendung in mir, die Lebensalter und verändertes Sein mit sich bringt; ich bringe es jetzt mit den kleinen Geschichten nicht mehr zur nöthigen sympathischen Strömung.

Wie gesagt, ich schreibe dir heute nur, damit du vollkommen ruhig bist, wenn du auch in acht Tagen keinen Brief bekommst von deinem Berthold.

177.

Berlin, 19. März 1862.

Wie oft und stetig habe ich mir in Dresden gewünscht, aus der Fremdenexistenz erlöst zu sein und mit eingeschlossen zu leben in einem Gemeinde- und Staatsleben, und jetzt empfinde ich im Tiefsten die Zwiespältigkeit, die daraus für den Künstler, besonders für den Dichter entsteht. Andere Menschen von gesetzter, äußerlicher, gestundeter Berufsthätigkeit lesen ihre Zeitung oder hören und erleben das Geschehende, und ihre Thätigkeit geht ruhig fort; bei unsereinem aber durchdringt das gleich das ganze Wesen und nichts hat daneben Platz. Ich glaube nicht, daß es nur bei mir persönlich so ist. Aber jetzt, wie schon so oft, muß ich Goethe Recht geben. In der Politik heißt es entweder ganz mitthun oder still und ab-

geschieden seine individuelle Aufgabe vollführen. Hier am Orte ist Letzteres gar nicht möglich, der Geist wird journalisirt und die Continuität der Stimmung immer durchschnitten. Und diese militärische Versteifung, die nicht aus dem Exerzirschritt heraus kann, dieses Einreden, daß man noch wählen könne, ob zu Deutschland werden oder nicht, diese Eifersüchtelei mit den Volksrechten, es ist gräßlich.

178.

Berlin, 26. März 1862.

Ich komme morgen zu dir nach Frankfurt. Du freust dich, wie sich freut dein Berthold.

179.

Stuttgart, 8. April 1862.

So bin ich nun nach tiefinnerlichstem lebendigen Verkehr wieder aufs Schreiben hingewiesen, lieber Jakob. Ich kam Sonntag Mittag hier an. Es ist eine jammervoll verhockte Daseinsweise hier, und meine Landsleute sehen einen Triumph darin, nun auf Preußen zwiefach schimpfen zu können.

Gestern brachte ich den Morgen meist mit Cotta zu und werde heute Weiteres besprechen und ordnen. Abends hatte ich herrliche Stunden des reinsten gemeinschaftlichen Denkens und Schauens mit Eduard Mörike und am Mittage in ähnlicher Weise mit Edmund Höfer. Mit Mörike aber fühle ich neuen Accord wie mit wenig Menschen, und wie ich so mit Höfer und namentlich mit Mörike war, empfand ich wieder die wundersame Mannigfaltigkeit des Lebens, die neben verbummelte genuß- und witzjägerische Existenzen Naturen stellt, die aus sich selbst bewegt, stets im Ewigen, Klassischen und auf die höchsten Ideale Gestellten heimisch sind.

Ich sah gestern viele Plätze, die mir bedeutsame Jugenderinnerungen erweckten, und sehe immer mehr, daß ich nun an das Festhalten derselben gehen muß.

Am Sonntag Abend war mein erster Besuch beim alten Holland und dessen Frau, bei denen ich den ganzen Abend blieb. Ich kann dir nicht sagen, wie wohl mir's ist bei diesem von Herzensgüte verklärten alten Paare, als stiege die Empfindung des elterlichen Hauses da nochmals auf. Der alte Holland hat noch ganz jene heitere Zuversicht und lächelnde Humanität der Mendelssohn'schen Zeit, in der die reinen Gedanken weder belletristisch noch politisch sich auszweigten, sondern eben rein humanistisch, logisch anmuthig und herzwarm waren. Er fängt nun doch an sehr abzumagern und will, der 78jährige, jetzt endlich im Juli seine vielen öffentlichen Aemter abgeben.

Ich habe auch meinen alten Kameraden, den Rabbiner Wälder getroffen, er hält sich tapfer, hat etwas von einem wohlsituirten Landpfarrer,

und viele Karlsruher Erinnerungen, die ich fast vergessen hatte, wurden erweckt. Ich muß damals ein sonderbarer Kerl gewesen sein. Merkwürdig ist mir hier auch die Wahrnehmung, wie der süddeutsche Jude ein ganz anderer ist als der norddeutsche, der häuptsächlich in Städten wohnt. Der süddeutsche jüdische Handelsmann in blauer Bluse ist ein Mittelding zwischen Bauer, Kaufmann und Städter.

Ich kann mir's nicht recht denken, daß ich wieder hier leben könnte, und doch werde ich ein Verlangen darnach nie los.

Der Absatz meiner gesammelten Schriften geht unverhältnißmäßig langsam, es wird erst Zug hinein kommen, wenn ich ein größeres Werk als frischgeheizte Lokomotive vorspannen kann.

Karlsruhe, 10. April 1862.

Gestern Abend bin ich hierher gereist. Heute war mein erster Ausgang in die Kammer, wo ich gerade zu der Verhandlung über die Oberschulbehörde kam. Häusser sprach vortrefflich, sachlich bestimmt, auch der Minister Lamey exact. Es ist ein Wald voll Geistesstämmen in Deutschland, aber von Berlin her an größere Dimensionen gewöhnt, kam mir diese Kammer wie ein größeres Collegium vor.

Ich traf den Professor Eckart auf der Tribüne, er begleitete mich ins Schloß, wo ich den Kabinetsrath Sternberg aufsuchte. Er ist ein Schwiegersohn Bunsens und hatte vor wenigen Wochen das entsetzliche Schicksal, daß ihm seine Frau von fünf Kindern, von denen das älteste erst sechs Jahre alt, wegstarb. Sternberg, eine feine, maßhaltende, arbeitstreue Natur, trägt sein Geschick mit bewundernswerther Gelassenheit. Wir gingen lange im Schloßgarten. Es war ein wonniger Frühlingstag, aus der Erde stieg eine feuchte Brutwärme auf, es hat gestern stark gewittert, ich meine die Amseln singen nirgends so hell wie hier. Nicht weit vom Hebel-Denkmal begegneten uns die Kinder Sternbergs, schwarz gekleidet, aber sorglos, hier unter den Blüthenbäumen. — Ich meldete mich bei der Großherzogin Mutter, wurde zum Abend bestellt, besuchte nach Tisch meine Vettern und den kernhaften Major Müller, von dem ich dir schon erzählt habe. Wir begleiteten seine Frau ins Theater.

Von halb 7 bis 9 war ich bei der Großherzogin. Sie ist geweckt und lebendig, obgleich sie ganz abgeschlossen lebt und fast nie ausgeht.

Sternberg kam mit Major Müller, Professor Deimling (eine überaus frische Natur) und Professor Seubert zu mir auf mein Zimmer. Sie blieben da bis jetzt 12 Uhr, und jetzt bin ich müde und habe genug geschrieben.

Den 12. April.

Ich schreibe dir am frühen Morgen und bin doch erst um 1 Uhr ins Bett gekommen. Das war gestern ein voller Tag. Frühbesuche bei mir, Eckart mit seiner Frau, dann Advokat Gutmann und Müller. Ich ging zu Roggenbach, sprach ihn eine Stunde auf dem Ministerium. Das ist ein ganzer Mensch. Es gilt jetzt, die richtigen Leute für die Oberschulbehörde zu finden. Es ist leicht gesagt: macht die Schule frei von der Geistlichkeit, aber die rechten Kräfte für die neue Behörde sind nicht so leicht da. Ich empfahl Gruber.

Es ist eine Freude, jetzt hier im Lande zu sein, es thut mir leid, daß ich nicht beim Jahrestage der hier in Wahrheit neuen Aera hier war. Das ist ein seltenes Glück, Land und Regierung eins und in frei erhobener Stimmung zu sehen. Bei Tisch traf ich einen Buchhändler aus Straßburg, der mir sagt, daß der alte Heiß das Tagebuch des Stettmeisters Reißeissen von 1681 nun doch herausgeben will, und vielleicht übergibt er mir die Herausgabe. Ich reise also nach Straßburg.

Emmendingen, 12. April, Abends.

Heute früh schrieb ich dir noch in Karlsruhe, und jetzt schreibe ich dir schon hier bei den Unsrigen und war doch heute schon in Straßburg. Mit Hilfe der Lokomotive kann man viel.

Ich will dir zuerst noch von gestern erzählen. Gegen Abend ging ich zu Roggenbach und blieb da bis 9 Uhr, Regierungsrath Jolly und Professor Baumgarten kamen. Es gibt nichts Schöneres als süddeutsche Naturellfülle und gesättigte gedrungene Kraft und Hellfarbigkeit, mit den geläuterten Formen und den spekulativen Standpunkten des norddeutschen Lebens verbunden. Besonnener Muth, das ist das Grundwesen Roggenbachs, er wird sich nicht verdrängen oder von seiner Bahn abdrängen lassen. Er weiß, was er will, und will, was er erkennt, er vereinigt mit jünglinghaftem Schwung die mannhafte Weisheit, ist frei von allem Krimskrams der vornehmen Großthuerei und hat doch die Haltung einer wahrhaft vornehmen Seele. Als ich seine Hand zum Abschied faßte und er die meine lang hielt, da war mir's als empfinde ich einen geistig sättigenden elektrischen Strom. Er hat eine derbe kräftige Hand mit starkem Knochenbau, und sie ist dabei so zart und lind, und das braune Auge ist so innig und klug. Ich glaube, ich habe das Ideal unseres deutschen Staatsmannes gesehen und darf ihn Freund nennen.

Ich hatte Müller und Deimling versprochen, zu ihnen und Lamey in die Kneipe zum weißen Bären zu kommen. Als ich auf der Straße war, es war kalt und mich fror, aber ich war so glücklich, so wie voll innerster

Segnung, voll Zuversicht für das Vaterland und alles echt Menschliche, daß ich in den menschenleeren Straßen fast im Gallopp rannte.

Im weißen Bären traf ich große Gesellschaft von Beamten, Offizieren, Abgeordneten &c., mehr als hundert Menschen, Alles grüßte mich herzlich, und ich setzte mich zu Minister Lamey und wir entdeckten, daß wir miteinander im Lyceum waren. Lamey ist für das Innere des badischen Landes das, was Roggenbach für das Aeußere und die großen deutschen Interessen. Und das ist hier Alles so einfach, schlicht, und man raucht und trinkt Bier miteinander und bespricht sich über das Beste und Höchste und lacht auch bisweilen von Herzen. Es war wie einst in der Burschenschaftskneipe in Tübingen, aber hier sind Männer beieinander. Ich traf auch in Geh. Rath Fröhlich einen alten Tübinger Bekannten u. A. Erst um 1 Uhr brachen wir auf, Lamey, Müller und Deimling begleiteten mich.

Heute früh also bin ich nach Straßburg gefahren in naßkaltem Wetter. Ich hatte Heitz telegraphirt, er erwartete mich am Bahnhof; ich ging mit ihm heim, er gibt mir das Tagebuch nicht, will es selbst ediren. Ich aß in einem Restaurant und fuhr dann gleich wieder ab, und in Appenweier entschloß ich mich zu deinem Bruder und meiner Schwester hierher zu fahren und auch den Sohn meines Abraham zu sehen. Alles war voll Freude. Wir gingen alle spazieren, der Blüthenreichthum ist herrlich hier. Ich wohne in der Post und da schreibe ich dir, und ich merke doch, wie viel ich heute durchgemacht, ich bin wie zerschlagen und freue mich, daß das Blatt zu Ende. Gute Nacht!

Mainz, 14. April, Morgens.

Ich bin dir jetzt wieder so nahe, lieber Jakob, und kann doch jetzt nicht zu dir kommen. So erzähle ich dir also weiter. Gestern früh reiste ich nach Mannheim. Eller, dem ich telegraphirt hatte, erwartete mich am Bahnhof mit seiner Frau und Max. Ich bin doch ein glücklicher Mensch, daß ich aller Orten so bald in Haus und Herz getreuer Menschen wieder daheim bin. Eller und seine Frau halten sich tapfer in allem Besten reinen Denkens und Empfindens. Wir waren bald wieder, als ob wir stetig zusammengelebt, in der frischesten erquicklichsten Strömung. Nachmittags fuhren wir nach Ludwigshafen; Emma Hohenemser, die voll anmuthiger Geistesregsamkeit, begleitete uns. Wir hatten noch eine erhebungsreiche Stunde im Bahnhof, dann ging's fort. Eine Tochter Hochstädters aus Karlsruhe saß mit im Wagen bis Worms, wo sie wohnt. Dann blieb ich allein, und an jedem Bahnhof erlustigte mich das helle frohe Treiben der Aus- und Einsteigenden und der Wartenden, Alles scherzt und neckt, und hellgekleidete pralle Mädchen lachen aus voller Seele, und die Sprache hat so was Fertiges, Behendes, es ist Wein im Blute dieser Menschen. Ich kann

mir denken, wie fremd und überraschend einem geborenen Norddeutschen das alles vorkommen muß; ist es ja mir, der ich lange hier am Rhein lebte, so neu und wirkt so belebend wie der Anblick des Rheins mit seinen schnellen Wellen.

Ich stieg in meinem alten Wirthshaus im Karpfen ab und blieb allein. Jetzt am frühen Morgen bei einer guten Cigarre schreibe ich dir und nun gehe ich zu Streckers. Ich habe hier in dieser Stadt doch drei Jahre gelebt, aber ich habe wenig Menschen hier zu besuchen.

Düsseldorf, den 15.

Ich sehe schon, diese Briefe werden ein Tagebuch, und so sei es denn fortgesetzt. Ich kann dir und mir dann später Alles besser erwecken, wenn wir wieder beisammen sind.

Also noch von Mainz.

Ich traf Streckers beim Frühstück, der Schwiegersohn, Professor Strecker aus Tübingen mit der Lina, die ihre bezaubernde Schönheit sich erhalten hat, und das Enkelchen waren da. Bald kam auch Wilhelm und seine Frau. Es gab viel zu berichten. Ueberall reißt ein unbegreifliches Geschick häßliche Wunden. Wir hatten aber auch heitere Ausblicke. Die beiden grundbraven seelenstarken Alten halten sich frisch oben, und ich weiß, daß ich wenig Menschen auf der Welt habe, die treuinniger an mir hangen als das ganze Haus hier in Mainz. Es war windig und kalt, ich fuhr mit der Eisenbahn ganz still bis Coblenz und um mich her wurde mächtig politisirt. In Coblenz gab ich eine Depesche auf an Hemsen in Köln, und hier trat mir gleich das anschnauzige Preußenthum wieder schroff entgegen.

Im Siebengebirge und besonders in Bonn kam mir Alles viel schöner und erneut vor. Es ist mir oft, als ob auch die Gegenden und Städte wie Kinder vor mir großwachsen.

In Köln war weder Hemsen noch Hiller am Bahnhof. Ich ging in die Stadt, ich war durchkältet und hungrig, traf Hiller in der Musikschule. Ich aß in einem Weinhause und fuhr Abends hieher.

Ich war bei Bendemann zum Thee, der älteste Sohn saß als Ingenieur-Leutnant am Tische. Frau Bendemann, eine Tochter Schadows, eine echt sinnvolle deutsche Frau, brachte mir ein Blatt der Protestantischen Kirchenzeitung, in dem Edelweiß sehr belobt ist. Ich ging spät und müde heim. Jetzt bin ich wieder frisch und will zum Fürsten Hohenzollern, bei dem ich mich melden ließ.

Den 16.

Ich weiß gar nicht, wo ich das alles hinthue, was ich erlebe, oft an einem Tag. Um elf Uhr also gestern ging ich zum Fürsten. Er empfing

mich herzlich und ist frischauf. Wir waren alsbald in den vielseitigsten Erörterungen. Ich erzählte von Karlsruhe, von Berlin. Der Fürst ist muthig und klar, er kennt die tiefsten Bewegungen der Zeit und hat Vertrauen, daß sie zum Besten führen und sich leiten lassen; er verliert über der Personenkenntniß die Ideenergründung nicht, er hat viel studirt und thut es noch fleißig. Wahrhaft groß war die Art, wie er seinen glühenden Patriotismus aussprach und wie Alles sich dem Gesammtwohl einzuordnen habe.

Ich blieb bis 1 Uhr, dann ging ich in Park und Stadt umher. Ich war im Mai 1848 nach dem Tode meiner Auguste auf meiner Reise nach Breslau mit meinem August einen Tag hier, aber da ich doch sonst ein glückliches Gedächtniß habe, zumal für alle äußeren Wahrnehmungen, kenne [ich] hier gar nichts, ich habe gar keinen Eindruck. In jenem ganzen Sommer ging ich durch die Welt, wie in einem Nervenfieber; ich sah und hörte, aber wie durch sieben Schleier.

Um drei Uhr ging ich zur Tafel. Die Fürstin, eine Frau mit feingeistigem Ausdruck, leider harthörig, bewillkommte mich herzlich, ebenso der älteste Prinz mit seiner schönen Frau. Was sage ich schön? Solch ein Antlitz glaubt man nur träumen, phantasiren zu können, die Formen so wunderbar und die Farbe, als ob von innen heraus überall Licht durchschimmerte, und dabei so einfach klar, ein Ausdruck und eine Sprache, daß man deutlich erkennt, in diesen Seelengrund fiel noch kein Zerrbild aus eigener oder fremder Empfindung. Die schöne Magellone oder Melusine muß so gedacht werden, und sie ist doch eine Portugiesin, freilich von deutschem Vater.

Eine knospenhaft frische Erscheinung, rehäugig, sicher im Ausdruck und dabei so jugendlich leichthin, ist die Prinzessin Marie, die, wie man sagt, Braut des Königs von Pt tugal werden soll. Sie erzählte mir viel von Sigmaringen und daß sie bei einer Naturschilderung sich immer eine Landschaft aus der Heimat, diese oder jene darunter denke. Sie sagte, sie dürfe noch keine Romane lesen und habe also noch nichts von mir gelesen. Ich sagte, daß wohl Barfüßele sie anmuthen könne, der Fürst, der dabei stand, sagte: Wenn Sie ihr das Buch schicken, darf sie es lesen.

Der Fürst zeigte mir schöne Bilder, Landschaften von Achenbach und eine wie hingeträumte Mignon von Köhler.

Ich ging dann lang allein im Park, um mich von dem vielen Reden zu erholen.

Hiller war angekommen. Am Abend war in der Akademie die Gedächtnißfeier für Wilhelm Schadow. Ich saß mit Hiller und dem Maler Jordan zusammen. Das Requiem von Cherubini macht einen großartigen Eindruck, und mir ging oft durch den Sinn, wie so verwachsen in das

Christenthum die größten Kunstprodukte sind. Kann eine profane rein geistige Feier etwas Derartiges produziren und an die Stelle setzen? Das dies irae und die **Keduscha**: Heilig! Heilig! hat eine Macht, ein aus der Welt Hinausschleudern, das nur durch das Anlehnen an Positives möglich scheint. Da ist der Archimedische Punkt gegeben. Abgeschmackt war eine ultramontane Rede, die dann gehalten wurde, schön aber ein Psalm von Mendelssohn oder eigentlich ein Chor aus Paulus.

Ich ging noch mit Hiller zu seinen Gastfreunden in die Familie des Notar Eulers, die rheinisch heiter und musikalisch gestimmt ist. Wir blieben bis spät in die Nacht.

Eben jetzt kommt Hiller, mich zum Besuch in einigen Ateliers abzuholen.

Den 17.

Ich muß dir heute noch schreiben, denn morgen und vielleicht noch heute Nacht geht's nach Berlin.

Ich ging gestern mit Hiller in das Atelier Bendemanns, er hat einen großen Carton fertig für ein Freskobild im Schwurgerichtssaale zu Naumburg. Gleich beim ersten Blick sah ich (das Bild stellt das erste Verbrechen, den Tod Abels dar), daß der Hirte Abel, nackt auf dem Boden liegend, zu jung ist gegenüber von Kain; dadurch bekommt der an sich schon so schaudervolle Brudermord noch eine häßliche Nebenempfindung, es ist die Ermordung des Schwächeren, nicht Wehrkräftigen. Ich sagte das Bendemann offen, aber er ging nicht darauf ein; das hellere Colorit des Jugendlichen und seine schönere Gestalt verführt ihn.

Wir waren auch noch bei Keller, der einen neuen großartigen Stich der Sixtina in Arbeit hat, sahen wunderschöne Porträts bei Sohn, und dann ging ich wieder zum Fürsten Abschied nehmen. Er ist echt freundlich und offen gegen mich. Die Fürstin kam, sie wollte mich noch sprechen. Sie sprach voll seelischer Wärme über den Glauben an gute Menschen und daß ich diese reine Lehre verbreite. Sie erzählte von ihrer Tochter, der Königin von Portugal, wie begeistert sie für mich war, und weinte bei ihrem Andenken. Als ich endlich wegging, sagte sie: Ihre Bücher verleiden mir auf lange alle anderen, ich habe nach Edelweiß wochenlang nichts Anderes lesen können. Sie reichte mir die Hand und sagte, sie freue sich mir die Hand zu drücken, die so Gutes schaffe. Fürst und Fürstin luden mich dringend ein, sie im Spätsommer auf einige Wochen in der Schweiz auf Weinhof zu besuchen.

Ich war von fast vierstündigem Sprechen entsetzlich müde, aß allein im Gasthof, besuchte noch die permanente Ausstellung, dann den Maler Jordan, dessen Schüler jeder zehn bis zwölf Zeichnungen aus Joseph im

Schnee gemacht haben, nahm bei Bendemann Abschied und war bis spät noch im Malkasten im Jakobischen Garten.

Beim Maler Vautier sah ich auch noch entzückende Zeichnungen, die er für sich allein zu Barfüßele gemacht hat; besonders wie die Marann dem Barfüßele erzählt, das ist wunderbar schön. Bin ich nicht ein glücklicher Mensch, so geehrt und geliebt zu sein von ganzen Menschen und solche freie Wirkung auf die Künstler zu erleben?

180.

Berlin, 19. Mai 1862.

Ja, lieber Jakob, also heute ist Fichtes hundertjähriger Geburtstag. Noch ist mein ganzes Wesen in fieberischer Erregung, daß ich heute Abend vor 4000 Menschen zuerst das Wort ergreifen und den Ton der Weihestimmung geben soll. Und doch empfinde ich dabei auch wieder eine eigenthümliche innere Erfüllung. Wie lange und wie oft habe ich darnach verlangt, unmittelbar zu meinen Mitmenschen zu sprechen und sie mit dem warmen Athem des Lebens anzuhauchen. Jetzt ist mir's geworden. Ich weiß nichts anzufangen, wie ich die Zeit bis zum Abend herumbringe und doch will ich nichts mehr an der Rede ciseliren und tüfteln. Das muß so bleiben mit all den Gußnähten.

Eine Säcularrede muß in sich etwas von dem Weitgespannten des von ihr umfaßten Zeitraumes haben; man muß mit Siebenmeilenstiefeln über das Einzelne hinwegschreiten. Die bedingenden, einschränkenden, motivirenden Beisätze in der Charakteristik haben da nicht Platz, und 4000 Zuhörer haben, möchte ich sagen, ein einziges großes Auge, das nicht für Erschauung des Kleinen gemacht und gestellt ist; das Auge wird mir, wenn ich mir's denke, wie zu einem großen Weltkörper.

Den 21.

Ich schicke dir heute unter Kreuzband einen besonderen Abdruck der National-Zeitung auf Schreibpapier. Ich habe die Zuversicht, daß dir meine Rede zusagt, denn du wirst bedenken, daß sich da nichts ausführen, sondern auch nur kategorisch geben ließ.

Der Erfolg war ein hocherhebender, und wie mir alle Menschen sagen, gewaltig ergreifender. Ich zitterte am ganzen Leibe, als ich auf die Rednerbühne trat. Ich sah gar nichts und Niemand, aber ich merkte doch, daß Alles still und aufmerksam. Der erste Applaus that mir physisch wohl und war eine große Erleichterung und Befreiung. Ich verstehe jetzt, warum die Schauspieler den Applaus haben müssen; es ist nicht nur das Bewußtsein, daß man richtig gehört und verstanden wird, es ist fast physisch nöthig zum freien Aufathmen. Ich sprach von da an aus befreiter Brust, sicher und

fest. Einzelnes, das mir zu gespitzt war und das ich eigentlich gern gestrichen hätte, wie das vom Imperativ und Imperator, machte einen gewaltigen Eindruck und besonders auch der Schluß, der freilich nicht gedankengedrungen genug ist, aber doch wieder hinausführt ins Freie und eine tragbare Melodie mitgibt. Als ich mich wieder zum Comité setzte, war ich wie ein Pferd, das in Schweiß gebadet, einen gewaltigen Lauf gemacht, so zitterte und bebte Alles in mir, daß ich meinte, die Brust müsse mir springen. Patow, der mit unter den Abgeordneten saß, war der Erste, der kam und mir, ohne ein Wort zu sagen, warm und lang die Hand drückte.

Die ganze Feier verlief in wunderbarer harmonischer Festlichkeit, und ich hatte eine Art olympischer Empfindung, ich meine, so muß es Einem zu Muthe gewesen sein, der vor Zeiten ein griechisches Volksfest mitfeierte.

Ich bin glückselig, daß ich das erlebt und mein Denken einmal lebendig im Tone hinausströmen konnte in tausend Herzen.

Freilich bin ich auch jetzt noch mit Manchem in der Rede nicht ganz zufrieden. Es hätten noch mehr Verwahrungen gegen so vieles Schrullenhafte in Fichte darin sein müssen; aber es ist einmal so, das Panegyrische, Festliche hat eine eigene, unwiderstehliche Macht, und dann ist die Persönlichkeit Fichtes, diese Erscheinung eines Philosophen in der thätigen Geschichte, in der That der vollen Verehrung würdig. Ich habe noch manche Gedanken über Fichte, die ich in meine Denkbücher eingetragen habe und dir einmal zu lesen geben werde.

181.

Den 29. Mai.

Wie auf Verabredung stellen sich oft mißstimmende Dinge ein. Gestern bringt die Kreuzzeitung eine ganz in ihrer Art wirksam verdrehte Auffassung des Fichte-Festes und hat den klugen Punkt herausgesucht, Veit und mich mit dem Judenhaß Fichtes, denn den hatte er, zu verhöhnen.

Es rächt sich alle Schuld. Ich hatte mir fest vorgenommen und auch Veit davon gesagt, daß ich in meiner Rede eine Verwahrung gegen den Terrorismus Fichtes, namentlich in Bezug auf Juden einlegen wolle. Es fügte sich nicht, und es wollte mir auch nicht angemessen bedünken, immer Alles unter dem Gesichtspunkte eines Verhältnisses zu uns Juden zu markiren. Der festliche Weiheton kam dazu, und ich glaubte mit meiner Verwahrung gegen den absoluten Cultus des Genius genug gethan zu haben. Nun sehe ich doch, daß ich meinem ersten Impuls hätte folgen und die Sache geradezu anfassen und ihr die Spitze brechen sollen.

Der Cultus hat doch eben immer was schmählich Verführendes, das Abtönen der vollen Accente will sich da nicht geben; wie im Kirchenchore singt sich da Alles fast nothwendig in lauter ganzen Noten.

Ich werde mir's merken, mich nicht mehr zu einer Verschweigung einer bedingenden Verwahrung verführen zu lassen. Antworten werden wir der Kreuzzeitung nicht.

Am Mittag kam dann ein Brief von Keil, der mir sagt, daß der Erfolg des Kalenders sehr fraglich ist, und ich habe doch bürgerlich und intellektuell viel darauf gesetzt.

Dazu kommt, daß kein Arbeitszug mich mir selbst entführt, und so bin ich in einer gewissen denkunfähigen Lethargie, der ich mit aller Macht Meister werden muß.

Ich glaube, daß das Aussprechen zu dir, lieber Jakob, mir am schnellsten und sichersten von mir selbst hilft. Ich kann dir nicht sagen, wie mir so oft ist, als ob ich noch im Anfange meiner Laufbahn stünde, so fraglich, so überall voll Barrieren ist mir oft noch Alles, und ich bin oft neugierig, als lebte das ein Anderer, was nun die nächste Zeit mir bringen und aus mir machen wird. Aus mir machen — ja, das ist mein Hauptfehler, ich mache nicht selber genug aus mir; mir fehlt in Allem die Methode, das fühle ich schwer, je älter ich werde und je mehr ich erkenne, daß ich vor neuen Lebenswendungen stehe, hauptsächlich in Object und Weise meiner Produktion.

Ich habe Lust zum Studiren, ich möchte etwas Festes, Gegebenes in mich herein nehmen, aber da treibt mich's immer bald wieder zu eigenen Betrachtungen, und ich habe so viele Lücken in meinem Wissen, daß ich gar nicht weiß, wo ich zuerst zustopfen soll.

Ich habe auch schon die Revision meiner Spinoza-Uebersetzung wieder vorgenommen, aber ich finde doch keine andere rechte Ruhe als im Produziren.

Ich glaube, daß diese Unruhe was bringt, ich weiß nicht was, ich hoffe Gutes.

182.

Berlin, 5. Juni 1862.

Ich hoffe immer und ewig aus dem Schwanken, Erschüttern und Auf und Ab alles Lebens doch endlich zu einer stetigen, gleichmäßig sich fortsetzenden Existenz zu kommen.

Von der öffentlichen Kritik lasse ich mich gar nicht irren. Gutzkow sagt, Edelweiß hätte sich nur tragisch behandeln lassen, und Julian Schmidt, humoristisch allein könnte dieses Thema behandelt werden — ganz echt wie Nicolai gegen Werther. Ich bin, mag über mich ergehen, was da will, doch in der Handhabung meines Berufes sicher, nicht zum Schwanken zu bringen, wenn ich ein Thema habe.

Und nun, lieber Jakob, schicke ich dir hier den Lederherz. Schreib hinein, was und wie du willst, und schick mir ihn bald wieder mit Joseph

und Benjamin. Mein Kalender wird gut, leider hat mich Liebig im Stich gelassen. Ich hoffe dir bald sagen zu können, was aus meinem Sommer wird.

183.

Berlin, 17. Juni 1862.

Ich habe in diesen Tagen von David Strauß einen erquickenden Brief über Edelweiß bekommen. Habe ich dir schon gesagt, daß mir vor Monaten auch Rückert ausführlich darüber schrieb?

Du kannst es gar nicht wissen, lieber Jakob, wie viel du mir bist, ich wüßte gar keinen festen Punkt mehr ohne dich. Ich habe die Manuskripte mit deinen Bemerkungen erhalten und finde das Meiste angemessen und erwecklich zu neuer Vornahme. Lieber Jakob! Es ist etwas Stumpfes in Allem, was ich seit geraumer Zeit mache, ich fühle das und kann doch nicht darüber hinaus. Joseph und Benjamin ist viel zu wenig dichterisch in Situation und Gehalt gebracht, der Philosoph oder meinetwegen der bloße Räsonneur herrscht zu sehr darin vor; aber ich kann nur im Einzelnen nachhelfen, dem Ganzen nicht recht aufhelfen. Es fehlt die frische Stimmung, die zum Rhythmus wird, so daß das Ganze, wie von selbst bewegt fortlauft; es muß immer gestupft und frisch commandirt werden. Ich will noch thun, was ich kann.

Von meinen Mitarbeitern werde ich leider sehr hingehalten und zum Theil im Stich gelassen, und dieses Warten auf Postsendungen ist peinlich. Bis ins Herz hinein wohlgethan hat mir's, daß du dem Lederherz das Prädikat musterhaft gibst.

184.

Berlin, 9. Juli 1862.

Ich reise Sonntags nach Leipzig und von da aus wahrscheinlich nach Kissingen und dann zu dir. Es steht von den früher ins Auge gefaßten Plänen noch keiner fest; ich thue nichts ohne strenge Berathung mit dir.

185.

Zwingenberg, 25. Juli 1862.

So müd ich mich gestern Abend fühlte, so frischgespannt fühle ich mich diesen Morgen. Nur habe ich mich hin- und hergejagt im Denken, ob ich zunächst hier bleiben soll. Ich habe mich entschieden, vorläufig bis zum 1. August etwa hier zu bleiben.

Wenn auch mein Zimmer und die Aussicht manche Unzuträglichkeit hat, ich brauche vor Allem Ruhe und Wortlosigkeit. Auch will ich nicht mit so Vielerlei weiter reisen, ich habe fast so viel innere Collis wie äußere, ich will wenigstens einige zum Weiterreisen abgethan haben. Alle Kalenderarbeit kann zum 1. August fertig sein. Es wäre schön und gut, wenn du

Montag zu mir kommen könntest (in der Frühe) und den Tag über oder auch über Nacht bei mir bleiben. Ich hoffe bis dahin Alles fertig zu haben und gewärtige deine Legalisirung.

Das war gestern doch trotz der Uebermüdung ein Wonnetag, ein tiefer Zug aus der besten Daseinsfreude.

186.

Zwingenberg, 26. Juli 1862.

Das war gestern ein still gesegneter Tag, so gut wortlos, ich sprach fast den ganzen Tag nichts, nur Mittags etwas mit meinem welterfahrenen Wirthe bei Tische. Ich fühlte nach langer Zeit zum erstenmal wieder mich in mir daheim, und sofort kamen allerlei Gedanken und Pläne und ein wohliges Behagen in der Tiefe des Geistes. Ich freue mich aber doch sehr darauf, dich, lieber Jakob, den Montag hier zu sehen. Dabei bleibt es fest. Deine Frau muß dich fortschicken, wenn du nicht selber gehen willst. Ich weiß, die Gute thut's gern mir zu lieb. Der Wald ist hier leider zu weit entfernt, und ich bin gestern fast verbraten, ehe ich dahin kam. Dennoch bleibe ich noch hier. Die Ruhe und Stille thut mir so wohl. O, wie gesegnet reich ist die Welt! Freilich nur wenn man Geld im Sack hat. Da habe ich mein gutes Zimmer, mein gutes Essen und vor Allem meine geliebte Einsamkeit, und so gibt's noch tausend Flecke auf der Welt. Es ist schade, daß man so viel Leben vertrödelt, und noch mehr schade, daß man doch endlich aus dieser schönen Welt hinaus muß. Sei's! Einstweilen wollen wir fröhlich und arbeitsam darin leben und es einander mit treuer Innigkeit wohl machen und dazu gehört, daß du kommst zu deinem Berthold.

187.

Homburg vor der Höhe, 5. August 1862, Morgens 9½ Uhr.

Den Duft der ersten Morgen-Cigarre in der Stille des Alleinseins schicke ich dir.

Gestern Abend, als ich allein in mein neues Heim — wo ist man daheim? — zurückkehrte, da fühlte ich den kühlenden Thau des besten Glücks auf meiner oft so fieberisch erhitzten Seele. Ich halte die reinste Lebensgabe in mir, ich habe das Vollbewußtsein der Freundschaft. Ich muß dir das schreiben, denn sagen kann ich dir's nicht. Aus diesem stetigen immer wieder neu zugeneigten Dasein habe ich einen Frohmuth, eine innerliche Erfüllung und Sättigung, die mich momentan ganz wünschelos machen, und ich weiß dann gar nicht mehr, daß ich noch Anderes auf der Welt habe und suche. Eine Strömung Heimweh streifte mich im Alleinsein, aber sie ging bald vorüber.

Ich las noch in Tiezmanns Goethebuch die Auszüge aus den Briefen an die Stein. Hier so die saftigsten Früchte aus dem Blätterwerk des Ganzen herausgehoben, es ist wie ein Duft aus einer Schüssel voll Erdbeeren. Welche Kräfte und zugleich welchen Muth der Naivetät — beide sind eigentlich eins — hatte Goethe, die leisesten, kaum zu haschenden Regungen ins Gefäß der Worte zu fassen, und er hat schöne Schalen für Alles!

Ich mußte endlich schlafen. Ein Hund bellt in der Nachbarschaft, ich kann nicht einschlafen. Ich gebe mir lange Mühe, um herauszubringen, ob in dem Gelärm des Köters ein Rhythmus zu finden ist; es ist keiner, die Pausen sind ungleichmäßig und die Töne bald abgebrochen, bald in langer Reihe ohne hörbaren äußern Anlaß. Ich finde aber bei diesen Naturstudien keine Ruhe und es war halb Eins, als ich dem Köter Ruhe zurief, es half nichts. Ich suchte meine Hausleute zu wecken, sie waren ausgegangen, die Nacht war frisch und sternhell, die Hausleute kamen und von da an war der Hund ruhig.

Militärmusik weckte mich frühe. Das ganze hiesige Militär, etwa 60 Mann rückte aus. Drei Offiziere gingen zur Seite, ein Oberst ritt hinterdrein. Wie muß es einem Offizier eines solchen kleinen Staates zu Muthe sein? Er muß sich höchst lächerlich vorkommen. Ich ging nach dem Brunnen, gagné — perdu — hörte ich auf dem Wege.

Ich ging etwas mit dem alten Geh. Rath Müller. Der Landgraf hier, ein 80er, will allerdings nichts als Ruhe, und es wäre eine schöne poetische Aufgabe, den Letzten eines Stammes zu schildern, sozusagen das bewußte Abdorren des letzten Zweiges. Sie freuen sich hier keineswegs, darmstädtisch zu werden. Ich ging dann mit dem jungen Dr. Müller. Er hat jenes ruhig Freie, leicht sich Gebende und Nehmende, das ich noch immer bei den Jüngern der neuen physiologischen Schule gefunden. Ich mußte ihm meine Constitution schildern, und da sehe ich, daß ich doch eigentlich wohlauf bin. Ich ging lang allein, die Bäume fangen hier schon an sich zu entblättern, und an den Sträuchern sind die rothen Beeren. Das ist Herbst.

Nun sitze ich hier in stillem Genügen in meinem schönen Zimmer voll Bergesathem, und ich bin selbst begierig, was nun die nächste Zeit aus mir macht. Ich habe wenigstens Ruhe genug, es gelassen zu erwarten.

188.

Homburg, 8. August 1862.

Du mußt tief in deiner Arbeit stecken, lieber Jakob, weil du mir nur so kurze Worte schreibst. Ich kann mir's denken, wie wohlig es dir

ist auf dem Grunde — der Kritik, und oft geht mir dein Thema — soweit ich es kenne — auch nach und ich habe mancherlei Gedanken darüber.

Eben im Schreiben kommt Lotmar. Ich bitte dich also nur noch, mir zu sagen, ob ich zur rechten Zeit komme, wenn ich Sonntags erst um 11½ Uhr in Frankfurt ankäme. Ich kann nicht gut vor 10½ von hier abkommen.

189.

Homburg, 11. August 1862.

Es ist jetzt 10 Uhr und du beginnst deine Schulstunden wieder, lieber Jakob. Mir ist es auch, als ob Ferien bei mir vorüber wären, da du nicht mehr frei bist. Ich möchte auch was Frisches beginnen, was mich packt und festhält, aber Alles entgleitet mir wieder. Doch hoffe ich, daß das alles nur momentan ist. Laß mich nur wieder ins Wasser kommen, ich werde in meinem Element schon wieder aus alter Uebung schwimmen.

Ich kann dir nicht sagen, wie mich das hiesige Treiben anekelt, so oft ich wieder von außen komme. Die Frivolität hat wieder eine Naivetät, die ganz merkwürdig ist. . . . Schöne Welt das, in der man schaffen und auf das Gute hoffen soll.

Ich habe heute meinen offenen Brief an Victor Hugo begonnen. Will sehen, was daraus wird.

Daß ich's nicht vergesse! Historisch-ästhetische Betrachtungen über die Bibel könntest du deine Arbeit betiteln. Das gibt die Signatur deines neuen Standpunktes.

Du siehst, ich schreibe mit deiner Feder leicht und rasch, sie soll mir hoffentlich auch noch zu Arbeiten gut in der Hand sein.

190

Homburg, 13. August 1862.

Gestern, lieber Jakob, habe ich mich ausprobirt in meiner Wanderkraft und heute ist mir ganz wohl.

Ich war Montags von dem vielen Hin und Her und den mannigfaltigen Erlebnissen am Sonntag doch etwas matt und ging daher nicht zu Lotmar nach Kronberg, wie ich eigentlich vorhatte. Aber ein Tag, den ich hier zubringe, versäuert mir die Seele. Es geht mir hier, wie ich so oft erfahre, ich bin nur momentan einer souveränen Mittelstimmung fähig. Ekel vor dem hiesigen Treiben oder leidenschaftliches Drinstehen, das sind die eigentlichen Pole; sich in der Mitte betrachtend, beobachtend wie einem chemischen Prozeß gegenüber halten, ich möchte es immer, aber ich wende mich dazu doch zu viel in Ekel ab, ich möchte sagen, meine Seele muß ausspucken.

Drum thut mir's doppelt wohl, einmal einen Tag zu wandern. Ich fuhr um 11 nach Oberursel und wanderte bei bedecktem sonnenlosem Himmel nach Kronberg. Das Anschauen des Feldlebens thut mir immer wohl, und ich ging eine Zeit lang mit Kindern, die Aehren gelesen hatten. Mancherlei Gedanken über Victor Hugos Buch[1] gingen mir auf, und ich kam um halb Eins nach Kronberg. Lotmar war aber nach Frankfurt, ebenso auch Maler Dielmann. Ich ging nach dem Gasthof. Zwei junge Männer kamen angeritten, sie setzten sich mir gegenüber zu Tische, auch zwei Familien waren da. Mein Wein war schlecht, die jungen Männer schenkten mir von ihrem Hochheimer ein, das Gespräch wurde lebendig, sie gaben mir ihre Karten, ich die meine. Die jungen Männer, Crefelder Kaufleute, zeigten meine Karte der neben sitzenden Dame, sie wurde feuerroth und sagte mir: Machen Sie keinen Spaß! Ihr Mann war auch am Tisch, und sie erzählten mir, daß sie bisher in England lebten und meine Bücher ihnen stets Heimatsgrüße waren. Die jungen Männer thaten es nicht anders, ich mußte eines ihrer Pferde besteigen und bis dahin reiten, wo der Weg von Falkenstein ab nach Königstein geht. Ich lag eine halbe Stunde am Wegraine unter einem Baum und hörte Kindermädchen lustige Studentenlieder singen.

Das waren nun frische Wanderstunden. Ich kam sehr müde nach Oberursel, ich war fast 6 Stunden unaufhörlich auf den Beinen.

Den 14. August.

Ich habe gestern guten Brief von meiner Frau, von August, von Professor Baumgarten und eine Sendung Edelweiß von Pauline Riesser bekommen mit einem herzlichen Briefe. Ich machte mit einem fein gebildeten Advokaten Abel aus Hannover einen Gang in den Wald, und so lebe ich nun hier den Traum fort. Heute ist endlich echtes Sommerwetter.

Die Lektüre von Victor Hugo regt mich sehr auf. Es ist Alles pointirt und übertrieben, aber dabei doch eine comprimirte und adstringirte Energie, die gewaltig packt, und vielleicht gehen gewisse Dinge der Welt nur ein, wenn man sie kolossalisirt. Ich denke mir, welch einen Eindruck solch ein Buch auf nichtliterarische Menschen machen muß, und dabei kommt es mir oft, daß ich ein ähnliches, aber natürlich in meiner Art schreiben könnte, und wie ich glaube bemessener. Die Phrase ist bei Victor Hugo entsetzlich, und am schmählichsten ist seine deistische Phrase, denn wenn diese Wahrheit wäre, wäre der ganze Jammer der Probleme nicht da. Du solltest das Buch doch auch lesen. Freilich hast du jetzt ganz Anderes zu thun. Ich bitte dich nur immer und immer, kein Federchensucher zu sein, sondern frisch-

[1] Les misérables.

weg dich im Heute zu geben. Morgen ist auch ein Tag und dann gibt man auch wieder das Heute. Und so habe ich auch für heute dir genug geschrieben. Morgen Schluß.

Den 15. August.

Guten Morgen, lieber Jakob! Ich meine, ich müßte dir das jetzt täglich sagen.

Ich habe gestern einen schön stillen Tag für mich verlebt und war besonders gut gestimmt, weil mir das Bad so wohl that und ich mir vorgenommen hatte nur dann zu essen, wenn ich rechten Hunger habe, und nicht wenn Essenszeit ist. Auch erhielt ich gestern wieder Correcturen.

Ich las die Notiz, daß Buhl von Deidesheim, ein rüstiger braver Vaterlandsfreund, gestorben ist, und ich sehe es vor mir, wie einst Jemand das nach Tisch auch von mir lesen und sagen wird: schade, daß er todt ist, und dann — geht man wieder seinen Arbeiten und Vergnügen nach.

Doch, einstweilen leben wir noch und wollen's uns so gut machen als möglich.

Ich wurde hier auch mit einem Landsmann Graf Rechberg, Bruder des österreichischen Ministers bekannt. Die Großdeutschen wissen eigentlich nicht, was sie wollen, sie wissen nur, was sie nicht wollen, und das heißt Preußen. — Ich setze auch Abends eine halbe Stunde meine Spielerstudien fort, aber länger halte ich's im Dunstkreis des Spielerschweißes nicht aus.

Kommst du nicht vielleicht Sonntags hierher? Schreib mir jedenfalls vorher ein paar Worte. — Heute Nacht hat mich der Hund in der Nachbarschaft fast wieder nicht schlafen lassen. Dennoch bin ich heute frischauf, aber zum Arbeiten bringe ich's doch nicht. Ich lebe nun einstweilen so fort in den Tag hinein.

Soeben bekomme ich anliegenden Brief von Keil. Was meinst du, daß ich antworten soll? Komm doch Sonntags.

191.

Homburg, 15. August 1862, Abends.

Ich habe keine Ruhe, lieber Jakob, dieses von Keil geforderte Difinitivum regt wieder alle Erwägungen in mir auf. Ich meine, ich werde klarer, wenn ich dir Alles sage, und ich werde die Unruhe los.

Also für die Zeitschrift spricht:

1. Die große Wirksamkeit, das Glück, das ausgedehnteste Publikum zu haben und es allmählich auf den Standpunkt des freien Geistes zu heben. Nicht leicht gelingt es solche Massen wieder zu versammeln, und die Wirksamkeit ist noch viel ständiger, als durch einen Kalender, und ich habe so Vieles zu sagen über Vergängliches und Bleibendes, was ich nirgends

anderswo so an den Mann bringen kann. Ich habe Tausendfältiges derart zerstreut in Mappen und Büchern.

2. Kann ich die ökonomische Basis meines Lebens dadurch sicherer gründen.

Ich kehre mit einem festen Resultate heim, denn ich sehe, daß mir durch nichts Anderes geholfen werden kann, als durch mich selbst, wenn ich auch vielleicht einen guten Theil meines Selbst bei dieser Art von Thätigkeit für immer aufgeben muß. Ich kann, wenn ich mir einen Schreiber halte (und das trägt es aus) selbst leicht die Hauptsache fertig bringen, und mit der Zeit gesellt sich auch eine Reihe von Mitarbeitern, und ich sage mir sogar schon, daß ich es etwas leichter nehmen, nicht so peinbel sein und Alles nach meinem Geschmacke salzen und schmelzen will und soll.

Ich frage mich im innersten Gewissen, ob nicht eine gewisse Trägheit, ein gewohntes laisser aller mich so bedenklich macht oder mir die Bedenken größer und schwerer macht. Ich fühle, daß etwas von diesem Selbstvorwurfe eine Wahrheit in sich hat und daß eine Nöthigung auf dem Posten zu stehen mich davon befreien und mich rüstiger und geschlossener machen müßte.

Gegen das Unternehmen spricht:

1. Daß ich nicht mit jener Sicherheit und Selbstgewißheit drangehe, die eben die Gewähr der innerlich naturnothwendigen Bestimmung in sich trägt.

2. Ist mir der Inhalt noch nicht ganz klar. Ich werde mich doch nicht ausschließlich didaktisch 2c. halten können, und wollte ich das, so bin ich da immer wie ein Kavallerist zu Fuß. Ich muß meinen Hippogryphen, wenn er auch ein Pony ist, reiten. Ich muß die Erzählung haben, und das ist die große Schwierigkeit, weil auf so eng bemessenem Raume nichts breit angelegt und farbig ausgeführt werden kann.

3. Fürchte ich, daß doch eine Reaction meines Naturells kommen kann, die mich sehr unglücklich macht. Es ist leicht gesagt, ich werfe um dieses und jenes willen alle freie Produktion größeren Stils für immer ab. Wenn man fünfzig Jahre alt geworden ist in der Freiheit des Austräumens, wird solches Gerüstetsein zur Tagwacht doch schwer.

Ich stehe also, wie du siehst, in schweren Erwägungen. Ueber Alles hinüber muß ich aber doch sagen, daß solch eine günstige Vorbereitung nicht so leicht wieder kommt. Ich kann sie also nicht brevi manu abweisen, und jetzt abgewiesen, ist sie's für immer.

Ich weiß wohl, du kannst mir nicht helfen, so gerne du auch möchtest, da kann ich mir nur selbst heraushelfen, und ich sehe voraus, daß ich mich bejahend entscheiden werde. Dann hoffe ich, daß [ich] wenn ich im Wasser bin, schon schwimmen werde; aber bang, unfaßlich bang ist mir, und alles Abkühlen von Brust und Kopf nutzt nichts, ich muß doch zuletzt mit beiden Füßen hineinspringen.

Es ist nicht gut, daß mich diese inneren Debatten in der Kuraufregung treffen, aber es muß durchgemacht werden.

Den 16.

Ich schreibe dir heute in der Frühe weiter. Ich habe mir gestern bereits Mehreres notirt für den guten Kameraden (auch mir ist der Titel nicht ganz entsprechend, aber es könnte doch keinen besseren geben). Der Speer zieht den Mann nach — sagt Homer vom Krieger in der Schlacht. Stehe ich nur inmitten der Sache, nimmt sie mich schon mit.

Die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit erscheint mir immer größer und zwingender.

192.

Homburg, 19. August 1862.

Du kannst ganz ruhig sein, lieber Jakob. Freilich konnten wir nicht Alles so ruhig und überlegt besprechen, wie wir wünschten. Aber es geht einmal so in der Welt. Es wird, wie bei einer Abreise, der letzte Moment immer ein hastig gespannter, und so wird's auch bei der großen Abreise sein.

Jetzt aber muß ein frisches Leben angehen. Ich habe Keil gestern zusagend geschrieben, und es war mir seltsam zu Muthe, bang und muthig durcheinander. Ich habe ein Gefühl, als ob ich aus meiner stillen, ich möchte sagen vornehmen Haltung meiner Thätigkeit, wo ich mich zurückziehen und in mir ausleben konnte, nun hinaus müßte auf den alltäglichen Markt des Lebens, mich ständig zeigen und bei Allem betheiligen. Es thut mir wehe, diese Abgeschlossenheit aufgeben zu müssen. Ich glaube nicht, daß ein gewisser ästhetischer Aristokratismus dahinter steckt, aber es geht vielleicht ein groß Stück Poesie dadurch in mir in die Brüche — ja, das ist das Wort. Nun denn, ich habe gethan was ich konnte, und muß mir vor Allem ein ruhiges Leben schaffen und dabei bruchstückweise wirken und vielleicht mehr als bis jetzt.

Ich hatte gestern Abend von dem vielen Denken in Verbindung mit der Kur solchen Schwindel, daß ich beim Gehen fast umfiel und sich Alles mit mir drehte. Ich ging noch in der Nacht lange den Berg hinan in den Wald, und das machte mich frei.

Ich bin nun vollkommen beruhigt und gehe an meine Arbeit, wenn auch nicht mit der sonst gewünschten absoluten Lust, doch im Pflichtgefühl und im Bewußtsein, daß ich meiner Pflicht vorstehen kann, und die volle Lust wird dann schon kommen.

Ich werde morgen an dem Probeblatt anfangen, hoffe bis Montag damit fertig zu sein, dann reise ich ab, bleibe über Nacht bei dir und kann dir Alles zeigen.

Ich habe Keil den Titel „Deutsche Abende" dringend vorgeschlagen. Die vorläufigen Bedingungen des Miteigenthums 2c. habe ich festgestellt, einen förmlichen Contract machen wir erst, wenn ich nach Leipzig komme.

193.

Baden, Sonntag Morgens, 24. August 1862.

Ich schreibe dir wieder im Garten des Holländischen Hofes.

Es ist ein prächtiger Sonntagsmorgen. Die Glocken läuten hell. Ich meine, die Glocken läuten nirgends in der Welt so schön als in meinem Schwarzwald; das tönt so weich von den bewaldeten Bergen zurück, viel milder als in der Schweiz. Und wie schön klingt das! Ich kann dir nicht sagen, wie mich dieses Hineinschauen in das Antlitz meiner Heimat stets neu beglückt. So erhebt mich doch keine Landschaft und sättigt mich. Es ist mir als sähe ich in das Antlitz meiner Mutter, und war's auch gestern regnerisch und trüb, es ist doch das liebe gute Gesicht, das doch dasselbe heimische bleibt; wenn es auch einmal schmollt und sich verdüstert, es bleiben doch die guten treuen Züge. — Ich muß es erreichen, ich lasse nicht ab, ich muß eine feste Ansiedlung gewinnen, um allsommerlich im Anblick dieser Berge und Thäler zu leben.

Leipzig, 30. August 1862, Morgens.

Ich habe diesen Brief mitgeschleppt und schreibe dir nun weiter, lieber Jakob. Ich entschloß mich, mit Bleichröder und seiner Familie den Rhein hinab über Köln hieher zu reisen. Wir reisten Mittwoch Mittag nach Mainz. Abends ging ich auf der Rheinbrücke spazieren, und ich gedachte deiner und es that mir wehe, daß ich so in deiner Nähe vorübersause. Ich kehre in den Rheinischen Hof zurück, lese die Mainzer Zeitung, da steht der Tod von Julius Hammer. Auch dieser gute treue Lebensgenosse todt! Du kanntest ihn ja auch, warst ja mit mir bei ihm in Pillnitz. Ich habe viele Jahre oft täglich mit ihm gelebt, und wenn er auch oft zu sächsisch widerstandslos war und gerne Alles ausglich, so war er doch ein wahrhaft edles Gemüth, stets mit all seiner Kraft dem Reinen zustrebend.

Ich habe viele Menschen auf der Welt und da muß ich natürlich auch Vieler Tod schmerzlich erfahren, aber es wirft mich noch immer ganz ins Unfaßbare.

Die Nacht war bewölkt, ich ging noch allein an den Rhein. Der Theergeruch der Schiffe weckte mir alte Erinnerungen meines Hierlebens.

Eine schwerere Nacht habe ich lange nicht erlebt, als die fast schlaflose im Rheinischen Hof und am Morgen wurde ich in Fieber gejagt, da die Nachricht kam: meine Reisetasche, in der all meine Papiere, sei verloren. Ich eilte im strömenden Regen nach dem Bahnhof. Die Tasche fand sich endlich, aber seitdem habe ich einen schweren Katarrh.

Wir fuhren auf der Eisenbahn den Rhein hinab. Ich wurde meine Schwere nicht los. In Köln hatte ich mit Hemsen und Hiller gute Stunden, und die Kunstinteressen nahmen mich wieder auf.

Ich fuhr mit Bleichröder allein die Nacht durch bis Magdeburg, wo wir uns trennten. Noch nie hatte ich Angst vor den Gefahren der Eisenbahn, als in dieser Nacht; so oft ich die Augen schließen wollte, meinte ich, wir fahren einen Abgrund hinab. Erst als es Tag war, wurde ich von der Beklommenheit befreit. Die äußeren Lebensdinge nehmen mich glücklich mir selbst weg. So rasch aus dem saftstrotzenden bergigen Süden in diese weiten Flächen versetzt, es ist ein wunderbarer Contrast, wie ihn eben nur unsere Zeit vor Augen führt. Hier sind die großen Ackerbreiten, wo auf einem Feld sechs bis acht Pflüge, alle mit vier Ochsen bespannt, arbeiten.

Hier angekommen, ging ich sogleich zu Keil, der eben sein neues Haus bezogen hatte (ein wahrer Palast). Er wird sich nun doch zu einer Modalität des Mitbesitzes verstehen, ich soll nur einstweilen das Probeblatt ausarbeiten.

Ich war gestern so müde, daß ich kaum auf den Beinen stehen konnte. Heute, nachdem ich ziemlich geschlafen, geht mir's besser, und ich vertraue wieder meiner regenerationsfähigen Natur. Aber eben indem ich an meinem Beiblatte beginnen will, fällt mir sogleich schwer aufs Herz, wie wenig ich mit der ästhetischen Haltung des Hauptblattes einverstanden bin und auch mit manchem Inhaltlichen. Ich muß mir eben eine solche Stellung zu geben suchen, daß Jeder sieht, ich will der versammelten Menge, die man nicht so leicht wieder zusammenkriegt, das geben, was ich für zuträglich und stärkend halte.

Keil will eigentlich keine Erzählungen in mein Blatt, aber das muß doch sein, und er wird nachgeben. Ich bin eben in einer seltsamen Verfassung und das noch auf meine alten Tage. Es geht mir auch so, daß ich manchmal meinen Lebenswandlungen zusehe, neugierig was daraus wird. Wir machen uns unser Leben nicht selbst. Ich führe eines, wie ich eigentlich gar nicht will, ich möchte in Wald und Feld schweifen und frei schaffen und bin hier im Stadtgeräusch und muß Holz spalten, statt Waldesrauschen zu hören.

Leipzig, 31. August, Sonntag Morgens.

Ich muß nun diesen Brief heute an dich abschicken, lieber Jakob, mir ist als wäre es der letzte freie Brief, den ich geschrieben; ich bin fortan wie ein Droschkengaul, der das Geschirr nicht mehr vom Leibe kriegt. Eine tiefe Wehmuth erfaßt mich, da ich immer deutlicher sehe, daß ich nunmehr das freie poetische Schaffen aufgeben muß, und während ich eigentlich müde bin, erst einen neuen Weg antreten soll. Ich bin keine kämpfende Natur,

und das Blatt muß kämpfen nach allen Seiten hin. Da bin ich nun wieder an einer jener Stationen, wo ich mich nach einmal bestimmtem Gedanken fortschleppen lassen muß. Heut den ganzen Morgen geht mir das Bild der Tochter Jephthas nicht aus dem Sinn, ich muß aus meinem bisherigen holden Leben — ich verkannte es oft — scheiden, und ich möchte mit meinen Gespielen, den freien Phantasien, klagen. Doch ich darf nicht klagend zurückschauen. Es hilft mir Niemand, so viel Wohlwollen ich auch erfahre, ich muß mir selbst helfen, und ich will's, und legt sich auch ein Schleier auf mein ganzes Wesen, ich lebe doch darunter, und es wird schon Ritzen geben, wo ich frei durchschaue und ein Stück von meinem alten blauen Himmel erhasche. Es ist ein Herbstschauer in meiner Seele, den ich nicht los werde.

Bei allem festen Entschluß, bei Allem, was ich mir notire und anlege für das Blatt (ich will morgen einem Stenographen diktiren) ist mir noch immer, als könnte ich Alles zerreißen, umfrei zu sein und zu bleiben. — Der Kalender wird morgen ausgegeben. Keil bittet dich ihm sofort die Notiz, von der ich ihm gesagt, zu schicken. Wirf die paar Worte ohne viel Bedenken hin.

Die Tage innigster Erquickung, die wir miteinander verlebt, lieber Jakob, speisen mich wie eine tiefe Quelle.

194.

[Leipzig, September 1862.]

Ich kann dir gar nicht sagen, lieber Jakob, wie wohl mir's hier ist im Hause meines alten Freundes, des Bürgermeisters Koch, und auch die Frau und die beiden Kinder, die er noch daheim hat (der einzige Sohn ist leider krank in Meran), sind mir heimisch zutraulich, und Alles ist so wohlgestellt und friedlich und weit, daß ich meine ich wäre gar nicht mehr in der Fremde, und die Arbeit fleckt weit mehr als da ich noch im Gasthof wohnte. — Auch ist Koch, der vordem Advokat war, mein juristischer Rath und Beistand im Abschluß des Vertrags. Es läßt sich ein Miteigenthum schwer fixiren, da der reale Werth einer Zeitschrift sich nicht nach dem jeweiligen Erträgniß kapitalisiren läßt. Ich muß nur auf eine gewisse Unabsetzbarkeit bedacht sein. Doch das liegt mir jetzt eigentlich weit aus den Augen. Heute, da ich den Inhalt des ersten Blattes zusammengebracht habe, fühle ich in mir die große Hebelkraft, die ich ansetzen kann zur Hebung meiner Zeitgenossenschaft. Ich habe ein Gefühl wie damals als ich den Gevattersmann zuerst herausgab, ich kann das Herz der Menschen erfassen. Ich meine, ich bekomme nochmals eine neue Blüthe in meinem Leben. Ich war der unmittelbaren Weltbewegung stark entfremdet, das

machte mich künstlerisch freier, nahm mir aber die Fähigkeit ins Leben einzugreifen, wie ich eigentlich wollte, und ich sehe jetzt, daß mein Kalender dadurch zu belletristisch vornehm wurde.

Wie wunderbar führt uns doch das Leben! Bei allem Planemachen und abwägendem Produziren werden wir zuletzt wieder Produkte. Oft, namentlich des Abends überfällt mich eine unnennbare Bangigkeit wegen des Unternehmens, ich meine, ich kann ihm nicht genügen, und plötzlich wird Alles versiegen und mir alle Kraft versagen.

Den 10. September.

Nun hast du schon die „Fahnenweihe" und ich bin begierig, was du dazu sagst. Ich glaube, daß ich den echten Ton treffe, aber allein kann ich das Ganze doch nicht erfüllen. Ich muß viele und gute Mitarbeiter haben. Hast du mit Kühner gesprochen? Abhandlungen kann ich nicht geben, es muß Alles an Sachliches angeschlossen sein. Könnte mir nicht einer der Vorsteher der Volksbibliothek (mir fallen jetzt die Namen nicht ein) einen oder mehrere Artikel schreiben: Sonntagsmorgen in der Volksbibliothek? Doch, vielleicht schreibe ich das selbst? Ich werde mir Erfahrungen sammeln über Einrichtung, über das Begehr der Menschen und über die Eindrücke, die sie empfangen. Schreib mir darüber auch bald deine Ideen und Erfahrungen auf. Ueberhaupt, jedes Thema, das dir einfällt, wirf in Umrissen und wie du willst hin. Es gestaltet sich Alles leicht bei mir zu bestimmten Bildern, das sehe ich jetzt. Ich bin jetzt auf dem Fleck, um die tausenderlei Wahrnehmungen, die ich im Leben auf allen Wegen machte, auszugestalten, und ich spüre schon, das thut mir gut, und hoffentlich thut es auch Anderen gut. Auch hoffe ich die bange Erregtheit, die ich noch immer beim Druckenlassen habe, zu verlieren, ohne die Gewissenhaftigkeit einzubüßen.

195.

Leipzig, 12. September 1862.

Ich erhalte soeben deinen Nachbrief, lieber Jakob. Der Contract ist allerdings noch nicht endgiltig unterschrieben, wird es aber morgen.[1] Ich kann die Modalitäten nicht so stellen, wie du meinst und wie ich auch wollte. Keil läßt nicht vom absoluten Eigenthum, wir haben alle Wege versucht, und es läßt sich auch in der That nicht anders machen bei einem Beiblatte. Ich mache hier auch literarisch ganz neue Erfahrung. Ich kenne eigentlich das Publikum nicht, und ich brauchte diese Kenntniß auch nicht. Ich habe

[1] Das Blatt erschien als Beiblatt zu den Jahrgängen 1863 und 1864 der Gartenlaube, u. d. T.: Deutsche Blätter. Literarisch-politisches Wochenblatt. Herausgegeben von Berthold Auerbach.

meine Sachen geschrieben, der Consequenz der Idee und meiner Individualität folgend; traf ich da auf eine Consonanz in der Welt — gut, wo nicht — nicht. Jetzt höre ich und sehe ich deutlich, was eigentlich Publikus will: was ihn packt, theilweise auch begeistert, amüsirt u. s. w.

Der ganze Unterschied der Poesie und Journalistik wird mir klar, er drängt sich mir in den Satz zusammen: die Kunst, die Poesie wirkt und will nicht wirken, nur sein; die Journalistik will nur wirken, und weiß — klarer oder unklarer — in sich, daß ihr Operat nicht sein, d. h. als solches bestehen kann. Es ist nichts Schlechtes, daran zu denken, wie wirkt man auf das Publikum, vorausgesetzt, daß man nur durch als gut Erkanntes wirken will, aber das grundmäßig Poetische ist damit vorbei; die Kunst entsteht aus dem ewigen Wesen der Menschen und wird für die Ewigkeit, die Journalistik kommt aus dem Tag und geht hinab mit dem Tag. Das Raffinement, was ich z. B. an Gutzkow nie recht faßte, dieses Spekuliren auf Wirken da und dorthin in bestimmte Kreise und Hebel dafür ansetzen, jetzt wird mir's immer klarer, das ist aus seinem eigentlichen Journalherzen, und es wäre gar nichts Schlechtes, wenn er's nur nicht für Poesie zu Markte brächte, denn nichts als zu Markte bringen ist hiebei. Waare verkaufen und gut verkaufen, sei sie gewoben oder geschrieben, ist ehrlich, nur soll man sich bei Allem die Wahrheit der Dinge eingestehen.

Das ist jetzt der Punkt, auf den ich gekommen bin. Ich darf sagen, ich fühle in schweren Stunden eine tiefe Trauer, daß ein Poet mir abstirbt, aber er hat mir nicht helfen können mein Leben gestalten und erhalten, und die Welt, die immer so schön und entzückt thut — läßt mich verdorren wie jeden Poeten. Ich muß den Bürger in mir retten, so gut es geht. Ich weiß, ich werde bei meiner Arbeit vom alten Poeten borgen, so viel Credit ich eben noch bei ihm habe, und vielleicht etablirt er sich noch einmal selbständig mit neuen Fonds.

Es ist eigentlich eine närrische Sache, wie man sich mit sich selbst seine 70 Jahre herumplagt und dann —

196.

Misdroy an der Ostsee,
am 7. Geburtstag meines Rudolph, 16. September 1862.

Durch meine Briefe hast du, lieber Jakob, schon die äußerlichen Dokumente, wie ich in der Welt herumgeworfen werde oder auch mich selbst herumwerfe. Da bin ich nun an der Ostsee. Ich will dir wieder faktisch berichten.

Nach langen Mühen in den Feststellungen mit Keil konnte ich endlich Samstag abreisen. Ein wehmüthig wohliges Gefühl erfaßte mich ganz, als ich endlich aus dem guten Hause meines Freundes Koch Abschied nahm.

Ich bin noch immer so, daß ich von Station zu Station wie an einem Scheidewege stehe und mein ganzes Dasein bis in den letzten Grund erregt und bewegt ist. Als ich vor das Haus kam, war die Bürgermeisterin mit ihren Kindern im Garten, und sie gaben mir einen Strauß üppiger Spätrosen mit auf den Weg. Ich saß still, in mir sinnend, bis Berlin. Ich kann dir nicht sagen, wie fremd mir dieses Berlin war.

Misdroy, 17. September 1862.

Also weiter im Text. Ich fuhr im sonnigen Morgen (Sonntags) nach Stettin. Ich wollte, da ich mehrere Stunden warten mußte, Prutz besuchen, kam aber nicht vom Hafen weg, wo mich das großartige Treiben stets aufs neue in Anspruch nahm. Um 1 Uhr ging es zu Schiffe.

Ich hatte meiner Frau von Stettin aus telegraphirt und hoffte sie mit den Kindern in Wollin zu treffen. Es war Niemand da. Ich fuhr den schönen Weg dahin, und das Inselbewußtsein gab mir gar viel zu schauen und zu denken. Alles ist anders als bei uns im Süden. Die Menschen sind reckenhaft stramm und schön. An einem Ziehbrunnen saßen flachsköpfige Kinder, und die Abendsonne goß einen Glorienschein auf ihre Häupter. Es sind schöne Wälder am Wege, darin jetzt die Nußhäher schnattern. An einer Biegung des Weges, bei der sogenannten neuen Schenke kam mir meine Frau mit den Kindern entgegen. Das war eine Minute der Glückseligkeit. Meine Frau und Kinder sahen von der Sonne gebrannt und frisch aus, und Ottilie ist ein großes Mädchen geworden. Ich ging mit meiner Frau allein an das Meer, wo eben die Sonne unterging. Ich kann und mag dir diesen Blick in die flüssig strahlende Unendlichkeit nicht schildern.

In unserer äußerst zierlichen Wohnung hatten die Kinder Alles mit Eichenkränzen geschmückt und besonders Ottilie wieder ihre Sinnigkeit dabei bethätigt. Gestern nun war der Geburtstag Rudolphs, der ein derber Bauernjunge geworden ist, er hat zwei Fischerknaben, die er nun auch an seinem Geburtstage bewirthete, zu ständigen Kameraden.

Nach langem Gespräch beim Frühstück ging ich mit Eugen ins Seebad. Du kennst ja Eugen, kannst dir aber doch keine Vorstellung machen, wie geweckt, behend und unbeschwerlich der Junge ist. Alles an ihm ist Güte und heller Sinn. Ich war etwas bange vor dem Seebad, aber Eugen, der sehr gut schwimmt, ist im Meere wie in seinem Element, und der Junge hat jetzt zwei Monate ganz allein gebadet und sich immer exact dabei benommen. Nachmittags gingen wir durch einen schönen Wald nach dem Forsthaus Latzig am Vietziger See.

Misdroy, 19. September 1862.

Heute, lieber Jakob, bin ich erst im richtigen Geleise. So ist's, wie ich mir's wünschte und für die Zukunft hoffe. Ich wohne bei meiner Familie und gehe dann aus in mein Atelier und arbeite da. Freilich ist mein Atelier jetzt ein ganz anderes; ich komme mir oft vor, als wäre ich aus einem Maler ein Photograph geworden, ich behalte von meiner Kunst nur so viel, um den zufällig sich darbietenden Tageserscheinungen eine möglichst künstlerische Stellung, innere Bewegtheit und einen entsprechenden Hintergrund zu geben, der die Objecte gut abhebt — mit dem freien Schaffen, der Lust an Farbe und Gestalt und Composition um ihrer selbst willen, damit ist's vorbei. Nun denn, wenn ich nur Leben um mich her getreu festhalte und mein Leben neu schaffe, dann will ich zufrieden sein. Ich war oft glücklich und unglücklich, aber nie zufrieden, d. h. ruhig begnügt, vielleicht ist Zufriedenheit doch das Beste, was im Leben zu erreichen ist. Da ich mich, wie gesagt, zum Photographen geworden betrachte, muß ich dir gleich auch meine besondere Besorgniß ausdrücken. Ich fürchte, es geht mir wie den Photographen, in deren Bildern gewisse Requisiten, die ihren künstlerischen Haushalt ausmachen, immer wiederkehren, der geschnitzte Stuhl, die stumpfe Säule, das Geländer, die Wald- oder Gartenlandschaft oder der drapirte Teppich. Das ist, was du einmal als deine Furcht vor Manier ausdrücktest. Ich habe auch nur ein beschränktes inneres Ameublement und ich muß mich hüten, das nicht stereotyp immer vorzubringen.

Wenn ich nicht gute Mitarbeiter bekomme, kann ich die Sache allein nicht durchführen. Ich mache mir jetzt ein Verzeichniß der Männer, die ich aufforderе. Wenn ich am Mittag die Zeitungen lese und diese frivolen Schimpfereien der reactionären Blätter sehe, will mir's allemal bange werden, weil ich nun auch bald so angebellt werde, aber das muß ich ertragen lernen, und vielleicht hat mir's das Schicksal auferlegt, damit ich meine Empfindlichkeit verliere. Ich bin nun einmal Soldat und muß das Heimweh und alle die alten trauten Gewohnheiten des stillen Inmirlebens in den Wind schlagen; ich muß in Reih und Glied mitmarschiren, und es werden schon auch lustige fußhebende Märsche aufgespielt werden.

Es ist ein wonniger Herbst hier auf der Insel, und jeder Sonnenblick und jede Waldesrast dringt tief ins Herz. Ich quäle mich nicht damit ab, das unmittelbar vor Augen Liegende auszugestalten. Ich lasse es einsickern, es wird schon die entsprechende Pflanzung mit der Zeit treiben.

Scheinbar habe ich nun immer freie Muße, und doch habe ich eigentlich kein ruhiges Ausleben. Bald nehmen mich die Familienbegebnisse, bald die Welthändel, bald innere Plane und Ausspinnungen ganz hin. Ich bin jetzt darauf hingewiesen, Alles, was ich denke, schaue und empfinde, frisch zu

verausgaben. Das wird auch gut sein. Ich habe zu oft und viel auf einen neuen Lebensmontag gewartet. Kann ich nichts Ganzes mehr schaffen, so gebe ich Einzelnes, wenn ich nur mein unmittelbares Leben dadurch sicher gründe und neu gestalte.

Ich lebe nun hier schon in einem guten Schlendrian, der mir das Zuträglichste ist. Ich stehe um 7 Uhr auf, gehe ein wenig durch die Wiesen und an den Meeresstrand, dann nach meinem Häuschen, wo die Morgensonne mir ins Zimmer scheint, arbeite bis elf Uhr, gehe dann mit Eugen ins Seebad, dann zu Tische, nach dem Essen in den Gasthof, wo ich Kaffee trinke und Zeitungen lese, dann gehe ich mit Frau und Kindern in den Wald, und abends lesen wir gemeinsam oder ich für mich allein, oder auch ich repetire mit Eugen sein Latein.

Ich bin doch ein ganz Anderer geworden. Sonst hätte ich das Fischerleben ꝛc. durchstudiren müssen, jetzt sehe ich mir's nur beiläufig an und suche meine mitgebrachten Plane auszuarbeiten. Ich habe am Lehrer hier einen guten Schreiber, und ich hoffe viel Ausgearbeitetes für mein Blatt mitzunehmen.

Das Ufer hier ist ganz schiffleer und hat dadurch etwas Verschollenes, auch die See ist meist ruhig, nur manchmal brummen und brausen Schaumwellen ans Ufer, und auf den Wegen im Sande hier ist es, als ob man durch tiefen harten Schnee ginge.

Den 22.

Warum geht mir nichts gerad und stetig in meinem Leben? So emsig und gewissenhaft hatte ich nun die erste Nummer meines Blattes vorbereitet, und nun erhalte ich heute einen Brief von Keil, daß das Probeblatt erst zum 1. October ausgegeben werden könne, weil meine Revision zu spät angekommen sei. Damit ist nun ein Haupttreffer des Erfolgs vernichtet. Ich muß immer und immer wieder über Barrieren setzen und habe doch Mühe und Plage genug, im ruhigen Verlauf mit mir selbst und meinem nun doppelt schweren Berufe fertig zu werden.

Den 24.

Ich habe Keil tüchtig die Meinung gesagt. Ich bin vollkommen unschuldig an dieser Verzögerung. Schon in Leipzig habe ich es bemerkt: bei allem Wohlwollen hat Keil doch eine gewisse Reserve und Zweifelhaftigkeit mir gegenüber. Keil ist ein Radikaler aus der Robert Blum'schen Schule, und diese Autodidakten und Männer der entschlossenen That haben ein tiefes Aber in der Seele gegen uns Studirte mit ästhetischer Herkunft; Alles was reine Kunst ist und nicht unmittelbar zweckdienlich, ist ihnen eigentlich vom Uebel oder wenigstens vom Ueberfluß, und sie fürchten, daß da immer

etwas Conservatives sich mit einschmuggle. Es ist hier das, was sich sonst als Widerwille gegen das Professorenthum und weiter hinauf in anderer Weise als Abscheu vor Goethe sich kundgab. Diese Unbehinderung von allen ästhetischen Maßstäben und derbes Auftrumpfen der Gesinnung gibt diesen Männern das Populäre und hat Keil die große Verbreitung seiner Zeitschrift in Kreise, die eigentlich literarisch ganz unzugänglich sind, möglich gemacht. Ich bin begierig, wie sich unser Compromiß ferner gestaltet.

Den 28., Sonntags.

Ich bin nun heute in der innerlichst heitern Stimmung und will nun diesen Brief schließen, denn übermorgen reisen wir von hier ab; es fängt an kalt und windig zu werden, und die Wohnungen hier sind nicht heizbar. — Ich habe vorgestern den Inhalt des 2. Blattes an Keil geschickt, und gestern kamen mir plötzlich frische Betrachtungen: 1. über die beiden Vorparlamente. Ich habe meine Meinung unverhohlen und bestimmt gesagt. 2. schrieb ich einen Aufsatz: Dichten und Sorgen (mit Bezug auf die Schillerstiftung). Ich habe das Gefühl, daß ich mich wirklich ausgesprochen, und darum bin ich heute so froh.

197.

Berlin, Schöneberger Ufer Nr. 33, drei Treppen, 4. October 1862.

Da, lieber Jakob, da hast du wieder mein erstes Wort in meinem neuen Daheim. Wie oft wird sich das noch ändern?

Ich war gestern Abend mit August, Eugen und Ottilie in der Reform-Synagoge. So weit hinaus auch mein Denken und Streben geht, so weißt du doch, wie es mir Bedürfniß ist, meine Zugehörigkeit zur Gesammtheit zu bethätigen, und die Kinder, die in Schulen und auf Straßen von dem Judsein zu leiden haben, sollen eine gewisse Innigkeit zur Religionsgenossenschaft gewinnen. Der Gottesdienst machte einen großen Eindruck auf sie. Ritter predigte gut und phrasenlos über die sittliche Bedeutung der Thatsache, daß uns die Zukunft verborgen ist. Mir ging es wieder eigenthümlich durch die Seele, daß ich einen Beruf für eine freie ethische Gemeinde hätte. Eigentlich machte nur das stille Gebet auf mich einen Eindruck. Wie da Alles lautlos für sich dieselben Worte spricht, das ist eine stille Bindung der Geister, aus der ein tiefer Schauer aufsteigt. Sonst war mir Alles fremd, obgleich die Responsorien schön waren. Uns, die wir aus dem Alten erwachsen sind, würden nur die alten Melodien und Worte tiefe Jugendklänge erwecken.

Wir besuchten nachher noch Bernstein, und bald ging's, wie bei Jedem, der mir hier begegnet, auf Fragen 2c. über meine angekündigte Zeitschrift

über. Auch Bernstein sagte mir, daß ich da unsäglich viel zu thun bekomme, mehr als ich ahne. Ich habe in Bezug auf das Blatt noch immer ein Gefühl, wie es einem Menschen zu Muthe sein muß, der eine Vernunftheirath eingegangen, bald im tiefsten zaghaft, zweiflerisch, bald wieder momentan verliebt, hoch erregt; es kann sein, daß da eine innerste Naturbestimmung sich herausstellt.

Freilich bin ich in meinem freiledigen Poetenstande schon grau geworden, und ich weiß nicht, wie ich mich in das ganze Neue, Gebundene und Abhängige gewöhne. Mir ist oft, als hörte ich Klagestimmen unerlöster poetischer Gebilde, und wenn mir auch dieser und jener glühende Gedanke für das Blatt aufsteigt, ich fürchte immer, das Holz ist bald verbraucht. Doch vertraue ich dann wieder, daß immer wieder Bäume nachwachsen. Kurz, ich bin in einer ganz seltsamen jünglinghaften Verfassung. Ich sehe auch oft auf mich selbst wie auf einen Fremden zurück. Wenn irgend ein Glücksfall mich gestützt hätte, ich wäre ein Poet und nur ein Poet geblieben. Aber es geht nicht. Man darf auf nichts hoffen und bauen, als auf sich selbst.

Den 5.

Heute ist ein guter Sonntag. Ich habe heute schon einen Aufsatz über Garibaldis Brief an die Engländer geschrieben. Es ist etwas von Jesaias und Paulus in diesem Briefe. Ich hätte das gern schärfer betont, aber man wird da von beiden Seiten zu leicht mißverstanden oder geflissentlich mißdeutet. So steht also immer wieder das Hauptgebrechen unserer Zeit und dieser Tagesthätigkeit vor mir: die Accomodation ist der Anfang der Corruption und somit bereits ein Stück derselben. Ich werde wachen und sorgen und wache und sorge du auch, daß sie mir nicht mein innerstes Sein schädigt.

Auch äußerlich mache ich ganz neue Lebenserfahrungen. Ich war doch ein arger Idealist. Keil ist mißtrauisch vorsichtig. Jetzt erst habe ich von anderen Redakteuren gehört, daß es Menschen gibt, die jahrelang in ständigem Verkehr nicht nur geschäftlich, sondern auch gesellig zu einander stehen, und einander ständig mißtrauen, immer bewaffnet gegen einander sind. Nun verstehe ich auch erst recht die französischen Intriguen-Komödien. Auf solchem Seelengrunde kann nur das Intriguenspiel wachsen, keine eigentliche und wahre Poesie.

Es gibt Menschen, die allen Enthusiasmus für Geschäftsmaxime halten. Wir sind doch rechte Kinder, lieber Jakob. Wir ahnen gar nicht, wie die Welt ist, aber wenn wir's auch wissen, wir wollen uns selbst treu bleiben, unserm innern wahren Heiligthum. Da packt's mich nun wieder mit innerster Gluth: es ist doch gut, daß ich das Blatt habe, es kann und

muß möglich sein, die rein sittliche Begeisterung der Welt einzuflößen, und wenn mir das gelingt, dann habe ich Großes gelebt und belebt.

Den 6.

Du fehlst mir jetzt sehr, lieber Jakob, mehr als je. Ich möchte gern tagtäglich Alles mit dir durchsprechen, du bist ein Stück meines Gewissens. Wenn ich dich in der Nähe hätte, ich würde über Alles klarer und fester. So nun muß ich allein schwimmen, und manchmal wird mir in Bangen fast der Athem ausgehen; aber es muß sein, ich bin auf einen einsamen Posten vor aller Welt gestellt. Ich fühle mich hier unsäglich fremd, und wer mir etwas sein könnte, hat zu viel mit sich selbst zu thun, so Bernstein, Virchow 2c., und die Entfernungen sind hier so groß. Das Glück, daß ein Mensch ganz in mein Sinnen und Treiben eingeht und es als das seinige betrachtet, wie ich es in dir habe, das kommt nicht zum zweitenmal im Leben vor. Ja, lieber Jakob, ich muß es aussprechen, ich habe großes Verlangen nach dir. So wie wir diesen Sommer gelebt, so hatten wir's doch noch nie. Ich meine, ich müßte dir jede Seelenregung mittheilen. Was ist zu machen? Ich muß mich mit mir allein behelfen.

Es hat sich hier ein Verein der Schriftsteller unter dem Namen „Die Presse“ gebildet. Ich ging spät Abends hin, namentlich um wegen der Generalversammlung der Schillerstiftung etwas zu erfahren. Braunfels hat mir geschrieben, daß ich dazu nach Weimar kommen müsse, und ich fühlte auch die Verpflichtung, aber es ging nicht. Ich besprach Alles mit Zabel, der hinreist, und heute ist nun die Versammlung.

Ich hoffe heute oder morgen Brief von dir zu erhalten, dann schließe ich diesen.

Sonntag, den 12. October, Abends.

Es ist noch immer kein Brief von dir da, lieber Jakob, und auch ich war die Tage herein so mir selbst weggenommen, daß ich nicht zum Briefschreiben kam. Diese journalistische Thätigkeit macht mich wahrhaft zum Droschkenpferd, ich kriege das Geschirr gar nicht mehr vom Leib und muß Tag und Nacht bald warten, bald traben.

O, wie schön und heilig war meine Freiheit in mir, und wie schwer habe ich gefehlt, da ich das nicht immer vollauf dankend empfand. Ich muß warten, daß mir die Tagesgeschichte ein Almosen zuwerfe, und ich muß auf Beisteuer von Anderen warten, und wie war ich vordem für mich so reich. Jetzt muß ich schon am Morgen Zeitungen lesen, das ganze fremde Geräusch und Gewühl geht durch mein Gehirn und macht mich seekrank, und nun gerade, da eine frivole Reaction sich breit macht, gerade jetzt muß ich Journalist geworden sein. Und dazu plagt mich Keil erbärm-

lich und berichtet mir, daß nach dem Urtheil seiner Bekannten Nr. 1 ganz verfehlt sei, und ich kann ihm den Bettel nicht vor die Thüre werfen und muß ihn zu bekehren [suchen], und er ist eigentlich nicht zu bekehren, denn sein Augenmerk ist stets: was gefällt dem Publikum und was wirkt — und ich denke nur daran, was ist gut und ersprießlich. Ich muß das aushalten. Nur denke ich oft daran, wenn ich mich trösten will, daß jenseits dieses Thuns wieder die Poesie kommen muß; es kann mir gehen wie den Leuten, die reich werden und dann dem Edleren sich widmen wollen — haben sie Geld, so haben sie den besseren Sinn verloren. Dann tröste ich mich nur wieder, daß ich auch jetzt in dem was ich thue, der Poesie und dem rein Ethischen diene und stets darin verharren kann.

Ich bin wie in der Verbannung, ich habe eine tiefe Sehnsucht nach dem gelobten Lande der Poesie und war doch oft so störrisch und mißmuthig und mit meinem Höchsten hadernd, als ich darin war.

Die Stimmung hier ist so erregt, daß man schwer zu innerer Sammlung kommt. . . . O wie froh bin ich, daß ich nicht in eine Staatsstellung kam. Wie stände ich jetzt in diesem Wirrwarr. Indeß, das macht sich Alles noch ruhiger, als man denkt. Und ich habe mit mir genug zu thun. Das Aergste ist, daß ich bei meinem Blatte nicht an eine Zukunft glaube. d. h. Keil und ich halten's nicht lange mit einander. Es sitzt ein Wurm des Mißtrauens in der Blüthe, bei Keil nämlich, wie ich dir schon einmal gesagt. Ich arbeite indeß ruhig fort; ich bleibe bei meiner Sprache und bei meiner Fassungsweise.

Heute früh war ich zu einer ausgeschriebenen Arbeiterversammlung (Arbeiter, das ist ein falsches Wort. Wenn man nur ein anderes wüßte). Man hatte versäumt, die polizeiliche Anzeige zur Zeit zu machen, und die Versammlung wurde aufgehoben. In den Gruppen hörte ich dann böse Worte und sehr viel falsche Vorstellungen. Es könnte der Reaction nicht besser gedient werden, als jetzt wieder eine Kluft zwischen Arbeiter und Bürgerthum aufzuthun oder gar einen Putsch zuweg zu bringen. — Ein Glück ist, daß Schulze-Delitzsch da ist, der Alles vermag. Das ist ein großer organisatorischer Herzmensch. Wir waren in den letzten Tagen mehrmals zusammen. Ich war auch in der Fractionsversammlung der Fortschrittspartei. Das ist eine starke Männer-Phalanx.

Genug aber jetzt von allem dem.

Ich schicke dir auch eine Photographie, die in Leipzig von mir gemacht wurde. Man sagt mir, es sei die beste von mir.

198.

Berlin, 20. October 1862

Da hast du's, lieber Jakob, nun bist du auch in das Hin und Her der Maßnahmen gerathen. Das zeigt mir dein eilig nachgesendeter Brief auf deinen guten von vorgestern.

Es ist einmal so. Ich weiß, wie es mit mir steht. Ich bin in der Lage jenes Mannes, der einen Ruheposten wollte und den Botendienst annahm. Was will ich machen? Es ist mir oft zu Muthe, wie einem Manne, der einen ehrlichen Bankerott gemacht hat und nun ein neues Geschäft anfangen muß, und doch hat er nichts gelernt als was er früher trieb, und alte Maximen rc. kommen immer wieder drein.

Wenn ich todt bin oder mich bei lebendigem Leibe zu nichts abgerackert habe, dann werden mitleidige Seelen es bedauern. Ich bin oft wie vom Winde verschlagen und muß mich besinnen, wo und wer ich bin. Ich war ganz auf das Künstlerische gespannt. Ich bin keine kämpfende Natur, meine Kraft liegt im Gestalten, und jetzt muß ich kämpfen und räsonniren. Ich will mir aber Mühe geben, daß ich das auch will, was ich muß. Wie schwer das geht, weiß ich selbst am besten. Ich habe als Dichter das Leben aus meiner Subjectivität heraus geführt und gestaltet, ich denke nicht aus der Masse heraus und denke nicht für die Masse, d. h. es kann mich interessiren, mir bedeutsam erscheinen, was der Welt nur nebensächlich, ja fast gleichgiltig dünkt. Ich habe nie gefragt: was gefällt der Welt? was wünscht sie? sondern was bewegt mich, der ich einmal das Recht zu subjectiver Aufnahme habe. Ein Journalist aber soll ein Diener des Publikums, seines Geschmacks und Bedürfnisses sein, und das werde ich nie.

Ich soll auf den Tag wirken und will doch auf die Ewigkeit wirken. Ich kann nichts schreiben, was morgen als Käsepapier dienen soll, ich will aus dem Tag die Ewigkeit schöpfen, Dinge geben, die noch übers Jahr und länger gleiche Geltung haben sollen, und ist und soll und wird das, dann fehlt eben die zugreifende thatsächliche momentane Erfassung und Wirkung. Es ist ein großes Mißgeschick, daß ich für eine Zeitung arbeiten muß, aber es muß sein. Deutschland nährt keinen Dichter, hat noch nie einem vollen Unterhalt gegeben; wir müssen alle Frohndienste des Tages thun. Wenn ich nur das Eine neben dem Andern könnte, aber ich kann's nicht. Ich sage mir zu meinem Troste: ich habe meiner Dichterpflicht genügt, so viel ich konnte, ich kann nicht weiter, ich bin gestorben und lebe ein zweites Leben und muß trachten, darin aus meinem alten eigentlichen Dasein zu bethätigen, was mir noch verblieben.

Den 1. November.

Ich lese das da oben nicht. Ich weiß nur, daß ich sehr traurig schrieb. Keil plagt mich sehr, er will politische Schärfe, ich lasse mich aber nicht von der Linie abdrängen, die mein Naturell innehält. Ich fange trotz Allem und Allem an, an dieser Thätigkeit neue Lust zu gewinnen. Es bleibt eine seltsame Fügung (wir haben sie nicht vorher bedacht), daß ich ein Blatt schreiben soll, das nichts Poetisches enthält; ich will aber sehen, ob mir's gelingt, den frommen Pantheismus — so möchte ich's nennen — wahrhaft concret erscheinen zu lassen. Das ist eine hohe Aufgabe, wenn ich ihr nur nahe komme. Ich sollte viele Mitarbeiter haben, aber es gibt wenige, die meinen Ton einsetzen.

Den 30. November.

Du erhältst meine Blätter, darum schicke ich keinen Brief ab, auch hätte ich dir zu viel zu schreiben, will es immer thun und komme nicht dazu. Der Tod Uhlands, ich kann dir nicht sagen, wie mich das nicht verläßt. Wohl dem, der so rein, so in seinem Selbst seine Tage beschließen kann. Ich werde hier eine Uhlandfeier veranstalten. Ich lade mir damit wieder viel Mühe und Aerger auf, aber ich muß doch.





1863.

199.

Berlin, 10. Januar 1863.

. . . Ich kann in die Todesstunde hinein bekennen: Ich wollte stets nur das Gute mit dem ganzen Einsatze alles meines Seins und Denkens, und nur das eben war und ist mein Fehler, daß ich immer und überall den vollen Einsatz des Lebens gab und ihn auch von Anderen heischte. Das ist das, was mit Recht Fanatismus genannt werden kann, denn anderen Menschen ist das Böse und Gute nicht eigentlich ernst, sie thun Alles in Gleichgiltigkeit.

Gestern Abend war der Staatsrath Taneeff auf wenige Stunden hier. Von ihm sind die Schulordnungen, die russischen, die ich dir ja auch zeigte. Ich war bei ihm im Gasthofe, und wir feierten ein Fest der Geisteseinheit, so hoch, so innig, daß ich die ganze Welt und mein eigenes Sein vergaß. Wir fielen beim Abschied einander um den Hals, reiner und andächtiger haben nie Menschen zusammengesessen und gedacht und gehofft als wir, und wir waren keine schwärmenden Jünglinge, sondern gereifte Männer, die das Leben und seine Hinderungen kennen. Es war ein Liebesfest des freien Ideals, das wir feierten.

Den 11. Januar, Sonntag Morgens.

Ich will nun, um wieder ins Geleise zu kommen, heute Brief an dich abschicken, lieber Jakob, und beantworte zunächst deinen letzten vom 3. d. Vom äußern Erfolge meines Blattes weiß ich noch nichts, doch scheint es gut zu gehen. Keil ist eifersüchtig, daß mein Blatt nicht der Gartenlaube vorgestellt werde, das spricht er oft aus, doch zeigt er sich jetzt zufriedener. Auch habe ich viel Vorrath, so daß ich nicht mehr so bedrängt bin. Habe ich dir schon gesagt, daß die Artikel: „Eine Inschrift" und „Hohenstaufen" von David Strauß sind? Wir stehen in lebhaftem Verkehr. Die Antworten aus Amerika sind von Löwe-Calbe.

Ich habe von der Natur eine starke, sich stets regenerirende Faser erhalten. Ich bin nicht so bald niederzuwerfen, und so sei der Zuversicht, daß ich mich aufrecht erhalte mit aller Kraft. Wir wollen noch tapfer miteinander leben und wirken.

Ich schreibe dir von nun an wieder ordentlicher.

200.

Berlin, 20. Januar 1863.

Das ist heute ein hoch gehobener Tag. Ich wünsche nur, ich hätte dich bei mir. Wie viel Zerrerei und Schererei hatte ich, bis ich die Uhlandfeier hier zu Stande brachte, jetzt sind all die Sitzungen vergessen, die Sache wird großartig schön.

Ich komme eben aus dem Theater, wo die Gesangs- und Bilderproben stattfinden, und war dann in der Druckerei, wo meine Rede gesetzt wird; ich lese sie aus dem Gedruckten und habe noch einige politische Schärfen ausgemerzt, man darf bei solchem Feste keinen wohlfeilen Tagesjubel erregen. Das sind unsere modernen Religionsfeiern.

Den 31.

Ja, das war gestern ein großes beglückendes Fest. Ein junger Dichter, der sich mir gut anschließt und dem ich, mir Andere fast verfeindend, den Prolog zuwendete — Karl Heigel — hat den höchsten Beifall erobert durch ein Schlagwort aus der Kammer. Ich stand sehr schlecht auf der Tribüne auf einem schmalen Schemel und war ohnedies schon zitternd bewegt genug. Bald merkte ich, daß ein geputztes, Musik und Bilder erwartendes Publikum nicht für eine eingehende Rede gelaunt ist; ich ließ mehrere Stellen aus dem Gedruckten noch weg, und erst der Schluß mit den Antithesen, die ich eigentlich nicht mag, wirkte. Ich habe Neues gelernt bei dieser Gelegenheit. Man darf einem Festpublikum nichts Neues sagen wollen, man darf ihm nicht sagen: der, den du feiern willst, ist noch etwas Anderes als du meinst; zur Aufnahme eines Didaktischen hat es sich nicht festlich geputzt. Neue Melodisirung bekannten Textes, ich meine Anrufung des in der Seele Aller Stehenden, das ist hier allein am Platze. Darum hat die Kirche das Gute, daß hier Normen und Gesichtspunkte fest sind, darum werden aber auch die Kirchenredner oft so phrasenhaft, ja meist braten und brühen sie nur bereits tausendmal Gekochtes. Ich werde einmal dieses Thema ausführlich behandeln.

Uebrigens darf ich mit dem Erfolge meiner Rede sehr zufrieden sein, obgleich ich stimmlich nicht so gut disponirt war, wie bei der Fichtefeier.

Freitag, 6. Februar.

Lies das Februarheft der in Hamburg erscheinenden Zeitschrift Orion[1]. . . . Freilich kann Niemand außer dir wissen, welch eine Grausamkeit es ist, mich jetzt zu einem öffentlichen Kampfe herauszufordern. Aber ich muß mich zur Gegenwehr stellen. Es geht nicht anders.

Ich erfahre jetzt so oft, daß ich so vielfach von Mißgunst und Schadenfreude und hämischer Angriffslust umgeben bin — ich kann mir meine Seele zermartern, ich weiß nicht, womit ich das verdient. Ich habe mich mein Leben bemüht, Jedem der mir nahe kam, zu seinem Aufkommen zu verhelfen, ihm das Beste zu leisten, was ich kann. Ich vermag es nicht, mich von der Welt zurückzuziehen und alles Vertrauen und alle Neigung auszumerzen. Ich werde es aber doch müssen. Ich weiß nur nicht, was dabei aus mir wird. Ich bin schon so alt und muß doch eine neue Lebensart annehmen. Ich muß Klugheit gewinnen, Gutmeinen allein hilft nicht durch, da schlägt Jeder drauf.

Den 7.

Ich erhielt gestern deinen Brief vom 4., lieber Jakob. Ich habe gestern noch eine Erklärung gegen Schöll abgefaßt, habe die ganze Nacht vor Kummer und Wehe nicht geschlafen.

Mir ist heute so schwer, alles Blut steigt mir zu Kopfe. Heute ist das Stiftungsfest des Vereins für jüdische Studirende, ich gehe nicht hin, trotzdem der Vorstand mich noch besonders aufforderte, ich möchte allein sein, allein mit einem Freunde, mit dir allein.

201.

Berlin, 15. März 1863.

Ich habe in diesen Tagen wieder wegen des hundertjährigen Geburtstages in Jean Paul gelesen. Wer je sich am reinen Goethequell erquickt hat, der kann keinen Schluck mehr aus Jean Paul thun. In der ganzen Welt kocht man mit Wasser, aber Jean Paul kocht alle Speisen mit Punsch; für ihn gibt es gar kein natürliches Wasser auf der Welt. Es geht einem mit Jean Paul, wie es einem geht, wenn man ein Mädchen sieht, in das man früher verliebt war und dessen Schnäbelchenmachen und Geziertheit man nun deutlich sieht. Man wird grimmig und ungerecht, weil man ehedem verliebt und überschwenglich war.

Es wollte mir bei meinem Aufsatze zum 21. März fast umgekehrt gehen, wie Bileam, ich kam zu segnen und mußte fast verdammen. Sobald

[1] Das Heft brachte eine Beschuldigung Adolph Schölls gegen B. A. — S. Brief v. 29. Mai 1863.

man Jean Paul liest, wird man von Bilderüberschwemmung und Verschwommenheit heimgesucht; seine Schriften sind wie ein Apothekerladen, man riecht darnach, wenn man herauskommt. Zwei große Sünden, die eine aus der andern kommend, hat Börne begangen, die Vergötterung Jean Pauls und die Verteufelung Goethes. Es sei ihm vergeben, er konnte nicht anders.

Den 6. April.

. . . Ich bin gefaßter und heiterer und habe heute schon Schöll geantwortet[1]. Es geht dem Geiste doch wie dem Körper, es laufen viele Functionen neben einander.

Den 10.

Gestern war ich nach so langer Zeit wieder einmal in einem Dorfe. Der Frühling ist schön und ich muß Lerchen hören, und die singen auch über dem Sandboden, in dem sich's freilich schwer geht. Ich war in Wilmersdorf, einem Taglöhner-Orte in meiner Nachbarschaft; der Weg durch die Saaten that mir gar wohl, ich saß eine Stunde lang unter einem Weidenbaum am Wegraine, und das war eine glückliche Stunde, ich konnte doch auch wieder einmal in die Unendlichkeit hinein träumen. Im Dorfe hörte ich doch auch wieder einmal ein lebendiges Huhn gackern, sah lebendige Gänse und Schweine; man vergißt in Berlin ganz, daß Derartiges auch lebt, man sieht es immer nur gebraten. Man sollte nicht spotten über die übertriebene Naturbegeisterung der Berliner, wenn sie hinauskommen; wenn man in dieser künstlich gemachten Stadt lebt, erscheint alle Natur, das Alltäglichste wie ein Wunder.

Im Dorfe ist, wie in Norddeutschland fast immer, das Rittergut die Hauptsache, es ist stattlich in Viehstand und Maschinen.

Die Erquickung von gestern geht mir heute noch nach und ich habe heute schon gut gearbeitet, freilich zu einer geschlossenen Arbeit bringe ich's nicht. Es ist der dummste Streich, den ich machen konnte, nach Berlin zu siedeln; ich muß erfrischende Naturblicke haben, sonst verkomme ich.

Den 19. April.

Ich sehe, ich habe mich mit den Deutschen Blättern nicht nur in mir, sondern auch im deutschen Publikum, im lesenden und schreibenden, geirrt. Was sich für das Zeitleben erwärmt, will nächste Ziele, schlagende, packende, einschneidende und Aufsehen erregende Darstellungen 2c.; da hat der Standpunkt, der Alles sub specie aeterni sehen will, Wenige, die ihn einnehmen mögen.

[1] Auf dessen Gegenerklärung.

So spreche ich nun fast allein, in einer kleinen Gemeinde, viele Bänke sind leer, und ich bin nicht stark genug, mich davon nicht afficiren zu lassen. Eine gedrängte gespannte Zuhörerschaft hebt und spannt auch den Redner.

Den 21.

Mir wird jetzt auf einmal ganz klar, wie das Didaktische etwas ganz Anderes ist als das Poetische. Ich bin doch eigentlich nur zu diesem befähigt und befugt. In der Dichtung sprechen die Gestalten sich doch immer nur subjectiv gefärbt aus; farblos, abstract und schließlich absolut sich aussprechen, das ist etwas ganz Anderes, dazu gehört Wissenschaftlichkeit oder unbedingte Selbstgewißheit. Jetzt soll ich lauter Normalitäten, absolute Wahrheiten geben, und ich bin dazu nicht wissenschaftlich objectiv und nicht subjectiv stolz genug. Ich kann das nicht näher erklären, aber du verstehst ja schon von selbst, was und wie ich's meine.

Den 24.

Riesser todt! Ich sterbe hundertfältig, ich sterbe mit den Menschen, die mein waren; die mächtigen Schauer des Verschwindens, das Denken, wie sich die Lebenswelle im Stromlauf der dura necessitas wieder schließt, und Alles ist vorbei — das alles mache ich so entsetzlich durch. Das Dasein geht in Trümmer und Oedigkeit über, bevor man aus demselben scheidet.

Ich war gestern sehr angegriffen, kein Wetter thut mir was, nur den Wind spüre ich im Kopfe, auch wenn ich nicht hinaus komme. Ich versuchte gestern einen weiten Gang zu machen, der Wind trieb mich in den Thiergarten. Bei der Heimkehr traf ich einen Brief der hiesigen Verwandten Riessers mit der Todesnachricht. Mir stockte alles Leben.

Ich ging noch spät aus zu Dr. Veit. Ich traf ihn aber nicht zu Hause, er ist in einer Sitzung. Ich begreife nicht, wie er das konnte, und bin ich denn immer allein so hocherregt und menschenbedürftig? Warum kam Veit nicht zu mir? Vor Weihnachten aß ich bei Veit zum letztenmale mit Riesser zusammen. Ich kann mir's gar nicht denken, daß Riesser todt sein soll, ich meine, er muß plötzlich bei mir eintreten, wie so oft geschah. Wie viel lebte ich mit ihm in Frankfurt, und durch alle Zeit waren wir uns immer so nah und verstanden uns so vollauf, und als ich vor zwölf Jahren im Harz war, kam er mit Wilhelm Beseler zu mir und blieb zwei Tage bei mir, und nie habe ich einen Menschen gekannt, der gleichmäßiger human, gut und fein war und für alles Echte theilnehmend wie er. Auch meinen Bruder Julius in New-York hat er mir zu lieb besucht, und ich hatte ihm das letztemal versprochen, ihn zu Pfingsten zu besuchen und bei ihm zu wohnen. Mir ist es eben, als ob ich seine Stimme hörte, ganz deutlich, ich könnte sie malen, wenn es Zeichen dafür gäbe.

Den 27.

Ich habe mich dadurch gefaßt, daß ich für mein Blatt etwas zum Andenken Riessers schrieb; es ist nicht ganz, was ich wollte, aber ich hoffe doch dadurch, daß ich zuerst das Wort nahm, einen richtigen Ton angeschlagen zu haben. Ich war gestern in der Frühe mit August und Eugen beim Pflanzen der Uhlandlinde, und als wir Erde auf die Wurzel der Linde schaufelten, dachte ich auch hinüber zu Riessers Grab.

Ich habe Veit meinen Aufsatz vorgelesen, und da ich etwas von der Vertrauensseligkeit der Gothaer Partei darin gesagt hatte, war Veit dadurch etwas verletzt. Ich versprach ihm das nochmals zu überlegen und habe soeben den betreffenden Passus in der Revision gestrichen, aus der Rücksicht, daß es nicht am Orte ist, bei solcher Gelegenheit Polemik, und sei es auch in der mildesten Weise, einfließen zu lassen.

28. April 1863.

... Ich mache etwas, was Andere leichter und besser machen können als ich, ich verstehe zu wenig von Politik, und mir fehlt das schnelle Urtheil, und dazu geht mir noch ein Artikel tagelang nach, wie ehedem eine poetische Arbeit, ich möchte dies und das noch daran aus- und umgestalten. Hier heißt es aber: wie die Arbeit morgen als solche vergessen, mußt du sie auch heute, nachdem du sie gemacht, vergessen. Das kann ich absolut nicht. Ein größerer Fehler als das Unternehmen dieses Blattes von mir ist noch von keinem Menschen gemacht worden. Was soll Geigenspiel während Trommeln wirbeln? Ich muß gestehen, das Blatt ist nicht das, was es sein sollte, und ich bringe es doch zu nichts Anderem damit. Wenn mich nicht eine Schicksalswendung aus diesem Dilemma erlöst, weiß ich nicht was werden soll.

Es thut mir wehe, daß ich dir so viel klagen muß, aber wem soll ich's denn bekennen als dir?

Die Nöthigung Zeitungen zu lesen, schon am Morgen das ganze Gewirre der Welt mir durch die Seele poltern und rasseln zu lassen, das benimmt mir den Kopf, und was ich schreibe, wirkt nicht befriedigend und erlösend auf mich zurück. Ich bin kein Zeitungsschreiber oder Redakteur. Ein Redakteur müßte eigentlich die grellen Vorgänge und schweren Fragen ansehen wie ein Arzt eine Krankheit: da ist eine prächtige Carbunkel, die sich schön operiren läßt. Ich aber bin dabei immer selbst im pathologischen Zustande.

Wie oft bitte ich Goethe um Verzeihung. Entweder muß man ganz dem Tage, der Zeit angehören oder der Zeitlosigkeit.

Und dieser Anschluß an die Gartenlaube! Abgesehen davon, daß darin so viel unwürdig aufregendes Futter gegeben wird, zeigt sich eben,

daß wer das frißt, an meinem Tische nichts findet. Ich wollte dem Publikum geben, was Ich will, und das Publikum sagt: Halt! Du mußt uns schaffen, was wir wünschen! und das kann und werde ich nie. Keil plagt mich sehr, und er hat von seinem Standpunkte aus Recht. Ich kann dir nicht genug sagen, wie verzweifelt ich oft bin. Soll das das Ende meiner Tage sein?

Ich meine oft, ich thue und denke zu viel für das Blatt, drum ist es so schwerfällig und subjectiv. Ich versuche, es als Nebenarbeit zu fassen, ich nehme alte poetische Plane auf, aber alle fallen mir aus der Hand. Ich habe immer nur mit absoluter Hingebung gearbeitet.

[April 1863.]

Hier in Berlin lerne ich den Satz verstehen: homo homini lupus. Das ist ein ständiges gegenseitiges Aufeinanderhacken, Ellbogendrängen — geh weg, laß mich hin — eine permanente Aufsätzigkeit, wo man's gar nicht ahnt — daß man sich sehr davor bewahren muß, nicht eine Versäuerung und Vergiftung des Gemüths in sich eindringen zu lassen. Man muß sich den Grundsatz vorhalten und stets neu einprägen, die Menschen nach der eigenen Würdigkeit zu behandeln, nicht nach ihrer.

Ich hab's gar nicht gewußt, wie falsch die Menschen sind, welche Lust sie haben, hinterrücks zu zerzausen, und jetzt erfahre ich's oft, wo ich auf Treu und Geradheit hätte schwören mögen.

Den 17. Mai.

Ich führe meine Blätter weiter. Meine Hoffnung steht aber dahin, daß ich sie bis zum 1. October aufgeben kann. Ich habe jetzt nur noch den Wunsch, diesen Sommer oder den Herbst nach Nordstetten reisen zu können, um dort meine Lebenserinnerungen aufzuschreiben. Ich bin zwar noch gesund, aber man darf damit doch nicht zögern. Leider sind schon so viele Zeugen meines Lebens gestorben, und vor Allem werde ich meinen Bruder Abraham, der so herzgetreue und anschauliche Erinnerungen hatte, schwer vermissen.

Ich habe stets gedacht, meine Kindheit einst in heiterer Stimmung wieder zu erwecken und festzuhalten, ich kann aber nicht mehr darauf warten, und vielleicht bringt auch dieses Rückversetzen wieder eine Klärung und Erhellung.

202.

Dresden, Pfingstsonntag 1863.

Gestern also bin ich mit August hieher. Wir fuhren um 6¾ ab bei heiterm Wetter.

Als ich in den Wäldern, durch die wir fuhren, blühenden Ginster [sah], fiel mir ein, daß Sommer ist, und ich sehnte mich nach einem stillen Platze auf waldiger Bergeshöhe. Ich werde für diesen Sommer darauf verzichten müssen.

Wir kamen wohlgemuth in Dresden an, aßen auf dem Bahnhof und gingen dann in das Krause'sche Institut. August wurde von den Dienstleuten, vom Direktor und dessen Frau wie ein Hausangehöriger begrüßt. Ich ging von da in den Gasthof und zu Wolfsohn. Die Bäume und Sträucher auf der Bürgerwiese, die ich alle persönlich kenne, sind größer und buschiger geworden, der Baum vor meinem Fenster in der Struve-Straße ist gefallen, der Garten verbaut.

Ich blieb nicht lange bei Wolfsohn, der gut und herzlich ist und dessen Frau noch sehr leidet von einer schweren Operation an der Wange. Ich bin ein Sch'luach-Mizwa[1], und das bewegt mich sehr, und du weißt ja, wie das bei mir ist. Ich habe ja schon längst eine derartige Geschichte vor, und nun muß ich sie selbst durchleben. Das ist oft mein Schicksal.

Ich habe vom Verein der Berliner Presse u. A. so viel zusammengebracht, daß ich meinem armen Freunde Otto Ludwig 42 Nap. d'or bringen konnte. Zu ihm drängte mich's vor Allem. Ich wechselte Gold ein beim Banquier, kaufte Blumen und in Gläsern eingemachte Früchte und machte mich auf den Weg nach der Rampischen Gasse. Unterwegs sehe ich, daß Pfingstmaien verkauft werden, ich kaufe einen großen schlanken Birkenstamm, lasse mir ihn bis ins Haus tragen, dort im Garten sind die Knaben Ludwigs, die wie junge Löwen auf mich zuspringen und mich vor lauter Jubel fast umreißen. Ich trete ein, Frau Ludwig ist glückselig, L. ruft aus dem innern Zimmer: bist du da, alter Auerbach? Ich trete mit dem Maien in der Hand ein. Der gute Kerl liegt schrecklich abgemagert auf dem Sopha im halb finstern Zimmer, er kann sich nicht aufrichten, er ist ganz glücklich und fährt mir immer mit der knöchernen Hand über die meinige. Ich stelle ihm den Maien hin, er faßt ein Blatt an und sagt: Das einzelne Birkenblatt riecht nicht, aber der ganze Stamm riecht gut, da mach einmal einen Vers drauf. Du, guter Alter, bist mein Wald und bringst mir den Wald.

Seine Stimme, sein innerstes Wesen ist noch ganz wie sonst. Ich lege ihm nun als Gruß derer, die ihn ehren und lieben, die Sachen alle hin, die ich für ihn habe, da faßt er mich und schluchzt und endlich sagt er: Ich war so stolz, so stolz. Es hat mich noch kein Mensch auf der Welt weinen sehen als du. Du darfst's. — Ich konnte ihn bald erheitern, und es freute ihn doch, daß jetzt für geraume Zeit alle Noth vorbei.

Er schilderte mir seine Krankheit: Bei mir beißt eine Krankheit der andern in den Schwanz. Mein Unterleib verlangt Bewegung, meine Füße werden davon krank, und so geht's also nicht.

Der großartige Kopf ist noch ganz wie ehedem, das volle lange Haar,

---

[1] Bote zu einem frommen Zwecke.

die Löwenmähne — an den Füßen aber sieht es aus, wie wenn man Hosen über zwei Stöcke zöge. Er wird abends vom Sopha aufs Bett und morgens vom Bett aufs Sopha gewälzt; er kann mit der rechten Hand gar nichts halten, mit der linken höchstens ein Blatt Papier. Lesen kann er nicht, sich vorlesen lassen auch nicht, nichts als rauchen aus seiner langen auf dem Boden aufgestellten Pfeife. — Wir waren bald wieder in Arbeitsgedanken. Ich ermahnte ihn, etwas zu diktiren. Es geht nicht. Ich sehe Alles, sagt er, ich hab's vor mir, deutlich, aber Machen, der Sprung über den Graben vom Denken zum Festsetzen geht nicht; ich bin wie eine Kreisende, bei der die Wehen ausbleiben. Ich wollte mir durch die Reflexion helfen, durch abgesteckte Anhaltspunkte, aber es geht auch nicht. Wenn ich diktiren sollte, ist mir's, wie wenn ich in der Luft läge, gar nicht mehr auf etwas Festem.

In den verschiedensten Bildern und Anschaulichkeiten stellte er seinen Zustand dar, als wäre das etwas, was ihn gar nichts angeht, so frei und klar. Man kann sich nicht drein finden, daß dieser Geist auch in diesem Zustande nicht noch Großes schaffen soll.

Es war bereits völlig Nacht geworden, als ich mich endlich zum Fortgehen anschickte. L. sagte mir: Wenn du jetzt fort bist, muß ich mir selber etwas vormachen, ich muß dich vergessen, sonst kann ich nicht schlafen. Ich will heute nicht mehr an dich denken.

Mit einer bewundernswerthen Energie macht er sich auf seinem Krankenlager Vorstellungen, wie er sie will und was er will. Er läßt nicht Gedanken und Bilder nach ihrem Belieben herankommen, er spielt sich Dramen vor, fremde und eigene erst zu Schaffende und ganze große Musikstücke.

Ich ging nach der Terrasse. Als ich an der Synagoge vorüberkam, sah ich sie erleuchtet und hörte drin beten, es ist ja heute das Wochenfest, und jetzt läuteten alle Glocken das morgige Pfingstfest ein, das ist, wie wenn große Ton-Meereswellen durch die Luft flössen; wie lang habe ich das nicht gehört und wie war jetzt alles Leben so wunderbar! Ich ging lange auf dem einsamen Platze hinter dem Belvedere hin und her. Ich kann dir nicht sagen, wie bewegt ich war: wie wenn mir die Seele aus dem Leib genommen und ich in der zitternden, bebenden, klingenden, duftenden Weltseele schwebte, und doch verklingt und verduftet und verschwimmt Alles wieder. Da liegt da drüben ein Geist, so groß und rein, in einem kranken Körper an das Lager gefesselt, und da draußen ist die Welt so weit, so klingend und duftend im Abendthau, und dort wird gebetet und hier Musik gemacht und drunten brausen die Schiffe und droben funkeln die Sterne und zwischen Allem so viel Leben und Tod. Hier ging ich noch mit Rietschel das letztemal.

O, lieber Jakob! Wenn ich solche Stimmungen und Klänge, wie sie

da waren, in melodische Worte fassen könnte, ich hätte mein eigentliches Wesen erlöst und der Welt etwas Wirkliches gegeben. Es geht jeder von uns doch nur stotternd über die Erde hin.

Ich hatte mir mit Wolfsohn ein Stelldichein gegeben. Es ward mir schwer, mit irgend einem Menschen zu sprechen, über was es sei; ich meinte, ich müßte ewig fortschwimmen in den hochgehenden Wellen des Empfindens.

Doch ist es gut, daß der Mensch auch einen Magen hat. Ich war so hungrig, daß ich zwei große Portionen aß und dazu einen Schoppen Rheinwein trank. Gemüthserregungen machen mich immer sehr hungrig, das ist gut an meiner Natur und setzt mich immer wieder aus allem Ueberschwenglichen auf der Erde ab. Ich habe jetzt aber auch genug geschrieben.

Den 26. Mai.

Ist es nicht wunderbar, lieber Jakob, daß ich eben jetzt hier zu einer Selbstkenntniß gelange, die ich nie in solcher Schärfe und Bestimmtheit hatte? Ich habe heute fast die ganze Nacht nicht geschlafen und mir mein Verhältniß zu den Menschen vorgehalten und dabei ganz deutlich gesehen, daß es eine Rücksichtslosigkeit — nenne es Fanatismus — ist, die mich so vielen Menschen entfremdet, denen ich doch nur Gutes that und nie etwas Anderes thun wollte. Es fehlt mir an Klugheit und Schonung, daher haben so viel Menschen Schadenfreude, wenn mir ein Böses geschieht.

Ich habe Menschen oft verletzt, während ich ihnen nichts als die Wahrheit sagen wollte. Ich wickelte das nicht in Lob, ständige Betonung des Anerkennenden ein. So höre ich, daß die [Anfeindung] Schölls davon herrühren soll, daß ich ihm seinen Vortrag über Goethe als Staatsmann offen ins Gesicht hinein tadelte, und so habe ich viele Menschen zuwartend zum Angriff gemacht, und Andere, die ihnen nie Gutes thaten und Ehrliches sagten, stehen viel besser. Ich muß lernen, spät, aber ich muß es lernen, klug und vorsichtig zu sein.

Justus Möser hat einmal ein Wort geschrieben von der „Politik der Freundschaft", es ging mir nicht ein. Jetzt werde ich es verstehen. Was mir überhaupt im Leben fehlt, ist Methode. Ich lebe, handle, spreche und arbeite immer aus dem Naturell heraus. Wie wenn es an die Wand geschrieben wäre, steht es vor mir: Methode lernen, an sich halten, abwägen, die Ueberlegung über den Affekt setzen, anderer Menschen Wesen und Stimmung und Bedürfniß mehr berücksichtigen.

Den 27. Mai.

Um bei einem Kranken ständig treu und wohlstimmend auszuharren, dazu bedarf es mehr als Geduld und Liebe; da muß man sich stets auch vor Augen halten, daß die positive Energie eben nicht zu erwecken ist, daß

man die Consequenz in Handeln und Thun und Denken nicht verlangen kann. Das ist ja eben der gestörte Organismus, das sind ja die versagenden Functionen, das ist ja der Bruch und Schnitt in der Logik der äußern und innern Natur. Der Kranke faßt das und jenes, geistig und körperlich, wendet sich von selbst so, nun wollen wir ihm etwas zu halten geben, reichen ihm die Hand, um ihm aufzuhelfen, erwarten seine spontane Folge und Nachhilfe und seinen Griff, und siehe, sie versagt ihm, es entgleitet Alles. Man wird dann fast böse und hält das für Eigenwille oder vielmehr für eigensinnige Willenlosigkeit, und es ist doch nichts als die unüberwindliche bejammernswerthe Unmacht, die Handhabe zu halten und gradlinig weiter zu gehen. Die Dissonanz, den Abfall und innern Widerspruch zu ertragen, die Störung stets zu erkennen und gelten zu lassen, alle Consequenz nur als die Facultät der Gesundheit zu betrachten, jede zurückgewiesene noch so wohlgemeinte Zumuthung unverdrossen auf sich beruhen zu lassen — Alles das ist die große Aufgabe des Gesunden, der am Krankenbette sitzt.

Helfen wollen und doch wieder jeden Augenblick hinnehmen, daß der Kranke, eben weil er krank ist, sich nicht helfen lassen kann — ich mache die ganze Skala dieser Erfahrungen jetzt durch, da ich am Krankenbette Otto Ludwigs täglich stundenlang sitze. Ich war den Freunden hier böse und bin es zum Theil noch, daß Niemand sich vornimmt und es hält, täglich eine Stunde oder mehrere bei Ludwig zu sitzen und ihm seine Seele zu erheitern; ich sehe aber jetzt auch, daß dazu etwas mehr gehört als das gewöhnliche Maß der Liebe und Güte. Man wird leicht ärgerlich und unwillig, daß der Kranke, scheinbar so klaren Geistes, sich nicht zu irgend etwas zusammennehmen kann, aber eben dieses Zerfallenlassen ohne Zusammenraffungskraft ist ja der eigentliche Sitz der Krankheit. Die Gliedmaßen, geistig und körperlich, folgen dem Willen nicht mehr, sie verrichten scheinbar leicht dies und jenes, aber sie thun es nur von selbst, jede Richtunggebung versagt, die Krankheit ist schon partielle Abgestorbenheit. Dem Kranken sagen zu können: Stehe auf und folge mir nach, das ist das tiefsinnigste Wunder. Wenn ich Ludwig so reden und deduciren höre, meine ich, er müßte das diktirend zu einer Arbeit zusammenbringen können, und doch kann er nicht, und wenn ich ihn drängte und weiter drängen will, halte ich bald wieder inne und lenke um, ich meine, ich sehe die Schmerzenszüge seiner Seele, die solche Zumuthung doppelt schwer empfindet.

Ach, lieber Jakob! Was ist Leben? Es ist der Frühling so hell, und da liegt der herrliche Freund und hat das herrlichste Empfinden in sich und kann es nicht artikuliren. Ich war gestern wieder den ganzen Mittag bis es Nacht wurde bei Ludwig. Wenn ein Wort von der Technik unserer

Kunst berührt wird, da geht er auf die tiefsten Bestimmungen so fest und klar ein, und er erzählt von seinen dichterischen Planen, deren er gewiß hunderte hat, er rekapitulirt sie sich, um sie nicht zu vergessen und sie einst auszugestalten. Einst! Das wird leider nie mehr werden. Es geht mit ihm ein ganzer Blüthenbaum zu Grunde. Dann schildert er wieder sein Körperleiden, als läge sein Leib vor ihm auf dem Seciertisch, und er schildert die Uebel mit souveränem Humor. Auf Shakespeare kommt er immer wieder, er lebt fast nur in der Welt dieses Heroen und zeichnet alle die Linien, mit denen er Gestalten und Geschicke schuf. Wenn L. wieder gesund würde, er würde uns das Größte schaffen, er hat die Gesetze der Kunst wie physikalische Gesetze vor Augen, und ich glaube, daß die Empfindungswärme nicht dabei verflüchtigt ist.

Auch von dir, lieber Jokab, sprachen wir viel, er bewahrt dir ein inniges Gedenken und hat jenen Abend im großen Garten wie ein Jetzt vor Augen. Wir kamen nun auch auf seine Jugendfreunde zu sprechen, er erzählte heiter und frisch. Ich bat und beschwor ihn, nur jeden Tag eine Stunde seiner Frau seine Lebensgeschichte zu diktiren, ich wurde so eindringlich, daß er endlich zustimmte, mich aber alsbald wieder bat, ihm das Versprechen zu dieser Arbeit nicht abzunehmen, denn wenn er es versprochen habe, könne er es nicht machen, und nun kam wieder der entsetzliche Rundgang seines Denkens. Er sagte, er habe Jahre an sich gearbeitet, um sich den Detailsinn abzugewöhnen, er habe das über sich gewonnen; das dürfe er nun nicht wieder alles zerstören und das werde sein, wenn er das Leben seiner Jugend und seiner Heimat schildere. Ich war sehr unglücklich über diese Weigerung. Ich hätte so gerne ein Resultat mit heim genommen, und nun ist wieder Alles vag und fraglich. Was wollte ich machen? Ich mußte, um ihn nicht aufzuregen, resigniren. Er erzählte mir, wie er in letzter Zeit sechs Wochen blind und dann fast eben so lang taub war. Das Letztere sei das Schrecklichere, da sei er, wie durch einen tiefen Graben von allem Leben geschieden gewesen. Was muß der Arme da alles gedacht haben! Dann erzählte er wieder Köstliches aus seiner Jugend. Wenn ich nur Alles hätte behalten können. Einer seiner Lehrer hatte ihn einst einer Veruntreuung in Verdacht, die Sache kam vor den Schulconvent und klärte sich als falsch auf. Der Lehrer sagte: Nun gut, die Sache ist jetzt vorbei. Ja, sagte Ludwig, damals elf Jahre alt, aber das ist nicht wegzubringen, daß Sie mich einmal in Verdacht gehabt haben.

Ich bin im Schreiben unterbrochen worden, der Arzt Otto Ludwigs, Dr. Einert, war eben bei mir und schilderte mir seinen ganzen Zustand. Hoffnung auf wirkliche Genesung ist kaum.

Berlin, 29. Mai.

Ich will dir schreiben, lieber Jakob, das wird mir helfen. Vor zwei Stunden bin ich von Leipzig zurückgekehrt. Ich gehe auf mein Zimmer und finde die eingelaufenen Briefe und Pakete. Das eine freut mich sehr, es sind die Abdrücke von der Erklärung meiner Freunde in der Kölnischen Zeitung. Ich hatte selbst eine Erklärung geschickt und sie wieder zurückgezogen, da die Freunde für mich eintreten wollten. Wie wohl thut das, solche Menschen zu haben. Ich bin oft undankbar, daß ich über mein Schicksal murre, ich habe treue Freunde, und dieser Schöll-Handel geht mir zum Besten aus. — Ich öffne einen Brief aus Frankfurt, ich lese: Max Lotmar ist todt! Braunfels schreibt mir's. Mir war's als müßte ich zusammensinken, und Alles verwirrt sich mir. Du weißt ja, wie ich mit dem Freunde lebte, du weißt aber nicht ganz, was er auf mich hielt, und war er darin auch überschwenglich, man wird ja andrerseits genug deprimirt. Das war ein zum Höchsten bewegtes und ausgestattetes Herz, und nun dahin ohne eine Lebensspur. Ach, lieber Jakob, schreiben hilft mir doch nicht, ich muß abbrechen.

Sonntag, 14. Juni.

Gestern war ein Festessen für den aus dem Gefängniß gekommenen Walesrode, den ich noch von München her kenne und der ein seltener echtfeiner Mensch ist und tapfer zugleich. Als Vicepräsident des Vereins die Presse mußte ich präsidiren und sprechen, ich that es mit Liebe.

Die Berliner kritisiren gern und halten sich ruhig, und ich nehme doch für die Menschen hier Alles zu ernst und pathetisch und ergehe mich auch im Reden in zu vielen Themas, und man thut besser, nur einen einzigen Gedanken plattzuschlagen, zu firnissen und zu emailliren.

Nichts ist widerwärtiger als ein Sonntag in Berlin, und ein regnerischer fast noch erträglicher als ein sonniger; da ist nichts als Staub und Trubel, ziellose Unerfrischung. Ich wollte heute zu dem Dichter Nieudorf, der hier in der Nähe ein Gut hat, es regnet seit zwei Tagen und ich bleibe hier.

203.

Berlin, 29. Juni 1863.

Du hast die Beweise in Händen, wie ich dein gedenke. „Wenn ich dein vergesse, so versage mir meine Rechte." Ich erhalte deine kurzen Zeilen soeben als ersten Morgengruß in der Montagfrühe; du weißt, daß mir diese immer besonders beweglich ist. Dein Anruf thut mir wohl. Ich habe und halte dich. Daß du deine Ferien nach meinen Sommerplanen einrichten willst, der Gedanke thut mir wohl, wenn ich gleich an der Ausführung nicht theilnehmen kann. Ich werde wahrscheinlich vor Ende

Juli nicht von hier fortkommen. Ich werde hier bleiben, so entsetzlich mir auch Berlin jetzt und im Sommer ist.

Dienstag, 30.

Lieber Jakob! Thu das nicht mehr. Du hast mir eine schwere Last aufgelegt[1], und die schwerste ist: bei Einsicht der Würdigkeit doch nicht helfen zu können. Ich bitte dich allen Anmuthungen zu widerstehen und mir nicht mehr Derartiges aufzuladen. Ich werde von lokalen Anforderungen der Wohlthätigkeit, Verwendung ꝛc. fast umgerissen, ich thue weit über mein Zeit- und Geld-Budget und doch ist fast Jeder verdrossen und mißdeutend, weil ich ihm nicht so helfen konnte, wie er's erwartete und sich für berechtigt hielt. Die Stolzen, Unnahbaren haben's besser als wir; ihnen ist man schon dankbar für freundliche Begegnung, und weil wir den Menschen herzlicher sind, theilnahmvoller eingehend, sind sie um so unbefriedigter und fast feindlich und zornig, wenn wir ihnen doch nicht helfen können; das gute Eingehen involvirt ihnen und oft nicht mit Unrecht einen Anspruch auf Hilfe. Wer sich ablehnend verhielt von vornherein, erscheint dagegen besser, er hat nicht durch Abnahme der Klage falsche Erwartungen erweckt, und wenn wir uns auch alle Mühe geben, der Erfolg entscheidet. Der gute Wille hilft dem Hilflosen nichts, er verleitet ihn nur, sich eine Weile anzulehnen, um — wenn die Lehne doch bricht — fast noch härter umzufallen. „Landgraf werde hart", so tönt's in der Lebensschmiede. — Das ist ein langes Kapitel, und ich kann es dir in einem Briefe nicht ausführen. Nimm das, was ich sagte, als etwas, was ich mir selbst schwer abringen kann oder zuletzt doch nicht kann. Also denke, wenn du Menschen an mich weisen willst, daß ich schon genug habe, denen ich nicht helfen kann.

Im Herbst bin ich jedenfalls einige Tage bei dir. Am liebsten wäre mir's, ich könnte ganz nach Frankfurt ziehen. Wollen sehen!

204.

Berlin, 31. Juli 1863.

Was ist besser als ein Brief? Selbstkommen. Was ist besser als Kommen? Dableiben. Nun denn, lieber Jakob, ich komme mit meiner Frau und Rudolph am Mittwoch nach Frankfurt, und da wollen wir sehen, prüfen und erwägen, was Bleiben heißt.

205.

Rolandseck, 8. August 1863.

Während ich dir hier schreibe, erhältst du ein Telegramm von mir und hoffe heut Nachmittag Antwort von dir zu haben. O, lieber Jakob!

[1] Durch Empfehlung eines Hilfsbedürftigen.

Das war gestern ein Tag des Entzückens, wie ich mich dessen kaum mehr für fähig hielt. Wenn man von Berlin kommt, ist die Seele in so viel Pelze eingewickelt und so kältesteif, daß man sich in der Heimat bei der Mutter Natur erst aushülsen und ausrecken muß, um die freie wohlige Lebensbewegung zu gewinnen. Es ist doch der Mühe werth zu leben, wenn noch solches bereitet ist. Als ich noch in der Dämmerung gestern Abend hier allein ging im Abendduft, wo Alles glühte und glänzte, da war mir das Herz so voll, wie ich dir's nicht sagen kann und jetzt überhaupt nichts Bestimmtes mehr weiß; nur dessen erinnere ich mich noch, daß ich die Arme erhob und mir das Eine wünschte, daß es mir noch vergönnt sein möchte, etwas dichterisch zu gestalten, was dieser Hochempfindung gleichkäme. Ich fühle wieder, es liegt noch etwas auf meinem Lebenswege und ich muß es fassen und bilden. Was? wo? das weiß ich nicht, aber etwas steht mir noch bevor.

Wir fuhren nach Biberich. Mit Heinrich König hatte ich herzliche große Stunden. Seine fein beschauliche Natur erhält und erhöht sich noch im hohen Alter. Er legte mir's ans Herz, daß ich eine gedrängte Biographie von ihm nach seinem Tode schreibe. Er will mir noch Materialien dazu geben.

Von der herrlichen Rheinfahrt sage ich dir gar nichts. Es liegt etwas Berauschendes in diesem ständigen Anschauen und Aufnehmen, und es ist wie bei einer großen Musik; hat man eine Minute nicht hingehört, hat man Großes versäumt.

Als wir hier ans Land stiegen, das Siebengebirge im violetten Dufte vor uns lag und Alles so weit und frisch, da begegnete uns eine Zigeunerfamilie, die uns etwas vortanzte, und auf dem wundersam schönen Bahnhof war eine große Hochzeit, Musik, Gesang, blumengeschmückte Menschen!

Den 10.

Dank für deine promte Besorgung. – Gestern hatten wir einen herrlichen Rheinsonntag bei Wolfgang Müller und in Godesberg. Morgen reisen wir rheinaufwärts und nach Schwaben. Von der Ruhe in Schwaben aus mehr und ordentlicher!

206.

Cannstatt, 21. August 1863.

Hier in meiner Heimat fühle ich erst recht, wie mich das Berlin ausdorrt. Auf Schritt und Tritt lebe und erlebe ich hier etwas, die Menschen, die Thiere, die Pflanzen, die Berge und Felder, Alles kenne ich und spricht eine mir verständliche Sprache, ich kann dem Fuhrmann, dem Sägmüller, dem Gerber zusehen, und was sie thun, wie sie gehen und stehen, gibt mir

etwas, ich weiß es nicht zu nennen, aber es ist mein, und das Obst hier schmeckt nach der Jugendzeit. Es wird mir immer mehr entschieden, ich muß die mir noch beschiedenen Lebenstage hier verleben.

Ich habe Moritz Hartmann (der auch zum Frühjahr hierherzieht) noch eben auf der Eisenbahn getroffen, als er abreiste. Hartmann ist eine ganze und gediegene Natur geworden, und wir haben einander sehr lieb. Mit Kirchenrath Maier verkehre ich oft und gern, Emil ist zutraulicher und verwandtschaftlicher als je. Mit Mörike hatte ich eine gute Stunde. Hackländer ermuthigt das Leben und Schaffen leichter zu nehmen.

207.

Stetten auf der rauhen Alb, 26. August 1863.

Ich schreibe dir von hier aus am Schreibtische Rudolph Kauslers an seinem Geburtstage. Vorgestern Mittag bin ich hieher gereist. Als ich im Abendthau nach heißem Tage den Berg hier heranstieg, ward mir's wohl; der Wiesengrund, das Schellengeläute der Schafheerde, der Wald und das Schwatzen der Nußhäher, das Alles träufelte Friede in mich, und als ich auf die Hochebene kam und die Abendglocke läuten hörte, die dem so trefflichen Freunde die Tage abzählt, da war mir's, als hätte ich nie Unruhe in der Seele gehabt und müßte auch so still innerlich leben können. Leider aber duldet mein Beruf nicht weltvergessen zu sein, ich schleppe doch innerlich schweres Gepäck mit mir.

Das war eine Freude, als ich hier im Hause ankam! Die Schwestern Rudolphs sind auch zur Sommerfrische hier, und R. lebt beständig in der besten reinsten Geistesregion, Alles ist mild und in Friedensthau gebadet.

Ich bin, wenn ich nicht wie jetzt allein bin, ganz glücklich, es gestalten sich Arbeitsplane, nur mein Blatt macht mir oft Gewissensbisse. Ich sollte jetzt über Politik schreiben und kann nicht. Ich meine, ich muß und kann jetzt eine Dichtung austräumen.

Ich kehre heute Abend oder morgen früh nach Cannstatt zurück, dann wird sich bestimmen, wann und wohin wir reisen.

208.

Heiden im Kanton Appenzell, 8. September 1863.

Du wirst dich wundern, lieber Jakob, von hier aus Brief von mir zu bekommen, aber was ist wunderlich in meinem Leben? Als es an die Rückreise ging, war meine Frau unbefriedigt von den Erfolgen der Reise für Rudolph. Meine Schwägerin reiste also allein mit ihrem Kinde nach Berlin und wir hierher, wo R. offenbar gedeiht.

Hier oben in den Bergen ist es prächtig, aber ich weiß nicht, was

mit mir ist, ich bin immer müde. Es graut mir vor der Rückkehr nach Berlin, zumal in diesen politischen Wirrwar hinein; unser deutsches Elend ist größer als je. Ich wollte, ich dürfte jetzt jahrelang alle Politik vergessen und mich ausschließlich der Kunst widmen. Welch ein gesundes politisches Leben ist das hier in der Schweiz, und wir Deutschen sind in unserm besten Wesen heimatlos.

209.

Weinburg, 11. September 1863.

Ich schreibe dir aus dem Schlosse des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, wo ich seit heute Abend wohne. Gestern ist meine Frau mit Rudolph voraus heimgereist. Wenn ich diese Reise betrachte, ist mir's, als lebte ich in einem Märchen, ich weiß gar nicht, wo ich hinkomme, irgend ein lustiger Geist schiebt mich da- und dorthin.

Die Fürstin ist eine Tochter der Großherzogin Stephanie, eine feingesinnte, edel gehaltene Natur. Vorgestern besuchte sie mich und meine Frau in Heiden, und wir machten gemeinsam einen großen Spaziergang. Nun bin ich heute hieher, eigentlich um Lebewohl zu sagen, aber der Erbprinz, die Fürstin und die Prinzessinnen drangen darauf, daß ich den Fürsten hier abwarte, der am 15. ankommt. Der Prinz hat ohne mein Wissen mein Gepäck hieher bringen lassen, und nun sitze ich da in einem schönen weinumrankten Zimmer und Alles ist bequemlich, und die Menschen sind so frei heiter und gut. Ich bleibe. Wenn ich nur ganz frei im Gemüthe wäre! Aber mich belastet die Sorge um mein Blatt.

Den 12.

Ich komme eben von einem weitblickenden Ausfluge mit dem Prinzen zurück. Das ist ein wundersames Leben hier mit den freien, in schöner Geistesatmosphäre lebenden Menschen. Die Fürstin weiß durch ihre edle Weise die besten Gedanken aus einem herauszulocken, und sie betont stets unsere Landsmannschaftlichkeit. Der Erbprinz, ein frischer junger Mann, feierte gestern seinen zweiten Hochzeitstag. Die Erbprinzessin ist so schön, wie man sich die griechische Helena denken mag, so feingeformt und zartfarbig. Die Prinzessin Marie hat etwas so jugendlich Frisches, Markiges, Selbständiges.

Es ist ein Leben hier, wie man sonst gar nicht ahnt, daß es auf der Welt ist. Zu Besuch ist noch eine Altenburger Prinzessin und ein französischer Graf Walsh (ein hochgebildeter Mann) da, und dazu die Hofdamen, ein junger Leibarzt, eine Pianistin von besonderer Bildung, die mit den Prinzessinnen musizirt. Man frühstückt gemeinsam, wobei der Prinz und die Prinzessinnen bedienen. Dann ist man für sich bis Mittag, spielt dann Billard, geht spazieren, und abends wird musizirt und ernst oder heiter conversirt. Alles wartet auf den Fürsten, und es heißt: dann erst beginnt das rechte Leben.

Den 13. September.

Hier auf dem Schlosse, das ist Wohnen wie auf einer seligen Insel. Es ist heute Sonntag. Als ich vor dem Frühstück allein ins Dorf spazieren ging und die Menschen hantieren sah, war mir's, als käme ich aus einem Traume.

Leider ist noch keine Nachricht aus Leipzig da, ob meine Anwesenheit dort nöthig, und so habe ich einen gewissen verletzenden Stachel in der Seele, aber ich vergesse ihn auch wieder und lebe so drein. Ich will leichtsinniger sein und einmal ein Stück schönen hellen Lebens auskosten, einen Becher Weins mit Rosen bekränzt. Ich muß aber doch an die Noth und Arbeit des Berufs denken.

O, wie schön still ist's hier jetzt in dieser Stunde! Die Sonne glitzert auf dem Thal, das wie ein See von Fruchtbäumen, und auf den hohen Bergen, und jetzt da die Glocken verklungen, hört man nichts als leises Rauschen in den Bäumen und bisweilen das Zwitschern einer Weindrossel.

210.

Weinburg, 17. September 1863.

Ich erhalte soeben deinen Brief. Ich komme nun, wenn es möglich ist, morgen Abend (mit dem letzten Zuge) oder wahrscheinlicher Samstag früh zu dir. Ich bleibe höchstens einen Tag und will Niemand sehen als dich.

211.

Berlin, Wilhelmsstraße 86, den 27. Dezember 1863.

Es ist mir recht, lieber Jakob, daß ein Aeußeres[1] Veranlassung gab, das lange Stillschweigen zu brechen. Ich habe dir gar so viel zu sagen, und doch habe ich's genug, ewig in mir herumzustochern und zu stöbern; wenn man so alt ist wie wir, sollte man mit den äußeren Lebensbedingungen endlich einmal fertig sein; wir wachsen nicht mehr, wir kriegen nur noch Falten und die Haare fallen uns aus, und da sollte alles Kämpfen und Grübeln, wie man ist und wie man sein sollte und sich ändern muß — doch endlich vorbei sein. Ich arbeite mich halb zu Schanden an meinem Blatte, ich muß so viel Redaktionsbriefe schreiben, daß ich zu keinen anderen mehr komme.

Wenn ich wohlauf und frei im Gemüthe bin, so kann ich, wie die Sachen jetzt stehen, neben dem Blatte mancherlei geschlossene Produktionen zu Stande bringen. Ich habe gar viel im Sinn, und es fängt wieder an zu quellen. Auch sehe ich die Verpflichtung einmal einen Juden-Roman zu schreiben, ich glaube da ethisch und poetisch etwas leisten zu können und zu müssen.

[1] Eine Anfrage in Betreff einer Privatangelegenheit.



1864.

212.

In der Neujahrsnacht 1864. Ein Uhr.

Dir will ich schreiben, lieber Jakob. Warum leben wir nicht alle Tage, die großen und die kleinen mit einander, stehen gemeinsam auf allen Scheidepunkten? Warum verlebt man sein meistes Dasein mit neuen oder gar mit fremden Menschen?

Ich möchte viel und immer mit dir leben, mit einem Menschen, der mich von Herzen liebt, mir in Treuen nachgeht und mich in mir hält.

Den 17. Februar 1864.

... Ich habe Goethes italienische Reise gelesen, ich meine zum erstenmale erst ganz. Solch einen vollen Menschen zu sehen, da vergißt man sich selbst, und ich sehe und verstehe Goethe so klar und durchsichtig. Ach! Wer sich so gesund und voll entwickeln könnte! Als ich gestern Nacht 1 Uhr mit dem Buche fertig war, war ich so erregt, so gepackt wie von einem Schicksal, daß ich nochmals aus dem Bette sprang und mir ein anderes Buch holte, um den gewaltigen Eindruck zu schlichten.

Den 11. März.

Heute habe ich's doch wieder einmal mit voller Seligkeit empfunden, daß ich ein Dichter bin. Warum soll ich dir nicht sagen, was ich mir sage? Ich habe in meinem Roman[1] ein Briefkapitel geschrieben, und plötzlich wurden mir die inneren Seelenvorgänge zur äußern Plastik, zu schaubaren Thatsachen, eine Seelenzertrümmerung zum Knicken eines Baumes, in dem es treibt, und zum Zertrümmern einer Marmorstatue unter ihm. Als ich es

[1] Auf der Höhe.

schrieb, wußte ich es nicht, jetzt da ich darüber denke, wird mir's klar und thut mir gar wohl.

Es geht keine Seligkeit über diese Schaffenserglühung, und alles kleine Leben fällt von mir ab und ich bin weit draußen und fliege wonnig hin und her, wissend, ich bilde etwas, was ich machen muß, und es wird Dasein, wird Gestalt. Und das, daß ich aus der Arbeit für mein Blatt heraus in meine eigentliche Heimat im freien Aether der Dichtung so leicht und unbeschwert hineinfliege, das macht mich stark und zuversichtlich vor mir selbst.

Es ist möglich, daß mein Blatt noch gedeiht, aber gewiß nicht durch meine Art zu schreiben und zu denken. Ich werde Alles aufbieten, die Blätter durch fremde Kräfte weiter zu führen. Das wünscht auch Keil. Ich bin zu monoton und subjectiv und ich nehme sozusagen die Zweckessen noch ernst. Ich meine, es ist den Leuten um die Feier der Idee zu thun und das Essen Nebensache, es ist aber umgekehrt, sie lassen sich die Reden und interessanten Persönlichkeiten gefallen beim Essen. Eigentlich ist das, was heute die Welt anzieht und was sie von dem Blatte eigentlich verlangen, weiter nichts als der höhere Klatsch, pikante Thatsachen, Persönlichkeiten, und das kann ich nicht bringen, das widerspricht meiner ethischen und Geschmacksrichtung.

Ich meine oft, ich könnte auch den leichten, heiter spielenden Ton anschlagen, aber dann sehe ich wieder bald, ich bin zu unbeholfen und schwerfällig; es ist mir, als ob ich immer ein Haar in der Federspitze hätte, ich will schlanke und leichte Striche ziehen, und sie werden dick und schwer. Ich will nun sehen, ob ich's dahin bringe, das ganze Blatt leichter, ich möchte sagen gleichgiltiger anzufassen; es soll mir nicht mehr Alles wegnehmen, was mir durch die Seele zieht. Solch ein Blatt frißt wie eine Ziege, verdirbt mehr Futter, als sie wirklich frißt, und knappert am liebsten die Herzblättchen aus, die schmecken lind und saftig.

Den 15. März 1864, Abends.

Ich habe heute eine entscheidende That vollzogen und ohne Wankel-Gemüthe. Ich habe Keil die Fortführung der Deutschen Blätter gekündigt, ich mußte so handeln. Ich lege dir eine Abschrift des Briefes an Keil bei.

Ich habe dennoch die Sache noch mit Heinrich Oppenheim überlegt, und er gab mir auch vollkommen Recht.

Jetzt, da die Sache abgethan, ist es mir zu Muthe wie wenn ich ein frisches Bad genommen, ich bin sauber und klar.

Ich habe mein Bestes aufgeboten für das Blatt, mehr und Anderes kann ich nicht. Es war und blieb eine falsche Allianz mit der Garten-

laube. Wer meine ästhetischen Prinzipien faßt, kann die Gartenlaube (die Erzählungen) nicht lesen. Ein Journal ist ein Wirthshaus, die Gäste wollen gepfefferte Speisen, Frühgemüse, ich koche sie nicht, weil ich sie für magenverderbend halte, nun gut, so bleiben die Gäste weg. Ich aber bin kein Koch nach dem Gusto des Publikums, ich koche keine unreifen Kartoffeln.

Nun bin ich wieder frei und weiß jetzt erst recht, was das heißt. Ich will frei schaffen und ich kann es. Die paar frischen Jahre, die ich noch habe, sollen nicht verblättert werden. Ich bin frei und froh.

Den 16.

Ich habe heute schon an meinem Roman gearbeitet. Es flicht sich Alles durcheinander und die angelegten Motive brechen überall wie Knospen auf. Wenn mir diese Arbeit gelingt, dann will ich schon noch Frisches machen, und ich will die Welt, die sich mir verräthselte, so weit ich kann enträthseln.

213.

Berlin, 5. April 1864.

Ich schreibe dir wieder, lieber Jakob, mit einem Fuß im Steigbügel. Heut' Abend ziehe ich nach Potsdam in Einsamkeit.

Ich habe diese Versetzung schon lang vorbereitet und bedacht, und doch endlich der Schluß wird wieder überstürzt, hastig; so geht's bei der Reise wie beim Schaffen im Abschluß eines Werkes.

Ich mußte vielem Drängen, besonders von Gneist, nachgeben und im Stadtverordnetensaal für den Verein für Familien- und Volkserziehung einen Vortrag halten. Ich sprach sitzend, und da geht's immer besser und freier.

Potsdam, 6. April, Abends 7 Uhr.

Der Tag ist schon lang, heute früh um sechs schien mir die Sonne schon ins Gesicht und weckte mich, und jetzt ist bald sieben und noch Tag. Wenn man so allein lebt mit sich, hat solch ein Tag gar viel Stunden.

Gestern Abend um fünf reiste ich von Haus ab, mein Schreiber Lüdicke, ein gar braver Mensch, mit mir. Nun will ich vorerst arbeiten, und meine Arbeit hat mich ganz; wachend und träumend, durch alle Lebenserfordernisse hindurch begleiten mich meine Gestalten, ihr Denken, ihr Empfinden, und ich lebe Alles für sie.

Wir kamen im Schneegestöber hier an. Das Haus, in dem ich wohne, ist und liegt ganz so, wie ich mir's nur wünschen könnte — am Berge, nahe dem Walde, mitten im Garten. Meine Hausleute sind wohlhäbige Bürgersleute mit schönen Kindern, und das Ganze hat einen Anstrich von einem Forsthaus und ist doch der Stadt so nah. Ich blieb den Abend auf meinem Zimmer, schlief schlecht in einem ungewohnten Federbette, arbeitete

[heute] von acht bis gegen zwölf trotz des Gebells der Kettenhunde im Garten, dann ging ich zu Schulze-Delitzsch und blieb bei ihm zu Tische. Dann ging ich mit Sch.-D. im Schneegestöber spazieren und schließlich um 4 Uhr nach meiner Wohnung, wo mir in der Einsamkeit so wohl war als läge ich tief auf dem Meeresgrunde, weltvergessen; ich habe Mancherlei für Irma gefaßt und machte mir lange kein Licht, bis jetzt, da ich dir schreibe.

214.

Potsdam, 22. April 1864.

Gestern also war ich zum erstenmal in der Stadt. So fremd, so wirr kam mir all das Treiben auf den Straßen vor, und mir war doch nicht als käme ich vom Lande; ich kam aus einer ganz andern Welt, aus der Atmosphäre meiner Gestalten, mit denen ich Tag und Nacht unausgesetzt lebe und für sie und aus ihnen denke.

Hast du in Nr. 105 und 106 der Allgemeinen Zeitung die Recension über meine Schriften gelesen? Noch nie ist mir etwas so nahrhaft eingegangen wie dies. Da ist zum erstenmal gesagt, was ich schon längst hätte sagen können, aber nicht wollte, daß die Dorfgeschichten die concrete Ausführung des Pantheismus sind. Ich meine so: die Aufzeigung desselben im Concreten, in der Individuation und nicht das Beharren in der bloßen allgemeinen Substanz. — Der Verfasser der Recension, mir persönlich unbekannt, soll ein Pfarrer Dr. Taber in Württemberg sein, der Redakteur der Vierteljahrsschrift ist. Ich bin begierig, wie er sein abfälliges Urtheil über die späteren Dorfgeschichten motiviren wird.

Potsdam, 5. Mai, Himmelfahrtstag.

Heute ist ein gesegneter Tag. Ich machte früh meinen Waldgang, trotz herben Wetters, und da fand ich den Anfang zu Buch 7, die ganze Wendung, und das macht mich glücklich. Denk daran, wenn du es lesen wirst. Mein Lübicke konnte bei der Scene am Brunnen in der Nacht sich des Weinens nicht enthalten, die hellen Thränen flossen aufs Papier.

Jetzt reise ich über Mittag frisch und frei zu den Meinigen nach Berlin.

215.

Potsdam, Pfingstsonntag, 15. Mai 1864.

Ich muß dir schreiben, lieber Jakob, ich habe einen vollen glückseligen und tiefbewegten Feiertag. Ich habe heute, außer mit dem Mädchen, das mir den Kaffee brachte, noch kein Wort gesprochen. Ich muß zu dir sprechen.

Gestern habe ich das letzte Kapitel meines Romans fertig gemacht. Ich habe dir doch gesagt, daß er den Titel hat „Auf der Höh"?

Um 12 Uhr war ich fertig, ich schrieb einen kurzen Brief nach Berlin an Rodenberg, der den ersten Anfang der Arbeit kannte. Dann wollte ich die Zeitung lesen, um mich wieder zu finden, und konnte nicht. Ich ging zu Tische. Ein blinder Regierungsrath citirte herrliche Goethe'sche Gedichte, die ich nicht so kannte.

Nach Tisch ging ich durch die Stadt und durch duftige, rings von Blüthenbäumen eingehegte Wege in die Sommerwohnung von Schulze-Delitzsch. Der herrliche Freund war ganz glücklich mit meiner Nachricht und er feiert gern mit einem guten Trunke. Er kennt meine Arbeit zum Theil, ist selbst Dichter und von innigster Aufnahme. Wir gingen nach dem Pfingstberge. Da ist eine herrliche Halle zur Umschau, zur Naturandacht erbaut, und weit hinaus blühen die Bäume und singen die Nachtigallen. Spät Abends tranken wir noch eine Flasche Wein in Freude und Freundschaft. Ich konnte gar nicht genug des Weines bekommen und kann doch sonst nicht trinken. Ich mußte mir selbst Halt gebieten, und als ich nun wieder im Mondenschein durch die blühenden Bäume heimwärts ging und durch die Stadt mich im offenen Wagen fahren ließ, ich wäre am liebsten gar nicht in ein Haus und hätte die Nacht gern draußen in der blühenden Maienwelt verbracht. Aber man ist doch älter und bequemer geworden. Ich schlief gut. Heute in aller Frühe ist mein Schreiber Lüdicke nach dem Wildpark, ich habe Eugen und Rudolph dorthin beordert, meine Frau und Ottilie werden heut' Mittag kommen.

Da sitze ich nun, lieber Jakob, auf meinem Balkon, ich habe gefrühstückt und rauche dir zu und schreibe. Im Garten singt die Nachtigall, die Zippdrossel und die Grasmücke. Ich habe meinen Waldgang gemacht. Heute war der Wald, sonst so einsam, voll Spaziergänger und Sänger und Maikäfer schüttelnden Knaben, und jetzt beginnt drunten von der Stadt ein majestätisch vielstimmiges Glockengeläute. O, lieber Jakob! Ich lebe doch glückselige Stunden, und ich nehme mir recht vor, nie mehr verzagt und öde und verzweifelnd zu sein. Mein Herz ist so voll, daß ich in eine Kirche gehen möchte. Wenn es nur eine geben könnte für meine Stimmung und mein Wesen.

Ich habe eine lange Pause gemacht und schreibe dir jetzt weiter. Eine Grasmücke setzte sich auf den Baum ganz nahe meinem Balkon und sang aus tiefstem Grunde. Jetzt ist sie fort. Das hat mir wohlgethan.

. . . Jetzt bin ich aber schreibmüde. Ich will zur Pfingstfeier etwas Goethe'sche Gedichte lesen.

„Erkenne dich, leb' mit der Welt im Frieden", das Wort aus Goethes Zueignung muß ich dir noch hersetzen. Es ist mein!

216.

Schliersee im bayrischen Hochland, 10. August 1864.

Da bin ich nun, lieber Jakob, und bin wie im Traume. Ich sehe die Häuser, die Straßen, die Berge und vor Allem den See und die Menschen, zu denen ich mich jetzt seit vielen Monaten hinphantasirt hatte.

Ich saß den ganzen Nachmittag bei der ehemaligen Amme des Prinzen Otto. Ich habe in Erinnerung an sie den ersten Entwurf gefaßt. Die damals schöne Frau, die unser Landsmann Kirner damals malte, ist sehr herabgekommen. Sie hat fünf schöne Kinder, besonders ein wunderliebliches Mädchen von 12 Jahren, ihr Sohn Otto ist gestorben und der Mann arbeitet nun im nahen Kohlenbergwerk.

Ich schlafe seit Wochen unsäglich aufgeregt, heute Nacht erschien mir Irma im Traum ganz deutlich, aber wie mir immer im Traume geschieht, abgewendet, ich sah kein Gesicht.

. . . Mit vollem Glücksbewußtsein reiste ich von Berlin ab. Ich fand meine Kinder gediehen in Schandau. Ich reiste Samstag, den 6. nach Prag, unterwegs sehr angenehm mit 3 aus Schleswig-Holstein zurückkehrenden österreichischen Offizieren, die im Gegensatz zu den preußischen gar leutselig sind. Das Schwanken, das jetzt so auffällig in meinem ganzen Wesen ist, ließ mich statt durch nach München zu reisen, in Prag bleiben. Ich hatte ein unruhiges Zimmer und mußte noch Nachts 12 Uhr in einen andern Gasthof. Andern Tags sah ich mir den Hradschin und Alles an Ich machte noch eine schöne Ausfahrt in die Umgegend und fuhr die Nacht durch nach München. Ich aß im Stachusgarten, wo ich vor 32 Jahren als Student einkehrte, war eine Stunde bei Pfeufer und fuhr Abends mit dessen Bruder, dem Polizeidirektor, nach Miesbach. Da wieder Wohnungsnoth. Am Morgen hieher, und hier auch Wohnungsnoth.

Holzkirchen, 11. August 1864.

Gestern Abend bin ich bei entsetzlich kaltem Wetter — es wechselt hier in den Bergen so rasch — hieher gefahren.

Auf jedem Schritt begegnet mir anmuthendes, anregendes Leben; das ganze Gebahren der Menschen thut mir wohl, und in Norddeutschland muß ich Alles aus der Erinnerung heraufholen, wie ein Kameel seinen Trunk in der Wüste. Seltsam geht mir's mit dem Alleinsein ohne Ansprache, tagelang. Ich habe eigentlich die tiefste Freude dran, und doch habe ich oft Verlangen nach traulichem Anschluß. Wenn ich nur einmal mit dir reisen könnte! Aber du müßtest ganz frei sein.

Berchtesgaden, Dienstag den 16.

Die erdrückenden Regentage scheinen vorbei, die Sonne ist heute in voller Pracht da, aber so heiß, daß ich diesen Umschlag fürchte, aber ich bin ziemlich wohlauf. Menschen und Natur werden mir heimischer. Rings auf den Bergen liegt Schnee, aber es ist ein wonniges Schauen. Gestern Abend sahen wir noch von der Terrasse des königlichen Jagdschlosses eine Art Alpenglühen. Ich fragte in einem schönen Hause nach Wohnung; es gehört dem Maler Schön aus Worms, der mich sofort erkannte, er will mir hier Alles zeigen. Ich machte einen schönen Spaziergang auf der Straße nach Reichenhall, sprach bei einem Bauern ein und traf dann Kossak aus Berlin, der sich, halb gelähmt, mit Weib und Kind über die Berge schleppt. Ich hörte auch wieder etwas Politik. Ich weiß seit vielen Tagen gar nichts mehr davon, und es schadet weder mir noch der Welt etwas.

Den 17., Mittags.

Der Mondschein war gestern Nacht so schön, die Luft so lind, daß ich vom Wirthshaus aus noch lange im Orte umher und dann auf der Straße weit hinaus ging. Es war mir so wunderbar zu Muthe, daß ich gar nicht heimkehren wollte. Ich kam auch erst sehr spät zu einem unruhigen Schlaf. Schadet nichts. Ich habe schon am Tagebuch in meinem Roman — der heikelste Punkt — gearbeitet und fühle mich froh gespannt.

Den 20. August, Abends 9 Uhr.

Vor einer Stunde bin ich von einer Alm zurückgekehrt. Ich habe mich ganz umgekleidet und ein wenig ausgeruht. Ich muß dir schreiben, lieber Jakob. Die Familie des Professors Brockhaus aus Leipzig ist hier, der Sohn Friedrich, Privatdocent in Jena, den ich von seiner Kindheit her kenne, hat mich begleitet. Er ist ein frischer, von Allem überraschter, reiner und intelligenter junger Mann.

Sonntag früh.

Ich konnte gestern doch nicht weiter schreiben, ich war zu müde.

Die Alm, nach der wir wanderten, heißt Scharitzkehl. Die körperliche Ueberfracht, die ich geladen, macht mir das Aufsteigen beschwerlich und heiß. Aber vorwärts ging's doch. Schon halbwegs überraschte uns ein Regen, wir kehrten bei einem Bauern ein, dem sogenannten Spinner, dem Schwiegervater unseres Führers. Ein volles Leben und freier Einblick ward mir. Ich aß mit den Leuten. Nach Tisch langes Gebet, Knien des Bauern. Als es abgeregnet, ging es weiter durch schönen Wald über berieselte Wege, endlich die Alm vor uns in einer Bergmulde neben Schneebergen — drei schöne Schwestern, lustig und übermüthig in der schönen neuen Alm, ein

Kühbub, der einem idealistischen Maler Modell sein könnte. Wir waren da alle hellauf und ich habe viel erforscht, du wirst es schon noch finden. Ich hatte die Absicht zu übernachten, aber da die Möglichkeit der Heimkehr doch war, machten wir uns um 6 Uhr wieder auf und gingen — die Bergstöcke waren an den schlüpferigen Halden sehr nöthig — wieder thalwärts; die Sennerinnen jodelten uns hell nach. Daß ich übernachten wollte, ließ mich Alles ruhiger sehen, ich habe eine vollgesättigte Anschauung gewonnen.

Ich muß dir auch noch vom Revierförster erzählen. Lache nicht. Daß mich seine Erzählung so glücklich machte, das ist ja unser bester Lohn. Der Mann ist eine wahre Riesengestalt und war überaus glücklich mit mir. Er erzählte, daß ihm vor Jahren ein Freund die Dorfgeschichten mitgegeben, als er viele Tage im Walde auf der sogenannten Holzstuben zubringen mußte. Er las in der Nacht und las sich so hinein, daß ihm sein Licht ausging. Was thut er? Er macht aus einer Schnur einen Docht, steckt ihn in das Schmalz, das er zum Essenbereiten bei sich hat, und liest die ganze Nacht durch. Der Ivo ist sein besonderer Freund.

Montag, den 22.

Es ist heute ein wonnesamer Tag wie noch nie diesen Sommer, und man sieht erst jetzt klar und scharf die Pracht und Größe der Alpennatur. Ich war gestern in der Wimbach-Klamm, die Poesie des Wortes kann doch die Naturmacht nicht wiedergeben. Ich mußte bei der Heimkehr viel an Macphersons Ossian denken, er bezeichnet doch den Wendepunkt vom Klassischen zum Modernen, Nationalen und Landschaftlichen, nicht umsonst hat ihn Goethe in den Werther verwoben.

Den 23. August 64.

Gestern hatten wir einen glühend heißen Tag, heute haben wir beständigen kalten Regen, und jetzt eben, da die Nebel von den Bergen weichen, sind alle Spitzen mit frischem Schnee belegt. Das ist Gebirgsleben, Alles schroff, auch im Witterungswechsel. Draußen in der Ebene sehen wir auch die Wolken ziehen, aber wir wissen nicht, was sie sofort bewirken, hier ist Alles klar und bestimmt.

Ich lebe mein Doppelleben immer so weiter, und Fiction und Wirklichkeit fließen ineinander und verwischen alle Grenzen. Es ist bald so, daß ich kaum mehr erschrecken würde, wenn mir meine Gestalten und ihre Schicksale leibhaftig begegnen würden.

Den 26., Morgens.

Ich weiß nicht, was das ist, ich habe immer die gräßlichsten Träume und ich war gestern doch heiter, am Mittag sogar in mir glücklich, und ich lebe mäßig und still.

Ich will nicht weiter grübeln. Der Tag ist heute so frisch und hell. Ich will arbeiten und dann wandern. Ich gehe, sobald ich die Revisionen habe und noch Weiteres vorbereitet, nochmals auf eine höhere Alm, um dort zu übernachten. Ich weiß nicht, ob ich je noch einmal dazu komme, solche Anschauungen zu gewinnen.

217.

Berchtesgaden, Goethes Geburtstag 1864.

Ich habe heute die erste Druck-Revision der ersten Kapitel meines Romans nach Wien geschickt[1]. . . . Die eigentliche Heldin ist mir fast unwillkürlich hineingesprungen mit dem Magdalenenthum, und ich muß Alles aufbieten, um nicht (was ich nicht wollte) das Volksleben als alleiniges Correctiv für ethische Abnormitäten erscheinen zu lassen. Was man aber da im Einzelnen thut, hilft nicht viel oder eigentlich gar nicht, der Leser behält doch nur die Structur im Auge und exponirt sich die Handlung nicht immer scharf kenntlich.

Montag, den 29.

Das ist heute ein wonniger frischer Alpentag, Alles so klar und erquickend; aber gestern war so kalt und heute wird es unausstehlich heiß. Die volle Poesie der Alpenwelt ist doch eigentlich noch unerlöst. In Schillers Tell ist ein schön Stück davon frei geworden, und vielleicht ist nur ein Nichteingeborner dazu berufen, wer drin steht von Kindheit an, kann das Ganze nicht fassen; Bizius hat das Leben auf der Alm und große Bergnatur nicht fassen können, aber vielleicht ist das Landschaftliche in seiner Ganzheit dem Worte versagt, da ist nur wiederum die wirkliche Farbe berufen.

Ich fühle mich heute so frischauf, ich habe Muth und Lust zu Allem, die Verzerrungen und Trübungen der vergangenen Tage sind zerronnen, wie der Nebel heute früh, in dem Alles wie ein Chaos lag. Ich weiß nichts mehr von schlechtem Wetter, wenn die Sonne scheint.

Ich möchte wissen, ob das ewig so in meinem Leben sein wird, immer angesaugt an den gegenwärtigen Tag und Moment, es ist doch Unfreiheit, und ich möchte so gern frei sein und ständiges Wetter in der Seele haben.

Den 30.

Gestern war ich so voll von der Großheit der Alpenwelt, ich fühlte mich so im höchsten Leben wie lange nicht. Nachmittags ging ich im heißen Sonnenschein mit Major von der Lancken nach dem Königssee. Ich ließ mich allein von zwei Ruderern hinaus in den See rudern, ich war in der

[1] Für das Feuilleton der Neuen Freien Presse.

besten Daseinslust. Aber ich war doch nicht abgekühlt genug, äußerlich und innerlich, heute hatte ich Fieber. Ich raffte mich dennoch auf und fuhr zum erstenmal in meinem Leben in ein Bergwerk ein. Der Eindruck ist groß, seltsam, hat aber durch die Zubereitung für Fremde etwas Spielerisches. Als ich herauskam, traf ich Professor Brockhaus mit seiner Tochter. Er erzählte mir, daß Berthold Sigismund, von dem ich am Morgen so warm gesprochen, gestorben sei. Es traf mich wie ein Schuß ins Herz. Sigismund war eine jener seltenen feinorganisirten Naturen voll ständigen dichterischen und humanen Andachtsgeistes, und ich hatte ihn persönlich auch so lieb. Er ähnelte in Vielem Kausler, und er war Einer von denen, die am treuesten auf Alles von mir eingingen. Nun auch dahin! Ach, was ist das Leben und wie vielmal muß man mit denen, die man zu eigen hatte, sterben. Ich lag eben lange auf dem Sopha und raffte mich auf, um dir zu schreiben, aber das Schreiben wird mir schwer. Die stetige schöne und starke Continuation des Denkens und Empfindens, wie oft und entsetzlich wird der elektrische Strom unterbrochen.

Berchtesgaden, 1. September 1864.

Gestern, lieber Jakob, war ich von Morgens bis Abends 9 im Freien. Ich zwang mich dazu — denn ich hatte Lust zu kränkeln und zu liegen — mit dem jungen Buchhändler Heymann und dessen Familie nach Golling und dem Schwarzbach zu fahren. Es war ein gesegneter Tag, heiß, aber auch voll Belebung.

Es bewegt mich nun heute sehr, daß heute nun der Anfang meines Romans gelesen wird. — Gestern als ich wieder ein Stück in Oesterreich war, machte ich eine Wahrnehmung, die mir von dieser Reise etwas besonders Gutes gibt. Wir, die wir die Metternichzeit erlebt haben, spüren sie noch in allen Gliedern, und der österreichische Grenzpfahl sieht uns wie ein Gefängnißwärter an, und Polizeifurcht rc. beschleicht uns. Das lerne ich nun verwinden und aus der Seele tilgen. Das alte Oesterreich ist nur noch in unserer Vorstellung, aber nicht mehr draußen, objectiv.

Den 2. September.

Dank für deinen kurzen und guten Brief. Ja, lieber Jakob, so mit dir fortleben in Allem, das macht mich aus Allem heraus immer wieder leben und ruhig und frisch auch wieder.

Ich bin heute gar sehr wohlauf. Ich fühle mich zwar oft sehr einsam, möchte aber doch Alles, was dies Buch betrifft, extra muros von Berlin absolviren. Ich werde mir aber meinen Schreiber müssen kommen lassen, das Sitzen und Buchstabenmalen geht mir schwer.

Den 3. September 1864.

Ich schäme mich fast, daß das Wetter so leicht bei mir umschlägt, wie heuer überhaupt und hier im Gebirge besonders. Es regnet heute wieder ausgiebig, und ich habe soeben meiner Frau geschrieben, daß ich heimwärts reise, und nun geschieht's auch.

Wie das gekommen? Ich sehe, daß ich (auch wenn mein Schreiber bei mir) nicht bestimmen kann, ob ich bis Ende dieses oder Mitte künftigen Monats mit Ausarbeitung meines Buches im Detail fertig bin. Drum ist es besser, heim und in Ruhe fertig gemacht.

Ich bin unendlich glücklich mit meiner Arbeit, d. h. nicht sowohl mit derselben als über dieselbe. Ich kann und muß hier den Versuch machen, bei der künstlerischen Schönheit an sich die höchste Sittlichkeit und ethische Freiheit zugleich zu vereinbaren. Das hebt mich, und ich will mir keine Mühe und Arbeit schenken, ich breche die Figuren und die Gruppirung, so lange sie noch in Thon stehen, zusammen und baue sie neu auf. Alles in mir glüht von neuer Schaffenslust und dem Drang, das Rechte zu machen mit ehrlicher Drangebung alles dessen, was ich bin und habe.

Ich reise heute Abend oder morgen früh nach Salzburg, und wird es wieder schön Wetter, bleibe ich noch ein oder zwei Tage, wo nicht, rutsche ich mit einem Zuge heim.





1865.

218.

[Berlin, 16. Februar 1865.]

Du hast mir so wohlgethan mit deinem Briefe, wie nur eben du es kannst und darum auch nur du dir die Wirkung vorzustellen vermagst. Ein Zuruf, daß ich noch in meinem Berufe, thut mir doppelt noth und wohl.

Ich revidire mit großer Freiheit mein Buch. Cotta druckt das Buch in zwei oder drei Bänden. David Strauß, dessen täglicher Umgang mir sehr viel Erquickung gibt, liest mein Buch auch, aber er hat mir nur wenig zu sagen, und besonders freut mich, daß ihm die philosophischen Partien gefallen. — Du kannst ruhig sein, deine noch so sehr scharfen Bemerkungen treffen auf vorbereitete Stimmung.

Samstag, den 25. d. muß ich in der Singakademie meinen versprochenen Vortrag über Vicar of Wakefield halten. Ich muß mich jetzt aus der vorliegenden Arbeit herausreißen.

219.

Berlin, 26. Februar 1865.

Unter großer Anstrengung habe ich meinen Vortrag über Vicar of Wakefield zu Stande gebracht und gestern Abend zur Befriedigung meiner Freunde gehalten. Ich habe die Freude, daß ein hiesiger Verleger einer Prachtausgabe des Vicar meinen Vortrag als Einleitung dazu geben will.

So fühlte ich mich nun heute früh etwas entlastet und hatte so weit als möglich ein gewisses behagliches Sonntagsgefühl. Da kommen viele Briefe, ich öffne den ersten, er ist von Staatsrath Adelson, er zeigt mir die schwere Krankheit meines Freundes W. Wolfsohn an.

220.

Berlin, 19. März 1865.

Deine Bemerkungen zu Buch 1 sind so voll und streng und getreu, wie du es selbst bist. Ich bitte dich nun, [sei] fortan mehr andeutend kurz, scharf, zankend, scheltend, spottend — wie du willst. Ich verstehe dich und sei versichert, daß nicht eine Spur von Empfindlichkeit darum in mir ist. Wo man so daheim ist, läßt man sich gerne in jeder Form rektifiziren.

221.

Berlin, 6. April 1865.

Deine Schwiegermutter also todt. . . . Es kann sich Niemand wünschen, den Becher des Lebens besser zu leeren. Wunderbar ist mir's, daß ein späteres Geschlecht sich von solchen aus der Judengasse mit einer gewissen Idealität herausgelösten und dabei immer so glücklich dankbaren Naturen sich kaum mehr wird eine Vorstellung machen können. Das ist das Härteste, was das Leben bringt, daß gewisse Tonarten daraus bis zum Unverstehen schwinden. Wird es uns auch so gehen, daß unsere Nachkommen nicht mehr ein volles Bild dessen haben können, wie wir erwuchsen und waren? Sei es! Der Spruch bleibt: „Möge ich sterben den Tod der Gerechten."

222.

Berlin, Sonntag, 9. April 1865.

Ich danke dir, lieber Jakob, für deine schnelle Sendung. — Ueber den Spinozismus haben wir noch ein besonderes Hühnchen zu rupfen.

Es ist heute Sonnenschein draußen und dämmert auch bereits heller werdend in mir. Das ist das Beste, was ich dir sagen kann.

223.

Potsdam, Sonntag Morgen, den 22. April 1865.

So schreibe ich dir wieder von hier, lieber Jakob. Ich war eine Frühstunde draußen in der frühlingsknospenden Welt.

Ich will diese und vielleicht noch die nächste Woche Buch 7 und 8 hier fertig machen. In Berlin werde ich nicht fertig. Ich bin daher gestern hieher. Ich wohne bei meinem Freunde Schulze-Delitzsch und heute Mittag beziehe ich eine Miethwohnung.

224.

Potsdam, 4. Mai 1865, Mittags 12 Uhr.

In der Stunde, da ich den Roman zum zweitenmal, und ich darf sagen mit schonungslosem Kraftaufwand durchgearbeitet habe, sollst du auch ein Wort von mir haben, lieber Jakob. Du warst ja immer bei mir in

diesen Tagen. Deine Bemerkungen, die ich natürlich nicht alle und nicht immer in der gegebenen Richtung acceptiren konnte, haben mich ungemein gefördert und mich oft neu produktiv gemacht, namentlich an jenen Stellen, wo Bequemlichkeit und momentane oder stationäre Unfähigkeit zu allgemeinen Ausdrücken, zum Zuschmieren mit Mörtel verleitet. Wenn man dann da dran klopft, klingt's hohl, und es geht da oft, wie bei vielen Bauten, die der verstorbene König hier machte: sie sind aus Surrogaten, aus Cement u. dgl. hergerichtet und das verwittert. Ja, es ist schwer und kostspielig immer mit ganzen Quadern zu bauen.

Ich habe bei diesem Buche sehr viel gelernt, künstlerisch, in Erkenntniß dessen, was ich kann und was ich nicht kann, und ich muß dir ehrlich sagen, ich sehe [daß] das Letztere das Erstere weit überragt. Aber was ist da zu machen? Ein Schelm gibt mehr als er hat, und wenn ich sehe, was die Anderen machen und dabei so glücklich in ihrer Selbstgefälligkeit, wenn ich sehe, wie [Mancher] eine taube Nuß mit Goldschaum [bietet] und Publikum, das große Kind, sich daran erlustirt, dann bin ich doch wieder stolz. Ich darf sagen, daß ich mich an das Problem wage, auf die Gefahr hin zu scheitern. Und ich habe mit diesem Buche innere Erschütterungen durchgemacht, die mein ganzes Wesen aufrüttelten. Ich weiß nicht, ob ich das je wieder kann, gewiß aber lange Zeit nicht.

Ich muß dir aber auch noch sagen, daß ich philosophisch gelernt habe an diesem Buche. Der Versuch, den Spinozismus persönlich concret und im bewegten Leben friedeschließend zu machen, ist mir nicht gelungen, wie ich gehofft hatte. Vielleicht liegt es in meinem Naturell und einer gewissen Unfähigkeit, aber ich glaube jetzt auch auf den Punkt gekommen zu sein, wo das System doch vielleicht nicht niet- und nagelfest ist. Ich will dir das einmal näher erklären. Heute bin ich doch zu abgearbeitet dazu. Ich will dir nur noch sagen, daß ich morgen wieder nach Berlin ziehe. Spielhagen ist hier bei mir, und wir haben gute Zeit mit einander in der anmuthenden, jetzt in Blüthe prangenden Gegend. Spielhagen ist eine sehr bedeutende Natur.

225.

Berlin, 16. Mai 1865.

Ich möchte gerne der erste Mensch sein, der dich in deinem neuen Heim begrüßt, und da ich's nicht leibhaftig sein kann, so will ich doch im Worte zu dir kommen und dir und den Deinen Glück, Gesundheit und Friede wünschen. Was ihr habt, ist ja auch mein.

Ich wollte schon nächste Woche nach Karlsbad, vielleicht wird meine Schwermuth auch durch physische Erleichterung beseitigt, aber ich habe mich doch noch entschlossen, den Kalender fortzusetzen. Ich muß das in jeder

Weise. Ich bin verpflichtet, der Schriftstellerei für das Volk treu zu bleiben, und daneben habe ich mir mit dem Kalender nun auch ein Jährliches gegründet für Arbeit und Hausstand.

226.

Berlin, 22. Mai 1865.

Ich mache eine scharfe Kur mit mir. Ich arbeite sofort etwas Neues oder eigentlich etwas Altes für den Kalender, es ist das die Geschichte der Benigna, die ich dir (ich weiß noch die Stelle) in Soden vor acht oder zehn Jahren einmal im Umriß erzählt habe. Ich weiß, ich habe viel in meinen Notizbüchern darüber stehen, aber ich suche und suche und finde nirgends etwas und nun habe ich mich entschlossen, ganz aus dem Kopf Alles zu machen, und ich glaube, es wird besser so. Es flickt sich dann keine fertige Situation und Stimmung ein, Alles kommt in Fluß und Guß, und ich habe gefunden, daß Geschichten, die ich lange mit mir herumgetragen, mir zuletzt wie historische Thatsachen, wie Traditionen und Mythen werden und sich dann um so besser gestalten. Heute früh (es war eine gute Montagfrühe, die mir oft ergiebig ist) bin ich mit der Sache ins Reine gekommen, und nun will ich fleißig sein und mich durch nichts stören lassen.

Berlin, 7. Juni 1865.

Heute bin ich vergnügt. Ich bin schon um halb 4 Uhr aufgestanden. Es ließ mich nicht schlafen. Ich habe eine heitere Geschichte für den Kalender. Ich habe mich mit dem traurigen Thema der Benigna sehr abgeplagt, es schnitt mir in die Seele, und dazu mußte ich die Motive abbiegen, um die Geschichte kalendermäßig und so zu gestalten, daß sie in der Familie, vor Kindern, offen daliegen kann. Ein Kalender darf doch kein verschließensbedürftiges Buch sein, wenn es überhaupt solche geben soll. Jetzt bin ich frei. Ich habe das richtige Thema und ich meine auch den rechten Ton. Erinnerst du dich, wie wir vor drei Jahren im Vorfrühling einen Tag miteinander in Bingen waren? Damals sprachen wir davon, daß es eine Profanirung der Seele durch Streben nach Gunst und Besitz gibt. Jetzt habe ich aus diesem Thema eine Geschichte gemacht, die mir viel Freude macht. Ich las sie gestern Abend Spielhagen vor, der sehr damit zufrieden. Als ich allein war, gestaltete ich noch um bis nach 12 Uhr, und im Schlafe noch ließ mich's nicht frei, und so stand ich auf, als es kaum getagt hatte, ging in dem Garten umher, wo die Rosen blühen, und jetzt bei einer Pause schreibe ich dir das.

227.

Karlsbad, 23. Juni 1865, Morgens 10 Uhr.

Wo ich mich auf einen Zweig setze, rufe ich dir zu, lieber Jakob, und so ist es wieder mein Erstes, nachdem ich heute zum erstenmal getrunken,

drei Stunden gelaufen bin, viel Menschen gesprochen habe und mit Gusto gefrühstückt, jetzt nach dem ersten Ausruhen. Ich habe die Vorempfindung, daß ich hier neues Gedeihen finde. Ich werde heute Mittag mit Gervinus spazieren gehen, er hat das besondere Gute, das ich von Alters her kenne, daß er auch gern still wandert, und ich habe jetzt das Bedürfniß viel zu schweigen, auch meine Zunge ist müde. Auerswald, der allzeit freundliche, geht schon heute nach Gastein.

In Dresden hatte ich einen unergründlichen Schmerz. Ich besuchte meinen Freund Wilhelm Wolfsohn und traf ihn auf dem Krankenlager, das sein Sterbelager wird. Er ist abgezehrt, ein altes Männchen; er leidet unrettbar an einem Leberkrebs, er weinte sehr, ich suchte ihn aufzurichten, er vergaß sich wieder und sprach von einer Broschüre, die er über mein Buch schreiben will. Ach, lieber Jakob, so wird ringsum das Sterben immer zahlreicher und reißt Stück für Stück vom Leben ab. Als ich auf der Terrasse saß, konnte ich es nicht fassen, daß ich hier in die sonnige weite Landschaft schaue, und dort vergeht die feine edle, durch und durch noble Natur. Man muß sich gewaltsam leichten Sinn geben, sonst wäre das Leben nicht auszuhalten.

Genug für heute. Ich spüre, daß mir das Schreiben den Kopf einnimmt, und werde dir also wenig von hier schreiben.

228.

[Karlsbad, Juni 1865.]

Diese leichte, flügge, ins reine freie Lebensgefühl gehobene Morgenstunde möchte ich dir schicken. Ich sitze nach stundenlangem Wandern, gut gefrühstückt, cigarrenrauchend in meinem schönen Zimmer mit dem erquicklichen Ausblick. Vor meinem Fenster singt unaufhörlich eine Grasmücke und ein Blattmönch im Gebüsch, und ich träume in die offene Welt hinein und weiß nichts von aller Beschwerniß des Daseins. Ich lebe. Der Brunnen scheint hier die Kraft des Lethe zu haben.

Es ist mir ein Bedürfniß und wie eine Vergeltung, daß ich dir, nachdem ich dir so oft und so viel Schmerzvolles geschrieben, dir nun auch von dieser linden Wohligkeit sage. Jetzt eben, da ich das Blatt wende, klingt das hier noch heimische Posthorn vom Thale herauf, und ich kann mir gar nicht klar machen, wo und wer ich bin.

Aus dem Menschengewühl bin ich heute in den einsamen Wald gegangen. Ich freue mich, daß ich die deutsche Vogel- und Baumwelt so gut kenne, und das Gras auf den Waldwiesen, das jetzt gemäht wird, duftet so mächtig.

Wenn man von Berlin kommt, ist alle Schönheit der Natur wieder wie eine neue Entdeckung, und ich sehe immer wieder, wie die Naturromantik

von dort ausgehen mußte; der Glanz und Glast auf Wiese und Zweig stellt sich wie eine neue Offenbarung dar.

Karlsbad, 26. Juni 1865.

Es thut mir leid, daß ich da oben kein Datum geschrieben habe, man verliert hier alle Tagesrechnung, es wird wirklich in den Tag hinein gelebt, nichts hat Individualität, die Zeit nicht, die Menschen nicht. So im Bade lebt Jeder ohne Hintergrund seiner besondern Daseinssphäre, man ist gemeinschaftlich krank, trinkt aus derselben Quelle, und der Begriff Bad gibt eine gewisse soziale Entkleidung. Ich werde viel vorgestellt und muß mir gewaltsam Ruhe geben.

Tief erweckend ist mein Leben mit Gervinus, er besucht mich morgens und ich ihn. Wir essen allein zusammen und gehen dann in Gesellschaft spazieren. Wir haben uns seit 48 nicht recht gesehen und gesprochen und haben viel nachzuholen. Durch David Strauß haben wir Manches von einander gehört, und Str. ist vielfach Mittelpunkt unseres Gesprächs. G. ist nicht zufrieden mit seiner Polemik gegen Schenkel, denn es ist von Bedeutung, daß Schenkel das Seminar hält, und in der Wirklichkeit läßt sich mit dem Radikalismus noch nichts machen. G. ist religiös freier als ich wußte, er ist sehr eingenommen für die neue und doch gestaltende Richtung von Parker in Amerika, wo auf Naturwissenschaft und Ethik gestellt, sich ein Gemeindeleben aufbaut, ohne Taufe und ohne alle Aeußerlichkeit. Ich kenne von Parker nur wenig, will mir das aber nun näher bringen. Du mußt das auch. G. sprach mir auch von dem neuen Freytag'schen Roman, den er gelesen. Er sagt, das Buch sei ohne alle ästhetische Proportionen, er faßte mich an den Rockbatten und sagte: allerlei Themas sind bald da, bald dort am Zipfel angefaßt, aber nichts ist durchgeführt; er habe das Buch zehnmal aus der Hand werfen wollen, die patriotische und sittliche Haltung Freytags sei anerkennenswerth, aber das eigentlich kunstvoll Ebenmäßige fehle.

Den 27.

Heute war ich auf weitem Waldgang mit Gervinus. Er liest jetzt mein Buch und ist sehr befriedigt von der natürlichen Continuation, wie er es nennt. Er reist leider schon morgen ab und will mir darüber schreiben. Weit hinaus ging unser Denken, da er mir sagte, daß er jetzt daran sei, die auch politisch stimmunggebende Kraft Lord Byrons in den 20er Jahren darzustellen. Wir stimmen in unseren Ansichten über die Zerrissenheit. Von größter Schärfe ist er gegen Heine (der noch tiefer stehe als Gentz) und seinen Einfluß auf die Frauen besonders, noch heute.

Du weißt, daß auch ich zum erstenmal an der einheitlich politischen Zukunft Deutschlands zweifle. Ich fragte G., was er denke, und er sagte,

ich greife ihm tief ins Herz; es will ihm fast auch bedünken, er wehrt sich aber auch dagegen, daß die Deutschen kein festes politisches Volk seien. Er sieht eine große europäische Revolution, in der Alles in Frage gestellt ist, und jenseits dieser nur die Föderativ-Republik.

Am Abend im einsamen Gange kamen wir auch auf G. ausschließliche Liebe zur Händel'schen Musik. Er sagte mir da viel, und sein Wunsch ist, daß ihm noch Kraft bliebe, nach der Geschichte des 19. Jahrhunderts eine Aesthetik der Musik zu schreiben, die so einfach als allgemein eingänglich sein solle; er hat sie bereits ganz im Kopf und viel darüber aufgezeichnet. Von seiner Frau spricht er mit schöner Wärme. Er sagt, daß wenn sie nichts geleistet, sie doch ein Großes mitbewirkt: die Händelgesellschaft und die Herausgabe der Werke Händels.

Heinrich Laube ist angekommen und wohnt bei mir im Hause.

Den 28.

Gervinus ist heute abgereist nach Leipzig. Er klagt auch, daß es keine rechte Kritik in Deutschland mehr gebe und eine Partei ihn todtschweigen wolle. Wie arg sind erst wir Poeten dran. Wir werden von Menschen besprochen, an deren Urtheil uns nichts liegt und von denen wir nichts lernen; die Einzigen aber wie Gervinus und Vischer, die Recht und Pflicht zum Urtheil haben, sind professorisch zugeknöpft gegen die Zeitgenossen.

Der Umgang mit Gervinus ist mir eine große Freude. Ich bin doch glücklich, so die Besten meiner Zeit persönlich mir nahe zu wissen. Ich habe heute einen herzlichen Brief von David Strauß bekommen. Er will nach Ischl, und ich habe ihm schon früher versprochen mit ihm zusammenzukommen. — Ich habe Gervinus den „Nasenring" vorgelesen, er ist sehr befriedigt davon.

Den 29.

Gestern habe ich deinen Brief bekommen, lieber Jakob, und er macht mich ganz glücklich. Wenn meine Kur gut anschlägt, bist du mit schuld. Daß du einmal zufrieden mit mir bist, ist das Beste; es ist noch immer wie in Karlsruhe, du gibst mir die Sicherheit. Ich meine, ich kann nun ruhiger den öffentlichen Stimmen entgegenhören.

Ich habe auch einen sehr liebenswürdigen Brief von der Großherzogin Sophie von Baden über das Buch.

Ich schreibe dir nur mühselig. In der Stunde des Morgens nach dem Frühstück will Alles sich nur träumen lassen, nichts ist fest, arabeskenartig verschlingt sich Alles. Es liegt keine Arbeit mehr in der Seele.

Am Morgen am Brunnen wandle ich am liebsten mit Fräulein von Preen, auch oft mit Laube und mit dem hannöver'schen Gesandten Stockhausen, dessen Frau (geb. Gräfin Baudissin) eine alte Bekannte.

Den 30. Juni, Abends.

Das war heute ein seltsamer Tag, schwül, dann Gewitter und kalt, Alles fröstelte. Die resolute Jägernatur Laubes riß mich aus dem Hinschlankeln heraus, wir wanderten im Regen über die Berge und durch den Wald, wo es so harzfrisch war und die Schwarzamsel sang. Im Walde und wenn auf die Jagd die Rede kommt und auf energische Menschenbehandlung, tritt die ganze resolute, preußisch gedrillte und österreichisch frei gewordene Natur Laubes anmuthigend heraus, er ist eine praktische Kraft, findig, wie man das hier zu Lande so gut bezeichnet. Ich bin jetzt ganz frisch, während Alles fröstelt.

229.

Karlsbad, 18. Juli 1865.

Ich bitte dich, lieber Jakob, mir schnell und kurz mit zwei Worten umgehend zu sagen, ob du in Liebenstein bist, wo und wie ich dich treffe. Ich will Freitags von hier abreisen. Also antworte sofort.

230.

Freiburg, im Erker des Zähringer Hofes bei kühl hellem erquickendem Wetter, 7. August 1865.

Ja, lieber Jakob, jetzt wieder schreiben, nach so langem Durchsprechen von Allem von Morgen bis in die Nacht — das will sich schwer machen, und doch möchte ich dir etwas von dem thaufrischen Lebensathem zutragen, der mich von unseren Schwarzwaldbergen her umströmt. Hier in Freiburg ist mir's immer so unsäglich wohl und ich fasse es nicht, warum ich nicht mein ganzes Dasein hier einwurzelte; Alles heimelt mich an, die Menschen und die Berge und die Häuser, Alles hat mir ein Freundesgesicht und dazu das Gefühl, auch in dem einzigen staatlich so glücklichen Lande zu sein. Wir fuhren gestern vergnüglich hieher. Wir wohnen hier prächtig. Jeder bewohnt in unserer Zeit sommerlich, wenn auch nur tagweise, ein Schloß mit allem Comfort.

[Heute] Mittag mache ich mit Rothschilds eine Ausfahrt, dann gehts nach Emmendingen. Ich habe das Gefühl, daß sich endlich die psychische und physische Aufregung in mir setzt und Neues sich gestalten wird.

231.

Rigi-Kaltbad, 10. August 1865, bei herrlichstem Sonnenschein.

Salo, der gute Kamerad, wird dir, lieber Jakob, von unserer durchsonnten Fahrt erzählen, und so brauche ich dir nur wenig zu schreiben. Das aber kann er dir doch nicht ganz berichten, welch ein wurzelbewegtes Leben das mit den Rothschilds war.

Die Umhegtheit, in der diese Menschen erwuchsen, fast wie an einem Hofe, aber doch ohne höfische Verderbniß, gibt ihrem Denken und Schauen eine eigenthümliche Reinheit, ja eigentlich Reinigkeit und Freiheit, und dazu ein dankbares Hören, das immer ein Stück Kindlichkeit ist, auch in jenem großgeschichtlichen Sinne, daß in der Kindheit die Menschheit der Offenbarung lauschte. Dazu hat Adele eine Weihe des Schmerzes empfangen, die das feinste Verständniß aufschließt. Ich darf sagen, ich war diesen an sich schönen und in die Schönheit gehobenen Menschen etwas. Es gibt viel zu denken, daß die moderne Bildung dem äußerlichen Reichthum sich leichter darbietet. Erst wenn die Bildung wieder Religion geworden, gießt sie sich über die Armen im Geiste, aber auch über die Armen im Golde aus. Diese Gedanken sind nur embryonisch und halb, aber ich weiß, da liegt ein Punkt, wo auf ein Erzlager zu muthen ist. Ich werde die Sache schon noch klarer ergründen, vielleicht ist die ganze Annahme unwahr. Der sorglose Burgfriede des Reichthums und der Macht übt einen eigenen gefangennehmenden Zauber.

Ich muß abbrechen und dir weiter erzählen. Ich kam frohgemuth hier an und eine brüderliche Liebe begrüßte mich in B. H. Goldschmidt, der für Alles vorgesorgt hatte. Er ist ein zwar mit Unruhe, aber im innersten Grunde ehrlich an sich und an der Wahrheit arbeitender Mensch. Ist es nicht seltsam, daß ich jetzt so oft in die Sphäre der Fürstlichkeiten und der Finanzmächte komme und da das Menschenthum auszuholen habe? Mir ist, daß das vielleicht ein Fingerzeig ist, daß ich nunmehr auch in meinen Arbeiten auf die Geldmacht und ihre Träger überzugehen habe. Ich nehme in rein menschlicher Sympathie Antheil, aber alsbald übersetzt sich mir Alles ins dichterische Fabuliren und bildet Ansatzpunkte.

Seit ich hier bin im herrlichsten Wetter mit dem Ausblick auf die freie Alpenkette und dem Einblick in das vielgestaltige Leben, in diesem comfortablen Alpenhause hier drängt sich der Plan der Sommerfrische oder der Idealcolonie, von dem ich dir ja schon gesagt, wieder auf die Staffelei und ich sehe immer mehr zu einem festen Bilde anschießen.

Gestern war ich auf Rigi-Kulm, tief ergriffen von dem unfaßlichen Bilde des Sonnenuntergangs in dieser kolossalen Welt – es ist ein Schauer, der das innerste Mark angreift – da traf ich den Bankdirektor Leo aus Berlin, und er sagt mir, daß Marie Oppenheim, die mir das schöne Feuerzeug mit dem frischen Brief geschickt und die Gervinus nie anders als Shakespeares Beatrice nannte, plötzlich in Karlsbad gestorben ist. Kannst dir mein Entsetzen kaum denken.

Aber man muß über Alles hinaus, und so will ich dir nur noch sagen: Schick mir Alles, was für mich angekommen, sofort hierher. Ich

bleibe jedenfalls bis Montag hier. Schreib mir auch von August, und er selbst wird dir wohl auch einen Brief für mich geben.

Eben kommt Szarvady aus Paris auf mein Zimmer, um mich auf der Höhe zu begrüßen. Wir kennen einander nur durch Freunde und sind heimisch. Ach, lieber Jakob! Ich habe, ich kann dir nicht genug davon berichten, viel Glück auf der Welt, wo ich hinkomme, komme ich an einen gedeckten Tisch voll Wohlwollen und allem Guten. Das kann über Vieles hinausheben.

232.

[Rigi, August 1865].

Wir stecken hier oben in einer kalten Regenwolke, sehen nicht zehn Schritte weit, Alles fröstelt und in der Rinnse neben dem Hause, die sonst trocken, rauscht laut und wild ein Sturzbach. Ich saß nach dem Frühstück mit Lazarus im Rauchzimmer, ich holte mir eine Zeitung und da lese ich in der Kölnischen Zeitung unter Vermischtes: Wilhelm Wolfsohn ist am 13. gestorben. Wo war ich am Sonntag, als der Freund verhauchte? Ich weiß es nicht mehr, hier sehen sich alle Tage gleich. Und nun diese Vermischtes-Notiz für ein ganzes volles schönangelegtes Leben. Ich habe mit Lazarus dem abgeschiedenen Freunde tief nachgedacht. Wir wußten ja, daß er bald sterben mußte, und doch ist die Thatsache von neuem Entsetzen begleitet, man soll also nie mehr das liebe Antlitz sehen. Unser Freund war eine so weiche und feine Natur, daß ihm die eigentlich strenge Arbeit schwerer wurde; er lebte sich in jeder Lebensbegegnung voll aus, er hielt Jeden für werth, seinen ganzen Lebensinhalt ihm conversationell darzubieten, und Alles an ihm war voll unbefleckbaren Seelenadels. Jetzt, da wir wissen, wie krank er stets war, bereuen wir, ihn oft zu straffer Energie gescholten zu haben.

Die drei Zeilen der Zeitungsnotiz wollen mir noch immer nicht aus dem Kopf. Das also das Ende!

Mein Dresdner Kreis, was ist daraus geworden! Rietschel, Hammer, Ludwig, Wolfsohn todt. Es ist nur gut, daß das Leben wieder aus der Vergrübelung herausholt. Ich bin noch immer hier, weil ich eigentlich nicht weiß, was ich soll und wohin ich soll. Durch den stündlichen Umgang mit Lazarus habe ich eine Heimatlichkeit und Angeschlossenheit in allem Denken und Sein, die mich tief durchwärmt.

Ich war gestern mit den abziehenden Szarvadys und Leo Goldschmidt in Luzern. Es war ein voller Sonnentag bis gegen Abend.

[Rigi, August 1865].

Die Welt ist so groß und die Buchstaben sind so klein, darum komme ich hier so schwer zum Schreiben. Dieser Hochblick in die vielverzackte Alpenwelt läßt sich in kein tönendes und haftendes Wort aus dem Menschenmund und von der Menschenhand einfassen, es bleibt ein ewig Unausgesprochenes, an dem alle Zeiten und Charaktere in einfachen Ausrufen oder gezierten Wendungen stottern. Was ist eine Brust voll Athem in dem weitfließenden Aether! Ich bin oft noch wie berauscht und in die Unendlichkeit gehoben. Ich weiß nur, was ich jetzt lebe, ist Leben, stilles, nährendes, ungenanntes und unnennbares.

233.

Karlsruhe, 16. September 1865.

Du mußt mir also nichts zu sagen und zu schicken haben, lieber Jakob, da ich in Emmendingen nichts von dir erfuhr. Kann mir auch denken, daß deine neue Lebensstellung dich ganz hinnimmt, und ermahne dich deshalb gleich wiederholt (ich hab mir selbst das ja noch mehr zu sagen) für dich und für Andere das Leben leichter zu nehmen. Ich muß dir zunächst referiren.

Ich fuhr heiter von Ragatz ab. Die Großfürstin versteht, was jene Belebung ist, die von einem Menschen ausgeht, der aus einem selbständigen Hintergrunde des Denkens heraustritt. Wir schieden mit erneuter Innigkeit. Ich werde die Großfürstin anfangs October in Wiesbaden besuchen. Nun nahm ich noch Abschied bei Fräulein von Rahden, mit der ich immer neu ein Gefühl heimatlichen Verständnisses habe. Sie ist eine sehr ernst arbeitende Natur.

Mit einem Gefühl innerster Seelensättigung reiste ich ab.

Unterwegs unterhielt ich mich mit einem Priester-Professor aus Dillingen, der nach Einsiedeln wallfahrtet. Er sprach auch von Strauß und Renan und behauptete, daß Alles in der Bibel historisch sei und nicht logisch oder naturwissenschaftlich sich prüfen lasse; er war dabei überaus heiter. Beim Wagenwechsel kam ich zu Professor Häser aus Breslau bis nach Waldkirch.

Der erste Mensch, der mir [hier] begegnete, war der Bürgermeister Malsch, ein alter Freund. Dann besuchte ich die Oberschulräthe Deimling und Knies, prächtige frische Männer; Gruber hatte ich schon in Waldkirch gesprochen. Als ich zu Roßmann kam, war seine Freude groß, er ist noch ganz der Alte und hat ein volles, von schöner Bildung erfülltes Haus.

Ich besuchte Mathy und fand ihn etwas ermüdet, das hohe Amt ist ihm, wie es scheint, jenseits der aggressiven Muthfrische geworden. Bei Ed. Devrient hatte ich einen erquicklichen Abend.

Sonntag, den 17.

Gestern hatte ich einen schönen Mittag bei Lessing. Es sind wunderbar viel bedeutende Menschen hier am Ort. L. ist eine durchaus schlichte Jägersnatur. Ich werde heute bei ihm essen und dann mit ihm ins Lager bei Forchheim fahren. Abends wollen wir die neue Oper von F. Hiller hören.

Ich lebe so viel, daß ich gar nicht mehr weiß, wie ich weiter schreiben werde und was. Ich las auch gestern die Recension in der Kölnischen Zeitung, die mit dem Tone gönnerischen Wohlwollens mein Buch arg zerzaust. So viel sehe ich, der Roman findet viel Anfechtung und wenn ich bedenke, wie der von Freytag so unangefochten [blieb], ja andrerseits verhimmelt wurde, so sehe ich, daß mein Gang viel schwerer ist. Es ist aber vielleicht gut, daß ich nach so viel persönlichem Lobpreis nun hart angefaßt werde.

Karlsruhe, 19. September 1865.

Immer wieder sehe ich's, ich habe nirgends so viele bedeutende Menschen von persönlichem Verhältniß als hier, und ich führe ein Doppelleben hier mit den Erinnerungen an die Lebensnoth, die mir wie ein Märchen sind.

Lessing macht eine Zeichnung von mir, und ich lebe mich dabei mit ihm und seiner Frau freundschaftlich ein.

Mit meinem Major Müller lebte ich schöne Stunden. Die ganzen Naturen haben bei aller Subordination doch ein mächtiges Gefühl der Kleinlichkeit des zerstückelten Nationallebens. Mit Minister Lamey bin ich auch in gutem Verkehr.

Ich erhalte soeben einen Brief vom Hofmarschall, ich soll nach Baden zum Großherzog kommen.

Baden, 21. Sept.

So oft ich hierherkomme, habe ich die Empfindung, hier möchte und hier werde ich auch noch mein Leben zur Ruhe bringen. Hier ist (wenn das Spiel zum Teufel ist) Alles, Cultur und Natur und ein freies Staatsleben wie ein blauer Himmel darüber und ein Kreuzweg in die große weite Welt. Der Glockenton hier macht mich immer ganz frisch.

Baden, 22. September 1865.

Ja, lieber Jakob, das war gestern ein Tag, wie er bewegter und inhaltvoller kaum gedacht werden kann.

Ich ging aus und besuchte Gervinus und dessen Frau, sie wohnen hier im Zähringer Hof. Ich störte sie aus dem Mittagsschlafe. G. war schnell munter, wir sprachen von dem plötzlichen Tod der so hochbegabten Marie Oppenheim. Frau G. kam bald mit schlafrothen Wangen und bald

ging das Gespräch auf mein Buch über; sie konnte mir nicht genug dafür danken. Ich hatte noch eine Verabredung mit Turgenieff, dem meisterhaften russischen Dichter. Wir trafen uns am Kurhaus, er begleitete mich auf mein Zimmer, wo ich mich zum Besuch des Großherzogs anziehen mußte. Ich fuhr aufs Schloß, verweilte in gutem Gespräche mit dem Oberhofmarschall im Ahnensaal. Ich ward zum Großherzog gerufen und sprach fast zwei Stunden [mit] ihm, zuerst von seiner Mutter, dann von dem Buche. Er hat es noch nicht gelesen, aber sich Alles von der Großherzogin erzählen lassen. . . . Er sprach sehr verständig und klar und kam auch darauf, daß man den Muth haben müsse, Unwissenheit zu bekennen, um zu lernen und wie der, der etwas recht gelernt hat, auch ein Anderes gut und am rechten Fleck anzufassen weiß. Alles, was er sagte, war verständig und fest und vor Allem phrasenlos und ganz sachlich.

Ich werde soeben im Schreiben unterbrochen, denn ich werde auf 12 Uhr zum Großherzog berufen. Also heut Mittag oder morgen das Weitere.

Den 23.

Ich kann dir erst heute schreiben und wer weiß wie lange, mir ist als liege das Blatt Papier auf einer Lokomotive, und mir braust auch so viel durch den Kopf, daß es sich gar nicht firiren läßt. Zuerst also von vorgestern.

Erfrischt ging ich vom Schloß herab zu Gervinus, den ich zur Musik bestellt hatte, auch um ihm Brewern vorzustellen, der ihm in Bezug auf neuere russische Geschichte Manches mittheilen kann und ein vollendet gebildeter Mann ist. Ich mußte die neu Bekannten bald verlassen, ich war zur Königin von Holland beschieden, die auch im Englischen Hofe wohnt. Sie empfing mich mit alter landsmannschaftlicher Zutraulichkeit. Wir sprachen viel über ihren Vater, über das neue Königspaar in Württemberg.

Als ich auf mein Zimmer kam, traf ich eine Karte von Roggenbach mit der Nachricht, daß er noch spät zu mir kommen werde. Er kam erst nach 11 Uhr, sehr aufgeregt, aber jugendlich frisch aussehend. Er kam bald auf den Artikel im Kalender über den Schulstreit. Er sagte, daß er den Verfasser kenne, ich erklärte, daß ich ihn nicht nenne und den Aufsatz in der Hoffnung aufnahm, daß durch die Presse eine Pression auf correcte Durchführung von Trennung der Schule und Kirche geübt werde. Er setzte mir sehr aufgeregt auseinander, daß Schulzwang und diese Organisation der Schule sich nicht vertrage. Den Organisationen gegenüber, wie er sie darstellte, fühlte ich mich schwach in der Diskussion und blieb nur

dabei, welch eine Calamität es wäre, wenn wir jetzt in der positiven Gestaltung der großen Prinzipien Bankerott machten. Zuletzt fragte ich ihn, ob es wahr sei, daß er zurücktreten wolle, er bejahte es und daß er morgen zu einem entscheidenden Ministerrath nach Karlsruhe gehe.

Ich war natürlich ganz ermattet von dem vielen Sprechen den ganzen Tag und dem wechselvollen Umhertreiben. Ich versprach R., ihn noch Samstags hier zu treffen. Ich schlief schwer und spät ein. Die Macht der Kirche ist so unsplitterbar, und wir sind ihr gegenüber — und müssen es sein — zu human und gerecht, um nun einfach und gradaus die in Handen gehaltene Staatsmacht anzuwenden, und bis jetzt hat nur ein einziges Element unmittelbare Einwirkung auf die Volksgesinnung und deren Leitung, und das ist eben die Kirche, die den entferntesten Dorfpfarrer discipliniert hat.

Ich wurde also auf gestern Mittag 12 Uhr zum Großherzog berufen. Er empfing mich, sehr herzlich die Hand darbietend, und sagte: wir wollen uns hier ans Fenster setzen. In seiner ganzen Art ist etwas Kernhaftes, Natürliches; seine gedrungene, durchgearbeitete Gestalt ist voll Kraft und Anmuth zugleich und sein Ton ist klar und anheimelnd. Dabei ist er fern von der Geistreichifirung, er strebt der einfachen schmucklosen Vernunft zu, und das ist natürlich das Beste. Ich gab ihm den Brief seiner Mutter zu lesen, den sie mir noch am 24. Juni geschrieben. Wir sprachen viel von ihr, und diese Beziehung gab uns natürlich gute Anhaltspunkte. Er erinnerte sich auch, daß seine Mutter ihn als Knaben mir vorgestellt. Wir kamen dann auf die Schulfrage und den Rücktritt Roggenbachs zu sprechen. Der Großherzog sucht eine Versöhnung der Geistlichen, aber entschieden ohne das Prinzip zu schädigen.

Es wurde 3 Uhr. Ich hatte so viel gesprochen und war so müde, daß ich um Entschuldigung bat, wenn ich selbst abbreche, zumal ich den Großherzog bei Tafel der Königin von Preußen sehe, wohin ich auf 6 Uhr geladen war. Er reichte mir herzlich die Hand.

Den 24.

Gestern als ich um 12 Uhr in den Gasthof zurückkam (ich hatte die Zeitungen über die Wiener Sistirung der Verfassung gelesen), war ich auf diese Stunde zur Großherzogin berufen. Ich kleidete mich rasch um und fuhr aufs Schloß. Durch meine Verspätung mußte ich warten, unterhielt mich aber vortrefflich mit dem Hofmarschall von Edelsheim, einem jungen, frischen, hochgebildeten und freiblickenden Manne. Die Großherzogin, in Trauerkleidern, sieht sehr angegriffen aus, aber durchgeistigt. Sie sagte mir, daß, ehrlich gestanden, ihr das Bauernleben in meinem Roman besser gefallen habe, als das Hofleben. Ich suchte ihr das zu erklären. Wir

sprachen auch viel von der Erziehung des Erbprinzen (er ist jetzt acht Jahre alt), ich deutete an, daß ich im Plane hätte, die Geschichte einer Prinzenerziehung zu schildern. Sie ermunterte mich dazu. Sie begleitete mich durchs Vorzimmer, wo der Prinz beim Frühstück saß; er stand auf und gab mir die Hand ganz so wie damals sein Vater.

Ich frühstückte noch mit Edelsheim und gegen Abend war ich im Gasthof mit Turgenieff, dann ging ich mit Gervinus und Frau in der milden Nacht spazieren. Frau G. wird mir immer lieber, sie ist eine absolut ehrliche Natur und dabei voll ständig edler auf Großes gerichteter Haltung. Immer wieder spricht sie von meinem Buche und dem Freytags und ist außer sich, daß G. und ich das letztere so mangelhaft finden.

234.

Nordstetten, 9. October 1865.

So schreibe ich dir also hier in meinem Elternhause. Ich fühle mich so tief bewegt, als wäre ich in ein jenseitiges Dasein eingetreten, das doch das altvertraute ist.

Ich habe für August Alles gut geordnet in Tübingen. — Ich fuhr gestern früh von Tübingen ab. Am Bahnhofe sah ich bei dem abwärts gehenden Zuge eine rührende Abschiedsscene nach Amerika Auswandernder. Einem Handwerksburschen, der davon zog, gaben Kameraden das Geleite, und als er schon eingestiegen war, sangen sie ihm ein wohlgeübtes vierstimmiges Abschiedslied auf dem Perron nach. Der Lokomotivenpfiff schrillte drein.

Im hellen Morgen fuhren wir dann nach hier. August ist bei mir. Wie fremd war mir's, das Thal, das Ivos Emmerenz wanderte, nun von der Eisenbahn aus zu sehen, und was habe ich auf diesem Wege wandernd erlebt und empfunden. Und jetzt ist mein Sohn neben mir, der Student geworden. In Eiach wartete mein Bruder mit dem Lehrer Frankfurter. Wir fuhren den Neckar entlang. An der Horber Steige stieg ich aus und ging zu Fuß allein. Wie groß sind die Apfelbäume am Wege, die ich einst pflanzen sah, und hier ging ich einst voll Glückseligkeit mit meiner Auguste. Ist es nur ein einziger Mensch, der das Alles erlebt hat? Als ich gegen unser Haus kam, konnte ich das Weinen nicht zurückhalten; mir war's, als müßte meine Mutter mir entgegen eilen, mein Bruder Abraham, meine Schwester Estherle. Ich mußte mich in der neuen Kammer von Herzen satt weinen, dann war ich wieder frei.

Nach Tisch ging ich allein im heißen Sonnenschein durch die hintern Gassen nach der Leimgrube. Frische Bauernmädchen erkannten mich als des Mendels Bruder. Ich fragte nach ihren Eltern, die ich kannte. Die

Tracht ist hier ganz anders geworden, sie tragen jetzt lockere Jacken und hellrothe Schürzen.

Ich sah den Friedhof, wo so viele mir Zugehörige liegen, und wo ich einst auch ruhen möchte.

Ich ging über die Wiesen, die von der langen Trockenheit wie verbrannt sind, über die Hochbur nach dem Eselbrunnen, und an dem Hause des Seier (es ist der Florian) that ich einen Blick in neue Verwahrlosung. Die Alte lebt noch und sieht aus wie eine Geistererscheinung. Mit schwerem Herzen besuchte ich dann das Haus meines Bruders. Ich habe Mancherlei angeordnet. Nach einem Aufenthalte beim Lehrer ging ich mit August in den Egelsthaler Wald, wo wir uns lagerten. Dort war von Kindheit an mein Lieblingsplatz. — Als ich wieder daheim war, war mir's immer, als müßten mein Bruder und meine Schwester kommen.

Jetzt in der Nacht schreibe ich dir. Es ist lauwarm in der Luft. Man hofft Regen und bedarf dessen, man kann das Feld nicht einsäen, weil Alles Pulverstaub, und die Zeit ist schon so weit vorgerückt. Mir ist, als wäre alles Leben nur Räthsel und täglich in Frage gestellt. Ich will noch etwas lesen und mich an fremde Gedanken halten, die meinen sind mir zu unfaßlich. Gute Nacht! — Ich habe heute auch viel Heiteres von meinem Vater erzählen hören, was ich nicht mehr wußte. Ich denke doch auch Manches aus meinem Leben hier zu fixiren.

Stuttgart, 16. October 1865.

Nun, lieber Jakob, schreibe ich dir wieder aus der Nähe und an einem wichtigen Lebensabschnitt.

Ich habe gestern meinen August in Tübingen zurückgelassen, nun frei und allein für sich. — Ich ging Samstag Mittag von Nordstetten weg. August und ich wandelten den schönen Bergwald hinab und durch das sonnenhelle Neckarthal. Wir fuhren auf der Eisenbahn nach Tübingen. — Wir brachten Streckers die Photographie von dem Lessing'schen Bilde. St. sind permanent wohlgeheizte Herzen. Leider ist der Professor krank. Das Haus, so vollglücklich mit den schönen frischen Kindern und der von Anmuth, Natürlichkeit und Bildung strahlenden Frau hat einen vielleicht gefährlich kranken Vater.

Ich machte vor Tisch noch einen Besuch bei Ottilie Wildermuth, die ich auf der Straße gesprochen. Sie ist absolut christlich und faßte es nicht, daß ich Barfüßele nicht religiös anlehnte. Es giebt da keine Verständigung, und sie war erstaunt, als ich ihr sagte, daß ich glaube, ein Christ könne den höchsten sittlichen Gehalt in sich haben, nur möge sie das auch von Nichtchristen annehmen. Besonders daß Freytag nicht christlich ist, kränkt

sie. — Wir waren wohlgemuth bei Streckers zu Tische, machten dann einen Besuch bei Ammermüllers und einen Gang ins Neckarthal, wo Alles so tief anmuthend in der Herbstmittagssonne war und Bauernmädchen schön in den Alleen sangen. Nach dem Spruche meiner Mutter: man kann den Sack besser zubinden, wenn er nicht ganz voll ist — beschloß ich noch heute abzureisen. Es ging in Hast. Die hochedle Frau Dr. Str. und die junge schöne Professorin begleiteten uns, sie gehören zu meinen liebsten, zugehörigsten Menschen auf der Welt. Der Abschied war schwer. Die Fahrt hieher in meiner Stimmung und dem heillosen Durcheinander der Schwaben am allgemeinen Kirchweihsonntag war sehr zerreibend, und fast sinnverwirrend war es, wie mir meine eigene schwere Stimmung und der Wirrwarr, den ich erlebte, zur freien Fiction wurde, zur Situation einer Dichtung. Dies Doppelleben ist verwirrend und lösend zugleich. Doch hilft immer wieder meine regenerirende Natur.

Ich bin jetzt, nachdem ich dir geschrieben, wieder frischer und will zu Cottas ausgehen.

235.

Stuttgart, 17. October 1865.

Ich will dir nur sagen, lieber Jakob, daß ich morgen oder übermorgen zu dir komme.

236.

Berlin, 1. November 1865.

Und wieder, lieber Jakob, geht mein erster Federzug zu dir. Gestern Morgen gegen 8 Uhr bin ich frisch und wohlauf hier angekommen. Die Mitreise Franz Dunckers hat mich bestimmt es mit der Nachtfahrt zu wagen, und es ist gut gegangen. Nachdem ich mir in Guntershausen neues Billet genommen, schlief ich fast unausgesetzt bis Halle. Meine Reisegefährten waren auch sehr müde, und ich sah aufs neue, wie recht ich that, mich jetzt nicht am National-Verein zu verausgaben. Sowohl Duncker als Fries aus Weimar sehen, daß unter den gegebenen Verhältnissen der Verein und seine Beschlüsse morsch und welk.

Ich fuhr im hellen Morgen nach meinem Hause. Vor dem Hause steht mein guter Eugen mit seinen Büchern unterm Arm und will eben zur Schule gehen. Der gute Junge — er ist groß geworden und mutirt eben die Stimme — ist außer sich vor Freude, denn er hatte vor einer Minute gesagt: Mutter, wirst sehen, heut' kommt der Vater.

237.

Berlin, 29. November, Abends.

Ich wollte mich eben zu Tische ankleiden als mir Professor Werder gemeldet wurde. Professor Werder? dachte ich, was will der? Er gehört

zu jenen feinen stolzen Geistern aus der junghegelschen Schule und macht hier seit Jahrzehnten großes Aufsehen durch seine ästhetischen Vorlesungen und war durch Tieck und Ed. Devrient, die sein Drama Columbus übermäßig lobten, verwöhnt. Ich hatte ihn vor Jahren öfters bei Moriz Veit gesehen, mit dem er in der innigsten Freundschaft lebte. Ich kam ins Zimmer und, lieber Jakob, solch eine aus dem Innersten bewegte und hocherregte Ansprache habe ich in meinem Leben nicht vernommen. Er sagte, er käme, weil er es nicht mehr aushalte, er müsse mir sagen, daß ich ein Werk geschaffen, das zu dem Vollendetsten gehöre, was wir derart im Reiche des Geistes besitzen, und — ich mag es nicht niederschreiben, was er Alles hinzusetzte; er habe das Buch gestern vollendet, er habe es seinen Verwandten, General Thile und Frau, Wort für Wort vorgelesen und erinnere sich nicht mit irgend einem Werke der Neuzeit so absolut zustimmend, künstlerisch und ethisch, gewesen zu sein, er könne nicht Einzelnes hervorheben, aber das Tagebuch, das sei nicht geschrieben, das sei wirkliches Leben, Wachsen, Entwickeln, er sei selber vier Jahre älter geworden mit Irma.

Ich konnte kaum zu Mittag essen, so hocherregt war ich von dieser so freien als feurigen und menschlich und beruflich erhebenden Begegnung.

Ach, lieber Jakob, was für ein wetterwendisches Ding ist solch ein Poetenherz! Vielleicht bin nur ich so, und Andere drückt die Mäkelei nicht so nieder und erhebt die Begeisterung nicht so hoch, aber es geht mir hiebei wie sonst im Leben: müßte ich das Eine um des Andern willen missen, ich würde lieber Beides wählen. Ich bin durch Mangel an Methode und Reserve viel getäuscht worden im Leben und habe mein Bestes vergeudet; dafür habe ich mir auch echte Menschen zu eigen erworben, wie Zurückhaltendere das nicht haben. Es gleicht sich Alles aus im Leben. Mich macht ein freundlicher Zuruf der Menschen in meinem Wirken glücklich, und hinterher sagen mir dann die Menschen, die mich ins Gesicht hinein lobten, hinterrücks nach, ich sei eitel. Ich wollte, ich hätte das Talent zum Stolze, aber ich weiß, ich werde das Selbstgenügen, das zum Stolze gehört, nie bekommen. Was thut's? Ich bin jetzt im Innersten beglückt über den so freien als erhebenden Zuruf Werders.

Berlin, 7. Dezember 1865.

Heute, lieber Jakob, hatte ich eine Freude, die zu den tiefgreifendsten meines Lebens gehört. Ich habe die Recension Vischers in der Allgemeinen Zeitung gelesen. Wie könnte ich dir sagen, wie mich diese Betrachtnahme des eben so braven als wissenschaftlich hochstehenden Mannes bewegte? Habe ich dir erzählt, wie ich Vischer zu öffentlicher Aussprache bestimmte? Auf

dem Bahnhofe in Stuttgart klopft mir Jemand auf die Schulter und sagt: Ich gratulire dir. Ich sehe mich um, es ist Vischer. Ich frage: Wozu? Er sagt: Zu deinem schönen Roman. Ich: Das nehme ich hier nicht an, sag' deine Gratulation öffentlich. Er: Ich hab' auch Manches dagegen. Ich: Das sag' du nur auch frei.

So hat er's nun gethan, und diese Kritik ist mir eine Lebenswendung und bleibende innere Erquickung, wie vor 23 Jahren das Gedicht Freiligraths. Und was mich noch ganz besonders freut ist, daß einmal ein Landsmann von mir sich so warm und eingehend ausspricht. Du weißt, wie meine Landsleute sich kühl und mäkelnd verhielten.

In manchem Einzelnen kann ich natürlich Vischer nicht beistimmen, so z. B., daß er stärkere Action für den König will; in Manchem aber hat er sehr recht, nur ist die Frage, ob ich's überhaupt anders und besser machen kann.





1866.

238.

Berlin, 14. Februar 1866.

Gestern war ich seit Langem zum erstenmal wieder bei einem großen Hoffeste. Ich muß etwas zurückgreifen, um dir das zu erklären.

Der Fürst von Hohenzollern war etwa 14 Tage hier, und ich war mehrere Abende bei ihm, ganz allein, von 7—9 abends. Er ist ein ganzer Mann. Er fragte mich einmal, warum in Deutschland die verschiedenen Parteien so schwer sozial verträglich werden und Alles so giftig wird. Ich sagte ihm, daß bei anderen Völkern der Bestand der Nation von Niemand in Frage gestellt ist, in England und Frankreich sind auch die Aristokraten Patrioten, es gibt ein Frankreich und ein England unbestritten. — Er erzählte mir auch, daß die Königin jetzt meinen Roman liest und von Vielem entzückt ist. Sie will mich zum Thee einladen.

So stand nun Alles, als ich vorgestern die Einladung zu Ball und Souper erhielt. Ich traf auf der Treppe meinen alten Freund, den Statistiker Engel, und wir blieben beisammen und hielten uns zu Droysen, Beseler, dem Oberbürgermeister und zu Patow, der mit Frau und Tochter auch da war. Die Soirée war glänzend, voll Pomp und Pracht. Die Königin rief mir zu: Ich habe mir Sie expreß herbestellt, um Ihnen meinen Dank und meine Bewunderung auszusprechen. Das rief sie laut, daß es Viele hörten, dann sprach sie, wie Vieles sie mir über das Buch zu sagen habe, bei Einigem wünsche sie eine Retouche und sie sei froh, es nicht flüchtig, sondern genau gelesen zu haben; sie habe sich recht darein versenkt, wie ernst und streng ich meinem Berufe nachgehe.

Ich traf auch Professor Werder, und er machte mich auf alle Schönheiten der Prachtsäle aufmerksam. Besonders der Rittersaal wirkt großartig, die Deckengemälde mit den Wolkenbildern machen die Höhe zu einer

undurchdringlichen. Schöne Frauen und reiche Toiletten waren auch viel da, und man konnte eine Weile bei all dem Glanz vergessen, welche Alles in Frage stellende Gemüthsstimmung draußen im Volke ist.

Es war halb zwei, als ich mit Engel heimfuhr, und heute fühle ich mich ganz frisch.

Doch genug für heute. Ich schicke dem Kronprinzen die 2. Auflage des Buches. Hast du sie schon gesehen? Gestern schrieben mir Cottas, sie werde so stark verlangt, daß im Sommer eine dritte Auflage erscheinen wird. Das Beste und Sicherste auf der Welt ist und bleibt doch das gute Ergebniß eigener Arbeit.

Den 28. Februar 1866.

Heute, lieber Jakob, an meinem 54. Geburtstage erwartete ich doch auch einen Brief von dir. Und so schreibe ich dir monologisch und im Tiefsten bewegt. Ich habe heute Nacht nur wenig geschlafen, und der ganze Zickzackweg meines Lebens stellte sich mir vor Augen. Was bin ich geworden und was hätte ich eigentlich werden sollen? Oder sollte ich nichts Anderes werden, da ich eben das wurde, was ich bin? Im Ganzen genommen, will ich zufrieden sein und rüstig weiter arbeiten, und ich kann Beides.

239.

Berlin, 7. April 1866.

Dank für deinen Brief an meine Kinder, lieber Jakob. Durch die hiesige Sonntagsfeier kam er leider erst am Montag an, wirkte aber doch gut auf das Gemüth der Kinder. Die Confirmation (ich bin eigentlich ein Gegner derselben und lasse sie nur als öffentliche thatsächliche Kundgebung des Anschlusses an die Gemeinde gelten) war diesmal einfach schön, besonders durch die Rede des Dr. Popper über den Traum Josephs von der Aufrichtung der Garben. Wie doch das biblische Feldleben sich so leicht symbolisch fügt! Und die Geschichte Josephs ist das dichterisch Rührendste der ganzen Bibel. Die Kinder waren sehr glücklich, es kamen viele Freunde, auch ein rechter Brief von August und Alles war gut.

Gestern bin ich nun mit Eugen und Rudolph, die Ferien haben, einen schönen Frühlingsmittag in Potsdam auf dem Brauhausberg gewesen. Gestern vor zwei Jahren bin ich dorthin gezogen, mein Koffer wurde unterwegs voll Schnee, und ich begann sofort die Ausarbeitung des Romans. — Als ich nun wieder die alten Wege durch den Bergwald ging — die Eichen sind noch kahl wie Besen, aber Fink und Drossel singen laut — da war mir's im Sonnenschein unsäglich wohl, und bald regte sich auch wieder ein Arbeitsplan; die Jugenderzählung gestaltet sich allmählich immer bestimmter.

Ich fand unter dem Baume, wo ich lagerte, eine ausknospende Eichel,

ich nahm sie mit und pflanzte sie im Beisein der Kinder und des zutraulichen Stadtraths Zimmermann in dessen Garten. Wollen sehen, ob ein Baum daraus wird. Ich bin noch heute wie durchsonnt in meiner Seele von dem gestrigen Tag. Vielleicht ziehe ich doch wieder auf einige Wochen nach Potsdam.

Berlin, 15. April 1866.

Vorgestern, lieber Jakob, erhielt ich die Nachricht vom Tode Frankfurters in Hamburg und heute an diesem so duftig erquickenden Frühlingsmorgen wird er begraben und ich schreibe dir. Immer wieder liegt eine solche Kunde Tage und Nächte lang mir schwer auf dem Gemüthe, ich kann mich nicht ans Sterben gewöhnen, an diese Grausamkeit, daß ein lebendig bewegter, vielseitig thätiger Mensch fortan nur noch ein Namensklang, Gedanke und bald verblassende Erinnerung sein soll. Und da sterben die gleichalterigen Kameraden weg, es wird einsamer, und es zittert mir dabei immer im Herzen: wie bist du gerüstet? wie viel Leben hast du vergeudet und in Schlaffheit verrinnen lassen und wie viel Unfertiges und auch dem Mißverstand Ausgesetztes wirst du zurücklassen? Ich habe mit Frankfurter seit vielen Jahren eine nur lockere und zeitweise Verbindung gehabt, aber ich kannte doch seine enthusiastische und warmherzige Natur und seine wahrhaftige beständige Theilnahme, und er hat in seiner Weise dem Edelsten zugestrebt. Und wenn ich an unser gemeinsames Leben zurückdenke und den Wurzeln der ungewöhnlichen Begabung Frankfurters nachgehe! Ich meine, du mußt einen Brief von mir haben von unserer Begegnung an Ostern, jetzt vor 36 Jahren. Es ist höchste Zeit, daß ich mein Leben fixire, und ich thue das bestimmt diesen Sommer, es lösen sich immer mehr Stücke daraus ab, und ich glaube, daß mein Leben ein Stück intimer Zeitgeschichte erhellt.

O, wie schön ist's, daß wir uns noch so ganz haben, lieber Jakob, ich spreche oft mit dir weit mehr als ich dir schreibe, und heute, da ich den dumpfen Schlag der schweren Nachricht zu verwinden beginne, heute habe ich mir beim Erwachen gesagt, ich will arbeiten und nur arbeiten, so viel ich kann, und ich will nicht mehr meine Kraft so verzplittern und von so vielen Menschen mich ausrauben lassen, wobei ich doch so viel Undank ernte und Mißverstand; denn lebensklug und reservirt werde ich doch nie.

Mir ist als käme ich von dem Begräbnisse dort in Hamburg zurück und fasse mich und das Meine wieder im Leben fest und neuen Muthes.

Und nun: Guten Morgen, lieber Jakob! Ich will sehen, daß ich meine Kalendergeschichte durchgehe, die ich dir noch zu Bemerkungen schicken will, bevor sie gedruckt wird. Ich bin selbst nicht zufrieden damit.

240.

Berlin, 28. April 1866.

Gestern läßt sich Morgens „ein Freund aus Karlsruhe, der mich sprechen müsse,“ bei mir anmelden, und wer kommt herein? Roggenbach! Er bittet mich, es ganz discret zu halten, daß er hier sei; er wollte sich hier nach allen Seiten über Lage und Fortgang der vaterländischen Angelegenheiten unterrichten. Ich, ein geringer Politiker, konnte ihm nicht viel sagen. Ich schickte alsbald zu Löwe-Calbe, der mit mir im Hause wohnt, er war leider nicht zu Hause. Ich schickte zu Ziegler, einem der gescheitesten, aber nicht ganz so anmuthenden und sichernden Abgeordneten, er kam und besprach mit Roggenbach die ganze Lage der Dinge. Die preußische Fortschrittspartei läßt sich auf nichts ein, bis sie ihr Recht im Innern hergestellt und gefestigt weiß. So viel ist mir als Resultat der Unterredung klar geworden: wir stehen vor der Erfüllung unserer höchsten vaterländischen Wünsche, sie können nur noch verzögert werden und — ich bin seit gestern unsäglich glücklich in dem Gedanken: ich erlebe noch die deutsche Einheit. Ich sterbe dann gerne. Und wenn es auch zum Kampfe mit Oesterreich kommt, dieser Kampf muß doch einmal aufgenommen und durchgefochten werden.

Es ist Alles in Fluß. Man sieht, daß die Geschichte nicht gemacht wird, es vollzieht sich Alles nach immanentem Gesetz. Roggenbach zeigte sich in dem fast zweistündigen Gespräch — beide Sprecher wendeten sich wesentlich an mich, aber ich redete nur selten drein — als der gediegene, muthige und ganz in den modernen Geist eingedrungene Mann.

Als er weggehen wollte, wiederholte er nochmals, da sein erster Besuch bei mir sei, möge ich seine Anwesenheit discret halten. Ich sagte ihm, daß er dessen von mir sicher sein könne, daß aber die Bismarckischen aus ihm Kapital machen und in die Welt hineinrufen werden: Seht, der populärste freisinnige Staatsmann geht mit uns. Er sagte, und sein großes wunderbar tiefes Auge flammte: wenn sie etwas mit mir machen wollen, was ich nicht will, werde ich ihnen eine öffentliche Erklärung [geben], die meinen Standpunkt feststellt.

Jakob! Wenn wir ein echtes deutsches Parlament bekommen, komme ich zu dir nach Frankfurt.

Berlin, 30. April 1866.

Ich mußte [gestern] gegen 8 Uhr in den Handwerkerverein und programmgemäß eine Erzählung lesen. Viele Hunderte von Männern und Frauen aus dem Arbeiterstande waren da, und ich las „das Sparkassenbüchlein“ und noch einige andere Kleinigkeiten. Ich habe in meinem Leben nicht besser gelesen als an diesem Abend, und mein Publikum war ganz glückselig.

Den 3. Mai.

Roggenbach ist abgereist. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Du hast seine sehr geschickte Erklärung, die fest und staatsmännisch zugleich ist, gewiß gelesen. Die Berliner Reform hat, ich weiß nicht woher, die Nachricht gebracht, daß R. bei mir (sie nennt mich seinen Studiengenossen) gewesen sei. Ich kann mir nicht denken, daß R. mir so läppische Ausplauderei zutraut und übel nimmt, aber befremdend ist mir seine abschiedlose Abreise doch.

241.

Potsdam auf dem Kapellenberg, 6. Mai 1866, Abends 9 Uhr.

Und wieder, lieber Jakob, auf einer Station, wo ich Rast mache, Ruhe und Arbeit zu finden hoffe, schreibe ich dir.

Gestern Mittag 5 Uhr bin ich nach langen Vorbereitungen und Sehnsuchten endlich hierher gefahren. Unterwegs sprach Alles, namentlich die Offiziere, vom Krieg und überall sieht man die Rüstungen. Die Offiziere sind sehr erregt. Erstlich hat sie der jetzige Zustand politisch gemacht, noch nie war das Heer so auf politische Verhandlung und Betrachtnahme hingewiesen als jetzt. Das ist sehr folgenreich, und wie überhaupt Bismarck Vieles bewirken muß, was er eigentlich nicht will, so hat er auch die Armee in die Politik eingetaucht. Die Offiziere sprachen von den Verhandlungen am Bundestag und von der Stellung zu den Kleinstaaten und der Reichsverfassung. Solches inneres Leben läßt sich auf Commando nicht mehr nach Belieben abrüsten. Besonders aber ist mir aufgefallen, daß der Krieg mit den Oesterreichern beim Heere nicht beliebt ist. Wie sollte es auch sein? Man hat commandirt: seid gute Kameraden mit den Oesterreichern, man trägt schwarzgelbe Orden, und nun soll auf einmal feindliche Stimmung gegen den Condominus sein? Es liegen da schwere Räthsel. Uebrigens glaube ich trotz Mobilisirung nicht an den Krieg, man wird unter Waffen verhandeln, man hat keinen Fahnenspruch, den man bündig fassen und frei entfalten kann, oder doch nur solchen, der nur widerwillig und mit Reservation proklamirt würde. Doch, wer kann das bestimmen und vorhersagen wollen? Die Logik regiert die einzelnen Thatsachen der Geschichte nicht.

Zunächst habe ich aber für mich zu thun, mein ganzes Dasein nicht auf das Zeitungsblatt setzen zu lassen. Entweder — oder — Der alte Goethe hat immer Recht, hinterm Ofen darf man nicht Kriegslieder dichten. Entweder ganz drin oder draußen.

Ich suchte lange Wohnung. Ich wäre so gern am Brauhausberg geblieben, wo ich so viel gesegnete Stunden hatte. Ich fand nichts. Es war bereits Nacht, als ich bei Schulze-Delitzsch ankam. Der prächtige warmherzige Freund that es nicht anders, ich mußte bei ihm übernachten. Ich

traf eine Männergesellschaft bei ihm, darunter auch zwei Lehrer. Einer, eine Riesengestalt mit dem seltsamen Namen Kienholz, hatte vor Kurzem Neues Leben von mir gelesen, und als er nun hörte, daß ich Wohnung suche, ließ er sich's nicht nehmen, noch spät hier heraus zu wandern und mir [dann] den Bescheid zu bringen, daß die prächtigste Wohnung noch frei ist. Heute früh holte er mich ab, und wir wanderten von Schulze-Delitzsch geleitet hieher. Alles ist voll Blüthenduft und Nachtigallensang. Ich wohne bei dem Kastellan der russischen Kirche im eigentlichen Pfarr- oder vielmehr Popenhause. Ich machte mit Schulze eine lange Wanderung, und als wir heimkamen, war eine Bürgersfrau von hier da, die für einen Verwandten, vormals Theologe, Schreibereibeschäftigung sucht. Morgen kommt der betreffende Schreiber schon zu mir, und ich hoffe gut arbeiten zu können. Es regt sich freilich viel, aber es will sich noch nichts gestalten, und ich höre im Geiste dabei ein beständiges Trommelrasseln und frage: was wird aus unserm Vaterland? Wäre es doch möglich, daß man sich entschließt, die schwarzrothgoldene Fahne zu entfalten? Dann dürfte ich nicht still sitzen und mich in kleine Schicksale von Einzelmenschen versenken und dem Vogelsang lauschen.

Ich habe heute einen Tag gelebt, der mich nur Sonnenschein und Frühlingsluft empfinden ließ; ich meine ich wäre schon Monate von Berlin weg. Ich bin noch immer so unfaßlich jung und allem Gegenwärtigen, im Erhebenden wie im Verwirrenden hingegeben. Mitten in aller Frühlingsluft mußte ich heute so viel der Verstorbenen, besonders des guten Wolfsohn gedenken. Da geht man so hin über die Welt, und Geschick und Beruf erregen das Herz und dann, wenn man verschwunden, geht wieder Alles spazieren im Grünen und unter Vogelsang. Ich komme nie zur Ruhe, und wer weiß, ob nicht doch Viele in den nächsten Tagen ihr Leben lassen müssen und sie können nicht eigentlich sagen für was.

Eben, indem ich absetzte und durchs Zimmer ging, fiel mir ein, daß ich einen Briefwechsel zwischen einem preußischen und einem österreichischen Offizier (für den Kalender) schreiben soll. Ich werde es versuchen.

Von hier aus sollst du immer ordentlich Brief von mir haben. Ich bin hier bei mir und mit mir und gern bei und mit dir. Gute Nacht! Ich will sehen, wie ich schlafen kann. Ich habe Victor Hugos Meerarbeiter angefangen und finde Alles so affektirt und großprotzig, daß ich nur mit Mühe weiterkomme. Es ist ein Gehen wie in Lettenboden.

Den 7. Mai. Morgens.

Spät eingeschlafen, schlecht geträumt und geschlafen, war der Morgen so schön, aber Lärm, entsetzlicher Lärm, Schießen, Signalisiren, Trommeln

ringsum. Soll ich denn keine Ruhe finden? Die Nachtigall singt unaufhörlich und kümmert sich nicht um all den menschlichen Kriegslärm. Wenn ich nur auch so sein könnte! Aber ich fürchte, es geht nicht.

Dazu habe so sehr mit der innern Aufregung zu kämpfen, die das Kriegsgeschick des Vaterlandes über uns und alle unsere Ideale bringen kann. Ich glaube aber entschieden noch nicht an den Krieg. Ich kann mir nicht denken, mit welchem Feldruf er begonnen werden könne, wenn Preußen nicht die schwarzrothgoldene Fahne aufpflanzt.

Bei Tische im Deutschen Hof merke ich, wie die Beamten und Offiziere sich commandolos fühlen, und da ist noch dazu die wunderlichste Gesellschaft von der Welt. Zu dem blinden Regierungsrath und dem an Krücken gehenden Kreisrath (diplomatisirend und junkerlich aufgezäumt) ist nun noch ein taubstummer Graf gekommen, der tapfer trinkt. Kann es eine wunderlichere Gesellschaft geben? Präses ist eine säuberliche Calculatorsnatur mit sehr geordnetem Appetit und etwas Liberalismus. Mein guter alter Major Radzom, der sich in den Befreiungskriegen vom Tambour zum Major aufschwang, ist leider gelähmt zu Hause. Dafür sind einige Mecklenburger Junker neu bei Tische, und ihre Pferde warten vor dem Hause. Unser Herrgott hat verschiedene Kostgänger, hat meine Mutter immer gesagt, der „Deutsche Hof"-Wirth hat deren auch.

Potsdam, 11. Mai 1866.

Anliegender Brief wurde gestern abzuschicken vergessen. Meine Frau, Ottilie und Rudolph kamen Morgens und blieben den ganzen Tag bei mir auf dem Berge. Es regnete und hagelte viel, nur manchmal brach viertelstündig die Sonne durch. Nachmittags kam Dessoir mit einem jungen Dichter, Hans Marbach aus Leipzig, der mir sein neues Trauerspiel Timoleon zur Begutachtung vorlas. Ich konnte ihm mancherlei positiv Nachhelfendes angeben. — Ich sollte eigentlich geschreckt sein, denn da ich keine Reserve habe und etwas stark eingreife, habe ich von den jungen Leuten, denen ich das Beste gab, was ich hatte, meist das Schlimmste dafür zurückbekommen, und das ist nicht Undank, sondern Verdrehung und Schmähung meines ganzen hilfsbereiten Strebens. Doch darf mich das nicht abhalten, und ich lasse meine Natur gehen, die immer wieder vertraut.

Die Nachrichten aus Berlin sind schaudererregend, und ich scheue mich in den Trubel zurückzukehren, so wenig ich auch bis jetzt hier noch machen konnte. . . .

Wenn ich so die unmittelbaren Erlebnisse ins Auge fasse, sehe ich, daß ich fast gezwungen bin, den lange beabsichtigten Abenteurer-Roman abzufassen. Ich habe in so vielerlei Leben gesehen.

Wunderlich ist mir's, wie ich nur so wenig von der wirren Gegenwart

beunruhigt bin. Ich sehe mich so schnell Allem gegenüber als Künstler, und doch wieder in schweren Stunden erfaßt mich das ganze Wehe dieser Zeit, und daß eine große ethische Richtung so verkehrt und so viel Menschenleben geopfert werden kann. Als ich gestern Abend die Meinigen zur Eisenbahn begleitete, stand, als der Zug abgehen wollte, ein schönes Mädchen an der eisernen Säule und schluchzte und weinte laut und rief in den Pfiff der Lokomotive: Leb wohl Hermann und komm gesund wieder! Und als ich heimkehrte, sah ich eine ganze Reihe Menschen, darunter Mütter und Mädchen, weinen, und wozu das alles?

242.

Berlin, Sonntag 13. Mai 1866.

Du siehst, lieber Jakob, ich schreibe dir also wieder von hier. Ich flattere wie ein Vogel, der mitten in der Weltunruhe Nest bauen möchte, hin und her.

Der Lärm der Trommeln und Signalhörner, die mir die Morgenstille, mein Bestes, verscheuchten, dazu das naßkalte Wetter und die Beunruhigungen der Kriegsrüstung, Alles zusammen bestimmte mich gestern vorläufig zu packen und eine andere, ruhige Wohnung vielleicht zu nehmen. Ich aß auf dem Bahnhofe, las ruhig die Zeitung, da trat plötzlich meine Frau mit Rudolph ein. Es ist ihr doch zu bang, mitten in dem Kriegslärm so allein. So fuhren wir also nach raschem Abschied bei Schulze-Delitzsch Abends 7 Uhr heimwärts, und ich füge mich jetzt drein, in dieser Zeit nichts Neues aus mir schöpfen zu können.

Ich möchte, wenn diese Verzerrung all unserer heiligsten Gedanken noch länger dauert und wir müßig zuschauen müssen — am liebsten die Revision der Spinoza-Uebersetzung vornehmen. Wer weiß, ob und wann ich sonst dazu komme. — Die aesthetica zu den Deutschen Abenden muß ich indeß vor Allem absolviren. Dann bin ich frei.

243.

Berlin, 15. Mai 1866.

Nun aber, lieber Jakob, bist du doch zufrieden mit mir? Du siehst, wie ich gerne und immer will, daß du mein Leben mitlebest, und bunt genug ist es.

Von der Stimmung hier kannst du dir kaum einen Begriff machen.

Es ist im ganzen Volke etwas wie ein stummes Knirschen und in sich hinein Fluchen. Es werden so viel Leben aufs Spiel gesetzt, und für was? Jeder fragt: Wie meinen Sie? Was wird? — als ob irgend ein Anderer aus dieser verfitzten Beklommenheit erlösen könnte. — Ich war noch am Abend mit Metz, Bennigsen, Wiggers, Brater und dem ganzen Aus-

schuß des National-Vereins zusammen (du wirst heute dessen Erklärung lesen), und auch dort war's wie in einem Lagerzelte am Abend vor einer widerwillig aufgenommenen Schlacht, bei der man noch zum thatlosen Zuschauen verdammt ist.

Mir persönlich geht es jetzt wie in allen gefahrvollen Lebenslagen gar seltsam. Es ist etwas in mir, was mich inmitten aller Gefährdung eigenthümlich ruhig macht. So wenn ich im Unglück und in schwerem Denken oft bis an den Rand des Wahnsinns gerathe, ist mir als ob etwas in mir sage: verlaß diesen einzigen Punkt des Bewußtseins nicht, halte ihn willenskräftig fest, sonst versinkst du — ich werde dann inmitten des Sturmes in einem bestimmten Punkte kalt, besonnen und ruhig, und ordne das nächst Erforderliche mit Sicherheit. So ging mir's vor Jahren in dem großen Hagelwetter in der sächsischen Schweiz, wo ich allein zehn Menschen (Frauen und Kinder) mit Ruhe in Sicherheit brachte, und so geht mir's auch jetzt wieder, ich habe eine trockene Insel inmitten der Fluthen, worauf ich Fuß fasse und das Nächste in die Richte bringe; die dura necessitas macht mich stärker als ich sonst bin.

So vermag ich auch jetzt wieder an meinen kleinen Geschichten zu arbeiten, während Alles um mich her in Waffen rasselt; freilich, Neues könnte ich jetzt nicht schaffen.

Nun nur noch eine kleine erfreuliche Nachricht: ich habe Brief aus New-York und eine Anknüpfung mit dem englischen Dichter William Stigand in London und die Hoffnung, daß mein Roman in Amerika und England übersetzt und mir entsprechend honorirt wird. Dieses Buch bringt mir noch täglich neue Freuden.

Berlin, Pfingstsonntag 1866.

Mit Bestimmtheit erwartete ich heute Brief von dir, lieber Jakob. Du hast doch meine Sendung erhalten?

Ich erwartete deinen Brief wie einen Pfingstmaien, und es ist jetzt so nöthig, daß man zusammenrückt und sich gegenseitig ermuntert und aufrecht erhält, wenn nicht persönlich, doch mindestens schriftlich. Ich bedarf des strammsten Zusammenraffens, um nicht ganz — von der gegenwärtigen Stimmung hingerissen — in beständiger aufreibender Aufregung zu stehen. Es ist eine zermarternde Empfindung, daß wir mit all unsern Culturerrungenschaften stimmenlos vor einem Kriege stehen sollen, der die ganze Barbarei der Uncultur aufwühlt und in einer Constellation, wie das nur vor dem dreißigjährigen Kriege war. Was ist da noch der Einzelne und was ist da das Einzelleben?

Ich habe mir schon manchmal vornehmen wollen, mich auf den Standpunkt pathognomischer Observation zu stellen und mir die Menschen zu be-

trachten, Einzelne, ganze Gruppen, welche psychisch-physische Mienen 2c. ihr Wesen annimmt in der großen Minute vor einem welthistorischen Ereigniß. Ich hoffte mich damit in mir frei zu machen, aber ich kann doch nicht; in meinem Finger, der den Puls fühlen will, schlägt selbst ein fieberischer Puls.

Es ist jetzt eine aufgestachelte Reizbarkeit in allem sozialen Verkehr. Jeder weiß und empfindet, daß man doch zu keiner Verständigung kommt und daß diese auch nichts nützt, wir zählen nicht mehr, wir alle, die wir im Geiste arbeiten, und es dröhnen schon die noch nicht gelösten Kanonen durch die Luft, so daß man das Einzelwort nicht mehr vernimmt und versteht; man sucht einander auf und ist beisammen doch getrennt. Es kann uns mitten im Krieg eine Revolution bevorstehen, die die Arbeiterfrage noch hinein wirft, und wer weiß, in welch ein Chaos wir versinken. Ich sehe Alles vor einem Erbeben stehen.

244.

24. Mai 1866.

Du mußt es schon verzeihen, lieber Jakob, wenn ich deinen Sonntag in Beschlag nehme. Ich schicke dir anliegend die Haupterzählung für meinen Kalender 67 und bitte dich, mir wieder deine so fruchtbaren Bemerkungen in alter beliebiger Weise dazu zu machen. Jetzt noch kann ich im Einzelnen etwas daran thun, im Ganzen natürlich nicht mehr. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß ich gegen die Todesstrafe schrieb, und diese Geschichte hinausgehen soll in die Welt, wo Tausende im sogenannten regulären Krieg erschossen werden sollen. Ich werde diesmal zum Kalender eine Einleitung schreiben.

Auch gebe ich etwa 24 Gevattersmanns-Geschichten, aber ich meine, ich habe den alten wohlgemuthen Ton nicht mehr.

245.

Den 13. Juni 1866.

„Seit heute Morgen um 6 Uhr schlagen sie sich an der böhmischen Grenze." Mit diesen Worten trat leichenblaß und zitternd Direktor Lehmann bei mir ein, als eben Löwe-Calbe bei mir war. Mir standen die Haare zu Berg. So ist es nun doch geworden. Ich konnte trotz Allem noch immer nicht an Krieg glauben. . . . Ich weiß gar nicht, wie man diese Zeiten soll durchleben können. Und ich kenne so viele treffliche Menschen, die dort kämpfen müssen.

Noch jetzt, eine Stunde später, da ich dir schreibe, zittern mir die Kniee.

246.

Rolandseck, 28. Juni 1866.

Damit du nur wieder weißt, lieber Jakob, wie und wo ich bin, sage ich dir, daß ich mit Frau und Kindern Sonntag Abend von Berlin abreiste, nach Aufenthalt in Köln am Montag Abend hier ankam und seitdem hier bin.

Ich weiß noch nicht, wohin wir von hier aus steuern. Bis Montag früh bleiben wir jedenfalls hier. Könntest du vielleicht hierher kommen? Wir sehen uns bald hier oder anderswo, dann Vieles über persönliches und allgemeines Leben, was sich schwer schreibt, zumal unter grünen Bäumen, wo ich diese Worte für dich aufzeichne. Die Natur ist so voll in sich lebend, und derweil morden die Menschen einander, und wo ist eine reine klare Fahne? Bald mehr.

247.

Remagen, Hotel Fürstenberg, 18. Juli 1866.

Nun werden doch wieder Briefe an dich gelangen können, lieber Jakob, und ich bitte dich mir in zwei Worten zu sagen, wie es dir und all den Deinen ergeht.

Ich bin mit Eugen hier in Remagen seit 8 Tagen und meine Frau mit Ottilie und Rudolph im nahen Bade in Neuenahr. Ich war Sonntag bei ihnen, und sie kommen heute zu mir hierher. — Ich hoffe, nun auch bald nach Frankfurt zu kommen, wann? weiß ich indeß noch nicht.

248.

Bonn, 17. August 1866.

Heute endlich, lieber Jakob, habe ich einen ruhigen in mich selbst gestellten Tag, und da will ich dir gleich schreiben. Habe ich dir gesagt, daß ich in Remagen in der Mitte vorigen Monats eine Stimmungsgeschichte oder vielmehr ein Stimmungsbild aus der Gegenwart geschrieben? Dr. Hemsen, der es damals gleich las, wollte, ich solle es zur unmittelbaren Wirksamkeit sofort drucken lassen; ich aber glaubte es dem Kalender zuwenden zu müssen, in welchem eine Continuation des politisch-nationalen Lebens zu vertreten ist, und dazu ist der Kalender im vorigen Jahr so wenig durchgedrungen, daß ich ihm aufhelfen muß. Nun habe ich gestern die letzte Revision abgeschickt und fühle mich etwas frei, aber noch nicht ganz beruhigt. Ich habe das im heißen Guß befindliche Metall der Gegenwart angefaßt und vielleicht die Finger daran verbrannt. Ich habe eine Stimmung fixirt, und wie rapid wechseln die Stimmungen durch die überraschenden Ereignisse. Ich darf sagen, denn ich habe es bewiesen, daß ich von je Preußens Beruf und Kraft zur Neugestaltung Deutschlands anerkannte, aber die Schmerzensopfer,

die namentlich der Süddeutsche dabei zu verwinden hat, diese ganze Empfindungsreihe isolirt mich von der jetzt so hochgehenden Strömung. Man wird mir's verargen, daß ich auf eine den letzten Siegen vorausgegangene widerspruchsvolle Situation einging und mich ganz innerhalb des gegebenen Moments hielt, ohne Interpolation späterer Betrachtungsweise. Ich muß mich darauf gefaßt halten rechts und links angestoßen zu haben.

Bin ich nicht ein seltsamer Kerl? So ein alter Schriftsteller und doch immer voll Bedenken. Wenn ich mir die Anderen ansehe, wie keck die drein gehen, so bin ich höchst ärgerlich auf mich.

Aber mein Leben ist auch gar so unruhig und jetzt noch so unstet dazu. Ich kann noch nicht bestimmen, wo und wie ich den nächsten Winter sein werde, vielleicht gar bleiben wir hier. Ich fühle aber, daß ich zu alt bin, um noch wieder ungeschädigt in meinem ganzen Wesen neue Ansiedlung zu machen. Ich habe mich nach schwerer Acclimatisation in Berlin doch eingewurzelt, und jetzt gar, wo dort das Centrum deutschen Lebens wird, möchte ich dort festbleiben.

Doch, darüber sprechen wir bald, denn ich komme im Laufe der nächsten Wochen zu dir, oder wir halten eine Zusammenkunft in St. Goar oder sonst wo am Rhein. — Ich kenne Patow, der jetzt zu euch kommt, sehr gut, war viel in seinem Hause, als er Minister war; seine Frau ist eine geborene Günderode aus Frankfurt.

Lieber Jakob! Ich wünsche, daß auch du über manche Unzuträglichkeiten hinweg meinen Frohmuth theilest, daß wir doch endlich über die kleinliche Erbärmlichkeit hinweg und zu einem großen starken Leben kommen. Der Weg ist anders geworden als wir wollten und hofften, aber es [ist] doch unser Ziel, zu dem er führt.

Den 17.

Gestern Abend, als wir gerade einen Gang nach Plittersdorf gemacht hatten (ich erneuerte da eine alte Erinnerung, denn dort habe ich die ersten Plane zu den Dorfgeschichten aufgeschrieben), kam August mit dem Dampfschiff hier an.

249.

Den 25. August 1866.

Ich lese jetzt Eckermanns Gespräche mit Goethe und kann gar nicht davon los; ich lebe mit Goethe und mir ist zu Muthe, als käme ich von der Straße, wo die Trommeln wirbeln und Alles hin und her rennt, in ein stilles Heiligthum, wo nur das Ewige gedacht und empfunden werden kann.

Mir ist, als hätte ich das Buch noch nie gesehen, Alles ist mir neu und doch so heimisch. Alles was Goethe sagt, das Naturwissenschaftliche ausgenommen, ist mir so gegenwärtig, so stimmenlaut, so bis in den letzten

Hintergrund durchsichtig, daß ich mich unsäglich glücklich fühle, das alles so voll zu haben und tausend Bestätigung meines Denkens darin zu finden.

Ich habe das Buch gewiß schon gelesen, erinnere mich nur nicht wann? und wußte nicht, daß so Vieles davon in mir Leben geworden ist. Es umfängt mich eine tempelhafte Weihe, so im Ewigen, im Großen zu leben. Ich sehe die Dinge der Welt, vor Allem das dichterische Schaffen mit Goethes Auge, ich glaube wieder an dichterische Bewältigung des Lebens und fühle mich hochbegnadigt, daß ich das alles verstehe und daß ich doch auch ein Kleines zu machen wußte und weiß. Es ist eine Großheit und Wahrhaftigkeit in jedem Worte Goethes, daß ich oft mich umschaue, ob ich ihm nicht die Hände küssen könne.

Es wird noch lange dauern, bis die intelligente Welt goethereif ist und man erkennen wird, daß wirklich der homo liber im eminentesten Sinne erschienen war, der Alles in sich auslebte und beglich und für uns die Ergebnisse zurückließ, daß wir uns daran zu vollen Menschen ausbilden können; und das ist nicht Dogma, das ist ein Mensch, in dem das All geworden, er hat den Orakelspruch der Alten: Lerne dich selbst kennen! weit erhöht, und er heißt: lerne dich im All, in der Natur und Geschichte kennen. Freilich, und darin läßt er uns wieder frei, indem sich seine Endlichkeit offenbart, ein politischer Mensch war er nicht, er war der absolute Privatmensch, kein Staatsmensch; das brachte seine Zeit und seine Frankfurter Geburt mit sich, aber ist es nicht ein Großes, der reine Mensch zu sein? Die Tagespolitiker können natürlich einen solchen Menschen nicht fassen oder wenn sie ihn fassen, nicht gelten lassen, und mußten rufen: Kreuziget ihn, denn er half nicht am Staate bauen, den sie nach ihren Heischungen mit Recht aufrichten wollten.

Den 28. August 1866.

Wir lernen nur von denen, die wir lieben — dieser Ausspruch Goethes geht mir heute an seinem Geburtstag immer durch die Seele, und dies Urwort hat sich mir auch im Leben ergeben. Kampf, Widersacherei, Zurechtsetzung hilft uns nicht weiter, weil es nicht das Positive; das Echte ist schon an sich die Abwehr alles Falschen und Halben und Verquerten.

Ich hätte gern am heutigen Tage ein reines Fest gefeiert; ich bedarf dessen doppelt, denn mir ist oft zu Muthe, wie einem Soldaten, der wochenlang nicht aus den Kleidern gekommen ist, so übernächtig, so waschbedürftig, und Goethes Aussprüche sind mir der heilige Strom, in dem ich meine Seele bade.

Ich besuchte Nachmittags den alten Welcker, dessen feines und zartes Wesen mir trotz seiner Gebrechlichkeit wieder frisch entgegentrat. Er sprach bald mit mir von meiner Goetheschrift, die er mit liebevollem Eingehen

beurtheilte. Ich fragte ihn inwieweit das Tragische eine epische Behandlung zulasse. Er erwiderte, daß eigentlich alles Menschliche ein tragisches Moment habe und daß auch im Epischen das Tragische sich gebe; so sei in der Ilias der titanische Zorn des Achilleus Grundmotiv und finde zuletzt seine tragische Sühne in der Betrachtung beim Tode des Priamos.

Wir kamen dann auf Rückert zu sprechen, der nach einer Schilderung in den Grenzboten persönlich größer war als seine Schriften, aber alle Zusendungen lobte, und W. erzählte mir dabei, daß einmal Alexander von Humboldt den L. v. Buch geneckt habe, weil er einen geringen Geologen lobend recensirt habe. „Sie haben ihn ja auch gelobt", entgegnete Buch. „Ja, bei mir ist das anders, ich lobe immer und Alles", entgegnete Humboldt.

Auch Welcker fühlte sich von der großen politischen Wendung des Vaterlandes erhoben und hoffnungsvoll. Er schilderte mir sein langes Leben bloß mit Büchern und wie er jetzt bei mangelndem Augenlicht sich auf treffliche junge Männer verlassen müsse. Einer, der Student Lüders (ein wunderschöner Mensch) kam, und W. lobte ihn mir sehr und sagte überhaupt, daß eine treffliche Jugend heranwachse.

Es war eine besondere Friedensruhe in mir, als ich den herrlichen Mann verließ, der mir seine wunderbar kleine Hand reichte; sie fühlt sich an, wie die Jakob Grimms. Die Wissenschaft hat ein stilles Priesterthum, das wundersam verklärt.

Bonn, 1. September 1866.

Mein Kalender ist nun endlich fertig, und du wirst ihn nun in den nächsten Tagen erhalten. Du kannst dir kaum vorstellen, welche unsägliche Mühe er mir diesmal machte. Die Juligeschichte vom Rhein wäre besser gewesen, wenn sie ad momentum erschienen wäre, jetzt ist sie fremd und bloß historisch. Ich habe sie aber so gelassen, nichts von nachfolgender Stimmung hineingetragen. Auch die kurze Einleitung hat mich viel Arbeit gekostet, da hier jedes Wort und jede Wendung scharf abzumessen war.

Ich habe auch mancherlei politische Gespräche, öffentliche Briefe u. dgl. im Momente verfaßt, und da ich die sofortige Publikation verpaßt habe oder mich vielmehr noch nicht decidirt genug wußte, liegen diese Sachen nun da und ich kann nichts damit anfangen.

Heute oder morgen erwarte ich nun das Paket von Berlin mit allen Scripturen und Heften für den neuen Band Deutsche Abende. Ich muß Alles neu durcharbeiten und hoffe in diesem Monat damit fertig zu werden. Dann gebe ich mir ein paar Tage Ferien, und diese sollen ganz gewiß dazu benutzt werden, daß ich endlich zu dir komme.

Durch die Ausarbeitung der Deutschen Abende hoffe ich auch entsprechende Perspective zu gewinnen zu den jetzigen so überraschenden und

Alles im Grunde aufwühlenden vaterländischen Ereignissen und Neugestaltungen. Ich weiß nicht, wie man noch etwas schreiben oder vielmehr Lebensgestalten aufstellen soll, die nicht die Spur dieser großen Wandlung aufzeigen. Mir ist, als müsse eine ganz neue Denkweise und Gestaltungsart anbrechen, und Alles, was vor diesem Frühling war, ist weit, weit zurückgedrängt und veraltet oder nur Vorstufe und Entwicklungsmoment. Nach langen Abstractionen, Postulaten und logischen Deductionen tritt plötzlich das Leben mit neuen Bedingungen an uns heran, und wer das nicht erkennt, kommt nicht aus dem Kränkeln und Rückwünschen heraus. Es ist das nicht Anbeten des Erfolgs und die Unterwerfung vor ihm, es muß vielmehr erkannt und die nothwendige geschichtliche Thatsache dadurch zum freien Handeln werden, daß das Leben nicht nach abstract logischen Gesetzen sich aufbaut. Mir kommt es immer so vor: Wir machen uns logisch und materiell Pfundgewichte und Lothe, nach denen wir die Natur- und Geschichtsprodukte wägen; nun aber gibt es keine Pflanze, keinen Stein &c., die gerade ein Pfund oder geradaus ohne Bruch mehrere &c. wiegen. Unsere Maße sind nur abstracte Bestimmungen, nach denen wir die Formationen abmessen sollen und müssen; Natur und Geschichte bringen aber nichts dem Adäquates vor, und wir wären eingebildet, wenn wir die Produkte verwerfen wollten, weil sie über oder unter unseren Maßen sich dargeben.

250.

Bonn, 24. September 1866, Abends 9 Uhr.

Das ist gescheit und gut von dir, lieber Jakob, daß du frisch entschlossen zu mir kommst. Du hast Recht, ich bin so viel herumvagirt, daß ich nicht mehr vom Fleck mag.

251.

Bonn, Samstag Morgens 9½ Uhr, 13. October 1866.

Ich war gestern endlich zur glücklichen Arbeitsstimmung und zu der entsprechenden Handhabe gekommen. [Da] kam Eugen mit dem Telegraphenboten. Ich öffne und lese: Eben wurde der Kalender wegen Seite 21 von der Staatsanwaltschaft saisirt. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Mir war's als würde ich vom Schlage gerührt. Ich suchte die Stelle[1]. Allerdings ist der Ausdruck sehr scharf, aber gewiß nur im Charakter des Erblindeten, dem das Blut des Enthaupteten auf die Brust gespritzt. Wird man daraus eine Anklage auf Majestätsverbrechen machen können? Es scheint.

Ein Frösteln, nicht der Furcht, aber des Schreckens überkam mich, daß ich jetzt in meinem Alter wegen solchen Vergehens auf der Anklagebank

[1] Die Bestätigung eines Todesurtheils betreffend.

sitzen soll und daß mir — denn verurtheilt kann ich nicht werden — auf lange alle Arbeitsstimmung geraubt ist, und ich habe es doch in jeder Beziehung so nöthig, mich in meinem Berufe zu erneuen.

Ich mußte Jemand haben, mit dem ich spreche; ich ging zu Sybel. Schon unterwegs kam mehr Ruhe über mich. Nicht ich werde durch diese Sache geschädigt, sondern die Ehre und neue Schönheit des preußischen Lebens, und das thut mir auch wehe. Ich kam zu Sybel, ich zeigte ihm das Telegramm, und er war eben so erstaunt als empört. Auf Majestätsbeleidigung, glaubt er indeß, kann nicht angeklagt werden, vielleicht auf jenen entsetzlich elastischen Paragraphen: Anreizung zu Haß und Mißvergnügen gegen bestehende Einrichtungen ꝛc. Er erkannte indeß mit mir, daß alles Recht der dichterischen Phantasie vernichtet werden müßte, wenn solche Anklagen erhoben werden können. Wenn es zur Anklage käme, solle ich mich gar nicht vertheidigen, sondern nur den Richtern sagen: Lest die Novelle und urtheilt.

Sonntag, den 14. October, Nachts 11 Uhr.

Ich kann keine Ruhe finden, ich will sehen, ob sie mir wird, indem ich dir schreibe.

Ich fühlte mich heute Morgen so frisch, daß ich sofort nach dem Frühstück den Entwurf zu einer größeren Erzählung niederschrieb. Mir ist, als wäre es ganz unmöglich, daß man mich auf die Anklagebank setzt, und doch fährt mir's immer wieder durch den Sinn, der Staat und vor Allem dieser preußisch soldatische ist etwas so entsetzlich Ernstes, daß auch der Poet nicht muckſen darf.

Ich war eben daran, einen Brief an den Geh. Rath Friedberg (vortragender Rath im Justiz-Ministerium), mit dem ich mehrmals und noch beim letzten Hoffeste freundlich zusammen war, zu concipiren, als Ferdinand Hiller in Begleitung seines Neffen, des trefflichen Philologen, zu mir kam. Es gibt wenig Menschen, die mir zu allen Zeiten so wohlthun und im Tiefsten mir heimisch sind, wie Ferdinand Hiller. Daß die Anklage zurückgenommen werden muß, ist ihm wie mir keine Frage. Hiller war zu Tische nach Godesberg geladen. Auch ich wollte Nachmittags mit den Meinigen dorthin. Ich schrieb noch den Entwurf des Briefes an Friedberg fertig, aber nach Tisch mußte ich die Meinigen allein nach Godesberg fahren lassen, da ich Sybel versprochen hatte, was ich thue, mit ihm zu besprechen. Ich traf Sybel am Klavier. Wir lasen den Brief, er billigte Alles.

Ich gehe nach Hause, da tritt mir im Flur eine schwarzgekleidete Dame entgegen. Es ist Frau Freiligrath mit ihrer Tochter. Die herzliche Begrüßung und alle Wiedererweckung vergangenen jugendfreien Lebens that mir sehr wohl. Sie blieben bei uns zum Thee und auch Ferdinand Hiller kam und blieb. Ich begleitete Frau Freiligrath zu ihrer Wohnung, und die

feine, im schönsten Gedankenleben sich bewegende Frau, die ihrem Mann in Noth und Sorge des Exils so hilfreich zur Seite gestanden und ihn mit stets gleicher Verehrung betrachtet, ja eifervoll ist, daß man seiner im Vaterlande nicht mehr genugsam denke, und dabei die Zufriedenheit und ruhige Gelassenheit trotz ihrer jetzt wieder fraglichen Familienexistenz — ach, lieber Jakob, das Schöne und Heldenhafte ist Wirklichkeit in der Welt, und wie klein ist, was i ch zu leiden habe für das Allgemeine gegenüber von Freiligrath.

Dienstag, 16. Oktober 1866, Morgens.

Die ganze Skala verschiedenartigster Empfindungen: plötzlicher Schrecken, Zorn, Bedauern über die Engbrüstigkeit trotz der Aufschnürung im preußischen Wesen, Empörung, daß mir meine Ruhe geraubt, und dann ein Hochgefühl, daß ich persönlich für den Austrag eines humanen Postulats eintreten soll — Alles geht auf und ab in mir.

Ich hatte gestern Morgen soviel freie Stimmung, die ersten zwei Kapitel an meinem Kinderbuche zu schreiben und, wie ich glaube, in gutem Tone. Es ist als ob Melodien in mir spielen, die mitten im Wirrwar aufklingen wollen.

252.

Wiesbaden, 18. October 1866.

Gestern Mittag kam ich hier an und habe mit Tauchnitz, der mit Sohn und Tochter angekommen ist, abgeschlossen. Die Uebersetzung kommt in die **Tauchnitzedition.**

Nun geht mir aber die Berliner Prozeßgeschichte nicht aus dem Kopf. Ich bin heut Nacht dreimal dran aus dem Schlafe erwacht und bin jetzt schon seit 6 Uhr auf. — Ich sehe dich bald.

253.

Bonn, Sonntag, 21. October 1866, Morgens 8½ U.

Soeben erhalte ich einen Brief des Kalender-Verlegers: die Confiscation des Kalenders ist aufgehoben, wenn ein Carton für S. 21 gedruckt wird, und das thun wir.

Ich selber bin freilich damit noch nicht freigesprochen, aber die ganze Angelegenheit ist nun auf den Weg der milden Praxis gelenkt, und es scheint keine Frage, daß nach entsprechender Maßnahme die weitere gerichtliche Prozedur niedergeschlagen wird. Ich freue mich besonders, daß aller weitere Eclat vermieden wird, ich habe keine Freude dran.

254.

Bonn, 21. October 1866, Nachts 9½ Uhr.

Hier, lieber Jakob, meine Amendirung von S. 21. Ich habe sie in die Druckerei geschickt. Ich widerrufe nicht, ich wahre nur den Gedanken

vor dem Mißverstand gerichtlicher Verfolgung. Ich muß das Recht des freien Gedankens und der freien Phantasie wahren, das ist meine Pflicht, die ich zu keiner persönlichen Salvirung preisgeben darf. — Ich bin noch ganz satt von all dem Guten bei euch.

255.

Bonn, 24. October 1866.

Vergangene Nacht um 11 Uhr kam ich mit meiner Frau und Ottilie von Köln zurück. Wir waren im ersten heurigen Gürzenich=Conzert, und ich kann dir nicht sagen, wie mich das Requiem von Cherubini ergriff; ich sah die Gestalten der Bittenden händeringend und auf den Knieen sich hin und her wendend an einem idealen Koloß sich abarbeiten und sich in alle Vorstellungen der Unendlichkeit hinein versetzen, bis zuletzt die wunderbare Beseligung kommt und Alles wie eine Wolke allmählich zergeht. Das ist doch etwas, was nur die christliche Kunst machen konnte, das ist in Tönen jenes durchgeistigte Sein, wie es auf den großen Bildern der Verklärung sich schaubar darstellt. Hat die moderne Weltanschauung etwas, was sie hiefür einsetzen kann? Der Stahlpanzer, wie ihn Johann Jakoby in den Thesen des **homo liber** aus den Schriften Spinozas zusammengenietet, was läßt sich daraus in Ton und Gestalt umwandeln, daß Alle, die hören und sehen, seiner beruhigend inne werden?

Dem berauschenden katholischen Wesen gegenüber könnte man leicht zum Ketzer am reinen Denken werden, und doch muß die Menschheit den reinen Gedanken neu umbilden und Allen darbringen können, aber wie? Sind wir vielleicht, weil in der Mythologie erwachsen, dazu nicht fähig und wird ein neues Geschlecht ohne diese Traditionen das bewirken können? Nur manchmal huschte mir dies Zucken durch die Seele, dann aber nahm mich der Strom der Töne ganz mit sich fort.

Es war mißlich nach und in so gehobener Stimmung noch auf die Eisenbahn in das Gerassel zu müssen, und gut war's, daß ich auf meinem Zimmer deinen Brief traf. Du bist ganz im Echten, wie du deine Lessing=Arbeit anfassest, und gerade Lessing ist in seinem Nathan der Erste, der die reine Religion ohne alle Mythologie dichterisch zu fassen wußte . . . .

Von so gewaltigen Dingen weg komme ich nur schwer dazu, dir zu sagen, daß der mit dir besprochene Arbeitsplan mich keine Stunde verläßt, und das ist immer, wenn etwas in mir Leben wird. Und wunderbar! Wenn ich Musik höre, und ist sie von ganz fremder Richtung, sie macht mich immer produktiv, Gestalten und Conflicte bildend, und ich möchte etwas finden, was so weitumfassend, die letzten Gründe der Empfindung bewegend ist.

Sei ruhig, lieber Jakob, was auch der Tag bringen mag, ich trage den ergiebigen Arbeitsplan durch Alles hindurch und bin der Zuversicht, daß

die Frühlingssonne meine abgeschlossene Arbeit bescheinen soll, dann will ich sie im Sommer auszeitigen.

Ich bin im Innersten glücklich, daß ich wieder etwas Rechtes habe. Arbeit allein erlöst von innerer und äußerer Bedrängniß. Das aber ist das bürgerlich Schwere des Dichterberufes, daß das höchste Wachsein wie der Schlaf nicht erzwungen werden kann. Das Einzige, was Natur und Wille heischen muß, besteht darin, daß man sich im bloßen Träumen und Genießen und Erleben keine Ruhe geben darf. Sonst verschlammt man.

256.

Bonn, 27. October 1866.

Während ich auf die Entscheidung warte, daß die Kalender-Affaire nun ganz vorbei sei, kommen mir immer mehr Gedanken über diese Geschichte an sich und die Rechtsgrenze der Kunst, speziell der Poesie. Eine sogenannte Tendenzdichtung begibt sich aus dem Tempelheiligthum, wo keine Weltgewalt sie antasten und vor ein anderes Forum bringen darf, auf die Straße und in die Gerichtssäle &c. und verfällt damit in eine fremde Jurisdiction. Schon das sollte uns lehren, daß die Tendenzdichtung eine in sich unberechtigte Mischung ist, und es ist etwas von Unwahrheit darin — und alle Unwahrheit rächt sich auf Erden — wenn man bei staatlichen Angriffen das Wort Tendenz streicht und sich rein auf den Boden der Poesie unangreifbar stellen will. Wäre ich rein dichterisch geblieben, so hätte ich, es ist mir das heute klar geworden, als ich an Dr. Abel schrieb, auch den Gegensatz, die Vertretung der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe, zur entsprechenden Repräsentation bringen müssen. Ich hätte damit auch das Prägnanteste, was die Kunst vermag, den Dreiklang hervorgebracht. In der Mitte der Held-Erzähler im Mittelton oder Bariton, rechts und links Tenor und Baß. Wie der Oheim Vertreter der Abschaffung, konnte der Vater mit einigen leichten Strichen Vertreter der Aufrechterhaltung der Todesstrafe sein und zwischen diesen beiden, die mit Idee und Gemüth an ihm reißen, stünde der Held. Dadurch wäre das Thema eigentlich erst durchcomponirt gewesen. Aber der Teufel heißt in der Kunst Bequemlichkeit und Gutseinlasser, und in unserer Zeit erscheint der Teufel noch dazu als Schaffner, der sein schnarrendes: Drei Minuten Aufenthalt! Fertig! Fort! ruft.

Ich habe von dieser Affaire viel gelernt. Ich will fleißig sein, aber nichts in Form der Poesie machen, was nicht der Wahrheit und Gerechtigkeit der Kunst entspricht, soviel ich vermag. Dann mag kommen was will, ich bin ruhig in mir. So aber bin ich es in dieser ganzen Affaire nicht. Ich habe das Gefühl, daß wenn ich vor Gericht käme, ich mich nicht mehr recht zu vertheidigen wüßte. Es ist ein wunderbarer Tiefsinn, daß die Volkssage den Grenzstein-Verrücker so hart straft.

Nun aber genug für heute. Ich hoffe, dir morgen minder Beschwerendes zu schreiben.

Ich möchte gern, aber ich kann doch nicht vom Papiere weg. Ich meine nämlich, ich habe dir noch nicht gesagt: es ist ein Geist der Defraudation, des Schmuggels, der Selbstdispensation in unsere ganze moderne Welt gekommen. Das ist ihre eigentliche Krankheit. Sie geht vom Kirchenthum aus und setzt sich als feine Nebelatome in Alles. Wir sind nämlich allesammt nicht absolut wahr. Wir lassen uns in der Welt für etwas gelten, was wir eigentlich nicht sind, es ist kein volles Denken von individueller Ueberzeugung und dem Dogma oder der Institution vorhanden. Es fehlt uns die volle Loyalität, die den eigentlich sittlichen harmonischen Menschen macht. Es ist ein Zwiespalt in der ganzen modernen Welt, und das kommt auch in der Poesie der Zerrissenheit zu Tage, daß wir nicht als gefriedete Persönlichkeiten aufgehen in das Allgemeine. Jeder hat seinen individuellen Coder, und es ist ein ewiges Pactiren und Compromisse schließen.

Nun hat uns Deutsche — ich muß einen Sprung machen — Metternich zu ständigen Heimlichkeitsträgern, zu ideell berechtigten Opponenten gegen das bloß auf die Macht gestützte Gesetz gemacht. Das hat uns eine große Schädigung des heiligsten Lebens zugefügt, die wir kaum mehr wissen; es bleibt nichts als Isolirung oder geheime gedeckte Kriegführung. Wer dies Elend einmal anfassen und dichterisch erlösen könnte, der hätte Großes in der Welt geleistet.

Nun ist der Bogen fertig, aber fertig werde ich doch nicht mit dem, was ich eigentlich sagen will.

Bonn, 13. November 1866.

Die Briefe, die ich aus Berlin erhalte, lassen es mich als eine günstige Fügung erkennen, daß ich diesen Winter nicht dort bin. Das politische Parteileben und die Freundschaftsbeziehungen sind dort in eine Art Chaos gerathen, und neben dem Kampfe mit den Genossen und wieder mit den alten Feinden zugleich haben die Besten einen Kampf mit sich auszufechten, denn sie müssen ein Stück Corruption an sich üben, um praktisch zu bleiben und der gewaltthätigen Einheit sich fügend, der Freiheit zu zu wirken.

Ich käme, wenn ich diesen Winter dort wäre, zu gar keinem freien Empfinden und Gestalten, und dabei stünde ich doch nebenaus als nicht Selbstthätiger. Und nun gar, wenn ich die Confiscationsgeschichte dort erlebt hätte! Dieses Red- und Antwortgeben und diese Abwehr, mich zu einem politischen Märtyrer und zu dem machen zu wollen, [der hilft] den alten Schlendrian der Staatsmaschine aufzulösen, was mir Briefe zumuthen!

257.

Bonn, 23. November 1866, Abends 9 Uhr.

Zu deinem Geburtstage will ich mit einem Worte bei dir sein. Ich spreche keinen Wunsch aus, denn es gibt keinen Wunsch für dich, dessen Erfüllung nicht auch mein ist. Eins aber sollen wir uns zu freudigem Bewußtsein vergegenwärtigen: Es ist ein Glück der besten Art, daß wir einander so lange und so haben, wie wir uns haben. Und dürfen wir uns nicht sagen, daß je älter wir werden, wir immer mehr für einander werden in treuem Hegen zu einander und in Allem, was das Leben verschönt und klärt und erhöht und lebenswerth macht?

Ich will nicht weiter sprechen. Sag nur den Deinen, daß ich im Geiste bei euch bin.





1867.

258.

Bonn, 6. Januar 1867.

Ich habe in wenig Tagen eine Erzählung in erster Niederschrift fertig gebracht. Ich bin jetzt, da sich mir das Thema von selbst sehr erweitert, in einer grundmäßig neuen Gestaltung desselben[1]. Ich will dir nichts Näheres sagen und nur dir eine Aufgabe stellen. Schreibe mir deine Gedanken auf: Wie ein Privaterzieher von umfassender Bildung einen zum Jüngling werdenden Knaben, der Millionen erben soll, zu erziehen hat.

Ich sage dir absichtlich nichts Näheres über die Geschichte, weil ich deine Gedanken über das Problem an sich wissen will. Ich will meine fixirten Ausführungen daran messen und vielleicht erweitern. Den Kernpunkt glaube ich getroffen zu haben, aber ich sage dir auch diesen nicht, weil ich sehen will, ob auch du darauf kommst.

Schick mir deine Betrachtungen Ende nächster Woche. Bis dahin hoffe ich das Ganze für mich ausgestaltet zu haben, und dann thut mir fremdes Wissen und Erkennen gut.

Das Kinderbuch, für das ich wie ich glaube gut vorgearbeitet habe, ist mir für jetzt unmöglich.

David Strauß war hier bei seiner Tochter, und wir waren die acht Tage täglich viele erquickungsvolle Stunden miteinander.

259.

Bonn, 29. Januar 1867.

Ich will dir sofort antworten, lieber Jakob. Es freut mich sehr, daß nur Arbeit dich am Briefschreiben gehindert hat. . . .

---

[1] Der erste Entwurf der Erzählung führte zum Plane des Romans: Das Landhaus am Rhein.

Ich habe in deine Bemerkungen zu der dir gestellten Frage nur hineingesehen, denn ich will mich jetzt nicht weiter beunruhigen. Ich habe einen festen Plan und will, was du sagst, erst wenn ich eigentlich fertig bin, zum Abmaße mir aneignen.

Ich habe in Düsseldorf auch mit Vautier wegen Illustration des Barfüßele verhandelt.

Heute war ich mit Robert Cauer, der morgen abreist, gute Stunden im Antiken-Museum. Am Oberrhein nennen sie gutes, Regen und Sonne vereinendes Wetter — wachsbares Wetter, und so kann ich sagen, das waren wachsbare Stunden.

260.

Bonn, 2. März 1867.

Gestern erfuhr ich auch, daß im Briefwechsel Heines Scharfes gegen mich gesagt sei. Ich ging in den Buchladen und las den Brief an Laube aus dem Jahre 1846. Ich finde diese ganze Art des Ausdrucks und die Empfindungsweise Heines ganz consequent aus seinem Naturell, und es ist ganz natürliche Correspondenz: mir ist Heine, dem Alles für einen Witz feil ist, tief zuwider und so muß ich mit meinem Wesen ihm auch zuwider sein. Ich hatte auch schon lange von Meißner gehört, daß Heine gesagt habe, er habe einen eigenen Galgen für mich bereit wegen meiner Recension seines Buches über Börne aus dem Jahre 1840 in der Mitternachtszeitung, die ich damals sonst nirgends anbringen konnte. Wie gut ist es, daß wir seit 1848 und nun erst seit 1866 aus der literarischen oder eigentlich Literaten-Misère erlöst sind. Da hieß es immer: deine Recension, meine Recension, der ist da heruntergemacht, dort in den Himmel gehoben ꝛc.; es war eine angefaulte Existenz mit Witzbläschen und eitel literarischer Intrigue, jedes Briefchen kokett auf die Publikation stilisirt.

Ich bin stolz darauf, auch etwas zur Erlösung von dieser grundmäßigen Erlogenheit der Literatur beigetragen zu haben.

Was ich in den Deutschen Abenden über Heine sagte, würde ich auch heute gerade so sagen; er ist ein Phänomen, ein Dichter und ein Erzlump dabei.

Den 14. März 1867.

Heute Mittag berichtete mir August über eine Recension von Hengstenberg in dessen Kirchenzeitung. Ich ging gegen Abend ins akademische Lesezimmer. Ich las die Recension, sie ist freilich perfid in einzelnen Anführungen, aber im Ganzen geht dieser Feind des freien Gedankens viel tiefer in den Grund meiner Anschauungen und Darstellungen ein, als die Freien. Hätte ich polemische Kraft und Leichtigkeit, ich könnte dem Manne gut antworten, aber so muß ich's lassen, und im Uebrigen ist mir's ein Genügen,

daß ich doch ins Schwarze getroffen haben muß, da der protestantische Papst so gegen mich aufsitzt.

261.

Bonn, 10. April 1867.

Als du [von Heidelberg] abgereist warst, ging ich zu deinem Bruder und meiner Schwester zurück. Ich wollte bei ihnen sein, jetzt in dieser Stunde, da das Kind sie verlassen auf immer.

Am Montag früh, es war beständig ein leiser Regen, ging ich mit dem Synagogendiener nach dem Friedhof, vorbei am Hause unseres Lehrers Schlosser. Der Diener schloß die eiserne Thüre auf. Ich bat ihn mich allein zu lassen. Ich ging nach dem Grabe meiner Auguste. Warum mußte dieses holdselige reine und erhabene Wesen, an dem der Tod nichts zu verklären hatte, so früh, so jäh dahingerafft werden?

Der Ephen war über einzelne goldene Buchstaben gewachsen, ich trennte ihn ab und kratzte die Zweigklammern los, und mir brachen fast die Kniee. In jeden Frühling hinein gehe ich in Wirklichkeit und in Gedanken über ein Grab, und mein einziger Wunsch ist, daß auch mein Grab einst so besucht werde.

Der Diener schloß die eiserne Thüre wieder. Ich ging das Thal hinauf, da sind ganz neue Anlagen, ein prächtiger Wasserfall, da bin ich mit meiner Auguste gewandelt und Alles ist jetzt anders, fremd. Hier war's, wo ich mit ihr ging und ich sprach aus voller Seele über den großen ethischen Zusammenhang der Welt, und sie sagte: „O, wüßten die Menschen wie gut und fromm du bist!" O, wie erhob sie mich und Alles was ich bin, und wie hatte bei ihr alle Welt Unrecht [in dem], was sie gegen mich sagte.

Den 11. April.

Ich konnte gestern nicht weiter und fahre heute fort. Lange ging ich den Berg hinan und sah den Steinbrechern im Steinbruch zu, es regnete fort und fort, ich wußte nicht, wie ich wieder unter die Menschen gehen und mit ihnen sprechen soll. Endlich kehrte ich doch in die Stadt zurück und schaute mir lange die Photographien in einem Ladenfenster an, dann besuchte ich Professor Knies, der ein frischer Mann ist und eine herrliche Frau hat. Auch Professor Wattenbach kam, und wir sprachen von Politik und Preußenhaß und Nord und Süd und Luxemburg. Das ist die Welt, sie läßt nicht los, und es ist gut, daß es so ist. Ich besuchte dann noch Helmholtz, dessen Frau, die Tochter meines Freundes Robert Mohl, damals als Kind täglich bei meiner Auguste gewesen. Helmholtz schenkte mir seine Abhandlungen, ich sollte ihm die Deutschen Abende dafür geben.

Nach Tisch war ich so müde, daß ich lange nicht aufstehen konnte.

Ich wollte nun alle die erinnerungsschweren Orte besuchen und ging über die Brücke nach unserer Wohnung. Auf der Brücke kam plötzlich ein so heftiger Hagelsturm, daß ich nur mit äußerster Anstrengung mich ins Brückenwärterhäuschen flüchten konnte. Ich war an der Vorthüre unserer Wohnung, dann ging ich zu unserm ehemaligen Nachbar Professor Weber. Seine Schwiegermutter, die 88 Jahre alt, aber noch frisch, sprach noch viel von meiner Auguste; sie ist Allen, die sie kannten, eine in Liebe gehegte Erinnerung.

Vergiß nicht, daß du auch Weber deinen Lessing-Mendelssohn schickst, ebenso Professor Wattenbach. Weber brachte mich noch zu seinem Schwiegersohn, Professor Holtzmann, der mit im Hause wohnt, dann gingen wir im Regen gegen Ziegelhausen spazieren. Das war mein täglicher Gang mit meiner Auguste gewesen.

Am Abend war ich zum Thee bei meinem alten lieben Freunde Eduard Zeller. Helmholtz und Frau, Wattenbach und Schwester waren auch da, und es war mir besonders wohl mit dem alten Jugendgenossen; da steht man in einer Sicherheit und Ruhe, die nicht leicht ein späteres Freundschaftsverhältniß wieder gewinnt. Zeller ist ein Mann, der sich gründlich frei gemacht, und dabei hat er die Zartheit für alles Künstlerische, die er schon in Tübingen hatte, treu bewahrt.

Am andern Morgen ging ich gar nicht aus und blieb bei den Unsrigen bis zur Abreise um 12 Uhr. — [Auf der Fahrt] las ich die Abhandlung von Helmholtz über das Verhältniß der Naturwissenschaften zur Gesammtheit der Wissenschaft — das mußt du lesen, und zwar hole dir das Heft sofort. Das ist eine Erquickung ohne Gleichen, ich habe bei manchen Sätzen das Buch weggelegt, um mir die Fülle und Größe des Gedankens recht in die Seele zu prägen. Es ist eine wunderbare Welt, in der wir jetzt stehen, und da ist ein Geist, der uns Alles durchklärt und symphonisch bindet. Ich freue mich, daß auch du die Glückseligkeit haben sollst, das in dich aufzunehmen, und gerade jetzt, wo es dir endlich gegeben war, eine so vortreffliche Abhandlung zu schreiben und in kleine Zwischensätze ganze Gedankengarben einzubinden, gerade jetzt wird dir's eine Freude sein zu sehen, wie Alles zusammenstimmt, und Jeder nach seiner Stimmbegabung voll eintönt. Was Helmholtz über das Exacte in der Psychologie und Poesie sagt, wie er den Takt obenauf setzt, das ist meistermäßig, und so Alles. Lies das bald und schreib mir auch deinen Eindruck.

262.

Bonn, 18. April 1867.

Ich lebe die Zeitereignisse so intim mit, daß mir die so lang andauernde Verschiebung aller Verhältnisse und Prinzipien noch eine besondere

Unruhe und Wirrniß gibt. Wir treten in die einige Gestaltung des Vaterlandes ein, und Alles ist nur Vernunftheirath mit stetigem Vorhalt der Resignation; es ist keine volle Freude dabei. Vielleicht ist das in der Politik so gerade nöthig; wir wollten die Postulate des reinen Gedankens und des Herzens verwirklichen, und alles Gewordene ist schließlich ein Compromiß zwischen der reinen Idee und den realen Bedingungen. Fort mit Schaden! heißt es zuletzt, um nur etwas zu Stande zu bringen und abzusetzen. Der Abschluß der Norddeutschen Verfassung ist doch ein großer weltgeschichtlicher Anfang, und zu Zeiten wären wir ganz froh gewesen nur das erreicht zu haben. Die Art der Weihegebung, die Freund Simson immer in so taktvoller Weise zu verleihen versteht, hat mir besonders wohlgethan, weil sonst leicht Alles so dürr, trocken und unmusikalisch sich abschließt. Ich gönne es dem edlen Manne besonders, das endlich erreicht zu haben, und es ist gewiß nicht unrecht, wenn wir Juden dabei besonderen Antheil nehmen, denn S. hält treu zu seinen Abstammungsgenossen. Gewiß wäre für uns manche Garantie der Freiheit vonnöthen, aber Bismarck hat doch etwas zu Stande gebracht, was noch keine geschichtliche deutsche Person, kein Kaiser vermocht hatte.

Ich denke heute den ganzen Tag daran, eine Kalender-Geschichte, eine Fortsetzung von „Hol über" zu machen, in der ich meine ganze Empfindung ausgestaltete, aber das hat seine besonderen Haken. Wir sind durch lebenslange Gewöhnung in einen Oppositionsstolz und — wie soll ich doch sagen? — zugleich in eine gewisse Furchtsamkeit, Scheu und Feigheit hinein genietet, so daß wir Bedenken haben, einem Machtbegabten die entsprechende Anerkenntniß auszudrücken. Der Lobpreis gegen das Volk, auch wenn das, was man zu loben hat, erst Zumuthungen und Erwartungen sind, gilt für schön und frei; aber weil Viele von einem großen machtbegabten Manne Vortheil haben können, gilt die freie Huldigung für knechtische Machtanbetung.

Jedenfalls warte ich noch, bis Alles sich in der Zeitgeschichte und dann auch in mir mehr geklärt und gefestigt hat.

Ich bin Willens, sobald ich wieder freie Stimmung gewonnen, rheinaufwärts nach einem Orte, wo ich Berg und Wald nahe habe, zu ziehen. Ich habe auch schon an Bingen gedacht. Das wäre besonders schön, weil wir uns oft am Sonntag unterwegs zusammenfinden könnten. Der Luxemburger Handel kann freilich jeden Plan zerstören, aber ich hoffe doch noch auf Frieden.

Den 20. April 1867.

Du sollst dich nicht grämen! Mit diesem Worte erwachte ich heute Morgen und hörte den Nachtigallenschlag, wie wenn mir das Wort im

Traume zugerufen worden wäre. Ich meine, es ist das Wort, das Spinoza vom homo liber sagt: non piget. Und ich meine, ich muß und kann es zur Wahrheit machen.

Es ist heute ein Morgen so voll Duft und Vogelsang und farbigem Schimmer, daß man gar nicht faßt, wie man je verdüstert, lebensüberdrüssig war und sein sollte.

Es ist mein Erstes nach dem Frühstück, dir zu schreiben. Du sollst morgen am Ostersonntag diesen Brief haben. Ich war eine Stunde im Freien und die Seele ist mir voll, ich vergesse Alles und lebe und athme nur. Du kennst mein Zimmer mit dem Ausblick auf den Strom, da stand ich auf dem Balkon und wäre gerne hinausgeflogen ins Weite. Ich will mir diese Frühlingstage rein einheimsen. Aber ich will dir noch erzählen.

Ich hatte Professor Bernays versprochen mit ihm Seder[1] zu halten. Gestern früh schickte er mir eine Karte, die mich daran erinnerte. Ich holte ihn in der Dämmerung ab, wir gingen zu seiner Cousine, einer Wittwe Nannette Cahn, einer gebildeten feinen Frau; noch eine Holländerin u. A. waren mit in der Gesellschaft. Alles war nach strengem Ritus mit alten goldenen Bechern bereitet, und B., der nicht singen kann, freute sich meines Auerbach'schen Familienerbes.

Nun aber brachten mir die alten Worte, Bilder und Melodien ein Stück Jugend zurück. Wir waren überaus munter im freien und im fixirten Worte. Ich sprach sofort den **Mah-nischtanna**[2], und gar anmuthend ist es doch, wie die Alten die Aufmerksamkeit der Kinder zu erwecken anordneten. Und so gings nun weiter, auch durch das Alberne hindurch. Die Bemerkung von B., daß kein noch lebender und thätiger Volksstamm eine so weit hinaus reichende unbestreitbare geschichtliche Thatsache hat, trifft mit dem Gedanken zusammen, den du damals bei der Fahrt von Liebenstein nach Eisenach ausgesprochen hast.

Um 10 Uhr gingen wir heimwärts, brachten zuerst die Holländerin in den Gasthof, und dann ging B. und ich noch lang im Schein des Vollmonds, während Alles wundersam ringsum duftete; die Knospen an den Bäumen sprangen auf in der Nacht und die Nachtigallen, hier so reich, sangen.

B. ist eine in sich beruhigte, wünscheloſe einsame Natur, er lebt nur

[1] Häusliche religiöse Feier in der Nacht des Passah-Festes.

[2] Eine Stelle aus dem für diese Feier bestimmten Gebetbüchlein, die gewöhnlich von einem Kinde gesprochen wird. Das Kind fragt, weshalb diese Nacht durch besondere Gebräuche ausgezeichnet werde. Als Antwort folgt die Erzählung von der wunderbaren Befreiung der Vorfahren, verbunden mit der Ermahnung zum Danke gegen Gott, zu dem auch die Nachkommen jederzeit verpflichtet sind.

in Büchern und für Bücher, familienlos im weitesten Sinne, überaus mäßig in Speise und Trank, fern von jedem Affekt. Mir war's als ginge Spinoza mit mir, der persönliche, nicht der ideelle, denn ihre Tendenzen sind ja so sehr verschieden. Sehr Schönes über das Wesen der Mythe, wie es Aristoteles bezeichnet, eben das was wir heute die dichterische Fabel nennen, sagte mir B.

Dann kamen wir auch viel auf die Juden zu reden. B., der Bunsen viel bei seiner Bibel geholfen, erzählte mir, daß Bunsen einst gesagt habe, er bewundere die Juden besonders, wenn er sie mit den Zigeunern vergleiche: diese, ebenfalls zersprengt und ausgestoßen, wurden die Feinde der Menschen und alles civilen Bestandes und blieben ständig Culturgegner, Vagabunden, nur von der Polizei gezähmt; die Juden dagegen, kaum war ihnen das Leben eröffnet, traten sie mit voll angehäuftem Schatze der Menschenliebe und energischer Culturarbeit ein. — Tief ergriff mich die Bemerkung, daß die Juden schon einmal in Spanien ganz frei waren und wieder zurückgeworfen wurden. Könnte das noch einmal so sein in der Geschichte? Heimgekehrt schrieb ich noch bis nach Mitternacht vielerlei. Heute früh erwachte ich frisch und sprach in der Poppelsdorfer Allee mit Professor Schaarschmidt, der meine Spinoza-Uebersetzung revidiren soll, denn mir nimmt es ein ganzes Jahr weg, wenn ich das selbst machen soll. Auch B. will helfen, aber — da hast du gleich wieder den ganzen Menschen — er nimmt nie Honorar für eine Wissenschafts-Arbeit, und das Ganze könnte ich ihm dann so nicht zumuthen.

Nun aber, lieber Jakob habe ich genug geschrieben. Laß dir's recht wohl sein im Frühling und setze meinen Stock mit frischer Zwinge viel in Bewegung.

263.

Bonn, 30. April 1867.

So packe ich also mein Bündel wieder einmal und suche Rast am Wegraine. Ich, der ich mit einem einzigen Baume vor mir auch angewurzelt fortleben möchte, muß ewig wandern und wandern. Vielleicht liegt darin auch ein Geschick, das mich zu Frischem und Neuem bringt. Ich habe eigentlich Sehnsucht nach warmem Anschluß an ein Freundesherz und gehe in die Einsamkeit der Natur.

Ich reise vielleicht schon heut Abend, jedenfalls aber morgen früh. Gestern Abend hatte ich einen großen Schreck. Ich fand im Buchladen den soeben angekommenen neuen Roman von Herman Grimm: Unüberwindliche Mächte. Ich sehe hinein, da sind ganze Stellen fast wörtlich wie aus meinem Buche. Ich habe bis nach Mitternacht den ersten Band gelesen. Eine äußerst feine, wohlbedachte und ciselirte Arbeit und, immer aufs neue

erschrecke ich. Da ist ähnliche Wechselbeziehung zwischen Amerika und Deutschland und groß gefaßt, da ist Werkthätigkeit auch vielfach Thema, und ein Erzieher scheint eine große Rolle zu spielen, und ich sehe schon, auch der Schauplatz verlegt sich später nach Amerika, Alles ganz nahe oder parallel mit meinem Plane. Ich werde mich aber doch nicht abschrecken und verdrängen lassen. Aber wunderbar ist doch dies Zusammentreffen und ich sehe schon, wie viel Mißlichkeit es mir bereiten wird.

Bacharach, 1. Mai 1867.

Heute früh bin ich mit August auf dem Dampfschiffe abgereist. Es ist zwar noch kalt und naß, aber der Frühling muß doch endlich kommen, und ich will nicht wieder einen versäumen.

Ich habe hier nach Wohnung gesucht, es ist keine für mich da, auch hat der Ort nicht Schatten genug im Sommer. Ich ging, als es sich am Abend aufhellte, mit A. rheinaufwärts nach Rheindiebach; so viel Nachtigallen an einem Fleck habe ich noch nie gehört, sie bildeten eine Tonkette am ganzen Ufer.

Nun bin ich ein Vogel, der ausgeflogen ist, ich muß ein Nest finden, um meinen Plan auszubrüten, daß er flügge wird. Ich bin über alle Maßen aufgeregt, aber das ist doch besser als die permanente Schlaffheit und Grübelei, die Herr über mich werden wollte.

Bingen, 2. Mai 1867.

Ahnst du nichts, daß ich dir jetzt so nahe bin, lieber Jakob? Ich bin mit A. hieher, wo ich am Bürgermeister Eberhard Soherr (ein Studiengenosse von München und alter Burschenschafter) einen trefflichen Freund habe. Ich freue mich hier wieder frisches Leben zu sehen. Soherr will mir das Schloß Klopp zur Wohnung geben (es gehört seinem Schwager), aber es ist doch gar zu düster und einsam abgeschnitten.

Auf dem Rochusberg, 7. Mai 1867, Morgens.

Nun habe ich den ersten Trunk Waldeinsamkeit und kredenze ihn dir, lieber Jakob. Bald sollst du mit mir an der ewig unerschöpflichen Quelle lagern.

Ich habe mich also entschlossen, hier herauf zu ziehen, wo ich doch eigentlich Alles habe, was ich wünsche und brauche, absolute Einsamkeit, einen Morgengang im Walde, der freilich nur ein Busch ist, aber voll Nachtigallenschlag, Amseln- und Finkensang, und auf der Hochebene ein Feldgebreite mit Lerchensang drüber und neben allem diesem, wenn ich es wünsche, eine gute Ansprache bei freundlich gesinnten Menschen im Städtchen und schmackhaftes Essen dazu. Du mußt bald kommen und sehen wie ich lebe und mit mir

leben. Ich war gestern in der Frühe so verstört und rathlos; ich ging endlich mit meinem Schreiber hier den Berg herauf und bald erschien mir Alles viel lichter. Ich wanderte lange am Waldesrand, ich fand ein Lerchennest im Klee, ein Junges, schon ganz befiedert, hüpfte daneben, im Neste am Boden sind noch zwei Eier. Ich lebte stundenlang, Alles vergessend, im Walde und jetzt war's fest, hier kann ich noch einmal gedeihen, d. h. meine Arbeit sich mir wiedergeben. Als ich Abends den Gasthof mit Sack und Pack verlassen wollte, kam der Wirth und sagte mir, er habe Taufe im Hause, der Pfarrer und alle Gäste wünschen, daß ich zu Tische komme. Ich willfahrte und ich gab dem neugeborenen Knaben auch mein Sprüchlein. Der Wirth und ein Schiffscapitän, der Pathe war, führten mich bei Nacht, es war 11 Uhr, im Wagen hier herauf und es mußte noch einmal getrunken werden.

Wie wonnig war dann die einsame Nacht! Drüben leuchtet die Lichterreihe von Rüdesheim, ich lag im Fenster und hörte die Nachtigall und sog wonnigen Athem der Ruhe und Stille, bis nach Mitternacht die Lichter drüben verlöscht wurden. Ich schlief gut und bin heute nach einem Waldgange in der Frühe ganz frischauf und habe auch schon etwas gearbeitet.

Abends 9 Uhr.

So weit hatte ich heute Mittag geschrieben, ich ging im heißen Mittag nach der Stadt. Nach Tische erhielt ich von meiner Frau ein großes Paket Briefe, darunter auch deinen vom 27. v. Mts. und darin die Nachricht vom Tode meines Bruders Mendel. Der Schlag überraschte mich kaum, ich erwartete die Nachricht täglich nach dem letzten Briefe meiner Schwägerin, und wenn ich an Träume glauben dürfte, auch durch meine Träume, denn seltsamerweise hörte ich oft und oft im Schlafe den Gemeindediener durch das Dorf hinauf in dem alten erschütternd kläglichen Tone rufen: „Zum Begräbniß!" Ich weiß, es ist nur, weil ich so permanent Todesgedanken habe. Ach, was ist Alles? Da gehe ich umher und bilde Fictionen und versenke mich in Phantasie-Existenzen und derweil stirbt mir mein Bruder. Nun ist es öde in meiner Heimat, ich habe nichts mehr dort als Gräber, und oft geht mir's durch die Seele, ich möchte einst auch dort begraben sein. Was ist einst? —

Ich ließ mir im Gasthofe ein Zimmer geben, und als ich mich lang genug ins Aeußerste hinaus gedacht und gegrübelt hatte, wachte ich auf; ich hatte zwei Stunden lang geschlafen und hatte doch nicht schlafen gewollt. Mich rettet eine unverwüstliche, auch körperliche Kindernatur.

Ich ging nach dem Berge zurück, ich mußte am Kirchhofe vorbei. Als ich ausruhend hier vor dem Hause in der Dämmerung saß, kamen drei

schwarze Gestalten, es war der Pfarrer mit seinen zwei jungen Kaplänen. Der Pfarrer mit einem fanatischen, dabei aber zuthunlichen Wesen sagte geradezu, wie er bete, daß eine solche Kraft wie die meinige sich der Kirche zuwende, und sagte mir dabei viel schmeichelhaft Klingendes. Ich setzte ihm meinen direkten Gegensatz auseinander und zog mich zurück; ein junger Kaplan lief mir nach und sagte mir, daß er im Seminar zu Bensheim für mich geschwärmt habe. Mich ging das alles nichts an.

Ich lag eine Weile ruhig in Alles hineindenkend und jetzt schreibe ich dir. Ich will aber jetzt noch ins Feld gehen, die dünne Mondsichel leuchtet ganz hell hier oben, der Himmel ist ausgestirnt, der Wald duftet und die Nachtigall singt und mein Bruder liegt in der Erde. Wie bald auch wir.

Mittwoch, den 8. Mai.

Gestern, lieber Jakob, hab ich's viel ruhiger genommen, heute bin ich wie zerschlagen in allen Gliedern. Ich ging gestern Abend noch lang im Feld umher. Heute früh habe ich zum erstenmal Molken getrunken und wanderte dann lange umher, aber Alles wurde mir zu Trauer und Räthsel.

Wie frisch grün ist jetzt das Gebüsch, wie duftet Alles so harzig und dann — ich kam an den jüdischen Friedhof, da singen die Vögel, da blüht es über den unförmlichen Steinen. Doch, was soll ich dich auch noch plagen mit meinen Vergrämungen und Vergrübelungen, und ich kann dir hinzusetzen, daß ich jetzt, da ich schreibe, schon wieder viel ruhiger bin und mich unter die dura necessitas beuge.

Ich wollte dir eigentlich noch etwas Anderes sagen. Wie wär's, wenn du Samstag Abend hieher kämest und den Sonntag bei mir bliebest? Du kannst sicher sein, daß wir bald über die Trauergedanken hinüber zu meiner Arbeit kommen und auch zur Erquickung in der Frühlingswelt. Vor meinem Fenster ist ein Waldgebreite sich senkend und hebend zur Rochuskapelle, und da ist es oft als müßte man sich da hineinsenken und in dem grünen Blätterstrom schwimmen.

Ich verwandle das Wort: der Lebende hat Recht in das — der Lebende hat Pflicht. Ich will meine Pflicht thun und Sonnenschein und Frühlingsgrün auf mich wirken lassen, so lang es tagt.

Schreib mir sofort, was du zu meinem Plane eines Sonntagbesuches sagst. Schreib mir kurz. Ich werde dir künftig auch kurz schreiben.

264.

Rochusberg, 19. Mai 1867.

Sieben Stunden gradaus sind wir also gestern beieinander gewesen, lieber Jakob, und ich fühle mich heute noch erquickt und erhellt davon. Laß uns mehr solche Tage haben!

Ich hatte mir vorgenommen, mit dir zu überlegen, ob und wie ich für Freiligrath heraustreten müsse, und nun haben wir das ganz vergessen. Du weißt, wie mir Fr. ein Freund ist und was er durch seinen innigen Anruf in seinem Gedichte damals mir für mein ganzes Leben leistete.

Ich habe vergangene Nacht im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel gelesen, und da schreibt Goethe nach dem Tode Schillers am 19. Juni 1805: „Wenn die Deutschen nicht real gerührt sind, so sind sie ideal schwer zu rühren." Ja, er schöpfte Alles aus dem Urgrund der Erkenntniß. So lange nicht die gemeine Noth aufschreit, ist die Welt umher stumpf und egoistisch und läßt langsam verkommen. Genug. Ich wünsche nur, daß du mir wegen Freiligrath etwas rathen und sagen sollst. Vergangenen Herbst besuchte mich seine Frau und Tochter, und er schreibt mir auch von Zeit zu Zeit und wir halten getreulich zusammen. Ich dachte auch schon an Geibel zu schreiben. Wir drei haben gemeinsam in den ersten Vierziger Jahren hier am Rheine gelebt, und wenn ich etwas thue, so möchte ich es nur mit Geibel gemeinschaftlich. Ich dachte auch schon an Fr. selbst zu schreiben, und ihm meine Situation zu erklären. Ich weiß wohl, einstweilen nichts thun, hat man am wenigsten zu bereuen. Aber es ist das doch meine Sache nicht. Also rathe du aus meinem Sinne heraus.

Montag, den 20.

Gestern, als ich frohgemuth bergab ging, kam Hemsen aus Köln. Wir aßen zusammen und fuhren dann gemeinschaftlich nach Kreuznach. Da hatte ich eine Freude, wie ich mich keiner schöneren in meinem Leben erinnere. Gerade Tags vorher hatte Robert Cauer die Statuette des Barfüßele fertig gemacht, sie stand noch naß im Thone unter der Einwicklung, und du kannst dir nichts Entzückenderes denken als dieses Figürchen, so fest und lebenstreu auf dem Boden der Wirklichkeit und so fein ideell zugleich. Barfüßele schaut auf und hat den einfachen Topf im Arme, links der Brunnen, rechts eine Gans am Boden, die Gestalt so frei, das Gesicht so kernhaft ohne Sentimentalität, mit einem trotzigen Stumpfnäschen, selbstbewußt in sich gehalten — ich konnte des unsäglich beglückenden Anblicks gar nicht genug bekommen. Wenn die Statuette in Gips dastehen wird, wird sie immer noch tief anmuthend sein, aber der Reiz des flüssigen, von besonderm Leben durchzogenen Thones und das Gefühl der unmittelbaren Künstlerhand, ja ich möchte sagen des Künstlerauges, wird im Abguß nicht mehr so sein. Ich kenne das von Rietschel her. O lieber Jakob! Wie viel Glück ist mir beschieden. Ich darf dem Plastiker eine Figur geben, die sich nun neben Rothkäppchen, Dornröschen und all die ewig Fortlebenden stellt. Ich habe ein Stück ewiger Seligkeit empfunden, als ich ganz allein

vor dem Bildchen im Atelier saß, das zu sprechen, zu athmen schien und mich grüßte, als wäre ich nicht der oft verzagte, sorgenvolle, grübelnde, wer weiß wann? dem Tode verfallene Mensch.

265.

Rochusberg, 22. Mai 1867.

Ich habe dir, lieber Jakob, von dem Romane Herman Grimms „Unüberwindliche Mächte“ gesagt und geschrieben, und wie mich's erschreckt hat, im ersten Bande ein ähnliches Thema und in gleicher Richtung gehende Betrachtungen ꝛc. zu finden, woran ich nun schon seit Weihnachten arbeite. Die sichere Zeichnung und feine Farbengebung sprach mich sehr an, wenn gleich der Stil etwas so Seltsames, Pretiöses hat und eine Satzbildung, in der immer ein gewaltsamer unrhythmischer Aufschlag nachkommt.

Jetzt habe ich das Buch von Hemsen bekommen und habe es rasch durchgelesen. Immer noch finde ich sehr feine Durcharbeitung, überraschende und sauber ausgeführte Einzelheiten, aber das Ganze eine ausgequälte Erfindung. Wunderlich! Die Figuren so reich ausgestattet mit Lebenskenntlichkeit und die Fabel so verquert, capriziös und armselig, trotzdem daß der Schauplatz so weit und zwei Welttheile umfaßt und große Geschichtsereignisse einflicht.

Noch Eins fällt mir eben ein: In dem ganzen Buche Grimms kann Niemand je lachen. „Lachen ist ein gutes Zeichen an einem Menschen“ heißt es glaube ich im Talmud, und das ist wahr, auch für die Dichtkunst; wer nicht Menschengestalten schaffen kann, die auch lachen können, hat die volle menschbildende Kraft nicht. Zum Staunen räthselvoll ist es, wie G. bei so viel Energie des Empfindens und Denkens, wo er den ideellen Untergrundspflug zu führen weiß, der eine ganz neue Ackerkrume heraufbringt — Alles an einem Helden auslegt und ausbaut, für den er keine Sympathie zu erwecken vermag, und das nicht nur nicht die moralische oder ethische, sondern auch nicht die psychologische; das Schlimmste, was einer Mittelpunktsfigur geschehen kann, ist, wenn sie uns gleichgiltig ist, und aus der Gleichgiltigkeit gibt es keine Erlösung mehr, durch keine persönlichen Thaten nachträglich und auch durch Einschlingung in große Weltverhältnisse nicht.

Es ist ein schwer Stück Arbeit, diese im Einzelnen so feine und im Gedankeninhalt so hoch gehobene Arbeit zu lesen. Das Unfaßlichste bleibt aber immer, wie G. das ganze Buch, namentlich alles Verbindende, was der Dichter gibt, in immer kurzgehackten Sätzen mit fabelhaften Participien (der eigentliche Skizzenstil) schreiben konnte.

266.

Rochusberg, 1. Juni 1867.

Ich schreibe an meine Vettern nach Nordstetten, daß sich die Möglichkeit ergibt, mein elterliches Haus für die Gesammtfamilie zu kaufen. O, lieber Jakob, über Alles hinüber ist mir doch das ein großer Trost, so hilfreich sein zu können.

Gute Nacht! wie froh bin ich, daß der Goethe-Zelter'sche Briefwechsel mich immer wieder beruhigt, wie ein Liegen im Walde, und labt wie ein Trunk aus frischem Quell. Welch ein Glück, durch diese Briefe diese Männer hier oben zur persönlichen Gesellschaft zu haben.

Morgen ist ein bewegter Tag. Ich habe dir, glaub ich, schon gesagt, daß mir der Präsident des Bonner Männergesangs, Dr. Eich, geschrieben, der Verein käme morgen zu mir hieher, um mir das von Ferd. Hiller componirte Lied „Unsterblichkeit" vorzusingen.

Den 3. Juni 1867.

Ich war gestern so müde, so fieberisch erhitzt und ruhelos, daß ich nicht hätte schreiben können, auch wenn ich gewollt hätte. Ich glaube, ich werde bis zu meiner letzten Stunde immer die Folgen schrankenloser Hingebung an den Moment tragen müssen. Jeder Blutstropfen in mir zitterte bei dem, was ich gestern erlebte, und noch heute gewinne ich schwer die Fassung zum geschriebenen Worte.

Die Binger Gefreundeten waren also bei mir im Zimmer, ich durfte mich nicht am Fenster zeigen, weil drunten die Bonner Sänger sich sammelten und aufstellten. Da kam Dr. Eich, der Musikdirecktor Wallbrüll und der Maler Beißel und holten mich ab. Die Sänger standen auf der Terrasse im Halbkreis, ich mußte mich an einen Tisch setzen, und nun stimmten sie das von Ferd. Hiller componirte Lied an. Mir stürmte und dröhnte jedes Wort und jeder Ton durch die Seele, daß ich meinte, ich müßte vergehen; ja, mir war's als wäre ich schon gestorben und sie singen über meinem offenen Grabe, und doch war die Welt ringsum so sonnig hell und weit. Du mußt das Lied hören, es ist wunderbar groß und getragen und wurde mit der saubersten und innigsten Präcision vorgetragen.

Nachdem der Gesang zu Ende, hielt Dr. Eich eine herzliche Ansprache an mich. Ich bat, daß das Lied noch einmal gesungen werde, und jetzt zum zweitenmale war mein Glück und meine innerste reinste Sättigung und Wünschelosigkeit noch höher und freier. Ich sprach und war anfangs so bewegt, daß ich kaum Stimme hatte, dann ging es freier und ich meinte, ich müsse mich aufschwingen können wie eine Lerche und an diesem schönen Sommertag in der Luft oben jubeln und mich in dem Aether verlieren. Ja, lieber Jakob, ich kann dir nicht sagen, wie mir war und wie mir noch

jetzt ist, wenn ich an diese in höchstes Glück getauchte Stunde denke. Das aber weiß ich, ich könnte nicht viel solche aushalten. Wie ich höre, hat ein Stenograph meine Worte nachgeschrieben, und ich werde dir später dieselben schicken; sie sind aus jener Tonart und aus jenem Einsatze des ganzen Seins in das lebendige Wort, wie nur zweimal in meinem Leben, einmal in der Loge, wo du dabei warst, und einmal bei Uebergabe der Nationalsammlung an Schulze-Delitzsch in Potsdam.

Es wurden noch schöne Lieder gesungen, noch manche Rede gehalten, auch von dem Adjunkten des Bürgermeisters, und Alles war glücklich. Die Bonner Sänger betheuerten, mich oft umringend, daß dies einer der schönsten Tage ihres Lebens sei.

Ich ging mit der Familie Parcus zur Stadt, ganz Bingen ist voll von diesem Feste. Ich ging in den Gasthof, aß etwas und schlief dann. Abends kam noch eine Deputation des Mainzer Künstlerklubbs, die mich zu ihrem Ehrenmitgliede machten, und ich hatte viel zu thun mich loszumachen, um endlich Ruhe zu finden.

Das aber weiß ich und getröste mich dessen bei vielem Leid: ich bin daheim im Herzen meines Volkes, und ich habe in Wahrheit eine Stunde Ewigkeit gelebt, und das soll mir Niemand und nichts mehr rauben. Ich meine, ich dürfte nie mehr traurig sein und mich verlassen fühlen.

267.

Rochusberg, Montag, den 24. Juni.

[Vorgestern] Mittags war ich bei Kreisrath Parcus zu Tische. Wir waren sehr heiter, und um 3 Uhr gingen wir nach dem Dampfschiff, um nach Geisenheim überzufahren und auf den Johannisberg zu gehen. Da stand Herr Rosenthal aus Mainz bei der Landungsbrücke, begrüßte mich und sagte mir, daß er die gedruckte Leichenrede auf Emil Auerbach für mich im Gasthofe abgegeben. Ich meinte, ich müßte vor Schrecken umsinken, wie mir das so angeworfen wird, und ich bin ja ohnedies jetzt übermäßig aufgeregt und reizbar. Emil todt! Er ist sieben Monate jünger als ich, mein erstes Denken ist mit ihm verbunden, du weißt ja, wie wir in der Dorfschule beisammen saßen und dann auf Universität rc. Du standest ihm von Wien her eigentlich näher als ich, er behielt lebenslang eine gewisse Schroffheit gegen mich, er war als der wunderbar schöne Mensch, als der reichere und gewandtere an ein gewisses bequemliches Herrschen gewöhnt; er hatte in keinerlei Weise eine geniale Auszeichnung, aber er war eine tüchtige bürgerliche Natur, seinen Posten ausfüllend als praktischer Arzt wie als Hausvater und Bürger.

Ja, lieber Jakob, so wird's leer um uns her, und heute und gestern

war oft mein innerstes Denken: wenn ich nur etwas thun könnte, daß du dich dir selbst und mir erhältst. Warum soll ich's dir nicht sagen? Ich kann mir's nicht denken, daß ich einmal ohne dich leben sollte und den Tag aufgehen sehen. Bei allem Schweren, was ich erlebe, ruft es in mir: Du hast doch ein Asyl bei Jakob, bei Allem, was ich denke und schaffe und Gutes erlebe, geht mir gleich das Bewußtsein auf: Das geht zu dir, lieber Jakob.

Verzeih, daß ich dir das sage, aber ich muß. Wenn so das Sterben ringsum unversehens Lücken reißt, da muß man doch das schwere Herz, wenn auch nur in Gedanken, an eine treue, lebendig klopfende Brust legen können.

Ich wäre gern von der Landungsbrücke umgekehrt und hätte mich still auf meine Stube gesetzt, aber wir sind von der sozialen Macht wie auf eine Lokomotive gesetzt oder in den Zug eingehängt — fort geht es, fast ohne unsern Willen, und es ist gut so. Was hilft Vergrämen und Ausdenken? Aber auf dem Schiffe, wie droben auf dem einsamen, von Rosen umblühten Schlosse mit dem unvergleichlichen Ausblick in die reiche Landschaft, mußte ich doch oft denken: da fahren und strömen ins Weite heute auf allen Bergen Tausende von hellgekleideten, der Fröhlichkeit hingegebenen Menschen, und derweil ist ein Mann in den besten Jahren in diese Erde gelegt. Und ich selber mußte allmählich vergessen lernen, und der Zauber der Landschaft und die tüchtigen liebreichen Menschen helfen gut dazu.

Wir fuhren von Geisenheim in einem Kahne zurück; der Rhein glänzte golden und Alles war voller Wonne und Glanz und Sang, an den Ufern und auf dem Strome, und als es Nacht wurde, brannten die Johannisfeuer da und dort.

Ich möchte wissen, wo du gestern warst. Ich glaube nicht, daß du die Nachricht vom Tode Emils erst durch mich erfährst. Wie ich höre, soll er an einer Verletzung bei einer Geschwüroperation, indem er sich mit dem Finger in die Scheere stach, gestorben sein.

Ich bitte dich, schreib mir recht bald und halte dich tapfer und frischauf. Ich will es auch thun.

268.

Rochusberg, 30. Juni 1867.

Du wirst, lieber Jakob, durch Dr. Geiger wieder Nachricht über mein Leben erhalten haben. Ich hatte volle Freude an dem allzeit getreuen Freunde, wie an dem rüstigen Gelehrten und tapfern Kämpfer. Es hat mich tief gerührt und erhoben zugleich, wie G. sub specie universi die Abgeschiedenheit seines Forschens und Wirkens oder vielmehr die Vereinzelung so klar erkennt und doch mit ungetheiltem Krafteinsatze darin steht. Ich war mit ihm in Kreuznach, auch bei Dr. Strauß.

Nach Zerstreuungen erhole ich mich stets wieder an dem Briefwechsel

Goethes mit Zelter. Ich sehe wohl, daß Beide sich vielfach Dinge schrieben, die sie eben anderswo nicht anzubringen wußten und doch gesagt haben wollten; die Briefe sind mit dem Blick auf die Publizität vielfach geschrieben und dann noch redigirt, aber was thut's? Wir wissen doch nun viel, was wir sonst nicht erfahren hätten, und bewundernswerth ist, wie G. es verstand, durch den Briefwechsel ideell eine Centralstadt um sich her zu bauen und doch allen Lärm der wirklichen eben nur abgedämpft zu sich dringen zu lassen. Tief erschreckend war mir's, den gemeinen Judenhaß Zelters ungerügt von G. zu lesen. Zelter gefällt sich sogar im Mauscheln und schreibt stets wie entschuldigend, daß er mit Mendelssohns verkehre, und selbst seinen Schüler Mendelssohn behandelt er stets als Judenknaben, protegirend.

Ach, lieber Jakob, wie geplagt sind wir Juden und werden oft so grausenhaft aufgeschreckt. Ich werde nie vergessen, wie ich, ganz verzaubert von den Grimm'schen Märchen, plötzlich auf das Märchen „der Jude im Dorn" kam, das riß mir wie leibhaftig Wunden.

269.

Rochusberg bei Bingen, 14. Juli 1867, Sonntag Abend 6 Uhr.

Zum erstenmal in meinem Leben schreibe ich dir durch fremde Hand. Es hat sich nämlich eine Art Rose auf mein rechtes Auge geworfen, das ganz geschwollen und geröthet ist, und die ganze rechte Wange herunter ist Alles gespannt. Gestern Nacht war mir's, als ob ich leibhaftig die schwarze Wolke der Melancholie sähe, die sich auf mich niedersenkt, und dazu das Bangen um meine Arbeit. Die Gestalten umschwirren mich und ich fürchte, daß die Fäden abreißen und mir aus der Hand wischen. Heute ist es nun schon besser, und ich habe, nachdem ich ein wenig zu Mittag gegessen, an einer Scene diktirt, die, wenn sie mir gelingt, zum Bedeutendsten im Buche gehören wird.

Ich spüre schon lange, es rumort ein Krankheitsstoff in mir herum und sucht eine Thüre, wo er hinaus will, jetzt hat er die empfindlichste gefunden, das Auge.

Ich habe im vorigen Jahre nichts für mich thun können, und heuer wäre mir's so nöthig nach Karlsbad zu gehen; aber ich komme nicht dazu, und manchmal überfällt mich eine schwere Angst vor dem Winter. Doch hoffe ich, daß Alles wieder gut wird, du kennst ja meine Regenerationskraft. Sei vollkommen beruhigt über mich, ich erhole mich bald wieder.

[Eigenhändig.] Laß dir's gut gehen! Getreulich dein Berthold mit einem guten Aug.

270.

Rochusberg, 18. Juli 1867.

Heute, lieber Jakob, kann ich dir doch wieder selbst schreiben, allerdings mit verbundenem Kopfe und einer schweren Decke auf den Knieen. Ich habe entsetzlich gelitten, körperlich und noch mehr im Geiste. Gestern war mir's fast eine Stunde lang, als ob ich in ein Nervenfieber verfiele, so bang und schwindlig.

Heute habe ich aber doch schon, noch im Bette, etwas an meinem Buche diktirt und eben Anliegendes als Einleitung zum Kalender 68.

271.

[Rochusberg], 29. Juli 1867.

Daß ich's nicht vergesse, lieber Jakob. Ich möchte nicht ein Unrecht gethan haben. Ich habe dir früher von dem Widerwillen Zelters gegen die Juden geschrieben. Das ist nun wahr, im Anfang. Später aber entwickelt sich eine gerechtere Erkenntniß in ihm, wie das den meisten Christen ergeht, wenn sie nur erst längere Zeit mit Juden verkehrt und ihre Treue und dankbare Gemüthstiefe kennen gelernt. So ist eine sehr anmuthende Aeußerung von Zelter in Band 6 S. 387, die wischt alles früher Aufgekreidete von der Tafel. Der Briefwechsel ist mir immer merkwürdiger durch die offene Naivetät, daß die beiden alten Herren sich vornehmen und ausführen, Alles was im Tage und gesprächsam sonst verflattert, für sich und die Welt zu fixiren. Das gibt ein Bild des Lebens nicht nur, sondern das wirkliche Leben mit allem Zufälligen 2c., und ich kann dir nicht genug sagen, wie gerade mir bei meinem Detailsinn das Alles zumuthend ist. Ein künftiger Geschichtschreiber wird aus solchem Buche die ganze innere Füllung des Alltags wahrnehmen, Gastereien, Theaterbesuche, cursirende Witze 2c.; man hat das Feld des Lebens vor sich mit all den Käfern und Spinnen und den Mäusen im Grunde und den Lerchen drüberhin. Es ist freilich viel Gemachtes und Angesetztes in diesem Briefwechsel, man reizt einander, das und jenes zu sagen, was man sonst nicht anzubringen wüßte, aber das kann uns gleichgiltig sein. Wir haben's doch. An Zelter sehe ich wieder, wie eine Natur sich in dem Alles verschleifen wollenden Berlin um so eckiger und schroffer hält, ja Gewaltsamkeiten aufthut, nur um sich nicht aus einem Würfel zu einer Spielkugel machen zu lassen.

Heute erwarte ich Dr. Homberger aus Florenz zu Tische. Er bringt mir Nachrichten über die italienische Uebersetzung, er hat dabei gut mitgewirkt, und ferner zu Uebersetzendes wird geplant. Auch von Dr. Abel aus England habe ich Anhalt gebende Nachrichten. Er schreibt mir aber auch (er kennt die maßgebenden Staatsmänner), daß man in England fürchte, Frankreich werde uns im September entweder mit Krieg bedrohen oder eine politische Demüthigung von uns verlangen.

Das wäre entsetzlich, und damit fiele alles humanistische wie alles poetische Streben zu Boden.

272.

Rochusberg, 5. Aug. 1867.

Ich bin nun schon viel ruhiger in der Montefiore-Bukarester Sache[1]. Ich sehe wieder, daß die Form des Feuereifers, in dem ich solche Sachen erfasse, manchen ewig Nüchternen vorkommen mag, wie wenn sie einen Menschen sehen, der nicht sowohl trunken als ständig vom Weine erregt ist. Ich weiß nicht, warum ich nie die volle mäßige Haltung in mir und vor Anderen gewinne und den Gaul des Enthusiasmus immer durchbrennen lasse. Doch, das ist einmal so.

Ich weiß, was ich für mein ganzes Leben einsetze, wenn ich nach Bukarest reise. — Ich warte also ruhiger ab.

Den 7.

So sind wir modernen Menschen und vielleicht ich besonders. Bereits beginnt die Zweifel- und Bedenksucht sich in mir zu regen, ob ich zu dieser Mission geeignet und somit innerlich berufen sei und ob ich nicht eine Schädigung meiner Dichterberufung und eine Unterbrechung meiner Entwicklungslinie damit begehe. Immer aufs neue kommt der wunderliche Widerspruch zu Tage. Ich bin nie glücklicher, freier und schaffensfrischer, als wenn ich allein in mir bin, und immer strebe ich hinaus nach Anderem; mein heimgesessenes Naturell wird von unfaßbaren Lebensmächten ins Weite getrieben. Was ist das?

Den 9. August 1867.

Vorgestern Abend war ich in Ems. Ich hatte die große Freude, Ludwig Bamberger aus Paris [zu treffen]. Du weißt, wie hoch ich den trefflichen Menschen und Politiker halte, in ihm ist eine Klarheit und Durchbildung und dabei ein Weitblick, wie sie selten gefunden werden.

Letzte Nacht war eine zauberisch erquickende milde Mondnacht, so daß ich gar nicht schlafen gehen wollte und in mir beglückt, wünschelos in die schöne Welt hinein träumte und schaute, und Alles war so still schön.

Ich muß dir noch sagen, daß Bamberger (dem ich den Plan der Reise mitgetheilt) mir viel von Bratiano erzählte, den er persönlich kennt. — Auch über die Juden in Rumänien hat mir B. viel erzählt, er kennt die besseren.

[1] B. A. hatte sich damals erboten, mit Montefiore nach Bukarest zu reisen, um für die rumänischen Juden zu wirken, und erwartete darüber Antwort aus Berlin, wo einige ihm befreundete Männer in der Angelegenheit thätig waren.

273.

Rochusberg, 16. August 1867.

Schulze-Delitzsch war seit vorgestern bei mir in Bingen, und immer aufs neue muß man den Mann bewundern und lieben, der mit unverwüstlicher Lust und Kraft an der einzig positiven Grundlegung des schönen Menschenthums arbeitet.

Ich habe in diesen Tagen Goethes Schilderung des Rochusfestes (das übermorgen wieder gefeiert wird) gelesen; eine seltsame Altersarbeit, wo es ist, wie wenn ein Großvater aus seinen Taschen vergessene Bonbons holt; und dabei athmet man ganz die Stickluft der Restauration nach den Befreiungskriegen.

Rochusberg, 19. August 1867.

Ich sehe immer mehr, ich sollte ausschließlich immer auf rein dichterischem und ethischem Boden bleiben; sobald ich mich in Kundgebungen über die faktisch bestehende Welt und vor Allem in die Politik einlasse, bin ich unsicher. Du hast aber auch Recht, wenn du mir vorwirfst, daß ich noch nicht die Ruhe habe, die einem Jünger Spinozas zusteht. Ich stehe noch immer in dem Fehler, daß ich die Charaktere programmisire, daß ich naturnothwendige Kundgebungen von ihnen erheische und erhoffe, während ich sie vielleicht zu sehr in dichterischer Consequenz angesehen habe und die Verquicktheit in der Natur der Wirklichkeit nicht sehe. Ich komme aber wahrscheinlich nie aus dieser Gedoppeltheit heraus.

Gestern war hier oben Rochusfest. Mir ward es deutlich, das ist kein Kirchenfest und kein Volksfest und hat darum keine Physiognomie der Wahrheit. Ich wollte etwas über das Fest schreiben und unterlasse es nun.

Die Bukarester Sache ist also vorbei. Ich habe da eine schwere Erfahrung gemacht, die ich eigentlich ganz gut hätte entbehren können, denn ich sehe hier wie immer nur den alten Zwiespalt. Ich bin zu alt, um mich zu ändern, ohne das ganze Gefäß meiner Seele, meine ganze Empfindungsweise zu zerstören. Mein Naturell ist mit meinem Beruf oder eigentlich mit meinem Talente eins und unzertrennlich. Diese alle Reserve ausschließende Hingebung macht mich meine Dichtungen erleben und gibt ihnen eben nur Leben, und so bin ich in der Wirklichkeit auch stets in Alles hinein verschlungen. Wie gerne wollte ich mich ändern und auch glücklich oder zufrieden sein, wie andere Menschen; aber ich weiß nicht, was ich dann aus mir machen soll. Ich kann nichts als mir fest vornehmen, stets recht ruhig und gelassen und nichts hoffend und erwartend zu sein.

274.

Rochusberg, 22. August 1867.

Dr. von Wedekind aus Darmstadt war schon um 7 Uhr bei mir, um Rücksprache wegen der Freiligrath-Feier zu nehmen, die am 7. September in Darmstadt stattfinden soll. Ich konnte mich nicht entziehen und hoffe mit drei Tagen Unterbrechung meiner Arbeit die Sache zu Stande zu bringen.

275.

Stuttgart, an Goethes Geburtstag 1867, im Cotta'schen Hause.

In der ersten ruhigen Viertelstunde schreibe ich dir, lieber Jakob. Es geht mir Alles nach Wunsch. Näheres mündlich. Ich komme mit dem letzten Abendzuge nach Frankfurt.

276.

Rochusberg, 5. September 1867.

Soeben bin ich mit der eigentlichen Niederschrift meiner Rede fertig geworden, d. h. fertig, es sind so verschiedene Fässer darin angestochen, daß ich zum ruhigen Verzapfen eigentlich gar nicht komme.

Wieder geht mir das Räthsel zu Sinne, warum ich mich nicht ins Metrische bringen konnte. Ich glaube, daß ich zur Lyrik eine gewisse Berufung hatte. Doch, was soll das jetzt? Ich hab noch viel mehr verfehlt im Leben.

Ich werde dir die Rede nicht schicken können. Laß dich einmal von mir überraschen. A propos! ruhig vortragen hast du mich noch nie gehört.

Ich bin zu allen meinen Vorträgen eigentlich gezwungen gekommen, dann thut mir's aber doch gut, daß ich mich über dies und jenes einmal ausgesprochen habe.

Der Dualismus, den ich mit dir in dergleichen von mir erkenne, ist in meiner Natur, Philosophie und Poesie durcheinander. Ich bin nun einmal so legirt, was will ich machen?

277.

Darmstadt, 8. September 1867.

Von allen freundlichen Zurufen ꝛc. hat mir's am wohlsten gethan, daß du, lieber Jakob, mit meiner Rede zufrieden warst. Das ist mir noch lieber, als das sehr feine Compliment, das mir Minister Dalwigk machte. Er sagte mir, meine Rede sei wie das Sacramenthäuschen in der Sebaldus-kirche zu Nürnberg. Man denke nicht an den heiligen Sebaldus, der da bestattet ist, sondern an Peter Vischer, der das geschaffen hat.

Und derart ging's fort von den verschiedenen Seiten. Wir waren noch bei dem sehr heitern Bankett, wo ich nach Toasten ꝛc. nochmals sprechen mußte. Und heute früh bin ich ganz frisch.

278.

[Rochusberg, 17. September 1867.]

Und wieder habe ich mich deiner Bemerkungen zu erfreuen, lieber Jakob. Ich bewundere nur, daß du dich so knapp halten konntest, denn in dieser Rede sind so viele Fässer angezapft, daß da unendlich viel zu sagen war. Ich kann dir indeß auch ehrlich bekennen, daß mich der gedruckte Bogen gut ansprach, und ich muß doch die Schicksalsfügung gut heißen, die mich nöthigt, Dinge zu sagen, die ich sonst bei mir behalten hätte und nirgends eine Unterkunft dafür fände. Deine Rüge über die Vortragsweise habe ich mir selbst gemacht, konnte aber nicht darüber hinaus.

Ich habe eine entsetzliche Unruhe, wenn ich, und sei es auch nur bei Tische, sprechen muß, bis ich es los habe.

Nun war ich während des langen Concerts wie in einem Käfig gefangen, hatte das Gefühl, ein musikgenudeltes abgemattetes Publikum mit schweren Dingen fassen zu müssen. Ich fühlte mitten im Lesen, daß ich den erzählenden Theil zu conversationell nehme, wußte aber nicht inmitten den andern Ton zu nehmen, bis ich an das Instructive kam. Da spürte ich, daß es geht. Auch ist es nicht gut, bei erwecklichem Thema zu sitzen. Doch das ist nun vorbei, und ich hoffe das Beste vom Gedruckten, da du so Spröder zum erstenmal mir die Censur trefflich gibst.

Ich erinnere mich nicht, daß wir über das Verhältniß von Religion und Kunst gesprochen, aber da du es sagst, ist es so. Wenn du nur deine Ideen schlank hinausgeben könntest. Bei mir liegt das ganze Thema noch zu viel Weiterem, wenn ich die Gedanken über den Cultus des Genius einmal ordne.

Den 19. September 1867.

Gestern ist meine Frau mit Ottilie und Rudolph nach Wiesbaden. Ich bleibe noch hier, bis ich weiter in meiner Arbeit bin, doch fängt es an nebelig und unfreundlich zu werden.

Was sagst du zu dem Friedenscongreß in Genf? Die Radikalen vermanschen Alles in Phrasen. Wie gehalten und disciplinirt ist dagegen der Congreß der Katholiken in Innsbruck. — Es thut mir leid, daß ich unter der Einleitung zu meinem Kalender das Datum gestrichen habe. Nun erscheint es, wie erst später verfaßt und welk.

23. September 1867.

Gestern war Sabel mit Arthur und Ned Cohn aus London bei mir. Ich habe mich an den beiden feinorganisirten und edelgehaltenen Menschen sehr erfreut. Wenn ich aus meinem Roland solch eine Charakterfigur machen könnte, wie Arthur, das wäre ein Prachtstück.

Ich habe auch von Arthur viel über Montefiore erfahren, und seltsam! mein Anerbieten war ihm ganz neu.

Rochusberg, 27. September 1867.

Gestern Abend bin ich von Wiesbaden zurückgekehrt, wo ich zwei Tage bei meiner Frau und meinen Kindern war.

Ich werde heute den Rochusberg verlassen und nach einigen Tagen in Bingen auch nach Wiesbaden ziehen. Wie verschlingt sich doch Alles in der Welt! Ich bekomme prächtige Wohnung, bei wem? Bei dem Sohne des Goldstickers Heimerdinger, wo ich vor 40 Jahren in Karlsruhe wohnte, und dieser Joseph gedenkt der Liebe, die ich ihm damals widmete, und leistet mir Alles in dankbarer Erinnerung.

Ich war heute zum letztenmal auf meinem Waldgang, den du kennst, aber ich muß mir die Sentimentalität abgewöhnen; ich kann nicht überall die Gräber einer Vergangenheit pflegen.

279.

Wiesbaden, 2. October 1867, 11 Uhr.

So wäre ich also hier, lieber Jakob. Wenn ich bedenke, wie Andere dies fahrende Wesen ansehen müssen, wird mir ganz bange. Ich möchte am liebsten, daß Niemand mehr darnach forschte und fragte, wo ich bin, besonders aber, daß die öffentlichen Blätter nicht davon berichteten. Was ist aber da zu machen?

Ich bin gestern Abend nach Fünf mit Eugen hierher gereist. Ich habe so viel innigen Gemüthsgrund in Bingen gefunden, daß mir das Auswurzeln wieder schwer wurde.

Gestern auf der Fahrt ging mir immer ein Wort durch den Kopf, und das hieß: schwersinnig — es hatte sich mir gebildet, da ich mir vorsagte, ich müsse leichtsinniger werden, das Leben mehr muthwillig, heiter und keck ansehen und anfassen.

In den nächsten Tagen muß ich mich Augusts wegen entscheiden, wo ich Bürger werde. Ich habe mein Württembergerthum gekündigt und habe große Lust Badenser zu werden. Aber ich will dann endlich auch nur da wohnen, wo ich Bürger bin. Und da verschlingt sich die Frage wieder.

Ich komme wahrscheinlich in den nächsten Tagen zu dir. — Heimerdinger erweckt mir Karlsruher Erinnerungsbilder, die fast ganz verschollen sind. Ich muß ein gar seltsamer Bursch gewesen sein; so mancherlei erzählt mir H., auch hat er noch ein Gedicht von mir voll entlehnter Phrasen, das ich ihm zum Geburtstage seines Vaters machte.

280.

Wiesbaden, 7. October 1867.

Mitten [aus Allem] heraus, tönt mir noch immer zugleich auch das Thema, das wir besprochen. Und da stellt sich mir Folgendes (du wirst

das besser begründen und beleuchten): Die Humanität war eine Abstraction, eine Logik des Herzens, wenn man so sagen darf; die zweite und eigentliche Großmacht der Geschichte, die neben dem reinen Gedanken steht und ihn beherrscht — die Geschichte und ihre Bedingungen sind nicht eingerechnet, es ist im weitesten Sinne eine Rechnung ohne den Wirth. Man glaubt nach redlicher Schätzung sagen zu können, wieviel die Zeche beträgt, aber der Wirth, der Küche und Keller inne hat und Wein und Speise auftischt, rechnet ganz anders. Die materiellen Dinge wie die geistigen werden nicht nach dem reellen Werthe abgelassen; es muß auch ihre Lagerung, Zinsen und Zins vom Zins dazu bezahlt werden. Das gibt eine ohne den Wirth unberechenbare Rechnung. Doch, das Bild führt mich zu weit abseits.

Ich will nur sagen, daß die Humanität, als die gerechte Schätzung der Dinge, die geschichtlich aufgelaufenen Zinsen und Zuthaten nicht in Anschlag bringt und nicht bringen kann.

Als nun die Schätzungen der Humanität thatsächlich zu werden suchten, einerseits in Kaiser Joseph, andrerseits in der französischen Revolution, ergab sich Manko und Ueberschuß, die man eben nur thatsächlich, nicht logisch erfahren kann. Und sogar in der amerikanischen Constituirung (wo man freies Feld hatte) mußte ein historisches Unrecht stehen bleiben, indem man die Sklaverei nicht sofort abschaffen konnte.

Die Humanität, aus Philosophie und Gemüth stammend, ist das reine Licht, die Wirklichkeit und Geschichte ist die Brechung des Lichts in Farben.

Und nun kommt das, worauf ich besonders deutete. Die Humanität hat es mit dem allgemeinen Menschen zu thun, ist universell und kosmopolitisch, sie konnte nicht und kann nicht in Anschlag bringen: die Individualität, das Volksthum, wie sie die Geschichte gebildet hat und den reinen Menschen als solchen nicht zur Erscheinung bringt.

Wir schaffen die musikalischen Compositionen nach der Octave, und diese Octave ist in unseren Nerven vorgebildet und damit maßgebend; die Vögel aber singen nicht nach den Gesetzen der Octave und der Wind tönt nicht darnach.

Ich schreibe so hin, du weißt ja schon und immer, wohin ich ziele.

Ich könnte auch noch sagen, die Humanität ist die mathematische Linie, die das Wahrste ist, was es gibt, und doch in der Wirklichkeit nirgends objectiv vorhanden; aber Alles muß doch nach ihr gemessen werden. Nur muß man auch hier die Resignation haben, der Wirklichkeit gegenüber.

Wiesbaden, 9. October 1867.

Seit Monaten habe ich den Sang von Hiawatha von Longfellow, übersetzt von Freiligrath. Ich kam nie dazu, das Buch zu lesen. Jetzt

faßte mich's wie eine Urkraft und ließ mich nicht los. Du mußt das Buch auch lesen, es ist nicht nur dichterisch schön und groß, von einem Naturblick ohne Gleichen durchzogen, mit einem Auge erfaßt, das nur dem zu eigen scheint, der noch keinen Buchstaben gelesen; es ist auch eine mythenbildende oder vielmehr mythenbewältigende Kraft darin, wie sie nur in der Bibel, im Homer, in den Nibelungen sich offenbart.

Ich weiß nicht, ob ich dir schon gesagt habe, daß ich das Buch und dessen Eindruck brauche zur Erziehung meines Roland. Da wirst du dann am betreffenden Orte noch Weiteres finden. Auch der Schluß: die Passivität und Resignation, der Rückzug vor der eindringenden Bildung des weißen Mannes scheint nur schwächlich, ist aber naturgemäß. Gewisse Naturgeschöpfe, wie Thiere, haben vor der Bildung wie vor der weithin tragenden Schießwaffe keine Gegenwehr, und es bleibt ihnen keine Rettung als die Flucht.

Ich verstehe es nicht, wie dieses Werk so abseits liegen blieb in der Welt. Ich hätte nicht geglaubt, daß in unserer Zeit noch ein Dichter so aus der keuschen unberührten Weltnatur schaffen könnte. Ich werde Longfellow in meinem Buche das Alles und hoffentlich besser als hier sagen.

Soeben mitten im Schreiben bekomme ich von Rittershaus einen begeisterten Brief über die Freiligrath-Rede und von Freiligrath selbst einfach sein Bild mit der Unterschrift: Gruß und Handschlag.

Den 10.

Ich war gestern in der Synagoge. Du weißt, daß ich die Erinnerung gern bewahre und die Zugehörigkeit bekunde. Vieles über Judenthum und Juden zog mir wieder durch die Seele. Ich bin verpflichtet, das noch einmal zu gestalten, und ich hoffe ich kann's.

281.

Wiesbaden, 14. October 1867.

Gestern, lieber Jakob, konnte ich nach drei Tagen wieder ausgehen. Ich hatte wieder ein krankes Auge, aber ein Hausmittel Dr. Pagenstechers half mir rasch davon. Ich ging mit Frau und Tochter nach dem Kurhause, sie blieben bei der Musik, ich aber fürchte mich immer vor dem Potpourri, das macht mir Ueblichkeiten. Ich ging durch die Spielzimmer nach dem Lesekabinet. Die Spieltische sind mir ekelhaft, es ist wie ein Umschwärmen eines Aases von Schmeißfliegen und Krähen, und die Welt ist eine Erbärmlichkeit, in der es für anständig gilt zu spielen und selbst Frauen sich dessen nicht schämen. Aber die Spielpächter zwingen, daß man zum Lesen durch diesen Ekel hindurchgehe. Ich las die Zeitungen. Da steht: Dawison ist wahnsinnig. Mir war's, als ob mich Jemand rückwärts vom Stuhle werfe. Der Mann von riesenhafter Geistes- und Körperkraft dem Irrsinn verfallen — entsetzlich! Wir haben große Stunden miteinander

gelebt; es ist eine Urmacht in ihm, die Alles neu bewältigte, und er zwang sich eigentlich zum Leichtsinn, er verwand z. B. die frivole Art wie er sich taufen ließ nie. Ich sagte ihm einst, daß Versöhnungstag sei, als seine Mutter zu Besuch da war, die sich seinetwegen vom Synagogenbesuch zurückhalten wollte; er nahm sie am Arm und ging mit ihr.

Shakespeare hat Niemand tiefer durchdrungen als er. Aber da liegt der Jammer unserer Zeit. Er wollte Künstler und praktisch zugleich sein, Geld verdienen, viel Geld, und da hakt sich der Dämon ein. Es läßt sich nicht vereinen. Er zog nach Amerika, kehrte reich heim und muß nun so enden.

Er hatte eine wahre Sucht, jede Empfindung, jede Weichheit abzukappen und gewaltsam umzustülpen, er hatte eine polnische Unbändigkeit, aber was ist das alles? Es ist oft, als ob ein schadenfroher Dämon mit allem Dasein spielte. Wenn ich Leben und Tod so vieler Genossen betrachte, wird mir das Dasein ein schreckvoller Spuk. Ich weiß nicht, wie sich Andere so leicht zurechtfinden mögen. Es vergeht Tag um Tag, Jahr um Jahr und das Leben wird immer lückenhafter und immer räthselvoller. Wir vertreiben uns die Zeit und die Grübelei mit Fictionen, bis eine Fiction sich unserer bemeistert, oder bis wir selber zur Fiction werden. Solch ein Dawison hatte die Kraft, sich eine hohe Position zu erwerben, und nun? Es gibt ein widerhaariges und haarsträubendes Stück, ich glaube, es ist von Victor Hugo oder auch von Dumas Vater, und heißt Kean, behandelt die Grenzverschiebung zwischen Leben und Kunst; der Schauspieler Kean wird auf der Bühne wahnsinnig, und das Stück endet damit, daß der Regisseur oder so wer heraustritt und sagt: Es kann nicht weiter gespielt werden, Herr Kean ist wahnsinnig.

So ist's, so grelle, schrille Dissonanzen setzt das Leben.

Den 15. October.

Da habe ich dir so viel geschrieben und mich so viel geplagt im Denken über die grausame Schicksalswendung Dawisons und die Gefahren des Künstlerlebens, und nun heißt es heute, die Nachricht sei übertrieben, aber die Krankheit des so großgearteten Menschen bleibt.

Ich war gestern bei Heinrich König, er ist alt und selbstpflegend und lebt nur noch in religiösen Themas.

Wiesbaden, 17. October 1867.

Ich bin wieder wohler. Seit zwei Tagen war ich physisch und geistig ganz durcheinander oder auseinander. Es kommen jetzt solche Krisen so häufig und so übermächtig bei mir vor. Ich habe zwei Nächte nicht geschlafen. Gut hat mir gethan, daß ich gestern die landwirthschaftliche Schule

hier auf dem Geisberg besuchte und im Lernen von Materiellem und Ständigem mich wieder freier machte. Mittags hatte ich Besuch der Familie Parcus aus Bingen, wobei mir's ganz heimatlich zu Muthe ward.

Du hast wohl gelesen, daß der Pfarrer Oertel, als Schriftsteller W. O. von Horn, plötzlich gestorben ist. Ich habe mich schon früher mit den Schriften des Mannes beschäftigt (es kostete mich Ueberwindung nur eine Geschichte von ihm auszulesen) und habe mir gestern seine Spinnstube von 1868 geholt und darin gelesen. Und wieder frage ich mich, woher diese Wirkung und diese weite Aufnahme? Die fromme Salbung mit dem Motto: Gott zum Gruß ꝛc. thut viel, aber doch nicht Alles. Ich kann es nur darin finden, daß er Tromlitz und van der Velde — die es vielfach besser machten — mit volksthümlichen Ausdrücken untermischte und eine gewisse bürgerliche Ehrbarkeit in zwei ständig wiederkehrenden und nur anders costümirten Figuren heraushob. Dabei ist aber die Erfindung armselig — Spindler ist ein Meister dagegen — und die Sprache so erbärmlich, daß man nicht glauben möchte, solches kann noch nach Goethe geschrieben werden. Wenn ich denke, wie das große Publikum Stroh statt Heu frißt, wenn nur der Magen voll ist, wenn ich solche Verwahrlosung so wirksam und unangefochten sehe, da möchte ich oft verzweifeln, daß ich bei so großem Eifer und Ernst nicht das alles besiegen und zum Besseren führen kann. Es war eine gewisse Wohlmeinung in dem Manne, aber was ist das? Seine Hauptgeschichte von Friedel ist abgeschmackt an sich und dabei von einer sinnlichen Tätschelei zweier Kinder, die Jedem widrig sein sollte.

Wie groß, wie gestaltungsfrisch und kernhaft ist gegen diesen Mann der Schweizer Bizius. Aber ich sehe schon, wie das alles wie Kraut und Rüben in Literaturgeschichten zusammen versuppt wird, und Niemand gibt sich die ehrliche Mühe, sich die Dinge klar und gewissenhaft anzusehen.

Ich weiß wohl, ich stecke in einem Dualismus in der Art, wie ich die höhere Erzählung und die Volksgeschichte fasse, und dabei habe ich manchen Jahrgang nur schwerer Stimmung abgerungen, aber ich weise doch die Zeitgenossen auf Vertiefung und neue Ziele hin.

Ich bin so viel als entschlossen, wieder nach Bonn zurückzukehren. Es sprechen viele Gründe dafür, wenn auch einige dagegen sind.

282.

Bonn, 25. October 1867.

Du wirst erfahren haben, lieber Jakob, daß wir auch Montags noch in Frankfurt waren. Vorgestern sind wir hieher gereist; meine Frau und Ottilie werden morgen oder Montags nach Berlin weiterreisen.

Den 26. October 1867.

Ich habe trotz vielen Suchens noch kein rechtes Logis gefunden. Ich brauche Morgensonne und sehr viel, wo möglich absolute Stille im Hause und auf der Straße.

Ich meine, daß hier am Niederrhein das eigentliche rheinische Leben nicht ist, das ist dort oben im Rheingau, und jetzt in der kleinen Entfernung steht Alles dort oben viel plastischer vor mir.

Manche Bekannte hier sind empfindlich, weil ich im Frühling so plötzlich verschwunden, ihnen gar keine Nachricht gab. Man darf nicht nach dem gewöhnlichen Einmaleins mit mir rechnen, und ich muß mir manche Mißdeutung gefallen lassen, als ob ich freundliche Beziehungen nicht getreulich hegte.

Ich war auch gestern bei Professor Schaarschmidt. Die Revision der Spinoza-Uebersetzung schreitet gut vor. Sch. behauptet, daß ich den Tractat sehr gut übersetzt habe. Ich weiß das nicht mehr. Jedenfalls bin ich froh, diese meine pietätvollste Arbeit erneuen und hoffentlich ganz correct und exact machen zu können. Für die Biographie wird es viel zu thun geben. Doch das wird in einem guten Frühlingsmonat sich schon machen.

Heute erfuhr ich, daß vorgestern in Köln die Gerichtsverhandlung gegen den Pfarrer Schäfer, Redakteur des katholischen Gesellenblattes war, den Zille verklagt hatte, weil er gegen die Maurerei schimpfte, und dabei hatte er auch den „Juden Auerbach" eingemischt, der auch als Freimaurer anno 44 in Leipzig beim Schriftstellertag einen Toast auf den Atheismus ausgebracht habe, was ja gerade das Gegentheil ist, denn ich trat ja gegen [den] renommirenden Atheismus auf, wie sogar Hundeshagen in seiner neuen Kirchengeschichte hervorgehoben hat. Der katholische Pfarrer wurde verurtheilt, und du wirst die Publikation des Spruches bald erhalten. Wunderlich, was für Dinge man erleben muß. Aber eine frische belebte Zeit ist es doch, und das gibt frohen Muth.

283.

Bonn, Samstag Abend, 26. Oct. 1867, sieben Uhr.

Ich habe gefunden, was ich suchte, ich glaube wenigstens ich hab's gefunden, ein Zimmer mit absoluter Ruhe (eben indem ich das Wort schreibe, bellt ein Kettenhund im Nachbargarten, ich hoffe mich an ihn zu gewöhnen); ich wohne bei Professor Ritter, Professor der katholischen Philologie (denn auch eine solche gibt es in unseren Tagen), einem behaglichen kleinen Männchen, passionirter Fußgänger, den ich schon früher kannte. Ich habe Morgensonne, viel Raum und gute Heizbarkeit, vor Allem aber klösterliche Ruhe und Stille.

284.

Bonn, 29. October 1867, Abends 9 Uhr.

Vor einer halben Stunde bin ich von Köln gekommen. Gestern erhielt ich ein Telegramm, daß der Kronprinz Abends in die Loge kommt. Ich begleitete nun meine Frau und Ottilie bis Köln.

Mittwoch, den 30.

Ich ging mit meinem Schwager in die Freimaurer-Loge. Wo ich vorgestellt wurde, war herzliche Handreichung und Freude. Wir saßen in der Loge, wo Alles feierlich, da hieß es, daß der Kronprinz erst in einer halben Stunde kommen könne und daß er nur kurz bleibe. Er kam von einem offiziellen Essen und mußte nach der Loge noch in das Militär-Casino, wo ihm ein Fest gegeben wurde. Das ist fürstliche Bedrängniß, und es gehört eine Riesenkraft und die ständige Gewohnheit des Repräsentirens dazu, um so verschiedenartigen Appell auszuhalten und entsprechend zu absolviren. Endlich kam der Prinz, ceremoniell geleitet. Einen schöneren Mann habe ich noch nie gesehen, der Kopf wie die antike Theseusbüste, und die ganze Haltung stramm, kerngesund, jugendlich heldenhaft. Die Kriegs- und Siegesthat hat den vollbärtigen Mann auch äußerlich zu einem ganz andern gemacht. Er wurde begrüßt, seine Brust ging sichtbar auf und nieder, dann setzte er sich. Der Br. Redner, ein Dr. Weiland, Lehrer der Chemie, hielt eine Rede, an einen früheren Besuch des Königs anknüpfend, der die Liebe empfahl, und er bezeichnete diese als die blaue Himmelsfarbe, in der alle Farben der Maurerbünde nur Variationen des Weißen, des Lichtes, seien.

Nach einigen Zwischenformen erhob sich der Kronprinz und sprach, anfangs ungeläufig, dann aber in frischem Redefluß, ohne je sich zu corrigiren, den Gedanken des Redners erweiternd auf die Systeme und Glaubensbekenntnisse (das war sein Wort). Er sprach seine Anhänglichkeit an die Maurerei [aus] und wie er an ihrem Ideale hange und dran glaube, trotz vielen Widerspruchs, den er oft erfahren habe. Er sprach seine Entschuldigung aus, daß er, noch so jung, so bestimmt spreche und seine lebenslange Anhänglichkeit kundgebe, aber das Leben habe ihn bereits scharf in die Schule genommen und ihm das Glück beschieden, etwas für das Vaterland zu leisten. Er sagte, daß er an jedem Orte sich [in der Loge] glücklich fühle, daß es ihn „anheimele" im Bewußtsein, hier Brüder und Freunde zu haben, und bat auszuharren, trotz Feindschaft von außen und Schlaffheit im Innern.

Die ganze Rede, Haltung, Tonart, Miene, Alles zeugte von Unmittelbarkeit, und Dr. Weiland sagte mir später, daß Niemand gewußt habe, was er sprechen werde, so daß also keine Vorbereitung möglich war. Ich

muß bekennen, diese einfache Kraft und Gediegenheit hätte ich nie erwartet. Das Thaten- und Siegesgefühl hat auch den innern Menschen dieses Fürsten zu mannhafter Gestaltung gebracht. Und wunderbar! In der Tongebung und in den Wendungen hat er ganz die Sprache seiner Mutter, ins Mannhafte und Bestimmtere übersetzt.

Es ging nun zum Bankett. Nachdem der Prinz den auf ihn ausgebrachten Toast erwidert hatte, ging er davon.

Später wurde auch mir ein Toast ausgebracht. Ich erwiderte, von der Rede des Prinzen Akt nehmend, vor Allem von der Einheit trotz der Glaubensbekenntnisse und führte aus, was es heißt, zu einer Krone geboren zu sein, sich die Krone der Humanität noch dazu zu erwerben.

Man sagt mir, ich hätte begeisternd gesprochen. Alles kam zu mir, und besonders die Offiziere waren sehr herzlich.

285.

Bonn, 14. November 1867.

Heute Abend, als ich nach Haus kam, fand ich einen Brief von dem amerikanischen Gesandten G. Bancroft in Berlin, worin er mir sagt doch, ich will dir ihn abschreiben lassen.

Ich kann dir nicht sagen, wie gehoben ich mich fühle. Ich bin doch ein glücklicher Mensch, ich habe hineingesprochen in das Herz der weiten Menschheit. Das ist genug gelebt und selig gelebt. Und ist es nicht fast wunderbar! Tagtäglich denke ich nach Amerika, ich habe heute das Wort schon mehrmals geschrieben, ja Bancrofts Namen selber heute erst erwähnt, und da kommt nun — als gäbe es eine unsichtbare Anziehung und Wechselwirkung — ein Zuruf aus dem besten staat- und zeitbestimmenden Kreise! Man könnte sich bei solchen Wahrnehmungen in allerlei Mystisches verlieren, aber hell und durchklärt ist die ganze Welt, es ist eine Einheit des Seins in unseren Tagen, die alle Raumestrennung aufhebt, und dazu macht es mich in mir wie prädestinirt, daß es mir auch jetzt wieder wie früher so oft von außen begegnet was in mir.

286.

Samstag Abend 8 Uhr, den 16. November 1867.

Es geht mir flottweg in der Arbeit, nicht immer ganz wie ich will und meine, aber es geht, und fertig werden ist die Hauptsache. Freilich, der Zuruf von Bancroft und die Beziehung, in die ich nun zu diesem bedeutenden Manne bedeutender Stellung treten werde, gibt der Arbeit neben dem neuen Schwunge auch neue Schwergewichte, ich werde besonders für den letzten Theil sehr viel und mühsam zu arbeiten haben. Aber die humane und zeitgeschichtliche Aufgabe reizt um so mehr.

Den 17.

Nicht mehr ein aufrichtender, meinem Selbstgefühl beistehender Zuruf ist mir das Wort Bancrofts: **your works are read all over the globe** — er ist mir eine schwere Verpflichtung und Mahnung. Das ist eine gewaltige Sache, wenn man denken darf und muß, was du hinausgibst, dringt in solche Weite und vor so berechtigte Richter. Was kann ich thun? Nicht mehr als bis jetzt: stets redlich und gewissenhaft arbeiten, im Dienste der Sache und dabei ohne Zaghaftigkeit; irre ich, so habe ich bona fide geirrt.

287.

Bonn, 23. November 1867, Abends.

Warum, lieber Jakob, lässest du mich ganz ohne Antwort? Die Mittheilungslust bedarf der Ermunterung, und sei es nur ein Kopfnicken, ein Zeichen guten Zuhörens. Gib mir doch solch eines. Ich lebe hier so absolut in mir und aus mir (ich habe keinen festen Menschen, der mich holt und den ich holen muß), daß ich erst recht und oft bitter inne werde, welch ein Geselligkeitsbedürftiger ich eigentlich bin. Ich lebe wie ein alter Student, der für sich allein haust.

Ich habe endlich die Schrift von Dalton[1] bekommen. Ich schicke dir sie hier, du kannst sie behalten, ich habe noch ein zweites Exemplar. Was sagst du dazu? Ich finde die Haltung anständig und den Gang in die Tiefe dringend, Alles viel besser und feiner als Hengstenberg, der wissentlich Motive verhehlt hat. — Es ist wunderlich, daß sich diese Kanzelkönige nie fragen: warum denn alle Poesie die Lösung in der Natur der Dinge sucht und darstellt und nicht einfach mit der Dogmatik löst, vor der es ja gar keine ungelösten Fragen mehr geben soll? Die Welt ist voll Zerfall, voll Armuth und Elend und Grausamkeit und Krieg, und da sagen sie, die Lösung alles Widerspruchs sei schon gegeben. — Ich habe da noch gar viel zu sagen, aber ich bin heute und vielleicht überhaupt nicht dazu ausgerüstet.

Nur noch ein Zweites. Es ist doch auffällig, daß mich die Theologen so im Auge halten. Der Herr Alger aus Boston, von dem mir Bancroft schrieb, hat mir ein Heft des in New-York erscheinenden Christian Examiner geschickt, das eine ausführliche Charakteristik meiner Schriften von Allen enthält. Ich war sehr begierig zu wissen, wie ein Amerikaner meine Arbeiten ansieht, aber der Verfasser hat wesentlich und das noch sehr ungeschickt Julian Schmidt u. A. abgeschrieben, und offenbar meine Sachen außer Auf der Höhe nicht ordentlich gelesen. Eins aber freut mich besonders bei Dalton wie bei dem Amerikaner: Beide sind vollkommen frei von jeglicher Gehässigkeit gegen Juden, sie verschmähen die der Gemeinheit so leicht sich

[1] Ein Vortrag dieses Petersburger Geistlichen über „Auf der Höhe".

darbietende Waffe, sie kennen sie nicht. Das ist ein großer Fortschritt in der Humanität und Anständigkeit, und ich freue mich ihn erlebt zu haben.

288.

[Bonn] Montag, 2. Dezember 1867, 12 Uhr.

Gestern Abend war ich trotz Widerwillens im Theater und sah Adrienne Lecouvreur von der Buliofsky dargestellt. Ein gräßliches Machwerk, lauter Effekte ohne Efficienten, ein Paradestück für die Künste einer Schauspielerin; solche Stücke sollte man nicht Schauspiele, sondern Schaufensterspiele nennen, und schon das, Schauspieler, Künstler rc. zum Gegenstande einer Dichtung zu machen, gibt etwas, wie wenn man aus den Kartoffelschalen eine Speise bereitete, statt aus den Kartoffeln.

Was du über meine Unsicherheit sagst und meine übermäßige Freude an gutem Zuruf ist wahr, und du hast die Ursache richtig bezeichnet. Was aber die Kritik betrifft, thust du mir doch wesentlich Unrecht. Freilich kränkt es mich, wenn eine mit Einsatz der besten Kraft gemachte Arbeit, wie die Freiligrath-Rede, so ganz und gar unbeachtet bleibt; aber ist es nicht erbärmlich, daß eine Anzeige von Rittershaus, die er, wie er mir sagt, schon lange an die Gartenlaube geschickt (und das besonders im Interesse Freiligraths), nun doch von der Redaktion bei Seite gelegt wird?

Ich bleibe dabei, was ich schon einmal gesagt: jeder Schütze sieht am Scheibenstand nach, ob sein Schuß getroffen, und wer da sagt: ich schieße los und wende mich dann ab und will nicht wissen, wie der Schuß geworden — der lügt, und die Welt rühmt ihn wegen seiner Bescheidenheit.

289.

Bonn, 22. Dezember 1867.

Wie gern wäre ich heute bei dir, lieber Jakob, und freute mich mit dir, daß wir das noch erlebt: die Art, wie im ungarischen Reichstag die Juden-Emanzipation einstimmig angenommen wurde ohne Debatte. Das ist doch etwas, was wir nicht zu erleben glaubten. Daß unser heißes und schweres Drängen so zum Einmaleins der Humanität geworden — wer will da noch je sagen, man dürfe am Siege des reinen Gedankens zu irgend einer Zeit verzweifeln? Und dazu jetzt die Nachricht, daß Winterstein Handelsminister wird. Ich wünsche eigentlich gar nicht, daß Juden so in höchste Stellen eintreten, sie müssen sich in kleinen unscheinbaren Stellungen bewähren, nicht immer nach Kapellmeisterstellen ausschauen, sondern takthaltende ins Allgemeine aufgehende Orchestermitglieder sein. Ich glaube noch nicht an die Stellung Wintersteins, aber daß sich das Gerücht verbreitet, ist Besiegelung der Stimmung zu dem neuen Gesetze in Oesterreich.

Ich bin von dieser Sache so erregt, daß ich gern Jemand hätte, der meine Freude theilte. Ich weiß nicht, ob's nur mir so geht. Ich bin oft so reizbar feinhörig, daß es mich berührt, wenn ein Blatt in meiner Stube von einem Lesenden umgewendet wird, und da ist es jetzt mir in Gedanken, als hörte ich ein Blatt in der Weltgeschichte umwenden, ein vielverkritzeltes, dunkles. Hoffentlich haben wir auf dem neuen in reinen Linien heller zu berichten.

Es ist doch eine seltsame Welt, daß nun nichts geschieht, da doch so Großes erlebt wird. Die heutigen Menschen scheinen nur Postulaten-Feste und keine Erfüllungsfeste feiern zu können.

Bonn, 31. Dezember 1867, Nachmittags.

Morgen in der Frühe des Neujahrsmorgens will ich wenigstens brieflich bei dir sein, lieber Jakob. Du weißt, wie mir jeder Lebensabschnitt zum Wegweiser wird, um die Strecke rückwärts und vorwärts zu überschauen.

Ich habe mich bei meinem Alter sehr schwer in die jetzige studentische Situation gefunden, aber allmählich erquicke ich mich an der absoluten Ruhe und der Stimmungscontinuation, die ich zur Arbeit unumgänglich nöthig habe. Ich hoffe, daß ich mir solche auch, theilweise wenigstens, bewahre, wenn ich (Ende Januars etwa) nach Berlin heimkehre.

Vom Fürsten Hohenzollern habe ich einen prächtigen Brief über die Freiligrath-Rede. Ich werde den Fürsten auf meiner Heimkehr besuchen. Hoffentlich sehe ich aber auch dich noch vorher. Ich muß mich sehr hüten, das Eisenbahnfieber nicht über mich kommen zu lassen.

Ich sehe deinen Brief noch einmal durch. Ja, darüber hätte ich viel zu sagen, daß ich Irma eine humanistische Bethätigung hätte geben sollen. — Welche denn? Ja, das schiebt sich Jeder gern weg. Aber das Problem stellt sich mir auch jetzt wieder, nur anders. Was soll ein Mann thun, der Millionen besitzt? Wohlthätige Spinnanstalt ist doch nicht höchstes Ziel der Menschheit?

Heute sehe ich recht klar, wie fremd ich auch hier bin. Ich habe Niemand, mit dem ich im Innersten bewegt um 12 Uhr anklingen möchte. Ich möchte am liebsten nach Köln zu Ferdinand Hiller. Ich weiß aber noch nicht, was ich thue. Ich möchte, obgleich ich heute mit dem fünften Buche fertig geworden bin, mich doch nicht aus der Stimmung bringen. Daneben fühle ich, daß ich einer Gemüthserfrischung bedarf, und so weiß ich eben nicht, was ich will. Im großen Ganzen aber weiß ich's. Ich will fleißig und ruhig sein. Das wünsche ich mir zum neuen Jahre, und dir und den Deinen alles Gute.





1868.

290.

Bonn, 7. Januar 1868.

Als ich im Sommer 1860 oder 1861 bei meinem alten Kameraden, dem Oekonomierath Horn in Ochsenhausen (ich gab Gideon Kronauer etwas von ihm) war, um Studien zum Neuen Leben zu machen, hatte ich ein schönes instrumentenreiches Messer, neues Feuerzeug u. dgl. Da sagte der neunjährige Sohn Horns: du Vater, der Auerbach hat lauter Wunderwerke.

So wirst du auch vielleicht sagen, lieber Jakob, wenn ich dir erzähle. Du weißt, daß die Adelserhebung, wie man's nennt, eine Axe meines Buches bildet. Nun war ich gestern an dem vorbereitenden diskutirenden Kapitel darüber und habe da gar viel Material. Heute komme ich ins Lesezimmer und da sehe ich: als ersten Artikel zum neuen Jahrgang der Grenzboten hat Gustav Freytag ganz dasselbe Thema und Einzelnes mit den Worten meines Clodwig Wolfsgarten ausgesprochen. Freilich hat er dabei auch wieder eine viel leichtere und heiter spielende Behandlung als mir zu Gebote steht, aber wunderlich ist dies Zusammentreffen doch wieder und fast störend.

Du bist wenig ermuthigend zum Briefschreiben. Warum hast du mir auf mein Letztes noch nicht geantwortet? Schreib kurz. Für einen Groschen kann man's ja jetzt. Dieser Groschenpreis wird die Welt an kurze und schnelle Briefe gewöhnen. Ich selber werde, namentlich zu dir, nicht dazu kommen, aber es wäre eine ergiebige psychologische Untersuchung, die Wirkung des Portosatzes auf die innere Fassung der Briefe auszumessen. Lazarus schickte mir seine Abhandlung über Sinnestäuschungen. Sehr schön und ergiebig. Soll ich dir sie schicken? Er geht auch, nur andeutend, auf dichterische Produktion [ein] und bezeichnet das Problem, das freilich ganz besonderer Ausführung bedürfte. Ich glaube aber, daß hier am wenigsten

Allgemeines in Kategorien sich geben läßt. Ich glaube z. B., daß nicht leicht Jemand so zu allen Stunden bei seiner Arbeit war, wie ich, bald bei diesem, bald bei jenem Momente, ganz unerklärlich, woher es kommt. Wer da die Fäden auszasern wollte, der brächte kein Gewebe zu Stande. Ich erinnere mich, daß Schiller einmal in späterer Zeit klagte, die Reflexion schaue ihm bei der Action der Phantasie zu. Das bringt wohl das Alter mit sich. Und doch könnte kein Philosoph, sondern nur ein Dichter da etwas Grundmäßiges vorbringen. Mit der abstracten Psychologie dringt man da nicht ins Innerste.

Ich denke immer wieder daran, einmal meine Abhandlung vom Wesen des Genies (wozu ich viel liegen habe) auszuarbeiten. Ich kann freilich zuletzt auch nur auf den Punkt kommen, der unerklärlich ist, aber bis zu diesem Punkte ist noch Vieles zu erklären.

291.

[Bonn], 13. [Januar 1868.]

Hast du je die Briefe von Abälard und Heloise gelesen? Ich lese sie jetzt zum erstenmale und bin ganz hingerissen von einem Tone der Wahrhaftigkeit mitten aus allen verschnörkelten dogmatischen Coloraturen. Das Ganze muthet mich an wie ein mit klösterlicher Sorgfalt auf Pergament ausgeführtes hellfarbiges Bild — der Gesichtsausdruck voll bezaubernder Innigkeit, das Costüm abgeschmackt, eckig und verbauscht.

Ach, wie viel Bedeutsames hätte man noch in sich aufzunehmen und abzuklären und zurechtzulegen! Und das Leben ist so kurz und zerstreut sich noch in so viel Nichtigkeiten und Quälereien. Ich komme jetzt, trotzdem ich in meiner Arbeit so aufgeregt bin, doch wieder auch, denn der Tag und der Abend sind lang, zur Ausfüllung mancher Lücke.

Den 15.

Gestern habe ich Brief aus Amsterdam. Man hat das Grab Spinozas im Haag entdeckt.

Ich habe gestern auch eine sehr glückliche Anregung gehabt. Ich sehe immer: der Umgang mit Wissenschaftsmännern belebt mich weit weniger als der mit Künstlern und der Kunst. Robert Cauer, den du ja auch kennst, ist hier, um ein Relief von Karl Simrock zu modelliren, und Nachmittags war ich mit ihm im Hospital, wo ein Russe Namens Alferoff seit acht Jahren gelähmt liegt und eine wunderbare Sammlung von Kupferstichen hat. Der Kranke selbst schon ist eine Merkwürdigkeit. Aus den Bädern von Aachen ist er gelähmt hieher gekommen und da liegt er unter einer dünnen Decke, eine mächtig gebaute Gestalt, und kann nur die Arme von den Ellbogen an bewegen. So liegt er und wartet auf den Tod,

liest viel und betrachtet seine reiche Kupferstichsammlung. Wir sahen nur die Rubens-Mappe, und diese nicht ganz, und man ist voll Staunen und Demuth über diese weitfassende Kraft, die etwas Herkulisches hat, und über diesen unsäglichen Fleiß.

Den 16.

Es ist gut, daß ich immer so ein Skriptum an dich liegen habe. Vorgestern hatte ich Bilder und gestern Musik. Ich war im Beethoven-Verein. In der Ouvertüre zu Egmont erkannte ich wieder, daß Beethoven das tragische Thema viel tiefer und ausgiebiger gefaßt hat als Goethe, der nicht den Muth hatte, die Revolution der Niederländer gegen die Spanier ins Werk zu setzen. Wenn auch die Scenen zwischen Egmont und Oranien und die zwischen Alba und Egmont zum dramatisch Schönsten gehören, dem Ganzen fehlt der rechte dramatische Schritt und die volle Tragik. Aber genug, die große Musik liegt mir in der Seele und ruft mir zu, auch meine Aufgabe mit vollem Einsatz zu fassen.

Bonn, 20. Januar 1868.

Das ist ein frischer Montag und Wochenanfang. Heute ist mir's gut gegangen, und du sollst davon haben, lieber Jakob. Ich war gestern unwohl, blieb zu Hause, aß nur eine Suppe und ging erst um 5 Uhr aus zu Roggenbach, der jetzt hier wohnt und dem ich einen Besuch versprochen hatte. Wir sprachen viel Weitgehendes miteinander bis 7 Uhr, wo er zu Sybel mußte, bei dem ich Abends vorher gewesen. Die Wendungsscene in meinem Buch ging mir noch den ganzen Abend im Kopf herum und verließ mich auch im Schlafe nicht. Ich weiß, ich arbeitete daran weiter, aber beim Erwachen wußte ich nichts Bestimmtes. Nun habe ich von 9 bis jetzt 12 Uhr unausgesetzt in heißem Erglühen fort und fort diktirt, noch brennt jeder Blutstropfen in mir, aber ich fühle mich frisch und gehoben. Die Sache wird, nun geht's weiter, Schlag auf Schlag, es sind so lang Kugeln und Patronen in den Lauf gestoßen, jetzt wird losgeschossen, Knall auf Knall, eine Art Schlachtenmuth spannt mir jeden Nerv und jeden Muskel.

Das ist Leben, das ist Schaffen, das ist sich Losgeben, das sind Studien, in denen alle Zerrereien des Daseins nicht dagewesen, in denen alle Selbstquälerei und alle Quälerei durch Andere weggeblasen ist. Ich wollte, ich hätte dich da bei mir jetzt. Aber ich will es festhalten, dankbar in der Seele, daß ich solche Stunden erlebe. Was ich sonst noch habe, ist ein überströmendes Geschenk, ich habe eine Kraft, ich bin eine Kraft, sei sie klein, sei sie groß, ich habe ein Glück hier in meiner Stube, in mir; was auch aus meiner Arbeit erfolge, das kann mir nicht genommen werden, ich hab's gehabt und will's haben und halten, ich bin zu etwas auf der Welt.

Da setzt sich ein Keim an in der Seele aus freier Phantasie, und er wird zu einer Alles beherrschenden selbständigen Naturgewalt und nimmt die ganze Seele dahin.

Den 21.

In der Vossischen Zeitung von Samstag, den 18. habe ich heute eine Correspondenz aus New-York über die Vorlesungen von Dickens gelesen, worin wieder gesagt ist, daß ich dorthin kommen müßte. Das reizt mich schon lange und bewegt mich aufs neue. Wollen sehen!

292.

Bonn, 28. Januar 1868, Abends 8 Uhr.

Dieses entsetzliche ostpreußische Elend kehrt mir die ganze Seele um, und ich muß mir's, da ich doch nicht helfen kann, aus dem Sinn schlagen, um meine nächste Pflicht zu thun. Unter dem Firniß von Religion und Staatswohlfahrt und Bildung steckt eine grausenhafte Barbarei, die plötzlich zu Tage bricht. Unser ganzer Stolz ist dahin, unsere Erhebung als Volk und als Culturträger. Da soll jetzt mit Betteltugend und moralischer Flickschneiderei nachgeholfen werden. Es ist eine Schande, daß kein Mensch da ist, der da mit der vollen Wahrheit dreindonnert.

Es ist gut, daß mich meine Arbeit so ganz hinnimmt, sonst ließen mich diese Betrachtungen gar nicht ruhen; aber ich mußte sie doch gegen dich aussprechen. Ich habe leider nicht das Recht und nicht die Macht, als Strafprediger in die Welt hinauszutreten, aber der Jesaias einer neuen Zeit muß doch kommen, der mit Zornesworten ins Innerste der Menschen greift und sie aufrüttelt zur Scham vor sich selbst, weil unsere Cultur und Humanität nur klingende Worte sind. Und daneben werden nun Versammlungen abgehalten mit weihevollen Reden zur Aufrechthaltung des weltlichen Papst-Regiments, und daneben wüthet mit allen chemischen Fortschritten die Mordbrennerei der Fenier. Ja, diese sind mir ein Hauptbeweis, wie weit die Verwahrlosung geht. Aber genug, ich weiß sonst nicht wohin ich noch komme. Niederdrückend ist es, mit ethischen Problemen und deren künstlerischer Lösung sich zu tragen, Einzelnes auszugestalten, Empfindungen zu vertiefen und zu verfeinern, Grund legen zu Erkenntnissen, Schönheit zu bilden, und daneben rast die Barbarei und rafft Hunderte am Hungertyphus weg.

Bonn, 5. Februar 1868.

Gestern Abend, als ich aus Gesellschaft nach Hause kam — die Abendzeitung liegt immer bei meiner brennenden Lampe — da lese ich die Telegramme und da steht der Tod Karl Mathys angezeigt. Wie mich das wieder packte und so allein in der Nacht. Und da soll man noch die anderen Nachrichten daneben in der Zeitung lesen. Was ist Alles neben einer solchen

ins Herz wühlenden Erschütterung? Ich weiß nicht, wie es Andere fertigbringen, so leicht über die Dinge wegzukommen. Ich saß lange, lange einsam in der Nacht, und ich mußte mir Mathy todt denken. Ich hatte mich so sehr darauf gefreut, die treue Seele wieder zu tagtäglichem Umgang zu haben, denn er mußte ja zum Zollparlament. Und nun todt! Wie viel habe ich mit ihm gelebt und Noth und Kummer mit ihm getragen! Als ich damals, nachdem ich bei mehr als einem Dutzend Verlegern umhergefragt hatte, ihm das Mannskript des 1. Bandes Dorfgeschichten übergab, war er der Erste und Einzige, der mir sofort sagte: Da hast du was Rechtes gemacht, und er nahm den Verlag und fort und fort war unser Verhältniß das innigste, obgleich er Alles viel kühler und oft sarkastisch aufnahm. Und als sein Karl — sein letztes Kind — starb, schrieb er mir von Berlin aus: „Lieber Berthold, ich komme mit Nannchen zu dir, du sollst uns nicht trösten. Wir wollen nur bei dir sein". Ich konnte in jeder Lebenslage auf ihn rechnen, und nun auch dahin! Ich habe der Frau geschrieben. Wenn ich Zeit hätte, würde ich dem deutschen Volke das Lebensbild eines modernen Aristides aufstellen. Und wie viel war Mathy verleumdet! Und er verdient noch unsern besondern Dank. Denn was hat er im Kampf mit seinen Constanzer Wählern für die Juden gethan!

Bonn, Montag, 10. Februar 1868.

Gestern, lieber Jakob, hatte ich einen guten, alle Poren durchfrischenden Frühlingstag, und wir schwelgten wahrhaft im Einschlürfen der erweckenden herbkräftigen Luft.

Nach Verabredung mit Hemsen fuhr ich um 12³/₄ nach Rolandseck mit ihm. Wir besuchten den Schullehrer Wolf in Oberwinter und fuhren nach Tisch hinüber nach Nonnenwerth. Es ist in der That ein Kirchhof auf der Insel, wie ich ihn mir gedichtet habe, weil ich ihn nöthig habe, und auch ein junges Kind liegt da begraben. Ich habe nun dem in meinem Buche die Grabschrift von dort gegeben. Ich kam sehr erfrischt heim, und noch heute fühle ich die kühlende frühlingerweckende Luft in der Seele.

Bonn, 14. Februar 1868.

Gestern Abend war ich bei dem Botaniker Professor Hansen, eine feine Natur; seine Frau ist eine Tochter Ehrenbergs. Sie wohnen in großen tiefen Zimmern des Poppelsdorfer Schlosses, und es war sehr behaglich, und wieder that mir's wohl zu erfahren, wie ich seit Jahren auf treu eingehende Menschen wirken durfte. Sie haben Alles von mir gemeinschaftlich gelesen. Ich ließ mir von Hansen auch Mancherlei noch geben für die Gartenkunst meines Sonnenkamp. Das gibt concrete Farben.

Als ich heimkam, las ich die Zeitung, da steht die Ernennung Elstätters zum badischen Finanzminister. Ich kenne Elstätter sehr gut. E. war der Freund vom Sohne Mathys, und als Mathy Bankdirektor in Berlin war, zog er E. dorthin als Justitiar und [er] wurde im Hause wie der Sohn gehalten. Er besuchte mich oft und ist ein gediegener Mensch.

Bonn, 20. Februar 1868.

Ich war heute Mittag nochmals allein am Rhein, das Wetter ist frühlingshaft, die Berge stehen, wie im Halbschlaf träumend, im Duft. Man trennt sich schwer von dieser Landschaft, und ich werde in Berlin ja immer in der Phantasie an diesen Ufern arbeiten.

Der Abschied hier ist mühsam, und ich sehe, daß ich doch viele treffliche und mir wohlgesinnte Menschen hier hatte. Aber ich lebte in der ganzen Zeit nur in meiner Arbeit, ich habe durch vier Monate lang nur zwei Tage nicht gearbeitet, sonst war ich unausgesetzt in der Fortführung. Es ist anders geworden als ich wollte und meinte, aber es ist doch geworden.

Samstag, den 22. Februar.

So, nun schließe ich diese Epistel, während mein Koffer bereits zum Packen in der Stube steht. Ich bin heute ganz frisch und jung aufgewacht, und wenn das ist, wache ich immer mit einer Mozart'schen Melodie auf.

Ich bleibe zwei Tage in Düsseldorf bei Vautier, der die Zeichnungen zu Barfüßele macht, und beim Fürsten Hohenzollern. Jedenfalls schreibe ich dir bald von Berlin aus. Ich komme gerade zu meinem 56. Geburtstage heim.

Liebig und Sybel geben mir Beiträge zu meinem Kalender und mit Simrock hier habe ich mich in letzter Zeit viel näher befreundet.

Nun aber genug! Es geht hinein in ein neues frisches Leben. Begleite mit deinem Segen deinen Berthold.

293.

Düsseldorf, 24. Februar 1868.

Ich kam gestern frisch und belebt hier an, und als ich vor den Gasthof trat, begegnete mir sofort Frau Vautier, bedauernd, daß ich den schönen Künstlerzug nicht mitangesehen. Ich ging nach dem Jägerhof zum Fürsten. Ich war zwei Cigarren lang, d. h. länger als zwei Stunden beim Fürsten. Ich sprach mit dem Fürsten über Hunderterlei, er liest sehr viel und denkt noch viel mehr, und das selbst und nicht aus der Garküche Anderer. — Gegen 10 ging ich in den Malkasten in der Nähe, da war tolles Treiben, und im Gasthof war auch Maskenball, dem ich wieder zusah. Heute früh ging ich zu Vautier und ward doppelt glücklich, zuerst durch die wunderbaren Zeichnungen Vautiers zu Barfüßele, dann durch einen herzvollen Brief Augusts.

Um 11 Uhr ging ich zum Fürsten und blieb bis nach 2 Uhr. Was wir da alles sprachen? De omnibus et quibusdam aliis. Auch die Fürstin, der Erbprinz und die Erbprinzessin kamen, ließen uns aber bald wieder allein. Noch nie haben wir uns so voll ausgesprochen als heut.

Vom Sprechen müde, schlief ich auf meinem Zimmer ein, die Musik des Carnevalszuges weckte mich. Es war auch ein sogenannter komischer Aufzug hier, aber dieses ganze Carnevalswesen sitzt nicht mehr recht in unserer Zeitstimmung, scheint mir doch nur antiquarisch festgehalten. Die Musikfeste, Turnfeste, Schützen-, Feuerwehrfeste rc., das sind die Ferientage unseres Zeitlebens und da hinein sollte man setzen, was von Humor aus dem Carneval noch zu retten ist, und da wär's auch Sommer und müßten nicht Genien auf Wagen stehen in weißen Hemdärmeln und darunter wollene Jacken. Es ist ein Aberwitz, in orthodoxer Weise alte Feste conserviren zu wollen, wo bereits ganz neue sich bilden wollen und ihrer Ausstattung durch Schönheit und Humor harren.

Berlin, Sigismundstraße 8, den 29. Februar 1868.

Gestern habe ich entschieden Brief von dir erwartet. Es war mein Geburtstag und von vielen Seiten her trafen Glückwünsche ein. Also 56 Jahre alt. Ich kann doch noch froh sein, daß ich so dastehe in der vollen Kraft und daß sich mir das Leben immer wieder erneut. Gestern ging mir immer das Bibelwort durch den Sinn: „Gras verdorrt, die Blume welkt.“ Nicht Gras und Blume, sondern der Baum ist das Bild des ständig sich erneuenden Lebens; auf die eine Jahresfrucht kommt im andern Jahr eine neue. Wer im zweiten Leben, in der Kunst, bloß als Blume erscheint, ist bald fertig; anders wer ein Baum ist, und trägt er auch nur gewöhnliche Frucht.

Die Briefe waren erfreulich, auch von ganz Unbekannten, besonders von Lehrern. Abends war ich mit meiner Frau bei Spielhagen, wo noch viele Freunde waren.

Das Wetter ist schön, und Berlin macht einen frisch belebenden Eindruck auf mich — diese schönen Häuser, diese lebenskecke Bewegung überall; selbst die Schuljungen auf der Straße haben etwas besonders Gewecktes. In den Gemüthern der Männer, zumal der politisch activen, ist freilich schwere Zerstücktheit.

Mit Lazarus hatte ich die tiefste Seelenquelle speisende Stunden. Wir sind immer gleich über alles Persönliche hinaus und mitten in allem Persönlichen in der reinen Idee; wir kommen von verschiedenen Seiten, aber es ist so: Alle Wege führen nach Rom, nach dem Rom der Idee; nur muß man ein solches Centrum und Ziel haben.

Den 5. März 1868.

O wie gut ist's, daß ich hier nicht mitten in der Zersetzung der Parteien war. Es ist eine Giftigkeit in das Verhalten eingetreten, die um so schärfer ist, weil man sich doch bewußt ist, Concessionen gemacht zu haben, ohne dafür das eigentlich sich Bescheidende erhalten zu haben. Die praktische Politik heischt partielle Corruption, ich weiß es nicht anders zu nennen, und nun das auf sich zu nehmen ohne zur Regierung zu gelangen und das partiell Gute und Prinzipmäßige ausführen zu dürfen, das macht unstet in sich und nach außen, und empfindlich, weil man in sich unruhig ist.

Den 6. März 1868.

Gestern Abend, lieber Jakob, war ich in der ersten Vorlesung von Karl Vogt über Urgeschichte. Ich wollte eigentlich nicht hingehen, denn ich fürchte den Ueberdrang von Eindrücken und Erregungen, und ich muß alle meine Kraft für meine Arbeit zusammenhalten, die mir noch dadurch erschwert wird, daß alle Welt darauf gespannt ist, oder wenigstens so thut. Ich machte mit meiner Frau Antrittsbesuche, aber wohin wir kamen, ging Alles zu dieser Vorlesung. Ich verschaffte mir also noch ein Tagesbillet und hatte das Glück, da Löwe-Calbe noch nicht da war, einen Sitzplatz neben seiner Frau zu bekommen. Die Spitzen der Wissenschaft waren da. Ich sprach meinen Landsmann und Schulkameraden Griesinger, Lazarus u. v. A. Ich wurde hundertfältig und herzlich bewillkommt, und die Empfindung, daß ich doch hier zu Hause bin, erneuert und befestigt sich mir stets mehr. Es ist hier ein rastloses, vielangeregtes und dabei zur Selbstwahrung bestimmendes Leben, wo man nur in kleinem Kreise sich so zusammenhält, daß Einer den Andern vermißt oder entbehrt. Ein intimer Anschluß bei verschiedenen Lebenssphären ist kaum möglich, aber man lebt doch im Bewußtsein großer Gemeinsamkeit.

Aber ich wollte dir eigentlich von Vogts Vorlesung erzählen. Er hatte hier die besondere Schwierigkeit, vor Kennern und vor Laien zugleich zu lesen, jenen durch Gruppirung der Thatsachen, diesen durch Kundgebung der Thatsachen zu genügen, und ich glaube, er hat das sehr schicklich gelöst. Sein Vortrag ist rund und klar und zeigt die volle Beherrschung des Themas, dabei mit nicht banalen und sehr klug eingesetzten Bildern und Hinweisen auf das unmittelbare Leben gespickt. Mir ging es auf und geht mir nun nach, wie ganz anders eine Jugend werden muß, die nicht wie wir mit theologischen oder besseren Falls mit klassischen Anschauungen aufgenährt wird, sondern in das Werden der gegebenen Welt eingeführt, das was uns Begriff der Unendlichkeit und Ewigkeit war, aufgelöst und in Lagerungsschichten sich bildend sieht. Das Mysterium alles Daseins wird freilich auch

damit nicht gelöst, und ob der Mensch vom Affen abstammt oder ob ein Gott einen Thonklumpen belebte, beides ist doch was man Wunder nennt; wir sehen die Rückseite der Thatsachen nie. Genug aber, es wird eine neue Menschenstimmung sich daraus bilden, die die Frage, ob Offenbarung oder nicht, weit hinter sich läßt. Wenn auch hier wieder viel Kraft verpufft wird, so geht sie doch auf Bestimmtes aus, und die Resignation des Geistes im Eingestehen der Mangelhaftigkeit unserer Erkenntniß ist eine ganz andere als die aus der Theologie erlöste.

Den 7. März.

Ich war gestern im Opernhaus und hörte Mehüls Joseph in Aegypten. Du erinnerst dich wohl nicht, daß dies die erste Oper war, die ich anno 27 in Karlsruhe mit Randegger hörte? Die ganze Region des Themas, die wunderbaren, so klar einfach großen Tonbildungen, die ich alle kenne, und vor Allem das majestätische, märchenhaft zauberische und innige Gebahren Niemann-Josephs und seine große herzbewegende Stimme — ich muß dir ehrlich gestehen, ich weinte wie ein Kind und konnte nach der ersten Begrüßung Jakobs durch Joseph lange nicht mehr auf die Bühne sehen. Dabei diese wunderbare Darstellung hier! Costüm, Landschaft, Alles so treu und so groß, und ich komme aus der Provinz! Es bleibt der Triumph der Simplicität, daß solch einfaches Thema und seine künstlerische Fassung bleibend ist. Meine alte Idee zu dem Roman: Ein Joseph der Familie belebte sich mir neu. Im Corridor wurde ich wieder von Vielen traulich begrüßt. Solch ein Wiederkommen hat seine eigene wirkende Kraft. Beim Abschiednehmen und Willkomm tritt man Menschen näher und reicht ihnen die Hand, an denen man sonst unberührt vorübergegangen wäre. Der gesammte Inhalt der Beziehung drängt sich da zusammen und gibt sich kund.

294.

Berlin, 17. März 1868.

Ich war [gestern] Abends bei Professor Lazarus. Da war Karl Vogt, Senator Gildemeister, Professor Bastian und Weber, Adolph Menzel, Löwe-Calbe, Lewalds u. v. A. Alles war voll Bewegung, und das ist wirklich echte Gesellschaft.

Ich unterhielt mich viel mit Gildemeister, dem meisterhaften Uebersetzer Byrons, der jetzt hier Vertreter Bremens beim Parlamente ist. Sehr interessant war ein Bericht Vogts über den Prinzen Napoleon, mit dem er viel verkehrte. Was Napoleon mit seinem Besuche hier wollte, brachte er freilich auch nicht heraus. Napoleon sagte: Ich bin 7 Tage hier, täglich in zwei Gesellschaften, und was habe ich gesehen? 14mal wesentlich dieselben Kreise oder vielmehr denselben Kreis; in Paris sähe man alle Männer der Wissenschaft und Kunst.

Berlin, 19. März 1868.

Gestern Mittag kam Frau Gutzkow mit ihrer Tochter zu uns und sagte, daß sie mit ihrem Manne hier sei. Ich erbot mich sofort ihn zuerst zu besuchen. Da Schreiber aus Breslau angekommen war, konnte ich erst um halb 6 Uhr zu Gutzkow, und um 6 Uhr ging er ins Theater. Er umarmte mich und küßte mich zweimal, und ich brachte es schnell zu harmlosem Gespräch und er merkte auch, daß ich mit aufrichtiger Theilnahme seine Wiedergenesung begrüßte.

Den 22.

Gestern hat Lazarus in der Singakademie seinen Vortrag über „Das Schöne im Leben" gehalten. Ich war mit meiner Frau, August und Ottilie dort und bin noch heute ganz erfüllt von der vielseitigen Belebung der vernommenen Gedanken. Der Vortrag wird im Druck erscheinen, du wirst ihn lesen. Mich erquickte vor Allem die Wahrnehmung, daß dies die Form ist, in der sich ein zukünftiger intellektualer Cultus aufbauen kann; freilich können dazu nicht Consistorialprüfungen, sondern nur Naturberufung und Auserwähltheit befähigen. Das Organ von Lazarus hat etwas Bewegliches und Rührendes, und seine Vortragsweise ist künstlerisch vollendet; er macht den Hörer still sinnen und hebt ihn dann mit edler Gewalt wieder hoch. Störend war mir nur, daß er den Begriff Vorsehung oftmals ganz unphilosophisch anwendete. Das ist aber nur eine Einzelheit, und ich lernte Publikus wieder recht kennen: beim Ausgange sprachen sie nicht von den großen neuen Gedanken, sondern nur von dem exemplificatorischen Hinweis auf die Frauenmoden, den er auch gegeben hatte. Das ist also jetzt noch unser Hörpublikum!

Den 25.

Und heute muß ich dir von noch einer Vorlesung berichten. Ich habe die 6 Vorträge von Vogt regelmäßig gehört. Gestern war der letzte über Affenabstammung; er war der ergiebigste, stand aber nicht recht im Zusammenhange mit den vorhergehenden. Ich habe in diesen Vorträgen viel gelernt; so viel aber sehe ich doch, diese Wissenschaft der Urgeschichte steht noch im ersten Stadium der Untersuchung und Forschung, wobei großer Scharfsinn angewendet wird, aber volksreif ist da noch gar nichts.

Den 27.

Ich habe heut Nacht sehr schwer und wenig geschlafen. Es ging mir immer nach, daß die Dorfgeschichte[1] für den Kalender zu melodramatisch ist und daß ich damit die ganze Haltung der Dorfgeschichten verderbe und es

[1] Benigna.

überhaupt unthulich sei eine solche dem Kalender einzuverleiben. Ich kann dir nicht sagen, wie mich das plagte und unruhig machte.

Jetzt habe ich mir die Sache noch einmal angesehen. Farbe und Vortrag ist ziemlich bestimmt und scharf und — was will ich machen? Ich muß hinaus damit und ich will mir die Sache nicht so schwer nehmen. Ich tröste mich, daß nicht alle Menschen die Sache so ansehen und einsehen wie ich. Das aber eben ist nicht gut. Ich habe bisher immer gewünscht, das wird mir erst jetzt klar, alle Menschen mögen die dargestellte Sache so ansehen und erfassen, wie ich selbst, und soll ich nun dahin gekommen sein, daß ich das nicht mehr wünschen soll? Gilt das Kantische Moralgesetz nicht auch ästhetisch?

Eben im Schreiben werde ich unterbrochen. Der Verleger kommt, es ist höchste Zeit, die Kalender-Geschichten zur Illustration zu geben. Ich gebe sie hin. Ich will hoffen, daß auch du beruhigter damit bist als ich, wenn du die Geschichte gelesen.

Den 31. März 1868.

Gestern, lieber Jakob, erhielt ich dein Schulprogramm. Ich las deine Charakteristik Dr. Sterns in der ersten schmerzfreien Stunde, denn ich leide seit mehreren Tagen entsetzlich an Hämorrhoidalbeschwerden. Jetzt ist's eine Weile besser, und ich schreibe dir. Du kannst sehr zufrieden sein mit dieser Arbeit, und Jeder kann nur wünschen, von den Nachlebenden so getreulich und wahr und dabei so warm im Gedanken festgehalten zu werden. Besonders gelungen ist dir der Zusammenhang mit dem allgemeinen und dem pädagogischen Leben und Streben.

Abends.

Ich wurde heute Mittag im Schreiben durch eine große Freude unterbrochen. Mein alter getreuer Freund Emanuel Geibel kam zu mir, und wir hatten eine Stunde innigsten Erfassens und Neuerweckens schöner freier Jugendtage. Wir schreiben uns eigentlich nie, aber Geibel sagte es auch, wir wissen, daß wir einander fest in der Seele haben. Er sieht gut aus und erzählte mir auch viel von seiner Tochter, die jetzt 15 Jahre alt wird und jetzt erst seine Gedichte lesen wird. Geibel ist ständig eine im Besten lebende Seele von wahrem und warmem Pathos. Wir sprachen auch viel von Otto Ludwig und der nothwendigen Herausgabe seiner Schriften. Nachmittags kam Gutzkow. Welch ein Contrast! Und doch hat auch Gutzkow ein freiheitliches und ideales Pathos, das freilich mit so viel Absonderlichem versetzt ist, daß man nach einem Gespräche mit ihm immer nicht weiß, was man mit sich anfangen soll. Ich werde suchen, in gutem Vernehmen ohne beiderseitige Einwirkung &c. mit ihm zu stehen.

Den 2. April 1868.

Es geht mir besser. Ich darf heut ausgehen, aber ich habe noch immer bei jeder Bewegung Schmerz in der rechten Seite. Ich habe leider hier keine Sonne in meinem Zimmer, und du weißt ja, wie wohl mir die Sonne thut.

Ich habe in meiner Krankheit nun auch „Das Geheimniß der alten Mamsell" gelesen, albern in der Erfindung, aber bedeutsam in strammer Charakteristik, wenn diese auch freilich zu sehr cumulirt, und daneben die Figuren zu sehr aus einer Farbe.

Ich kann jetzt wieder an meinen Roman denken und wenn ich gesund bin, soll's doch was werden. Ich werde sobald ich kann nach Karlsbad gehen.

Mein Ausgang ist, daß ich den Brief an dich selbst zur Post bringe, du kannst also ohne Sorge sein.

295.

Berlin, 3. April 1868.

Morgen also, kommen sie zu dir, lieber Jakob, und freuen sich und rufen dich zur Freude auf über deine 25jährige Berufsthätigkeit, und ich — ich muß fern sein, und doch ist mir als wäre dir Glück wünschen, mir selber Glück wünschen.

Ja, lieber Jakob, ein Vierteljahrhundert! Du kannst dich stillbegnügt in dir fassen; dir war und ist ein stetiges, wie Naturnothwendigkeit sich fortsetzendes Dasein und Wirken gegeben . . . Und was du bist und was du lebst und was dir von Glückwunsch gilt, nächst deiner Familie hat Niemand auf der ganzen Welt so Theil daran wie dein Berthold.

296.

Berlin, 8. April 1868.

. . . Vor einer Stunde, als eben Fritz Oetker aus Kassel, der alte treue Kämpfer und Dulder für die Freiheit, bei mir war, kam ein Paket vom amerikanischen Gesandten, das den in Boston erschienenen Nachdruck der englischen Uebersetzung von „Auf der Höhe" enthält.

Wie zuversichtlich der Amerikaner auftritt! Er kündigt, während ich noch nichts mit ihm abgeschlossen habe, bereits auf der Rückseite des Titels mein neues Buch als bei ihm erscheinend an.

Eben kam Löwe-Calbe, zu dessen ärztlicher Behandlung ich auch absolutes Vertrauen habe, wie er mir als Mensch zu den liebsten gehört, die ich auf der Welt kenne. Er untersuchte mich und fand, daß ich wieder nach Karlsbad muß und zwar so bald als möglich.

297.

Berlin, 16. April 1868.

Aber, lieber Jakob, was geht denn vor, daß du mir noch immer nicht antwortest? In meinem so vielfach beunruhigten, täglich von Allerlei bewegten Leben, wo es gar so schwer ist, sich in sich zusammenzuhalten, ist mir das Denken an dich, als ob dort der feste Punkt wäre, wo ich mich nicht verliere, und du — du lässest gar nicht von dir hören.

Gestern Morgen arbeitete ich — es geht schwer, da mir Alles so stockig ist. Um 12 Uhr ging ich mit Ottilie, wie ich versprochen, in die Ausstellung der Aquarelle. Ich sah sehr viel Anmuthendes und Belebendes und sprach auch länger mit Julian Schmidt, den ich noch immer nicht besuchen konnte. Nach Tisch kam Legationsrath Mayer und Dr. Woltmann, ich mußte nach dem Wallner-Theater, da ein Virtuose Haase in einem Stückchen spielt, das, wie mich die Zeitungsreferate vermuthen ließen, im Motive ähnlich mit dem ersten Buche meines Romans ist. Auch hatte ich Haase noch nie gesehen. Ich fuhr den weiten Weg. Das Haus war gedrängt voll. Ich sah zuerst ein Stückchen von Benedix: Die Hochzeitsreise; Alles so dummes Theaterwesen, daß ein Fremder, der solch ein Stückchen sähe, die Deutschen für eine Nation von Idioten halten müßte. Aber Publikus jubelte, weil Schauspielermätzchen zu machen sind. Dann kam das nach dem Französischen bearbeitete Stück: Man sucht einen Erzieher; ein Schwerenöther regulirt ein verkommenes Haus, aber wie verkommen! Ein 18jähriger Sohn hat in Gemeinschaft mit einem Freunde, der mit der Mutter des Sohnes ein Verhältniß hat, eine gemeinsame Mätresse und — was soll ich weiter erzählen? Publikus nimmt das Alles so hin und beklatscht schauspielerische Kunststückchen. Ich ging vor dem dritten Stückchen fort, ich mußte nach dem Verein „Die Presse", weil ich für einen gelähmten Schriftsteller mit eine Sammlung machen will.

Es ist mir oft ein Räthsel, daß die Menschen auf der Straße und in Gesellschaft noch sich mit Anstand begegnen. Es gehört eine große Spontaneität und eine gründliche Waschung dazu, daß man sich wieder ins Reich der Ideen begebe und auf die Wirkung derselben noch vertraue. Ich werde nicht Ruhe bekommen, bis ich einmal die ganze Verschlemmung der Corruption nach meiner Weise gefaßt und durchgeschüttelt habe. Ich möchte einen Roman schreiben unter dem Titel „Sodom" und zeigen, daß doch noch zehn Gerechte da sind, wegen deren es nicht Pech und Schwefel regnet. Aber was würde ein solches Werk helfen?

Den 17. April.

Nein, lieber Jakob, das geht nicht mehr. Ich bin in schwerer Sorge um dich, es ist mir rein unbegreiflich, daß du nicht schreibst, und wenn du

nicht sofort antwortest, so daß ich Sonntag früh deinen Brief habe, muß ich mich an Salo oder einen anderen Freund wenden. Ich muß wissen, wie es dir ergeht.

Möglich, daß ich zu erregt bin, denn in meinem Sein ist eine Hetze, die alle Kraft aufregt und heischt.

298.

Berlin, 17. April 1868.

So, nun habe ich doch endlich wieder Brief von dir, lieber Jakob, und kann dir wieder geruhig schreiben. Thu mir das aber nicht mehr, daß du mich so warten lässest; bedenke, ich bin so gespannter Nerven, daß mir Alles Schreck macht. Ich verspreche aber dir und mir, künftig nicht mehr unruhig zu sein, nur mußt du es innehalten, daß du mir, wenn dir etwas fehlen sollte, kurz Nachricht gibst.

Den 20. April 1868.

Heute habe ich einen Brief bekommen, der, wie ich zuversichtlich hoffe, mich mit einer schönen That für das Allgemeine beglückt.

Du weißt, wie schon im vorigen Sommer mich die rumänischen Judenverfolgungen nicht ruhen ließen und wie ich mein ganzes Sein dransetzen wollte. Nun habe ich bei der Erneuerung dieser Greuel einen eindringlichen Brief an den Fürsten Hohenzollern geschrieben. Heute erhalte ich nun einen eben so innigen als ergreifenden und wirkungsvollen Brief vom Fürsten Vater. Ich schicke denselben der Redaktion der Freien Presse, du wirst deine Freude daran haben und die Wirkung wird mächtig sein. Ich bin ganz glücklich.

Den 21. April.

Da hast du mich wieder, den alten Grübler und Selbstquäler. Jetzt, da der Brief fort ist nach Wien, kommen mir Bedenken. Wird man es nicht mißdeuten, weil der Brief so innig freundschaftlich zu mir ist? Sind nicht vielleicht doch Dinge darin, die der Fürst nicht publizirt haben will? Freilich sagt er darin Vieles, was er nicht mir allein zu sagen hat. Hätte ich aber nicht vor der Publication, die sich die N. Fr. Presse gewiß nicht entgehen läßt, nochmals telegraphisch beim Fürsten anfragen sollen? Es quält mich, aber die Kugel ist losgeschossen und nicht mehr aufzuhalten, und es wird gut sein, daß ich Alles frisch und rasch that.

Den 27. April.

Der Brief ist gedruckt da und macht großes Aufsehen, aber schon fallen die offiziösen Zeitungen über den Fürsten her, besonders die Norddeutsche. Ich habe einen ausführlichen Brief an den Fürsten geschrieben und ich hoffe, er thut gut; aber ich kann dir nicht sagen, wie zerstört und

in allen Nerven zitternd ich bin. Auch die Freunde hier alle machen ein scheeles Gesicht, und ich muß mir sagen lassen, daß ich mich in zu viele Dinge einlasse, und noch härtere gehässige Vorwürfe und Andeutungen dazu.

Den 30. April.

Ruhelos bin ich am Tage und schlaflos in der Nacht, ich schrecke in der Nacht auf, wie wenn ich ein Vergehen und eine Dummheit zugleich begangen hätte. Was nützt es, wenn ich Einzelnen sage, wie Alles gekommen? Das hilft mir nicht vor der Welt und auch vor mir nicht.

Ich habe nun heute einen beruhigenden und edelsinnigen Brief des Fürsten erhalten. Er sagt mir, daß diese Sache unserer freundschaftlichen Beziehung keinen Eintrag thun soll. Das hilft mir etwas. Aber das sage ich mir und das will ich festhalten: nie mehr lasse ich mich auf irgend etwas Diplomatisirendes und wo möglich auf nichts mehr ein, was außerhalb meines eigentlichen und nächsten Berufes liegt. Ich bin nicht kalt und überlegt genug dazu. Ich habe eine scharfe Warnung bekommen.

Den 2. Mai 1868.

Gestern war ich im Theater, um die erste Aufführung von Laubes neuem Stück: Böse Zungen zu sehen. Vor der Aufführung, im Garten des Wallner-Theaters, sprach ich viele Bekannte, und alle schienen eine gewisse Zurückhaltung zu bewahren in der Hohenzollernschen Briefsache. Mir ist, als schonten mich die Menschen, wozu doch gar kein Grund; und freilich, es muß ihnen seltsam sein, daß auf die Andeutung der Offiziellen und Offiziösen: der Brief sei vielleicht nicht echt — noch nicht stricte erwidert ist. Ich fange an ruhiger zu werden. Die Geschichte verfurrt, und ich sehe schon in die Zeit hinein, wo sie als Vergangenheit nur noch den wirklichen und reinen Gehalt bewahren wird.

Den 19. Mai 1868.

Heute, lieber Jakob, schreibe ich dir aus glücklicher Seele. Eine reiche Quellenader hat sich mir in meiner Arbeit aufgedeckt. Ich komme nothwendig auf die soziale Frage, aber in concreter und, wie ich glaube, erwecklicher und ergiebiger Fassung.

Ich habe vor acht Tagen im Verein „Die Presse" den Antrag gestellt und durchgebracht, daß wir den hier zusammentretenden Journalisten-Congreß auffordern, zu erklären: es ist eine sittliche Pflicht, daß die Tageszeitungen keine Einrichtungen treffen, die eine regelmäßige Sonntagsarbeit bedingen. Der Antrag fand Widerspruch als die Freiheit beschränkend. Meine Ausführung half. Dennoch wurde gestern (ich war nicht dabei, ich kann keinen Morgen drangeben) beim Journalistentag das Wort „sittlich" gestrichen und

nur adoptirt, daß die Verhinderung regelmäßiger Sonntagsarbeit „wünschenswerth“ sei.

Den 23. Mai 1868.

Du hast wohl bereits in den Zeitungen gelesen, daß ich bei dem Comité, das den süddeutschen Abgeordneten ein städtisches Fest bereitete. Ich konnte und durfte mich dem nicht entziehen, obgleich ich mich für meine Arbeit ausschließlich zusammenhalten muß. Und daneben pitzelte es mich auch beständig, daß ich, der ich schon so lange an der Herzeinigung von Nord und Süd arbeite, nun nichts dazu thun und sagen soll.

Vorgestern war der Abgeordnete von Horb bei mir und erklärte im Namen vieler Württemberger, daß sie nicht kämen. Ich setzte ihm den Widersinn auseinander, daß man einer Gastlichkeit und Verständigung aus dem Wege gehe. Gestern Morgen schreibt er mir nun, daß er und die andern Renitenten nun kommen werden. Ich fuhr um 6 nach Tivoli, wo das Fest war, aber der Abgeordnete von Horb und die Anderen kamen nicht; nur 4 Württemberger waren da. Ich war im Begrüßungscomité, das die anlangenden Gäste empfangen mußte, und wenn ich eitel werde, bin ich nicht schuld, denn du kannst dir keine Vorstellung machen, wie Alle ohne Ausnahme mich gar nicht loslassen wollten im freudigen Dargeben, daß sie mich kennen lernen. Wir hatten die Gäste vertheilt. Ich nahm Kirsner aus Baden und Dörtenbach aus Calw und meinen Schulfreund Professor Griesinger an meinen Tisch. Du wirst wohl lesen, in welcher Reihe ich das Wort nahm. Ich hatte mir einige Richtungspunkte auf einen Zettel geschrieben, ich sprach frei, ich ward selbst fortgerissen und riß die Anderen fort. Von den stürmischen unterbrechenden Zurufen und von dem Jubel am Schlusse kann ich dir nicht genug sagen. Und nun ging's an und hörte nicht mehr auf, ich wurde umdrängt, geküßt, gedrückt, ich weiß nicht von wem allem, und Hunderte kamen sich mir vorzustellen und mit mir zu trinken, und nach der hiesigen Redeweise hieß es immer, ich hätte den Vogel abgeschossen. Der Stadtverordneten-Vorsteher und alle Comité-Mitglieder sprachen besonderen Dank aus und Alles war glücklich und ich auch; ich habe das Meinige gethan, ich habe mehr und weniger gesagt als ich wollte, das ist immer so, aber ich habe doch ein Gutes und Bewegendes gethan. — Erst um halb zwei kam ich heim.

Ja, lieber Jakob, mein Leben ist doch reich und mit Vielem gesegnet, und ich habe eine Heimstätte in so vielen Menschen, daß ich, wenn ich's bedenke, gar nie mehr verzagt sein sollte.

299.

Berlin, 6. Juni 1868.

Gestern war Stassulewitsch, der Redakteur des Europäischen Boten aus Petersburg bei mir, und Alles ordnete sich gut mit ihm[1]. Er brachte mir sogleich die erste Hälfte des Honorars. So etwas macht mich flügge und leichtlebig. Ich habe eigentlich Freude am Geldausgeben, aber vorher einnehmen muß ich's. Das ist einmal so in der Welt.

Den 17. Juni 1868.

Ich muß dir doch eine große Freude berichten. Gestern war Turgénjew bei mir, der zur Herausgabe seiner gesammelten Schriften nach Moskau reist. Er ist einer der Bedeutendsten, die mit uns athmen, von einer Eindringlichkeit in das Seelenleben, einem Muthe und einer Gestaltungskraft, die nur noch George Sand hat; freilich ist er auch oft in der Dissonanz verharrend. Nun will T. eine Einleitung zur russischen Uebersetzung meines Romans schreiben. Ich erzählte ihm zwei Stunden lang den gesammten Inhalt, und er war beglückt und mich beglückend und rief immer: das wird mehr als ein Kunstwerk, das wird eine That.

Ich kann dir nicht sagen, wie wohl mir das thut, wie mich das ermuthigt und erfrischt. Ich bin voll neuer Zuversicht und schere mich nichts darum, daß ich wieder an den Augen leide.

Sonntag, 28. Juni 1868, Abends.

Heute früh erhielt ich den Brief meines Schwagers Heinrich und den des Redakteurs der „Presse"[2]. Somit ist Alles fest. Ich habe sofort meinem Schwager geschrieben und auch Brief nach Amerika concipirt.

Ich habe eine kleine Geschichte für den Zeichner zu meinem Kalender gemacht und eine Hauptgeschichte des Kalenders (Benigna, ich kann dir leider die Ausführung nicht vor dem Druck schicken) Lazarus geschickt. Um 5 Uhr ging ich zu Lazarus.

L. war mit „Benigna" sehr zufrieden, die Geschichte ist ganz einfach erzählt, rein sachlich, ohne Gefühlsausdeutung, nur Melodie ohne Instrumentalbegleitung. So sollten eigentlich alle Volksgeschichten sein. Ich gebe auch den Straßen-Mathes diesmal in den Kalender. Ich fühle aber, daß ich den Kalender schwerlich in den künftigen Jahren fortsetzen werde. Ich habe den rechten Ton nicht mehr, ich bin in größere Produktionen gekommen und kann mich da nicht mehr in diese Sachen finden wie ehedem; auch hat

[1] In Betreff der russischen Uebersetzung des neuen Romans: Das Landhaus am Rhein.

[2] Die Vereinbarung über den Abdruck des Romans betreffend.

der Aufenthalt in Norddeutschland und das vorrückende Alter und die veränderte Stimmung im Volke mitgewirkt. Doch darüber sprechen wir noch.

Ich besuchte noch Paul Meyerheim, den ausgezeichneten jungen Künstler, der mir meisterliche Zeichnungen macht und schon die Geschichte von heute Morgen fertig hat, und jetzt bin ich zu Hause und habe dir geschrieben und jetzt ist's genug.

300.

Karlsbad, 18. Juli 1868.

Vorgestern, den 16. Abends 7½ reiste meine Frau mit Ottilie nach dem Rhein und ich um 10½ nach hier. Ich habe bis zum letzten Mittag noch sehr streng gearbeitet. Nun will [ich] aber auch hier ganz ausgespannt leben. Ich lasse mir keine Correctur vom Kalender schicken und nichts derart.

Ich habe diesen Frühling und Sommer so fern von allem Naturleben und nur in meiner Phantasie gestanden, daß es mich seltsam berührte, als ich bei einer Station heuer zum erstenmal einen Hahn krähen hörte, und ich sah verwundert, daß Aepfel an den Bäumen sind, die rothe Backen kriegen, und der Heugeruch war mir ganz neu erquickend.

An der Post erwartete mich Reischach mit seiner Frau, und heute überstürzte mich schon ein ganzer Schwall von Menschen. Ich möchte mich gern allein in mir halten, aber eigentlich thut mir's tief wohl, so viel Freundlichkeit und vorbereitete Güte in den Menschen zu finden. Ich habe eine prächtige Wohnung mit Fernsicht, auf dem Schloßberg in der Germania.

Den 25. Juli.

Man kommt hier gar schwer zum Schreiben, und trotz aller Abwehr werde ich von den Menschen überstürzt. Durch die Generalin Novikow und Graf Tolstoi (den Dichter) bin ich auch viel in der russischen Aristokratie, die ein sehr lebhaftes Culturinteresse hat.

301.

Karlsbad, 5. August 1868.

Warum, lieber Jakob, schreibst du mir nicht? Man empfängt hier eben so gern Briefe, als man solche ungern und schwer schreibt.

Ich kann dir nicht genug sagen, wie mir von allen Seiten Liebe und Ehre zugetragen wird, mir wirbelt oft der Kopf. Wenn ich auch viel Rabatt abziehe, a conto der Langeweile und der sozialen Form, so umgibt mich, wo ich gehe und stehe, so viel Ehrbezeigung und Dankesausdruck, daß es mich ganz glücklich macht. Wenn ich dir Einzelnes erzählen wollte, müßte ich Bogen voll schreiben. Sehr schöne Stunden habe ich auch mit dem preußischen Gesandten in London, Bernstorff und dessen Frau.

302.

Karlsbad, 8. August 1868.

Ich sehne mich fort, die Menschen zerreißen mich fast mit lauter Freundlichkeit, und es thüt mir weh, ablehnend und unwirsch sein zu sollen. Aber ich bin beständig so müde. Die Luft ist so dürr, wie die ausgebrannten Wiesen.

Gestern war ich wieder bei der Großfürstin geladen mit dem englischen Gesandten und dessen Frau. Es war sehr schön, aber anstrengend; es wird einem bei der Kur gar schwer, geistig beständig auf dem qui vive zu sein. Die Großfürstin ist sehr freundlich und ihre Umgebung ebenso. Als Hofmarschall ist jetzt der junge Uexküll bei ihr, dessen Frau die Tochter meines Freundes Adelson in Dresden ist. Auch der Leibarzt ist eine frische jugendliche Natur von wissenschaftlichem Accent; eine besonders erfreuliche Erscheinung ist aber immer die Hofdame Fräulein von Rahden, voll gediegener Seelenkraft.

Den 10. August 1868.

Nun komme ich morgen früh endlich fort. Mir wird jede Abreise, jedes Loslösen so seltsam schwer, auch bei vorübergehendem Aufenthalte.

Gestern Abend las ich noch bei der Großfürstin die zwei Geschichten aus dem Kalender, sie machten großen Eindruck. Es waren nur die Hofdamen, der Marschall und Bernstorffs noch da. Heute sagte mir die Gräfin Bernstorff sehr treffend, die eigentliche Versöhnung hätte am Grabe der Mutter stattfinden sollen. Das ist äußerst gut gedacht, aber wunderlich! wir haben stets eine Furcht vor Sentimentalität und Gräberscenen.

Ich bin froh, mir hat mein Arzt, der treffliche Dr. Zimmer nach genauer Untersuchung gesagt, ich sei kerngesund, ich solle mich nur vor Gemüthsbewegungen hüten. Ja, wer das könnte!

303.

Bad Hub bei Bühl, 2. September 1868.

Gestern schickte ich das erste Buch meines neuen Romans nach Wien zum Druck. So bewegt, so in allen Nerven bebend wie diesmal, war ich noch nie. Die Welt ist so über alle Maßen erregt worden auf dieses Buch hin, und seine Erscheinung zu gleicher Zeit in Amerika, Frankreich, England, Italien und Rußland, das alles stellt mich auf eine Spitze, auf der mir schwindelt.

Nachts ging ich noch mit Eugen, der gar lieb und verständig ist, spazieren, und da sahen wir 17 Minuten vor 9 Uhr ein wunderbares Meteor am Himmel hinziehen, ganz wagrecht und lang, vom Schwarzwald nach den Vogesen; es streute Funken wie eine Rakete auf seinem Lauf und

zog sich lange hin und zerplatzte endlich, und so still war's und so leuchtend in der lauen Nacht, daß wir wie vor einem Wunder standen. Du wirst von diesem Meteor wahrscheinlich in den Zeitungen lesen. Ich ging noch lange allein weit hinaus über das Dorf Neusatz, und die ganze Welt und alles Leben war mir ein Heiligthum voll Schauer. Ich darf mich doch auch glücklich preisen, daß ich alles Höchste erlebe. Das Meteor hat nichts mit mir und meinem kleinen Thun zu schaffen, aber daß ich auch das sah und meine gedeihenden Kinder bei mir habe und auch einem materiell gesicherten Sein entgegensehe, das alles macht mich oft ganz berauscht und selig. Jetzt aber, da ich dir das gesagt, muß ich an Anderes. Ich muß Geschäftsbriefe nach Amerika schreiben. Das ist auch gut und nöthig, und es geht mir Alles leicht in der wundersamen Stille und heimischen Luft hier.

Bad Hub, 28. September 1868.

Jetzt kann ich dir doch endlich wieder schreiben. Ich habe die neue Durchsicht des dritten Bandes abgeschlossen, ich habe Vorrath für die Zeitung bis Ende Januar und jetzt kann ich frei aufathmen.

Ich darf mich diesmal nicht so, wie bei Auf der Höhe, auf die Buchausgabe vertrösten, denn der Feuilleton-Druck geht bereits in alle Welt und muß möglichst rund und in sich fertig sein. Es wird dir, lieber Jakob, indeß doch noch genug Arbeit bleiben bei deiner sorgfältigen Durchsicht für die Buchform.

Ich lese täglich die Feuilletons und begreife nicht, wie das die Menschen aushalten und gar sich an so Abruptem vergnügen. Es muß aber doch sein, denn sonst wendeten die Zeitungen nicht so viel darauf, und ein Gutes hat diese Erscheinungsweise, die Leute können nicht ihre frivole Manier anwenden, den Schluß zuerst abzuknappern.

Lieber Jakob! Ich habe da oben den 28. September geschrieben. Heute vor 31 Jahren habe ich die Vorrede zu meinem Spinoza unterzeichnet. Welch ein Weg seitdem! Ich meine oft, ich wär's nicht mehr selber. Und doch wenn ich's bedenke, was instigirte mich damals wie jetzt? Es ist dasselbe: das Problem der Arbeit und das Problem der Religion, die Harmonisirung des Lebens überhaupt. Ich weiß noch wie wenn es heute wäre, wie mich Spinozas Leben darum so reizte, weil darin Philosophie und Arbeit sich so wunderbar darstellten. Nun bin ich wieder in einer großen ethischen Frage; kann ich sie auch nicht vollauf lösen, ich freue mich, daß ich ehrlich und offen sagen darf, was mir die Seele bewegt.

Den 29.

Heute früh habe ich meinen täglichen Gang vor dem Frühstück auf den Berg zur schönsten Aussicht auf die Windeck gemacht, und das erfrischt

mich jedesmal unsagbar. Ich habe hier viel gearbeitet, und jetzt bin ich so weit fertig, daß ich wieder für einige Tage der Angewöhnung in Baden ausruhen kann. Dort ist auch Gruber, ein mir sehr lieber trefflicher Freund.

So bin ich frischauf, wie lange nicht.

Der Kalender ist gewiß diesmal so vollsaftig wie noch nie. Ich bin ganz stolz auf den Beitrag von Liebig, der so musterhaft, und auch der von Reitlinger. Ich habe dir wohl schon gesagt, daß ich ihn aufgeben möchte, fühle aber doch eine Verpflichtung zur Fortführung, wenn irgend [möglich], und vielleicht kann Niemand so gute Beiträge zusammenbringen, wie ich.

Morgen also gehen wir von hier weg. Ich kann dir nicht sagen, wie schwer ich mich von der Landschaft hier trenne. Vor meinem Fenster rauscht ein Bach durch die Wiese, der leuchtend übers Mühlrad springt, dann über schöne Tannen der Blick auf die Wiesen, die Rebenhöhen, das in Obstbäumen liegende Dorf und darüber die Wälder und Matten — wenn ich von der Arbeit aufschaue, fühle ich mich bald neu gekräftigt. In das Volksleben hier bin ich nicht eingedrungen. Ich lebe zu viel in meinen Gedanken und habe dabei nicht Auge und Ohr für concrete Einzelheiten.

304.

Baden-Baden (Stephanienbad), 1. October 1868, Abends 6 Uhr.

Da bin ich nun und habe behaglich stille Wohnung gefunden und hoffe, daß ich hier wieder frische Kraft gewinne zur endlichen Abschließung des Buches, das eigentlich ein Reisebuch wird. An wie viel Orten habe ich schon still halten müssen, um zur rechten Stimmung zu kommen! Gestern sind Rudolph und Eugen mit uns abgereist, und heute haben wir schon Brief von ihnen, sie sind auf ein paar Tage in Heidelberg bei unseren Geschwistern, kannst dir denken, wie gut aufgehoben.

305.

Baden-Baden, 3. October 1868.

Ich habe mich geirrt. Ich glaube nicht, daß hier der rechte Ort und ich in der rechten Situation, um die schwierigste Partie meines Buches ausarbeiten zu können. Ich will aber doch noch zusehen, ob es nicht Acclimatisirungsfieber ist. Eine große Freude ist mir, daß Ludwig Bamberger hier ist. Das ist eine so freie und gediegene Natur, daß eine Stunde mit ihm nahrhaft und belebend ist. Vergiß ja nicht, sein Buch über Bismarck zu lesen, das eben jetzt deutsch erscheint.

Also, lieber Jakob, ich glaube, daß ich mich mit Baden geirrt habe. Ich alter Kerl irre mich noch immer und so oft wie ein junger Bursch; der einzige Unterschied ist nur der, daß ich einen Irrthum eben so leicht eingestehe als mich schwer darüber gräme.

Ich erkenne die Exilirtheit oder die Erimirtheit meines Naturells, daß ich an nichts gleichgiltig vorübergehen kann. Da sagen mir die Menschen: was geht dich die Spielbude und das Lorettenthum hier an? Betrachte es gleichgiltig! Das kann ich eben nicht. Es ist eine entsetzliche schwergemuthe Gespanntheit in mir, und ich kann nicht darüber hinaus. Ich kann es nicht und kann es nicht, das eine Mal eine Begegnung, eine Anschauung in mich aufnehmen, verarbeiten, und das andere Mal eine ignoriren. Ich will aber, wie gesagt, noch abwarten. Arbeiten kann ich freilich noch nicht.

Den 6. October.

Nein, lieber Jakob, das ist nicht recht von dir. Warum schreibst du mir so lang auch nicht ein Wort? Weißt du, wie lang es ist, daß ich keine Silbe von dir bekommen? In der Zuversicht, daß du mir sofort, so wenig als du willst, antwortest, schreibe ich dir heute, und ich muß es, denn ich denke heute so lebhaft zu dir und bin so hocherregt, daß ich mir nur helfen kann, wenn ich mit dir spreche.

Zwei Tage hatte es ständig geregnet, heute früh war es so schön frisch und hell, ich ging vor dem Frühstück den Bergweg nach der Yburg weit hinauf, und da faßte ich einen festen Plan zu — zu was meinst du? Zu einem neuen Roman! und der soll heißen: „Wir Juden.“ Es läßt mir keine Ruhe, ich muß das Thema einmal absolviren und so grundmäßig als nur möglich, und wie vielleicht gerade ich nicht nur kann, sondern auch muß, d. h. verpflichtet bin. Seltsam! Ich stehe noch so ganz in meiner jetzigen Arbeit, sie ist noch lange nicht fertig, und schon bildet sich eine neue in der Knospe. Es ist vielleicht in mir wie am Baume, da bildet sich auch die Knospe, so lang das Blatt noch da ist, und das Blatt wird erst später abgestoßen.

Wenn ich in meinem Seelenapparat zurücktelegraphire, so liegt die Entstehung und der Drang des Neuen vielleicht im Zusammenstoß kleiner vereinzelter Erlebnisse des gestrigen Tages. Turgénjew kam zu mir und brachte mir die deutsche Uebersetzung seiner Einleitung, die er zur russischen Uebersetzung vom Landhaus am Rhein in den Petersburger Europäischen Boten geschrieben hat. Turgénjew hebt darin sehr eigen und wohl mit Recht hervor, daß die Gleichnißbildung, die Symbolisirung rc. in meinen Schriften aus dem jüdischen Leben und Denken stammt. Das stand vielleicht noch in meinem Sinnen, als Nachmittags L. Bamberger kam, nach ihm Gruber; wir gingen miteinander etwas spazieren, und da trafen wir einen kleinen feinen schwarzäugigen Mann, der bat B. mir vorgestellt zu werden: Herr Artom, italienischer Gesandter in Karlsruhe. Er ging sofort mit mir allein, er spricht ziemlich gut deutsch.

Ich weiß nicht, ob dir bekannt ist, daß Cavour seinen Ministerialsekretär als einen der Bedeutendsten oder gar als den Bedeutendsten bezeichnet hat, der auch die meisten Staatsschriften Cavours verfaßt hat und schon damals zu bedeutenden diplomatischen Missionen verwendet wurde, und Artom ist Jude. Er hat erst vor kurzem Auf der Höhe gelesen, und mein Roman Spinoza hat, wie er sagt, schon früh einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht. Er versprach mich oft zu besuchen, und diese erste Begegnung machte sich sofort zu einer ungewöhnlich innigen und verständnißvollen. Wir sprachen von der internationalen Erkenntniß und kamen wieder darauf, wie vielleicht gerade die Juden hiezu eine besondere Berufung haben.

So nun, wenn ich rückwärts nachforsche und nachgrabe, lag mir wohl das Alles im Sinn, daß so plötzlich der alte Vorsatz und Plan zu dem Juden-Roman mir lebendig wurde.

Ich habe etwas vom Schema niedergeschrieben, ich muß mich aber hüten, da jetzt hinein zu denken, denn ich bedarf all meiner Kraft, und mein Alles ist viel zu wenig und schwach für die jetzt vorliegende Arbeit.

306.

Baden-Baden, 7. October 1868.

Auf zwei Bahnzügen, die aneinander vorübersausten, waren unsere beiden Briefe. Jetzt kann ich dir wieder frischer schreiben, und wir haben heute auch wieder belebendes Wetter.

Deine Bemerkungen über den mangelnden epischen Strom sehe ich ebenso ganz ein; es ist zu viel kurz Abgesetztes darin, das sich nicht nur im Dialoge ablagert. Ich vertröste mich nun doch wieder auf die Durcharbeitung für die Buchform. Und wunderlich! Manches was mir als Länge und zu weite Abschweifung erschien, macht sich jetzt, wo ich's gedruckt vor mir habe, viel conciser, und übrigens darf ich mir doch auch das subjective Genügen gewähren, mich über dies und das einmal auszusprechen. Ich mag es machen wie ich will, ich bringe einen gewissen philosophisch spekulirenden Zug aus meinen Schriften nicht heraus, weil er eben in meinem Naturell steckt. Das ist einmal so, und ich muß mich so geben und man muß mich so nehmen.

Die Schwierigkeiten bei Abfassung deiner kleinen Biblischen Erzählungen, die du eben klein machen willst, „ohne die individuellen poetischen Züge zu verwischen“, diese Schwierigkeit hat sich mir in letzter Zeit zu einem Gesetze ausgebildet, für das sich mir ein Gleichniß stellte: Man baut leicht viele Stockwerke in die Höhe, statt vieler einzelner Häuser neben einander, weil man die Stockwerke stets auf denselben gelegten Grund setzen kann. Ich meine nämlich, es zeigt sich mir neuerlich in meiner Produktion, daß es

sich mir leichter fügt, ein großes Buch mit ausgeführten Charakteren zu gestalten, als mehrere, stets neu zu unterbauende kleine Erzählungen.

Den 8. October.

Dank und Freude, lieber Jakob, für deinen guten raschen Brief, den ich soeben erhalte. Dein Zuruf und der meines Schwagers Heinrich in Wien, das sind die ersten Kundgebungen, die mir werden. Du kannst dir nicht denken, wie wohl mir deine so treue und sorgfältige Einsichtnahme thut. Ich lebe wie auf schwankendem Schiffe, und du rufst mir vom Festlande zu, daß ich sicher und gut anlande. Du hast in Allem Recht, was du sagst, und es wird im Weiteren befolgt und bei der Durchsicht des bereits Gedruckten im Auge behalten, und du kannst ganz ruhig sein, deine Bemerkungen und Berichtigungen stören mich in solcher Art nicht im mindesten. Ich kann allen Tadel gut vertragen und nehme jede Zurechtweisung dankbar an, aber nur auf der Basis der Liebe und der Anerkennung des Unveränderbaren in meinem Wesen. Man soll nur nicht verlangen, daß ich mich schlank machen soll, während ich, wie Justinus Kerner immer sagte, so gestaucht bin, und ich kann nicht leichtlebig und springerisch sein, da ich eben anders organisirt bin. Ich thue mit Eifer mein Bestes, was ich eben nach meinem Naturell kann.

Gestern wurde ich im Schreiben unterbrochen, da mich Turgénjew besuchte. [Wir] kamen in ein weitgehendes Gespräch, warum jetzt die dramatische Dichtung so hohl oder albern oder frivol ist. Ich habe darüber vielerlei Gedanken und möchte sie gern einmal fixiren.

Ich habe gestern Abend Mozarts Figaro hier im Theater gehört. Mozart, Goethe und Raphael, das sind mir drei erfrischende Labeströme voll Beseligung; so oft mich eine Welle von ihnen berührt, bin ich in die reinste Wonne versetzt, und ich möchte gar nicht mehr heraus, wie ein Kind nicht mehr aus dem Bade, und ich meine, ich sehe durch den hellen Strom bis auf den Grund. Den ganzen Morgen singt's nun in mir lauter Mozartsche Melodien.

Sonntag Abend, 11. October 1868.

Ich war heute Mittag bei der Musikaufführung der Garcia-Viardot. Ich ging dann noch lange mit Turgénjew, und er erzählte mir aus seiner Kindheit, wie er mit den Kindern der Landleute spielte und doch als ihr Feind, als der Sohn des adligen Gutsherrn ihnen stets gewissermaßen fremd und fern war und wie ihm das auch selbst aufging.

307.

Baden, 13. October 1868.

Ich bin gestern schon wieder in Karlsruhe gewesen; es wollte mit der Arbeit nicht flecken, und ich hatte schon früher versprochen, einmal zu den sog. literarischen Montag-Abenden zu kommen und da all die Befreundeten und Bekannten in einem Klubbet zu fassen. Bamberger wollte auch dahin, und so reisten wir Nachmittags miteinander.

In der Montagsgesellschaft traf ich viele gute Bekannte, vor Allem Eduard Devrient, der ständig in den reinsten Interessen der Kunst lebt, den Maler Gude, den mir von lang her befreundeten Ministerpräsidenten Jolly, und eine schöne Erneuerung guter Beziehung war die mit dem Finanzminister Elstätter.

Elstätter erzählte mir, wie überraschend ihm seine Ernennung gekommen, und wie trefflich sich der Großherzog benehme. Wir sprachen natürlich auch viel über Mathy. Es gab ein gemeinschaftliches sehr einfaches Abendessen. Ich erneuerte noch viele alte Bekanntschaften und machte neue.

Es ist ein frisches Leben unter den Menschen hier, und die Ministerialräthe haben alle noch volles jugendliches Haar. Das ist gut, daß die Menschen mit der ungebrochenen Kraft in wirkungsreiche Stellungen kommen. Es ist eine erhebende Lust, in das frische Treiben hier zu schauen.

Baden, 16. October 1868.

Heute auf meinem Morgengange, den Berg nach der Yburg hinan, habe ich den Haken gefunden, der in meiner ganzen neuen Arbeit steckt. Es ist einfach das: Ich setze ein intellektuales Interesse (Erziehung, Erkenntniß) statt des Empfindungs-Interesses, statt einer Leidenschaft, einer Liebesgeschichte, einer Action und Reaction, in Summa eines Conflictes, der Jedem nahe geht und Jeden mit fortreißt. Das ist der Unterschied, den die philosophisch-didaktische Tendenz in sich schließt. Zu einem intellektualen Interesse wird nicht bloß eine Stimmung, sondern eine Bildung vorausgesetzt und auf diese gebaut, während wir bei den Menschen und namentlich, wo wir durch poetische Gestaltung sie erregen wollen, nur das Empfindungsleben voraussetzen können und sollen, und sie erwarten mit Recht wesentlich Action und Reaction von Affekten, Leidenschaften und gegensätzlichen Zuständen. Ich aber steife mich zu sehr auf das, was die Dinge und Schicksale bedeuten, nicht auf das, was sie sind.

Also, ich wollte eigentlich nur sagen, ich muß mich darauf gefaßt halten, daß das was in mir der Motor ist, Andere ganz unbewegt läßt. Ich sehe das so deutlich, wie wenn es vor mir stünde, und doch bin ich nicht sicher, daß das Eintreffen dessen, was ich jetzt als nothwendig erkenne,

nämlich ein minderes Durchschlagen oder gar noch Schlimmeres — mich nicht schwer und hart trifft. Ich will es aber einstweilen bei dir niedergelegt haben, um mich aus dieser Vorerkenntniß zu stärken.

308.

Heidelberg, 4. November 1868.

Da bin ich nun, lieber Jakob, und finde mich wieder in mir selbst. Ich bin allein und fühle mich wohlgehegt und wieder heimisch im Leben, so freudig umgeben von meiner Schwester, deinem Bruder und den Kindern. Das ganze Haus ist ein schön bürgerlich thätiges und Alles von Wohlwollen und Gedeihen erfüllt.

Ich bin vorgestern Abend mit meinem Sekretär hieher gereist. Ich habe das Pensum nicht vollführt, das ich mir vorgesetzt hatte, aber meine Stimmung gab nichts mehr her, und ich mußte abbrechen.

Mein erster Besuch gestern war zur Großfürstin Helene, die hier im Europäischen Hof wohnt. Ich wurde auf halb drei zu Tisch geladen. Ich ging einstweilen zu Gervinus, der gegen mich eine lebhafte, erquickende Freundlichkeit an den Tag gibt. Warum soll ich dir's nicht sagen, da es mir die Seele im Tiefsten erlabte? Er sagte mir, daß seit Walter Scott Keiner solche Weltwirkung geübt wie ich. Das ist ein Ehrenzeugniß, das mich stolz machen könnte, und ich muß gestehen, ich ging dann wie gehoben den Promenadenweg, wo doch überall die schwerste Erinnerung meines Lebens sich mir erweckt.

Bei Tafel, wo auch die Prinzessin Wied (die Tochter der erhabenen Frau), ging es sehr munter her. Ich ging mit dem Hofmarschall spazieren, dann nochmals zu Gervinus, da ich um 7 Uhr wieder zur Großfürstin mußte. Gervinus ist politisch sehr verstimmt und betrübt, er meint, daß der Militarismus nichts schaffen und gestalten kann und nur auf kurze Zeit vorhält. Uebrigens ist er voll Arbeitslust, und auch seine Frau ist liebreich und munter, trotzdem sie augenleidend Monate lang im Dunkelzimmer sitzen mußte. G. hat eben seinen „Händel" herausgegeben; wir sprachen auch viel über seinen Shakespeare, zu dem ich viel zu sagen habe. Er muß jetzt eine neue Auflage seiner Literaturgeschichte machen, und er sprach es als seine größte Freude aus, daß er in der Nibelungenfrage das Rechte schon lang getroffen; er sieht auch, daß die Philologen der eigentlichen Sache vor lauter Kleinlichkeiten nicht beikommen.

Um 7 ging ich dann wieder zur Großfürstin und blieb da bis 9 Uhr mit ihr allein. Ueber den Umgang mit Professoren (ich hatte auch Helmholtz gesprochen) und über Tausenderlei gab's viel zu reden. Die Großfürstin hat in Allem einen weittragenden Blick.

Ich hatte den ehemaligen Minister, Fürsten Milutin, (der wesentlich zur Aufhebung der Leibeigenschaft und ganz zur Aufhebung des Concordats gewirkt hat) in Baden bei Turgénjew kennen gelernt. M. ist jetzt gelähmt und geht nach Italien. Die Großfürstin erzählte mir sehr Bedeutsames, wie sie die drei Minister auf ihrem Landschlosse zusammen hielt, bis sie das Gesetz über Aufhebung der Leibeigenschaft zusammen fertig hatten; wären sie in der Stadt gewesen, hätten sie sich oft entzweit und vermieden und Alles liegen lassen. So kam die große Sache besser zu Stande, zumal da Milutin auch andere Ansichten von den Persönlichkeiten der kaiserlichen Familie gewann.

Ich habe dir oben nicht gesagt, daß ich mit Gervinus auch viel über die geschichtliche Stellung der Kirche zur Sklaverei und Leibeigenschaft sprach, und er stimmte meinen Ansichten bei und gab mir auch noch Mancherlei.

Es war 9 Uhr, als ich die Großfürstin verließ. Ich war sehr müde von so viel Reden und Denken, und nun kam die entsetzliche Trauer über mich; mir war's, als ob meine Auguste, die dort oben in der Erde liegt, mir nahe träte und mit mir klagte, daß ich noch immer so schwer mit dem Leben zu ringen habe.

Ich kam sehr ermüdet nach Hause und habe eine schwere Nacht gehabt. Jetzt aber bin ich schon wieder frischer, und jetzt habe ich genug geschrieben und will ausgehen.

Darmstadt, 6. November 1868.

Nun, lieber Jakob, suche dir noch einen Menschen, der von Baden nach Frankfurt 5 Tage lang reist und doch Besuche überschlagen muß. Ja, ich habe eben die schönsten Stationen in deutschen Landen, die sich nicht mit Minuten Aufenthalt abthun lassen.

Gestern früh 9½ Uhr fuhr ich hieher. Unterwegs billiges demokratisches Losziehen zwischen einem Heidelberger und einem Westphalen auf die besten Männer in Deutschland. Ich freute mich, daß ich schweigen konnte. Was soll ich da bekehren?

Ich kam hier zu David Strauß, er machte mir selbst die Hausgangthüre auf, er wohnt ganz allein und hat nur stundenweise Bedienung; aber warm behaglich war's bei ihm in der Stube mit seinen Büchern, Bildern und dem hohen Stehpult. Wir wurden natürlich sofort in das Beste und Allgemeinste versetzt aus allem Persönlichen. Er wanderte den Sommer viel am Rhein, und eben jetzt (da die Akten über die Lutherfeier und die Reden erschienen sind) ist er daran, das rechte Wort zu sagen, nämlich, daß Luther die freie Forschung in der Bibel erobert hat, und jetzt sind wir in der freien Forschung über die Bibel. Er hat noch viel Großes zu sagen, aber er ist, wie soll ich's nennen, etwas fremd dem Schreiben gegen-

über geworden; er hofft nicht mehr recht auf das siegende Wort und will eigentlich Alles wieder liegen lassen. Ich glaube indeß, ihn neu erweckt zu haben.

Wir gingen zu Tische, wo auch viele Offiziere speisen, die ich zum Theil kenne, und einer der Direktoren der hiesigen Bank. Nach Tisch ging ich zu Direktor Parcus, wo ich im Hause empfangen wurde wie ein Bruder. Dann machte ich einen großen Gang mit Strauß, und da gab's viel zu besprechen und zu erzählen. Für die Prinzessin Alice hat Strauß eine hohe Meinung.

Ich ermahnte ihn zu seinem großen Schlußwerk. Das könnte groß werden. Aber ihm fehlt doch der rechte animus. Es ist ein Jammer, welche große Menschen durch Schicksale, besonders durch die unpassende Ehe grundmäßig aus der Linie geworfen werden.

Ich besuchte dann Metz, und bis gegen 12 saß ich gestern Abend mit Str. bei einem guten Glas, und es gab nichts, was wir nicht traulich besprachen. Erschreckt hat mich's, daß er die fünfbändige Form meines Buches alles Maß überschreitend findet; er sagt, ich hätte mich concentriren müssen, und doch konnte ich nicht anders. Das wuchs und wuchs so fort und fort, und ich muß mich noch jetzt beschränken.

369.

Bingen, am Schillertage 1868.

Da habe ich nun, lieber Jakob, so lange gezögert und mich heimisch eingelebt bei dir und den Deinen, daß ich heute den ersten Schnee über den Rüdesheimer Bergen sehen muß. Aber doch ist mir der Rhein, wie wenn ich wieder ins Auge eines alten Freundes sähe.

Ich konnte es nicht über mich bringen, an Mainz vorbeizufahren. Ich stieg aus und besuchte Ludwig Bamberger, wo mir's wieder ganz warm und wohlig war, ging mit ihm dann zu dem trefflichen Dr. Görtz (eine rheinische Kernnatur), fuhr mit dem Oekonomen Kaibel aus Ingelheim, zu dem ich eigentlich will, bis nach Ingelheim, und wie ich im Hause Parcus empfangen wurde — es war wie die Heimkehr eines Sohnes und mehr noch, wenn es das gibt.

11. November 1868.

So eben (10 Uhr) erhalte ich deinen Brief, der gestern Abend geschrieben und vom 9. datirt ist. Bevor ich dir auf all das grundmäßig Wahre und aus der tiefsten Innigkeit Geschöpfte antworte, muß ich dir sagen, in welcher Stimmung mich deine Worte trafen. Ich saß so still da, ausschauend nach dem so belebten Rhein und dem sonnenbeschienenen Niederwald, und da dachte ich: laß dir doch diese Stunden und Tage ruhig be-

kommen. — Und, lieber Jakob, da fiel mir ein, was mich eigentlich im Tiefsten quält. Ich bin beständig wie auf einer Hetzjagd, innerlich voll Unruhe, alles Begegniß doppelt lebend, für mich und meinen Beruf, und äußerlich noch dazu wie zu ständigem Wettrennen getrieben.

Gestern Morgen war Dr. Menzel bei mir, der das Feuilleton mit größtem Interesse liest und meine Constitution kennt, und er ermahnte mich dringend, nach diesem Buche Schicht zu machen, denn ich hielte solche stets erneuerte Aufregungen nicht aus.

Ja, lieber Jakob, das wollte ich eigentlich sagen: ich weiß gar nicht mehr, was volle Ruhe und stilles Insichsein ist, oder auch ich empfinde es, wenn es mir wird, wie ein Durstender, der endlich zu trinken bekommt.

Und so nun, lieber Jakob, bekam ich deinen Brief. Du hast in Allem vollkommen Recht, ich muß mich salviren, und es ist mein innerster Vorsatz es zu thun.

310.

Ingelheim, 13. November 1868.

Gestern, lieber Jakob, war ich in Mainz. Die Verhandlung über Ludwig Bamberger hat mich, zumal bei der entsetzlichen Hitze des Sitzungssaals bis zum Schwindeligwerden angestrengt, und zuletzt war das Resultat, daß die hessische Regierung durch den Staatsanwalt (und beistimmend das Gericht) es unzulässig erklärte, den Beweis der Wahrheit anzutreten für die unter Anklage gestellte Behauptung, daß Dalwigk mit Ketteler im Einverständniß sei.

Es war Abends große Gesellschaft, wozu ich geladen war; aber ich fürchtete das Sprechen und Trinken und reiste noch um 8½ hieher, wo ich im kleinen Gasthof wohnend, mich mit einem Original von Bahninspektor, der früher Uhrmacher gewesen, sehr gut unterhielt, während Handwerker des Dorfes am Nebentische sehr hoch spielten. Heute früh holte mich Kaibel ab, und ich habe heute so viel gesehen, daß ich nur bedauere, nicht früher hieher gekommen zu sein und jetzt nicht länger hier bleiben zu können. Das Leben hier hüben ist bei weitem nicht so verschliffen, wie drüben im Rheingau, und ich finde hier auf dem linken Rheinufer Alles viel grundmäßig deutscher als drüben; es ist gedrungen lustiges und dabei gediegenes pfälzisches Volk. Ich habe viel gelernt und die Familie Kaibels (er war früher Theologe und ist Sohn eines protestantischen Geistlichen) hat gar viel anmuthend Behäbiges und in sich Beschlossenes.

311.

Berlin, 19. Nov. 1868, Morgens 10 Uhr.

Ich stehe an meinem alten Schreibtisch, und mein erstes Schreibwort ist wieder zu dir, lieber Jakob.

Gestern Mittag bin ich mit meiner Frau und Ottilie von Bonn nach Düsseldorf gereist. Ich hatte dort eine hohe Freude. Ich sah die fertigen Zeichnungen Vautiers zu Barfüßele, und ich kann nur sagen, ich wußte nicht mehr was ich gemacht; und was ich gemacht, erschien mir wie verklärt durch das Auge des wunderbaren Künstlers. Das wird ein Werk, das zum Stolze der zeitgenössischen deutschen Kunst gehört, und daß dies an eine Arbeit von mir sich anschließt, ist mir ein hohes Glück, ganz abgesehen von der Lebensförderung, die mir dadurch wird.

Wie wohl und leicht schreibe ich jetzt wieder an meinem Schreibtisch, der mir nach meiner Größe oder vielmehr Kleine gemessen ist. Ich bin doch gar arg herumgeworfen worden die vier Monate. Ich hoffe und will Alles thun, dir von dieser Stelle aus nur Ruhiges und Beruhigendes zu schreiben.

Berlin, 21. November 1868.

Berlin hat stets bei dem ersten Eintritt etwas Erkältendes; das nordische Leben und die große Stadt mit den vielbewegten Interessen macht die Menschen kühler und nothwendig in sich gehaltener, aber ich fühle doch ein Heimatliches hier. Ich bin zum Repräsentanten der jüdischen Gemeinde in einer Wahlversammlung und in den Blättern vorgeschlagen; ich kann es nicht annehmen, da ich den größten Theil des Jahres nicht hier bin.

Vollauf in warmer Zugehörigkeit heimisch begrüßt und gehegt fühle ich mich bei Lazarus, er ist leider nur sehr bedrückt, der Tod rückte ihm in den letzten Tagen von verschiedenen Seiten nahe. Unser Freund Griesinger ist gestorben, heute wird Marianne Saling, die Tante Paul Heyses begraben (Wunderbar! Eben fällt mir ein, daß sie einst Schleiermacher sehr nahe stand, dessen 100jähriger Geburtstag heute gefeiert wird), und nun liegt die Mutter von Lazarus hoffnungslos krank und er reist heute zu ihr.

Ueber alles dies und Anderes hinüber fühle ich doch, daß ich hier zur Arbeit komme. Ich kann dir jetzt nicht viel schreiben, du sollst nur wissen, daß wieder einmal in zuversichtlicher Stimmung ist dein Berthold.

312.

Berlin, 23. November 1868.

So ein erster Sonntag in Berlin hat seine Sonderlichkeiten, und es läßt sich schwer sagen, wie anspruchsvoll gespannt da Alles ist. Wir gingen in den Thiergarten. Das herb stählende Winterwetter thut den Nerven gut, und es ist vergnüglich die heiteren Menschen zu sehen und auch von Vielen freundlich begrüßt zu werden.

Freunde, die uns besuchten, sprachen sehr befriedigt von einer neuen Posse im Wallner-Theater. Gut denn! Helmerding, der sprechende Clown,

ist eine Berliner Spezialität. Wir fuhren nach dem Theater und sahen das Stück „Heydemann & Sohn“, ein so über allen Begriff erbärmliches Machwerk, daß es unfaßlich ist, wie das nun Tag für Tag gegeben wird. Ich kann heute noch den traurigen Eindruck nicht verwinden. Was ist das für ein Publikum, das so verfaultes Zeug doch hinunterschluckt? Wer möchte für dieses noch eine Feder eintunken? Frechheit und Unsinn sind auf einen nicht mehr zu steigernden Grad gediehen.

Dienstag, den 24.

Da ich doch noch nicht recht in der Arbeit bin, kann ich dir noch öfter schreiben und heute habe ich ein sehr Gutes. Gestern besuchte mich der junge Dr. Stern, Sohn des Professors in Göttingen, mit dem ich, wie du weißt, sehr befreundet bin. Der junge Mann war mir schon sehr gelobt wegen seines gediegenen Wesens und auch wegen einer kleinen anonymen Schrift von ihm: „Die Einheit Nordgriechenlands“[1], die man zuerst für ein Werk Häussers und auch für ein Werk Köchlys hielt. Seine Erscheinung und sein Behaben macht einen sehr guten Eindruck; er ist gewandt ohne Geckenhaftigkeit und lebhaft ohne Unruhe, Alles hat einen temperirten und dabei doch warmen Ton. Er erzählte mir viel von Göttingen.

Ich nahm Stern mit auf einen Gang ins Freie, und was er mir erzählte, war mir von besonderem Interesse. Sein Vater ließ ihn Schiller nicht vor dem 14. Jahre lesen, nie etwas in einer Uebersetzung, so z. B. Shakespeare erst, als er ihn englisch lesen konnte. Die methodisch feste Haltung in der Erziehung hat offenbar hier ein gutes Resultat erzeugt. Stern wünschte bei Johann Jacoby eingeführt zu sein. Ich mußte ohnedies Jacoby besuchen und nahm St. mit. J. wohnt bei seinem Vetter, Sanitätsrath Waldeck, und ist da in sorglich gehegter Häuslichkeit. Möglich, daß ich mich irrte, aber mir schien, daß Jacoby mich kälter empfing, als sonst. Er ist körperlich sehr gealtert, aber noch in seiner gewohnten geistigen Spannkraft. Er fragte viel nach meinem Roman und will ihn im Feuilleton lesen. Die Kalendergeschichte „Ordonnanzmäßig“ hat er von Fr. Förster bekommen, sie Karl Vogt erzählt und dieser mir. So wandern die Geschichten.

Jacoby kannte die Schrift des jungen Stern und war sehr erfreut davon. Er steht jetzt ganz allein, und es war tief ergreifend, wie er darlegte, daß ein entsittlichendes Contagium epidemisch in der Luft sei und es schwer halte, sich davor zu bewahren. Er lasse sich von Erfolgen nicht bekehren; was gestern schlecht und verwerflich war, wird durch Abfeuern von so und so viel Kanonen nicht heute gut und annehmbar. Er erwähnte Kant, der gesagt hat, politische Moral gäbe es nicht als besondere Art, es könne einen

[1] Genauer: Die Einheit Griechenlands. Athen und der nordgriechische Bund.

moralischen Politiker geben, aber keine politische Moral, denn Moral sei und bleibe staatlich und privatim sich gleich. Es war tief bewegend, diese verkörperte sittlich logische Consequenz so vor sich zu sehen.

Berlin, 26. November 1868.

Gestern, lieber Jakob, habe ich zum erstenmal in meinem Leben mein öffentliches Wahlrecht ausgeübt. Ich habe bisher immer außerhalb meines Bürgerlandes gelebt, und es ist gut, daß ich durch meine Söhne dazu kam, endlich Aufenthalt und Bürger zur Einheit zu machen. Ich wählte also zur jüdischen Vorstandswahl, natürlich füllte ich nur die liberale Liste aus und unterschrieb sie. Im Wahllokal in der neuen Synagoge ging es sehr behaglich her, die Wahl ist entscheidend für Berufung eines zweiten Geistlichen, eventuell Geigers. Immer wieder zeigt sich's, daß kein Nachwuchs in der Theologie da ist. Was wird daraus werden?

Mittags war ein vortrefflicher Mann bei uns zu Tische, Dr. Julius Maier aus München, Verfasser der Geschichte der modernen französischen Malerei und eines bedeutsamen Buches über David Strauß. Eben durch diesen sind wir uns nahe gebracht und konnten die Stufen erster Bekanntschaft überspringen. Es ist eine Freude, solch einen gediegenen und frischen Geist, der sich ein begrenztes Gebiet ausgesucht hat und darin so sachlich heimisch ist, sprechen zu hören. Dabei hat aber Maier eine gründliche philosophische Bildung, und das eben gibt die nachhaltigere Kraft. Wie Jeder seine Zeit im Militär dienen muß, so sollte jeder Mann der exacten Wissenschaft seine philosophischen Militärjahre dienen müssen; das gibt Geschlossenheit, Gewandtheit, Einfügen in die Gesammtheit und Beherrschen der Gesammtheit, und der Vergleich ließe sich weiter auf Ablegung der Uniform und freies concretes Leben ausdehnen. Leider will die neue Jugend jetzt meist nichts mehr von Philosophie wissen. Nach Tisch kam ein junger Dr. Avenarius und brachte mir seine Schrift über Spinoza, und auch da war Dr. Maier gut heimisch.

So lebe ich nun, lieber Jakob, und daneben erfrischt sich wieder meine Arbeitslust. Ich ziehe heut in ein Zimmer nach dem Hof; da hab ich kein Klavier mehr unter mir und kann viel allein sein.

313.

Berlin, 27. November 1868.

Nun, lieber Jakob, schreibe ich dir aus meinem neuen Zimmer. Es ist einsam, aber leider nicht still, ich höre beständig die Dampfmaschine aus der Marmorschneidefabrik. Ich hoffe mich an das Geräusch zu gewöhnen, das doch wenigstens kein Klavierklimpern ist. Der Gehörsinn ist vielleicht mein schärfster, und ich muß lernen, die Eindrücke desselben zu ignoriren.

Ich mußte [gestern] zu einer Generalversammlung, ich wollte die Auflösung unseres Klubbs verhindern, aber ich sah bald, es geht nicht. Lange saß ich dann in schwerem Gespräch mit Schulze-Delitzsch, der immer gleich innig ist.

314.

Berlin, 2. Dezember 1868.

... Ich bin nun heute früher als sonst aufgestanden, denn so ein Wintertag hat einen zu kurzen Morgen und ist so vielfach durchschnitten. Nun bin ich allein auf meinem Zimmer und lese in dem soeben erschienenen Buche des Bischofs Ketteler: Die Pflichten des christlichen Adels. Es ist wieder ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß während ich den Bischof Ketteler in meiner Arbeit oft vor Augen habe, während ich die Adelsfrage zu einem Wendepunkt meiner Geschichte mache, eben jetzt dies Buch erscheinen muß, und wie ich sehe, muß ich wieder Manches streichen, weil es scheinen kann, als ob ich jetzt erst dazu gekommen wäre.

Den 15. Dezember.

Ich hatte wieder entzündete Augen, war auch sonst unwohl und litt an Schwindel; jetzt bin ich wieder ziemlich frischauf und ordne alles Geschäftliche und meine Arbeit nach Kräften. Bancroft erweist sich mir lieb- und hilfreich in der amerikanischen [Verlags-] Sache, und heute habe ich auch endlich mein kleines Honorar von der Gazzetta ufficiale in Florenz erhalten.

Lies auch das Feuilleton von Kürnberger in der Presse vom 10. Dezember. Es ist doch groß, daß derlei jetzt so dasteht und frei dastehen darf. Die grundlegende Neugestaltung Oesterreichs ist überhaupt groß und schön, und dagegen diese karge Abzwackerei hier zu Lande, die es darauf abgesehen zu haben scheint, jede ideale Erwärmung in irgend einem Gebiete auszukälten.

315.

Berlin, 27. Dezember 1868.

Gestern, lieber Jakob, als dein Brief ankam, war ich krank, d. h. nicht eigentlich krank, aber ich hatte die ganze Nacht nicht geschlafen und das Hirn fast zerdacht, und nun hatte ich am Tage wieder jene entsetzliche Depression, wo ich an Leib und Seele wie gelähmt bin und dabei an Schwindel leide. — Dein Brief, lieber Jakob, war mir Stützung und Handreichung.





1869.

316.

Berlin, 1. Januar 1869.

Also 1869! Ja, lieber Jakob, welche Jahrzahlen werden wir noch schreiben!

Die Sonne scheint heute so hell und frühlingswarm und es ist, ich weiß nicht warum, so hell in meinem Gemüthe, daß ich mit Hoffnung den kommenden Tagen zuschreite.

Nun sofort eine Thatsache! Ich habe nun festgemacht, daß ich von diesem Jahre an meinen Kalender aufgebe. Ich habe dir schon gesagt, ich habe den Ton nicht mehr dafür. Du erinnerst dich, ich hatte in der Jugend eine frische und starke Singstimme, ich habe sie nicht mehr, und so ist es auch ideell; ich habe den Ton nicht mehr für die Volksgeschichten, es kommen jetzt andere Menschen dran, und man muß nichts zwingen und sich nicht gewaltsam einzwängen.

Ich habe nun alle meine Zeit frei zu freiem Schaffen, meinen Sommer nicht mehr durchschnitten durch Rücksicht auf den Kalender, durch Correcturen, Verhandlungen mit Mitarbeitern rc., und über Alles hinüber, der Erfolg steigerte sich nicht, wie es sein sollte, auch nach diesem gewiß guten Jahrgange nicht. Ich sammle nun nur noch das im Kalender Publizirte, und das kann ein gutes Buch werden.

Also ich fühle mich muthig und will mir das erhalten. Glückauf zum neuen Jahre dir, lieber Jakob, und all den Deinen!

317.

Berlin, 12. Januar 1869.

Gestern und vorgestern war ich auch zur Stimmenwerbung für unsern Freund Geiger aus. O, wie erbärmlich geht's in der Welt zu! Sie suchen nach Dingen zur Verunehrung des braven und tapfern Mannes, und selbst Wohlwollende sagen noch: er ist zu alt um noch berufen zu

werden. Also, man läßt einen Mann sich abarbeiten und Jahrzehnte lang sich bewähren, und dann sagt man: du bist jetzt zu alt, du wirst bald unfähig. Ich habe meiner vollen Empörung Luft gemacht, und ich glaube, daß sich Einige doch schämen werden, den Altersvorwurf nochmals vorzubringen.

Jetzt aber vor Allem Antwort auf deinen Brief. . . . Ich arbeite und hoffe im ersten Frühling von hier fort und zu dir oder in deine Nähe zu kommen.

Es freut mich auch, daß du deine Bibel neu zu bearbeiten hast und so gut drin stehst. Mach' dir doch Notizen über die Eindrücke aus den Propheten und über das Verhältniß von Prophetie und Poesie. Das wäre ein ergiebiges Thema.

Den 30.

Verzeih, lieber Jakob, daß der Brief noch immer nicht fort ist. Ich habe dir meine Rede auf Lette geschickt, sie übte bei den Hörern große Wirkung. Vorgestern schrieb ich an den Herzog von Koburg zu seinem Jubiläum und heute schrieb ich an Gervinus. — Ich fühle mich so arbeitsmuthig, wie seit lange nicht, und das ist das Beste für dich von deinem Berthold.

318.

Berlin, 1. Februar 1869.

Du kriegst Alles, lieber Jakob, Großes und Kleines, was mir Freud und was mir Leid macht, und sollst du auch dieses scheinbar Kleine haben, was mir rechte Freude macht: das Telegramm des Herzogs von Koburg auf meinen Brief an ihn. Ist das nicht schön menschlich?

Gestern war Robert Prutz mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern bei uns zu Tische. Er hält hier literargeschichtliche Vorträge von eminenter Wirkung und von einer wunderbaren Kraft mündlicher Rede. Leider ist er aber durch wiederholte Schlaganfälle sehr hinfällig und muß sich übermäßig anstrengen.

Ich erhielt heute die Nachricht, daß Moritz Hartmann in Wien unrettbar krank darniederliegt. Das thut mir sehr weh; er war eine feingebildete schöne Natur, und wenn er auch in letzter Zeit überreizt und bissig wurde und auch gegen mich losfuhr, ich weiß nicht warum, so zeigt sich eben jetzt, daß er schon lange schwer litt, und daneben schmerzte ihn, daß er im Flüchtlings- und Literaten-Leben nie zum vollen Ausdruck seiner eigentlich intimeren Persönlichkeit kam. So stirbt man hin und ist nicht gewesen, wer man war oder naturgesetzlich sein sollte. Wir haben im Jahre 1846 in Leipzig schöne Zeit mit einander gelebt. Nur that mir immer weh, daß er den Juden so verhehlte, und er war doch eine innige familien-

anhängliche Natur, und bei der Art, wie ihn die Welt wegen seiner Schönheit verzog, doch stark in Selbsthaltung und Selbstführung.

Den 2. Februar.

Ich muß dir doch auch noch eine Freude erzählen. In dem hiesigen Verein „Die Presse" habe ich den Vorschlag gemacht eine Adresse an Grant zu richten zum 4. März, um ihn zu veranlassen, ein Gesetz zum Schutz des geistigen Eigenthums im amerikanischen Congreß durchzubringen. Mein Vorschlag wurde einstimmig angenommen und ebenso die von mir entworfene Adresse wörtlich. Du wirst sie nun bald in den Zeitungen lesen.

Ich weiß mir oft gar nicht zu helfen vor so Vielem, was auf mich eindringt, aber ich fühle in Frohmuth, daß ich das volle Leben habe. Ich will mir's oft gar nicht glauben, daß ich in diesem Jahr schon 57 alt werde. Wenn ich von 30jährigen und längeren Erinnerungen spreche, ist mir's, als ob das erst gestern gewesen sein müßte.

Berlin, 7. Februar 1869.

Nun, lieber Jakob, schicke ich dir also den dritten Band und lade dir damit wieder viel Arbeit auf. Geh nur wieder so an die Musterung wie immer. Ich weiß recht gut, daß viele Wiederholungen und Ausschreitungen in dem nun Vorliegenden sind. Ich habe das selbst schon vielfach gefunden. Aber ich habe doch nicht mehr ganz das frische Auge dafür. Man lebt sich in Atelierstimmung, in Anschauungen und Gedanken ein und weiß nicht mehr, wie sich das alles in freier Luft ausnehmen wird. Ich habe durch einen zu langen Zeitraum und continuativ doch nicht lang genug an diesem Buche gearbeitet. Einzelnes ist ausgetüftelt, Anderes überstürzt. Es scheint größeren epischen Compositionen immer etwas Derartiges zu passiren, und wie lange hat Goethe an seinem Wilhelm Meister gearbeitet. Gerade die oft unterbrochene und wieder neu aufgenommene Tonart setzt sich vielleicht gut ein in das epische Gedicht, das ja auch langen Zeitraum in sich schließen muß und Witterungswechsel aller Art.

Den 8. Februar.

Das da hab' ich dir alles gestern in der Nacht geschrieben, lieber Jakob, und heute, da ich die gebundenen Exemplare bekomme, schicke ich dir Alles. Ich habe heute auch schon einen schweren Brief bekommen. Ich habe noch einen alten Onkel in Nordstetten, Bruder meiner Mutter, 81 Jahre alt, ehemals ein Riese, jetzt gebrechlich, und nun ist ihm sein Sohn gestorben und läßt ihn und sieben Kinder in Noth zurück. Es thut mir wohl, daß ich doch etwas helfen kann.

Kapp schreibt mir auch heute aus New-York, daß mein Roman dort ungemein gefällt, und so darf ich auch von dort ein Erträgniß hoffen.

Nun, lieber Jakob, sei recht fleißig und scharf.

319.

Berlin, 21. Februar 1869.

Nein, lieber Jakob, so arg ist es doch nicht, so arg kann es doch nicht sein, daß du mir aus radikaler Mißbilligung meines Buches nicht schreibst, auch nicht schreibst, wenn ich sogar von dir verlangte, mir erst zum 15. März ein Votum abzugeben. Also was ist denn? Ich weiß es nicht. Schreib mir nur, daß du Alles empfangen, und das Weitere stelle dir fest für einen späteren Brief. Ich denke mir, daß du sehr fleißig in der Revision bist. Ich bin es auch im Abschluß der Arbeit, trotz vieler gesellschaftlichen Beanspruchungen.

So war ich heute Nacht bis halb vier mit Frau und Tochter auf dem Ball und bin heut Abend bei Bancroft. Aber mein Morgen ist gut und weit, seitdem ich erst um 4 Uhr zu Mittag esse.

320.

Berlin, 24. Februar 1869.

Gut, lieber Jakob, so habe ich doch wieder einen Brief von dir, und meine Phantasie kann mich nicht mehr quälen, daß ein Unwohlsein dich am Schreiben hindere.

Du kannst dir kaum vorstellen, wie aufgeregt ich bin. Heute Nacht mußte ich mehrmals Licht machen, um mir das und jenes über die Schlichtung von Verhältnissen in meinem Buche aufzuschreiben; auch im Dunkel schrieb ich dann noch, und heute beim Erwachen sofort wieder, in die verschiedensten Situationen und Charaktere hinein. Diese Krisis des Abschlusses erhält mich in beständigem Fieber, und dazu die gesellschaftlichen Ansprüche ꝛc. — es ist nur gut, daß meine Natur das aushält.

Aber, lieber Jakob, eine solche Formänderung, die pädagogischen und andere Erörterungen in eine andere Form (Tagebuch u. dgl.) zu bringen, ist absolut unmöglich. Wir haben das Recht, die ganze Breite der Cultur im Epos auszulegen, und ich glaube, daß diese Themas mindestens so wichtig und in die Handlung wirkend sind, als z. B. Goethes Gespräche über Shakespeare und speziell Hamlet im Wilhelm Meister.

321.

Berlin, 3. März [1869].

. . . Soeben, während ich schreibe, erhalte ich einen Brief von David Strauß über die drei ersten Bände meines Romans. Ich schicke dir den

Brief — nein, es ist besser, du liesest ihn erst später, wenn du selbst mit dir fertig; aber das kann ich dir sagen, bei allen Ausstellungen (und sie sind im Tiefsten wahr, denn ich habe sie dir und noch mehr mir ausgesprochen) ermuthigt er mich doch auch wieder, und das besonders dadurch, daß er den nothwendigen Gang meines Schaffens darlegt.

322.

Berlin, 12. März 1869.

Ich weiß nicht, was ich thun soll. Es läßt mir keine Ruhe. Ich möchte gern Richard Wagner eine öffentliche Antwort geben, und ich glaube, ich könnte ihm einen Treff versetzen, den er nicht so leicht verschmerzt. Das aber wäre mir eigentlich nur nebensächlich oder vielleicht ließe ich's, um die Sache rein zu halten, ganz weg.

Du hast doch die Broschüre „Das Judenthum in der Musik“ gelesen? Was sagst du? Noch wunderbarer als die zähe Erhaltung der Juden in der Geschichte ist die zähe Erhaltung und der Stoffwechsel des Judenhasses. Und Eines muß man Wagner lassen, er weiß Wahres unter Falsches, unter bewußt Falsches oder Gefälschtes zu mischen, und darum ist die Sache gefährlicher und giftiger, als sie aussieht und läßt sich nicht damit abthun, daß man sagt: das geht vorüber, man wird bald sehen, daß Wagner nur aus Gift und Neid so geschrieben. Nein, es steckt da noch etwas, was man voll und ganz erkennen und herausholen muß. Ich persönlich hätte einen besondern Grund zur Erwiderung. Auf S. 55 spricht Wagner von mir. Du weißt, daß wir in Dresden viel zusammen lebten und auch später in Briefen verkehrten; er spricht nun zwar sehr gütig und freundlich achselklopfend von mir, aber eben da könnte ich ihm dienen. Denn er lügt in dem was er sagt, vielleicht unabsichtlich. Ich hätte aber Ed. Devrient zum Zeugen. Und dann möchte ich ihm zuletzt sagen: Es gibt viele Juden, die bei Nichtanerkennung ihrer widrigen Persönlichkeit, ihres Halbtalents, ihrer Anmaßung 2c. immer sagen: Ach, ich werde zurückgestoßen und verkannt, weil ich ein Jude bin. Jetzt sagt Wagner: meine Musik wird von einer geheimen Bande jüdischer Schriftsteller durch geheime Oberjuden öffentlich discreditirt; die Einen schimpfen auf mich, die Anderen sind sogar so frech über mich zu schweigen, und das alles geschieht mir Armen eben weil ich ein Nichtjude, vielmehr ein Christ bin. Ach, wie könnte man dem heimgeigen. Warum ist kein Börne da?

Ich meine, ich muß heraus, aber da ist's wieder, man kann nicht überall seiner Pflicht nachkommen. Ich stehe auf der Dachfirste meines Buches und muß den Maien aufsetzen, mir schwindelt oft. Ich darf jetzt nichts Anderes unternehmen. Ich bin nicht zur Polemik geartet, ich bin

zu empfindlich und verletzlich und habe keine Freude am Krieg. Und doch läßt mir diese Sache keine Ruhe und nimmt mir mein Denken.

Eine eigenthümliche Nemesis liegt darin, daß Felix Mendelssohn als Incarnation der Judenmusik von Wagner ausgestaltet wird. Ich weiß nicht, ob ich dir je erzählt habe, daß ich im Winter 45 auf 46 sehr viel mit Mendelssohn in Leipzig verkehrte; wir lebten im selben Kreis bei Pfordten, Frege, Brockhaus und Dufour, und ich kam von da an in ein Anfremdendes zu Mendelssohn, weil ich einstmals geradezu bei ihm eine entschiedene Abwendung von Allem, was die Juden betrifft, fand. Diese Periode ist freilich seine Verstimmungszeit, wie das Ed. Devrient in seinem soeben erschienenen Buche meisterlich psychologisch und historisch dargestellt hat. Und nun muß Mendelssohn die Judenmusik repräsentiren, und er war in der That ein gläubiger Christ (wie auch Bendemann), und Pastor Howard war einer seiner liebsten Freunde. Was Wagner über Mendelssohns Musik sagt, habe ich theilweise selbst immer empfunden; er ist zu gebildet und wohlerzogen, es fehlt der Naturmuth, der Naturlaut; nur in der Walpurgisnacht und dem Sommernachtstraum ist für meinen Geschmack ein Eigenthümliches und Frisches. Daß Meyerbeer Dinge machte, an denen er gar nicht pathetisch betheiligt war, ist auch wahr; aber es gibt ja auch Coloristen in der Kunst und so auch wohl in der Musik, die aus reiner Lust an der Farbe malen und componiren.

Doch genug, ich schreibe sonst noch eine Briefbroschüre an dich.

Sonntag, 14. März.

Gestern Abend war Generalversammlung und Festmahl des Vereins für arme jüdische Studirende. Bei Tafel mußte ich den Toast, der der Sammlung von Gaben vorangeht, sprechen. Ich war sehr aufgeregt, aber ich hatte mir vorgesetzt, maßvoll und bedachtsam zu bleiben, und ich glaube, es ist mir gelungen. Ich konnte mich allerdings nicht enthalten, auf die stete Erneuerung des Judenhasses zu deuten und auf die Nothwendigkeit einer gewissen Solidarität, dann aber machte ich Pesach[1] und deutete „das Brot des Elends“ und den Becher für den Propheten Elias, diesen als Einschenken bei jedem Genusse für den heiligen Geist der Erkenntniß und Wissenschaft.

---

[1] Ueblicher Ausdruck für die nach dem jüdischen Ritualgesetz erforderlichen Vorbereitungen für das Passah-Fest. Vgl. Anmerk. 3. S. 328. — „Brot des Elends“ heißen (5 Mos. 16,3) die ungesäuerten Brote.

323.

Berlin, 20. März 1869.

Ja, lieber Jakob, das muß ich dir doch berichten. Ich wollte dir schon vorgestern schreiben. Wir hatten ein Abendessen, 20—25 jüdische Gelehrte, alle ehemals Talmudbeflissene. Es wurde Bericht erstattet über den Ertrag der Dienstags-Vorlesungen, dann aber ging es an Erörterungen und Mittheilung persönlicher Lebensereignisse vom Standpunkte des Allgemeinen; Jeder hatte so viel zu bringen, und besonders Professor Steinthal war wieder so groß und klar und so wundersam einfach, daß es halb drei Uhr Morgens war, und wir konnten uns kaum trennen. Ich habe nie eine Gesellschaft erlebt, in der es gehobener und inniger herging.

Es war ein Symposion ganz neuer Art. Das, lieber Jakob, hätte ich dir vorgestern schreiben sollen, dann hätte ich dir's genauer gegeben: aber ich muß arbeiten, streng arbeiten und mich noch dazu vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen widmen, und hätte ich mir's nicht angewöhnt, jetzt auch am Nachmittag eine Stunde zu schlafen, ich hielte es körperlich nicht aus.

Gestern Abend also war Gesellschaft bei Oberst Bliß, dem Sohn des amerikanischen Gesandten, der auch Adjutant Grants gewesen war. Er kam, um mir zu sagen, daß eine Enkelin Benjamin Franklins mich kennen lernen wolle. Und nun war ich den Abend da. Es fand sich viel amerikanische Aristokratie ein, die eine eigenthümliche Haltung hat; eine ausnehmend anziehende Frau ist die Frau Bancroft, eine Matrone der feinsten Art. Die Enkelin Franklins, die mit ihren Töchtern hier ist, die Deutsch lernen sollen, war überaus freundlich und begeistert für meine Auffassungen. Mir war's, als lernte ich einen Nachkommen von Aristides kennen. Das Leben ist doch wunderbar reich.

Den 21.

Bei dieser Richard Wagner-Geschichte lernt man doch kennen, was noch geheim in der Welt steckt. Da steht in der National-Zeitung ein Artikel von Gumprecht, einem sonst feinen musikalischen Kritiker, und er sagt, er stimme Wagner bei, daß den Juden das produktive Genie abgehe 2c. Ist das nicht empörend? Und das von einem Volke sagen, das die Bibel geschaffen, an der sich die gesammte Welt bis jetzt und wer weiß wie lange noch bildet und ausbaut! Ach, ich wollte, ich könnte dreinschlagen und die ganze Empörung loslassen, daß immer und immer wieder eine Grundsuppe von Gemeinheit und Hochmuth sich ausleert. Man muß sich zusammenhalten, um nicht an der Welt zu verzweifeln, wenn man sieht, daß ein Giftbaum, den man endlich umgehauen glaubt, doch immer wieder neuen

Wurzelausschlag treibt. Und das nennt sich christliche Liebe und freie Bildung und schönes Menschenthum.

Von allen Seiten drängt man mich, und es drängt mich aus mir selbst, in dieser Sache das Wort zu nehmen, und ich kann doch nicht.

Den 1. April 1869.

Es hagelt auf mich herab, und ich muß still halten oder vielmehr frohgemuth weiter schreiten. Lange hat mir Niemand ein rechtes Wort über mein Buch sagen wollen, jetzt auf einmal merke ich von allen Seiten, was ich immer besorgte: ich habe dem Publikum zu viel oder vielmehr ein Schwimmen in zwei verschiedenen Strömungen zugemuthet; stilles Besinnen neben stürmischer Bewegtheit, das geht schwer, und dazu dieses Aufstellen von Reflexionsspiegeln von allen Seiten. Das ist zu viel. Niemand sagt mir das recht, aber ich merke es doch aus Allem heraus, zumal aus der wiederholten Bemerkung, daß man nur mit Anstrengung weiter lese. Guido Weiß, der Redakteur der „Zukunft", ein fein kritischer Kopf, brachte das Wort der Ueberladung (und dieser Vorwurf ist leider gerecht), er wolle Aphorismen-Auszüge aus dem Buche machen.

Ich habe den Sonntag einen sehr erfreulichen Brief von Braunfels über das Buch bekommen.

324.

Berlin, 8. April 1869.

Heute, in der Stunde, da du Brief von mir bekommst, erhalte ich deine Drucksachen, lieber Jakob.

Der Bericht über deine Erziehungsanstalt hat mich wahrhaft erquickt. Besonders die Bemerkung, daß „die Unterordnung nicht Aeußerung der Schwäche, sondern das Werk der sittlichen Kraft sein soll," ist äußerst ergiebig und könnte Text zu Langem und Breitem sein. Du hast den Punkt auch scharf und gut hervorgehoben, daß es noch etwas Anderes als Steuern der gemeinen Noth gibt. Ich bleibe dabei, die schöne Wohlthat spendet nicht bloß Brot, sondern auch Butter dazu.

Gestern Abend habe ich den Tolpatsch im Handwerker-Verein vorgelesen zu großer Freude Aller, und ich habe mit freier Lust vorgetragen, und die Geschichte hat mich nach so vielen Jahren wieder angemuthet; es ist Alles so plan. So etwas kann man aber doch nur einmal im Leben machen. Wie weit, ach wie weit bin ich jetzt von dieser Art. Es ist mir wie ein Traum, daß ich's gemacht habe.

325.

Berlin, 14. April 1869.

Heute, lieber Jakob, habe ich von David Strauß den ersten durchgesehenen Band erhalten, er hat mir nur sieben Einzelbemerkungen gemacht, und ich finde, daß er Recht hat; Einzelnes habe ich schon selbst gefunden. Seine besondere Freude hat Strauß an dem Major, und zu Cap. 5. des 3. Buches hat er mir anliegende Ruhmeszeichnung eingeklebt.

Berlin, 17. April 1869, Morgens 11½ Uhr.

Ich habe die letzten Worte des 15. Buches geschrieben, und nach kurzer Rast schreibe ich gleich dir, lieber Jakob.

Zum Andenken schicke ich dir hier aus meinem Notizbuche die letzten Worte, wie ich sie auf einem Gang im Thiergarten aufschrieb.

Ich muß jetzt noch einen offenen Brief schreiben, der als Vorrede zur italienischen Uebersetzung der Dorfgeschichten erscheinen soll. Von Amerika erhalte ich heute Zeitungen über den neuen Roman. Dort sind bereits zwei Bände englisch erschienen. Ich stehe draußen in der weiten Welt und weiß all die Gemüthsbewegungen kaum zu fassen.

Aber ich bin wohlauf. Ich gehe wieder Morgens vor dem Frühstück spazieren, und die Vögel singen und in mir ist auch Frühlingsschmettern und freie Luft.

Freue dich also mit deinem Berthold.

326.

Berlin, 18. April 1869.

O wie wohl! lieber Jakob. Heute Nacht habe ich seit langer Zeit zum erstenmal wieder rechtschaffen geschlafen, und jetzt — es hat geregnet und Alles ist erfrischt und steht in Blüthe — jetzt bin ich am Morgen wie berauscht; ich kann's noch nicht fassen, daß ich fertig sein soll, ich bin's ja auch nicht, aber es steht doch, und wenn es mich so oft plagte, wie würde es sein, wenn du jetzt krank werden und sterben müßtest und Alles ist so unfertig — das ist jetzt vorbei und überwunden. Ich kann mit Ruhe da und dort einen Nagel einschlagen, und ich hoffe ihn auf den Kopf zu treffen, und dann soll noch in der Revision Alles möglichst gut vernietet werden.

Ich bin in einer Aufregung ohne Gleichen, aber es ist doch auch eine wohlige, ein Gefühl der Kraft, und wenn auch Alles an mir glüht, was thut's? Feuer ist Leben, und ich lebe und schaffe und weiß nicht, wie alt ich bin und was alles hinter mir liegt.

327.

[Berlin, April 1869.]

Du hast Recht, lieber Jakob, und ich habe es ja auch immer empfunden und, wie ich glaube, auch zu dir ausgesprochen: es ist etwas Ueberheiztes in Stimmung und Ausdruck bei mir. Woher es kommt, weiß ich, es entsteht aus dem ständigen Gegensatze zwischen Leben und Arbeit. Das erklärt, aber entschuldigt mich nicht.

Ich werde mir alle Mühe geben, Einfachheit und Gesundheit in dem Buche herzustellen, aber ich glaube nicht, daß es mir ganz gelingen wird. Es ist so lang — äußerlich örtlich, und innerlich betrachtend — hin und her geladen worden, daß es die Spuren trägt, wie ein zerrissener Koffer, den man mit allerlei Stricken zusammenbindet. Damals als ich dir sagte, daß ich mich für die Arbeit nur um des ethischen Gehaltes wegen erwärme, damals begann die falsche Accentbelegung, die mehr auf Gedankliches als auf gradaus Faktisches ging, das leicht und schlank zu geben war.

328.

Cannstatt, 10. Mai 1869.

Ich erkenne erst jetzt, in welcher unfaßlichen Unruhe ich lebte, und athme frei auf. Ich habe mehrere Stunden gearbeitet, und wäre nicht das verdammte Klaviergeklimper in der Nachbarschaft, ich wäre ganz glückselig, aber es muß auch so gehen, und ich fange an mit meiner Arbeit zufriedener zu werden.

329.

Cannstatt, 25. Mai 1869.

Es hebt mich und erschreckt mich zugleich, daß bevor noch ein Bogen hinaus ist, bereits gegen 6000 Exemplare von den Buchhändlern bestellt [sind]. Das ist ein Erfolg und eine Ehre für mich ohne Gleichen, macht mich aber auch, wie gesagt, noch bedenklicher und genauer.

Jetzt aber laß dir einen schönen Spaß erzählen. Ich kam auf das Cottasche Comptoir, da sagte mir der Cassier Mögling: Haben Sie sich schon auf dem Wilhelmsplatz gesehen auf der Messe? Er gab mir den Katalog des Wachsfiguren-Kabinets; da hast du ihn, was sagst du dazu? Ich stehe neben Cartouche, Robespierre und Bismarck. Ich ging mit Regierungsrath Jordan hin. Die Figur ist nach dem Abguß übers Leben von Popacci in Dresden gemacht, aber ich habe einen blonden Bart, und es war mir doch schreckhaft, „jetzt noch lebend" heißt es im Katalog.

Cannstatt, Sonntag, 30. Mai 1869.

Deine so eingehenden und wenn auch oft bis zur Härte gesteigerten Bemerkungen sind wahrhaft belebend, nachdem der erste Eindruck der neuen

Arbeitsbelastung vorüber. Ich habe dir so viel zu schreiben und schreibe dir so wenig. Ich hoffe, wir sind deine Ferien zusammen. Die Tagebuchform war mir unmöglich.

330.

Eislingen auf der rauhen Alb, Sonntag, 13. Juni 1869,
im Pfarrhause bei Kausler.

Dir, lieber Jakob, schickte ich gern von der wonnesamen Ruhe, die ich hier athme. Wärst du nur auch da! Du mußt einmal Kausler kennen lernen, es ist ein Glück und ein Halt, solch einen Menschen auf Erde zu wissen, und nun erst ihn zum Freund zu haben: eine reine Seele, die still und gelassen wirkt und über alle Dogmatik hinüber den ethischen Gehalt bethätigt und dabei ständig mit weittragendem Blick alles höchste geistige Leben faßt.

Aber es ist besser, ich erzähle dir; ich habe dich angekündigt, daß du auch einmal kommst.

Gestern war der erste Band (d. h. die 5 ersten Bücher) meines Romans fertig, und da wollte ich mir die Freude machen, endlich Kausler zu besuchen. Ich machte noch bis 12 Uhr heute Revisionen, dann fuhr ich hieher; es geht wie durch einen Garten, und von Eßlingen bis hieher saß ich ganz allein im Wagen.

Hier erwartete mich Kausler am Bahnhofe. Wir gingen nach dem Pfarrhause; ein behagliches, modernes frisches Gebäude. Vom Fenster aus sieht man den Hohenstaufen und den Rechberg, im Garten sind gedeihende Pflanzungen, die Kausler alle selbst gesetzt, vor dem Hause grünen lustig zwei junge Tannen. Und im Hause ist Alles so still und voll Reinigkeit und von ruhigem Geiste durchdrungen! Kausler lebt allein mit seiner verwittweten Schwester, und abgesehen von der Politik (denn K. ist auch antipreußisch), sind wir so einig in allen Prinzipien und gehen auf gleiche Ziele stetig fort, ohne daß wir uns schreiben und verständigen. Im Lärm und in der Hetze des Lebens glaubt man kaum mehr, daß solche Existenz noch wirklich wie sie Kausler führt, und in poetischen Dingen kenne ich keinen Menschen (auch Vischer nicht ausgenommen), der reiner empfindet und umfassender sieht.

Ich aß behaglich zu Mittag, schlief ein wenig, wir gingen dann im Sonnenschein durch die Felder nach Süßen. Dort war lärmende Gesellschaft der Beamten mit dem eigenthümlich schmetternden Kneipenlachen. Wir wollten das nicht und gingen bald fort. Jetzt haben wir bis 11 Uhr geplaudert. Ich schreibe dir noch, aber jetzt bin ich müde und muß schlafen.

Den 14. Morgens.

Kausler schläft lang. Ich war allein im Felde, wo jetzt gemäht wird. Ich hörte die Wachtel heuer zum erstenmal, und einen solchen Morgen still

wandeln können, den Bergen zu unter Lerchengesang, das ist Lebenslohn für Vieles.

Wir haben lange gefrühstückt. Der Kuckuck rief nahe bei den Wohnungen, das ist Zeichen, daß es Regen gibt, und so ist's auch. Ich lag mit Kausler unterm Fenster, während es fruchtbar regnete; und was sprachen wir nicht alles! Natürlich war das letzte Zusammenfassen des Katholicismus durch das Concil auch Thema, und Kausler sieht auch deutlich, daß dem nichts Geschlossenes gegenübersteht.

O lieber Jakob! Wie gut ist es hier, und mir ist, als hätte ich auch eine derartige Existenz haben müssen. Ich höre die Wachtel und die Lerche im Felde hier im Zimmer und manchmal nur das Krähen eines Hahnes und das Schreien einer einsamen Kuh im Stall gegenüber. Und wie weit in allen Denkgebieten war ich heute schon mit Kausler. Er hat eine sehr fruchtbare und eindringliche Betrachtung meiner Arbeiten, denkt Alles für sich und will nichts schreiben.

Freue dich mit mir, daß ich voll glückliche Stunden habe. Heute um 4 Uhr reise ich wieder nach Cannstatt.

331.

Cannstatt, 23. Juni 1869.

Habe ich dir, lieber Jakob, denn schon gesagt, wie unsagbar glücklich ich mit den Bildern Vautiers zu Barfüßele bin? Es durchschauert mich, wenn ich sehe, was da von einem Künstler festgehalten ist, und mir ist es wie ein Traum, daß ich diese Geschichte geschrieben habe.

Wunderbar ist es, daß Vautier, ein französischer Schweizer, so intim das deutsche Volksleben faßt; aber vielleicht gibt ihm eben das mehr künstlerische Freiheit, ein Schwabe hätte zu viel einzeln Charakteristisches gemacht, überladen und steif. Vautier faßt den allgemeinen Charakter des Schwarzwalds und hat doch noch Besonderheit genug; er lokalisirt nicht streng, wie ich das ja auch bei Barfüßele nicht that, und er schafft Gestalten, die mich wahrhaft beglücken. Daneben führt er, was im Buche nur angedeutet ist, frei künstlerisch aus, so Landschaftliches, so Scenisches. Das Buch in dieser Erscheinung wird mein Leben lang mir ein hohes Glück sein.

332.

Cannstatt, 10. Juli 1869.

Es freut mich fast, daß du auch einmal Unrecht hast, lieber Jakob. Gerade in den Liebesscenen hast du mir so viele und so harte Püffe gegeben, und gerade da bin ich — nicht zufrieden — denn ich bin es mit dem ganzen Buche nicht — aber ich bin der Zuversicht, daß gerade diese Partie echt ist. Das soll dich aber ja nicht abhalten, mir fortgesetzt (es ist

glücklicher Weise nicht mehr so viel) deine treue Bedachtnahme, Schärfe, Alles, wie du willst und so unsäglich fest gethan hast, bis ans Ende zu gute kommen zu lassen.

Ich habe mich gestern bei der großen Hitze etwas erkältet, bin nicht ganz wohl, aber ich habe nicht Zeit zum Kranksein und zum Ausruhen.

333.

Cannstatt, 12. Juli 1869.

Guten Morgen, lieber Jakob! So werde ich dir viele Tage nun wieder wirklich sagen können, und das ist gut. Wir sind alte Kerle und müssen die Zeit, wo wir wirklich und noch dazu im Wald miteinander sein können, nicht versäumen. Ich erlaube mir indeß im voraus eine Tagesordnung festzustellen, die ich meinerseits eigentlich nicht entbehren kann:

§ 1. Von Früh bis Mittag, d. h. zum gemeinschaftlichen Mahl bin ich ganz allein und Schriftsteller. § 2. Von Mittag an bin ich Freund und Mensch und was es sonst noch von Untugenden gibt. § 3. Jeden Tag müssen drei Feuilletons absolvirt werden.

Im Uebrigen soll Heiterkeit herrschen, und es wird sich als der alte Kerl zeigen dein Berthold.

334.

Calmbach bei Wildbad, 6½ Uhr früh, den 13. Juli 1869.
Auf dem Balkon im Anblick von Wald und Wiese, unter Hühnergegacker und Sensendengeln.

Den ersten wonnig würzigen Athemzug sende ich in diesem Blatte dir, lieber Jakob. In einer Viertelstunde fahre ich nach Teinach. — Du fährst bis hieher (oder Wildbad) mit der Bahn, von da mit der Post zu deinem neu auflebenden Berthold.

335.

Teinach, im maurischen Saal am Stehpult, Samstag, 31. Juli 1869, 8½ Uhr.

So bist du nun fort, lieber Jakob, aber du sollst gleich morgen früh in deinem Daheim ein Wort von mir haben.

O lieber Jakob! Solche Tage miteinander gelebt zu haben im heimischen Waldesduft, das ist reinster Lebenslohn, und wir halten ihn fest. Freue dich dessen, was du mir warst und bist, wie ich es thue.

336.

Cannstatt, 14. August 1869.

Heute, endlich und endlich habe ich den letzten Buchstaben oder vielmehr Dachziegel am Landhaus eingesetzt. Wir gehen zunächst morgen nach der Schweiz.

337.

Vitznau am Vierwaldstätter See, 23. August 1869.

Das ist seit dem 15. der erste Federzug, den ich mache. Ich habe das Schreiben fast verlernt. Wie viel hätte ich dir zu sagen, wie wohl mir diese Alpenwelt thut. Mein Kopfweh verschwindet, nur im Schreiben eben jetzt spüre ich wieder etwas davon. Aber das wird bald wieder vorübersausen.

Ich könnte dir Erhebendes und Erschütterndes erzählen, wie ich auf Eisenbahnen und Dampfschiffen eine Verehrung empfange, die mich so sehr überrascht als beglückt.

Morgen wollen wir nach dem Rigi, ich werde dir aber auf der Reise schwerlich mehr schreiben, es strengt mich doch an.

338.

Rigi-Kaltbad, an Goethes Geburtstag 1869.

Ich wollte dir eigentlich von der Reise aus gar nicht schreiben, aber ich muß doch.

Von den erfrischenden Ausblicken in die Alpen sage ich dir nichts. Wir sind seit drei Tagen hier, wo die Geselligkeit wohl sehr anregend, aber für mich nicht tauglich ist. Du hast die beiden Pole, wenn ich dir sage, daß ich viel mit dem Prinzen Georg von Preußen und wieder viel mit Ludwig Simon von Trier und Professor Unger aus Wien gehe; die Letzteren geben mir allerdings sehr Erfrischendes, wie wir auch miteinander aus dem kalten Brunnen hier trinken.

Der Schriftsteller in mir will sich auch nicht für kurz zur Ruhe setzen lassen. Mich verfolgt der Gedanke, daß ich „Gespräche auf dem Rigi" schreiben will; das wäre ein Rahmen für Vieles oder auch für Alles, und Naturleben spielte herein. Es wäre vielleicht die Ablagerung für meine wohl doch nicht zur Ausführung kommende „Idealkolonie." Auch Anderes liegt mir im Sinn, aber ich drücke es nieder und bei Seite.

Ich hätte gern heute hier eine Goethefeier gehabt, aber sie ließ sich nicht zusammenbringen.

339.

Hotel Marquardt, Stuttgart, 7. September 1869.

Von hier aus schreibe ich dir also wieder, lieber Jakob.

Gestern traf ich bei Cottas die italienische Uebersetzung der Dorfgeschichten und das erste Heft des Barfüßele. Den Roman hast du wohl schon erhalten.

Ich sprach gestern Dr. Steiner, als den Ersten, der das umgestaltete Buch gelesen. Er ist mir durchaus wohlwollend, aber die Art, wie er sich

ausdrückte, zeigt mir, daß das Buch zunächst den Eindruck der Anstrengung hinterläßt, die es dem Leser macht. — Ich will heute Vischer und Lübke aufsuchen. Vielleicht höre ich von ihnen auch noch was.

Den 8. September 1869.

Ich war gestern bei Lübke, Vischer ist noch nicht hier. Heute hat Freiligrath bei mir im Gasthofe gefrühstückt, und sein warmherziges Wesen that mir sehr wohl. Er hat den Roman in zwei Tagen in einem Zug durchgelesen und glückwünschte mir innig. Nach seiner Meinung muß das Buch noch mehr einschlagen als „Auf der Höhe," und er sagte, er habe sich bei Vielem oft mit Freude gesagt: das ist dein Freund, der das geschrieben hat. Namentlich die Steigerung und die weite Perspective bis zum Schlusse hat ihn sehr angemuthet. Nun habe ich doch den Eindruck eines praktischen Juristen und eines Dichters.

Ich sprach mit Freiligrath auch viel wegen der Humboldtfeier, er soll für Berlin ein Festgedicht machen. Ich will sehen, daß ich auch noch zum Humboldtfest nach Berlin komme.

340.

Heidelberg, 13. September 1869.

Morgen, Dienstag, will ich zu dir, lieber Jakob, reisen. Ich werde erst Abends bei dir eintreffen und Mittwochs bei dir bleiben. Am Donnerstag kommt meine Frau und Ottilie nach, und wir reisen Morgens nach Berlin.

341.

Berlin, 19. September 1869.

So bin ich also daheim, aber ich muß mir erst ein Heim hier suchen, nicht nur die Wohnung, sondern auch bei den Menschen selbst. Du kannst dir kaum vorstellen, wie chaotisirend dieses Umherfahren und Aufstöbern ist und dazu der Lärm der großen Stadt, an den ich nicht mehr gewöhnt bin.

Es ist fast gut, daß ich zur Humboldtfeier nicht hier war, denn ich hätte mich sehr ärgerlich aufgeregt über die Unfestlichkeit der Menschen, über diese Lahmheit, die in der Entwöhnung von festlichen Erhebungen sich nicht mehr zu denselben bereit halten und schmücken kann.

Den 20.

Ich habe eine Wohnung gefunden, freilich wieder drei Treppen hoch, und mir wird das Steigen bereits schwer, aber sonst überaus anmuthend und bequem, mit dem Blick ins Freie und doch der Stadt nahe. Und so wohne ich vom 1. October an in der Königin-Augusta-Straße Nr. 3.

Den 21.

Du wirst nicht vermuthen, daß ich hier bereits eine öffentliche Rede gehalten. Ich hätte auch nicht geglaubt, daß das geschehe, aber es geschah so: ich fuhr mit meiner Frau, Ottilie und August zum Fest des Handwerker-Vereins. Dort hieß es, daß der designirte Festredner, der Physiolog Professor Rosenthal (der Bräutigam geworden) soeben geschrieben habe, daß er die Rede nicht halten könne. Auch Löwe-Calbe kam nicht. Auf allseitiges dringliches Bitten entschloß ich mich zur Improvisation; ich hatte mir ja in diesen Tagen manche Ideen über Humboldt gebildet. Und so stand ich auf der Tribüne, und wie ich selbst empfand und mir dann Alle sagten, sprach ich nicht uneben. Ich fühlte, daß ich die Sache und den Moment in der Gewalt hatte. Als ich daran erinnerte, daß Humboldt den Chimborasso erstiegen, und hoch oben stand, hoch über allen Kirchthurmspitzen, da erbrauste ein Beifallssturm. Zuletzt ging ich auf die Ermahnung an die Arbeiter hinaus, daß sie erkennen mögen, was die Männer der Geistesarbeit für sie thun, und forderte zum Gelübde auf, jenen albernen Widerstreit und die Aufsässigkeit gegen die Gelehrten aus der Seele zu tilgen.[1]

Ich weiß, daß ich eindringlich gesprochen habe, und es gelang mir, ohne in der freien Rede je ein Wort corrigiren oder einen Satz umstellen zu müssen.

So habe ich also doch auch noch das Meinige gethan, ohne die aufregende Vorbereitung. Freilich bin ich heute noch sehr bewegt — ich habe wenig geschlafen — aber ich glaube, Berlin in guter Weise meinen Willkomm gesagt zu haben.

Den 22. September 1869.

Wie ein kalter Nebel auf die Brust, fällt hier das formale erkältende Wesen der Menschen einem auf die Seele. Indeß habe ich auch warme Menschen hier. So kam Professor Werder, sofort nachdem er das erste Buch gelesen, zu mir und drückte mir seine so innige Freude in künstlerisch tief ergründender Weise aus.

Den 24. September 1869.

. . . Heinrich König ist gestorben. Mich traf's wie ein Hammerschlag. Was habe ich mit Heinrich König gelebt, jetzt 31 Jahre lang, seitdem ich ihn kenne. Welch ein Leben in Mainz, in Hanau, in Fulda &c.! Natürlich fiel mir's schwer auf die Seele, daß in der letzten Zeit unsere Verbindung weniger stetig war, mein vielbewegtes Leben hinderte mich daran.

[1] Ausführlichen Bericht über die Rede brachte die National-Zeitung vom 22. September, Nr. 442.

Du hast ja H. König gekannt und er hat dich sehr geliebt, du weißt, welch ein dem Reinsten zugewendeter unausgesetzt arbeitender Geist in ihm lebte. (Du hast ihm doch meinen Brief geschickt, den ich dir in Frankfurt zurückließ?) Ich kann mich noch immer nicht in den Tod der Lebensgenossen finden. Aber es muß sein. Und es ist fast ein Glück zu nennen, daß König den Tod seiner Frau nur kurz überlebte. Du weißt, wie ich darüber sann, wer ihn nun pflege. Nun ists aus! —

342.

Berlin, Königin-Augusta-Straße 3, den 5. October 1869.

Ich glaube, du, lieber Jakob, weißt gar nicht, was ein Umzug mit Sack und Pack eigentlich ist. Ich aber erfahre das seit mehreren Tagen in schärfster Weise, man lebt im Chaos und getröstet sich nur der Zuversicht, daß doch endlich wieder Alles feststehen muß.

Heute Nacht haben wir nun zum erstenmal in unserer neuen Wohnung geschlafen. Noch steht Alles wirr um mich her, aber ich benutze den ersten ruhigen Augenblick, um dir zuerst an meinem alten Schreibpulte zu schreiben. Ich fürchte sehr, ich habe mit der Wahl der Wohnung wieder einen großen Fehler begangen. Heute Nacht schlief ich kaum eine Stunde anhaltend, auf dem nahen Potsdamer Bahnhofe wurde ein Zug zusammengefügt, ich hörte jeden Anruf und jedes Signal. Auch in den Vorderzimmern ist ständiges Straßengeräusch hörbar, es ist eine neue Brücke vor meinem Hause jetzt eben eröffnet worden. Ich denke aber, ich habe mich an die Marmormühle gewöhnt, ich werde auch den neuen Lärm verwinden und überhören lernen. Auch bin ich sehr aufgeregt von der Unruhe des Umzugs.

Den 6.

Ich bin nun schon ruhiger. Es lichtet und ordnet sich in meiner Wohnung.

Wunderlich, was ich über mein Buch hören muß. Ich erhielt eine entschieden wohlwollende Recension der Danziger Zeitung zugeschickt, und darin wird Das Landhaus ein Rückschritt gegen Auf der Höhe genannt. Der Recensent räth mir, einen sogenannten Arbeiter-Roman zu schreiben. Als ob man sich das verordnen lassen könnte! Auch sonst höre ich Befremdendes. Die Leute finden, daß kein herrschender Held darin ist, und man findet noch zu viel Didaktisches. Als ob ich einen Zeitvertreib-Roman hätte schreiben wollen! Ach, lieber Jakob, wenn man so hinaushört, könnte man die Lust verlieren, sein Innerstes, ein Denken und Sinnen Tag und Nacht, ein Ringen mit der Idee und Gestaltung in die Welt hinaus zu geben. Ich bin indeß ganz ruhig, so wie noch nie. Ich weiß, was an dem Buche

ist und nicht ist, und das Urtheil in der momentanen Aufnahme irritirt mich nicht.

Den 8. October 1869, Abends.

Hast du auch die Verhandlungen des hier tagenden Protestanten-Vereins im Auge? Mich beschäftigt er lebhaft. Ist das ein Gegenconcil gegen das in Rom? Wie kläglich erscheint er aber in jeder Weise. Allerdings hat die Kirchlichkeit ein faßbares festes Einigungsband, aber diese Leute wollen ja auch kirchlich sein, und eben darin liegt, daß Alles so lau und flau ist, nirgends ein wirkliches Feuer der Begeisterung. Sie sind die Conciliauz, die nie warmes Leben und gesunden Fanatismus erzeugt.

Wird die Welt je wieder zu wahrhaftiger gesunder Einheit im Denken und Handeln kommen? War sie es vielleicht gar nie?

Ich glaube, daß wir staatlich und sozial nie gesund werden, bevor wir nicht mit der Religion ins Reine gekommen. Ich frage mich, ob der alte Theologe in mir das so nimmt, ich meine, es wäre nicht so.

Berlin, 9. October 1869, beim ersten Ofenfeuer.

Es fängt an, bei mir geordnet und behaglich zu werden, und ich denke nun bald und früher als ich glaubte zu neuer Arbeitsstimmung zu kommen. Ich muß es auch. Du weißt, daß ich Keil eine Erzählung für die Gartenlaube versprochen hatte. Ich meinte, er lege keinen Accent darauf, da er seit dem Frühjahr dessen nicht mehr erwähnte; nun aber drängt er auf Ausführung, und ich muß Folge leisten.

Den 11.

Ich war [gestern] um 12 Uhr bei der Großfürstin Helene, die jetzt hier ist, ich konnte sie nur einen Augenblick sprechen. Wenn ich zur Großfürstin gerufen werde, will ich doch die Gelegenheit wahrnehmen, nachdrücklich wegen der in Hungersnoth verfallenen Juden in Westrußland zu sprechen. Ich traf auf der Treppe meinen Freund Georg von Brewern, Chef der Gesetzgebung im russischen Justizministerium, er kommt heute zu mir und muß auch mitwirken.

Ich wurde eben im Schreiben unterbrochen, ein junger Mann wurde mir gemeldet, der im Auftrage von Lazarus mich zu dem Abendessen einladet, das die hiesigen jüdischen Notabeln heute für Cremieux und Albert Cohn geben, ich solle auch zur Sitzung um 5 Uhr kommen. Ich werde gehen, habe aber den Vorsatz, mich nicht wieder so bis zum letzten Einsatze alles Denkens und Seins zu engagiren, wie bei der rumänischen Sache.

Nur mit großen Summen läßt sich helfen. Ich will sehen, was sich anbringen und durchführen läßt.

Den 12.

Gestern kam ein gedrucktes Circular, daß Cremieux unwohl sei, das Bankett also verschoben, aber die Verhandlung um 5 Uhr stattfinde. Ich ging hin, die Sitzung dauerte bis 11 Uhr und war sehr ermüdend. Ergreifend sprach Albert Cohn, mit französischer Beredsamkeit, aber mit warmem Herzton; er reiste aus der Sitzung ab nach Jerusalem. Dr. Rülff u. A. gaben Schilderungen vom Leben der westrussischen Juden. Es bleibt nichts als Auswanderung nach Amerika.

Heute war v. Brewern da, er sagte mir, daß bei genügenden Garantien die russische Regierung die Auswanderung nicht hindern würde. Uebermorgen ist das Bankett, und ich will sehen, ob ich ein Gutes wirken kann.

343.

Berlin, 14. October 1869.

Da hast du's wieder, man kommt eigentlich willenlos in Geschichten hinein und tiefer als man will. Ich muß also doch in die Sache mit den westrussischen Juden thätig eingreifen.

Die Großfürstin Helene ist hier, ich war auf gestern Abend zu ihr geladen. Ich besprach vorher Vieles mit dem Hofmarschall Uexküll, und als ich drei Stunden bei der Großfürstin ganz allein war, brachte ich auch die Judensache vor. Sie glaubt auch, daß es am besten wäre, wenn ich mit der Deputation nach Petersburg ginge — aber wie kann ich das? Sie bezeichnete mir die Männer, die human und wohlwollend gegen die Juden sind, und erklärte sich selbst bereit, Cremieux auf meine Einführung zu empfangen und nach Kräften Alles zu thun.

Um halb elf fuhr ich zu Dr. Neumann, bei dem die Vorversammlung war. Cremieux empfing mich sehr herzlich, leider spreche ich sehr mangelhaft Französisch und er gar kein Deutsch. Salomon Goldschmidt (erinnerst du dich? der mit uns in Heidelberg studirte) dolmetschte, und es ging, ich erzählte Alles. Cremieux will nur nach Petersburg, wenn er voraus Sicherheit hat, vom Kaiser empfangen zu werden. Wir sprachen noch bis spät in die Nacht, und ich stimmte wieder am meisten mit Dr. Steinschneider. Erst um 1 Uhr kam ich heim. Heute ist nun das Bankett.

Die Großfürstin meint auch, ich hätte es am meisten in der Hand, durch die russische Journalistik zu wirken, besonders durch die angesehenste Revue, in welcher mein Roman erscheint; sie glaubt, die Russen sind eifervoll, wenn man sie gemüthlich erweckt. Ich wollte, ich könnte nach Westrußland und Alles concret aus der Anschauung darstellen. Wieder muthet es mich an, in einer weltgeschichtlichen Sache etwas mitzuwirken. Laß mich dabei. Ich weiß wohl, daß ich davon abzulassen mir vorgesetzt, aber ich kann doch nicht anders. Es ist nicht, weil ich jetzt keine feste Arbeit habe

und die Mühle gewissermaßen leer geht, ich sehe vielmehr mit Schrecken, wie die Dinge so phrasenhaft gefaßt und so lahm geführt werden.

Den 15.

Um 7 Uhr also begann die Festversammlung. Lazarus als Präsident leitete mit einfacher Weise ein und dann sprach Cremieux wohl über eine Stunde. Ich verstand fast Alles, er gab eine sehr warme Darstellung des Wesens und Wirkens der Alliance. Ich glaube aber, daß es nicht thunlich und nicht gut ist, daß die Deutschen ihre Beiträge an die Centralstelle nach Paris schicken. Wunderbar ist diese französische Beredsamkeit, diese Sicherheit im Worte, dieses freie Gebaren und dabei eine Art tremulirenden Tones wie aus der Tradition der Racineschen Tragödie à la Rachel. Ein Deutscher würde sich solcher gepreßten und wieder knirschenden und rollenden Tonfärbung als zu theatralisch enthalten; ganz gewöhnliche Ausdrücke wie mon coeur — mon coeur israëlite ꝛc. gewinnen durch Betonung, durch Pressen der Hand aufs Herz eine Gewalt, als ob etwas ganz Ungewöhnliches gesagt wäre.

Nun begann nach einer Pause das Bankett. Ich saß neben Goldschmidt aus Paris und Advokat Makower. Lazarus hielt eine etwas weitläufige Rede. Cremieux sprach nochmals, viel zu lang, eine Art politischer Rede mit offenbaren Reminiscenzen aus einer Wahlrede. Das Publikum war müde, und nun kamen die üblichen Toaste. Jetzt rief mich Lazarus auf mit der Erinnerung an das Wort Homers, daß das Beste des Mahls die Rede sei. Ich begann, daß ich nicht zum Vergnügen rede, daß ich das Opernhaus-Interesse, das ein Wort-Ballett wolle, nicht befriedigen werde, denn ich wolle Scharfes sagen. Ich sagte, daß die Reichen unter den Juden gar nicht nach Maßgabe ihrer Kraft sich bethätigen im Verhältniß zu uns Gelehrten u. s. w., die wir unser ganzes Sein einsetzen. Ich ging dann auf Anderes über und sprach von der Mission der Juden, die in Frankreich volle Franzosen, in Deutschland volle Deutsche u. s. w. werden, und wie darin die Mission läge, Staatsleben und Nationalität im höheren Sinne nicht auf die Blutabstammung, sondern in den Geist zu setzen. Ich schloß mit dem Vergleiche, daß die Juden der Bibel gleichen, die in alle Nationalsprachen übersetzt, denselben unvergänglichen Inhalt habe. Das führte ich weiter aus und das schlug ein.

Eben im Schreiben wurde ich unterbrochen, zwei Begleiter von Cremieux aus Paris, zwei Advokaten (Lehmann und Leven) besuchten mich. Prächtige Menschen von feinem Wesen und warmem Herzen. Sodann erhielt ich eben auch noch einen Brief von Turgénjew, ich lasse dir ihn abschreiben. Du kannst dir denken, wie er mich erfreut. Solch ein Urtheil von einem Kunstgenossen.

344.

Berlin, 20. October 1869.

Auf den Wunsch der Frau Mathy habe ich die Briefe ihres Mannes aus meinen Papieren heraussuchen lassen — Eugen hat mir dabei sehr gut geholfen — und nun las ich gestern Abend und heute die Briefe mit tiefster Herzbewegung. Welch ein gediegener, freithätiger, selbstloser und von hellem Humor durchleuchteter Mann war Mathy, wie heldenhaft trug er sein Privatschicksal und die Betrübniß, daß bis in die letzten Jahre hinein das Vaterland seiner großen staatsmännischen Kraft keine positive Bethätigung bot. Und ich persönlich, welch einen Freund hatte ich an ihm! Wie spricht sich das in jedem Worte aus. Erinnerst du dich noch, wie wir bei der Revision von „Neues Leben" mit ihm in Mannheim waren?

Ich war diesen Sommer 10 Tage mit Frau Mathy auf Rigi-Kaltbad, es verging kein Tag, an dem die innige Frau nicht schmerzlich ihrem Manne nachtrauerte, ja meist auch weinte. Beim Sonnenuntergang auf dem Känzeli weinte sie bitterlich und sagte: „Ach der Karl, wie hat ihm das das Herz erquickt, warum stehe ich noch da?" Es gelang mir einigermaßen, ihren noch immer heftigen Schmerz etwas zu lindern.

Sonntag Morgens, 24. October 1869.

Ich war [gestern Abend] in dem Saale, wo Spielhagen nun öffentlich aus seinen Romanen vorlesen will. Geraume Zeit vorher traf ich Professor Werder, der eben Abends vorher mit Vorlesen meines neuen Buches bei seinen Verwandten General Fiedler ꝛc. fertig geworden war. Ebenso eindringlich als warm sprach er seine Befriedigung aus, und namentlich sei meine ehedem geäußerte Furcht, daß es zu sehr belastet sei, ganz ungerechtfertigt; Plan des Ganzen und Ausführung des Einzelnen sei durchaus rund und leicht beweglich. Er sagt, daß ich momentan vom Publikum nicht das volle Verständniß erwarten dürfe, aber er nannte es ein bleibendes Werk u. s. w. Leider schreibt ein solcher Mann wie Werder nicht, und Andere behalten das Wort in der Oeffentlichkeit.

Spielhagen las nun, und er las technisch meisterhaft einzelne Kapitel aus den „Problematischen Naturen". Ich werde vielleicht etwas über Spielhagens Unternehmen öffentlich sagen.

345.

Berlin, 26. October 1869.

Ueber meinen Roman will noch immer kein rechtes Wort laut werden. Ich bleibe aber ruhig dabei. Nur bin ich bereits nach anderer Seite hin bewegt, da ich für Keil die Erzählung schreiben muß. Ich schwanke noch zwischen verschiedenen Planen, die ich liegen habe. Am liebsten schriebe ich

die Dorfgeschichte nach der Eisenbahn, die mir bei unserm Gang durch den noch nicht fertigen Tunnel in den Sinn kam. Der Ingenieur, ehemaliger Offiziersaspirant, der gut singt, schön und weltmännisch ist, wäre eine gute Hauptfigur. Aber ich habe leider in Teinach, wie du ja am besten weißt, nicht Zeit und Geistesfreiheit genug gehabt, dem Thema und seinen concreten Bedingungen näher zu treten, und so muß ich's auf später verschieben, und es schwebt mir vor, als ob ich einen neuen Cyklus gewinnen könnte.

346.

Berlin, 28. October 1869.

Wir geben heute die erste größere Gesellschaft, das Haus ist in Unruhe, ich schreibe dir aber doch. Ich habe deinen kurzen, thatsachenreichen Brief, und nun kann ich dir wieder viel besser schreiben.

Was du über die Mißstimmung gegen mein Buch durch den Feuilleton-Druck schreibst, ist allerdings wahr, aber ich sehe doch auch jetzt selbst einen Grundfehler immer mehr. Er besteht nicht in dem sogenannten Reflectiven, sondern eben in der Art, wie ich motivire und zu viel motivire. Spricht man durch Thatsachen, so stehen diese mit einer gewissen apodiktischen Kraft fest; erklärt man die Thatsachen, so wird der Leser leicht aufsässig und denkt: das kann daher kommen oder auch nicht. Die große Schwierigkeit ist, immer zur rechten Zeit, am rechten Ort und in rechtem Maße zu vertiefen.

Es ist eine sehr schwere, aber nothwendige Aufgabe, die Immanenz des Geistes in den Dingen zu kennen und in ihnen zu lassen, und nicht, wenn ich so sagen darf, etwas Transscendentales daraus zu machen, was sich auch nach dem Wortsinne übersteigt.

Ich habe jetzt angefangen den Roman von Dickens: „Unser gemeinschaftlicher Freund" zu lesen. Wie bequem macht er sich's. Er legt sechserlei und mehr Anfänge hin, die er dann verknotet, indem er die Fäden zusammenzieht, und dabei bewegt er sich stets im Faktischen, auch wo er Gemüthsstimmungen exponirt. Ein Spielen mit den Dingen (indem er Alles mit halb Märchenhaftem versetzt), mit „heimatlosen Strohhalmen" u. dgl. ist zur Manierirtheit bei ihm geworden, aber er macht auch mit keckem Pinsel die Figuren lebendig. Ich werde nie Dickens nachahmen, ich könnte gar nicht nachahmen, wenn ich auch wollte, aber ich sehe einen Vorzug an ihm, der mich an das Urwort Goethes erinnert: Bilde Künstler, rede nicht — das ist's, und wenn ich wieder zu einer geschlossenen Produktion komme, soll es vor mir stehen. Ich habe in Diethelm und in den Dorfgeschichten ja das auch schon bewährt, und ich muß es wieder können. Laß mich nur wieder zur Ruhe und zu einer Fabel mit festem Rückgrat kommen.

Du hast mir auch einmal über die Bedeutung und das Maß der

Zulässigkeit von concreten Details gesprochen und geschrieben. Auch darüber bin ich, wie ich glaube, zur rechten Anschauung gekommen, aber ich kann dir's heute nicht mehr darlegen.

Den 30. October 1869.

Wenn ich's bedenke, bin ich eigentlich hier fremder als in irgend einer andern Stadt. Es ist keine feste nothwendige Beziehung von Haus zu Haus, und Niemand kommt so von selbst und muß bei mir sein und mit mir fortleben. Wenn ich über die Straße gehe, begrüßen mich auf Schritt und Tritt bedeutsame und auch von Alters her gut befreundete Menschen, man sagt einander ständig, man sehe sich so selten, es sei hier nirgends ein Sammelplatz u. s. w., dann ist's wieder vorbei, man geht weiter seinem einsamen Tagewerke nach. Es ist nicht bloß die große Stadt, die das bewirkt, ich bin hier fremd und werde es bleiben, und ich freue mich immer aufs neue mit der Erwartung, wenn es wieder grün wird, nach dem Süden ziehen zu können. Ich werde diesmal im ersten Frühling nach Gernsbach im Murgthal ziehen, dort fest bleiben und mein Kinderbuch oder mein Leben schreiben.

Berlin, 2. November 1869.

... Ich lerne ganz allgemein, und dazu ist hier in Berlin die schärfste Schule: Das, was am wenigsten verbreitet ist in der Welt, ist — Wohlwollen, einfaches Gutmeinen, die Lust und Freude, daß der Andere gedeihe, ihm etwas gelinge. Und ich hielt gerade das mein Leben lang für so allgemein wie die Luft.

347.

Berlin, 7. November 1869.

Im letzten Heft der Westermannschen Monatsschrift hat Notter die Briefe veröffentlicht, die Uhland an mich geschrieben und die ich Notter für die Biographie geschickt hatte. Es geschah mit meiner Einwilligung, und ich will dich darauf aufmerksam machen.

Gestern war die erste Vorlesung Arnold Ruges über neuere Geschichte. Er hatte das beste Publikum, ganz ähnlich wie Karl Vogt; aber es scheint unbegreiflich, wie Ruge sich Alles abgeneigt und verdrießlich machte. Schon daß er auf der Tribüne im Ueberrock erschien, war auffällig, aber er sprach, wenn man so sagen darf, in Hemdärmeln. Das war kein Vortrag, das war ein Plaudern zu einem Nachbar bei einem Glase Wein, und von den 400 Zuhörern verstanden vielleicht 50 seine Worte. Ein großer Theil entfernte sich bereits während seiner Rede, und die Nachbarn sagten einander, daß man nur aus Achtung vor dem Manne, der viel geleistet und gelitten habe, so ruhig blieb. Mir that der 66jährige Mann im Herzen wehe. Es

ist immer hart, sich unmittelbar dem Publikum darzustellen und Geld zu empfangen. Ich glaube, daß Ruge nicht weiter lesen kann.

Den 8. November.

Gutzkow, der nun hieher übergesiedelt ist und ganz nahe bei mir wohnt, war gestern mit Frau und Tochter bei uns. Er klagt über schwere Eingewöhnung, über Straßenlärm u. dgl. und scheint überhaupt sehr schwermuth. Es ist ein Jammer, den einst so schlagfertigen Geist nun so hin und her tastend zu sehen. Ach, lieber Jakob, was ist das, daß das Leben sich so abspielt?

Wir arbeiten heutigen Tages alle zu viel, es ist eine Rastlosigkeit, die kein vollständiges Ausruhen zuläßt und zuletzt zur fieberischen Aufreibung bringt. Ich sehe es im Kleinen jetzt ja auch an mir. Und dazu haben die von Buchhändlern herausgegebenen Zeitungen eine literarische Großindustrie erzeugt.

Ich habe gestern Abend den größten Theil der „Goldelse" von der Marlitt gelesen. Ich wollte doch sehen, worin die Wirkung dieser Arbeiten liegt. Ich kann nur sagen: Erfindung und Ausführung ist durch und durch roh, und dazu ist dieses Ding noch der „Jane Eyre" nachgeahmt. Das Ganze ist eine geschriebene Birchpfeifferei mit den verbrauchtesten Theatermätzchen, aber das behagt Publikus, das strengt nicht an, da ist jeder Charakter grob aus nur einer einzigen Farbe, und chargirt, zuletzt aber äußerst moralisch; der Tugendpreis wird ausgetheilt — und die im Leben Zurückgesetzten und Verkümmerten erlustiren sich daran und sehen über alle Geschmacklosigkeiten weg oder sehen sie gar nicht. Es ist empörend, welch eine Verwilderung in die Literatur eingetreten ist. Und dazu hatten wir Lessing und Goethe?

Den 10. November 1869.

[In der] Sonntags-Nummer der Allgemeinen Zeitung steht eine sehr eingehende Recension meines Buches, soviel ich weiß, von Dr. Vollmer, dem anerkannten Goethe-Kenner, und im November-Hefte von Westermanns Monatsheften eine sehr freundliche, wie mir scheint, von Dr. Glaser, der seltsamer Weise die religiöse Stimmung nicht theilt, aber zu meiner besonderen Freude das Verhältniß von Roland und Erich hervorhebt.

Den 15. November.

[Ich] bin heute noch ganz erfüllt von einer Darstellung des Gounodschen Faust. Da ist eine Sängerin Mallinger, die dem Gretchen Töne und Stimmungsäußerungen gab, die das Wort nie erreichen kann; die Musik setzt eben da an, fliegend, schwebend, wo das am Boden haftende Wort

nicht nach kann. Ich will über die Verwandlung der dichterischen Stoffe, zumal der aus der Sage stammenden, etwas in die Sonntagsbriefe der Gartenlaube schreiben.

Den 18. November.

Ich habe wieder erhebende Stunden erlebt, du sollst auch davon haben. Gestern Abend las ich — dem Lehrplan gemäß — eine alte Erzählung: „Hopfen und Gerste" im Handwerker-Verein den Männern und Frauen vor, und die Wirkung war eine bewältigende. Ich kannte eigentlich die kleine Geschichte gar nicht mehr, aber mitten im Lesen ward ich ihrer froh und wendete die Tongebung frei und leicht, so daß Alles gut herauskam.

Den 25. November.

Ich war heute bei der Enthüllung des Grabdenkmals für August Böckh, dessen Schwiegersohn Gneist die Freunde brieflich dazu eingeladen hatte. Moritz Haupt hielt eine einfach treffende Rede. Ich finde es aber nicht recht, daß auf dem Grabe nicht steht, wo Böckh geboren ist; er ist in Ihringen geboren, und wir sprachen gern und oft von der Landsmannschaft. Nach der Feier ging ich mit Dubois-Reymond, der jetzt Rektor der Universität ist, auf den französischen Kirchhof zum Grabe seines Vaters, der auch mir Freund war. D.-R., einer der feinsten Geister und einer der größten Physiologen, ist mir stets eine erquickliche Begegnung. Wir kehrten miteinander nach der Stadt zurück und sprachen viel über den Kampf mit dem Todesgedanken.

348.

[Berlin], 5. Dezember 1869.

Weißt du, was jetzt all mein Sein, mein Sinnen und Denken Tag und Nacht, alle Arbeit, alle Geselligkeit begleitet, wie eine Melodie, die sich selbst fortsingt?

Wenn der Frühling kommt, kaufe ich mir ein wohnliches Häuschen in Gernsbach an der Murg, da will ich leben vom ersten Knospen bis zum Abfallen der Blätter, da habe ich den Duft meiner Heimat, bin im badischen Land, habe ein heiteres gut eingerichtetes Städtchen, das auch eine jüdische Gemeinde hat, und da wird noch aufgehen und sich festhalten lassen, was noch in mir lebt.

Ja, lieber Jakob, diese Hoffnung geht mir ständig nach, und ich bin voll Unruhe, ich meine, ich kann's gar nicht erwarten, bis der Frühling kommt. Ich habe Alles reiflich erwogen. Ich will nicht von der Erde gehen, bis ich auch ein Stückchen davon mein nannte, ich will einen eigenen Garten, eigene Bäume haben und auch Hausthiere. Ich weiß zuversichtlich, daß ich in solchem Heim neu auflebe, und auch meine Kinder sollen einen Ort und einen Fleck Erde haben, wo sie vollkommen daheim sind.

Hier in Berlin habe ich doch keine eigentliche Wurzel. Ich habe sehr viel freundliche Beziehungen, aber ich bin nicht daheim. Und wie schön und gut wird's sein, wenn dann du in deinen Ferien ständig in meinem Heim bei mir bist. Und glaub mir, ich lege Alles praktisch an und werde Alles praktisch einrichten. Ich bin in der Lage und werde arbeiten, es noch mehr zu sein, mir eine solche endgiltige Heimat zu schaffen. Ich bin alt und erfahren genug, mir keine Idylle vorzugaukeln, aber ein gedeihliches Leben werde ich gewinnen, und die Meinen mit mir.

Den 7. Dezember 1869.

Ich war mit Frau und Tochter auf gestern zu einer Abendgesellschaft bei Bancroft eingeladen. Die beste hiesige Gesellschaft war da, die chinesische Gesandtschaft, von Burlingame geführt, wurde erwartet. Sie trat ein, und ein Höllenlärm entstand. Bancroft begrüßte sie, da man nicht mit ihnen sprechen kann, durch ihre Sitte, indem er beide Fäuste aneinander legte und die Arme schwang, wie wenn er sägen wolle, und dazu übermäßig lachte, gewaltsam als Freudenausdruck. Die Chinesen thaten desgleichen. Nun wurden durch den englisch redenden Dragoman Einzelne vorgestellt. Alles war still umher. Bancroft stellte mich mit überschwenglicher Rede vor, er brachte mein letztes Buch, es den Chinesen zeigend. Der Dragoman las meinen Namen, den ich B. eingeschrieben hatte, die Gesandten schrien ihn wie ein Feldgeschrei und jubelten wie besessen, und drückten mir die Hände und wollten mich nicht lassen. Eben weil sie nicht zu reden wissen, sind ihre Bewegungen so excentrisch. Ich unterhielt mich mit dem Dragoman, er dolmetschte Alles. Ich sprach dann auch lang mit Burlingame, der in der That ein neu Stück Welt aufmacht und viele Amerikaner, die da waren, brachten mir große Freundlichkeiten entgegen.

Den 23. Dezember.

... Goethe hilft mir über Vieles hinweg. Wie unerschöpflich ist doch dieser einzige Mensch, und man möchte täglich Neues von ihm lesen und sich neu erquicken. Ich habe des Kanzlers Müller Unterhaltungen mit Goethe gelesen und mich daran tief erlabt. Habe ich dir je erzählt, wie ich mit Kanzler Müller auf dem Rhein-Dampfschiff bekannt wurde? Es war in dem Jahre als mein Vater starb, und der Kanzler Müller sah meinem Vater ähnlich wie ein Zwillingsbruder.



Berthold Auerbach.

Briefe

an seinen Freund

Jakob Auerbach.

Zweiter Band.



Druckerei von August Osterrieth, Frankfurt a/M.

Berthold Auerbach.

Briefe

an seinen Freund

Jakob Auerbach.

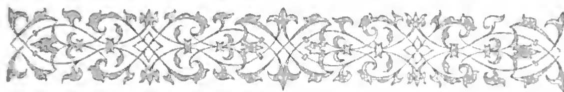
Ein biographisches Denkmal.

Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber.

Zweiter Band.



Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt
Rütten & Loening.
1884.



1870.

349.

Berlin, 1. Januar 1870.

Du hast heute, lieber Jakob, bereits einige Worte von mir, und doch ist der erste Federzug im neuen Jahre wieder zu dir, lieber Jakob. Mir ist, ich kann nicht anders — ich trete in das neue Jahr mit einer Ruhe und Zuversicht, mit einer Stille des Gemüths wie noch nie.

Der 22. Januar 1870.

Vergangene Nacht konnte ich schwer zur Ruhe kommen. Ich las im Abendblatt, wie tief roh und zerstörungslustig die hiezu fabelhaft disciplinirten Sozialdemokraten einen Mann wie Johann Jacoby behandelt, der so viel und so tapfer ausdauernd gekämpft und gelitten. Du wirst das auch in den Zeitungen lesen und mit mir fragen: Was ist denn Volksbildung? Was ist denn all unser Mühen, Helligkeit und sittliche Führung in die Massen zu bringen? Mich jammert es tief, daß ich das erleben muß. Und doch, was soll werden? Was kann man thun gegen die Gemeinheit, die mit Gier und Lust das Chaos will?

Ich kam schwer zur Ruhe und hatte eine entsetzlich schlaflose Nacht. Ich mußte heute früh gerüstet sein, denn ich wollte die Antrittsrede unseres Freundes Geiger hören, bei dem ich gestern Mittag eine gute Stunde war.

Ich fuhr nach der Oranienburger Straße und kam noch zeitig und zu gutem Platz; der große schöne Bau füllte sich allmählich ganz. Der Cultus ist etwas gedehnt, vielleicht erscheint er nur mir so. Endlich bestieg Geiger die Kanzel. Er hatte einige Dehnungen und breite Paraphrasen, aber die Wortfassung war stets rund, sicher und bisweilen treffend zugespitzt, Alles aber hatte den Hauch der Unmittelbarkeit, und der Gesichtspunkt oder vielmehr der Gesichtskreis war so weit gespannt, daß man sich ganz hinein=

gehoben fühlte. Ohne von Programm zu sprechen, gab er es so sachlich als begeistert und ruhig entschieden. Es war eine wohlbemessene Strategik und immer gedeckt. Eine Parabel von drei Söhnen, die er erzählte, machte eine wunderbare, Alles packende Wirkung, die sich zum Höchsten steigerte, als er den Vater seine Söhne segnen ließ und mit diesem Segen schloß.

In der Vorhalle umarmten sich die Menschen in Wonne. Alles war entzückt und beglückt, die Freigesinnten triumphirten, auch die widersacherischen Orthodoxen schienen umgestimmt.

Ich war so bewegt, daß ich nicht heim konnte. Auch wollte ich Geiger Gesellschaft leisten. Ich weiß ja, wie die Menschen sind, sie wischen sich den Mund und lassen den Aufgeregten allein. Ich holte Geiger in der Sakristei ab und blieb bis 4 Uhr bei ihm. Ich sättigte mich auch wieder einmal im Freundschaftsgefühl, ich leide hier Hunger daran.

350.

Berlin, 25. Januar 1870.

Gestern war Geiger noch bei mir, er ist frisch und innig und neu gehoben, wie das ein so sicheres Durchdringen geben muß.

Abends war ich mit meiner Frau und August in einer großen Gesellschaft bei Gutzkow. So viel Widersprechendes auch in unserm beiderseitigen Wesen ist, so habe ich doch stets das Bestreben guten Vernehmens, denn G. hat nicht nur stets fest zur Fahne der Freiheit gehalten, er bedarf auch der Stützung nach solchen Erlebnissen, die ihn ins Extrem stürzten.

Es wurde gestern musizirt, und bei Tisch brachte G. einen Toast auf die Gesellschaft, freundliches Einleben für sich und die Seinen erbittend. Ich hatte mir vorgenommen nicht zu sprechen, aber jetzt kamen Lazarus, Rodenberg und Alle, sie sagten, es müßte erwidert werden, und Niemand wollte es thun, denn nur ich müßte das. Ich that's und sagte kurz, daß Gutzkow, wie er hier in heimatlichen Boden zurückkehre, auch alten heimatlichen Boden in den Herzen finde. Gutzkow war sehr gerührt, und sein Auge füllte sich mit Thränen, als er mir die Hand reichte.

Er war auch in der Versammlung gewesen, in der Johann Jakoby so hart behandelt wurde. Er war ganz empört.

Den 28. Januar 1870.

Ich habe das Mathy-Buch von Freytag nun sorgfältig durchgelesen, und der Gesammteindruck ist: dieses Werk ist eine Zierde der deutschen Literatur, und einen solchen Biographen zu finden, erscheint eines Lebens voll Mühe und Schmerz werth. Dieses Buch ist eine Rettung in neuem Sinne, es rettet eine markvolle Gestalt vor der Vergessenheit, es fixirt ein Stück Geschichte zur Unvergänglichkeit, und das ist um so wichtiger, da keine

oder nur wenige äußere Denkmale für die spätere Zeit Kunde geben. Das verflatternde Journalistische im weitesten Sinne ist zum Stehen und zum Bestande gebracht, die Culturgeschichte ist von der Marksäule heraus aus der Zellenbildung des individuellen Lebens bereichert.

Das Leben Mathys ist ein modernes Epos von erschütternder Tragik und persönlicher Heldenhaftigkeit. Wir Süddeutschen sehen allerdings recht wohl, daß Freytag, der Sohn des Bürgermeisters von Kreuzburg in Oberschlesien, die volle Fühlung für süddeutsches Leben und Kämpfen von 1830—1848 nicht hat; aber dafür setzt sich ein Großblick ein, den doch nur der Preuße hat. Ich finde freilich auch Mängel im Einzelnen, gewaltsame Zurechtrückungen, mehr künstlerische als lebensgerechte Abrundungen; diese werden aber immer dem geschriebenen Worte und der fixirten Geschichte anhaften; der Fluß des Daseins, die Mischung der einmündenden Bäche, die Einwirkungen der Atmosphäre lassen sich nie ganz geben. Da kann man immer nur annähernd die ganze Wahrheit erreichen.

Ein Hauptfehler Freytags ist, daß er Mathy zu einem Kanon des Gothaismus machte, zu einer Incarnirung eines Prinzips, das eigentlich kein Prinzip, sondern eine Resignation oder eine Conciliauz ist, wie es eben die praktische Politik erheischt, und da fließt sogar etwas von Fanatismus unter, der alle nicht so Handelnden aus dem Reiche der Moral excommunicirt. Ich kann nicht einstimmen, daß ein Biograph ein Panegyrist sein muß; aber Freytag wurde das unwillkürlich. Er hat eine geschichtliche Hauptsache nicht eingesehen. Die Politiker, die sich vor 1848 abgekämpft hatten, dämmten die Märzbewegung zu früh, sie ließen sich von den geängsteten Fürsten zu Ministern machen &c. und hemmten damit den vollen Ausbruch, der zur vollen Sühne hätte führen können. Freytag aber findet Alles, was sein Held that und unterließ, als das absolut Vernünftige, während Mathy selbst das nie von sich annahm.

Stilistisch ist Freytags Buch unsäglich fein, vielleicht zu fein, er hat Gedanken, die in einem Satze auszudrücken waren, in ein einziges Adjectivum gezwängt. Ich glaube, er hat an dem Buche zu lange gearbeitet und bei der Durchsicht bald da, bald dort noch ein Licht aufgesetzt, ohne das Ganze demgemäß abzutönen. Ich habe mir verschiedene Stellen angestrichen. Bald ist der Bibelton angeschlagen, bald der Nibelungenstil; beide sind sorgfältig hineingearbeitet, aber der wohl aufmerkende natürliche Sinn findet das Unvereinbarliche.

Freytag gibt seinem Helden keine rechte Entwicklung, er läßt ihn schon früh, viel zu früh, fertig sein. Schon auf dem Hambacher Fest soll Mathy der kühl Betrachtende sein, während doch ein Bild erwähnt ist, worauf er in gewaltiger Aufregung steht.

Freytag hat sich redlich bemüht, zu zeigen, daß Mathy eine bedeutende, aber doch nicht dominirende Figur in der Zeitgeschichte war, er hat den allgemeinen Hintergrund, auf den sich die Gestalt aufsetzt, stets wohlbemessen gehalten; es bleibt in unserer Zeit der Massenbewegung, in dem großen Chor, immer schwer, Figur und Solostimme der Persönlichkeit kenntlich zu machen. Wenn wir aber viele oder doch mehrere solcher Biographien hätten, würde sich uns und für unsere Nachkommen das Bild unserer Zeit zusammensetzen. Mir fällt eben ein, daß als eine parallele Figur zu Mathy der Heinrich Simon von Breslau dasteht. Johann Jakoby hat, nach Aufzeichnungen der Schwester Simons, die Biographie herausgegeben. Er hat sich's aber zu leicht gemacht, er hat in der Redseligkeit der Frau und Schwester fast nur gestrichen, er kann eben nicht arbeiten, zumal nicht literarisch, wie Freytag. Aber Heinrich Simon wäre eine ergiebige Correspondenz zu Mathy. Simon eine durch und durch vornehme Natur, aus dem preußischen Beamtenthum, norddeutschen Literaturinteressen, durchzogen von Hegel'schen Elementen, zum initiativen politischen Charakter erweckt, stramm sich haltend bis zum Tode im Wallensee.

Ich habe beide Männer gut gekannt und ich hoffe, wenn ich dazu komme, in meiner Selbstbiographie ihnen gerecht zu werden. Bis dahin will ich auch die Ergänzungen aufbewahren, die ich zu Mathys Leben zu geben habe. Ich sehe jetzt, daß ich recht hatte, den Wunsch der Frau Mathy abzulehnen, daß ich die Biographie ihres Mannes schreiben möge. Ich habe ihr sofort gesagt, daß Freytag das viel besser kann, und ein solches Buch, wie das von Freytag, hätte ich nie schreiben können.

Die Schimpfbezeichnungen gegen die Anhänger Heckers sind unschön, und ich frage mich auch, ob es nicht in der oft hervorgekehrten Antipathie Freytags gegen die Juden liegt, daß er zwei Momente ganz ausläßt. So zuerst, in Bezug auf Persönliches, erwähnt er des trefflichen Moritz Veit gar nicht, der ein eifriger Parteigenosse und naher Freund Mathys war. Ein Anderes aber ist ein noch schärferer Mangel, oder geradezu ein Unrecht. Mathy trat als Abgeordneter von Constanz entschieden für Emancipation der Juden ein, er erhielt dafür ein Mißtrauensvotum seiner Wähler (da kein Jude in Constanz wohnen durfte), und er antwortete scharf darauf öffentlich. Ich erinnere mich dessen ganz genau und werde zu dem Behufe im Sommer in Karlsruhe das Aktenmäßige aufsuchen. Ich möchte gern eine Recension über das Mathy-Buch veröffentlichen, aber ich kann es jetzt nicht, ich bin an Anderem.

Berlin, 29. Januar 1870.

Heute erhielt ich Brief von Keil, daß meine Erzählung dem Setzer übergeben sei. Ich bin begierig, was du zu dieser Arbeit sagen wirst; mir

selbst ist sie eigentlich fremd, und ich schrieb sie wesentlich in einer Art technischen Vergnügens; ich wollte auch einmal in Wasserfarben malen, leicht, frischweg und ohne ethische Accente, eben bloß eine Geschichte. Das Motiv mit der Tochter des Parlaments wäre eigentlich zu Größerem ergiebig.

Ich habe eine neue Geschichte vor; Venedey, der jetzt hier ist und mir sehr behaglich, brachte mich darauf, da er mir von einem Bekannten erzählte. Das gestaltete sich mir gleich, und nun verläßt es mich nicht mitten im fremdartigen Treiben, und es rundet sich allmählich, ja ich bin daran, eine ganz neue Form zu wählen, die mir, wie ich glaube, gut in der Hand liegt. Wenn ich die Kraft hätte, in einem Zuge an einem Tage das fertig zu schreiben, wär's gut. Entschuldige, daß ich dir so von etwas spreche, das ich dir doch nicht erzählen kann. Um dich noch neugieriger zu machen (du darfst aber nichts weiter fragen) sage ich dir nur: die Geschichte heißt: Die neue Loreley. Wenn es mir gelingt, wird es was Besonderes.

Was sagst du zu der Petition der hiesigen Katholiken an das Abgeordnetenhaus: man solle den Freimaurerorden aufheben? Mich freut es. Die Sache kommt zum Austrag, und es zeigt sich jetzt schon, daß wir bei den nächsten Wahlen sehr viel von den Katholiken zu fürchten haben.

351.

[Berlin], 2. Februar 1870.

Ich habe auf der Bibliothek einen alten Universitätsfreund Dr. Bruns, er erinnerte mich, daß ich zehn Jahre nicht bei ihm war. Ich werde viel mühselige Arbeit haben bei der Erneuerung der Spinoza-Biographie. Hier ist auch ein Pentateuch in fünf Bänden, der wahrscheinlich das Handexemplar Spinozas. Auf einem Titel ist sein Name eingeschrieben, es scheint mir fast unzweifelhaft seine Handschrift, ich habe dieselbe bisher nur im Facsimile gesehen. Ich suchte in den Büchern, ob nirgends etwas von ihm eingezeichnet ist, es fand sich nichts; aber wie ich so die in braun Kalbleder gebundenen Bücher in der Hand hielt, berührte mich's eigen: das hielt einst Spinoza so in der Hand, auf diesen Blättern hat sein Auge geruht. Ich kann mir die Reliquien-Verehrung der Gläubigen erklären. Die Geschichte verflüchtigt die verschwundene Persönlichkeit, und da ist es erwecklich, etwas von dem Verehrten, was in seinem Gebrauche war, in der Hand vor Augen zu haben. — Hast du im Magazin des Auslands die herzlich eingehende Recension über meinen Roman gelesen? Da wird mir vorgeworfen, daß ich zu mild gegen Kirchliches und Widersacherisches sei. Ich verdiene diesen Vorwurf, weil ich mich so gern und leicht in die Denkweise

Anderer versetze; ich kann nicht anders, ich sehe auch in der Reliquien-Verehrung die gerechte psychologische Grundlage.

Gestern Abend hörte ich in den Dienstags-Vorlesungen den Vortrag von Dr. Cassel über die Armenpflege bei den Juden. Sehr instructiv und klar. Der Hauptsatz, daß Institute für Wohlthätigkeit erst entstehen, wenn sich die concrete persönliche Bethätigung von Mensch zu Mensch, Nachbar zu Nachbar verflüchtigt hat, und zur allgemeinen Pflicht im Staat und Gemeinde wird — ist sehr ergiebig. Und ich kam ja auch schon auf diese Fährte mit meinem Kampfe gegen die Schenkung in die todte Hand. Alle festen Institute können zur todten Hand werden. Hier liegen große Probleme und tiefer als man meint. Die moderne Zeit löst alle Personal- und Naturalleistung ab und verwandelt sie in Geld, und da tritt eine allgemeine Verwaltung ein. Wer weiß, wo das hinführt? Aus der Arbeitstheilung, aus der Isolirung wieder in die Gemeinsamkeit hinaus, in persönliches Einsetzen, das ist ein schwerer Weg.

Den 3. Februar 1870.

Daß dir der Vortrag von Eduard Zeller über Lessing so eingehend war, ist erfreulich. Was du aber sagst, daß einer so ausgeprägten Individualität wie Lessing sich der Spinozismus nicht assimiliren kann, klingt besser, als es mir wahr zu sein scheint. Ist denn Goethe keine ausgeprägte Individualität? Und wie steht er in Allem im Spinozismus! Der Gegensatz von allgemeiner Substanz und Individuation muß neu gefaßt werden, als Verhältniß des Individuums, des Einzelnen, zum Allgemeinen — als Volk, Staat, Geschichte und Menschheit, und da liegt eben der Mangel in Lessing oder vielmehr in seiner Zeit; es war keine Wechselbeziehung zu einem lebendigen Allgemeinen, man hatte nur eine solche zur Gelehrtenrepublik, die ein ideal gestelltes Allgemeines ist. Und dazu kommt noch, daß ein Hauptmittelglied vom Individuellen zum Allgemeinen abging, das war sein Mangel an Natursinn. Im 17. Jahrhundert war Naturwissenschaft und Landschaftsmalerei so regsam wie noch nie vorher, im 18. war Alles auf den Menschen gerichtet, und bei Lessing besonders, er war abgelöst vom Naturhintergrund.

Goethe fehlte auch der Staatssinn, aber er hatte den Natursinn, empfindend und forschend, und das führte herüber und hinüber aus dem Isolirten, aus dem Privatmenschen der Gelehrtenrepublik ins wirklich Allgemeine.

Den 6. Februar 1870.

Ich sehe, daß ich ein Fremdling in dem jetzigen literarischen Getriebe werde. Ich brauche still gefaßte bedenksame Menschen, und Alle haben jetzt etwas von der zitterigen Bewegtheit der Eisenbahn. Stillhalten, in den

Moment versenken, wer will das noch? Und die Kritiker, statt dem Publikum zu sagen: Sammle dich zu Denken und Empfinden — geben ihm Recht in seiner Eilfertigkeit und ziehen mitten in allen Seelenerregungen die Uhr heraus; sie haben einen Fahrtenplan, worauf die Minuten des Aufenthaltes verzeichnet sein sollen. Auf diese Weise kommt nichts in sich Gedeihendes mehr auf.

Den 7. Februar.

Gestern war ein ruhiger Sonntag. Ich blieb Abends zu Hause und allein. Ich studirte wieder Spinoza, und ich meine, ich verstehe ihn erst jetzt recht. Welch eine wunderbare Erscheinung! Ich glaube, es ist eine jüdische Sage — die vom Salamander, daß wenn man sieben Jahre oder siebzig Jahre ein Feuer brennend erhält, endlich ein Wundergeschöpf herauskommt, das durch nichts zerstört werden kann, nicht durch Feuer, nicht durch Wasser, nicht durchs Schwert. Ich möchte eigentlich Spinoza als jenes Wundergeschöpf darstellen, das aus den Scheiterhaufen des Mittelalters als eine Neubildung, als eine Creatur incommensurabler Art hervorgegangen ist. Dieser Gedanke ließ mich die vergangene Nacht fast nicht schlafen, und lange bildeten sich daraus die wunderlichsten Märchengestalten. Ich darf das aber nicht in die Biographie bringen, ich will sie in einfach gutem historischen Stil halten, ohne Decoratives — plastisch correct und scharf, wie der Held selber. Ich habe ein Ideal der Biographie vor Augen, aber ich weiß schon, ich erreiche es weit, weit nicht. Ich lege das Manuskript fertig eine geraume Zeit hin, dann hoffe ich doch noch zu was Besserem zu kommen.

Den 10. Februar.

Ich war im Abgeordnetenhause, ich wollte bei der Debatte über die Klosterfrage sein. Im Büffet des Abgeordnetenhauses erfuhr ich bald von Freunden, daß man nur motivirte Tagesordnung beschließen werde, wenn die Sache überhaupt noch vorkäme. Die Debatte kann böses Blut machen, und man hat für die nächsten Wahlen die Ultramontanen zu fürchten, die stärker sind als man glaubt; auch müßte ein Spezialgesetz gegen die Klöster gemacht werden.

Der Einblick in die Abmüdung der Abgeordneten war sehr traurig. Sie tauschten, da Samstags geschlossen wird, ihre Photographien aus und überall gab sich Bedrückung und Verdrossenheit kund. So viel Arbeit und was der Erfolg?

Den 10. Februar.

Soeben erhalte ich die Nachricht, daß die Revue des deux mondes meinen letzten Roman im Auszuge bringen will. Das freut mich sehr, da sich die Verhandlung mit dem Temps zerschlagen hat.

Auch aus England und Amerika bekomme ich erfreuliche Nachrichten über das Buch, wenn auch noch immer kein Honorar, was mir doch auch sehr erwünscht wäre.

352.

Berlin, 14. Februar 1870.

Ich bin Mitglied der neugegründeten anthropologischen Gesellschaft hier geworden. Virchow warb mich an. Ich war vorgestern zum erstenmal in der Versammlung. Die Vorträge beschränkten sich meist auf Urgeschichte, Pfahlbautenfunde u. dgl. In Virchow ist eine wunderbare Kraft. Morgens der entscheidende Referent über das Staats-Budget im Landtag und Abends ausführliche Darlegung über Funde in den Mooren und Seen.

Auch sonst waren bedeutende Capacitäten da. Solch eine Großstadt hat eine unübersehbare Mannigfaltigkeit von Geistesarbeit. Ich weiß aber nicht, ob ich öfter bei diesen Erörterungen sein werde. Nach der Versammlung gingen die Meisten in ein Bierhaus. Wir blieben bis zwölf, und ich ging mit Virchow heim, der mein Nachbar ist. Virchow wünscht, daß ich auch mehr psychologische Fragen vorbringe, ich möchte aber, da es mir zu viel Zeit nimmt, da nicht initiativ sein, sondern nur mitdebattiren.

Den 18. Februar 1870, Abends 7 Uhr.

Ich war heute Nachmittag bei Professor Holtzendorff. H. ist ein so weitblickender und warmherziger Mensch, daß mir's immer wohl bei ihm ist und ich gar nicht fortkomme und gewaltsam abbrechen muß. Er ist auch, wie du weißt, im Protestanten-Verein hervorragend thätig und greift überhaupt in allen Culturfragen tapfer und aufopfernd an. Er ist auch überzeugt, daß die Idealität, wie sie als Religion erschien, eine neue Fassung gewinnen muß, und er sah auch den Hintergrund, aus dem mein letztes Buch hervorgegangen war, mit vieler Liebe. Wir wurden nicht fertig in Erörterung der Frage, ob dem neuen Ideenleben die gemeindebildende Kraft gegeben sei.

Auf dem Wege traf ich dann noch Professor Erdmannsdörffer, den ich in diesen Tagen besuchen wollte. Er hat, wie mir J. G. Kohl aus Bremen schrieb, auf dem Archive dort gearbeitet, und ich hoffte neue Data von ihm für die Gestalt Heinrich Oldenburgs; er hat wenig gefunden, aber er will mir's geben.

353.

Berlin, 22. Februar 1870.

Mit grundmäßigem Behagen kann ich dir jetzt wieder schreiben. Ich habe deinen Brief von gestern, er frischt mir das Bild deines häuslichen

Seins und deines Arbeitens auf und gibt mir gute Weisung. Ich muß dir aber gleich eine Mahnung geben und bitte dringend, ihr nachzufolgen. Denke daran: principium omnium rerum est, suum esse conservare.

Du fragst über Strodtmann. Ich kenne ihn persönlich. Er war, so viel ich weiß, in Amerika. Er ist ein Christ, hatte sich sehr eingehend und weitgehend mit der sozialen Frage beschäftigt, übersetzt Gedichte sehr schön aus dem Englischen und ist selbst ein Poet. Ich habe mir auch vorgenommen, sein Leben Heines zu lesen. Du hast Recht, man hat bei Heine immer mit einem Lügner zu thun, und neben dieser persönlichen Lügenhaftigkeit Heines gibt die Lyrik — wie ich bei ganz redlichen Menschen oft erfahren habe — noch eine allgemeine. Das Dichten mit und aus dem Ich steigert die Illusionskraft ins Persönliche und macht die künstlerisch nothwendige Continuation und Abrundung zu einem quid pro quo vor sich selbst, und nun gar bei einem Talente und einer Individualität wie Heine, der sich in sentimentalen und ironischen Grimassen vor dem Publikum gefiel. Wir wissen z. B. jetzt auch, was es mit dem „todten Liebchen" Lenaus für eine Bewandtniß hat, und was hat der im Grunde so wahrhafte Mensch daraus gemacht! Ich wollte, ich könnte das einmal ausführen, es würde allerdings viel böses Blut machen. Goethe steht auch hier wieder rein, aufrichtig und fern von allem Nursothun da.

Ich werfe die rohe Skizze [zur Spinoza-Biographie] einstweilen mit dicken Farben so hin und werde sie nachher schon ausmalen. Aber nur nicht eintrocknen lassen! Der Maler Eduard Hildebrandt sagte mir einmal in Gesellschaft: ich muß nach Haus und morgen früh malen, ich habe einen nassen Himmel stehen.

23. Februar 1870.

Bei der Petition an den Reichstag um Abschaffung der Todesstrafe im neuen Strafrecht — die die namhaftesten Juristen und Gelehrten Norddeutschlands unterzeichneten — hat Holtzendorff mir die Ehre erwiesen, mich als den Miteinreichenden zu nennen, er that es, weil ich, wie er sagte, in dieser Sache so entscheidend gewirkt, und allerdings ist Holtzendorff erst durch mich (bei Mitwirkung im Kalender) thätig in die Sache eingetreten.

25. Februar.

Durch die Stadt geht das Gerücht, und heute steht es auch bereits in der Zeitung „Die Zukunft", daß Bismarck erklärt habe, er ziehe das ganze Strafgesetzbuch zurück, wenn der Reichstag Abschaffung der Todesstrafe beschließe. Daß die Hinrichtung in Gotha stattfand, weißt du. Es gibt wahre Fanatiker für die Todesstrafe. Es hat sie gewiß auch einmal für die Tortur gegeben. Man wird milder gegen an sich kaum begreifliche Vergangenheiten, wenn man sieht, was die Gegenwart noch in sich birgt.

Ich habe dir geschrieben, daß ich mich von persönlichen Bethätigungen zurückhalten müsse, aber es geht doch nicht. Vergangene Nacht hielten wir von 9—12 Sitzung und werden sie heute und morgen wieder haben. Julian Schmidt und Herman Grimm regten an, daß wir etwas thun müssen, um die verkehrte Auffassung des Gesetzes über literarisches Eigenthum in die rechte Bahn zu lenken. Außer den Beiden waren noch Th. Mommsen und Abgeordneter Wehrenpfennig (Redakteur der Preußischen Jahrbücher) da. Wir erörterten das Gesetz § für § und wir wollen eine öffentliche Erklärung abgeben. Wir werden uns heut Abend über die Fassung der Erklärung verständigen. Schmidt, Grimm und ich, ein jeder macht einen Entwurf. Mir ist es immer peinlich, daß ich mit dem A anfangend, da vornan stehen muß. Ich will sehen, ob sich das ändern läßt.

26. Februar 1870.

Gestern Abend also haben wir die Erklärung über das Gesetz der Autorrechte beschlossen. Zu Grunde gelegt wurde die Fassung von H. Grimm mit einem Zusatze von mir, und das Ganze faßte Mommsen zusammen. Wir einigten uns, Niemand weiter zur Unterzeichnung aufzufordern, so daß nur wir fünf sind, und Mommsen sagte, er scheue sich gar nicht davor, daß man das hochmüthig finden werde. Ueberhaupt zeigt sich in Mommsen eine metallne Festigkeit und Sicherheit der Haltung. Es war einmal die Rede davon, daß er Cultusminister werden solle. Das wäre ein weitwirkender Fortschritt, aber es kommt nicht dazu.

Daß wir fünf allein auftreten, wird viel böses Blut unter meinen Collegen machen. Ich lasse mir das gefallen, ich habe die Sache nicht angeregt und konnte, namentlich der entschiedenen Haltung Mommsens gegenüber, nichts ändern, zumal es allerdings schwierig ist, bei der Erweiterung der Theilnehmer eine Grenze zu finden.

Die große Niederlage, die die Nationalliberalen bei der Debatte über den Eintritt Badens in den Nordbund erlitten, wird schwer empfunden.

Sonntag, 27. Februar 1870.

Du sollst morgen Brief von mir haben, lieber Jakob. Denn morgen ist mein 58. Geburtstag, und ich bin da doch mit Gedanken und Erlebnissen bei dir.

Wenn ich das vergangene Jahr überschaue, so ist es doch eins der befriedigendsten seit lange her. Daß ich je zu eigentlicher voller Ruhe komme, glaube ich nicht und ist eben so unnöthig als meinem Naturell widersprechend. Ich lebe zwar jetzt wie ein Quiescirter, aber ich trage mich doch immer mit Planen für neue Lebensgestaltungen und Arbeiten, und so wird es wohl bleiben bis zuletzt. Ich habe durch mein letztes Buch keine

Mehrung, aber auch keine Minderung meiner Position bekommen, und das ist unter gegebenen Verhältnissen ein gutes Resultat.

. . . Die Kunst wird nicht gefördert, wenn man sich der Tradition und dem Geschmack des Tages accommodirt. Man muß zu Neuem, Reinem sich und das Publikum zusammenzufassen und zu erheben suchen; aber das wollen die Meisten nicht, sie wollen reizen, gefallen und geben sich herab oder standen an sich nicht höher.

Ich habe heute auch Brief aus Amerika von Fr. Kapp, der mir die Akten der Verhandlungen mit den amerikanischen Verlegern von The villa on the Rhine schickt. Der Schluß ist, ich bekomme nichts. Die Concurrenz des Bostoner Verlegers hat den Gewinn zerstört. Die mitgeschickten Recensionen sind sehr freundlich.

354.

Berlin, 28. Februar 1870.

„Daß du von Onkel Jakob keinen Brief hast, scheint mir ganz natürlich, hat er dir doch erst gestern geschrieben und dir zu heute nichts Besonderes zu sagen, da du doch selber weißt, was er fühlt und dir sagen könnte."

So sagte August vor einer Stunde beim Frühstück, als ich ihm die vielen angekommenen Briefe zum Lesen gab. Und jetzt eben — 10 Uhr — kommt doch ein so guter Brief von dir, und um 12 Uhr, wenn du heimkommst, ist der meinige für dich da. Ja, lieber Jakob, wir haben das volle Glück der Freundschaft und wissen, was das ist.

Heute ist die erste Verhandlung über das Strafgesetzbuch (wahrscheinlich Todesstrafe) im Reichstage. Ich kann nicht hingehen, da viele Glückwünschende kommen werden.

Was du von Freytags Buch sagst, unterschreibe ich. Ich habe die von dir bezeichneten Stellen und noch viele andere auch in meinem Exemplar angestrichen. Es ist eine junkerliche Vornehmigkeit, von Hecker u. A. nur als von wilden Knaben zu sprechen, und es ist unhistorisch dazu, Mathy zum Urbilde des Nationalliberalismus zu machen. Der falsche Grundzug aber ist immer der: Freytag versteht unser süddeutsches Leben und unser politisches Streben ganz und gar nicht.

Ich fühle mich jetzt wieder in die scharfe politische Opposition versetzt. Ich bin nicht für ein Großpreußen, sondern für ein wirkliches Deutschland.

1. März 1870, am sonnenheitern Morgen.

Ich konnte dir gestern nicht weiter schreiben. Es kamen viele Glückwünschende. Auch unser Freund Geiger kam mit Sohn und Tochter, es war uns wohl beisammen. Ich schlug dem jungen Dr. Ludwig Geiger vor,

mir bei Ausarbeitung der Spinoza-Biographie in Bereitung des Materials ꝛc. zu helfen, und er erklärte sich damit einverstanden.

Es ließ mir keine Ruhe, trotz meiner Abmattung durch die vielen Besuche, ich ging noch um 2 Uhr nach dem Reichstage, wo heute die Abschaffung der Todesstrafe auf der Tagesordnung stand. Eben sprach ein Herr von Brauchitsch sehr breit für die Todesstrafe mit den bekannten Gründen. Nach ihm kam Professor Aegidi, der Schluß ging auf facultative Todesstrafe. Nach ihm kam Lasker — ein Athemanhalten in der Versammlung, auch der Kronprinz in der Hofloge legt sich aufmerkend vor. Ich habe Lasker wieder neu bewundert, er spricht aus dem Vollen, aus der Rechts- und Lebenskenntniß, wie auch aus der reinsten Ethik. Du mußt seine Rede lesen.

Um halb 5 mußte ich heim zu Tisch und Abends waren Freunde bei uns bis nach 12.

Die Debatte über die Todesstrafe wird heute fortgesetzt und hoffentlich heute abgeschlossen, ich glaube, daß die Abschaffung durchdringt. Ich bin voll Spannung. Ich gehe nochmals in den Reichstag. Dann aber soll kein Tag mehr verloren gehen für meine Arbeit.

Den 2. März 1870.

Das war gestern ein Tag, so inhaltschwer und dann so bunt bewegt — in der That ein Faschings-Dienstag ganz besonderer Art.

Ich arbeitete mit Ludwig Geiger bis nach 12 Uhr. Um halb Eins ging ich mit ihm nach dem Reichstag. Die Journalisten auf der Tribüne sprachen sich mir sehr erfreut über unsere Fünfer-Erklärung aus. Sie wird wirken. Ich hörte, daß ein katholischer Geistlicher, Namens Künzer aus Breslau bereits mit großem Eindrucke gegen die Todesstrafe gesprochen habe. Jetzt stand der von den Conservativen entbotene bekannte Wagener auf der Tribüne und sprach advokatorisch und zuletzt kirchlich-religiös für die Todesstrafe. Nach ihm Staatsanwalt Genast aus Weimar schwungvoll, aber ohne Schlagkraft, für Aufhebung. Jetzt erhob sich Bismarck; in seinem halb schläfrigen, halb aus concentrirter Heftigkeit gepreßten Tone, den Ausdruck wohl bemeisternd, eiferte er gegen die Sentimentalität und gegen die Schwächlichkeit der Richter (ich habe vergessen, daß ein Gerichtspräsident Becker aus Oldenburg sehr warm darlegte, was es heiße, die abgeschaffte Todesstrafe wieder einzuführen), da Niemand mehr volle Verantwortung für scharfes Thun auf sich nehmen wolle.

Ich ging nach der Restauration des Hauses. Als ich auf die Tribüne zurückkam, ging es an die Abstimmung. Die Spannung war groß, und zuletzt entschied sich's [für Abschaffung] mit 118 gegen 81 Stimmen.

Ich verließ nun mit August, der auch gekommen war, das Haus. Wir gingen nach dem Thiergarten.

Dort begegnete ich meiner Frau und Ottilie, die mir sagten, daß ich auf den Abend zum Hofball eingeladen worden sei.

Den 3. März 1870.

Ich konnte gestern doch nicht weiter schreiben, ich war zu sehr abgespannt, ich muß dir also heute kurz weiter berichten.

Ich kam nach dem Schlosse, ich kenne die Räume, die Anordnungen, und doch macht das Ganze immer einen zauberischen Eindruck, zumal der weiße Saal, worin getanzt wurde. Das flimmert und glitzert, es ist als ob die Wände und die Decke Licht ausstrahlten, von der großen Treppe aus erscheint Alles wie ein Märchen, wie sich da die schön geschmückten Menschen tummeln und frische Musik ertönt. Ich ging durch die anderen Zimmer und die reich mit Bildern behangenen langen Hallen. 1500 Menschen waren geladen, ich traf viele Bekannte, man erkennt sie aber in der Uniform nicht sofort. Mit dem Präsidenten Simson, mit dem früheren Minister Patow war ich lange, auch viele Abgeordnete traf ich. Ich war auch viel mit unsern Künstlern Adolph Menzel, Plockhorst, dem Bildhauer Bläser und dem Erbauer des Rathhauses Wäsemann.

Mit Geheimrath Friedberg, dem Gesetzesarbeiter im Ministerium, war natürlich von der Abstimmung über die Todesstrafe die Rede. Friedberg war sehr angegriffen, er hat im Parlament das Strafgesetzbuch zu vertheidigen, er hat anderthalb Jahre schwerster Mühen auf die Ausarbeitung gewendet, und nun steht die ganze Vorlage in Frage.

Eine besondere Ueberraschung hatte ich, als ein Mann mit vielen höchsten Orden auf mich zu kam und mir die Hand reichte mit den Worten: „Verzeihst du mir?“ Ich erkannte ihn erst nach Besinnen, es war mein alter lieber Freund Karl von Schwendler, Koburgischer Minister. Wir hatten früher in Weimar viel zusammen gelebt, und seine Mutter, eine Hofdame alten Schlages, war meine besondere Gönnerin. Er ist Mitglied des Reichstages und war noch nicht bei mir. Wir hielten uns nun im Austausch der Erlebnisse lange zusammen, bis wir im Wogen der Gesellschaft auseinander kamen. Viele ließen sich mir vorstellen, und Bethusy-Huc, der Führer der Freiconservativen, that das von selbst, da er mir für viele Freuden danken müsse.

Die heiterste Stunde hatte ich aber mit dem Major von Korff, dem Schwiegersohne Meyerbeers, mit dem ich oft zusammenkomme. Er ist ein vollendeter Kavalier und Gardeoffizier und dabei an allem Geistigen theilnehmend. Er war der besondere Gast des Khedive bei Eröffnung des

Suez-Kanals und ist, heimgekehrt, wieder ein lebhaftes Mitglied der philosophischen Gesellschaft. Er berichtete mir, was sich alles auf solch einem Balle gestaltet.

Korff stellte mich mehreren Damen vor, und ich mußte viel über mein letztes Buch sprechen. Ich machte mich aber bald frei und ging mit Bürgermeister Stephani aus Leipzig, dem Maler Hosemann u. A. durch die Säle, die Kunstwerke betrachtend. Einen wunderbaren Eindruck machten auf uns alle die wachhabenden Gardesoldaten, wahre Riesengestalten, denen gegenüber man sich wie aus einer andern Welt vorkommt.

Ich blieb noch lange im Tanzsaal. Die Königin saß zuschauend an der Seite des Thronhimmels, und ein reizender Anblick war, als in einer Tour sämmtliche Damen und Herren im Halbkreise sich aufstellten und vor der Königin sich verbeugten und Hoch riefen. Dies Untertauchen und Erheben (es geschah dreimal) gab dem Tanz etwas besonders schön Feierliches; die Königin erhob sich jedesmal dankend.

Zuletzt wurde noch der Kehraus gespielt, denn es war Fasching, und um halb Drei machte ich mich auf den Heimweg. Ich konnte mich kaum zum Wagen schleppen, so müd war ich.

Du wirst gestehen, daß das ein sehr angestrengter Tag mit Vergnügensarbeit war.

Den 4. März 1870.

Ich habe gestern auch ein neues Stück: Der Graf von Hammerstein von Ad. Wilbrandt gesehen. Der Grundfehler des Stückes ist, daß das Stück keine Katharsis hat, oder äußerlich nur eine äußerliche Leidensgeschichte, die sich als solche gibt. Gefreut hat mich aber, daß das von Offenbach und Blödsinnspossen verliederlichte Publikum noch so viel reinen Sinn behalten, um die wirklich poetischen Momente des Stückes warm aufzunehmen.

Den 9. März 1870.

Jetzt, da ich dir fast chronikalisch schreibe, fällt mir selber auf, wie wirr und zerstreuend dir mein Leben vorkommen muß. In der That finde ich auch wenig Sammlung, und zum Austragen eines dichterischen Planes wäre diese Daseinsart durchaus ungeeignet. Ich getröste mich daher, in meiner Heimat wieder zu mir selbst und meinem Berufe zu kommen. Jetzt bin ich froh, wenn es mir nur gelingt, die Thatsachen zur Spinoza-Biographie zusammenzustellen, und dabei habe ich vorzügliche Hilfe in Dr. Ludwig Geiger, der täglich zwei Stunden bei mir ist und mit mir das Nöthige ordnet. Ich muß oft darüber staunen, wie überjugendlich die erste Fassung der Biographie im Jahre 40 war, aber der eigentlichen Gesinnung nach habe ich kein Wort zu streichen von dem, was ich vor 30 Jahren geschrieben habe.

Den 17. März.

. . . Ich meinerseits bin kein Pessimist, ich glaube nicht, daß durch die Dogmatisirung [der Unfehlbarkeit] eine große Wendung eintreten wird. Die Bischöfe werden sich fügen und mit ihnen die gläubigen Laien, die Freigesinnten dagegen sind lau und zur Religionserneuerung nicht aufgelegt. Durch jedes neue Dogma wird die Verbindungsbrücke zwischen Denkenden und Gläubigen immer mehr abgetragen, und ein Dogma aufgestellt, ist nur mit mühevollen Kämpfen wieder beseitigt. Würde das neue Dogma verworfen, ich hielte das für besser; jetzt ist der Pessimismus nur ein schlechter Trost. Die Geister der Menschen sind nach anderen Richtungen gewendet, der Protestantismus hat nicht Festigkeit und nicht Anziehungskraft, und eine sogenannte freie Religion will sich nicht bilden lassen[1].

Berlin, 19. März 1870.

Das war gestern wieder ein Tag, an dem ich Abends ein Brausen des Gehirns fühlte von all den verschiedenen Erregungen.

Ich arbeitete Morgens mit Ludwig Geiger, ging dann mit Eugen spazieren und in die Ausstellung, wo neue Bilder von Piloty und von Knaus angezeigt waren. Um 4 Uhr aß Gustav Kühne mit seiner Tochter bei uns. Kühne ist bei seinen 64 Jahren ungemein lebhaft. Dann kam Gutzkow, er ist in ungelöstem Conflict mit Kühne, und ich mußte in einem andern Zimmer mit ihm bleiben, während Kühne und Tochter mit meiner Frau und den Meinen Kaffee trank. Gutzkow hat etwas gedrückt Mildes, und ich muß sagen, das öftere Aufflammen seines Zorns und seiner Begeisterung hat etwas tief Rührendes, es ist ein alter Kämpfer, der die entsetzlichsten Narben trägt. Wenn ich etwas von Gutzkow lese, bin ich verstimmt, und dazu durch die ungeheuerliche und incorrecte Form gereizt; wenn ich ihn sehe und sprechen höre, bewegt mich's im Herzen, und dazu ist er originell und bestimmt.

Ich kann dir nicht genug sagen, wie sehr ich nach Ruhe und Alleinsein lechze. O, wie gut wird's sein, wenn ich im Gernsbacher Thale wandle.

355.

Berlin, 20. März 1870.

Ich schreibe dir oft in Ermüdung. Das läßt sich nicht ändern. Dieser Winter ist eben ein Vergnügling, der nicht einmal einen exacten Bericht, geschweige eine freie Arbeit zuläßt. Ich kann mir jetzt ganz gut denken, wie es um einen gebildeten Unterhaltungsmenschen steht. Man

[1] Aus einer Mittheilung über ein Gespräch.

kommt nur noch zu abgerissenen Gedanken. Sonst beschäftigte mich ständig dies und jenes im Geiste, und ich suchte es zu fixiren. Jetzt bin ich froh, wenn ich meine Zeitung gelesen habe und etwa noch einen Roman u. dgl. durch Wochen kapitelweise durchlese. Ich kann dir aber sagen, es ist mir nicht wohl dabei, es fehlt mir immer etwas, und ich meine immer, es müsse Jemand kommen, der mich heimholt. Ist es die Mühe, die so lange vergebens meiner wartet? Ich weiß es nicht. Jedenfalls ist meine Sehnsucht nach Alleinsein in mir unsäglich groß. Ich wage es nicht, den Tag zu bestimmen, wann ich von hier fortkomme, aber vor dem 1. Mai muß es sein.

Gestern also war das solenne Stiftungsfest des Vereins für arme jüdische Studirende. Ich wurde von allen Seiten bedrängt, einen Toast auf den Vorstand auszubringen. Ich mußte dem Drängen nachgeben. Ich bin doch kein Redner, ich überstürze mich, ich bin vom Thema beherrscht, statt es zu lenken. Das was mir zum Dramatiker fehlt, fehlt mir auch zum Redner, nämlich die auf den Effekt bemessene Haltung, die Zuspitzung und Contrastirung, und jene Dosis wohlberechtigter Koketterie, die dem Affekte die gefälligste Attitüde gibt und einen Gedanken sozusagen auf die Drehscheibe setzt, daß er von allen Seiten gut gesehen wird.

Ich kam erst um 2 Uhr heim, und heute um 12 Uhr mußte ich zum Fürsten Hohenzollern.

356.

Berlin, 27. März 1870.

Ich lebe fast ausschließlich meinem Hause und bin auch etwas bequem geworden, so daß ich, wenn es nicht sein muß, nicht ausgehe, sondern ruhig in meinem Lehnstuhl sitze und Allerlei lese, besonders Spinozistisches. Hast du den bisher ungedruckten Brief Goethes in Westermanns Monatsheften (März) gelesen? Immer aufs neue muß man bewundern, wie Goethe nicht nur das Wesentliche erkennt, sondern auch das allein deckende Wort dafür gibt.

Das unruhige Leben hier läßt zu nichts in sich Beruhigtem kommen. Man wird stumpf und übernächtig. Dieses Berlin kostet viel zu viel Opfer. Die Menschen sagen, daß man Eindrücke bekomme, ich brauche aber keine mehr, ich werde mit denen, die ich habe, im Leben nicht fertig, daß ich sie verarbeite, und ich war viel behender und kühner, als ich mit Wenigem, mit einzelnen festen Figuren an die Produktion ging.

357.

Berlin, 1. April 1870.

„Es freut dich eigentlich mehr, es Onkel Jakob zu berichten, als es erlebt zu haben“, so sagte mir August heute, als er mir etwas berichtet

hatte. Und in der That, August hat eine große Eindringlichkeit in meine Art. Mein bestes Stück Leben ist — an dich zu schreiben. Wenn ich in einer Produktion stehe, weißt du ja, tritt das zurück.

Mit innigster Erregung erzählte mir August, daß in der Stockholmer Zeitung mein letzter Roman übersetzt erscheint und sehr viel Theilnahme erweckt. Bei der Verhandlung über die Emancipation der Juden im Storthing habe daher der Hauptredner auf mich hingewiesen u. s. w. Was kann es Besseres geben, als solche Wirkung zu üben?

Den 5. April 1870.

Eben erhalte ich deinen Brief vom 3. Abends; so kurz er ist, freut er mich doch. Gewiß, lieber Jakob, wir wollen es einrichten, daß wir eine gute Fußreise machen, und zwar in kleinen Märschen. Ich bin auch nicht mehr so marschlustig. Seit der Arzt in Teinach mir gesagt, daß ich beim Bergsteigen Herzklopfen habe, merke ich das auch viel mehr und muß bei meinen 3 Treppen jedesmal in der Mitte verschnaufen. Der Sommer soll das alles wieder gut machen.

Ich habe bereits den Plan einer Geschichte niedergeschrieben, die ich ins Gernsbacher Thal verlegen werde. In der Sehnsucht nach dem Aufenthalte dort hat sich mir ein Motiv gestellt, das, wie ich hoffe, ergiebig genug ist, um das veränderte Dorfleben durch die Eisenbahn zu fixiren. Jener Mittag, da wir am Wege saßen und die Waldkirschen verschmausten, dann bei den Bahn-Ingenieuren waren und durch den halb fertigen Tunnel wanderten — mitten in allen Gemüthserregungen und philosophischen Speculationen ist mir die Erinnerung wieder erwacht — woher, wer kann das sagen? Ich werde nun sozusagen mit einem Bauplan reisen.

Den 8. April 1870.

Ich war gestern in einem Vortrage von Uhlich aus Magdeburg. Ich war es dem tapfern, so heldenhaft ausharrenden Manne schuldig, und ich glaubte, daß auch Andere ihm wenigstens den Dank gewähren, daß sie seine Worte hören. Ich ging mit Eugen hin, und der Vortrag Uhlichs über das Thema: Was ist Wahrheit? war vortrefflich; er zeigte in wunderbar klarer und ruhig überzeugender Darlegung, was Wahrheit 1) nach Seite der Natur, 2) nach Seite der Geschichte, 3) nach Seite des menschlichen Innenlebens in Empfinden und Denken, und so Naturerkenntniß, Geschichtserkenntniß und Selbsterkenntniß.

Ich habe jetzt auch Gutzkows neuesten Roman „Die Söhne Pestalozzis“ bis zu 200 Seiten gelesen. Ich werde nicht weiter kommen. Traurig in Erfindung und Empfindung.

Das was du mit Recht Naturlaut nennst, fehlt durchaus. Er will immer scharf accentuiren, Aufsehenmachendes bringen, und Alles ist gewaltsam. Kann eine Mutter je sagen: Ich könnte meine Kinder entbehren, so glücklich bin ich mit meinem Manne? Das ist durch und durch unmöglich. Und dazu noch dieser grausame Stil, immer nichts als ein Lumpensack mit zerknüllten und geballten Flicken.

358.

Den 22. April 1870.

Aus den Briefen Eugens ersehe ich immer mehr, welch ein Gutes ich ihm bereitete, daß er die Schweiz in sich aufnimmt, und das nicht bloß als Reisender mit ausschließlichen Forderungen der Natureindrücke, sondern als Einwohner, als geistig Arbeitender.

... Mit Lasker hatte ich wonnige Stunden. Dieser im höchsten Sinne säuberliche, unselbstische und mit dem weittragendsten Blicke begabte Geist hat eine Continuität reiner Stimmung, eine Hingabe für das Einzelne und doch dabei die Ausschau in das Ewige, daß ich für ihn das schönste Glück der Liebe und Verehrung habe. Ich möchte ihm immer etwas Gutes thun, aber er bedarf eigentlich gar nichts in der Welt, er lebt im Genügen seiner hohen Pflichterfüllung. Dabei ist er, ohne irgend einen Zwiespalt in sich, klar und einig und warmherzig.

359.

Berlin, 27. April 1870.

Bist du ein regelmäßiger Leser der Darmstädter Allgemeinen Schulzeitung? Soeben erhalte ich Nr. 16 unter Kreuzband, und die warme Art, wie Professor Stoy über meine Ansicht vom Schullesebuch 2c. spricht, thut mir wohl. Man wird hier — oder vielleicht nur ich — wahrhaft hungrig nach einem erwecklichen warmen Wort. Es geht mir beim Schluß eines Aufenthalts hier immer ganz eigen; wie eine Kugel, die in den Wurf gebracht, ihre Bewegungskraft allmählich aufbraucht und zuletzt ermattet niedersinkt, so geht's mir auch.

Den 29. April 1870.

Bei jeder Abreise tritt eine Verzögerung ein. Ich habe stets noch so viel zu suchen und zu absolviren, und dazu tritt jedesmal die gereizte Empfindung, daß dieses immer sich erneuernde Wandern ganz gegen meine Natur ist.

Seit einigen Tagen ist Frau Sophie Hohenemser hier. Sie war die erste höhere Frauennatur, die in mein Leben eintrat, und ich sehe in der 61jährigen Frau noch die anmuthvolle Erscheinung im Mannheimer Schloßgarten. Sie sprach mir auch viel von mir und meinem Thun, und als sie

vom Gerede der Welt sprach, drängte ich sie zu wissen, was man denn an mir so sehr tadelt? Und was kam? Was so oft und immer gesagt wird: ich sei eitel. Wenn ich dann frage, worin besteht denn meine Eitelkeit, kann man nichts finden, als daß ich Lob nicht lügnerisch ablehne und daß ich ein Gespräch rc. ernst zu leiten suche. Dann wird zurückgehuft, und ich weiß nichts mehr zu sagen. Ach, du lieber Himmel! Ich wollte ich wäre eitel, ich hätte dann auch mehr kleine Freuden. Ich bin froh, daß ich schon seit lange Material zu einer Geschichte ordne, die den Titel hat: Er ist eitel.

360.

Karlsbad, Drei Schwalben, 4. Mai 1870, 12 Uhr.

So, lieber Jakob, da bin ich also, die Sonne scheint und ich bin heiter. Soeben war mein Arzt, Dr. Zimmer da, und was fand er nach genauester Untersuchung? Daß ich kerngesund sei und mir eigentlich gar nichts fehle, ich könnte in 8—14 Tagen schon wieder fort, drei Wochen wären besser; es hat sich nur etwas Fett am Herzen angesammelt. Werde sehen, was ich mache, ob ich länger hier bleibe oder nicht. Aber froh bin ich doch, daß ich hieher bin. Es gibt mir Ruhe und Zuversicht für den Sommer und länger.

Ich glaube, daß mich schon die Reise gesund gemacht hat, da sie mich aus der Vergrübelung und Unruhe herausriß. Die Reise war beschwerlich. Den ersten Tag auf der Eisenbahn war ich allein, den andern Tag fuhr ich von Schwarzenberg hieher mit einem magenkranken Stärkefabrikanten aus Frankfurt an der Oder und einer umfangreichen Krämersfrau aus dem Dessauischen. Sie erzählten mir gern ihre Verhältnisse, und ich that wieder gute Einblicke in die tüchtige arbeitsame Natur der Norddeutschen. Hier wurde ich von alten Bekannten freundlich empfangen. Ich wohne jetzt im Thale, weil mir das nothgedrungene Bergsteigen beschwerlich fiel. Ich hörte heute zum erstenmal den Kuckuck, aber die Vegetation ist um drei Wochen zurück gegen Berlin, nirgends ein grünes Blatt, während dort Alles blüht, und dazu ist es empfindlich kalt. Auf dem Wege hieher lag an den Bergen noch tiefer Schnee.

Soeben erhalte ich Briefe von Hause nachgeschickt. Darunter ein besonders erfreulicher. Dr. Wilhelm Hemsen, dessen du dich von Köln her erinnern wirst, ist Bibliothekar des Königs von Württemberg mit dem Titel Hofrath geworden.

Auf dem Rückwege heute gesellte sich der von Dresden aus mir bekannte Militärschriftsteller Julius von Wickede zu mir; der Arme, der jetzt 51 Jahre alt ist, hatte das Glück, vor drei Jahren eine geliebte Frau heimzuführen, vor 6 Wochen starb sie ihm mit dem Kinde im Wochenbett.

Erschütternd war mir's, wie er mir erzählte, daß er in den ersten Tagen nichts that als Kisten zunageln, das Hämmern that ihm wohl und er sagte sich dabei: du nagelst dir dein Glück auf ewig zu.

Den 7. Mai 1870.

Ich sehe schon, ich werde dir von hier sehr wenig schreiben. Das Umhertreiben macht müde.

Eine sehr anmuthende Begegnung ist mir hier die des Lustspieldichters Gustav von Moser. Wir fabuliren Allerlei zusammen. Innerlich aber verläßt mich seit vielen Tagen ein Gedanke nicht. Ich meine, ich muß mich in den Wendepunkt des Zeitlebens auswirkend stellen, und das läßt mir keine Ruhe. Wenn ich meine Thätigkeit übersehe, so habe ich dahin zu wirken gesucht, den sogenannten höheren Ständen eine bessere Anschauung vom sogenannten niedern Volke zu geben. Und jetzt? Jetzt sollte man dahin wirken, dem Volke zu zeigen, daß nicht alle Besitzenden und Gebildeten selbstsüchtige und verworfene Menschen sind. In das, was man soziale Frage nennt, spitzt sich das Problem der neuen Welt zu, und da muß Verständigung angebahnt werden, nach oben und unten.

Den 9. Mai.

Ich bin froh und frei, lieber Jakob, wie seit lange nicht. Der Brunnen thut mir wohl, und eben komme ich von einem erquickungsvollen Spaziergang mit Gustav von Moser, und ich habe wieder ein Thema zu einer kleinen Novelle mit sehr ergiebiger Wendung. Ich werde sie am nächsten Ruheort schreiben. Auch sonst sehe ich viele freundlich Begegnende.

361.

Karlsbad, 12. Mai 1870.

„Das ist der deutsche Wald!" rief mir heute der Kronprinz entgegen, als ich ihm mit seinen Begleitern auf dem Morgengange am Waldesrande begegnete. Ich verstand anfangs nicht, was er meinte und sprach von der sinnlosen Waldcultur oder vielmehr Uncultur hier zu Lande, bis er wiederholte: Das ist der deutsche Wald, heißt es in der Frühscene Ihres Buches. — Wir sprachen lange über das Thema [von der Verwahrlosung des Waldes].

Seit gestern ist Prutz hier, er ist schwer krank, er hat einen Schlaganfall gehabt und leidet im Rückenmark. Ich suche ihm möglichst beizustehen.

Ich bin wieder nicht gescheit gewesen, ich habe mich mit zu vielen Menschen eingelassen und das Zurückziehen wird mir schwer. Aber ich muß es. Ich fühle oft Schwindel und schlafe wenig.

Den 13. Mai 1870.

Heute bin ich frischauf. Ich habe einen zweistündigen Gang im regengetränkten Walde gemacht, und nun will ich doch dir schreiben.

Wie oft, lieber Jakob, habe ich dir schon von wunderbarem Zusammentreffen erzählt! Heute schicke ich dir die Wiener „Presse“, die eine Art Scenengedicht: „Der Strike der Schmiede“ enthält, das seltsamerweise in der Vorstellung zum Besten des Schillerdenkmals vorgetragen wurde. Es ist schlecht übersetzt; schon dadurch, wenn man Alles in das Präsens gesetzt hätte, wäre es besser. Aber wie ergreifend ist es doch, obgleich oder vielleicht weil es mit einer Dissonanz schließt. Da hast du etwas von jener neuen Poesie, von der ich dir in meinem letzten Briefe schrieb, freilich noch stotternd, ohne organisirende Lösung, aber wer weiß diese schon? Und findest du es nicht auch wunderbar, daß das Motiv — ins Tragische oder vielmehr Traurige übertragen — ganz dasselbe ist, wie in der kleinen Geschichte der Bazarzeitung, die ich dir schickte? Ja, ich habe erst in der letzten Correctur den Titel: Das „Stein-Duell“ ausgemerzt[1], weil er mir zu pretentiös erschien, und dafür „Ein Feierabend“ gesetzt. In der neuen Bewegung der Massen, die sich gruppiren, in dem Kampf um Arbeit liegt eine tiefe, vielleicht die Hauptquelle der neuen Poesie, die in die Culturgestaltung eingreift. Kampf um Arbeit — das Wort hat mich heute auf dem Wege begleitet.

Karlsbad, Sonntag, den 15. Mai 1870.

Ich denke der Tage, als wir vorm Jahr miteinander durch die Wälder bei Teinach wanderten. Könntest du nur auch jetzt hier bei mir sein! Es ist so wonnig, dieses Aufsprossen mitzuerleben. Heute Morgen war ich unsagbar glücklich. Ich wanderte stundenlang allein durch den Wald, in dem es nach dem gestrigen Regen sang und duftete, und jetzt von der Höhe solch eine zartgrüne Buche oder Birke im Morgendufte stehen zu sehen und wie die Sonne die jungen Blätter durchleuchtet, daß sie wie feuerflüssig dastehen — — und weißt du, was das Beste bei diesem Eintauchen in Wonne ist? Ich schwimme darin, ohne etwas weiter daraus oder davon zu wollen. Im Chaos, jetzt freilich erst wie ein Wunsch, bewegt sich's mir in der Seele: ich muß noch den Kreis meines Schaffens runden, und dazu hat mich die Anzeige von D'Israelis Roman: „Lothair“ neu angeregt; ihm, dem Judgebornen stellt sich auch die Religionsfrage, und er geht kühnen [Schritts] drauf los. Nach der Inhaltsangabe bereue ich, daß ich aus Furcht vor Verkennung und Erregung von Haß :c. den ersten Plan aufgab, Roland nach Rom gradaus zum Papst wandern zu lassen und den scharfen Gegensatz des Humanismus herauszuarbeiten. Doch, das ist nun vorbei, und ich werde schon noch dazu kommen, das was ich noch zu sagen und zu gestalten habe, zu formiren.

[1] In den Sammlungen: „Zur guten Stunde“ und „Deutsche illustrirte Volksbücher“ wieder beibehalten.

Ich habe nie durch Anregung von fremder Produktion etwas gearbeitet; der Roman von D'Israeli aber reizt mich nicht sowohl, als er gibt mir Muth, und ich werde schon die rechte feste Fabel finden und scharf accentuiren, so daß das Gesprächliche nicht überwuchern darf. Laßt uns einen Menschen schaffen! Das Wort des Schöpfers in der Bibel gilt für den Poeten vor Allem. Ich will schon noch Menschen schaffen, die der Versuchung ausgesetzt werden und leben sollen.

Den 17. Mai 1870.

An Prutz sehe ich wieder, welch eine besondere Gunst des Geschickes es ist, dem Namen und dem Streben eine bestimmte Signatur geben zu können. Wir alle sehen in Prutz einen Motor der Zeit; wenn ich aber den Leuten seine Bedeutung erklären und bezeichnen soll, was er geschaffen und was sie von ihm lesen sollen, weiß ich nichts Festes zu sagen, und das Härteste ist, daß Prutz selber die scharfe Empfindung hievon hat und sich doch vor Verbitterung und Hader mit dem Geschick hüten möchte.

Der Lustspieldichter G. von Moser bleibt mir hier der erquicklichste Umgang, er steht fest im Leben und kennt die Grenze seiner literarischen Kraft.

Den 21. Mai 1870.

Ich habe dir lange nicht geschrieben. Ich kam in diesen Tagen nicht dazu. Ich habe einen größeren Artikel über meine Waldbeobachtungen hier geschrieben. Lies ihn in der Allgemeinen Zeitung unter dem Titel: Vom kranken Walde um Karlsbad.

Gestern hatte [ich] einen so reichen als schönen Tag. Ich war noch etwas müde von vorgestern, wo von Freunden und Freundinnen, besonders aus Schwaben, mir zu Ehren ein Fest gegeben wurde (mit Lorbeerkranz, Reden ꝛc. und einem Pokal von böhmischem Glas mit Inschriften). Gestern war nun ein so rein schöner Tag, wie man solche nicht in Wirklichkeit erleben zu können meint. Ich war mit einer größeren Gesellschaft im Hans-Heilingthal, es war ein sonniger, nicht zu heißer Tag, und Scherz und Heiterkeit war ohne Ende. Ich kann nicht genug sagen, welch ein wohliges Nachgefühl ich habe.

Den 23. Mai 1870.

Heute wird in dritter Lesung in Berlin über die Todesstrafe entschieden. Es scheint, daß sie doch noch beibehalten wird, und das ist schlimm, denn Jahrzehnte lang wird kein neues Strafgesetzbuch gemacht. Ich als Abgeordneter würde sagen: lieber entbehre ich noch einige Jahre ein verbessertes Strafgesetz, ehe ich die Todesstrafe wieder feststelle.

Lieber Jakob! Wenn ich hinauskomme, sehe ich erst wieder, wie allgemein ich durchgedrungen. Heute als ich mit meinem Reisegefährten, dem

Hauptmann Max Jähns [ging], kam uns athemlos eine Frau nach und rief in fremdländischem Ton: Ist es möglich, daß Sie Berthold Auerbach sind? Es stellte sich heraus, daß sie eine Polin, Frau v. Czaky, die mein Barfüßele polnisch übersetzt hat, und ihre Begeisterung war über alle Maßen.

Den 25. Mai 1870.

Also morgen früh reise ich. Ich habe dir noch unendlich viel zu erzählen von großer Liebe und schönen Ehren, die mir hier geworden. Aber ich komme heute nicht mehr dazu. Eine Beschreibung des gestrigen Festes, von einem Freunde aufgezeichnet, lege ich dir bei.

362.

München, 26. Mai 1870.

Eigentlich wollte ich nicht bis hieher reisen. Ich hatte mir vorgenommen, in Landshut zu übernachten, um wieder ein in sich lebendes Städtchen genau zu sehen. Auch hätte ich gerne das Lokale angesehen, um eine neue Erzählung dahin zu verlegen. Aber es ging anders.

Die Reise von Karlsbad bis Eger in entsetzlichem kalten Winde war durchfröstelnd, aber äußerst anmuthend und gefällig war mein Reisegefährte, der Hauptmann Max Jähns, ein Gelehrter und Soldat zugleich, und ich gewann neue Einblicke in Formation und Stimmungszustände des Soldatenthums.

In Eger trank ich mit Jähns eine Flasche Champagner, das belebte neu, und ich entschloß mich, sofort bis hieher zu reisen. Ich muß so bald als möglich in Stuttgart sein. Unterwegs schlief ich gute Stunden, dann las ich die erste Lieferung von Dickens neuem Roman: Edwin Drood. Der Mann spielt stets seine alte Drehorgel, und es fehlen Stifte auf der Walze, so daß sie quiekst. Ein junges zierliches Paar, incommensurable Originale drum und dran, das geht so fort. In jedem Kapitel fängt die Geschichte neu an, aber er weiß doch zu packen und läßt den Zusammenhang ahnen.

Stuttgart, 28. Mai 1870.

Nun bin ich hier. In Augsburg auf dem Bahnhof wurde ich unversehens umarmt, von Kaulbach, der nach Nürnberg reiste. Er war sehr liebreich und sehr erfreut von meinem letzten Roman.

... Ich kenne wenig Menschen, die mir so grundmäßig erquicklich sind, wie W. Lübke, der Kunsthistoriker, und auch seine Frau ist ständig in idealen Interessen; er hat das Unglück, ein Auge verloren zu haben, mit schönem Gleichmuth verwunden. Er war mit der Königin Olga einen Winter in Rom und spricht sehr gut von ihr. Lübke ist einer der Menschen, die ich immer zu täglichem Umgang haben möchte.

Stuttgart, 29. Mai 1870.

. . . Was du mir über Gutzkow schreibst, ist mir höchst verwunderlich. Uebrigens laß dich nicht abhalten, etwas Gutes über ihn zu publiziren. Ich gönne ihm jede Ermunterung, ich selber kann sie ihm leider nicht geben.

Heute hatte ich einen herrlichen Mittag, ich war allein mit Freiligrath und seiner Frau zu Tische. Das sind wahrhaft glückliche und dem Allgemeinen hingegebene Menschen. Wir verstanden uns mit dem halben Wort. Von besonderem Interesse war mir auch, daß sich Freiligrath nicht in die sozial-demokratische Chaosmacherei hineinziehen läßt.

Den 1. Juni 1870.

Gestern ist Hemsen hier angekommen, wohnt im selben Gasthofe mit mir und ist treu anhänglich wie immer. Ich war mit ihm und seinem Onkel, dem Professor Vischer gestern den ganzen Abend. Vischer, dieser großartige, wie aus getriebener Arbeit feste Mann hat in der Einsamkeit sich ein wunderliches Leben zusammengestoppelt. Und welch ein Leben hätte der Mann haben müssen! Jedes Wort von ihm ist gediegen und schön. Ueber meinen letzten Roman sprach er mir viel, er haßt den Erich und findet den Roman anfangs zu breit und dann überstürzt. Uebrigens, sagt er, hat der Roman ein Kaliber, das der deutschen Literatur gut ansteht, und er setzte noch viel Lob hinzu, das ich nicht schreiben mag.

Den 2. Juni 1870.

Du sollst den Brief bald haben, drum schreibe ich dir gleich Morgens. Ich war, wie ich es gewohnt bin, heute schon sehr früh spazieren, in den prächtigen Anlagen hier. Am Teich wurde ich durch einen Schuß erschreckt, ein Gärtner sagte mir, man schieße nach den Raben, die die jungen Schwäne rauben. Der Rabe raubt den jungen Schwan, das ist ein wunderbares Sinnbild und gäbe eine Geschichte vom Pfaffenthum.

363.

[Stuttgart], 6. Juni.

Wie du siehst bin ich noch hier. Ich habe Gutes zu Stande gebracht, zunächst für mich bei Karl Hoffmann und dann bei Cottas. Es erscheint eine neue Auflage der gesammten Dorfgeschichten. Kannst dir denken, wie frei mich das macht.

Hier ist große Aufregung, aber eigentlich häßlich verquickte. Die Sozial-Demokraten halten hier Congreß, und die Lassalleaner lassen die Anderen nicht zu Worte kommen. Ist es nicht jammervoll, daß wir, die wir lebenslang für das Volk arbeiteten, da nebenaus stehen und den Un-

sinn und die Verführung sich austoben lassen müssen. Das Korn Gerechtigkeit, das in der Arbeiterbewegung steckt, wird erstickt, und was wird dann?

In der Nähe des Bahnhofes war großes Gedränge und eine wahre Menschenfluth, besonders Bauern mit ihren Familien sind an den Pfingsttagen sehr zahlreich da. Vom sozial-demokratischen Congreß wollen sie freilich nichts. Mir persönlich gab diese Wanderung des Landvolkes viel zu denken. Der Bauer setzt sich an Feiertagen auf die Eisenbahn und fährt mit Frau und Kind nach der Stadt. Das löst das in sich beschlossene Volksleben, das feste sonntägliche Dasein vielfach auf, wirft Anschauungen, Strebungen, Bummelgenüsse in die Menschen draußen hinein, wobei sich gar nicht berechnen läßt, was diese Elemente in Alt und Jung erzeugen werden. Das muß ich einmal packen und fixiren. — Das Produkt des Feldbaues und der Feldbauer selbst ist beweglicher geworden. Das läßt sich nicht mehr aufhalten.

364.

Gernsbach, Hotel zum Bad, 8. Juni 1870.

Ein Wohlgefühl ohne Gleichen sagt mir, daß ich hier gut sein und bleiben werde. Heute früh 7½ Uhr bin ich abgereist, Hemsen war noch bei mir am Bahnhofe, und trotz schweren Kopfwehs erfüllet mich die Zuversicht, daß ich der Ruhe und Befreiung entgegengehe. Ich war gut allein auf der Fahrt und — du kennst ja meine Vorliebe für das badische Land — es ward mir immer wohler. In Karlsruhe, wo man in andere Wagen stieg, that mir ein junger Mann gute Handreichung. Ich war indeß müde und schlief bis Rastatt. Von da an war mir's, wie wenn ich auf einmal in eine ganz andere Region des Athmens versetzt wäre. Und jetzt fahre ich nach dem Orte, wo ich mir vielleicht ein Stück Erde erwerbe! Ja, guter Jakob, die Welt gehört dem, der sie erobert. Ich will auch etwas davon haben. Ich sah mir die Nußbäume am Wege an — wie wird mein Nußbaum sein? und die Wiesen sind so frisch und der Regen thut ihnen gut, und an den Stationen spricht man vom badischen Sängerfest und dem Einzug der Sieger beim Wettsingen — ja, das ist eben meine Heimat! Ich hatte immer gemeint, es sei nur eine Station von Rastatt bis hieher, es sind indeß deren vier, aber was für lustige erinnerungweckende Orte: Kuppenau! Gaggenau! Rothenfels! Mein Weißenbach von Lorlegedenken her muß abseits liegen. Es regnete und es regnet noch jetzt, aber es ist doch wunderschön. Bei der Einfahrt in den Ort erquickte die Fülle der blühenden Rosen in den Gärten, und hier im Gasthofe kam ich gerade zur Mittagstafel. Es sind nur Holländer und Engländer bei Tische, aber schmackhaftes Essen und lustiger Markgräfler, und ich konnte still sein und genießen.

Jetzt schreibe ich dir und schaue und horche dabei manchmal zum Fenster hinaus — ich sitze am offenen, in einem bequemen kurzbeinigen Lehnstuhl im rechten Rhythmus zur Tischhöhe — draußen rauscht die Murg über das Wehr, wellige Wiesengelände, mit Nußbäumen bestanden, drüben am Ufer, und höher hinauf Häuser in einer Thalbucht, und oben die bewaldeten Berge, daran Wolkenfetzen hangen — mir ist, als badete ich mich im Aether.

Ich habe hier einen Bekannten, den Amtsrichter Mallebrein, vielleicht suche ich den gegen Abend auf, ich bin nun einmal ein menschenbedürftiges Geschöpf, trotz aller Sehnsucht nach Einsamkeit.

Eben erinnere ich mich, daß ich einstmals mit Rabbiner Willstätter als Ministrant bei einer Hochzeit hier war. Ich meine oft, das alles hat ein anderer Mensch erlebt als dein nunmehriger, nach Haus und Baumgarten ausschauender und zahlungsfähiger Berthold.

365.

Gernsbach, 9. Juni 1870.

Bin ich ein Glückskind oder was bin ich? Seit mehreren Tagen regnete es und war kalt, heute früh scheint die Sonne hell und Alles ist voll Duft und Vogelsang. Und was habe ich schon seit gestern für strotzendes Leben erschaut! Ich ging zum Bahnhof nach Briefen; das Haus, das mit blühenden Rosen umstanden ist, gehört einem alten Bekannten von mir, Gottfried Klumpp, dem Sohne des kerngediegenen alten Klumpp in Schwarzenberg, bei dem ich vor Jahren mehrere Tage war und der mit seinem Hause und seiner Umgebung mir vielfach seitdem Modell in der Erinnerung war, und den ich einmal geradezu in „Des Waldschützen Sohn" und mit Namen schilderte. Die Freude war groß im Hause. Der Alte lebt noch, achtzigjährig und frisch. Ich werde ihn besuchen.

Nach dem Nachtessen ging ich noch die Landstraße dahin gen Obertsroth; da stand ein junger Mann am Wege in stiller Betrachtung, ich redete ihn an und fragte nach Land und Leuten, er antwortete gut, und ich sagte ihm bald: Sie sind Lehrer, und er ist's. Er war natürlich sehr verblüfft, ich hieß ihn mit mir gehen, und er erzählte mir, daß er Reallehrer hier sei ꝛc. Ich frug ihn, ob er mir in Schreibereien helfen will, er war gern bereit, und als ich ihm meinen Namen nannte, zitterte er, wie ich noch selten einen Menschen zittern sah; es ergriff mich tief, wie er mir sagte, was er mir danke.

Ich ging früh zu Bette und heute nach sechs wanderte ich nach Schloß Eberstein durch den herrlichen frischgetränkten Wald. Ich meine immer, es wäre den Fichten und Tannen nirgends so wohl als im Schwarzwald.

Und wie gut besorstet ist hier der Wald! Droben auf dem Schlosse, o wie herrlich, und so allein, und am Gemäuer duften die wilden Rosen, und der Blick ins Murgthal ist eine Labung ohne Gleichen. Ich frühstückte und notirte mir dabei Mancherlei. Ein überaus kräftiges, wohlgebildetes junges Mädchen, das mir den Kaffee brachte, erzählte mir, daß der Verwalter, den ich von früher her kenne, vor wenigen Tagen den rechten Arm und rechten Fuß gebrochen beim Stürzen von einem Kirschbaum, als er einen jungen Bienenschwarm einfangen wollte.

Bald kamen sechs junge frische Menschen mit Ränzchen auf dem Rücken, sie benahmen sich mit gutem Anstand und ließen sich schon so früh vom hieländischen Rothen, sogenannten Ebernblut geben. Ich erfuhr bald, daß es Polytechniker seien aus Stuttgart, die einen Pfingstausflug machen. So wie diese Jünglinge hier, wandert jetzt mein Eugen, mit Kameraden in der Schweiz. Ich warnte die jungen Leute vor dem Spiel in Baden, ich wollte, daß sie einander das Wort geben, nicht zu spielen; sie versprachen mir, sie wollten Jeder nur einen Thaler verlieren, ich sollte ihnen aber auch sagen, wer ich sei. Nun ging der Jubel los, und ich mußte jedem Einzelnen meine Visitenkarte geben.

Ich ging zum Verwalter des Schlosses, das Mädchen, die Nichte, kam mir mit flammenden Wangen entgegen; sie habe alle die Leute besucht in Weißenbach, die ich im Lorle geschildert hätte, der Wadeleswirth sei gestorben u. s. w. Wunderlich, ich weiß von Weißenbach nur das, daß die neue Kirche nicht wie die alte auf den Berg, sondern ins Thal gebaut wurde, als ich vor Jahren durchreiste, und nun werden meine Phantasien zu Sagen, die sich an Personen heften. Klumpp will mich auch zu dem Brosi bringen, den ich geschildert habe. Ich traf den Verwalter, einen großen vollbärtigen Mann, im Bett, die Geduld wird ihm schwer.

Ich ging bergab an dem schönen Bienenstand vorbei — die Leiter liegt noch am Kirschbaum — nach Obertsweier. Schon um 9 Uhr kamen die Kinder aus der Schule, sie sagten mir, daß der Unterricht im Sommer schon um 6 Uhr früh beginne. Das ist sehr gescheit, da bleibt den Kindern viel freier Tag. Von einem noch nicht voll sechzehnjährigen Steinklopfer am Wege erfuhr ich, daß er 36 Kreuzer täglich verdiente; sonach ist der Taglohn hier zu Land seit zwanzig Jahren um das Doppelte gestiegen.

Nun aber eine Frage: Bis wann sind deine Ferien? Denke bei Zeiten daran, daß wir wieder Wochen miteinander leben können. Wir haben es uns ja vorgenommen, jedes Jahr das ins Werk zu setzen.

Den 10. Juni 1870.

Gestern Mittag bei Tische stellte sich mir ein behäbiger Mann vor, Kreisschulrath Alt aus Karlsruhe. Er erinnerte mich, daß wir zusammen

Vorlesungen bei Daub gehört haben, und ich erinnere mich auch des Stud. theol. Alt aus Mosbach, eines Burschenschafters. Er erzählte mir, daß er Aehnliches erlebt wie Eugen Baumann im „Neuen Leben", und daß er oft gemeint habe, ich müßte sein Schicksal und Streben gekannt haben; er war in die Revolution verwickelt, dann lange verfolgt und ist jetzt endlich in guter Stellung, aber kränklich. Ich werde mit Alt zu Schulprüfungen gehen. Der Mangel an Volkslehrern ist hier auch groß, so hat z. B. der katholische Lehrer hier ganz allein 160 Kinder zu unterrichten, und man findet keinen Hilfslehrer für ihn.

Nach Tische — ich wollte nach Weißenbach — saß ich lange am Wege und sah den Flößern zu, die ein Floß zusammenfügten. Ein Mann, der in einem Einspänner daherkam, rief mich an, ob ich mitfahren wolle. Wohin? Nach Weißenbach. Ich steige ein. Der Mann kennt mich, ist Spiritusfabrikant aus Ettlingen. Der Weg ist prächtig, aber kürzer als ich geglaubt. Wir kommen in Weißenbach an im neuerbauten Wirthshaus zum grünen Baum an der Brücke (jetzt ohne Aushängeschild, nur mit Tafel am Hause, früher hing da ein blecherner Baum und daher meinte ich, es hieße zur Linde). Ein blondes, hellfarbiges dralles Mädchen in städtischer Kleidung mit hoher gewölbter Stirne, rosaroth auf Wangen und Kinn, begrüßte uns und nun ging die Neckerei mit Lorle los. Das Mädchen hat die Geschichte noch nicht gelesen, wird aber oft von den Gernsbachern damit geneckt und nennt meinen Namen als einen Mann, der vor grauen Zeiten so etwas geschrieben, aber ein anderes Weißenbach gemeint habe; die Mutter des Mädchens, eine verwittwete Notarin aus Baden, gesellt sich dazu und die Neckerei geht lustig weiter, und als der Spiritusfabrikant mich endlich demaskirt, ist die Lustigkeit groß. Der Krämer wird gerufen, er will mich gekannt haben, ich weiß aber nichts davon. Ich muß versprechen, wiederzukommen. Der Rückweg ist schön. — Ich finde namentlich die kleinen Knaben und Mädchen hier so lebhaft und schön; später macht die harte Arbeit und wohl auch die geringe Kost die Menschen früh altern, leuchtende große Augen finde ich aber immer.

Ich war am Abend am Bahnhofe, um einen Brief an Gruber in Baden abzugeben. Auf dem Bahnhofe unter den jungen zahmen Kastanienbäumen saßen die Kinder auf einer Bank und spielten Schullehrerchens, es war sehr lustig. Die Bahnhöfe haben das Gute, daß sie überall freie Lustplätze gründen; in Jahrzehnten wird es an allen Orten wohlangelegte, baumbepflanzte öffentliche Plätze geben, wie vordem nie. Das ist doch auch eine Errungenschaft unseres modernen Lebens.

Ich ging nach dem Casino, es ist im Sommer unbesucht, ich las dort die Zeitungen. Nach einem langen erfrischenden Gang in der Mondnacht

schlief ich wieder einmal voll und ganz, aber jetzt spüre ich doch wieder eine rechtseitige Migräne, die mich schon in Stuttgart plagte; ich hoffe, sie durch gutes einfaches Trinkwasser zu vertreiben.

Ich habe heute auch schon einen erfrischenden Gang und eine Entdeckungsreise gemacht. Der Lehrer May sagte mir vom Rumpelstein, auf dem man eine schöne Aussicht habe; es steht noch eine zerfallene Hütte dort, gerade über dem Bauernhäuschen am Wege, das ich mir kaufen, niederreißen und neu aufbauen möchte, es ließe sich vom obern Stocke eine Brücke in den Wald führen. Auf einem guten Waldwege kam ich nach der Höhe, es ist ein schöner geschützter Fleck, so daß viele zahme Kastanien hier hoch gediehen sind, und da ist eine trockene Thalmulde mit kräftigen Wiesen und Nußbäumen, hieher sollte man Häuser bauen.

Samstag, den 11. Juni 1870.

Ach was! Schreiben! Arbeiten! Ich kann es nicht, oder doch jetzt noch nicht. Ich möchte immer reisen und schauen. Ich erlebe so gut. So rief es gestern in mir, als ich arbeiten, ordnen wollte, und dazu plagte mich der Druck auf dem rechten Auge. Ich war kurz entschlossen, ich gehe nach Rastatt und Bühl. Um halb zehn war ich auf der Bahn und kam um zehn in Rastatt an, dort muß man warten bis zwölf, da geht der Zug landauf.

In Rastatt habe ich einen vortrefflichen Freund; ich habe dir schon von ihm erzählt — er stand mir immer vor Augen, als ich den Major Bronnen ausgestaltete, er ist seitdem Oberst bei den Schützen geworden — den wollte ich nun besuchen.

Ich ging nach der Stadt, an den Wällen und in den Festungsgräben wird bereits geheuet, und hier in diesen Gräben ist manches vaterländische Herz von Standrechts-Kugeln getroffen worden. Das Standrecht ist doch eigentliche Rache und kein Gericht, man will nicht warten, bis sich die Gemüther beruhigt und geklärt haben. Traurige Erinnerungen! Aber wir können hoffen, daß wir die Periode der Revolutionen von unten auf überwunden haben, freilich sind uns noch schwere Kämpfe vorbehalten. Ich wurde aus schwerem Sinnen geweckt, Wagen mit rothgelben Fahnen und bänderflatternden Maien fuhren daher, darin Rekruten fuhren, singend und johlend noch einmal heimwärts; ein Mäher am Wege sagte zu mir: die werden bald nicht mehr so johlen.

Als ich in der Stadt eben nach der Hofapotheke fragen wollte, wo Oberst Müller wohnt, ging ein Offizier vorüber, bleibt stehen, fragt laut: Ist es wahr? Bist du es wirklich? Es war mein vortrefflicher Freund, und unsere Freude war groß. Er bat mich, ein paar Minuten auf ihn

im nahen Museumsgarten zu warten. Ich ruhte mich im Garten bei einer haarsträubend zopfigen Flora aus, die wohl schon länger als hundert Jahre ihre steinernen Blumen aus dem Füllhorn schüttet. Müller kam, und wir gingen nun nach seinem Hause, er wohnt prächtig und ist ständig geistig belebt, und wir konnten mit einander reden als ob wir uns gestern Gut Nacht gesagt; seine Frau kam mit ihrer Schwägerin, Geheimräthin Vierordt. In Rastatt, das man sonst nur als Wall ansieht, habe ich nun ein freundschaftliches Innenleben, und wir machten aus, daß wir uns oft Nachmittags sehen. M. begleitete mich nach dem Bahnhofe, und wir saßen noch eine gute halbe Stunde in besten Besprechungen über vaterländische und poetische Dinge.

Als ich einstieg, stieg eben der berühmte Landwirth Professor Stengel ein, um nach Gaggenau auf das Gut Amalienhof zu fahren. Ich kenne Stengel vom landwirthschaftlichen Feste in Bühl her, er hielt damals den Vortrag, der im Feuilleton stand und den ich nachmals im Buche strich: er ist eine frische initiative Natur, und die Versetzung von Norddeutschland hieher hat ihm gut gethan. Ich werde ihn oft sehen und viel von ihm lernen.

Ich besuchte [in Bühl] den Amtsrichter Eichrodt (der die köstlichen burlesken Gedichte Biedermaiers verfaßte, jenes Erzphilisters, der mit Salbung Abgedroschenes noch einmal aufkreiselt) und ging mit ihm und Frau Massenbach und deren Tochter und dem Sohne meines Freundes Gruber, der hier Amtsaccessist ist, durch die prächtigen würzigen Wiesen spazieren.

Als ich in Rastatt auf die Zweigbahn stieg, war Gottfried Klumpp da, mit seiner Frau und vielen anderen Frauen von Karlsruhe kommend. Am Bahnhofe wurde ich von Klumpp der Holzgrafschaft hier vorgestellt, Männern und Frauen, alt und jung, und ich ging in die Stadt wie weiland Erich Dournay, aber die Murg kühlt am Abend scharf ab und man muß sich ordentlich zuknöpfen. Um so geschützter ist es aber auf dem Rumpelstein, wo die Kastanie gedeiht.

Es ist heute ein erquickender Tag, der Himmel ist bedeckt, wir werden Regen bekommen, die Murg rauscht lauter als sonst, die Vögel schweigen in den Zweigen, dafür gackern die Hühner um so lebhafter, ein Strom von Rosenduft zieht aus dem Garten herauf durchs offene Fenster — ach, solche Stunden, in denen man so athmen und so sich seiner besten Seele kundgeben darf, die sind doch das reine Lebensglück; ich will sie festhalten und ich fühle, sie strömen und sickern auch in das, was mein Beruf ist. Laß sehen, was noch werden mag mit deinem Berthold.

366.

[Gernsbach], Montag, den 13. Juni 1870.

O solch ein Sonntag voll Frische, Rosenduft und Waldeskühle und ein Empfinden, das Alles hat und nichts will — ja, das ist Leben, das

ist unendliches Sein; ich fühle mich wie ein Baum im Grunde, ach, ich weiß nicht wie, denn Jegliches ist Bild und Jegliches ist nur endlich. Es ist wohl das Gefühl der vollen Gesundheit, das mich überkommt. Ich bin allein, ich bin still, habe heute noch kein Wort gesprochen, als das Frühstück bestellt.

Ich las gestern Nachmittag im Casino die Zeitungen, da hörte ich, daß in Kuppenheim Fahnenweihe der Feuerwehr sei, die hiesige ist dahin gezogen. Es war leider zu spät, daß ich zur eigentlichen Feier kam, aber ich fuhr doch noch um 7 Uhr hin. Meine alte Anschauung, daß in diesen Instituten sich das Volksleben erneue und eine ungekannte friedliche und schöne Organisation gewinne, die das Beste vom Soldatenthum hat und doch nicht soldatisch ist, bewährte sich mir aufs neue. Bei der Ankunft in Kuppenheim zog eben ein behelmter Trupp ab und wurde mit Musik und Hochrufen entlassen. Im schönen breitstraßigen Dorfe war jauchzendes Leben, die Häuser bekränzt, beflaggt, Triumphbogen errichtet, überall Musik, in einem Garten spielte eine Zigeunerbande überaus lustig, die Soldaten von Rastatt waren da und schäkerten mit geschämigen Mädchen, bis es zum Tanze ging. Leider mußte ich bald wieder umkehren. Ich schloß mich einem schönen jungen jüdischen Manne an, der einen grünen Tirolerhut mit Feder trug, Soldaten begrüßten ihn, und er erzählte, daß er Artillerist und Metzger und Viehhändler in Hördten. Die beste Rede hatte in Kuppenheim auf der grünen Tribüne heute ein Jude (auch ehmaliger Soldat und seines Gewerbes Viehhändler) gehalten. Er hatte mit treffenden Worten dargelegt, daß man zur Noth verbunden sei, aber auch in Freude zusammenhalten müsse. Er soll große Wirkung gehabt haben. Mir thut es besonders wohl, daß die Juden da kräftig mit eintreten, drei sind Führer der Feuerwehr, kühn und gewandt. Das einigt das Leben und das ist die rechte Art, in die geschlossene Reihe einzutreten.

Ich ordne jetzt eben die Dorfgeschichten in 16 etwa 8bogige Bände, es geht schwer, und ich will die Reihenfolge nicht zerreißen. Dann habe ich die Kalendergeschichten noch zu ordnen, also viel Unmuß, wie die Schwaben sagen, aber hier in der erfrischenden Luft werde ich Alles leicht ausführen.

Wenn ich vom Papier aufschaue auf die sonnenbeschienenen Bergwiesen und Wälder, weiß ich allemal gar nicht, wie man noch etwas Anderes thun soll, als da leben und träumen und faullenzen.

Was geht's mich an, daß noch so viel weißes Papier da ist? Ich schließe und sage dir nur noch, mir ist's wohl, und ich bin erst 18 Jahre alt und habe noch gar nichts geschrieben und nichts Schweres erlebt, es ist Alles nur geträumt, ein Sommermittagstraum. Gib Acht, ich fasse doch noch einmal dies Urbehagen im Worte fest.

367.

Gernsbach, 14. Juni 1870.

Und immer wieder schreibe ich dir, lieber Jakob.

Ich wollte gestern ruhig und am Fleck bleiben, es ging nicht. Bei Tische war der hiesige zweite Arzt, ein junger Mann, frischen hellfarbigen Antlitzes und leichten anmuthenden Gebarens. Ein Karlsruher Gasfabrikant, der sich mir genähert hat, machte uns bekannt. Ich war dem Fuhrwerk des Dr. Faas schon oft begegnet. Er sagte, er habe mich schon mehrmals ansprechen wollen, und nun war's gut. Ich entschloß mich schnell, mit auf Praxis zu fahren, der bequeme offene Einspänner stand vor dem Hause, und gut mit Cigarren versehen, fuhren wir dahin.

In Obertsroth grüßte am Wirthshause ein schöner junger Engländer, der schon mehrere Jahre da wohnt. Der Arzt machte uns bekannt, ich versprach wiederzukommen, und — da hast du's, ich habe heute auf dem Morgengange nach Schloß Eberstein mir bereits eine Geschichte von dem Engländer fabulirt und habe sie in fertigem Entwurf bereits diktirt. Weiter ging's, und von jedem Hause erfahre ich etwas. Die neue Straße, die ich noch nicht kannte, ist so kühn gebaut als überraschende, sich zu vollen Bildern gestaltende Ausblicke bietend, im Ochsen zu Langenbrand ist eine Aussicht, wie sie kein Schweizerthal schöner hat.

Der Arzt erzählte mir viel und gut, von den Menschen umher und von sich selbst. Er ist seit 8 Monaten Wittwer, hat drei Kinder und wußte schon ein Jahr vorher, daß seine Frau unrettbar verloren ist — und dazu noch die Angst um Vererbung des Uebels auf die Kinder. Und wie glücklich war der Mann! Es ist ein wahres Idyll, wie er von seiner Gymnasiasten-Liebe in Wertheim erzählt, und diese erste Jugendliebe konnte er heimführen. Der Doktor ist Katholik, überzeugter Theist, seine Frau war protestantisch und die Kinder sind es auch. Erhebend war es, wie er ganze Gedichte aus den Bergpsalmen Victor Scheffels recitirte; diese Gedichte sind ihm Geleit auf vielen Wegen und beim Erfassen von Naturbildern.

Wir kamen in Forbach an, gingen bergauf durch das Dorf nach dem Forsthause, das draußen in einer schönen Bucht liegt. Vor dem Hause saß der Förster mit zwei Baubeamten aus Baden im Freien beim Rothen, auch die Försterin war da, eine kernhafte und säuberliche Erscheinung. Ich wurde herzlich willkommen geheißen. Der Förster gab mir gute Auskunft über die Beforstung hier und dabei viel Anziehendes aus seinem Leben. Es ist ein Zusammenhang nach antik gastfreundlicher Weise unter den Forstleuten. Ich mußte die schönsten Rosen mitnehmen.

Ich fuhr mit dem Doktor heimwärts. Vor Langenbrand stiegen wir aus, gingen ins Thal über die Brücke und am Waldesrand im erfrischen-

den Abend eine kleine Stunde bis Weißenbach. Die Rehe äßten an den Waldwiesen und drunten am Bach huschte ein Fischotter. Solch einen Waldgang zu machen, das ist und bleibt doch das Beste. Der Doktor erging sich mit eifrigem Bedacht in Darlegung seiner Kämpfe in religiösen Dingen, bis er wieder zum Positivismus kam, ohne kirchlich katholisch zu werden, und die alte Geschichte, daß das Volk nicht ohne Kirche leben könne, kam natürlich auch. Ich hüte mich sehr, wenn ich einen Menschen auf diesem Boden feststehend sehe, ihn irgend ins Schwanken bringen zu wollen; ich konnte aber doch nicht umhin, meine Ueberzeugung auszusprechen, daß es zwei Säulen gibt, auf denen die Welt sicher bestehen kann, und das sind: Wahrhaftigkeit und Fleiß.

Was ist das für eine Welt, in der zwei Männer am Sommerabend im Wald sich in solchen Erörterungen ergehen! Aber es quillt doch auch aus unserm neuen religiösen Urgrunde.

Wir kamen bei Vollmondschein ins Dorf Weißenbach jenseits der Brücke. Heimwärts durch die linde Mondnacht ging's.

Ich war äußerst belebt, aber ich sollte noch einen jähen Schreck haben. Ich las in der Zeitung: Boz-Dickens ist plötzlich am Gehirnschlag gestorben. Meine erste Empfindung war: er ist nur gradaus 21 Tage älter als ich, er und mein Freund Otto Ludwig sind mit mir im selben Monat geboren und nun beide todt. Ich hatte eine schlimme Nacht, ich konnte gar keine Ruhe finden. Ich glaube, Dickens hat zu viel gearbeitet, wir arbeiten in unseren Tagen alle zu viel, er hat dem Grunde seiner Seele keine Brache gelassen. Ich habe dir geschrieben, daß ich unterwegs den Anfang seines neuen Romans las. Ich hatte immer viel Sympathisches mit ihm, aber ich mußte mich bei jedem seiner Werke immer wieder erst an seine eigene Beleuchtung gewöhnen und an die Spinngewebe, den Schmutz und die Absonderlichkeiten, durch die er einen führt, aber er hat einen Muth und eine Sicherheit der Zeichnung und Farbengebung, in denen ihm Keiner gleichkommt.

Den 15. Juni.

Der Tod von Dickens geht mir noch schwer nach. Ich habe nie die Bewunderung für ihn empfunden wie Andere, sein gentlemanartiges Spielen mit niederen Figuren — trotz manches Herztones — wie er sie pudelmäßig über den Stock springen ließ, überhaupt die humoristische Anfassung ist mir fremd; aber ich verkenne doch seine hohe Dichterkraft nicht, und er hatte das Glück ein Engländer zu sein. Was sind wir? Immer und immer Provinzialmenschen. Wir haben kein Centrum, das Jeder kennt, wir haben keine Nationaltypen, zu denen Jeder einen Bekannten einsetzt, und wir haben keine Colonien, so daß wir unsere Helden aussenden und heimkehren lassen

können. Was hat Freytag und was habe ich gemacht? Doch nur provinziales Leben. Wir müssen von der Peripherie ins Centrum. Der englische und der französische Dichter hat ein Centrum und eine Nationalgeschichte und kann überall antönen und ist des Wiederklangs sicher.

Ich werde soeben unterbrochen, ich erhalte ein Telegramm von meinem Karlsbader Reisegefährten Hauptmann Jähns, er kommt mit seiner Frau von Baden nach Schloß Eberstein. Ich mache mich auf den Weg dahin.

Den 16. Juni.

Auf der Bergwiese vor meinem Fenster wird das erste Gras gemäht, die Sommerhöhe ist erstiegen, jetzt gehts abwärts. Was thuts? Ich lebe Alles mit und habe gute Menschengemeinschaft dazu.

Ich war also gestern Abend auf Schloß Eberstein und traf sofort Jähns und seine Frau, die mir alsbald vertraulich und anmuthend war. Jähns übernachtet hier im Stern, wohin er Victor Scheffel ein Stelldichein gegeben. Ich bleibe diesen Morgen allein und werde ihn bis nach Tisch mit Scheffel lassen, dann werde ich diesen auch kennen lernen. Ich freue mich sehr auf ihn. Ich weiß Mancherlei von ihm, er ist der Sohn eines Militärs und einer hochgebildeten Mutter, die nun beide todt sind.

Den 16. Juni 1870.

Also Nachmittags 2 Uhr kam Scheffel mit den Berlinern zu mir, auch Dr. Faas, der Scheffel von früher kennt. Wir saßen bei mildem Sonnenschein, während das Heu von den Bergen herüber duftete, im Garten, wir lustwandelten und blieben beisammen bis sieben Uhr. Die ergiebigsten Gesprächsthemas flossen ineinander, das läßt sich aber nicht fixiren. Nur Einiges weiß ich noch. Zuerst muß ich dir sagen, daß das ganze Wesen Scheffels, wie ich nicht anders erwartet, mir tief sympathisch ist. Die Gestalt fest gebaut, derb, wie für den Harnisch gebildet, und dabei doch wieder geschmeidig und mild im Wesen und Ausdruck, wie ein Einsiedler gewordener Bischof, als welcher er seine Bergpsalmen dichtete.

Wir sprachen natürlich bald von Dickens Tode, und als ich sagte, daß ich trotz vieler Widersprüche doch sagen müsse, wir Deutschen hätten keine Talente, die sich mit Dickens und mit George Sand vergleichen könnten, sah mich Scheffel groß an; er fühlte, daß ich meine volle Ueberzeugung ausspreche. Er erzählte viel, wie er, als er den Trompeter von Säckingen schrieb, unter dem Eindrucke von Heines Atta Troll stand, dann aber aus dem Eigenen gab, was er hatte, wie er nach Vollendung des Ekkehard gar nicht die Figuren los werden konnte; er reiste darum nach Italien und versenkte sich ausschließlich in Kunstanschauung. Er berichtete,

wie er das Glück habe, ganz allein leben zu können. Er hat zwei Jahre mit einer alten Haushälterin am Schliersee gewohnt; die Bauern versorgten ihn mit Allem, wofür er ihnen Bier einlegen mußte, das sie oft heimlich vor den Frauen holten. Mit köstlichem Humor erzählte er Anekdoten und wie wunderlich es sei, daß die Studenten, seiner „Lieder aus dem Engern" eingedenk, ihn immer zum Kneipen haben wollten.

Natürlich kamen wir auch auf unser modernes Elend, daß wir keine ideale Gemeinschaft und keine Weiheformen für unser gegenwärtiges Leben haben. Scheffel erzählte von der Dürrheit bei den neu eingeführten bürgerlichen Trauungen. Er fügte ausdrücklich hinzu, daß der Vers nicht von ihm sei, sondern von einem Oberländer Bürgermeister, der schlug nämlich vor, man solle bei den bürgerlichen Trauungen die Formel einführen:

Wenn d'r enander wennt,
Gent enander d' Händ!
Im Namen des Gesetzes
So! Jetzt hätt's es.

In vielen Stücken erinnert mich Scheffel an meinen herrlichen Freund Otto Ludwig; dieselbe mächtige Erscheinung, dieselbe gedrungene Kernhaftigkeit in jedem Wort, Sprödigkeit und Weichheit des Wesens zugleich, und auch die Bewußtheit in dichterischem Schaffen; denn es ist eine dumme Fabel, daß die Dichter nicht wissen, was sie machen. Ihr Wissen ist kein Professorenwissen mit Kategorien, es ist eben lebendige Gesetzlichkeit, es ist freie Sprachbewegung und Sprachbildung, die die Grammatik kennt, aber nicht declinirt und conjugirt.

Ich begleitete Scheffel und die Berliner zur Bahn und fuhr noch eine Strecke mit ihnen bis Hördten, dort stieg ich aus, der Abend war so schön und die Seele mir so voll. Ich saß lange still sinnend am Wege. Ich besprach mich dann mit einem jungen aufgeweckten Steinklopfer und erfuhr, daß die Steine beim Regen viel weniger leicht sich zerspellen lassen als bei Hitze, und der beste Stil für einen Steinhammer ist das Stämmchen einer jungen Tanne, das ist von dem vielen innerlichen Harz biegsam und zerspließt nicht.

368.

[Gernsbach], 21. Juni 1870.

Das war heute ein rein schöner vollkommener Sommertag, wie er selten. Von halb sechs früh bis halb sieben Abends war ich draußen und fast immer im Walde.

Gottlieb Klumpp sagte mir, daß große Holzversteigerung in Herrenwies, ich solle mit und die schönste Waldfahrt machen. Ich war natürlich bereit. Um halb fünf mußte ich heute schon heraus und um halb sechs

fuhren wir ab. Die Nebel verzogen sich an den Bergen, wir fuhren wohlgemuth dahin. Von Forbach an ging es die Waldwege an den ehemaligen Schwallungen vorüber, wo sich auch auf den Steinen im zerklüfteten Bett eine rothe Flechte angesetzt, die wie Veilchen riecht und den Stein durchdringt. Wir kamen frohgemuth nach Herrenwies, das aus 7 Häusern bestehend, einsam in einer eingebuchteten Wiese liegt. Doch nein, vom Förster, von der Versteigerung, vom Schulmeister — das alles kann ich dir nicht erzählen. Ich hoffe einmal alle Eindrücke auszugestalten. Nur von der Rückfahrt will ich dir noch sagen. Wir fuhren, ohne zu einem Hause zu kommen, länger als 4 Stunden durch den Bergwald, der prächtig beforstet ist, Jungholz unter alten Stämmen, und da und dort sprang ein Reh durch das Gras und die doldenreichen Blüthenstengel des Fingerhuts, und so ging's fort und fort, man möchte ewig so dahinziehen. Ich habe einen tiefen Athemzug Wald gethan, den ich nicht mehr verliere. Wie habe ich mich den ganzen Winter darnach gesehnt!

Jetzt aber bin ich doch müde und kann nicht weiter schreiben. Sehr gern möchte ich dir noch die Erzählung des muntern frischen Kutschers aufzeichnen, der seine Geschichte des Feldzugs von 1866 als württembergischer Kavallerist erzählte. Das ist ein Stück aus der tragikomischen Vaterlandsgeschichte, das viel beleuchtete, aber ich kann's nicht fixiren, wenigstens jetzt nicht, und ich werde sehen, daß ich den Burschen einmal beim Glase zum Berichte von Anfang bis Ende bringe.

Den 23. Juni 1870.

Nun also kann ich dir, lieber Jakob, wegen unseres Zusammentreffens Bestimmteres und hoffentlich Bestimmendes schreiben. Ich bleibe etwa bis zum 8. Juli hier. Du kommst dann hieher, und wir machen dann miteinander die Fußreise über Freudenstadt nach Nordstetten. Es ist mir wie eine letzte Zusammenfassung, einmal mit dir in Nordstetten und Umgebung zu sein, und ich weiß sicher, es ist auch dir von Bedeutung und du hilfst mir gern in Mancherlei.

369.

Den 2. Juli 1870.

Seit mehrern Tagen (es sind nur noch wenig Vögel laut, aber der Fink und die Spottdrossel noch besonders) hörte ich das Winseln der jungen Nußhäher, hier Schäken genannt, das tönt wie Bellen junger Hunde. Heute früh hatte ich die Freude, zum erstenmal im Leben eine Nußhäherfamilie ausfliegen zu sehen, d. h. ich sah sie erst, als die Alten und die Jungen bereits auf der Bergwiese saßen, und die Alten reizten die Jungen und hackten an ihnen herum, sie schienen müde oder nicht muthig, es gab bitteres Kindergeschrei. Ich konnte nicht unterscheiden, wodurch Ruhe ein-

getreten war, wahrscheinlich ward eine Maus, Blindschleiche oder Eidechse gefrühstückt. Endlich flogen sie allesammt auf, prächtig sich wiegend über den Waldgipfeln und in der Luft jauchzend.

O, wie echt gut ist's hier! Ich lebe Alles so frei und ohne dreingemischten Essigtropfen.

Sonntag, 3. Juli 1870, Mittags halb ein Uhr.

Vor einer halben Stunde bin ich mit meiner Erzählung, betitelt: Mumienweizen fertig geworden, d. h. in erster Niederschrift, sie hat mich doch sehr aufgeregt. Nun bin ich frei, nun will ich los und ledig wandern, und ich hab dabei eine ziemlich fertige Arbeit im Koffer, sie ist 5—6 Bogen stark, noch unebenmäßig, aber das wird schon.

Der junge Dr. Stern und der junge Dr. Valentin, beide Söhne der Professoren, prächtige frische junge Männer, sind angekommen, ich habe sie noch spazieren geschickt, jetzt essen wir bald miteinander, dann fahren wir miteinander nach Ebersteinburg.

370.

Gernsbach, 9. Juli 1870.

Hast du, lieber Jakob, meinen am Mittwoch abgesendeten Brief nicht erhalten? Warum gibst du mir keine Nachricht über unsere Reisebestimmung?

Die Luft ist schwer gespannt, und es will sich kein Gewitter entladen, und jetzt ist es auch in den Welthändeln so. Ich halte es für sehr möglich, daß es zum Kriege kommt. Wir wollen uns weder von einem Gewitter in der Luft noch in der Politik unsere Waldwanderung und den Besuch in der Heimat stören oder gar zernichten lassen. Kommt das Unabänderliche, dann wollen wir uns schon bergen. Schreib mir also sofort, ob und wann du kommst.

371.

Nordstetten, 18. Juli 1870.

So muß ich dir also wieder schreiben, lieber Jakob! Mir ist heute, als hätten wir uns übereilt, du hättest wohl noch einige Tage bleiben können, und wir hätten noch viel miteinander erlebt. Doch, das ist einmal und nun fertig und abgethan.

Ich fühle mich heute frisch und muthig. Ich glaube, daß ich die Kraft gewinne, während es draußen gewittert, einstweilen still zu beobachten und Erinnerungen zu fixiren. Es ist mir eine psychologische Thatsache, daß man in der Spannung der Seele nach Anderem hin gerade ein concret vor die Sinne Gerücktes genauer erfaßt. Ich habe den gestirnten Himmel bei Nacht, Pflanzenleben und Menschenleben bei Tag nie schärfer erfaßt,

als eben dann, wenn ich auf etwas wartete in freudiger Erregung, ja sogar im Leide.

Als du in Eyach weiter fuhrst, traf ich am Imnauer Omnibus sofort Bekannte. Ich kam nach Imnau und bald war ich von freundlich Ansprechenden umringt. Auf der Post traf ich deine Briefe. Die Tochter meines Lehrers Frankfurter begleitete mich bis Mühringen. Ich ging durchs Dorf. Ich traf auf dem Wege Viele, die ich in der Jugendzeit kannte. Ich kann dir nicht sagen, wie ich erschrocken bin, es waren Gespenster — verkommene, schmutzige, abgedörrte Gestalten, und das waren Männer, die ich ehedem in frischer Kraft kannte. Bin ich denn schon so alt, und muß ich erst an Anderen sehen, wie alt ich bin? Ich fühle mich noch frisch und behend, und es ist nur traurig zu sehen, wie Armuth und Verwahrlosung die Menschen herunterbringt.

Das Mühringer Schloß ist in gutem Stil neu erbaut. Im heißen Mittag wanderte ich die Straße dahin, aber das Gehen wird mir nicht schwer. Vier halbwüchsige Bursche mit Zeichenmappen u. s. w. begegneten mir. Ich erfuhr von ihnen, daß sie Handwerker seien und aus der Sonntags-Gewerbeschule in Horb kommen.

Da ist doch wieder ein Ergebniß unserer Zeit, das keine andere hatte und das hoffentlich kein Krieg wird vertilgen können. Ich finde, daß die Eisenbahn den Menschen den Begriff der Entfernungen verändert hat. Von Mühringen nach Horb in die Sonntagsschule, anderthalb Stunden weit — das erschien ehedem unmöglich, es war eine Reise.

Der Weg hieher hat sich ganz verändert, ehedem ging er großen Theils durch den Wald, jetzt gar nicht mehr, der Brunnenwald, das Laubwäldle sind verschwunden, überall Aecker und Hopfenpflanzungen. Die Volkstracht ist hier ganz verschwunden. Mir begegnete die Magd aus unserm Hause, ich kannte sie nicht, sie trug einen modischen runden Hut.

Im Kirschenbusch, wo aber jetzt wenig Bäume mehr sind, saß ich lange. Von dort sieht man den jüdischen Kirchhof ganz nahe, dort liegen meine Eltern und Geschwister.

Ich raffte mich auf und ging heimwärts. Die Leute hier wundern sich gewaltig, daß ein Mensch, der ein Fuhrwerk bezahlen kann, zu Fuße geht. — Abends ging ich nach Horb und war mit Dr. Hailer und seiner Frau sehr behaglich.

372.

[Nordstetten], 19. Juli 1870.

Wie du siehst, lieber Jakob, bin ich noch hier und doch rumort mir der Krieg in der Seele, daß ich oft nicht fasse, wie ich hier so auf Kleines achten kann und Erinnerungen skizzire. Was ist das Einzelleben in solcher

Zeit? Wann werden wir wieder die Ruhe zur Vertiefung ins Innere gewinnen? Ich denke aber doch wieder, die Cultur ist stark genug, daß keine Barbarei, wie solch ein Krieg ist, sie im Grunde schädigen kann.

Die Kriegsnachrichten sind sehr bedrohlich. Ich meine doch, ich muß fort, aber ich bringe mich schwer zum Entschlusse, da ich nicht weiß wohin.

Nordstetten, 21. Juli 1870.

Noch bin ich hier, lieber Jakob, und das war gestern ein schwerer Tag. Meine Schwägerin ist angekommen, sie wohnt im Erdgeschoß meines elterlichen Hauses. Ich mußte auch in den obern Stock, und die [dort wohnende] Frau [eines Vetters] wollte durchaus, daß ich alle Zimmer sehe, während mir das Herz sich zusammenpreßte, so meine Elternstube verfremdet zu sehen; Alles ist anders, nur der Ofen, an dessen Figuren mein Kindersinn so viel räthselte, war noch derselbe. Ich ging rasch wieder fort.

Auf 6 Uhr war das Leichenbegängniß des V. angesagt. Ich stand bei dem Grabe meiner Eltern mit den drei Wittwen meiner Brüder, ich konnte mich nicht mehr halten, und es erleichterte mich, daß ich weinen konnte. Ich habe auch den Platz gesehen, wo ich begraben sein will.

Als Alles fort war, blieb ich noch eine Weile allein, die Kiefern säuselten und die Lerchen sangen — so wird es einst sein. — Doch genug.

Ich kann dir nur sagen, ich war, als ich heimkam, so müde, als ob ich über den höchsten Berg gestiegen wäre. Jetzt aber hat mich der Schlaf und ein Gang ins Freie doch wieder erfrischt. Ich habe nun das Schwerste schwer durchgemacht und will nun trachten, daß ich frei ausschaue.

Schreib du mir auch, wie du lebst, und die Deinen. Was wird uns die nächste Zeit bringen? Wir wollen in uns fest stehen und uns einander halten. Leb wohl und laß dir die Sorge nicht zu nahe gehen. Die Stunde rollt, auch durch den schlimmsten Tag — ist der alte Wahlspruch deines Berthold.

373.

[Nordstetten], 24. Juli 1870.

Gestern nach arger Hitze hatte ich doch noch einen ergiebigen Abend. Ich wanderte mit einem alten Schulkameraden, dem Schuhmacher Herzle, den Weg, den du kennst, über Egelsthal nach Mühlen, und unterwegs gab es viel gute Erweckungen an Jugendspiele und Schulereignisse. Herzle ist ein Mensch, wie es wenige gibt, namentlich wenig Juden. Ich war oft bei ihm, als er in Horb beim sogenannten Fußbekleider in der Lehre war, er wanderte als Handwerksbursche und litt viel unter der strengen Beobachtung der Speisegesetze. Als ich Gymnasiast war, war er Soldat in Stuttgart, und auch da lebten wir viel miteinander. Er verheirathete sich hier und

blieb bei seinem Handwerk. Er arbeitet seit bald 40 Jahren hier, täglich, Sommers und Winters von 5 Uhr Morgens an bis Nachts 8 Uhr, kümmert sich nichts um schnellen Gewinn der Handelsleute, hat sich ein gutes Vermögen erarbeitet, hat brave Kinder und lebt zufrieden und arbeitssam wie wenig Menschen; sein ganzes bescheidenes und dabei so tüchtiges und festes Wesen macht den besten Eindruck, und ich freue mich an einer so stillen und gediegenen Natur, die keine Wünsche nach irgend einer Erweiterung hat und nichts will als arbeiten, satt essen und schlafen und brave Kinder erziehen.

Am Abend ging ich allein durch die Kniebis=Gasse, wo das Häuschen der feindlichen Brüder steht, an der Ziegelhütte vorbei, wo die „Kriegspfeife" spielt, nach dem Buchhof. Die Straße nach dem Buchhof ist herrlich, mit weitem Ausblick. Wie im Schießmauernfeld, wie du gesehen hast, nur Gerste gepflanzt ist, ist hier im sog. Kirschenbusch nur Weizen, und die einzelnen Wiesen sind von der langen Dürre fast so trocken wie Straßen. Ich muß mich hier draußen immer bezwingen, den Anblick oder vielmehr den Eindruck vom jüdischen Kirchhof zu verwinden, dann aber ist die Umschau großartig, weit hinaus die Kette der rauhen Alb, die Burg Hohenzollern zeichnet sich auf dem vereinzelten Bergkegel ganz scharf ab. Ich sehe erst jetzt, wie schön die Landschaft meines Heimatsortes ist. Ich wußte als Kind nicht, daß ich kurzsichtig bin, und jetzt mit der Brille erfasse ich die Weite und Größe. Der röthlich goldene Weizen schimmerte in der Abendsonne, und drüben sangen die Lerchen so lustig, so voll und reich.

Von der Straße ab ging es nach dem Buchhof. Aus dem offenen Hofthore sprang ein braunes, kaum einige Monate altes Füllen, nicht weit von mir blieb es stutzend stehen, schaute mich mit seinen großen Augen an, schüttelte den kurzmähnigen Kopf und sprang mit kühner Wendung in die Wiese und wie im Jugendübermuthe im Kreise umher, die Füße keck werfend, den Schwanz hoch. Im Hofe, wo Kinder auf der Steinschwelle saßen, fragte ich nach dem Buchmaier; ich wurde nach dem Ochsenstall gewiesen. Der Buchmaier (er ist der Sohn des von mir geschilderten) kannte mich nicht mehr. Er begleitete mich zur Wiese (er ist natürlich gar nicht ärgerlich, wie ich seinen Vater geschildert) und ich ging dann die alte, seit dem neuen Wege verlassene und mit Gras bewachsene Straße nach dem Taberwasen. Die Dämmerung war eingetreten, und ich ging auf dem Taberwasen den Weg, der durch die Vorhalle der Kirche führt; die Kirche war offen, in der Vorhalle knieten zwei Frauen; auch ein Mann stand bei Seite und hatte die Mütze in den gefalteten Händen und betete, er hielt aber die Pfeife im Mund und ließ sie nicht ausgehen. Diese Menschen

haben doch von dieser Andacht eine gewisse Beruhigung, einen Tagesabschluß, wie solches ihnen nichts Anderes geben kann.

Ich ging die Thalmulde hinab. Die Nordstetter Glocke schlägt jetzt die Stunden in viel schnellerem Rhythmus an als ehedem. Ich weiß, wie ich mich als Kind ärgerte, daß sie so langsam schlug, so daß man inmitten des Zählens zerstreut werden konnte. Das ist jetzt anders. Ueberhaupt finde ich überall Aenderungen. Der Brunnen auf der Daberwaser Gänseweide, wohin ich mir Barfüßele dachte, ist jetzt ein Schöpfbrunnen und daneben eine Pumpe. Ich ging durchs Dorf, die Menschen kennen mich fast wieder alle, und Einer macht mich dem Andern bekannt. Des Maurizeles Marann, die als Magd bei uns gewesen und bei der ich tanzen gelernt hatte, war wieder glückselig, mich zu sehen.

Ich hätte hier mein volles Genügen, wie seit lange nicht, aber der Krieg! der Krieg! Es soll nicht sein, daß man je etwas voll und frei erlebt. Ich hoffe aber doch Material genug zu haben, um im Winter, wenn Frieden ist, die vorgesetzte Arbeit zu unternehmen.

374.

Nordstetten, 25. Juli 1870.

. . . Uebrigens betrachte ich jetzt, über die Greuel hinüber schauend, diesen Krieg als eine nationale Nothwendigkeit, und es ist als ein Glück anzusehen, daß Recht, Ehre, Sittlichkeit so allein auf unserer Seite. Nach diesem Kriege ist eine Mainlinie nur noch ein Mythus aus alter Zeit. Die Männer aus dem Norden und dem Süden, die Schulter an Schulter gekämpft, können im Friedensschluß nicht mehr getrennt bleiben. Blut ist ein gewaltiger Kitt. Jetzt gewinnen wir die deutsche Einheit, und wir dürfen uns glücklich preisen, daß wir das noch erleben, so traurig es auch ist, daß ein Kampf auf Leben und Tod vorausgehen mußte.

Wie gesagt, in der Zuversicht, daß wir das erreichen, wofür wir zeitlebens gestritten und gelitten, bin ich ruhig und gefaßt und zu Opfern bereit. Ich glaube, daß in diesem Kriege und gewiß nach ihm die schwarzrothgoldne Fahne flattern und preußisch nur noch Provinzialbezeichnung sein wird.

Nun will ich dir aber von gestern erzählen. Ich schrieb Morgens Vielerlei auf, was der Schuhmacher Herzle in mir erweckt, und auch Anderes. Nachmittags war ich zuerst bei der Lehrerswittwe, dann beim Herzle. Sein Lehrbub, ein Christ, war am Sonntag nicht da, und ich saß auf dem Schusterstühlchen, dem Fleißigen, der seit einigen Jahren zur Arbeit eine Brille trägt, gegenüber. Die Werkstatt hat die Aussicht nach dem obern Schloßgarten, wo wir oft miteinander gespielt und wo vordem der einzige hier heimische zahme Kastanienbaum gestanden hatte. Herzle schlug Stifte in die frischbesohlten Stiefel für ab-

ziehende Soldaten, er arbeitet sehr exact, und eine Sohle richtig festmachen, erfordert viel Hin- und Herwenden, Nähen, Klopfen, Feilen, Schaben. Es ist eine wahre Labung, dem braven Kerl zuzusehen und zuzuhören. Meine Fragen vom Tag vorher erweckten ihm auch mancherlei Erinnerungen, die er nun still auf seinem Schusterstühlchen für mich ausdenkt.

Ich wurde soeben von der alten Mathel, der Tochter des sog. großen Lehrers besucht. Sie hat meine Mutter in ihrer letzten Krankheit treu gepflegt, sie betet noch täglich für sie und sagt: „die Edel hat gewiß einen guten Platz im Himmel, so gibt's keine Frau mehr, unter Juden nicht und unter Christen nicht." Sie erzählte mir viel von meiner guten Mutter.

375.

Cannstatt, 30. Juli 1870.

Gestern also, lieber Jakob, bin ich mit Eugen hieher gereist. Es duldete mich nicht mehr in Nordstetten. Ich muß unter Menschen meiner Betrachtungsweise sein. Ich muß sehen, daß ich etwas thue. Ich halte diese ständige thatlose Spannung nicht aus.

Die Fahrt, meist unter strömendem Regen, war sehr belebt. Ueberall Kriegsgespräche, Vermuthungen rc., alle Welt ist jetzt Diplomat und Stratege, aber ein frischer, muthiger Geist bricht überall durch. Wenn denn die Barbarei des Krieges nicht zu vermeiden war, so ist es gut, daß er jetzt und so ist, wo das sonnenklare Recht auf unserer Seite. Ich sah in Tübingen den Platz, wo das Uhland-Denkmal errichtet werden soll. In welcher Stimmung wird das geschehen? Ich hoffe, in der glücklichsten. In Reutlingen sahen wir das Denkmal für Friedrich List. Hoffentlich gibt es nie mehr solche Märtyrer.

Unterwegs wurde mir auch eine Bauernfrau gezeigt, die nach Stuttgart reiste; sie kam aus der Gegend von Sulz, ihr einziger Sohn war vor wenigen Tagen erstochen worden, er war beim Train, stand vor dem Gasthofstall, wo eingekaufte Pferde waren, Wache, ein verkommener Mensch will in den Stall eindringen und Pferde stehlen, der Soldat wehrt es ihm, der Lump sticht ihn mit dem Taschenmesser nieder. Die Frau setzte sich zu mir, da ich sie ansprach, und sie klagte: „Ach, es war ein so guter und so schöner Sohn, er hat einen Stiefvater, ich hab' nur noch ein einziges Mädchen, aber der Stiefvater hat ihn so lieb, wie ein eigen Kind, und mein Sohn, er ist auch Müller, ist in Zürich gewesen und hat dort die Tochter des Müllers heirathen können und ist heim in den Krieg. Wäre er im Feld gefallen für das Vaterland (ipsissima verba), ich hätte es ertragen müssen, wie tausend Andere, aber so! aber so! Mein guter schöner Sohn! Ich will sehen, wo sie ihn begraben haben und will

den sehen, der ihn umgebracht hat, meinen guten schönen Sohn." Es gelang mir, sie von dem letztern Gedanken abzubringen. Sie dankte meiner Theilnahme.

Von Plochingen an ging ich in die 2. Wagenklasse und traf einen trefflichen Mann in einem Artillerie-Offizier Namens Lenz aus Bayern, der als Quartiermacher nach dem Badischen reist.

Ich besuchte [heute] Freiligrath, er las mir ein Gedicht vor, das morgen in der Rheinischen Zeitung erscheinen wird. Ich machte ihm ein Amendement (da, wo Germania in die Hände klatscht, muß sie die Fäuste ballen, das verlangt die Continuation der Haltung und Empfindung), er stimmte mir sofort bei und wird das beim zweiten Abdrucke ändern. Ich war dann noch bei Hemsen auf der Hofbibliothek. Wie still ist's da in den ehemaligen Räumen der Karlsschule.

Sonntag, 31. Juli 1870, Nachts 11 Uhr.

Gestern Abend kamen noch Hemsen, Lübke und der treffliche Liedersänger Stockhausen (der hier wohnt) zu mir.

Heute früh habe ich Eugen den Entwurf meines Flugblattes[1] diktirt. Ich war bei Stockhausen, der wunderbar sang, Lübke war auch da und der kernhafte berühmte Chirurg, Professor Billroth aus Wien, der als Pommer sich ins Feld zur Hilfe begeben will.

376.

Cannstatt, 3. August 1870, Morgens.

... Ich war gestern Abend bei Lübke, fuhr nach 11 Uhr mit Stockhausen und dessen Frau hieher. Beim Aussteigen begrüßte uns der Wirth, und ich sah das Lesezimmer erleuchtet. Ich frug, was das ist. „Eine geschlossene Gesellschaft" war die Antwort. Ich ging auf mein Zimmer und zog mich eben aus, als Lichter vor meinem Fenster im Garten sich zeigten und viele Männer. Ich rief Eugen, was das sei. Bald war es klar, sie stimmten ein Lied an. Ich kleidete mich wieder an, sie sangen drunten ein Lied mit dem Endreim „Du warst mein Traum in stiller Nacht", wunderbare metallvolle Männerstimmen, und die Nacht war so still und ruhig. Jetzt sangen sie ein Vaterlandslied, und nach ihm sprach ein großer Mann (wie ich später hörte, Dr. Tritschler) in ergreifenden Worten ihre Verehrung aus: das erste Lied hätte dem Dichter x. gegolten, das zweite dem Vaterlandsfreunde, der aus dem Herzen und zum Herzen Aller heute gesprochen, und sie schlossen mit einem Hoch.

---

[1] Abgedruckt in „Wieder unser". (Stuttgart, Cotta 1871.)

Ich antwortete vom Fenster aus und knüpfte an die Worte an: „Du warst mein Traum in stiller Nacht", wie das der große Gedanke der Einheit Deutschlands war, der kein Traum der Nacht mehr ist, sondern in hellem Tage sich jetzt als Leben gestaltet. Wir haben jetzt schwere, bittere Opfer zu bringen, aber groß und erhebend ist die Zeit, wir kommen ans Ziel, wir gewinnen das einige Deutschland, und ich brachte diesem ein Hoch.

Nun sangen sie noch die Wacht am Rhein. Ich ging hinab und begrüßte Einzelne. Es war der beste Gesang-Verein, die Concordia, 38 Männer, angesehene Bürger; sie hatten um 5 Uhr den Aufsatz im Merkur gelesen, sofort Versammlung anberaumt und das Ständchen beschlossen. Alle kamen mir die Hände zu drücken.

Ich schlief lange nicht, so etwas erlebt zu haben, das macht glückselig. Mein Wort hat einen guten Ort gefunden.

377.

Karlsruhe, 10. August 1870.

Ich will dir, lieber Jakob, nur schnell sagen, daß ich hier bin und bereits zu Großem mitwirken konnte. Du erhältst ausführlichen Brief, sobald ich dazu komme.

378[1].

Lampertheim, 29. August 1870.

Ich reise morgen von hier ab, wahrscheinlich nach Gmunden, um meine Frau und Kinder von dort abzuholen. Wenn du mir schreiben willst, adressire Cotta Stuttgart, wo ich übermorgen zu sein hoffe.

379.

Gmunden, 16. September 1870.

Ich habe dir gar viel zu schreiben. Aber wo soll ich anfangen?

Ich bin wie natürlich in vielfältig bewegter Gemüthsverfassung. All mein Sinnen und Denken gehört den großen Ereignissen des Vaterlandes, und mitten heraus muß ich der Familienpflicht nachkommen. Und daneben bewegen mich trotz alledem literarische Pläne für die Zukunft.

380.

Straßburg, 26. October 1870.

Was ich draußen im Lager empfunden, was mir oft in der Vorstellung das Herz zerschnitt, da ich die Barbarei des Krieges sah, was mir eigentlich doch auch wie ein Befreiungsruf war, daß ich fort mußte — das sehe ich jetzt in einer erschreckenden Wirklichkeit vor mir, wie es doch keine Phantasie ausdenken kann. Eine ganze Stadt ist zum Krüppel geschossen,

[1] B. A. war seit dem 16. August im Hauptquartier des Großherzogs von Baden.

durch die Brust, durch die Gliedmaßen, ich weiß nicht, wie sie sich wieder aufraffen soll.

Und wenn die Menschen erzählen, was sie gelitten! Das Brandschießen hat die Bürgerschaft verhärtet, statt wie man draußen glaubte, sie zu erweichen.

381.

Heidelberg, 4. November 1870.

Da bin ich nun, lieber Jakob, bei meiner Schwester und deinem Bruder, und eine gewisse Beruhigung im Gefühl der Heimatlichkeit kommt über mich.

Es war meine Absicht, in Straßburg feste Bilder zu fixiren, vor Allem zum Abschluß meiner Lager-Briefe[1], die ich so jämmerlich unterbrechen ließ und unzähligen Mißdeutungen u. s. w. bloßstellte. Ich war aber in dem zerschossenen und von Krankheit und Jammer erfüllten Straßburg so traurig und matt, daß ich plötzlich davon ging.

Ich hatte auch den Plan, aus meinen Wahrnehmungen und der großen Zeitgeschichte einen Roman zu formiren, etwa unter dem Titel: Zwischen Schwarzwald und Vogesen. Ich habe die Linien einer Fabel dafür und gebe den Gedanken noch nicht auf. Aber jetzt kann ich eben gar nichts.

Den 5. November.

Ich bin heute etwas frischer gestimmt. Besonders wohl thut mir das Leben hier im Hause.

Ich sehe großmäuliges Aufprotzen und Niederhalten der Freiheitsbewegung voraus, aber ich fürchte sie nicht. Ich hoffe, wir sind als Nation stark genug, zu holen was wir brauchen.

Den 6. November 1870.

Ich war gestern in Mannheim. Abends war ich bei Gervinus, der mit Kümmerniß den Teutonismus sich aufblähen und die Reaction hereinbrechen sieht, er will erst wenn der Friede geschlossen wird, eine Flagge an seinem Hause aushängen. Dann war ich mit Treitschke und Wattenbach im Museum beim Abendessen. Du siehst also, daß ich schon wieder in den Menschenstrom stürze.

382.

Heidelberg, 10. November 1870.

Habe ich dir schon gesagt, daß mein vortrefflicher Freund Oberst Müller von Rastatt, den du ja auch kennst, schwer verwundet, aber gerettet ist und in den nächsten Tagen zurückgebracht wird. Es wird als wahres Wunder angesehen, daß Müller, der einen Schuß in die Brust bekommen hatte, doch am Leben blieb. Seine Frau hatte ihn in Raon l'Etape treu gepflegt.

[1] In der Allgemeinen Zeitung.

Den 12. November.

Ich bin Willens einen Nachtrag zu meinen Straßburger Briefen zu schreiben und diesen entweder in die Allgemeine Zeitung zu schicken oder, was vielleicht noch besser, die Briefe mit diesem Nachtrag als besondere Broschüre erscheinen zu lassen. Ja, es fällt mir ein, daß ich vielleicht noch mehr und besser thun kann. Ich möchte ein Buch herausgeben unter dem Titel: Drei Tagebücher von Berthold Auerbach[1], enthaltend: 1. Tagebuch aus Weilbach (aus dem Jahre 1840, im „Freihafen" gedruckt), friedlich, idyllisch, 2. Tagebuch aus Wien (aus dem Jahre 1848) und 3. Vom Kampf um Straßburg, die Briefe in der Allg. Ztg. mit dem Nachtrag.

383.

Heidelberg, 21. November 1870.

Die zwei Tage, die Hemsen bei mir war, thaten mir wieder sehr gut, er ist so getreu und dienstwillig und dabei von einer feinen Art im edelsten Sinne.

Gestern Abend, als er bei mir war, kam Helmholtz und blieb wohl zwei Stunden. Es war mir eine Ueberraschung oder eigentlich eine Bestätigung, die nur in der Form das Ueberraschende hatte, zu finden, daß streng wissenschaftliche und künstlerische Produktion nach demselben Prozeß verlaufe. Wir sprachen, so viel ich mich noch erinnere, im Zickzacklaufe des Gespräches auch über die Kritik von Vischer über Strauß' „Voltaire" und kamen dann auf Gervinus zu sprechen. Es war mir von Interesse, zu wissen, was Helmholtz über Gervinus' Buch: „Händel und Shakespeare" denkt. Er erklärte sehr fein, daß Gervinus eben nur das Poetische in der Musik zu fassen vermöge, aber nicht das eigentlich Musikalische, das ein ganz Besonderes ist. Nun legte Hemsen scharf dar, daß Gervinus eigentlich allen Dichtern das Concept corrigire und ihnen darlege, wie sie es eigentlich hätten machen sollen und sogar was ihnen oblag. Ich konnte dagegen setzen, daß Gervinus im Grunde eigentlich Psycholog im eminenten Sinne, er versteht die produzirenden Persönlichkeiten besser als die Produkte; darum deutet er diese, wie z. B. bei Shakespeare moralisch, statt künstlerisch ästhetisch, er sieht — was von großer Bedeutung ist — immer Alles im logisch historischen Zusammenhang, weiß, wo in die Lücken des Einen sich der Andere und das Andere einsetzt. Er ist Geschichtsphilosoph im neuen Sinne, nicht eigentlicher Darsteller; er kennt das Netz und seine Verknotungen, das über alles Geschehende gebreitet ist, er ging mit seinen logisch mathematischen Linien sogar so weit, in seiner Einleitung zur Geschichte des 19. Jahrhunderts gradaus zu prophezeien; aber die Geschichte wie das Leben der

[1] Vgl. Brief vom 14. Januar 1871.

einzelnen bedeutsamen Menschen hat einen Punkt, wo das Genetische ins Geniale abspringt, unberechenbar, eine neue Macht mit neuem Gesetz hervorbringend.

Wir kamen auf das Geheimste, was es gibt, auf das Verhältniß des Bewußtseins zur künstlerischen Produktion. Du weißt, daß mich das Thema schon lange nicht losläßt. Da war's nun, wo Helmholtz in tiefster Weise auch seine wissenschaftlichen Feststellungen und Neubildungen erörterte. Ich wollte, ich wüßte es noch Wort für Wort, denn es war so klar als tief. Er erklärte, daß sich Wahrnehmungen, Eindrücke, Vorstellungen in der Seele ansammeln, aus denen es dann plötzlich blitzt, so daß ein Zusammenhang und neue Anschauungen sich bilden, neue Gesetze hervortreten und Alles stimmt. Tausende sammeln die gleichen Materialien, so dichterisch, so wissenschaftlich, aber in dem Einen gewinnen sie Neugestaltung, und weil Alle dasselbe Material hatten, aber lose und ohne jene Entzündung, begrüßen sie wissenschaftlich und künstlerisch das Dargebotene als auch ihnen zugehörig und aus ihnen kommend.

Helmholtz sagte, daß Alles, was er geschrieben (die Lehre der Tonempfindung, seine Nervenlehre 2c.), er schon als Student gehabt hatte, ohne wissenschaftlich gesetzliche Sicherheit; das sammelte sich und im Fortgange gewann Einzelnes selbständiges Leben, wie eine dichterisch sich fortsetzende und aufbauende Gestalt, nicht mehr eigentlich gewollt oder gewußt. Wie gesagt, ich kann es nur dürftig wiedergeben, aber dahin zielte es, natürlich schärfer als ich es dir hier schreibe. Es waren Stunden reinsten Gemeinlebens, und das ist der Lebensmühen werth. — Ich freue mich sehr, Helmholtz künftig in Berlin zu haben.

384.

Darmstadt, 28. November 1870.

Ich schreibe dir heute wieder besser, lieber Jakob. In den zwei Tagen guten Beisammenseins hat sich wieder so Vieles ausgesprochen, daß sich leichter brieflich anknüpft.

Ich traf vorgestern Abend Bankdirektor Schmoller am Bahnhofe, er erwartete mich. Ich wohne aber nicht bei ihm, sondern im Darmstädter Hof. Bei dem prächtigen jungen Paare (seine 18jährige Frau ist die Tochter der Frau Werner=Parcus in Bingen, die eben auch hier) hatte ich einen heimisch wohligen Abend.

Gestern früh war ich bei David Strauß, er zeigte mir die neue Bearbeitung seines „Hutten", er will ein rundes, von allem gelehrten Ballast befreites Volksbuch daraus gestalten, und es freute mich besonders, da er ganz unbefangen froh sagte: Ich lese das alte Buch wieder, und es ist ein gutes Buch und ich hab meine Freude dran. Ich glaube, daß es besonders

wichtig ist, eben jetzt, wo wir die innern Kämpfe auszutragen haben, ein solches Buch in die Hände des Volkes zu geben.

Sehr viel Anmuthendes erzählte er mir von der Prinzessin Alice und von der Widmungsgeschichte des „Voltaire". Es war, solang er die Vorträge hielt, sein Gedanke, der Prinzeß das Buch zu widmen; bei der Durcharbeitung und allmählich stellte sich's doch heraus, daß ihr dies Ungenehmes bereiten könnte. Da sagte sie einmal plötzlich: Nun sollten Sie mir das Buch widmen. Jetzt war er der Abwehrende, er bestand darauf, daß ihr Gemahl alle Bogen lese. Er legte ihr zwei Widmungen vor, die eine, die er sich ehedem gedacht, und eine andere verwahrende und formelle; sie wählte die erste, wie sie jetzt ist, und als von Unannehmlichkeiten ꝛc. die Rede war, sagte sie: Ich hatte so viele Freuden von diesen Vorträgen, daß ich schon etwas dafür hinnehmen kann.

In Strauß' Leben bringt dies Verhältniß einen belebenden Reiz, wenn er sich auch ganz frei hält, es bringt anmuthige Bewegung in sein vereinsamtes Dasein.

Strauß steht Morgens früh auf, kocht sich selber seinen Kaffee, arbeitet bis Mittag 1 Uhr, geht dann zu Tische, wo er neben Otto Roquette (der eine feine und reine Natur) sitzt, geht dann nach Haus schlafen, dann in jedem Wetter zwei Stunden im nahen Tann spazieren, wieder nach Hause, arbeitet bis 8 Uhr, trinkt dann seine Flasche Bier und ißt etwas, geht noch bis 9 Uhr, ohne zu lesen, in der Stube auf und ab, Allerlei sinnend, und legt sich dann schlafen. So tagtäglich.

385.

Heidelberg, 3. Dezember 1870, 6 Uhr.

Statt um 4 sind wir erst kurz vor 5 hier angekommen. Es war sehr kalt unterwegs, ich habe aber gut im Rochholz gelesen und später mich mit einem Kaufmann aus St. Gallen sehr gut unterhalten. Er kam eben aus Brüssel und erzählte viel von dem Blaguiren der Franzosen dort und daß seit Erklärung der Republik auch viele Schweizer mehr zu Frankreich geneigt sind, wie die Belgier auch.

Hier habe ich Alles wohlauf gefunden und schreibe dir in meinem wohldurchheizten Zimmer. Die drei Tage, die ich bei dir und den Deinen war, sind mir warm und wohl im Herzen.

386.

Heidelberg, 6. Dezember 1870.

Ein deutscher Kaiser! Auch das also erleben wir noch! Warum können wir nicht voll aufjubeln bei der Erfüllung unseres Jugendideals?

Ich habe dir erzählt, daß schon im Lampertheimer Lager von der

Nothwendigkeit der Kaiserernennung die Rede war und feststand, daß nur der König von Bayern die Initiative ergreifen dürfe.

In Straßburg waren hohe Militärs Gegner der Kaiser-Ernennung, aus dem ganz richtigen Gefühle, daß damit das eigentliche Preußenthum in seinem spezifischen und historischen Bewußtsein aufgelöst würde. Und das ist nun eigentlich das Beste, was damit erreicht wird neben dem, daß jeder deutsche Soldat nunmehr dem Kaiser huldigt und die Einheit eine feste Form und Gestalt in der Volksvorstellung gewinnt. Freilich bleibt da noch viel schwere Arbeit. Wenn es aber wirklich würde, daß (wie der Correspondent der Times sagt) der Titel: Kaiser von Preußen ꝛc. angenommen würde, dann wäre alle einfach gerade Volksempfindung vermantscht.

Ich bin kein orthodoxer Burschenschafter, aber ich finde, daß auch Strauß bei der Debatte über die Flaggenfarben die Hauptsache nicht getroffen. Man mußte einzig deshalb Schwarz-Roth-Gold nehmen, damit es keine Oppositionsfahne mehr gibt. Loyal sein zu dürfen, ist das Glück, das wir erwartet haben.

Den 7. Dezember.

Ich bin (und das ist das Aergste, was einem Menschen und Schriftsteller passiren kann) in manchen Einzelheiten nicht sicher und über das Ganze zweifelhaft, und Luther hat Recht: was man mit Wankel-Gemüthe unternehmen will, soll man lieber ganz lassen.

Ich schreibe indeß die Sache fertig. Es sind einzelne gute Partien darin, und wenn man nach zehn Jahren das Ganze liest, wird man doch ein Bild unserer Stimmung und den Rhythmus unseres Pulses daraus entnehmen können. Ich bin auch schon auf den Gedanken gekommen, Alles zu sagen bis auf das Concreteste und Persönliche hinaus und das Manuskript liegen zu lassen, damit es später, vielleicht erst nach meinem Tode, gedruckt werden kann. Was meinst du dazu?

Den 8. Dezember.

Ich mache es wie jener Rathsherr in Sachsen bei der Ueberschwemmung, der sagte weise: Einstweilen thun wir gar nichts und sehen zu, was wir morgen, wenn das Wasser höher steht oder gefallen ist, zu thun beschließen.

So ist's. Einstweilen thue ich gar nichts als lesen und rauchen, und damit läßt sich auch das Leben herumbringen.

387.

Heidelberg, 10. Dezember 1870.

Ich habe heute die ersten drei Bogen Correctur des Weilbacher Tagebuches bekommen. Ich muß dir sagen, mir hat das Ding ganz gut gefallen, und meine geistige Constitution ist sich doch ganz gleich geblieben. Wunder-

lich nimmt sich freilich der gedämpfte Censurton aus, aber ich meine, es ist gut, wenn die heutige Welt und besonders die Jugend wieder sieht, mit was und wie wir uns vordem abplagten.

Deutsches Reich und deutscher Kaiser! Das haben wir nun doch, und ist auch in der Verfassung verteufelt viel Verknorztes — jene Worte sind doch viel, sind mehr als Worte und ändern auch viel an der Sache. Ich hätte — freilich mit schwerem Herzen — aber doch auch Ja gestimmt als Abgeordneter. Der Gang der Geschichte ist ein ewiges Pactiren, ich möchte sagen, er ist wie unser leibliches Gehen ein stets aufgehaltenes Fallen.

Unsere Kinder haben's doch weit besser als wir, und sie sollen eben auch noch schwere Arbeit haben.

388.

Heidelberg, 12. Dezember 1870.

Diese Woche fängt mit einem Briefe von dir an, und das ist gut. Auf deine Frage muß ich dir sagen, daß ich eben in jenem Sommer 42 in Weilbach den Ivo schrieb. Die Scene, wie Ivo am Bergrande reitet, Pferd und Reiter sich scharf am rothen Abendhimmel abhebend, erinnere ich mich ganz genau dort erschaut zu haben.

Auch habe ich damals „Aufzeichnungen eines Bahnwärters“ geschrieben, von denen ich nur noch einzelne Notizen habe, das ganze Manuskript ist verloren gegangen. Ich weiß nur noch, daß ich damals die ganze Neuheit des Lebensberufes und der Situation durch fast täglichen Besuch bei einer Bahnwärterfamilie fixirte; ein Nachklang davon ist in den Schluß der „Sträflinge“ übergegangen, deren erste Scene überhaupt bei Leisler (Heister) in Wiesbaden spielt, ich meine die Scene von den beiden Universitätsfreunden. Auch der Regierungsrath, den ich jetzt nicht mehr zu nennen weiß, ist gesehen.

Eben, indem ich schreibe und Vergangenes zurückrufe, wird mir klar, warum mir meine jetzige Arbeit so überaus schwer wird. Natürlich, daß ich auf fremdem Gebiete und ohnedies jetzt zaghaft, ist ein Hauptgrund: aber ein anderer liegt auch noch darin, daß ich durch meine Schwester ständig in Erinnerungen und Feststellungen aus meiner Kindheit lebe, und komme ich dann zu dem Denken von heute, zumal an die Betrachtung der großen politischen Neugestaltungen, da komme ich eben in eine fremde Welt oder vielmehr, ich muß mich wieder ganz neu fassen. Es ist das ein Doppelleben ganz eigener Art, und ich kann immer nur eines sein, ich kann, während ich Musik höre, nicht sprechen und — du weißt schon, was ich meine.

Heute früh erwachte ich mit dem Gedanken an Penelope und wie das auch als Symbol gefaßt werden kann. Wer auf etwas wartet, mit seinem innersten Denken auf Entferntes gerichtet, zu dem doch kein führen-

des und verständigendes Wort gelangt — wird im Lauf der Zeit, bei aller Treue, von Zwiespalt heimgesucht, hat kein zielsicheres Thun mehr und trennt am Abend auf, was am Morgen gewoben.

In Bezug auf die Tagebücher bin ich zu der Ansicht gekommen: Wir Nichtwitzigen haben auch ein Recht auf Festhaltung subjectiver Erlebnisse, so gut wie die Reisebilder-Macher, zumal wenn wir ein Allgemeines subjectiv erleben.

Heidelberg, 15. Dezember 1870.

Hast du die Vorrede von Gervinus zur neuen Auflage seiner Literaturgeschichte gelesen? Wo nicht, so lies sie bald. Mir macht sie einen tiefpeinlichen Eindruck. Auf Grund strenger Wahrhaftigkeit hielt sich Gervinus in absoluter Eigenart und Unabhängigkeit, die ihn aber nicht nur isolirt, sondern auch gewaltsam gegensätzlich macht. Er spricht in seiner Vorrede von Dahlmann und den Grimms (denen das Buch gewidmet war), und er verständigt sich gleichsam mit ihnen, in der Ueberzeugung, daß sie ihm beistimmen. Da liegt's! Er hat Umgang mit Verstorbenen, aber keinen mit den Lebenden, oder wenigstens nicht mit solchen, die er als geistige Pairs anzusehen genöthigt ist.

Der Fortbewegung des Lebens gegenüber gibt es mit Verstorbenen keine Verständigung und steht denselben auch keine vollständige Rechtsprechung zu. Wer kann sagen, wie Lessing einen Strauß oder Uhland, Kepler einen Humboldt oder Gauß beurtheilt haben würde? Das geistige Weltganze und die Geschichte bringt neue Motive, und eben weil Lessing die Concentration einer bestimmten Zeit war und ebenso Kepler u. A., und wie sie nur innerhalb ihrer Zeit gerecht angesehen werden können, könnten auch sie, wieder lebend gedacht, keine andere Zeit gerecht verstehen. Es gibt unzweifelhaft ewige Maßstäbe für alles Geschehende, aber dieses bringt nach Gehalt und Gestalt immer etwas Neues, das sein Maß und Gewicht bestimmt. Der Grundsatz der Blasirtheit, den schon König Salomo aufstellte: Es gibt nichts Neues unter der Sonne — ist nur halbwahr. Das in der Natur und dem Menschen Gesetzte ist ewig das Alte, aber auch ewig das Neue. Wir messen die Dampfkraft nach Pferdekraft, aber sie ist doch nicht dieselbe, und eine Lokomotive von 100 Pferdekraft kann z. B. eine Schnelligkeit einsetzen, die hundert Pferden nicht möglich ist. Und so geht es auch in der Geschichte. Die Motoren lassen sich an den immer gleich bleibenden Seelenkräften Einzelner und ganzer Nationen messen, aber der Bildungsinhalt und die Leidenschaften geben ein Neues und verändern sich mit elektromagnetischen Telegraphen, gezogenen Kanonen und Luftballons &c.

Dahlmann und Jakob Grimm können, weil sie todt sind, nicht über unsere Zeit urtheilen. Der Satz, „der Lebende hat Recht“ ist dahin zu mo-

difiziren: der Lebende hat zu dem alten ein neues Recht. Gervinus hat sich in seinem Unabhängigkeitstriebe nicht unter die Lebenden, sondern unter die Abgeschiedenen gestellt. Wenn er vom Auge des Tages und dem Auge der Geschichte spricht, so traut er sich eine Perspective zu, die Niemand hat. Das omnia sub specie aeterni hat seine Bedingtheit im betrachtenden Individuum, das eben als solches keine Aeternität hat oder vielmehr durch seine genetische Entwicklung eine endliche Bestimmung und Fassung in sich hat. Wenn Lessing einmal sagt, daß nur ein Zeitgenosse seine Zeitgeschichte schreiben kann, so meint er gewiß, daß er als Mitlebender und Mitempfindender jene Stimmung mitrepräsentirt, die kein Nachkomme aus Fakten und Dokumenten componiren kann. **Sine ira et studio** ist ein Erforderniß, das man sich als Geschichtschreiber stellen muß, aber doch nie vollkommen erreichen kann. Ich glaube mit meinem Worte vom aufgeregten Zuschauer Recht zu haben.

Ich muß noch ein neues Blatt nehmen, um dir zu sagen (du wirst sehen, daß ich leider Recht habe), diese Kundgebung von Gervinus ist von unberechenbaren traurigen Folgen. Nicht nur die Ultras und die Chaosmacher im Vaterlande werden rufen: Seht her, da ist unser Mann! Auch im Auslande wird diese Stimme eines so hochgeltenden Geschichtschreibers schlimmste Wirkungen haben. Es ist nur gut, daß uns die Stimmungen des Auslandes nicht thatsächlich schädigen können.

Ich habe noch Niemand über diese Vorrede gesprochen. Gestern auf dem Museum fragte ich Bluntschli um seine Betrachtung, er that, als ob er nur flüchtig hineingesehen habe. Er wollte sich offenbar nicht äußern, und ich schwieg.

16. Dezember 1870.

... Nun aber, warum zögerst du mit den Correcturen? Ich kann mir denken, daß sie dir viel zu thun machen, brauchst aber nur kurze und boshafte Bemerkungen zu machen, sie treffen mich in furioser Streichstimmung. Bei Manchem, was mich wirklich freut, ist so viel Unvergohrnes und gewaltsam Aufgebauschtes, so viel was bloß dazu da ist, um gewisse Niederschläge aus der Spinoza-Uebersetzung los zu werden — daß ich da unbarmherzig dreinstreiche. Es ist durchaus nicht nöthig, daß man solche Entwicklungsphasen immerfort nachschleppt — zumal da ich in dem Vorgebrachten auch eine gewisse Eitelkeit, ein sich zeigen Wollen mit Allerlei sehe.

Ich traf vorgestern hier den alten Hofrath Gritzner aus Wien, den ich (s. Tagebuch aus Wien) drei Tage mit Lebensgefahr verborgen gehalten; er hat sich hier in der Nähe ein kleines Häuschen gebaut, lebt da mit einem alten Diener, raucht und liest. Solch ein Leben möcht' ich auch

haben, vergessen und vergessend. Aber ich komme nicht dazu, und es mag auch gut sein, daß ich nicht dazu komme.

389.

Heidelberg, 27. Dezember 1870.

Ich war mit August und Eugen in Mannheim bei Ellers zu Tische. Es that mir herzlich wohl, meinen Söhnen solche Altbefreundete zu geben. Eller (jetzt Gemeinderath geworden) ist hier Führer der Volkspartei, und wir hatten Gegensätze zu vermeiden. Frau Eller hat sich mit großer Energie zu bedeutender seelischer Reife entwickelt, und die Art, wie sie sich August (als Freundin seiner Mutter) näherte, war herzlich wohlthuend.





1871.

390.

Stuttgart, 14. Januar 1871.

Nun bin ich hier und fühle mich auch hier von so viel freundschaftlichen Herzen erquickt. Besonders Hemsen ist mir so treu und ständig dienstwillig zur Seite. Er hat meine Straßburger Sachen hier gelesen und ist überaus begeistert davon, aber er ist mir so wohlgesinnt und geht so liebevoll auf alle meine Intentionen ein, daß ich keine volle Sicherung in seinem Urtheil finde. Denn du hast Recht, man muß auf die Feinde und Uebeldeuter gefaßt sein. Ich habe mich aber heute entschlossen, die ersten zwei Tagebücher doch vorerst wegzulassen und die Straßburger Sache rc. allein hinauszugeben unter dem Titel: Wieder unser.

391.

Wien, 10. Februar 1871.

Ich habe dir so viel zu sagen, und es wird mir so schwer, einen Brief zu schreiben. Es ist ein wunderliches Leben, keine Nacht vor zwei Uhr ins Bett, bis tief in die Nacht hinein so viel mit so vielerlei und oft bedeutenden Menschen sprechen, Morgens um 10 aufstehen, kaum Zeit ordentlich die Zeitung zu lesen, und dann wieder in den Trab, zu Fuß, zu Wagen.

Das war gestern ein Tag der verschiedensten Bewegungen. Ich hatte Morgens viel Geschäftsbriefe zu schreiben. Als ich Mittags beim Friseur war, las ich das Abendblatt, und was sehe ich zuerst? Venedey ist gestorben. Die gute treue Seele, allzeit selbstlos und voll edelster Hingebung für Freiheit und Vaterland. Und er war mir so gut von je her. Du erinnerst dich des offenen Briefes, den er als Flüchtling an mich schrieb, von Havre aus, sofort nach Erscheinen des ersten Bandes Dorfgeschichten, und noch vor wenigen Tagen schrieb er mir spontan und so warmherzig über die kleine Erzählung: Mumienweizen.

392.

Berlin, 9. März 1871.

So bin ich nun wieder hier. Ich bin allein über Breslau hieher gereist, meine Frau und Kinder über Dresden.

In Breslau hatte ich einen sehr bewegten Tag, äußerlich und innerlich. Welche Erinnerungen erwecken sich mir in jeder Straße, beim Anblick dieses und jenes Hauses! Mein Schwiegervater ist fast ganz gelähmt, dabei aber frischen Muthes wie je. Albert hat eine schöne wohlausgestattete Häuslichkeit, prächtige Kinder und eine feinsinnige, echt schönbürgerliche Frau, die sich in Pflege und Liebe wahrhaft verehrungswürdig gegen den Schwiegervater benimmt. — Ich sah auch viele alte Freunde.

Als ich am Abend hier durch die Stadt fuhr, zeigte sich sofort auffällig der Unterschied von Wien. Keine schnellfahrenden Equipagen, keine geputzten Menschen hier, dafür aber Lastwagen in Menge, hastig rennende Menschen. Berlin ist eben Arbeitsstadt, und Wien ist Vergnügungsstadt. Man meint, man müßte hier der Stadt ansehen, daß sie die siegreiche, die hochaufsteigende ist. Aber man sieht nichts als den derbsten Werkeltag.

Ich kann dir nicht sagen, wie froh ich bin, nach 10monatigem Vagabundiren wieder zu Hause zu sein, im eigenen Bett zu schlafen.

Als ich heute zum erstenmal ausging, dachte ich, um die Ecke der Linkstraße biegend: wer wird mir zuerst begegnen? Und siehe, eine meiner liebsten Erscheinungen in Berlin war die erste Begegnung: die Frau des Professors Gneist, die Tochter August Böckhs. Sie reichte mir beide Hände dar und war nicht minder erfreut als ich. Sie erzählte mir, daß am Abend vorher ihr Mann ihr mein Elsaß-Buch vorgelesen habe. Sie ist mir immer noch besonders anhänglich, weil ihr Vater mir so gut war und wir so gut von ihm miteinander sprechen können.

Die Leute auf der Straße bieten freundlichen, oft herzlichen Gruß; aber ich weiß, wie das hier ist. Niemand hat Zeit für den Andern. Ich betrachte es als ein Glück, daß das Elsaß-Büchlein von mir heraus ist. Ich habe dadurch die Fragen über mein Leben der letzten Zeit leichter zu beantworten. —

Den 10. März.

Ich muß es lernen, mich an das herbe Klima hier wieder zu gewöhnen, und ich muß mich erinnern, daß man nach so langer Abwesenheit auch die Menschen daran gewöhnt hat, einen nicht zu entbehren.

Den 22. März.

Gervinus todt! — Du weißt, wie viel ich noch mit ihm im vergangenen Winter gelebt, und nach einem so großartigen Wirken ist es

doppelt hart, daß er nach einer so schrillen Dissonanz mit der ganzen Zeitstimmung aus der Welt geschieden ist. Und wenn ich an die Frau denke, die so mit ihm lebte, als wären Beide nur ein einziger Mensch, und die ihm das Einzige zubrachte, was sein herbes Wesen schmeidigte, nämlich die Musik, und die nun kinderlos einsam ist!

Den 23. März.

Ich erhalte die Nachricht, daß von meinem Elsaß-Buch eine neue Auflage gemacht werden muß. Ich hätte gern dem Büchlein einen neuen Zusatz eingefügt. Es fehlt darin offenbar der ans Wunderbare grenzende Umschlag der Stimmung durch die Schlacht bei Wörth. Wir hatten damals alle gefürchtet, nicht nur, daß wir zuerst geschlagen würden, sondern sogar, was fast noch ärger gewesen wäre, daß Friede geschlossen werden könnte, bevor Süddeutsche und Norddeutsche miteinander ihr Blut vergossen. — Auch in Bezug auf die Juden habe ich ein gutes Wort vergessen — daß nämlich ein Elsässer Jude sagte: Bisher waren wir Franzosen und jetzt werden wir deutsche Juden! — Beides hätte ich gerne nachgetragen. Aber ich meinte, daß ich nichts hinzusetzen dürfe, und so corrigirte ich nur einen einzigen sinnentstellenden Druckfehler.

Der Tod von Gervinus liegt mir noch schwer in der Seele. Gewiß ist sein Tod dadurch beschleunigt, daß er in so herber Differenz mit aller Welt war. Das erträgt man bei gesundem Leibe, sich stramm aufrecht haltend, aber nicht, wenn man krank ist und darniederliegt.

Den 26. März 1871.

Es geht mir noch immer so: auf allen Wegen hab ich freundschaftliche Stationen zu halten. Bald Dieser, bald Jener begegnet mir — kurze Gespräche, Erinnerungen, Austausch der Empfindungen. Unter den ansässigen Berlinern, zumal denen der Fortschrittspartei ist eine aufsässige oder mindestens gemischte Stimmung. Man ist eben in Preußen nicht in der gleichen Herzbewegung wie wir aus dem Süden. Der Preuße war bereits in einer großen Familie, hatte ein gewisses befriedigtes Selbstbewußtsein und kommt nicht wie der Süddeutsche jetzt erst in die große Gemeinschaft. Dazu überhaupt das Nüchterne und Kritische. Vielleicht liegt darin aber auch eine Gewähr der Haltbarkeit, denn die große Arbeit geht jetzt erst an.

Ich war Abends im Theater, wo ein Stück von Bernhard Scholz aus Wiesbaden: „Eine moderne Million“ gegeben wurde. Ich kannte das Stück schon vom vorigen Jahr her. Der General-Intendant Hülsen hatte mir das gedruckte Manuskript geschickt, weil das Stück offenbar nach dem „Landhaus am Rhein“ gearbeitet ist, und zwar nach dem Feuilletondruck, nicht nach der Buch-Ausgabe. Ganze Stellen und Situationen sind ver-

ballhornt, das Ganze ein erbärmliches, mit Edelmuth und Brandstiftung versetztes Theateropus, aber Alles so verrenkt und gewaltsam verbogen, daß man den ersten Anstoß der Bewegung nicht mehr sieht, und die Menschen empfinden alle geradezu naturwidrig. Nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge wird man naß, wenn es regnet; die Menschen dieses Dramen-Machers aber werden trocken, wenn es regnet. Ich wollte aber doch sehen, wie das Ding sich auf der Bühne macht, und es ist wahrhaft empörend, und man möchte vor Aerger davonlaufen, wie die Zuhörer von sentimentalen Phrasen sich betäuben lassen. Dazu verstehen die Schauspieler hier gar nicht mehr, in natürlicher Tonart zu sprechen — lauter geschminkte Töne.

Nach dem Theater ging ich in die rheinische Weinstube von Beckerath. Dort traf ich mehrere Reichstagsabgeordnete und Jenaische Professoren. Mit Rudolph von Bennigsen, dem ehemaligen Haupt des National-Vereins, dessen klar durchschauendes und staatsmännisch haltungsvolles Wesen mir immer sehr anmuthend war, hatte ich gute Aussprache, auch mit einigen von meinen schwäbischen Landsleuten. Es herrscht viel Aufregung, da sich eine neue Partei bilden will, unter Anregung und Führung von Roggenbach, die verschiedene Elemente, Partikularisten, Einheitsstaatler, Altliberale und Männer wie Völk aus Bayern in sich vereinigen soll. Ihr Programm soll in den nächsten Tagen erscheinen.

Ich kann an der Politik nur im Allgemeinen theilnehmen, aber freilich in meinem Berufe kann ich jetzt auch nichts thun. Das individuelle Leben tritt vor der großen Massenbewegung zurück, und wer will etwas erfinden, was einer Gemüthserregung mit dem Tag von Sedan nur irgend ein Aehnliches bieten könnte. In jenem Momente — das sehen wir jetzt immer deutlicher — liegt der Drehpunkt der neuen Geschichte. Da ist das Charnier. Ich habe Bennigsen versprochen, morgen Abend zu einer Besprechung mit der elsässischen Deputation zu kommen.

Den 27. März.

Gestern Morgen war der badische Finanzminister Ellstätter bei mir. Es ist von großer Bedeutung, daß der Großherzog von Baden Ellstätter zum Mitglied des Bundesraths ernannt hat.

Nachmittags machte ich einen guten Gang mit Geheimerath Löwenberg vom Justizministerium. Natürlich werde ich immer über das Elsaß ausgefragt. Der Wirrwarr in Frankreich zerrt die Empfindung hin und her. Nur Tocqueville und Serre haben den Franzosen die Wahrheit gesagt; aber sie konnten sie nicht hören. Es ist wirklich wie in der biblischen Prophetenzeit beim Untergange des jüdischen Reiches. Ich meinerseits sehe das entsetzliche Selbstverzehren des französischen Volkes auch als eine Nothwendigkeit an,

um die Herrschaft der französischen Cultur zu brechen. Würden die Franzosen nicht die Verwesung der geschminkten Lüge so offen und so abscheuerregend erweisen, in zwei, drei Monaten tanzte die ganze Welt wiederum den literarischen Cancan. Wer wird die liebenswürdigen Eigenschaften der Franzosen verkennen? Sie haben in Verwirklichung der Humanität, in der Kunst Großes und in der Gewerbsamkeit Vollendetes hervorgebracht. Aber die Eitelkeit richtet sie zu Grunde.

Der Oberbürgermeister Seydel schickte mir eine Einladung zu dem Bankett, das die Stadt dem Reichstag gibt.

Hast du die Recension von Frenzel in der „National-Zeitung“ gelesen? Uebrigens wird das Büchelchen überall gut aufgenommen, und Lasker, auf den ich sehr viel gebe, der vergangene Woche mit mehreren Reichstagsabgeordneten bei uns zu Abend aß, ist mit Vielem einverstanden; nur glaubt er, ich hätte die Cannstatter Rede nicht wieder abdrucken lassen sollen; eine Rede sei etwas Vorübergehendes und müsse das auch bleiben.

Den 18. April.

Ich muß dir doch von dem gestrigen Tage berichten. Als ich nach mehreren Besorgungen heimkam, fand ich einen Brief des Kronprinzen, den ich dir in Abschrift hier schicke, und bald darauf, als ich mich eben zum Feste umkleidete, kam der Orden des Großherzogs von Baden mit einem Briefe von Sternberg, den ich dir ebenfalls in Abschrift beilege.

Unter strömendem Regen fuhr ich dann mit Julius Rodenberg nach dem Rathhause. Wir waren von den ersten Gästen. Unter Anleitung des Professor Reuleaux sahen wir den geschmückten reichen Prachtbau in seinen Details. Auch die Kunstindustrie hat sich in der Ausschmückung reich und in gutem Stil gehen lassen können. Es ist ein erhebendes Gefühl, daß das Bürgerthum unserer Tage solch einen Palast sich zum Mittelpunkt seiner Thätigkeit erbauen kann.

Allmählich füllten sich die Räume, und bei der allgemeinen schwarzen Kleidung fiel der Bischof von Mainz in seinem Costüm besonders auf.

Ich war in der Lage, wieder Vermittler zwischen Nord und Süd zu sein. Ich stellte meine Landsleute den Norddeutschen vor, und da man bei uns daheim noch vielfach meint, Berlin bestände nur aus Junkern und Geheimräthen, so war mir's lieb, ihnen das gediegene Bürgerthum zeigen zu können. Bürgermeister Hedemann las dann eine geschriebene Anrede an die auf einer Erhöhung stehenden Präsidenten des Reichstags, und Simson erwiderte. Sein Ausdruck hat etwas vom Festgewande, mit großem Faltenwurf. Ich stand ihm nahe und sah sein Antlitz. Es pulsirte darin, und wenn er wieder neu Athem schöpfte und ausholte, zog sich

die Oberlippe ganz ein, wie krampfhaft. Dann sprach er wieder mit jener Sicherheit, die den verschlungensten Periodenbau mit prägnanten Zwischensätzen fest in der Gewalt hat. Das Leben dieses Mannes, seine ganze Haltung, in Erscheinung und Ton zur Repräsentation geboren — in der That ein unbewegter Schiffshauptmann, mit scharfen Sinnen begabt, mit den vielfältigsten Wendungen ausgerüstet — ist wie ein eingepaßtes Complement zur Geschichte unserer Zeit.

Es wurde Hoch gerufen. Der Kaiser, die Kaiserin, der Kronprinz, Bismarck kamen, und Simson war eine Art von Hofmarschall. Er holte aus der Masse immer wieder einen und den andern Abgeordneten, um ihn der Kaiserin, dem Kronprinzen &c. vorzustellen.

Unter Musik ging's dann zur Tafel. Ich wurde gewiß 200 Menschen vorgestellt und habe vielleicht mit ebensovielen angestoßen und ihnen zugetrunken. Aber ich kann was vertragen in Wein und in Ehre. Es war 2 Uhr, als ich mit Graf Luxburg, dem Präsidenten von Ober-Elsaß, und Gneist noch zusammensaß, als gäbe es gar keine Zeit zum Heimgehen. Endlich ging's mit Gneist doch fort.

Den 30. April 1871.

Ich habe heute eine erquickungsvolle Anschauung gehabt. Von meinem Freunde, dem Statistiker Engel, war ich eingeladen, um elf Uhr in der Fabrik von Wilhelm Borchert zu sein, in welcher die neue Einrichtung der Theilhaberschaft aller Arbeiter am Gewinn eingeführt ist und wo heute die Antheile ausgehändigt werden. Eine ansehnliche Versammlung war da, Mitglieder des Bundesraths und des Reichstags, angesehene hiesige Beamte und bekannte Männer. Die Versammlung war im großen Arbeitssaal. Der Fabrikinhaber trug den Jahresbericht vor; ihm gegenüber standen die Arbeiter. Jeder Einzelne erhielt seine Berechnung, oft namhafte Summen. Als die Arbeiter beisammenstanden, war nichts Charakteristisches auffällig. Als aber jeder Einzelne hervortrat, da zeigte sich lebendiges behendes Wesen, anmuthige Kraft und Intelligenz. Ein Arbeiter hielt eine Dankesanrede. Dann sprach Direktor Engel.

Das schwere Räthsel der sozialen Frage läßt sich doch nur im Anschluß an die faktische Solidarität durch die ideelle lösen. Davon ist diese Fabrik ein gutes Zeugniß. Und ein Wort, das mir der Fabrikbesitzer sagte, soll, wie ich hoffe, einmal zu einer Produktion werden, denn er sagte mir unter Anderem: Ich verlängere durch diese Einrichtung mein Leben, ich bin dadurch gesunder, ich habe keinen Aerger mehr über Verschwendung des Materials, Vernutzung und Mißbrauch der Werkzeuge. Die Arbeiter sind selber darauf bedacht, denn es sind ihre eigenen Sachen, und Einer ist der Wächter des Andern.

Den 3. Mai.

Das war gestern ein wundersam erfüllter Tag. Ich ging in den Reichstag. Du wirst die Rede von Bismarck über Elsaß lesen. Die Sicherheit, mit der er spricht — und doch liegt in seinem Tone etwas Ueberwachtes (er steht freilich auch erst um 11 Uhr jeden Morgen auf, da er bis 4 Uhr arbeitet), aber er hat etwas wie ein bildender Künstler mit fester Hand: der Stift gleitet ihm nie aus, nicht der kleinste Theil einer Linie wird anders, als er will. Und dabei muß er doch das Bewußtsein haben, daß er vor der zuhörenden ganzen gebildeten Welt spricht. Er benützt die parlamentarische Rede geschickt, um zum eignen Volke, zu fremden Völkern und zu den Kabinetten zu sprechen. Er hat sozusagen drei Akustiken.

Ich ging mit Geheimerath Friedberg vom Reichstage weg. Derselbe hatte erst gestern Abend mein Elsaß-Buch ausgelesen und war sehr erfreut davon. Ein schönes Wort sagte er mir in Bezug auf das Elsaß. Er sagte: „Elsaß erscheint mir wie ein Palimpsest. Verstehen wir's, die französische Auflagerung und Aufschrift gut abzulösen, so finden wir den reinen deutschen Grundtext darunter. Wenden wir aber schlechte Säuren und überhaupt ungeschicktes Verfahren an, so verderben wir mit Abbröcklung der Oberschicht auch den Grundtext."

Ich aß mit mehreren Reichsräthen und dem Abgeordneten Schauß aus München, dessen Frau eine Nichte von Ludwig Steub ist, und um nun das Maß voll zu machen, mußte ich Abends mit Freunden und meiner Frau und Tochter ins Theater, um die Klara Ziegler als Grillparzers Medea zu sehen.

Grausamer Anblick! Diese Nachbildung einer Antike in Unschlittfett! Und das soll uns als reine Poesie aufgeschwatzt werden, weil es fremd und in griechischem Gewand, und das wird zugestutzt, um einer Virtuosin Gelegenheit zu geben, die Skala ihrer Stimmmittel zu produziren.

In Wien durfte man's nicht laut werden lassen, welch eine Phrasenverderbtheit es ist, daß man wagen konnte, weil Grillparzer 80 Jahre alt geworden, ihn nun direkt in den Olymp, zu Lessing, Schiller und Goethe zu versetzen.

Den 4. Mai.

Hast du das Buch von Bernstein über die Patriarchen gelesen? Es ist ein bewundernswerther Freiblick darin, oder auch — ich möchte sagen: eine Chemie des Mythos, die wahrhaft überraschende Resultate bringt. Aber im Synthetischen und Constructiven geht Bernstein doch zu weit. Es ist wahr und muß immer wieder neu gezeigt werden, daß man zu allen Zeiten mit Wasser kochte; aber die Sagenbildung behält immer etwas elementarisch Unlösliches. Merkwürdig ist mir, welch ein Widerstreben gegen das Persönliche in allen Gebieten sich zeigt.

Den 6. Mai 1871.

Der Einzige, den ich eigentlich hier habe, der mir persönlich und allgemein etwas sein könnte, wäre Geiger. Aber er wohnt zu weit weg von mir, und überdies steht er so fest und bestimmt begrenzt in seinem Gebiete, und ich brauche Einen in künstlerischem Schaffen. Ich glaube, ich finde Niemand mehr, der mir so ist und mir das ist, was mir Otto Ludwig war. Er hörte mir immer so gut zu, er hielt jedes Moment und jedes Motiv, das ich im Lauf der Rede fand und erfand, wie mit Klammern fest und fragte dann nur: was wird aus dem und aus dem? — und das machte neu produktiv. Und in solchen Momenten und Stunden vergaß er ganz sich selbst und das, was er machen wollte. Dafür konnte ich zu andrer Zeit auch wieder absolut ihm leben, für ihn finden und erfinden. Ja, solch ein Verhältniß findet sich nicht zum zweitenmal im Leben.

Berlin, 7. Mai 1871.

Ich war gestern bei Helmholtz, der mit mir in derselben Straße wohnt. Wir hatten eine gute belebende Stunde, er gab mir das zweite Heft seiner Vorträge und schrieb mir einige Worte hinein und Frau Helmholtz las mir einen Brief von ihrer Tante Julius Mohl mit den Nachrichten ihres Onkels aus Paris. Auch von Gervinus Tode berichtete mir Frau Helmholtz; der Abend vor meiner Abreise, wo wir noch alle zusammen bei Gervinus waren, war sein letzter Gesellschafts-Abend. Professor Friedreich, der ihn in seiner Krankheit behandelte, sagte, er wisse eigentlich nicht, woran Gervinus gestorben sei; er hatte einen Katarrh, der Congestionen im Kopfe herbeiführte, aber alsbald trat Phantasiren ꝛc. ein und führte das Lebensende herbei. Da war eben die geheimnißvolle Verbindung zwischen Gedanke und Gehirnfaser, und nur aus der Aufgeregtheit durch den Zerfall mit der Zeitgenossenschaft und die in Krankheit schwer zu ertragende Isolirung läßt sich dieser rasche Tod etwas erklären.

393.

Berlin, 9. Mai 1871.

... Ich muß dir heute auch noch sagen, daß ich wahrscheinlich ein Dichter-Jahrbuch herausgebe, zum Theil aus eigener Initiative, zum Theil von einem jungen befreundeten Verleger angeregt. Vielleicht gelingt mir's, der höheren Kunstform der Erzählung ein Organ zu schaffen, und zugleich wäre es mir auch sehr erwünscht, alljährlich etwas Festes in Aussicht zu haben. Ich habe da keine Redaktion — denn dazu tauge ich nicht — was die Mitwirkenden einsenden — es sollen nur 6—7 sein — vertreten sie selbst durch ihre Namen.

Wir haben hier ständig naßkalt, und das will Frühling sein. Es gibt dieses Jahr keine Raupen, dafür faulen auch die Blüthen von den Bäumen. Ich sehne mich nach dem Frühling unserer Heimat.

Den 11. Mai 1871.

Gestern hatte ich die Freude, daß früh W. Lübke zu mir kam. Du weißt, wie von Herzen lieb ich ihn habe.

Lübke hielt am Abend in der Aula des Wilhelms-Gymnasiums einen 1½stündigen Vortrag über die moderne französische Kunst, zum Besten des Vereins der Künstlerinnen. Er spricht überaus treffend und schön, er beherrscht sein Thema vollkommen, sieht das Allgemeine und das Einzelne gleich scharf und gruppirt die Thatsachen mit künstlerischer Meisterschaft.

[Ich ging] dann mit ihm und seiner Frau und noch vielen Anderen in den Rathhauskeller. Es wurde Berathung gepflogen über die künstlerischen Ausführungen zum Einzuge des Heeres. Es fragte sich auch noch um ein fehlendes Bild, das den Zusammenhang und die Thätigkeit der Heimat für die Kriegenden draußen darstellen sollte: Eisenbahn, Post, Frauenthätigkeit sind schon in der Fertigstellung begriffen, es fehlt noch Eins, ich schlug vor: die Presse und zeigte, wie leicht sich das fügt, oben Gutenberg, der die Blätter hinabfliegen läßt, drunten Gruppen der Freudigen über die Depeschen und Gruppen derer, die die Verlustlisten lesen: da ist ein kaum zu bewältigender Reichthum von Einzelgestalten und Gruppen. Mein Plan wurde freudig begrüßt, Otto Heyden wird das Bild ausführen und zum Dank für meine Angabe mir die Farbenskizze schenken, die er besser als sonst gewöhnlich eine Skizze ausführen will.

Erst spät in der Nacht gingen wir in der frühlingsfrischen Luft heimwärts.

Den 13. Mai.

Gestern war ich bei Kapellmeister Bernhard Scholz aus Mainz, der mir von seiner Kindheit her bekannt ist und mir gegenüber wohnt. Er geht — wie alle jetzigen Komponisten — auf Freiersfüßen, auf der Suche nach einem Operntext. Ich fand ein Thema, das mir früher zu einem Drama im Sinne lag, und jetzt ist es nicht nur allgemein menschlich, sondern auch zeitlich von Anziehungskraft — es ist: Erwin von Steinbach. Eine gute Fabel ist da, und in der Oper läßt sich das Leben der Steinmetzen wie andrerseits das Gepränge in großen Gruppen ganz schicklich dargeben. Scholz ist auch bereits ganz begeistert davon.

394.

Berlin, 20. Mai 1871.

... Wenn ich über die Linden gehe, so muß ich immer über viele Bekannte weg und es kommt leicht, daß ich auf Hin- und Herweg mit drei, vier verschiedenen Menschen zeitweis gehe oder von ihnen begleitet werde. So ging ich gestern mit meinen Landsleuten, Staatsrath Rümelin (dem Shakespeare-Realisten) und dem vormaligen Kriegsminister Wagner aus Stuttgart. Wir sprachen vom Reichstag.

Wir sahen dann ein neues prächtig charakteristisches Bild von Vautier, es stellt das Festmahl im Dorfe dar, und mir kam der Gedanke, daß ich einmal den Text zu einem Vautier-Album verfassen möchte, er versteht Novellen zu malen mit lebenskenntlichen Gestalten.

Den 21. Mai 1871.

Ich war gestern im Reichstag, du wirst die wunderbare Rede von Treitschke lesen. Er hat einen großen Blick und sieht alle Dinge politisch. Gerade das Unvermittelte durch seine Taubheit, dieses Heraustreten aus einer einsamen Zelle inmitten des bewegten Lebens, dieses historische Pathos und dabei eine gute Partikel dichterischer Concentration — alles das macht Treitschke zu einer der vornehmlichsten Erscheinungen des Reichstages.

Um 5 Uhr war ich zum Diner bei Kapp mit Abgeordneten und dem deutschen Gesandten in Amerika. Auch Lazarus war da; er freut sich, daß Augsburg den „goldenen Saal" zur Abhaltung der jüdischen Synode anbot. Es war neben vielem Andern auch viel von der Zerstörung der Vendomesäule die Rede, und ich hörte mich plötzlich allein reden, da ich ausführte: das ist eine jener Thaten, die man gerne geschehen sieht, ohne daß man sie selbst vollziehen könnte oder wollte. Der Napoleonismus ist ein Götzendienst, ein noch bestehender und traurig wirkender, und da hat der nach seiner Ueberzeugung Kämpfende das Götzenbild zu zerstören, seine ästhetische Schönheit gilt jetzt noch nicht, so lange es ein Götze ist. Ein gläubiger Christ zertrümmert eine griechische Statue mit innerm Recht als Verkündiger der neuen Lehre, er kann sie nicht aus ästhetischen Gründen in ihrer Integrität belassen.

395.

Berlin, 25. Mai 1871.

Nun ist doch wieder Brief von dir da, lieber Jakob, und ich kann dir wieder ordentlich schreiben, soweit es eben mein jetziges vielfach beunruhigtes Leben zuläßt. Ich meine aber damit nur, daß mich einerseits die Politik nicht losläßt — der Reichstag spielt sich immer in meine Arbeitsstube herein; andererseits nimmt mich die Spinoza-Arbeit so sehr hin, zumal da ich fühle, daß ich ihr jetzt nicht ganz gewachsen bin, und doch mich

nicht mehr auf spätere Zeit vertrösten darf. Und schließlich stecken mir allerlei dichterische Plane zu kleineren Arbeiten im Kopf, und ich muß sehen, daß ich sie bald los werde. Ich fühle auch, daß die Naturumgebung hier mir gar keine Erfrischung bietet. Ich komme ermüdet, aber nicht erfrischt nach Hause. Dennoch bleibe ich bis Mitte Juli jedenfalls hier. Ich war zehn Monate draußen herum und bin das sehr satt.

... Schon Nachmittags hatte ich [gestern] gehört, daß Tuilerien und Louvre in Paris brennen, und dieses grausenhafte Herüberleuchten der Flammen läßt keine Frühlingsluft empfinden, die ich mir gern auf einem Gange ins Feld geholt hätte. Ich weiß nicht mehr, wo ich's in der Kindheit gelesen habe, aber ich erinnere mich noch des Eindruckes, daß in Jerusalem die Parteien einander massakrirten, während draußen der Feind anstürmte. Die Pariser Schriftsteller und Redner haben die Phantasie des Volkes mit Ausmalung der Mordbrennerei und der Verwüstungskraft der neuen Chemie und des Petroleums aufgefüttert, nun ist's da, von ihnen selbst gegen sich selbst. Wir erleben das Grausenhafte und mit getheilter Empfindung. Die Franzosen haben andere Völker und sich selbst nicht erkennen wollen, jetzt müssen sie büßen, und ideelle Besitzthümer, zumal der Kunst, die der ganzen Welt angehören, werden verwüstet. Das ist entsetzlich.

Den 26. Mai.

Ich kam gestern noch gerade recht zur Rede Bebels. Du wirst sie lesen. Es gehört ein gewaltsamer Fanatismus dazu, in der Stunde, da Paris brennt, die Commune zu verherrlichen und mit der gleichen Revolution des Proletariats für Deutschland zu drohen. Wenn es nicht gelingt, auf sittlichem Wege dem beizukommen, was man soziale Frage nennt, haben wir keinen innern Frieden.

Nach Bebel sprach Bismarck. Du wirst seine Rede genau lesen (denn er hält darauf, daß sie stets nur von ihm corrigirt rc. in die Oeffentlichkeit kommt), sein etwas elegisch müder Ton, seine wunderbaren Neubildungen in der Gedankenverknüpfung wie im Ausdruck des Wortes überraschen und fesseln, aber heute war er offenbar im Unrecht, und das Empfindliche in ihm trat scharf heraus. Lasker antwortete ihm mit gesunder Dialektik und warmem Herzton. Endlich wurde doch Vertagung durchgebracht, und Abends soll in der Commission eine Verständigung mit Bismarck zu Stande gebracht werden.

Abends war ich mit Frau und Tochter im Theater und sah Antonius und Kleopatra in neuer Einrichtung. Das Stück ist doch nur aus dem Flicksack von Effekten zusammengesetzt, man hat eigentlich für Niemand ein rechtes Interesse und gespielt wurde komödiantenhaft. Als ich mit Köchly

zu Nacht aß, sah ich, daß mir beim Ausgang meine goldene Uhr aus der Tasche gestohlen war. Ich kann dir nicht sagen, wie mich das erschreckte, so ausgeraubt zu sein, und die Uhr ist auch werthvoll und ich trug sie 21 Jahre. Jetzt am Morgen bin ich schon ruhiger und verwinde den Verlust.

396.

Berlin, 4. Juni 1871.

Gestern war ich beim Künstlerfeste im Walde bei Schulzendorf. Es war der erste leidlich sonnige Tag, denn ich muß in meinem Zimmer bereits wieder heizen. Die Maler waren voll frischen Humors. Ich hatte zugesagt, ehe ich wußte, daß gestern auch die Hegel-Feier war. Uebrigens ging die Enthüllungsfeier eben jetzt am Vorabend des Siegeseinzugs hier sehr nüchtern her, und Helmholtz ist jetzt viel wichtiger als Hegel.

Den 10. Juni.

Gestern habe ich die dritte Abtheilung von Geigers Geschichte des Judenthums erhalten und am Abend und heute am Morgen mit großer Erquickung schon viel darin gelesen. Welch ein in sich fester und freiblickender Geist ist in unserm Freunde, wie beherrscht er das Detail und bewahrt sich den überschauenden Gesammtblick. Und in seinem Kampfe handhabt er den Revolver mit scharfem Visir. Dennoch ist diese Partie eigentlich nur schwer bedrückend. Müssen wir jetzt, da wir ein vaterländisches Siegesfest ohne Gleichen feiern, noch solche Gehässigkeiten abwehren?

Den 11. Juni 1871.

Ich habe heute eine rechte Freude, und davon sollst du auch gleich haben. Renck, der Direktor des badischen Oberschulraths, wünschte (auch im Auftrage des Ministers), daß ich für das neue badische Schullesebuch die Geschichte des letzten Krieges schreibe und — doch ist es am besten, ich schicke dir den Brief und du bewahrst mir ihn gut auf. Zur Orientirung habe ich dir nur noch zu sagen, daß ich mit Renck während meines Lampertsheimer Aufenthaltes vielfach und gut verkehrte. Es reizt mich nun sehr, den Auftrag auszuführen; gerade in die Jugend einzuwirken, ist mein liebster Wunsch. Ich weiß aber noch nicht, wie ich das Ding anpacke. Ich hoffe indeß, das wird sich finden.

Hier ist jetzt ein Wogen und Wallen in den Straßen, ein Hämmern und Rüsten zum großen deutschen Siegesfeste, daß es nicht möglich ist, sich irgend einem andern Gedanken zuzuwenden. Und warum sollte man auch? Wir dürfen uns vollauf dem Glücke hingeben, daß wir die Erfüllung unserer Sehnsucht erleben. Ich muß dabei aber immer doch auch denken, wie grausam die Menschengeschichte ist, daß nur durch Niederwerfung eines anderen Volkes das eine sich in sich geborgen fühle.

397.

Berlin, den 15. Juni 1871.

Das solltest du sehen, lieber Jakob, die Fahnen, die Säulen, die Bilder, die Triumphbogen, es sind die Sichtbarlichkeiten der innern Empfindung, die uns alle erfüllt, wir erleben das Größte, was wir hoffen durften, und wir können getrost über viele anhaftende Kleinlichkeiten und noch nicht abgethane Verkommenheiten hinwegsehen. Ein künftiges Geschlecht wird uns glücklich preisen, daß wir das miterwirken konnten, und was heute kein Dichterwort ausdrücken kann, wird der Genius einer kommenden Zeit erfüllen.

Durch die Straßen ist Wallen und Wogen von Tausenden, und alle haben eine Empfindung: wir sind ein einiges Volk. Es gehört eine phrasenhafte Vermessenheit dazu, mit abgehausten Allegorien ꝛc. dem allem einen deckenden Ausdruck geben zu wollen.

Den 15. Juni, Nachts spät.

Ich kann keine Ruhe finden, vielleicht wird sie mir wieder im Schreiben an dich, lieber Jakob, und ich komme wieder zum Bewußtsein der Selbstständigkeit aus dieser großen Meeresströmung heraus. Was ist der Einzelne? Da ist die große Seele eines Volkes, einer Zeit, und Volk und Zeit so groß wie noch nie vordem. In das Centrum dieses Gesammtseins sich hineindenken, den großen Pulsschlag in der eigenen Brust fühlen, wer vermag das? Die messianischen Hoffnungen unseres Vaterlandes sind erfüllt; es gibt noch viele, schwere Arbeit, aber der Boden ist da, der feste Grund, und unsere Kinder wissen nicht, wie wir arbeiten und leiden mußten, sie sollen das alles als freies unbelastetes Erbe haben. Ich ging allein, die Siegesstraße zu beschauen. Ich habe hier keinen Kameraden, mit dem ich Arm in Arm wandle. Es gibt Viele, die mir gut sind, aber das hilft mir nichts.

Die bildende Kunst hat Großes geleistet in der Siegesstraße, und das Größte — der Schüler Lessings, A. von Werner, der Freund Scheffels; er vereinigt die Corneliussche Compositionskraft mit der A. Menzelschen Charakteristik. In seinem Bilde, das den doppelten Boden des Realismus und erhabenen Idealismus hat, ist in vollster Weise die Größe der Thaten und Empfindungen ausgeprägt. Glücklich die bildende Kunst, sie kann still und glanzvoll in Farben fixiren und dann dem Sinne Aller dargeben, das kann in ihrer Weise nur noch ähnlich die Plastik, aber nicht die Musik, nicht die Dichtkunst.

Fast auf gleicher Schönheitshöhe ist die Germania mit Elsaß und Lothringen vor dem Schlosse, und besonders neu schön die Reliefs am Postamente, da ist unser gesammtes Heute in die klassische Ewigkeit hineingehoben.

Ich war so voll Erquickung, daß ich gern Jedem davon gegeben hätte, und inmitten des Trubels fand ich auch noch meine kleine eigene Freude. Ein Liederbuch wird ausgeboten, ich kaufe es und sieh' da (ich schicke dir es hier), auch mein Elsaß-Lied ist darunter. So habe ich doch auch etwas gegeben. Ein Tontropfen in der großen Tonwelle. Seltsam! Da sind die Lieder, die im Volksmunde leben sollen, und keines von unseren Dichterheroen ist dabei: lauter Namen minderen Ranges. Ja, das haben wir doch neu, und das wird erst recht und voll von nun: die Basis unserer Empfindung ist die für das Allgemeine, während unsere Dichterheroen Privatmenschen mit Privatempfindungen sein mußten.

Ich wanderte noch lange umher und aß dann mit dem Correspondenten des Daily Telegraph, der mich gestern besucht hatte, zu Nacht. Bei ihm war ein junger Breslauer, der in Paris etablirt, von dort ausgewiesen, hier wieder als Commis arbeitet, sein einziger Bruder ist bei Gravelotte gefallen. Es that mir wohl, daß er sagte: Wir werben jetzt nicht mehr um Wohlwollen und ein gutes Wort eines einzelnen Ausländers, wir haben das Ausland gezwungen uns gerecht anzuschauen.

Den 17. Juni, Morgens.

Wie soll ich's zusammenfassen? Ich habe Weltgeschichte von Angesicht zu Angesicht gesehen. Das Dasein hat eine Füllung, der nichts mehr gleichkommen kann.

Auf einem großen Umwege fuhr ich mit den Meinen nach der Mittelstraße, von wo aus wir in das Freundeshaus unter den Linden kamen. Ich kann dir den Triumphzug nicht schildern. Das nur muß ich dir sagen, als die 81 französischen Tricoloren und goldenen Adler vorübergetragen wurden und ein Jubelschrei ohne Gleichen erdröhnte, da durchschauerte es mich unsagbar: es ist vollbracht, der sinnverwirrende blutlechzende Dämon der Gloire ist niedergeworfen, hoffentlich für alle Zeit. Wie ganz anders, wie verloren und verzweifelt sähe die Welt aus, wenn die Franzosen so unsere Fahnen einhertrügen zwischen den Hunderten von aufgepflanzten Kanonen. Wir Deutschen haben hoffentlich das Glück und die Kraft, daß uns dieser Sieg ohne Gleichen nicht anders macht, nur unser redliches Bemühen, unser Dichten und Trachten für alles Gute und Schöne soll unbeängstigt vom bösen Nachbar sich frei ausleben.

Wie stramm und fest ziehen die Sieger dahin, zu Fuß, zu Roß, ein Jeder muß doch fühlen, daß er eine neue Welt mitgeschaffen.

Der Kaiser kommt! hieß es. Ihm vorauf ritten Bismarck, Moltke und Roon. Der Kaiser ritt allein, Niemand neben ihm. Der wunderbare Greis muß eine überlebensgroße Menschenkraft haben, diese äußeren Stra-

paßen und innern Bewegungen so zu überdauern, und ich glaube, daß nur eine elementarisch einfache, unzergrübelte Natur so aushalten kann.

Es duldete mich nicht mehr im Hause. Ich ging auf die Straße, ins Gedränge, überall eine Gehobenheit, ein Strahlen von Glück und daneben in Gruppen Hunderte von herzlichen Bewillkommungen und darüber der hellste, so lang entbehrte volle Sonnenschein.

Ich traf Scherenberg, der das von der Festjungfrau gesprochene Gedicht verfaßt hat, man hat ihm aus Zimperlichkeit das Wort „in deiner Mannespracht" gestrichen. Da ist sie also noch immer und wieder — die Bedientenwelt.

Ich traf den neuen Direktor des Victoria-Theaters, den ich von Leipzig her kenne. Er sagte mir, daß er in voriger Woche vom Theater-Agenten hier das Manuskript einer dramatischen Bearbeitung von Auf der Höhe bekommen habe, die aber, obwohl sehr wirksam, doch noch nicht theatergemäß sei. Ich werde daher heute an den Theater-Agenten schreiben, zumal da der Schriftsteller Adami hier mir von seiner Dramatisirung sprach und meine Einwilligung haben will.

Ein Musikkorps von einem heimziehenden Gewerke spielte das Schleswig-Holstein-Lied. Das gab mir viel zu denken. Wie war's doch noch vor wenigen Jahren? Damals hätten wir's als Glück angesehen, Schleswig-Holstein von den Dänen los und einem Herzog zu bringen. Bismarck hat's besser verstanden und besser gemacht. Von Schleswig-Holstein ist ein Lied und Melodie da. Vom 66er Krieg ist es klanglos in der Welt und soll es bleiben, es war das Entsetzlichste, es war doch ein Bruderkrieg, und jetzt ist Lied und Melodie von der „Wacht am Rhein" da. Das sind merkwürdige Stufen, die unser Empfinden und unser politisches Leben bezeichnen.

Ich war von all den Gemüthsbewegungen Abends so müde, daß ich die Illumination nicht ansehen konnte. August sagt, sie war wunderbar und alle Menschen in guter Ordnung.

398.

Berlin, 18. Juni 1871.

Ich hatte mir vorgenommen, dir von jetzt an weniger zu schreiben, zumal ich hoffen durfte, dich bald wieder zu sehen. Ich weiß nun aber nicht, wann und wie dies der Fall, und muß dich auf dem Laufenden halten.

Ich habe, wie ich dir geschrieben habe, eine Anfrage an den Theater-Agenten gestellt, der das dramatisirte Auf der Höhe versendet hat, und erhalte heute zwei Briefe von ihm, die auf Schrauben gestellt sind, aber so viel sicher erscheinen lassen, daß ich da Widrigkeiten und schließlich keinerlei Ergebniß oder Recht haben werde, denn noch sind unsere Gesetze gegen Nachdruck lückenhaft. Ich werde mich hüten, jetzt nach bald 25 Jahren wieder

eine Verdrießlichkeit wie beim Lorle mir aufzuladen. Aber hart bleibt es doch immerhin.

Den 19. Juni 1871.

Ich ging gestern nochmals die ganze Siegesstraße ab. Das Gedränge noch immer das gleiche, wie mir schien meist aus Einwohnern benachbarter Dörfer und Städte; von Einheimischen sah ich sehr viele mit Gebetbüchern in der Hand. Es ist so, es ist ein frommer Zug im Volke, und es gibt keinen andern Ort als die Kirche, wo man sich von der großen Herzbewegung befreien könnte. Ich lauschte überallhin, da, dort, ich konnte gar nicht genug kriegen, überall helle Freude, aber auch tiefes Mitleid mit dem Franzos, der nun „genug haben wird". Es thut wohl, endlich einmal unter seinen Volksgenossen in einer Einheit des Gefühls zu gehen.

399.

Berlin, 23. Juni 1871.

Die verquerte Geschichte mit dem dramatisirten Auf der Höhe hat mir nun doch einige Tage genommen, und schließlich läßt sich nichts dawider thun; es gibt da kein positives Gesetz, und die Abgrenzung ist freilich auch schwer zu finden.

Dem Einblick in das Theaterwesen bietet sich ein schwieriger Wirrwarr, da sind so viel abgehauste Persönlichkeiten, bei denen ein idealer oder moralischer Ansatzpunkt gar nicht mehr zu finden ist. Man fand meine Annahme höchst naiv, daß durch meine Verwahrung irgend eine Direktion von der einträglichen Verwendung des räuberisch Angemaßten sich abwendig machen ließe. Und so muß ich der Sache ihren Lauf lassen, zumal da ich durch öffentlichen Widerspruch kein Gesetz zu Stande bringe, sondern — wie mir selbst Wohlwollende sagen — dadurch in den Schein komme, daß ich ein Honorar erjagen wollte. Also fertig damit und vorbei!

400.

Berlin, 26. Juni 1871.

Ich erhalte soeben deinen Brief und sage dir nur, daß ich dich sehr wahrscheinlich auf deiner Reise nach Augsburg in Stuttgart sehen werde. Wahrscheinlich bin ich auch schon zu Anfang nächster Woche bei dir in Frankfurt.

401.

Berlin, 29. Juni 1871.

Ich komme doch nicht so schnell fort, als ich gemeint und gewollt habe. Cottas drängen mit Recht auf Ablieferung der Spinoza-Biographie, und auch ich fühle mich nicht frei, wenn das nicht erledigt ist. Ich mache also die Arbeit fertig.

Den 2. Juli 1871.

So lang in den Sommer hinein war ich noch nicht hier, aber da es täglich regnet, läßt sich's aushalten. Ich habe gestern Abend wieder hochgehobene Stunden verlebt. Es war das Jahresfest des Handwerker-Vereins. Auf Aufforderung Dunckers sprach ich auch einige Worte, und zwar über den Unglauben an die Bildung und Verständigung, der die Pariser Greuel erzeugt hat. Ich glaube, daß ich den rechten Ton getroffen habe, wenigstens war die Wirkung eine gewaltige. Wir blieben bis nach 1 Uhr, 5—600 Handwerker, und noch in später Nacht war, so oft ein Redner auftrat, die lautloseste Aufmerksamkeit. Es ist eine Freude, diese Dankbarkeit und Disciplin lebendig wahrzunehmen. Könnte ich nur mehr in dieser Weise wirken!

402.

Berlin, 10. Juli 1871.

Ich komme auch heute noch nicht fort, lieber Jakob, und ich eile jetzt auch nicht mehr. Heute früh, als ich so still geruhig allein saß, da begann es wie im Wolkengebilde sich in mir zu gestalten zu einem neuen Roman, und ich hoffe, daß es zu immer Festerem kommt. Ich fühle mich von der schweren Arbeit frei und sofort regt es sich in mir zu freier Produktion.

Ich war gestern mit den Meinen — auch August war von Potsdam gekommen — in Pichelswerder in den Kiefernwäldern, wo die hiesigen Kleinbürger sich sonntäglich im Walde lagerten und da und dort in Thaleinschnitten zur Drehorgel tanzten. Und das wirkt nun nach in mir und macht mich neu lebendig.

Ich möchte in dem neuen Roman das ganze badische Leben, das intim Concrete, wie das Allgemeine in der Zeit unmittelbar vor dem Kriege und dann in ihm selbst fassen[1].

Einstweilen habe ich noch Zeit zum Austräumen der Fabel und der Verwicklung, und ich kenne mich, es schadet nichts, daß ich vorher noch vieles Andere zu erledigen habe; ich trage solches still in mir fort durch alle Verhältnisse hindurch, wie ein zweites Leben.

Jetzt in diesem Augenblick — ich habe mich im Briefe unterbrochen und am Plane geschrieben — jetzt ist mir's, als könnte ich an einem Tage, in einer Stunde das Ganze fixiren, die Kniee zittern mir vor Aufregung und — es ist unsagbar, wie mir zu Muthe. Aber ich muß ruhig sein. Das will alles bedachtsam entwickelt und geordnet sein. Aber ich reise jetzt glücklich. Ich trage ein Großes, ein neu Belebendes in der Seele.

[1] Umfassender und in ganz freier Weise ausgeführt in der vaterländischen Familiengeschichte: Waldfried (Stuttgart, 1874). Vgl. Brief v. 24. Januar 1874.

403.

Cannstatt, 23. Juli 1871.

Also muß ich dir wieder schreiben, lieber Jakob, da wo du gestern noch bei mir saßest auf dem Balkon mit dem Ausblick über die gestutzten Bäume hinweg nach der Villa und der Kirche von Berg; drunten im Garten singt nur noch eine Schwarzamsel.

Eben indem ich, auf das Trocknen der Tinte wartend, auf dem Balkon hin und her gehe, fällt mir (nun sag mir Einer, aus welchem Seelengrund das kommt) der Titel meines neuen Buches ein, und ich sag ihn dir zuerst und dir einzig und allein, und ich bitte, sag mir nichts dagegen, laß mich dabei, denn er gibt mir frohen und festen Anhalt. Er lautet: Der Bürgermeister von Waldhausen[1].

Ich kann dir nicht sagen, welchen wohligen Nachschmack ich von unserm Beisammensein habe und wie wohl ich mich überhaupt fühle. Ich bin wieder ganz frischauf.

Den 24. Juli 1871.

Gestern besuchte [ich] den Archiv-Direktor Kausler, den Bruder meines Freundes Rudolph, und er und seine Schwester waren überaus glücklich, daß ich, wie du dich erinnerst, mit Minister Golther über Rudolph gesprochen, der ihm nun förderlich sein wird. Rudolph hat aber keinen Schlaganfall gehabt, nur einen schweren Rheumatismus in Folge der Feuchtigkeit seiner Kanzlei; er wird auf drei Wochen mit seinem Bruder nach Vorarlberg reisen.

Ich besuchte dann Golther, und es war unsagbar wohlig und so reinlich schön in seinem Hause, seine Frau, eine geborne Autenrieth, war mir von ihrer Mädchenzeit bekannt, er hat auch eine stattliche erwachsene Tochter, den kleinen Wolfgang kennst du ja. Jedes Wort von Jeglichem kam aus einem ehrlich gesunden und von reichen Quellen gespeisten Urgrund. Solche schöne in sich gesättigte, ständig im Höheren gehaltene Existenzen hat doch nur unser Vaterland. — Am Abend war ich mit Leopold Kaulla und den Seinen sehr vergnügt hier.

Den 25. Juli 1871.

Gestern schickte ich dir von Cottas Bureau aus sofort die angekommene Allgemeine Zeitung, da bist du als Verfasser der Resolutionen [der Augsburger jüdischen Synode] genannt. Ich schicke dir heute ein zweites Exemplar. Du darfst dich innerlich vollauf begnügt fühlen, diese Concretion deines und des Zeitstrebens gegeben zu haben.

[1] Vgl. die vorhergehende Anmerkung.

Auch die Rede von Lazarus ist gediegen, und daß er die mise en scène seiner Ideen so technisch bedachtsam und künstlerisch effektvoll gibt, ist gar nicht zu tadeln. Die Schönheit herausmeißeln, das ist ein großer Vorzug von ihm und des modernen Lebens überhaupt.

404.

Pforzheim, im Adler, 27. Juli 1871.

Von hier aus habe ich dir noch nie geschrieben, aber die ruhige Morgenstunde, die ich habe, soll dir Kunde geben, wie ich weiter lebe.

Meine Abreise von Cannstatt, so ruhig vorbereitet, war doch wieder überhastet, aber das geht immer so, jede Abreise hat etwas von der Schlußscene des 5. Actes. Auf dem Bahnhofe war ich wieder sehr unwohl, und bei dem langen Warten wurde ich wieder zweifelhaft, ob ich reisen soll. Ich glaube aber, daß Luftveränderung und vor Allem heimatliche Waldluft mich heilen wird. Ich dürste wahrhaft nach Waldluft. Ich nahm wieder Billet erster Klasse, und als ich einsteige, wer streckt mir die Hand entgegen? Prinz Wilhelm von Baden, er kommt von St. Moritz, sieht heldenhaft und wettergebräunt aus, und die Schußnarbe in der linken Wange ist ganz ausgeheilt. Wir waren ganz allein im Wagen und sprachen von Allem, was sich im Vaterlande bewegt. Von Bedeutung war mir besonders, was ich über den Siegeseinzug in München und über den König von Bayern hörte. Es bleibt fest, daß dieser junge König durch seinen energischen Entschluß im vorigen Jahre Großes für das Vaterland geleistet hat.

Es regnete beständig, und ich stieg hier aus. In der großen Gaststube wurden eben die Versetzungen der badischen Offiziere gelesen: nach Neiße, nach Wittenberg, nach Stallupönen, es geht den Deutschen doch schwer ein, Deutsche zu sein, aber Baden ist da wieder voran.

An einem Seitentisch spielten mehrere Männer Karten. Als sie weggingen, ließen sie mich durch den Wirth grüßen, sie hätten mich erkannt, hätten mich aber nicht stören wollen. Es waren Lehrer des Städtchens. Und nun, lieber Jakob, will ich fort.

Gernsbach, 28. Juli, Morgens.

Den frischen Walddutft möcht' ich dir, lieber Jakob, in dies Papier hinein hauchen können. O, wie wohl ist mir! Ich meine, hier erringe ich noch das zu fester Gestaltung, was mir wie Wolkengebilde in der Seele schwebt.

Heute ist nach vielen Tagen der erste sonnenhelle, und ich komme aus dem Walde, wo noch überall die Waldwässer rieseln und gurgeln.

Ich besuchte noch in Pforzheim den Reichstagsabgeordneten August Dennig, der in Berlin oft bei mir gewesen war. Unter strömendem Regen

reiste ich dann nach Königsbach. Bald kam mein Neffe, ein stattlicher Bursch, er hat den ganzen Feldzug, alle badischen Schlachten mitgemacht und ist heil geblieben; er ist noch der einzige Sohn meiner Schwester, denn der andere, der als Dragoner den 66er Feldzug mitmachte, ist an seiner bei Aschaffenburg erhaltenen Schußwunde gestorben. Bald kam auch meine Schwester, sie (wie meine verstorbene Schwester in Altdorf) sieht dem Vater ähnlich, während wir anderen Kinder alle der Mutter gleichen oder vielmehr glichen, denn wir sind nur noch wenig, von elf verheiratheten nur noch vier.

Als ich auf die Zweigbahn nach hier kam, erschien plötzlich heller Sonnenschein, und mit Wonne sog ich den Hauch der erfrischten Felder und Waldberge ein. Ich war allein im Wagen, und ich hätte immer laut singen mögen; so wohl war mir's lange nicht wie da, und ich schrieb Mancherlei für mein Buch auf und — lache mich nicht aus — auch einen neuen Titel, aber ich sage dir ihn jetzt noch nicht. Ein neuer eiserner Steg über die Murg ist gebaut und die im vorigen Jahre am Wilden Mann gepflanzten Linden sind gut gediehen. Alles heimelt mich an. Klumpps sind nicht hier, sie sind in der Schweiz. „Guten Tag, Herr Auerbach" grüßten mich die Kinder vor den Häusern. Alles im Hause begrüßte mich heimisch. Ich habe mein altes Zimmer wieder mit den beiden geschlossenen Wänden, und da schreibe ich dir jetzt, die Fenster sind offen, die Murg rauscht übers Wehr und von den Wiesenbergen kommt würziger Athem.

Nachdem ich etwas ausgeruht und gegessen hatte, ging ich auf Schloß Eberstein. Da im Walde, der so erfrischt ist, unter den hochstämmigen Tannen, war mir so wohl wie dem Baum im Erdengrund, ich hielt gewiß zwanzigmal an.

Den 4. August.

Ich erhalte soeben von Dr. Abel in Berlin (dem Correspondenten der Times) anliegenden Brief und dazu das Blatt mit der Recension von Carlyle. Es erhebt mich und macht mich zaghaft zugleich, daß ich so mit meinem Worte in die Welt hinausdringe, und gerade daß Carlyle sich so eingehend ausspricht, ist von besonderer Wichtigkeit.

405.

Gernsbach, Sonntag, den 6. August 1871.

So, lieber Jakob, jetzt ist endlich wieder Sommer, und ich schreibe dir stehend. Ich habe mir ein Pult machen lassen, das auf dem Tisch steht, ich habe es soeben erhalten, und nachdem es für meine Größe oder vielmehr Kleine entsprechend abgesägt ist, schreibe ich dir jetzt. Lach mich nur aus, das Ding kostet nur drei Gulden, und habe ich kein eigen Haus, so habe ich einstweilen eigenes Pult.

Gernsbach, 8. August 1871.

Ich war gestern mit Frau Eller und deren Tochter auf dem Bahnhof, um die Ankunft ihres Sohnes aus Amerika abzuwarten. Der Zug verspätete sich, ich las auf dem Bahnhofe die eben eingetroffene erste Nummer von der Erzählung der Marlitt: Haideprinzeßchen. Das wird wieder mächtig wirken, denn der Sensations-Teufel ist doch der gewaltigste, und dieser Teufel ist so klug, daß er die Tugend falsch aufputzt, und die krasseste Unnatur für eitel kindhafte Naivetät austrommelt.

Heute früh ging ich endlich auch nach Loffenau, wo der Schultheiß-Arzt Oechsle mir sehr zugethan ist.

Im Dorfe muthete es mich sofort spezifisch Württembergisch an, wir wissen gar nicht zu ermessen, was eine langjährige Regierungsart aus dem Menschen macht.

So viel neue Quellen thun sich mir auf und strömen und sprudeln, daß ich meine, ich fange das Leben erst an. Ich muß doch noch, wenn ich das Buch absolvirt habe, neue Dorfgeschichten (nach der Eisenbahn) schreiben.

406.

Gernsbach, 15. August 1871.

Heute vor einem Jahre fuhr ich ins Elsaß und kam in Lampertsheim an. Ich möchte jetzt wieder nach dem Elsaß und das veränderte Leben fassen, aber ich gehe nicht vom Fleck, bis ich meinen Arbeitsplan genau und fest fixirt habe.

Ich war gestern in Herrenalb. Heute nun ging ich früh die Straße dahin, Schaaren von Kindern begegneten mir mit Blumenbüscheln, da heute Himmelfahrt Mariä und Würzweihe ist. Die katholische Kirche versteht es, die Jugendgemüther in der Wurzel zu lenken. Welche tiefbewegende Empfindungen haben die Kinder beim Einsammeln der Waldpflanzen und nun beim Hintragen in die Kirche und dann beim Heimweg. Das vergißt sich nicht und bildet ein Eden in jedem Einzelleben. Und wie gescheit war Napoleon, seinen Heiligen und damit die Feier seiner selbst auf diesen Tag verlegen zu lassen.

Den 18. August 1871.

Ich hatte gestern Nachmittag eine große Freude, als die beiden stattlichen Bände der Spinoza-Werke ankamen. Ich bin doch ein glücklicher Mensch, daß ich so in die höchste Welt hinein arbeiten darf. Ich müßte eigentlich viel braver sein, um das zu verdienen; aber ich kann eben nicht mehr viel an mir ändern, und vielleicht bin ich nur so dazu gerüstet, so Vielerlei zu absolviren. Ich muß leider auch hier viel Besuch aushalten, und ich verstehe es noch immer nicht, mich gesprächlich zurückzuhalten; ich

gebe mich noch viel zu viel aus, aber ich tröste mich wieder mit dem Worte: Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell.

Den 28. August 1871.

Heute hatte ich einen gesegneten Morgen. Ich erwachte in dem Gedanken: Heute ist Goethes Geburtstag, und dieser Gedanke begleitete mich auf meinem Morgengang, der bereits etwas vom herben herbstlich kräftigen Anhauche hat; im gemischten Bestande des Waldes beginnt bereits das Laub sich zu färben, und ich habe einen so scharfen — oft störenden — Geruchssinn, daß ich meine, ich rieche jedes Blatt, und man hört nichts als den Habicht und die Nußhäher. Die Weiber gingen auf der Straße truppweise zu Markte und plauderten, sie tragen hier die Körbe über Bauschen auf dem Kopfe und brauchen sie nicht mit der Hand zu halten.

Ich lebe jetzt so in Gedanken, daß mich der Morgengruß der Menschen fast stört. Kinder und Frauen, die den Bauarbeitern die Morgensuppe bringen, kennen mich bereits und grüßen mich mit Namen, auch die Wegknechte versäumen das nicht, besonders die mit Soldatenmützen. Ich ging in den Wald, und da ging immer das Gedenken an Goethe mit mir. Welche unendliche Fülle von Lebensführung und Durchklärung hat er der Welt gegeben und warum ist das nicht ein großer Gedenktag? Die Glocken werden ihm nie läuten, aber es gibt noch andere Weiheklänge. Es liegt aber auch ein Trost darin, daß dem nicht so. Die Religionsstifter konnten in gedrängte Sätze ihre Erkenntniß einfügen, das kann Spinoza nicht, kann Goethe nicht, aber ihr Geisteswalten schwebt in der Luft und läßt sich tausendfältig auf bewegte Menschenseelen nieder. Eine Gedenkfeier kann darum auch nicht in einen Tag sich einschließen oder doch nur für einen erlesenen Kreis.

Ich saß lange auf einem Felsen im Walde, und ich dachte, wie das fortgrünt, wenn ich nicht mehr bin, aber ich war erhoben im Bewußtsein, daß ich mit und in Spinoza und Goethe gelebt, und wenn wir für uns das Wort Andacht in Anspruch nehmen können, so hatte ich sie im Tiefsten, und so gering auch die Spur meines Daseins im Vergleich mit den Heroen, es sitzt doch auch vielleicht einmal ein Mensch im Walde und gedenkt an das, was mir durch die Seele ging.

Den 1. September.

. . . Vorgestern kam Lasker zu mir von seiner Schweizerreise, ganz erfrischt und vergnügt, er ist ein gewaltiger Fußgänger, 12—14 Stunden Bergwanderung ist seine tägliche Portion. Nachmittags wanderten wir selbander nach Weißenbach und über Eberstein zurück. Am andern Tag, es war regnerisch, reiste er ab, ich begleitete ihn bis Rastatt. Ich wollte ohnedies Oberst Müller einmal besuchen. Lasker reiste Mittags weiter. Ich

blieb bei Müller, er zeigte mir die Schußnarbe in der Brust, aber er ist ganz frischauf, und die Frau erzählte mir ihre Reise zu ihrem auf den Tod verwundeten Mann. Gegen Abend fuhr ich mit Müller und seiner Familie bis Gaggenau, von dort wanderte ich heimwärts, und ich saß oft auf den Steinen am Wege und schrieb, wie ich glaube, Ergiebiges. Ich bin ganz glücklich. Das kann ein Buch werden, in dem ich mein Bestes niederlege.

407.

Gernsbach, 15. September 1871, Morgens 9 Uhr.

O wie schön ist's hier! Wie thut mir's so weh, aus dieser durchsonnten Ruhe wegzugehen! Ich meine, ich kann das Rauschen der Murg nicht mehr entbehren.

Ich habe wenig einzelne Worte von meinem Vater behalten, er sprach ja selten Intimeres, aber deutlich weiß ich noch, wie er mir (ich glaube beim Weggang von Stuttgart) sagte: du kommst immer schwer von einem Orte fort, du machst dich zu arg daheim; aber es geht auch anderswo.

Heute nach 6, als ich meinen altgewohnten Gang nach Obertsroth machte, an der neuen Mühle vorbei, die ich nun fast ganz bauen sah, lernte ich auch den Weg-Inspektor kennen, und er zeigte mir etwas ganz Neues. Er hat die Vogelbeerbäume am Wege, eben bei der Mühle, mit Birnenzweigen okulirt, und heuer trugen schon mehrere Bäume Birnen neben den Vogelbeeren. Erst im dritten Jahr blüht der okulirte Baum und trägt Früchte. Ist diese Veredlungskunst nicht so anmuthend als wichtig? In rauhen Gegenden wird der mächtig gewordene Stamm des Vogelbeerbaums zu einem Obstbaum verwandelt. Daß ich dieses neue Lebenschaffen so vor mir sah, ist mir wie ein überraschender und erquickender letzter Abschiedsgruß von hier.

Ich gebe diesen Brief zur Bahn, wenn ich abreise.

408.

Baden, 18. September 1871.

Vorgestern bin ich hieher übergesiedelt. Dr. Faas führte mich in seinem Einspänner hieher. Die Fahrt war erquicklich. Mir ist schon heute, als läge der Aufenthalt in Gernsbach weit hinter mir. Hier ist ein ganz anderes Sein. Ich habe hier natürlich schon viele Menschen begrüßt. Der Ort ist wunderbar schön in diesem sonnigen Herbst, und wie wird es erst sein, wenn kein Spiel mehr da.

Die beiden Brüder Winterhalter, die berühmten Porträtmaler, sind auch hier und ich ging eine gute Stunde mit ihnen. Sie wollen nur noch einmal nach Paris, um ihre Sachen zu holen, und dann auch nach hier und Karlsruhe übersiedeln. Es kann kein Deutscher mehr in Paris leben.

Baden, 21. September 1871.

Heute, lieber Jakob, ist der Herbst eingebrochen. Es hat in der Nacht geregnet, alle Blätter an den Bäumen sind überständig, und nun wird's mit Macht kahl und kalt werden. Noch gestern war heißer Sonnenschein. Was thut's? Ich kann sagen, ich habe den Sommer vollauf empfunden, und mein einziger Wunsch ist nur, daß mir jetzt im Herbst das Arbeiten frisch von der Hand gehe. Ich gehe in den nächsten Tagen nach Freiburg und mache mir dort gutes Winterquartier.

Ich war gestern Mittag bei Geh.-Legationsrath Abeken, mit dem ich mich immer am besten verstehe, er ist der Mann, der die Staatsschriften abfaßt, und stammt aus der Wissenschaft.

Nachdem ich Mittags mit Frau und Tochter und den Guaitas aus Frankfurt einen weiten Spaziergang gemacht, besuchte ich Abends Turgénjew, der am Podagra leidet. Ich traf den riesenhaften Mann an Krücken gehend. Er hat seine Villa verkauft und zieht mit den Viardot-Garcias von hier weg. Wir sind in allen Fragen des Lebens und besonders unserer Kunst bald mit einander in Consonanz. Wir sprachen über Frankreich, Turgénjew hat viele Jahre in Paris gelebt. Er erzählte, daß er vor kurzem mehrere Wochen in Boulogne und 14 Tage in Paris war. Hier hat er nicht nur seine wissenschaftlichen und künstlerischen Freunde, sondern auch seine Handwerker besucht. Unter jenen fand er nur zwei Kategorien, Verzweifelnde und Rachesüchtige, unter diesen noch immer den falschen Elan. Sein Schuster, ein sonst gescheiter Bürger, schilderte als höchsten Ruhmesglanz den Einzug der Versailler Truppen in Paris: „Wir sind noch immer die Ersten in der Welt. Das vermögen doch die Preußen nicht ꝛc." Immer Wirkung nach außen und nicht Einkehr in sich wird erstrebt. Was sich in der Literatur zeigte, ist auch im Volkscharakter, man will nicht Wahrheit, sondern Geistreiches, Frappantes. Man gibt einer Figur Empfindungen, man erfindet Situationen, was liegt daran, ob es wahr ist? Wenn es nur geistreich ist. Ein Schriftsteller wie Thakeray, der sein eigen Volk züchtigte, ist in Frankreich unmöglich. Turgénjew sagte mir, daß man die Stellen in Quinets Revolutionsgeschichte, die die Fehler der Franzosen geißeln, als von fremdem Einflusse erzeugt, verwarf.

Das Bedeutsamste aber war, daß er mir Folgendes erzählte: Nach dem Krim-Krieg fiel es keinem Russen ein, von Rache an Frankreich, England ꝛc. zu sprechen. Man sah ein, daß man sein Leben ändern müsse, und selbst der Kaiser, der immer nur seinem Vater folgen wollte, änderte seine ganze Anschauung und emanzipirte die Bauern ꝛc. Es war eine tiefe Einkehr in sich. „Man lachte über andere Dinge als vorher."

An das knüpfte ich an und ermahnte Turgénjew diese Wendung zu

schildern. Das würde eine historische Dichtung im eminenten Sinn, und seine tiefere optimistische Anschauung käme endlich auch zu Tage. Er war ganz glücklich von dieser Anregung, und meine Hand fassend und haltend, sagte er: wenn er das Buch schreibe, werde er es mir widmen. Und wieder kamen wir darauf, wie traurig es sei, wenn ein Mensch, ein Volk nicht umkehren könne; Frankreich will jetzt Alles für sein Soldatenthum thun und hätte doch ganz Anderes zu thun. Es war mir schwer, von Turgénjew wegzugehen, so tief heimisch war es uns beiden, und es war traurig, wie der großgeartete mächtige Mann darlegte, daß er zum Familienleben geschaffen, doch nie dazu gekommen sei. Er hat sich an die Garcias angeschlossen, deren Kinder Franzosen sind, er zieht vorerst mit ihnen nach Frankreich, und dann will er nach Rußland.

Den 27. September.

Gestern früh hatte ich einen erquickungsvollen Morgen mit Turgénjew bei ihm in seinem Hause. Mit einem im gleichen Berufe Schaffenden und doch aus ganz anderer Weltregion Kommenden die Quellenbildung der Gedanken und Gestalten aufhellen, das macht nicht kritisch zerfahrend, sondern frisch produktiv.

409.

Straßburg, 2. October 1871.

Nun bin ich endlich gestern hieher gereist. Ich mußte der Unentschiedenheit ein Ende machen, denn nichts erlahmt mehr als das, alles Thun und Sein wird provisorisch. Die Meinigen bleiben noch einige Tage in Baden. Ich fuhr im selben Coupé mit der Gräfin Muchanoff, die ich von früher kenne (sie ist die, der Richard Wagner seine Judenbroschüre gewidmet hat), ihrem Mann und zwei Baronen Loë.

Unter strömendem Regen kamen wir hier an. Ich traf Wolfgang Müller. Es hellte sich auf. Ich ging mit ihm und Loë viel in der Stadt umher und bei vielen Gruppen, auch bei Bauern, fanden wir noch entschiedenen und tiefen Widerstreit gegen Deutschland. Die jungen Leute, die wir sprachen, waren alle Gefangene in Deutschland gewesen, und Bauernbursche sprachen von Auswanderung nach Algier. Eine Bonne rief einem deutsch redenden Kinde zu: il faut parler français à cause des Prussiens. Es steckt in den Menschen neben Andrem ein bittres Gefühl der Beschämung, daß man etwas geworden ist, wozu man sich nicht gemacht hat, daß man eben über sich verfügen lassen mußte, und Mißstimmung und Zorn hierüber ist naturberechtigt.

Im Kaffeehaus traf ich viele Beamte mit den Herren von der Bibliothek. Ich ging auch noch allein lange mit einem Schutzmann aus Berlin. Preußen gibt auch diesen so schwer Beamteten nur 30 Thaler Monatsgehalt. Er

war nicht recht klar, wer ich sei und woher mein Interesse stammt, da ich viel fragte. Mit einer gewissen Zurückhaltung erzählte er mir, wie schwer hier das Leben. Wenn er in ein Wirthshaus kommt und etwas essen und trinken will, rückt Alles bei Seite, und man gibt ihm nur unwillig das Geforderte.

Den 3. October.

Ich habe mit Roggenbach gestern lange gefrühstückt. Wir haben die Liste der an die Universität zu Berufenden durchgegangen.

Martin Philippson ist angekommen. Ich ging mit ihm auf die Bibliothek, wo namentlich ein Landsmann von mir, ein Dr. Euting, der große Reisen gemacht, mir sehr viel Bedeutsames erzählte und zeigte. Ich aß mit Philippson in einer Restauration, ein Ehepaar aus Grafenstaten saß bei uns; es schienen behäbige Leute. Ich verstand mich bald mit ihnen, und sie erzählten mir ihre Erlebnisse während des Krieges.

Nachmittags nahm ich einen Wagen und fuhr mit Dr. Schricker und dessen Frau und Martin Philippson nach Mundolsheim. Es war trübes Wetter, und wie ganz anders, als damals bei der Belagerung, sah Alles aus! Die Stellen, die ich damals nennen hörte, sah ich jetzt und viele Verwüstungen und Neubauten. Wir fuhren beim ersten großen Hause in Lampertsheim an; dort hat General Werder gewohnt, und ich bin damals mit dem Bauer Beret, seiner Frau, seiner Mutter und Schwiegermutter gut bekannt geworden. Als ich eintrat, war großer Jubel im Hause. Die alte Mutter rief ihrer Tochter, diese der Schwiegermutter und dem Mann, und das kleine Töchterchen schmiegte sich an mich; es war, wie wenn ein Verwandter käme. Der Bauer war sehr glücklich, mich wieder zu sehen, und begrüßte meine Freunde wie Zugehörige. Es wurde Wein aufgesetzt und Käse und Brot, und sie erzählten mir, was sie alles seitdem erlebt. Ich erklärte ihm unsern großen landwirthschaftlichen Verein; er kannte schon etwas vom Badischen her und er hoffte viel davon. Im Garten hinter dem Hause war noch Alles voll Himbeeren, und jetzt that es die Bäuerin nicht anders, wir mußten mit ihr in den Weinberg und er war dort oben in der Nähe, wo die Bank des Großherzogs gewesen war. Wir ließen uns die Trauben wohl schmecken, wir besahen uns die Aussichtspunkte von damals, gingen über den obern Weg nach dem Kirchhofe, wo uns die Bäuerin die Gräber ihrer Angehörigen zeigte, und im Hause mußten wir nochmals Speise und Trank annehmen, und ich habe nicht bald einen Menschen wohlgemuther gesehen, als der kräftige Bauer mit uns war. Endlich mußten wir an die Abfahrt denken. Der Bauer kam noch und brachte einen großen Korb voll Trauben, den er der Frau Schricker auf den Schoß stellte; wir wollten sie nicht annehmen, aber er drang darauf, und ich sagte endlich:

„Nun, so sei es denn; ich wünsche Ihnen so viel gute Tage, als da Beeren sind!" „Und ich", erwiderte der Bauer, „ich wünsche Ihnen, daß Sie aus jeder Beere einen süßen Gedanken mitnehmen".

Wir fuhren nach Lampertsheim. Wie still war es jetzt auf dem Weg! Wir kamen in mein altes Quartier. Wir gingen aber bald zum Nachbar, der mit Frau und Töchtern überaus glücklich war wegen des Wiedersehens und uns Briefe zeigte von den bei ihm einquartierten Soldaten.

Endlich ging's an die Heimfahrt. Aus all dem Erlebten klang uns der Abschiedsgruß Berets wie eine Volksmelodie in der Seele nach.

Den 4. October.

Ich habe wieder die besten Morgenstunden mit Roggenbach verbracht, dann machte ich bei meinem alten Freunde, Professor Baum, einen Besuch. Der prächtige, gediegene, kernhafte Mann ist der alte Feste geblieben. Er hat mir Wunderbares erzählt aus der Belagerung. Mehrere Geschosse fielen in sein Haus, in den Garten. Es ist das Pfarrhaus von St. Thomas. Er war mit den Seinen im Keller, und als einmal, ich weiß nicht mehr an welchem Tage, mehrere Stunden lang das Schießen aufhörte, fiel er seiner Frau um den Hals und rief: O Gott im Himmel! Die Franzosen kommen wieder. Ein Freund besuchte den Professor Ungerer. Er traf ihn in der Stube, an der eine Granate die Vordermauer eingerissen hatte, und als der Freund ihn zu trösten beginnen wollte, rief Ungerer: „Hoch Deutschland!" Es berührt wie ein Wunder, daß es solche festhaltende deutsche Naturen noch im Elsaß gab. Baum lud mich auf heute zu Tische. Ich machte, als ich von ihm wegging, noch einen Besuch bei dem Präsidenten Möller. Wir sprachen viel über Schuleinrichtungen, und ich wies besonders auch auf die Stellung der Juden hin. Ich glaubte, ihm das Beste damit zu erweisen, indem ich ihm altbewährte, zuverlässige Männer nannte, auf deren Personalkenntniß er sich verlassen konnte. Möller ist eine bedeutsame Erscheinung, der Zutraulichkeit und Reserve vereinigt.

Bei der 6 Uhr-Tafel fand ich Julius Rodenberg.

Den 5. October.

Gestern früh ist Oberst Müller aus Rastatt hier angekommen; wir waren zusammen eine gute Stunde bei Roggenbach. Dann spazierten wir durch die Stadt, und er brachte mich zu Baum, der auch noch die Professoren Bruch, Ungerer und Reiß eingeladen hatte. Wir waren überaus wohlgemuth bei Tische. Ich wollte, ich könnte noch Alles erzählen, was aus der Belagerungszeit berichtet wurde. Der alte Bruch brachte einen mich tief ergreifenden Toast auf mich aus. Die Dorfgeschichten hatten doch wunderbar auch auf die Elsässer gewirkt.

Nachmittags fuhr ich mit Rodenberg nach Schiltigheim und Bischheim in dem Omnibus. In einem Erdgeschoß hörte ich eine Frau und zwei Kinder schön singen. Die Fenster waren offen, ich grüßte, wir gingen hinein. Die Frau und die Kinder machten Filetarbeiten und es gab heitere Unterhaltung.

Den 7. October.

Gestern ging ich mit Rodenberg durch die Stadt und auf den Wochenmarkt, wo wir reiche Wahrnehmungen machten. Die Marktweiber sind noch sehr gegen Deutsch. Dann ging ich zu Baum. Ich war lange mit der Frau allein. Sie erzählte mir, wie sie für die Deutschen beteten. Nach dem Einzuge der Deutschen kam eine Freundin zu ihr und sagte: Gottlob! jetzt darf ich doch wieder Guten Tag sagen; Andere dagegen waren und blieben antideutsch.

Ich blieb bei Baum zu Tische, und da ich ein Dorf im Hagenauer Forst kennen lernen wollte und sehen, wie es vor, in und nach dem Kriege war, rieth mir Baum nach Hundsbach zu gehen. Ich entschloß mich schnell und fuhr Nachmittags ab, obgleich der Zug nicht bis Hundsbach, sondern nur bis Hagenau ging.

Ich kam in Hagenau an; im Festungsgraben turnten die preußischen Soldaten, und Franzosen in kurzen Blusen und Knaben, die oben standen, ahmten ihnen spöttisch nach. Ich ging in die Stadt. Wie still war sie jetzt gegen damals, als ich nach Lampertsheim fuhr. Es war mir unbehaglich und fröstelnd. Ich ging in ein Kaffeehaus, da spielten zwei preußische Unterofficiere Billard. Ich wandelte in der Stadt hin und her, da sah ich die Juden nach der Synagoge gehen. Ich ging auch dahin. Die altbekannten Melodien bewegten mir die Seele tief.

Wäre ich nur gestern noch in Hagenau geblieben, aber mich trieb's nach dem Dorfe, als ob dort meiner Wunder was warte. Ich kam in Hundsbach an. Der Inspektor wunderte sich über den Ankömmling und gab mir den Bahnwart mit, der auf einem Schiebkarren mein Gepäck führte. Der Weg ins Dorf war noch weit. Der Bahnwart war aus Düsseldorf. Er bekundete sich bald als wohldenkender und gewissenhafter Mann, hat Frau und Kind im Dorfe angesiedelt und empfindet die Verpflanzung schwer. Wir kamen ins Dorf. Alles still, nirgends ein Licht, nur die Hunde bellten von allen Seiten. Beim Wirthshaus mußten wir lange klopfen, bis aufgemacht wurde.

Am Morgen schickte ich nach dem Lehrer, er kam. Wir gingen miteinander zum Pfarrer. Er hieß mich willkommen; er hatte im vergangenen Winter Barfüßele den Seinen vorgelesen. Er mußte nach dem Filial. Wir begleiteten ihn, der Weg war schön über eine Anhöhe, dann das Thal

hinab, und der Pfarrer erzählte mir viel. Wir kamen beim Lehrer des Filials an, das kleine Haus äußerst wohnlich. Der Alte war auch Lehrer gewesen, und jetzt hatte sein Sohn, ein frischer Mensch, die Stelle. Der Pfarrer ging mit dem jungen Mann zur Kirche. Ich blieb bei dem Alten und dessen Frau und ließ mir viel erzählen.

Wir kehrten zurück, der Pfarrer erklärte sich mir als Orthodoxer und wiederholte oft, die ganze Menschheit und Frankreich besonders hätten eine Züchtigung verdient, weil wir dem Meineidigen huldigten. Als die Turkos ins Dorf kamen, sprangen sie wie wilde Katzen und schrien immer: **Prussiens!** und zeigten an den Hals. Am Bartholomäustag war Alles voll Furcht. Die Protestanten erwarteten mit Sicherheit, daß die Katholiken kommen und sie alle ausrotten. Eine katholische Bettelfrau, die sonst ins Dorf kam, nahm nichts mehr. Sie suchte sich ein Haus aus, das sie nach der Ermordung der Protestanten zu eigen haben wolle. Der Pfarrer hielt eine Leichenrede. Da fiel ein Schuß. Man grub schnell die Leiche ein, Alles eilte davon, es hieß: Die Preußen kommen, dieses und jenes Dorf brennt und sie nehmen alle jungen Leute mit und stellen sie in die vorderste Reihe der Soldaten.

Die Preußen kamen. Am Tage nach der Schlacht von Weißenburg nahmen sie 3 Kühe vom Pflug, das erregte großen Schrecken. Aber die Preußen benahmen sich sehr gut. Sie brachten da, wo sie einquartirt waren, den Leuten bald ihre Gesangbücher und zeigten, daß es Zugehörige seien. Ein Schullehrer unter ihnen spielte am Sonntag die Orgel in der Kirche und half dem Lehrer Schule halten.

410.

Den 10. October 1871.

Freiburg im Breisgau, im behaglichsten Gasthofe in der anmuthigsten Stadt des deutschen Reiches.

Ja, da bin ich nun endlich, lieber Jakob, und ist es nicht, als ob ein schalkhafter Dämon mit uns spielte? Da bin ich nun endlich zur Ruhe, d. h. zur Arbeit, habe einen ganzen Erntewagen voll Motive, und nun es ans Ausdreschen geht — planz, ich habe den Wagen zwar nicht umgeworfen, aber ich muß das Eingeheimste noch unabgeladen stehen lassen, denn mein linkes Auge ist von einer Erkältung ganz roth durchlaufen. Es schmerzt mich zwar wenig, aber ich werde doch einige Tage in Grübeleien und Aergerlichkeiten verbringen müssen.

Ich habe hier ein prächtiges Zimmer, teppichbelegt, mit zwei geschlossenen Wänden, Morgensonne, Ausblick über die Weingärten nach den Tannenbergen und — was die Hauptsache ist, absolute Ruhe und Stille.

411.

Freiburg, 12. October 1871.

Mein schlimmes Auge stört mich doch mehr, als ich geglaubt habe.

Ich habe die Freude, den Professor Dubois-Reymond, den Mathematiker (Bruder des Physiologen), den ich noch von seinem Elternhause her kenne, zum Tischnachbar zu haben. Ich ging gestern mit ihm nach Günterstthal. O wie herrlich ist's hier, und ich bedaure nur, daß ich nicht zur Sonnenzeit hieher ging. Jetzt sind morgens lange steife Nebel.

Am Abend war ich im Museum. Das sind doch schöne Anstalten in Süddeutschland. Man trifft immer angemessene Gesellschaft, und Militär und Civil ist, namentlich im Badischen, nicht getrennt. Ich war mit den Professoren. Es sind lauter jüngere Leute.

Den 13. October.

Es geht mir besser, lieber Jakob, der Augenkatarrh löst sich.

[Gestern] war ich im Theater, um ein Lustspiel von Putlitz und die Tochter Ferdinand Hillers als Actrice zu sehen. „Die böse Stiefmutter" heißt das Lustspiel, und es war mir von Interesse, gerade hier, wohin ich meine „Stiefmutter" verlegt, das zu sehen. Es ist natürlich eine gute, und die Fabel streift an das Thema meines neuen Romans.

Ich traf Herrn von Hillern, den Mann der Schriftstellerin (geborene Birch), und ging mit ihm auf die Bühne, Toni Hiller zu begrüßen. Um einen Moment wäre es uns passirt, daß der Vorhang aufgezogen wurde, während wir noch auf der Bühne standen.

Ich erhielt gestern die erste Lieferung der „Guten Stunde"[1] (ich lasse sie dir auch schicken), und du weißt ja, wie es bei mir ist: in den ersten Tagen nach Erscheinen eines Buches von mir habe ich immer meine besondere Freude daran und lese es, dann aber nie mehr.

Den 14. October 1871.

Gestern war ein Tag, wie ich mir ihn eigentlich wünsche; Mittags heiter bei Tische (nach stiller Arbeit am Morgen), Nachmittags ein erquickender Spaziergang aufs Dorf in guter Sonne und Abends Lektüre. Ich ging Nachmittags allein nach Zähringen, der Athem und der Ausblick hier ist wunderbar erfrischend. Die auf den Feldern Arbeitenden, es werden jetzt Rüben ausgethan, sangen die Wacht am Rhein, und ebenso drin im Dorfe die Kinder.

[1] Zur guten Stunde. Gesammelte Volkserzählungen &c. (Stuttgart, Hoffmann).

412.

Freiburg, 16. October 1871.

... Während du beim Leichenbegängnisse Dr. Ginsbergs warst, erfuhr ich hier den Tod von Jakob Kaufmann. Du erinnerst dich vielleicht seiner von Wien her oder von seinem ersten Auftreten als Herausgeber des Taschenbuchs Jeschurun (Der Dorfgänger ist von ihm). Er war eine feine selbstlose Natur und arbeitete viel und gut und stets anonym und für Andere. Es hat mich immer am meisten gekränkt, daß Gustav Freytag, der Kaufmann nahe befreundet war, in seinen „Journalisten" nur einen Schmock als Juden herausgriff, während er doch eine so edle Natur wie Jakob Kaufmann vor Augen hatte.

413.

Freiburg, 18. October 1871, Abends 7 Uhr.

Per ardua ad astra (drüber drei Sterne)

steht auf dem Giebel des Hauses, in dem ich nun wohne, bei Professor Sengler, dem Philosophen.

Was sagst du dazu, lieber Jakob? Nicht wahr, ich erscheine unstet? Laß dir erklären. Es war mir herzlich wohl beim Bruder Laskers, die gediegenen Menschen thaten gern Alles zu meinem Behagen, aber das Geräusch der Fabrik unter mir, so gering es an sich war, das läßt sich nicht abstellen, und ich bin nun eben einmal so, ich kann Derartiges nicht verwinden. Ich bedarf der absoluten Ruhe. Ich ging in die Stadt, und sah mich um. Es findet sich schwer. Da sagte der Neffe Laskers, der bei Tische war, daß in der Nachbarschaft in dem schönen Hause, das mitten im Weinberg allseitig sonnenbeschienen steht, vielleicht Wohnung sei. Ich schickte ihn sofort hinüber mit meiner Karte und erhielt zur Antwort, daß man mich gern aufnehme. Ich ging hinüber, der Professor, seine Frau und Tochter saßen beim Nachtisch. Es wurde noch eine Flasche Hochheimer heraufgeholt. Sengler sagte mir, daß eben mein übersetzter Spinoza auf seinem Tische liegt, und die Frau sprach dankend von Barfüßele, und so bin ich nun da in einfach guten stillen Parterrezimmern. Ich schlafe heut Nacht schon hier.

414.

Freiburg, 20. October 1871.

„Wie der Bräutigam — oder Neuvermählte — unterm Trauhimmel hervorgeht", dieses biblische Bild des freudestrahlenden Antlitzes hat mich stets — wie ich mich erinnere, schon in meiner Kindheit — besonders angemuthet. Als meine Schwester Estherle heirathete, sah ich dem Bräutigam ins Antlitz, indem ich „Wie der Bräutigam ꝛc." vor mich hinsagte. Ich habe an ihm nichts davon gesehen und auch sonst nicht. Ich bin heute so freudig aufgestanden, daß mir dabei jenes Bild einfiel.

Ich stand am Fenster und schaute den Winzern zu, die im Nebel die Trauben abschneiden und in Bütten davon tragen. Man sagt allgemein, es gibt heuer einen sauren Wein, aber man muß doch herbsten, und vielleicht wird der Wein im Faß noch besser. Und so muß ich's auch machen. Ich herbste nun einmal mein Jahresgewächs.

415.

Freiburg, 21. October 1871.

Seit gestern will mich wieder ein eroterischer Gedanke beunruhigen. Ich halte es für Pflicht, persönlich und aus der menschheitlichen Solidarität, daß wir in Deutschland eifrig für die Abgebrannten in Chicago sammeln. Ich denke nun öffentlich zu deren Besten eine meiner Erzählungen hier oder in Basel vorzulesen. Aber ich fürchte mich davor, daß ich dadurch wieder auf viele Tage aus der Strömung meiner Arbeit herauskomme, und dann ist das Opfer zu groß. Was meinst nun du?

Sonntag, 22. October 1871.

Ich muß und muß mich zusammenhalten für meine nächste Arbeit allein. So erscheint mir's heute.

Ich habe auch ein Anderes von mir abgelehnt. Seit meiner Rückkehr aus dem Elsaß mahnt es mich, und gestern kam mir besonders heiß in den Sinn: ich muß ein öffentliches Wort darüber aussprechen, daß im Elsaß nun wiederum Trennung von Civil und Militär in altpreußischer Weise installirt wird. In Städten wie Straßburg, Hagenau, Colmar, Mülhausen ꝛc. richten die Offiziere ihr Militärcasino ein, und die Beamten müssen für einen besondern Unterschlupf sorgen. Und hatten wir nicht gehofft, daß von dort aus endlich einmal der entsprechende Ausgleich komme und wir die im Innern abgerissenen Provinzen einen? Ich hätte da, wie ich glaube, manches gute Wort zu sagen, das vielleicht auch Erfolg hätte, aber — ich fürchte jede Ablenkung durch Polemik und überhaupt jedes andere Engagement, und so lasse ich auch das.

416.

Freiburg, 23. October 1871.

Dank dir für deine rasche Antwort. Ich hatte gestern einen gesegneten Tag. Ich habe in einem Zug von halb 8 bis halb 2 gearbeitet. Das Ding kriegt sein eigenes Gefälle, und schließlich ist jede Produktion wie ein Naturstrom mit scheinbar willkürlichen Windungen und Biegungen. Das läßt sich nicht wie ein Kanal gradaus ziehen.

Heute zu Montag früh habe ich gar viel Zusendungen bekommen, die mich von meiner geraden Arbeit ablenken wollten; aber ich habe die

Zügel fest gefaßt. Ich war gestern in Günstersthal, mit einem trefflichen jungen Offizier, Oberleutnant von Röder, der mir viel aus dem Kriege, besonders aus dem Kampf um Dijon und dem Aufenthalt dort erzählte. Ich habe auch nie in meinem Leben so schöne Herbstfärbung der Wälder auf den Bergen gesehen wie hier.

Den 25. October 1871.

Der Tag war wunderbar schön und hell, und ich nahm mir vor einmal thalaus zu gehen, um bei der Heimkehr immer die wundersam welligen Berge vor mir zu haben. Dubois-Reymond begleitete mich ein Stück Wegs. Er ist ein frischer, vielseitiger Mann, er zeigte mir die Terebinthen, die hier in der freien Promenade zu hohen Büschen gedeihen, sie sind eine Art in Gebüsch aufgeschossene Eriken. Ich lerne von Dubois-Reymond auf Schritt und Tritt. Ich ging dann allein gen Hugstetten, weit das Thal hinaus, in dem leider hier auch preußische Signal-Uebungen die ruhige Stimmung verscheuchen. Ich lenkte ab gegen das Dorf Lehen.

Auf dem Heimwege in der hellen Abendbeleuchtung war mir gar wohl, und Manches für die Arbeit wurde verzeichnet. Da überfiel mich schwer ein Berechnen, wie es möglich wäre, daß ich nach meiner jetzigen sehr fleißigen Art zu arbeiten fertig werde. Ich sehe jetzt, der Roman kann eine intime deutsche Geschichte der letzten 50 Jahre werden und überhaupt, ich will nichts überhasten. Darum kann ich aber auch bis Neujahr unmöglich fertig werden. Und so habe ich nun den Entschluß gefaßt, mir gar keinen Termin mehr zu setzen, denn ein solcher ist stets hinter mir wie ein quälender Treiber. Das zerstört die wohlige Bewegung, die das Beste der Geistesthätigkeit ist und vor Allem der Phantasie. Seitdem ich den Entschluß habe, ist mir meine goldene Ruhe und Stille noch viel beglückender. Ich habe hier keinerlei Erheiterung, aber Ruhe, Stille, ungestörtes Innenleben, das ist genug, ist ein so hohes Gut, daß man weiter nichts dazu wünschen darf.

417.

Freiburg, 26. October 1871, halb 1 Uhr (ich habe seit 8 Uhr unausgesetzt geschrieben).

Du mußt Alles wissen, die ganze lebende Skala meines Lebens und Schaffens. Wenn ich wie jetzt am Mittag die Bogen nummerire, die ich am Morgen geschrieben, und sie in die Mappe lege, ist mir so wohl und frei zu Muthe, wie noch nie. Wenn ich aber am Abend an die Arbeit denke, oder auch wenn ich Zeitungen und besonders Recensionen anderer Schriften darin lese, erscheint mir Alles so entsetzlich fraglich; bin ich aber am Morgen in der Arbeit, sind alle Bedenken verflogen und ich lebe ganz in meinen Gestalten. Es ist jetzt Methode, daß man bei Fiebernden alle

paar Stunden ein Thermometer anlegt; gäbe es ein solches für meine Seelenthätigkeit, es würden sich die wunderlichsten Sprünge zeigen. Aber was thut's? Fort und weiter! Das ist gelebt.

Auch technische Bedenken wollen mich oft zupfen: Halt ein, das geht für die Ichform zu weit, das ist zu heiß, während doch hier Alles kalt gewordene Vergangenheit ist, gar kein Präsens. Aber ich lasse mich doch gehen, und es wird schon werden.

Den 28. October.

. . . Ich bin oftmals wie von der Strömung getragen, und doch geben sich mir auch manche neue Wahrnehmungen, vor Allem, daß der Vortragende im Ichroman selber keine Entwicklung oder Neubildung mehr haben kann; er ist nicht werdend, er berichtet vielmehr nur Gewordenes, und in der Art, wie er sich zu charakterisiren glaubt und doch sich ganz anders darstellt, als er meint, lassen sich viele Feinheiten anbringen, und ich spüre jene Künstlerfreiheit, die die Romantiker als Ironie bezeichneten.

Noch bin ich nicht klar, welche Details durchcomponirt werden dürfen und welche nicht, da ist viel Spielraum für Willkürlichkeiten; und doch muß sich da auch ein Maß finden. Aber genug, ich bin im Zuge, und mag ich thalaus oder bergein gehen, ich lebe und webe nur in meiner Arbeit. Ich spüre in meinem Knecht Rothfuß einen weitläufigen Vetter von Sancho Pansa oder vielmehr das ewige Gegenbild des nüchternen trockenen Verstandes gegen das Pathos.

418.

Freiburg, 29. October 1871.

Du erinnerst dich wohl kaum mehr des Studenten Winter, Sohn des liberalen Buchhändlers in Heidelberg? Gestern kam er mit herzlicher Anrede zu mir, er ist Ministerialrath und Regierungs-Präsident hier, und er wünscht die alte gute Beziehung zu erneuen. Auch ein preußischer Adjutant hier, von Arnim mit Namen, stellte sich mir selber vor und sprach mit großem Verständniß von der Mitwirkung der geistigen Mächte im Kriege, und er erzählte mir, daß er als Adjutant des Generals Stiehle, von diesem dazu ermahnt, in den Dörfern in Frankreich die Schule und die Lehrmittel genau prüfte. — Als ich Abends draußen bei den Zigeunern war, die hier jenseits der Dreisambrücke ein völliges Lager aufgeschlagen haben, stellte sich mir General Weiler mit seiner Frau vor, die eine Engländerin ist. Und schließlich traf ich noch meinen Karlsruher Wohnungsgenossen, den Oberbaurath Hochstetter und war mit ihm und dem Heiligen-Maler Dürr einen Abend recht behaglich in dem Kaffeehaus zum Kopf. Du siehst also, es fehlt mir nicht an freundlicher Ansprache. Aber das Beste ist, ich bin gern in meiner gut geheizten stillen Stube und arbeite. Wir hatten heute den

ersten Frost, und es ist so schön hell, daß ich mit Dubois-Reymond nach Altbreisach hinüber fahren will. Dort soll ein prächtiger Aussichtspunkt sein.

Den 1. November 1871.

Nun ist's wieder gut. Ich war gestern Morgen sehr verstimmt. Ich ging nach Tisch zu dem jungen Professor Mendelssohn, dem Sohne von Felix, den ich noch als wunderschönen Knaben gekannt hatte; seine Mutter war eine Schwester von Jeanrenaud, dem eleganten Studenten, der Anno 1834 oft mit mir ging. Ich ging mit Mendelssohn spazieren, zuerst die Landstraße gen Günterstthal und dann durch den Wald zurück. Wir sprachen von Alexander Mendelssohn, der eben heute oder gestern begraben wurde, er ist der letzte vom Stamme Moses Mendelssohns, der noch Jude war, und er war ein großartiger und thätig wohlwollender Mann, auch ein ganz spezieller Freund Alexander Humboldts.

Wir sprachen auch viel von des Professors Vater Felix, von dem ich ihm auch erzählen konnte. Er gibt jetzt dessen Briefe an und von Goethe heraus.

Als ich heimkam, war ich in meiner warmstillen Stube so angeheimelt, daß ich mein Pensum für den Tag noch schrieb und so den verlorenen Morgen einbrachte. Freilich regte mich's sehr auf und ich schlief die Nacht nur wenig und das immer in schweren Träumen.

Den 2. November 1871.

Professor Mendelssohn war gestern bei mir, er brachte mir die Correcturbogen der Schrift: Goethe und Mendelssohn. Ich machte ihm sofort einige kleine Bemerkungen in der Einleitung, und er nahm die Aenderung willig und leicht an. Nach Tisch holte mich der Lieutenant von Röder ab, und wir machten einen herrlichen Waldgang von Günterstthal nach dem Loretto-Berg. Solche Waldfrische, solche Stämme Weißtannen hauchen mich belebend an. Heimgekommen las ich die Briefe und die Gespräche Goethes mit Felix Mendelssohn, und ich muß sagen, das ist noch mehr als alle Waldfrische.

419.

Freiburg, 5. November 1871.

Ich war gestern Abend beim Stiftungsfest der sogenannten Zimmermänner, einer erlesenen Gesellschaft lebensfreudiger Männer aus besten Ständen. Alles ist wie man's nur wünschen kann, aber ich lebe jetzt in ganz Anderem und darf nicht heraus. Ich habe sogar selbst gesprochen, einen, wie ich glaube, nicht unebenen Gedanken ausgeführt, indem ich sagte: Im badischen Land war man bei der Schmalheit desselben und der windigen Nachbarschaft wie unter einer zu schmalen Bettdecke, kaum rührt man sich, so liegt man bloß und Rheumatismusluft weht von Westen, jetzt haben

wir die Decke breit gemacht, wir können uns behaglich bewegen, wollen aber doch nicht bloß schlafen, sondern auch wach sein.

Den 7. November 1871.

Ich war gestern Abend mit noch einigen jungen Professoren bei Professor Mendelssohn. Mendelssohn und Professor Binding hatten gestern den gedruckten Nachlaß erhalten, den Frau Gervinus (bei Braumüller in Wien, da Engelmann es nicht drucken wollte) herausgegeben hat. Ihre Vorrede ist sehr schön und gediegen, ganz aus ihrer entschiedenen und doch weiblichen Natur. Ich konnte nur die Denkschrift an das preußische Königshaus lesen, und da kommt die Marotte, daß man nach 1870 den Welfen ꝛc. hätte wieder einsetzen sollen. Jedenfalls wird dies Buch viel Aufsehen erregen und ich fürchte, den Feinden Deutschlands willkommenes Material bieten. Die Unabhängigkeit und Neuheit, mit der Gervinus stets alle Dinge ansah, hat einen Eigensinn in ihm verhärtet, der gar nicht mehr diskussionsfähig war.

420.

Freiburg, 11. November 1871.

Was war das gestern ein sonnig heller Tag, und mein erstes Denken war: das ist schön für die Schillerfeier in Berlin. Schiller konnte prophetisch das Wort sagen: ich bin ein Bürger künftiger Jahrhunderte. Ich hätte gern hier eine Festgenossenschaft zusammengebracht, aber es ging nicht, die Menschen gehen nicht freiwillig aus dem Alltag heraus, und doch, wenn es eine Chemie des deutschen Geistes geben könnte, man würde bei einer exacten Analyse einen großen Bestandtheil finden, der Schiller heißt.

Ich ging Nachmittags allein und ich quälte mich mit dem Gedanken, ob ich nicht vielleicht in einer alten Romantik befangen, Cultus verlange. Abends war ich zu Gaste bei meinen Hauswirthen, und da traf ich einen Docenten der Philosophie, der drei Jahre Kapuziner-Mönch gewesen war, in Freiburg in der Schweiz und in Solothurn. Er erzählte mir seine höchst merkwürdige Lebensgeschichte, er hatte stets das stolze Gefühl, ein christlicher Diogenes zu sein, bis er durch Xenophon und Plato, die er sich stahl, andern Sinnes wurde und das Noviziat aufgab, in welchem er z. B. ein Jahr lang auf dem Boden von Mauerziegeln knieend zu Mittag aß.

Sonntag, 12. November 1871.

Der Winter ist da. Im Garten sind die Weinstöcke, die Bäume mit Schnee behangen und fort und fort schwebt es still herab. Ich aber, ich unterdrücke jede Heimsucht, ich freue mich, daß ich da in der gutgeheizten Stube stehen und arbeiten kann.

Gestern hatte ich noch einen (wahrscheinlich heuer letzten) schönen Gang und Ausblick. Ich ging nach Tisch mit Dubois-Reymond durch Herdern nach dem Jägerhaus. Die Stadt, die Schwarzwaldberge, der Kaiserstuhl, die Vogesen — Alles bot sich so scharf und klar dem Auge zu voller Erquickung, und der Wald neben uns so vielfarbig sich abhebend aus den wunderbar schönen Weimuthskiefern am Waldrande.

Heute weiß ich nun, es war ein voller letzter Abschiedsblick.

Den 16. November 1871.

So draußen sein in Fremde und Einsamkeit, zum Zwecke der Arbeit, ist ähnlich, wie wenn man zur Sommerfrische ausgezogen, und es will nicht jeden Tag schön Wetter sein. Aber das gute Hinkende hat's doch, daß man zur Arbeit zwingen kann, zum Sonnenschein aber nicht. Freilich braucht wiederum auch die Arbeit ihren eigenen Sonnenschein, und es zeitigt kein rechter Duft die Frucht bei künstlicher Heizung.

So arbeite ich denn stramm weiter. Ich kenne mich und meine Sache. Freilich hat der Meister Recht:

Hast du am schlimmen Tag geruht,
Ist dir der gute doppelt gut.

Aber ich nehme es buchstäblich. Inmitten einer großen Arbeit darf man oder wenigstens darf ich nicht länger als einen Tag der Mißlaune nachgeben. Thue ich das, so erscheint mir bei der Wiederaufnahme Alles nicht nur fraglich, sondern völlig unwerth. Lasse ich aber meine Phantasie nicht umschweifen, dann kommen im Bauen wieder neue fruchtbare Bildungen. Unsere Sprache hat den Ausdruck: es macht sich. Und so ist's. Wenn man das Pflänzlein Sollen nur recht beharrlich in die Willens-Sonne stellt, da fängt es doch stets neu zu treiben an, es gehen Knospen auf und setzen sich neue an. Wer kann ermessen, wie, wo und wann die im Hintergrunde des Bewußtseins schlummernde Willenskraft das Denken und Phantasiren bewegt und auf einen bestimmten Punkt concentrirt?

Das Buch wird fast gegen meinen Willen ein politischer Roman, aber ich fasse das Politische persönlich und concret und damit innerhalb des poetischen Bereichs.

421.

Freiburg, 21. November 1871.

. . . Vergiß nicht, den Nachruf Gustav Freytags auf Jakob Kaufmann (Nr. 43 von „Im Neuen Reich") zu lesen, er ist mit schönem Takte und dabei mit reservirter, man möchte sagen, kühler Wärme geschrieben, die Freytag so besonders eigen.

Lies auch (National-Zeitung vom 17. November ꝛc.) die Abhandlungen

vom Philosophen Hartmann über Aktien-Industrie. Er hat Manches ausgesprochen, was ich auch oft dachte und nicht packen konnte. Ich habe aber auch viel Neues daraus gelernt. Sobald ich einmal wieder ruhig oder vielmehr arbeitsledig bin, werde ich Hartmann ordentlich studiren. Ich glaube, daß ich viel bei ihm bekomme, und ich habe wieder Verlangen nach Philosophie. Ich brauche sie auch zum Leben. Ich bin noch immer so von dem unmittelbar Nächsten abhängig.

Den 25. November.

Was sagst du zu den Reichstagsverhandlungen gegen die Hetzpredigten der katholischen Geistlichen? Wenn ich im Reichstage wäre, ich stimmte doch gegen das Gesetz; es ist Censur, Aufpasserei und Polizei gegen ein Geistiges. Da sind wir nun mit jener Theilung des Lebens in Weltliches und Geistiges. Wenn der Geistliche nicht vom Staatsleben sprechen darf, wo soll er denn das Leben packen? Im privaten allein? Ich hätte im Parlament etwas ganz Anderes vorgeschlagen, das Vielen freilich lächerlich erschienen wäre, nämlich die Aufhebung des Gesetzes über Religionsstörung. Es lag ein echtes Stück Freiheit und wirkliche Religion darin, daß bei den alten Juden das Gemeindemitglied dem Prediger widersprechen konnte. Das bloße Anpredigen von oben, das Predigtwesen überhaupt ist eben auf falschen Grund gebaut. Es läßt sich ganz gut denken, daß trotz Disputation der Cultus ein weihevoller bliebe.

Den 27. November.

Ich habe mich nicht entziehen können, gestern Abend auf zwei Stunden in der Gesellschaft von Gisbert von Vincke (Bruder Georg Vinckes) zu sein. Es wurden auch die großen Dialoge zwischen Wallenstein und Wrangel und dann zwischen Wallenstein und der Terzky gelesen. Ich mußte an Otto Ludwig denken, der immer sagte: die Gräfin Terzky ist der einzige Mann im Stück. So unfaßlich unwahr und doch wieder mit einem Colossalblick für alles Menschenthum ist dieser Wallenstein gefaßt. Ich habe heute viel über Schiller mir notirt.

422.

Freiburg, 30. November 1871.

. . . Die dritte Lesung des Kanzelparagraphen ist also vorbei. Ich habe alle Reden genau gelesen und ich muß doch dabei bleiben, das Gesetz mag zeitgemäß und zweckgemäß sein, aber doch nur als erster Vorstoß gegen den Erbfeind des menschlich Schönen und Einheitlichen. In einem gesunden, von der Idee getragenen Staat darf es gar keine geistliche Behörde geben, die sogenannten Geistlichen sind nur Lehrer, der Staat hat sie zu examiniren und sie sind in der Staatspflicht. Es soll keine Staatsreligion geben, so wenig als eine Staatsmusik. Ich verstehe jetzt vollkommen, warum

Spinoza nur eine Religion (nicht Kirche) in einem Staate zulassen wollte, und warum er die höchsten Staats- und Religionsämter in denselben Personen vereinigen wollte. Dadurch allein ist die Weihe des Geistes immanent im Staat und im Staat allein. Sobald man den Menschen in einen weltlichen und in einen geistlichen Bestand theilt, ist die Hierarchie eine nothwendige consequente Institution. Wenn der Staat profan und die Kirche heilig, dann hat das Heilige das Recht, über das Profane zu herrschen.

Wie ganz anders wird einem zu Muthe, wenn man die Rede von Virchow bei der Rostocker Anthropologen-Versammlung liest. Da ist ein Weitblick, der unsere moderne Cultur auf ganz andere Basis stellt und ihr ein wirkliches Fundament zu geben sucht. Besonders gefreut hat mich, wie Virchow nicht nur gegen Georg Forster, sondern auch gegen Herder gerecht wird und überhaupt die Philosophie, vor Allem die vergleichende Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie würdigt.

Die Theologie bringt der neuen Menschheit nichts mehr, ganz andere Wissenschaften treten das Erbe des Geistes an. Man wird in künftigen Zeiten (freilich in sehr künftigen) kaum mehr fassen, wie wir uns noch so lange mit der theologischen Flausenmacherei abkämpfen mußten.

Ich glaube, ich habe dir auch schon oft gesagt, daß uns auch die Naturwissenschaften eine neue Poesie bringen werden. Während z. B. noch Schiller und auch noch Goethe mit griechischer und auch mit christlicher Mythologie operirt, wird man künftig, wenn die Kenntniß der Naturgesetze in das elementare Wissen Aller eingedrungen, ganz andere Bilder zur Veranschaulichung von Gedanken und Empfindungen darbringen können. Das alte Anheimelnde wird von einer Freizügigkeit des Geistes aufgelöst und abgelöst werden, die uns jetzt noch erschreckend erscheint, weil wir Einzelarme der alten Welt sind — aber das Leben wird nicht minder groß und schön werden.

Den 1. Dezember 1871.

Hast du schon die neue Ausgabe des illustrirten Barfüßele gesehen? Ich war vor ein paar Tagen dabei, als hier bei Laskers die Bilder durchgesehen wurden, und da zeigte sich etwas Neues (vielleicht für die Illustration Bedingendes): die Geschichte erweist sich schaubar so in Bildern, daß sie annähernd aus den Bildern sich darstellt, wie, glaube ich, Schlegel gesagt hat, daß man ein Drama vom Sehen allein ohne Wortverständniß müsse fassen können. Wahrhaft widerlich ist mir, daß dies Büchlein nun mit der Goldelse von der Marlitt verglichen wird, das Thumann illustrirt hat. Die Geschichten von Tromlitz sind besser als diese der Marlitt, und solches Zeug wird nun vom allmächtigen Keil als etwas Besonderes der Welt vorgeschüttet, und populus, auch der vornehme, frißt Heu wie Stroh. Da sage man noch,

man soll sich durch Lob nicht eitel machen lassen; das Lob der Meisten, die Marlitt im selben Athem mit Heyse nennen, hat gar keinen Werth.

423.

Freiburg, 4. Dezember 1871.

... Was man ersten Wurf und erste Inspiration nennt, ist für sich recht und gut, es ist Metall mit der Erdschlacke des Moments, das umgegossen werden und zu ganz neuen Bildungen sich verwenden lassen muß; wenn das nicht wieder neu flüssig werden will — fort damit! Dann war das Vorgefaßte erste Schicht, die nicht bestehen konnte; es setzt sich eine neue Welt drauf mit neuen Gebilden, aber die erste mußte da sein zur Auflagerung der andern.

Ich meine, ich sehe jetzt Alles so klar in meiner Kunst. Wenn ich's auch nur so machen könnte, wie ich's sehe. Aber vom Erkennen zum Können — und die Kunst ist das höchste Können — ist ein gewaltiger Tellsprung, und die Hauptsache ist, man muß im Erproben des Könnens das Erkennen als solches wieder vergessen und es nur als Ausgeturntheit in sich haben.

Ich habe schon eine gute Montagsfreude. Ein Brief Cottas sagt mir, daß die 14. Auflage, also das 64. Tausend der Octav-Ausgabe von Barfüßele gedruckt werden muß.

Den 6. Dezember 1871.

Ich glaube, ich habe dir noch gar nicht von Professor Ecker (dem Anatomen und Anthropologen) und dessen Frau erzählt. Er ist einer meiner ältesten Bekannten hier und mir durch sein Buch über Hebel besonders lieb geworden. Er hat eine hervorragende Stellung in der neuen physiologischen Schule, ist maßvoll und bürgerlich gediegen. Seine Frau ist eine Enkelin von Voß, und rührend war, wie sie erzählte, daß sie noch Erinnerung an den Großvater habe. Sie war damals vier Jahre alt, als sie in jenem Hause in Heidelberg war im Garten beim Museum, und der Großvater ging jeden Morgen auf die Terrasse in Schlafrock und Zipfelmütze und trank ein kleines Glas Malaga. Diese Aeußerlichkeiten hat sie am besten behalten.

Mir war Alles besonders anschaulich, da ich eben jetzt abends im Bett die Briefe von Charlotte Schiller lese, worin auch ein Besuch bei Voß geschildert ist. Diese Briefe sind mir überhaupt eine Erquickung, und ich möchte, daß die Frau meines Helden etwas von Charlotte Schiller bekäme.

Ich muß dir auch noch sagen, wie ich's mache, daß nicht wieder zu viel Reflectirendes und psychologische Exegese in mein Buch kommt. Ich schreibe alles Derartige als Aphorismen auf besondere Blätter für die „Tausenderlei Gedanken des Collaborators," die ich künftig einmal herausgeben will.

424.

Freiburg, 10. Dezember 1871.

... Wir haben jetzt hier herbe Kälte. Gestern als ich mit Dr. Langerhanns nach der Eisbahn auf der Basler Straße ging, sahen wir erfrorene und verhungerte Sperlinge am Wege unter den Bäumen liegen, und die Raben kommen in großer Zahl in die Nähe der Stadt, und der Hunger scheint ihnen die Vorsicht benommen zu haben, sie werden viel geschossen. Das freie Naturleben hat auch den Untergang durch gemeine Noth und Hunger und Kälte, und es will auch in der Menschengemeinschaft nicht gelingen, diese Unholde zu verscheuchen. Wenn ein Thier das andere frißt, so ist es darauf angewiesen, aber Tod durch Hunger und Kälte für nichts, da läßt sich das Räthsel der Weltordnung schwer deuten.

Ich hatte heute auch schon eine kleine Freude. Zwei neue Hefte der „Guten Stunde" sind angekommen, und die Sammlung dieser Geschichten macht mir eigentlich die größte Freude von allen meinen Sachen. Es ist mir oft ganz unerklärlich, wie ich zu all dem gekommen bin, und das noch dazu aus sehr schweren Stimmungen heraus.

425.

Freiburg, 14. Dezember 1871.

Heute früh erhielt ich deinen Brief, der mich herzlich freute.

... Ich will dir nur sagen, daß ich es nicht ablehnen konnte, nächsten Sonntag bei der Todtenfeier für Jakob Venedey in der Freimaurerloge hier zugegen zu sein und einige Worte zu sprechen.

Was du über die „Philosophie des Unbewußten" sagst, ist mir sehr ansprechend. Ich weiß natürlich noch nicht, wie Hartmann auch das Unbewußte im Menschen fassen will. Ich hoffe indeß nach Allem, was ich höre, viel Erweckliches von Hartmanns Buch. Habe ich dir schon gesagt, daß die „Briefe über Religion" (unter dem Namen Müller in Stuttgart erschienen) auch von Hartmann sein sollen?

Den 18. Dezember 1871.

Ich bin noch ganz bewegt vom gestrigen Tage. Um halb elf wurde ich in die Loge abgeholt. Ich hatte mir zur Denkrede auf Venedey ein Schema gemacht. Zuerst wurde eine Lebensgeschichte des verstorbenen Dollfus gelesen, der bei der Gletscherforschung und sonst sich einen bedeutenden Namen verdiente. Sodann die Personalien von Venedey. Ich knüpfte an, daß im Gegensatze zur fortschreitenden Vergletscherung der Welt eben ein Mann wie Venedey die fortschreitende Durchleuchtung und Erwärmung darthue. Ich fühlte, daß ich Idee und Wort leicht regierte, und sprach über eine Stunde in einer Erregung, wie du sie an mir kennst und wie sie eigentlich, oft wiederholt, meine Lebenskraft aufzehren müßte.

Abends mußte ich, da Tony Hiller das Käthchen von Heilbronn spielte, ins Theater. Ich fand sehr gute Ansprache an dem hochgebildeten commandirenden General von Glümer, der mit mir in derselben Loge war. Die Tochter Ferd. Hillers spielte meisterlich, ohne Sentimentalität und ohne Tremuliren, der Ton stand in jeder Beziehung fest. Aber ich bin ein Ketzer, dieses romantische Gethue ist doch nichts als Conventional-Poesie. Sie haben sich eine Kategorie gemacht, was poetisch ist, während doch Alles nur durch das Wie poetisch wird. Und dieses Käthchen ist gerade so gut eine Carricatur wie ihr Gegensatz, das Scheusal Hildegard oder Adelheid von Thurneck. Was ist Carricatur? Ausrecken natürlicher Verhältnisse, und zwar unproportionirtes Ausrecken; das kann nach der schönen Seite eben so gut sein wie nach der häßlichen, soweit diese Thatsachen in die Kunst hineinragen.

Den 21. Dezember 1871.

Vor meiner Heimreise mußte ich noch eine Reise nach Mannheim machen. Unterwegs begann ich das Shakespeare-Buch von Otto Ludwig zu lesen. Es ist mir eine Erweckung von tausenderlei Gesprächen, und Ludwig hat eine Physiologie der Poesie in aphoristischer Form gegeben, wie sie noch nie auch nur versucht wurde. Ich sehe aber auch immer deutlicher, wie er damit seine Produktion ruinirte. Es geht nicht, daß man so ins Wissen vom Phantasiren sich eingräbt und dabei noch in freier Athmosphäre wirklich die Phantasie walten lassen kann. Ludwig hat sich als Opfer dargebracht, und dies Buch ist von der umfassendsten Bedeutung, aber natürlich nur für Wenige.

Ich kam in Mannheim an. Vor einer Stunde hatte ich die Worte Otto Ludwigs über Richard Wagner gelesen, und ich weiß ganz deutlich, daß auch Angeregtes aus einem Gespräche mit mir darin ist, und da falle ich in Mannheim in den Wagner-Schwindel hinein. Die ganze Stadt ist voll, er gibt ein Concert, und da er keine Instrumentalmusik componiren kann, natürlich mit Beethoven und Mozart, und man bringt ihm ein Ständchen und kann kein Lied von ihm singen.

Es ist trotz alledem offenbar ein Etwas in Wagner, das wirklich aus der Kunsterneuerung stammt, aber an den Menschen verzweifeln könnte man, daß daraus solch ein Sums gemacht wird. Und ganz tüchtige Menschen sind in den Strudel gerathen. Ich war andern Mittags mit Dr. Eckhard, einem der trefflichsten und wahrsten Charaktere, beim alten Bürgermeister Reiß zu Tische, und auch Eckhard hat sich von der Wagnerei benehmen lassen.

Den 22. Dezember 1871.

Gestern Abend war eine Versammlung derer, die dem sog. Altkatholizismus günstig. Mein Hausherr, Professor Sengler, ein freisinniger, aber sich

nicht leicht in Wort fassender Mann, sprach dabei, und es stellte sich eben heraus, daß die Sache keinen vollauf wahren Kern hat. Und so wird eben die Sache in Kleines verlaufen. Religion und Gesinnung decken eben einander nicht mehr, und was will ein Protest gegen die Unfehlbarkeit bedeuten? Dennoch hofft man von einer nächsten Versammlung in Karlsruhe viel. Die Wühlereien der Pfaffen im Elsaß wecken die Staatsmänner.

426.

Freiburg, 26. Dezember 1871.

Morgen muß ich fort von hier, heißt's im alten Wanderliede, und die sentimentale Melodie geht mir durch den Sinn. Ich war den Weihnachtsabend mit Ferd. Hiller, seiner Tochter und deren Tischgenossen und ließ mich zu alten Spaßgeschichten verleiten. Ich erzähle Derartiges nur noch, wenn's sein muß, aber wir waren doch sehr lustig.

Ich habe gestern Vielen auf dem Museum und Einzelnen im Hause Adieu gesagt. Ich habe hier so gesunde Verhältnisse, so gesund wie die Luft draußen, vom Rheine hier, von den Schwarzwaldbergen dort. Einen Mann wie Gisbert Vincke und Dubois-Reymond auf der einen und Ministerialrath Winter und Oberbürgermeister Fauler auf der andern Seite, und da und dort noch viele Tüchtige mit dabei, wo habe ich das noch? Ich fühle, daß ich hier noch einmal zu einer Lebenserneuerung kommen kann. Und das soll werden.

Ich werde einen Tag bei dir bleiben. Länger geht's nicht. Ich muß spätestens Samstag zu Hause sein.





1872.

427.

Berlin, 3. Januar 1872.

... Mein Schwager Julius Meyer ließ mich [gestern] rufen, um mir zu sagen, daß mein Schwiegervater Moritz Schreiber in Breslau gestorben ist. Ich hatte diese Nachricht seit geraumer Zeit von Tag zu Tag erwartet. Vorigen Frühling, als ich in Breslau war, hat mir Dr. Grätzer bereits gesagt, daß keine Rettung mehr möglich und nur nach Monaten noch gezählt werden könne.

Ich war in letzter Zeit mit dem herrlichen, in jeder Beziehung durch und durch gediegenen und großherzigen Manne nur noch in zeitweise Verbindung gekommen, aber ein wunderbar schönes und wehvolles Stück aus meinem Leben bricht da ab.

428.

Berlin, 27. Februar 1872.

Gestern Abend hörte ich einen Vortrag von Fr. Kapp über Washington; die schlichte sich im einfach deckenden Worte genügende und anschaulich gruppirende Darstellung war tief erquicklich. Ich habe mir dabei noch einen eigenen Trost geholt. Fr. Kapp hat fast zwei Jahrzehnte lang in Amerika für alles Deutsche in bester Art gewirkt, ist nun mit Familie heimgekehrt, eine machtvolle Erscheinung und gesund und voll in jedem Gedanken. Er hält zum erstenmal einen öffentlichen Vortrag, und von den vielen Gesinnungs- und Thatgenossen ist kaum ein halb Dutzend da. Es ist eben hier kein menschlich warmer Zusammenhalt, und ich darf mich nicht mehr darüber beklagen.

Ich war dann mit Kapp und noch drei Abgeordneten in einem Bierhaus, ich fuhr mit Kapp heim, und er sagte mir, daß es ihm hier auch so gehe: man kommt hier zu Niemand und Niemand kommt zu einem, Jeder

hat zu viel mit sich zu thun und steht in seinem gewiesenen Kreise. Ich habe mit einer tiefen Verstimmung über diese Isolirungen zu kämpfen, ich möchte mein Leben nicht hier in ständiger Fremde beschließen, und doch meine ich wieder: ich habe Berlin gewählt, in der Zuversicht, daß es deutsche Hauptstadt wird, und darf ich es jetzt, da es das geworden, verlassen? Ist es nicht Unselbstheit und Verlangen nach Bequemlichkeit, die mich hier forttreibt, und mache ich nicht auch meine Kinder wieder unstet? Ich bin in meinem Wegzugsplane wieder schwankend.

Ich finde hier schwer die poetisch continuative Stimmung. Ich bin ein Kind des Dorfes und der Stille. Wenn ich ausgehe, macht mich der Wagenlärm und die Nöthigung aufzumerken, um nicht überfahren zu werden, ganz wirr, ich komme noch nervös aufgeregter heim als ich ausging. Ich kann hier nur Kurzathmiges und Reflectives ausarbeiten. Ich habe einen Aufsatz: „Das Denkmal am Rhein" für die Allgemeine Zeitung geschrieben, und gestern habe ich eine Studie und Erinnerung an Dawison fertig gemacht, die ich Rodenberg für seinen „Salon" gebe.

Habe ich dir schon gesagt, daß das illustrirte Barfüßele nun auch in England erscheint. Ich bekomme honorariell wenig dafür, aber die Sache freut mich doch sehr. Und nun erhalte ich soeben einen Brief von Tauchnitz: eine dritte Auflage der Uebersetzung von Auf der Höhe ist nöthig. Das ist mir ein guter Gruß am letzten Tage meines 59. Jahres.

Den 28. Februar 1872, 1 Uhr.

Sechzig Jahre bin ich heute alt, ich kann mir's nicht glauben, ich kann mir nicht denken, daß ich so alt bin. Wenn ich mich besinne, wie mir ein sechzigjähriger Mann erschien, so ist mir's unfaßlich, daß ich nun auch so sei. Was thut's? Ich fühle mich frisch und so eingefriedigt wie lange nicht.

Aus dem Ueberschwall der Briefe, Telegramme und Besuche habe ich jetzt eine Pause und da schreibe ich dir . . . Heute Nacht schlief ich wenig. Merkwürdig! Immer formulirte sich mir ein Lebensatz: „Leiste Jeglichem und erwarte von Niemand." Ja, könnte ich das nur immer!

Den 1. März.

Ich habe gestern die Erklärung wegen des dramatisirten Auf der Höhe in die Zeitung geschickt, ich habe sie dir sofort gesendet. Die Sache ist mir peinlich, aber Mathy sagte mir immer: Du bist wie die Reichen, die über Kapitalsteuer klagen; sei froh, daß du Kapital hast.

429.

Berlin, 10. März 1872.

Ich habe dir erzählt, welche Freude es mir ist, daß das illustrirte Barfüßele bei Dalziel Brothers in London erscheinen wird, und nun habe ich gestern noch ein ganz Unerwartetes bekommen. Denke dir! jetzt in dieser Zeit wollen die Franzosen etwas von unserm intimern deutschen Leben kennen lernen. Ich erhalte durch Cotta einen Brief von Hachette in Paris, worin Hachette in deutscher Sprache (die Franzosen schreiben nun doch endlich deutsch an uns) anfragt, ob und zu welchem Preise er die Clichés zu Barfüßele bekommen könne, um es französisch erscheinen zu lassen. Ich kann dir nicht sagen, wie erhoben ich mich fühle, daß das Buch nun so in neuer Form in alle Welt hinausgehen soll. Ich weiß wohl, daß es diese Erneuerung und Weltwirkung jetzt wesentlich den Vautierschen Bildern verdankt; aber ich bin doch auch dabei und bin doch eigentlich der Urheber. Das ist eine Wirkung und ein Ereigniß, die weit über alles Persönliche und alles bloß Literarische hinausgeht. Es ist vielleicht der erste friedliche Blick auf uns Deutsche.

Berlin, 11. März 1872.

Gestern, als ich schon den Ueberzieher anhatte, um zum Diner bei Delbrück zu fahren, erhielt ich deinen Brief. Ich konnte ihn erst im Wagen lesen und kam durch seinen Inhalt in guter Stimmung bei den Gastfreunden an. Mewissen, der Eisenbahnkönig aus Köln, ein überaus kluger, die Geldwelt beherrschender Mann, der sich eben erst auch wieder, wie schon auf dem „Vereinigten Landtag", jetzt im Herrenhaus bei der Schulfrage tapfer gezeigt hat, und Professor Mommsen waren meine Tischgenossen. Mit Mommsen sprach ich auch viel über Eduard Zeller, der auf die Berufung hierher an Trendelenburgs Stelle nicht eingehen will. Mommsen will noch das Seinige thun, und ich soll auch mitwirken, daß Zeller noch annimmt. Es ist von großer Bedeutung für hier, und Mommsen sieht es als ein Zeichen des Zerfalls der hiesigen Universität an, daß ein Mann wie Zeller ablehnt. In diesen Tagen soll indeß auch ein neuer Direktor der Kunstakademie angestellt werden. Offenbar will man jetzt die Culturinteressen mächtiger fördern. Besonders erfreulich war, wie Mommsen, der so hart Gekränkte und so niedrig Verleumdete, doch sehr betonte, daß die großen Culturaufgaben und die höhere Wissenschaft schwer Noth leiden würden, wenn Frankreich mit seiner Besonderheit fehlt.

Am Abend waren wir ruhig zu Hause. Heinrich Oppenheim kam und trank mit uns den Thee; er trägt das schwere Schicksal, daß er ein Auge verloren, mit männlicher Fassung, und er ist im Gespräche immer

klar und von eigenthümlicher Denkmacht und hat demgemäß auch, namentlich in politischen Kreisen hier große Geltung.

430.

Berlin, 15. März 1872.

Von einem Tage, wie der gestrige — und so geht's jetzt immerfort — kannst du in deiner stetigen Bestimmtheit dir kaum eine Vorstellung machen. Morgens erholt man sich kaum von den Strapazen der nächtigen Ueberwachung. Spät gefrühstückt, dann Zeitung gelesen, einige Briefe flüchtig geschrieben oder diktirt, dann ausgehen, um abends neuen Kraftverbrauch zu prästiren, so geht's fort und fort. Ich bin nur froh, daß ich mich physisch gesund dabei erhalte. Zu einem geschlossenen Denken komme ich jetzt gar nicht, ja, ich habe jetzt einen so lieben Freund, wie Ferdinand Hiller hier und kann mich ihm nicht widmen. Heute Abend gibt er sein großes Concert mit lauter eigenen Compositionen.

Den 16. März.

Ich war also gestern Abend mit den Meinen im Concert Ferdinand Hillers. Am merklichsten trat mir seine Besonderheit entgegen in dem oratorienhaften Stücke: Israels Siegesgesang, dessen Text aus Bibelworten zusammengestellt ist und sich leicht auf unsere nächste große Vergangenheit übertragen läßt. Da waren mächtige, massenhaft sich aufbauende Effekte. Wie die bildende Kunst sich neu in der Plastik bewährt zur Verherrlichung unserer neuesten Geschichte, so haben die Bibelworte etwas Paralleles für das Empfindungsleben. Aber es ist noch offenbarer übertragen aus dem modernen Leben in ein traditionirtes. Und doch läßt sich noch keine andere Form finden. Ich weiß nicht, ob ich dir's schon erzählt habe. Als vor einigen Jahren David Strauß hier war, wurde er von verschiedenen Seiten bedrängt, sich doch einmal die Versammlungen der freireligiösen Gemeinde, die doch eigentlich ein Resultat seines Geistes sind, anzusehen. Er wollte, daß ich mit ihm gehe. Ich lehnte es ab, weil wir dann sofort erkannt werden würden. Der Maler Professor Magnus begleitete ihn nun. Sie kamen in den Saal, und da lagen Blätter auf den Stühlen, und da war in Versform gedruckt etwa Derartiges: Ich bin ein Mensch und freue mich meiner Kräfte und dgl. Magnus las die Verse und sagte zu Strauß: „Das wird doch nicht gesungen?" So ist's! Unsere moderne Weltanschauung ist noch nicht sangbar. Wer weiß, ob überhaupt die Sangbarkeit noch eine Form für dieselbe ist. Das fiel mir gestern wieder ein, als ich die transponirten Bibelworte mit dem Halleluja-Schluß hörte.

Ich habe in meinem kleinen Buche: „Wieder unser" auch einen Excurs geben wollen über die Wirkung des religiösen Elements im deutsch-französi-

schen Kriege: was wirklich Wahres und was Herkömmliches und Accommodirtes dabei war. Bei einem Dichter wie Geibel, dem Pfarrerssohn, der sich mit dem Kirchenthum in individuellem Schwung verträgt, ist das Zionsmäßige noch an die Wahrhaftigkeit grenzend. Bei einem Manne wie Freiligrath, der sich auch in Einzelnem damit aushalf, ist es nur ein ausgeliehener Orgelton.

Und auch das muß gesagt werden: Große, gewaltige Menschen mit weltgeschichtlichen Verantwortungen brauchen etwas, vor dem sie sich beugen, oder doch an das sie sich anlehnen. Ich glaube, es sind nur Wenige in Deutschland, die dieser Erscheinung auf den Grund gehen, und noch Wenigere, die sie offen zu legen den Muth haben. Darum bleibt sie unerörtert.

Ich glaube, ich habe es im „Landhaus am Rhein" ausgesprochen und in der Buchform wieder ausgelassen: „Die alten Vorstellungen der Religion sind nur zu besiegen durch mehr Religion, nicht durch Unreligion." Wer nur einmal dies Thema offen und gerade ausführen wollte!

Den 18. März.

Gestern Mittag war Ferdinand Hiller bei uns am Familientisch, und seine so innige als klare Art gibt nicht nur mir, sondern all den Meinigen ein Gefühl warmen Behagens. Ich wollte, ich könnte noch Alles wiederholen, was er in erschöpfender Weise berichtigend auf eine Bemerkung von mir darlegte, daß sich die musikalische Composition, die sich dem Worte anschließt, parallel verhalte mit der bildnerischen Illustration zu einem Werke der Dichtung. Mir ist nun neu klar geworden, daß die Durchillustrirung eines Werkes doch auch wieder so sein muß, daß sie abgelöst vom Worte und ohne dasselbe auch bis zu einem gewissen Grade verständlich sein muß.

Abends gingen wir in eines der zweiten Theater, wo ein in den Blättern gelobtes Lustspiel „Anti-Xantippe" gegeben wurde. Beim Anblick solcher Machwerke findet man's wieder verzeihlicher, daß die elegant verputzten Gemeinheiten der französischen Theaterdichter so viel Anziehung ausüben können. Da ist doch noch immer Schliff und technisch wohlangelegte Spannung.

431.

Berlin, 25. März 1872.

Ich könnte auf meine Prophetengabe stolz sein; aber was nützt sie mir? Sie ist mir eher störend, da ich nicht rasch genug mit Ausführung bin. Da lese ich nun heute in der Zeitung, daß George Sand binnen kurzem im Temps einen Roman veröffentlichen wird, der nach Anlage und Ausführung offenbar viel Aehnlichkeit hat mit dem, dessen Ausarbeitung ich nun drei volle Monate sistirt habe und heute noch nicht weiß, ob und wie

ich wieder in die Erwärmung für das Thema hineinkomme. Auch die Form — und das hat mich am meisten erschreckt — ist bei George Sand ganz wie die meine: auch eine fingirte Selbstbiographie, auch die Geschichte eines Einzelnen, der mit seiner Familie nebendraußen steht und doch die ganze Zeitgeschichte individuell familienhaft miterlebt. Was will ich machen? Vielleicht ist's auch gut und es erweist sich wie der Verlauf der Ereignisse von einem deutschen und einem französischen Auge angesehen wird.

Freilich nach ihren Reisebriefen scheint George Sand den gesunden, rechten Blick verloren zu haben, und nach den bereits vorliegenden einleitenden Worten scheint sie das beliebte Spiel mit den traditionellen theologischen Redensarten zu treiben.

Den 1. April.

So ist's. Wenn man in Bedrängniß ist, wird man noch ein Verschwender und läßt Alles draufgehn. Ich habe so Tausenderlei zu besorgen, habe keine Zeit zur Sammlung, und doch habe ich vorgestern einen fünfviertelstündigen Vortrag gehalten. Es war mir schmerzlich, daß ich wieder abreise und gar nichts für den Handwerker-Verein gethan haben sollte. Ich erbot mich daher zu einem Vortrag, und derselbe wurde vom Vorstande auf Samstag Abend festgesetzt. Ich hatte mir ein Schema notirt, um über den Gang meines Vortrags sicher zu sein. Ich war aber doch den ganzen Tag sehr aufgeregt, und wir hatten hier eine Sommerschwüle, welche die Aufregung noch steigerte.

Ich sprach über die Bilder an der Wand in den Wohnzimmern, historisch, ästhetisch und patriotisch betrachtet. Eugen hat den Vortrag stenographirt, und ich hoffe ihn einmal gelegentlich auszuarbeiten und ihn dann dir zu senden. Ich fühlte schon während des Vortrags, daß ich die volle Aufmerksamkeit der Zuhörer hatte, und nach demselben wurde mir auch von vielen Seiten der Dank ausgesprochen. Ich muß gestehen, ich war nicht zufrieden mit mir. Einzelnes, was gar nicht so von Bedeutung war, führte sich mir zu stark aus und zerstörte die Symmetrie.

Nun war ich gestern früh um 11 Uhr in der Synagoge bei der Todtenfeier für den kernbraven und in edelster Weise wirkungsreichen Dr. Kosch, den langjährigen Abgeordneten von Königsberg, der mir auch persönlich gut befreundet war und der durch still thätiges Wirken großes Ansehen genoß und besonders für die Juden, für ihre rechtliche Stellung und ihre soziale Würdigung von großer Bedeutung war. Geiger sprach vor dem mit Palmen und Blumen umstandenen Sarg. Nach Geiger erhob sich Löwe-Calbe, und die Worte des Christgeborenen und in Wahrheit voll freien und schönen Menschen, wie er so klar das Wesen des Verstorbenen und die Bedeutung dieser Feier darlegte, waren tief bewegend. Das war

alles so zutreffend, so gerade, so groß im Gedanken und so tief in der Empfindung, daß man nichts dazu und nichts davon wünschen konnte. Beim Herausgehen sagten mir viele Abgeordnete: Ziegler, Bunsen, Kloß, daß sie von der Rede Geigers sehr erquickt seien. Sie wüßten keinen christlichen Geistlichen, der so das rein Menschliche betont hätte.

Ich habe Brief von Dr. Eimer. Ich habe dir, wie ich glaube, von dem alten Burschenschafter geschrieben, der vom Frankfurter Attentat her so lange dort im Gefängniß saß. Dr. Eimer schreibt mir, daß der Baron Gayling, dessen Frau eine Schwester Roggenbachs ist, mir sein Schloß Ebnet auf den Sommer vermiethen will, eine kleine Stunde von Freiburg im sogenannten Himmelreich. Ich nehme das an und hoffe mit den Meinen dort zu gedeihen und vor Allem, daß meine Arbeit dort zu gedeihlichem Fortgang und Abschluß kommt.

432.

Berlin, 3. April 1872.

Ich schickte dir heute die Nummer der Vossischen Zeitung mit dem herzerquickenden Aufsatz von F. Ziegler (dem Verfasser vortrefflicher Novellen, die du lesen mußt, besonders Landwehrmann Krille). Es hat mich lange nichts so sehr gefreut, wie diese Worte des markigen Märkers, der — ehedem Oberbürgermeister von Brandenburg — als Abgeordneter viel gekämpft und gelitten hat. Wir sahen uns ehedem, als wir noch in der Wilhelmstraße Nachbarn waren, sehr viel. Er hat viel Faustisches und Lebemännisches, dabei ist er aber eine von jenen nordischen wettergehärteten Naturen, aus denen sich der neue Staat aufbaute. Ich sprach ihn noch vorgestern beim Ausgange aus der Synagoge, und er rief mich an und sprach das, was er hier schrieb, zu mir aus, während sich ein Zuhörerkreis um uns bildete. Ich habe ihm soeben einige Worte geschrieben.

Den 5. April 1872.

. . . Ich habe in diesen Tagen auch eine Recension über Gottfried Kellers „Sieben Legenden“ der Allgemeinen Zeitung geschickt. Lies sie dort nach. Es ist vielerlei Zeugs darin, das ich von Zeit zu Zeit abthun muß.

Ich erhalte soeben, da ich das Blatt weglegen wollte, deinen Brief von gestern. Deine guten Worte über den Dawison-Aufsatz thun mir wohl.

. . . Auch sonst bin ich in Allem, was du sagst, vollkommen mit dir einverstanden. Ja, lieber Jakob, wir sind alt, aber wir haben doch das Größte erlebt. Altwerden — Reifwerden. Ich war in diesen Tagen mit Woltmann, von dem ich wieder viel lernte, in der Bildergallerie und erfreute mich besonders auch an den Tizians, und da fällt mir ein, daß Tizian, als er, wie ich glaube, einige Neunzig alt war, ausrief: „Jetzt soll

ich sterben und jetzt weiß ich erst recht, wie man die Blende, den Augenstrahl, ins Auge malt."

Nun denn, ich will nur wünschen, daß ich auch für mein Buch reif sei, dann ist's gut.

Ich lege dir auch einen Brief bei, den mir Abeken über meinen Denkmal-Aufsatz geschrieben hat.

433.

Berlin, 7. April 1872.

Ich komme nun doch bald zu dir, und doch schreibe ich dir. . . .

Ich war gestern bei Prinz Georg zu Tische. Ich ärgere mich immer, wenn so viel von Richard Wagner die Rede ist. Wagner ist offenbar eine bedeutende schöpferische Kraft, aber was er Gutes macht, ist doch Melodie nach alter Weise und was er Neues macht oder eigentlich will, ist nicht gut. Der Mann benutzt ein gut Stück der neuen Vaterlandsbegeisterung für sein gewaltsames Prophetenthum.

Den 8. April.

Ich habe heute schon zu packen begonnen. Ach, was hat man da so viel alte Plane, die sich wieder vor die Augen drängen. Ich komme wohl nie zur Ausführung des so Vielen, und doch muthet mich Mancherlei an.

434.

Freiburg, 12. April 1872.

Wir kamen um 5 Uhr hier an. Meine Frau drang darauf, daß wir noch nach Ebnet fuhren, und so sahen wir Schloß und Park noch im Halblicht, aber Alles erschien nicht nur großartig, sondern auch ansprechend. Besonders behaglich und abgeschlossen ist mein großes Arbeitszimmer.

Heute früh ging ich nun zuerst zu Dr. Eimer. Er wohnt im eignen Haus ganz allein mit seiner Frau, einer gebornen Schweizerin. Das Haus ist gar schön, von jener hellen, süddeutschen Sauberkeit. Ich traf Eimer im Garten. Er ist ein gar inniger, treuherziger Mann und freute sich besonders, daß er mir so Gutes ausfindig machen konnte.

Ich ging von da zu Senglers. Die Tochter Anna war allein zu Hause, und ich wurde begrüßt, als wär ich ein Bruder. Auf der Brücke kamen drei Mädchen auf mich zugeflogen und auch ihr großer Hund kam auf mich zu; es waren die Kinder des Herrn von Hillern. Dieser Gruß der Kinder that mir gar besonders wohl. Nachmittags fuhren wir nach Ebnet, und jetzt im Sonnenschein sahen wir erst, wie schön das alles ist. Das Schloß ist wohl eingerichtet, mehrfach noch mit Plafond-Malereien, und Ahnenbilder hängen an den Wänden und im Erdgeschoß ist ein großer kühler offener Saal. Und dann der schöne Park mit großer Wiese und

einem Teich, in den ein frischer Brunnen mündet, Blüthenbäume, schattige Gänge, Ruheplätze unter prächtig erwachsenen Weimuthskiefern, ein kleiner Bach, der durch den Park fließt, und großer Weingarten an der Seite, und über Alles hinaus der Blick in die wie Wellen aufeinander fließenden Berge — ich kann nur sagen, hier erfüllt sich mir ein Ideal. Baron Gayling war da, und mit weltmännischer Liebenswürdigkeit wies er uns in Alles ein und gab uns noch Alles, was wir wünschten.

435.

Schloß Ebnet, 15. April 1872, Abends 7 Uhr.

Nun bin ich hier und schreibe in meinem behaglichen Arbeitszimmer dir wieder das erste Wort. Ich hoffe, dir von hier aus viel Gutes zu schreiben.

Bei Tisch saß ich mit Faller von Lenzkirch zusammen. Aus dem Vielen, was er mir erzählte, sehe ich doch wieder, ich habe mich in meinen Schwarzwälder Geschichten zu sehr an das Bauernleben gehalten; die andere bedeutsame Seite, zumal die Großindustrie und das Wanderleben nach außen mit seiner Rückwirkung nach innen, fehlt mir noch. Faller und mit ihm eine Einung hat die große Fabrik in Lenzkirch und die bei Venedig; Anno 1875 besteht das Geschäft hier und dort 100 Jahre, und Faller hat so ziemlich eine Chronik derselben. Was er mir erzählte, ist höchst anziehend. Die Leute, die zum Geschäft gehörten, durften sich nicht auswärts verheirathen, sie mußten eine Schwarzwälderin ehelichen und dadurch Alles wieder an die Heimat binden. Nie gab es einen Streit; Alles wurde patriarchalisch geschlichtet, und noch heute haben sie lauter gute Arbeiter.

Nach Tisch machten wir uns alle auf, um hierher zu gehen. Hier trafen wir Gayling und auf dem Gange durch den Park sprachen wir viel Politisches. Das Schloß, in dem wir wohnen, gehörte einem Nachkommen von Franz von Sickingen, der von hier wegzog, als Ebnet modenesisch wurde. Es ist bis vor kurzem hier herum noch viel Zug nach Oesterreich gewesen. Gayling gab mir auch die **Mémoires de la baronne d'Oberkirch**, die von seiner Großtante sind, sowie auch das Leben des badischen Ministers Gayling unter Karl Friedrich, das er selber herausgegeben hat.

Den 22.

Ich war schwankend, ob ich zur Eröffnung der Straßburger Universität am 1. Mai dorthin reise. Jetzt bin ich entschieden, daß ich die Reise mache; denn ich habe darin etwas gefunden, das für mein Buch ersprießlich wäre.

Gestern Morgen blieb ich zu Hause, es windete stark draußen. Ebnet

ist nur eine Stunde von Freiburg, aber das Klima ist hier schon schwarzwäldisch rauh, nicht breisgauisch mild.

Ich las die meisterliche Rede Laskers über das Militär-Strafgesetzbuch. Dann erhielt ich einen Brief von Liebermann aus Berlin, wonach in Ismail in Rumänien fünf Juden, darunter auch der Rabbiner, wegen des Kirchendiebstahls, den sie durch einen getauften Juden angestiftet haben sollten, verurtheilt worden sind. Dort die Juden verfolgt wegen einer frech ausgeheckten Lüge, und hier kämpft ein Mann wie Lasker für die Feststellung der Gesetze im reinen Geist.

Nachmittags kam Gisbert von Vincke. Er ist eine feine Natur, die noch in Tieckschen Traditionen steht. Er brachte mir den ersten Theil des in der Kölnischen Zeitung stehenden Romans von Putlitz: Die Nachtigall. Das Wetter hatte sich aufgehellt, ich ging mit Vincke und den Meinigen im Thale, in dem nach dem Regen Alles so wundersam glänzte und duftete, spazieren. Ich las dann den ersten Theil des Putlitzschen Romans. Es Wilhelmmeistert stark darin, aber es ist auch ein schöner gerechter Zug gegen das moderne Leben vorhanden, und ich bin begierig, wie er seine Hauptfigur durchführt. Sie hat etwas von meiner Martella, aber freilich ganz anders.

Den 24.

... Ich las auch einen Roman, den du auch lesen mußt. Er heißt: „Die letzte Reckenburgerin" von Louise de François. Die Sachlichkeit, die Knappheit und Herbheit des Vortrags ist äußerst anmuthend. Ich wünsche oft, daß ich jetzt auch eine ähnliche Tonart annehmen könnte, aber es geht nicht. Ich habe nur meine Stimme mit einer bestimmten Skala, und ich will mich zu nichts zwingen, und Eines darf ich mir doch sagen: Ich habe nie in meinem Leben irgend Jemanden und irgend etwas nachgeahmt. Freilich ist das keine Tugend, denn ich kann's nicht.

436.

Schloß Ebnet, 28. April 1872.

... Mein Leben hier könnte das wünschbar schönste sein, wenn nicht auch hier eben viele äußere Störungen eintreten würden. Es ist eben wie im Wald draußen, da sind plötzlich die Laubbäume ergrünt und nun schwärmen bereits ganze Wolken von Maikäfern, die die Blätter zernagen werden. Aber was thut's? Man zagt immer bei derlei, und der Wald bleibt doch grün und die Obstbäume bringen doch schließlich Frucht.

In der Nähe des Schlosses ist eine Knochenmühle, deren Gerassel mich sehr stört und noch dazu, wenn ich an die zermalmten Knochen denken muß, und es hilft nichts, daß ich weiß, man braucht Phosphat und alle Phosphor-

verbindungen für die Wiesen. Und noch störender als die Knochenstampfe ist mir jetzt der Gedanke an die Schauerlichkeiten in Rumänien, von denen wir eben jetzt Berichte bekommen.

Es ist ein sehr geringer Trost, daß man sagt, jetzt sind solche Dinge seltener und erregen allgemeine Empörung und Berichtigung.

Ich sehe diesmal inmitten des Schaffens die Structur und die Schwierigkeit der Fügung so deutlich. Es sind in meinem Plane zweierlei Strömungen, die eine zum großen welt- und zeitgeschichtlichen Epos und die andere nach dem concreten und am Individuellen sich auslegenden herzensgeschichtlichen Roman, und sie müssen doch beide durch- und ineinander gebracht werden. Es ist mir nicht mehr recht klar, wie das bei Homer ist, aber ich weiß, daß es dort doch auch. — Einstweilen lasse ich den Rappen laufen, oder vielmehr er ist so gescheit und geht von selber mit dem Reflexionsreiter durch.

Vor meinem Eckfenster, da wo ich den Ausblick nach dem Wehr und der Kirche an der Waldwand habe, steht eine wohlgediehene Blutbuche, die von unten an ihre Aeste behalten hat. Gestern noch hatte sie nur spitze braune Knospen, und heute über Nacht sind die röthlich überhauchten Blätter ausgeschlüpft und glitzern im hellen Sonnenschein.

Die Welt ist schön und es kommt Alles zur Entfaltung. Wenn man nur auch so ruhig und sicher warten könnte!

Montag, 29. April 1872.

Es ist heute ein bedeckter stiller Frühlingstag von erquickender Frische, es bereitet sich zum Regen und man athmet die Vorkühle in der Luft. Während ich jetzt eben schreibe, läutet die Glocke und ich hörte Gemurmel. Ich unterbrach mich und sah einen Leichenzug über die Brücke vor meinem Fenster ziehen, das Gefolge spricht Gebete, und das ist doch schön. Nichts ist widriger, als das Geplauder der Menschen, die einer Leiche folgen. Die katholische Kirche hat die Poesie der Dinge verstanden und sie zu ihren Zwecken eingefangen. Die Welt wird nicht befreit werden, wenn wir in der Freiheit nicht auch die Gefäße der Schönheit neu formen und mit neuem Inhalt füllen. Aber da ist die große Frage: Wie und Was?

Ich fühle mich wieder so belebt und so ganz in meine Arbeit eindringend, daß ich mich nur schwer von hier trenne. Aber ich weiß, ich würde das auch nicht aushalten, während der Straßburger Festtage hier zu sitzen. Und so wird der freie Vorsatz zum Gesetz. Es geht mir fast immer im Leben so.

Ich muß dir doch auch noch sagen, daß ich den Roman: Die letzte Reckenburgerin ausgelesen habe, mit einer Herzbewegung und Erschütterung aller Kräfte, wie ich mich seit lange nicht erinnere. Das ist ein klassisches Buch mit einer festen Hand geschrieben, als wäre sie von Stahl, aber von

biegsamem, siebenmal im Feuer geglühtem. Es liegen offenbar Memoiren zu Grunde, solche Zeit- und Tagesstimmungen kann Niemand aus bloß geschichtlicher Kenntniß nachträglich aufbringen, und dabei ist das Ganze so kunstvoll gewoben wie die farbenprächtigsten, im besten Stile gehaltenen Gobelins. Das Buch gehört fortan zum eisernen oder eigentlich zum goldenen Besitzthum deutschen Geistes, und noch nie ist die herbe gedrungene Kraft des Preußenthums besser so in ihrem Selbst erschienen. Das ist ein historischer Roman und ein psychologisch poetischer in eminentem Sinne. Merkwürdig ist mir noch, wie auch in diesem Buche wie im Landhaus am Rhein die Frage gegeben ist: wie vererbt man ein großes Besitzthum? und — sie ist auch nicht gelöst. Wir können eben nicht Vorsehung spielen.

437.

Straßburg, 29. April 1872.

Da bin ich also, und es ist mir eine Stunde der Sammlung, dir zu schreiben. Ich weiß, wie mir's geht, sobald ich an einem Ort geschrieben habe, bin ich die Fremdheit und Reisestimmung los.

Ich kam noch am hellen Abend in Kehl an, aber beim Aussteigen waren die Droschken genommen, und der Zug nach Straßburg wartet hier 1½ Stunden. Ich ließ mein Gepäck tragen und ging mit einem Handlungsreisenden über die Schiffsbrücke. Drüben sollten Droschken sein. Man ist doch immer wieder neu bewegt, wenn man den Rhein sieht. Drüben war kein Fuhrwerk. Ich entschloß mich, zu Fuß nach Straßburg zu gehen. Der Abend war mild und hüben und drüben in den Gebüschen sangen die Nachtigallen. Der Bauer aus Dorf Kehl, der mir mein Gepäck trug, erzählte mir viel, wie er, ein armer Taglöhner, die Belagerung durchgemacht. Der Weg war doch weiter, als ich gemeint hatte. Nach einer halben Stunde war ich entsetzlich müde, es war so schwül. Ich setzte mich nun in ein kleines Wirthshaus am Wege und schickte den Bauer nach der Stadt, um mir eine Droschke zu holen. Der Wirth, der mit anderen Gästen französisch sprach, erzählte mir, wie das Häuschen verwüstet war, wie die Franzosen unnöthiger Weise die Bäume im Garten niedergehauen hatten; er hat von der deutschen Regierung bereits ²/₃ der Entschädigung erhalten. Das letzte Drittel erhält er erst nach der Option. Der Wirth war Soldat gewesen, der Abschied hing an der Wand. Er will nicht auswandern, hat aber offenbar keine Lust, Deutscher zu werden. Er sagt nur, daß er bleibe, wo er sein Brot habe. Bald kam ein kleines Männchen mit einer Angel, die es dem Wirth zur Aufbewahrung gab, und einem Korb mit Fischen. Es setzte sich zu mir, und ich erfuhr, daß er Schuhmacher ist und seine einzige Freude darin findet, an Sonntagen und in Feierstunden zu angeln. Bald kamen auch

schöne und wild dreinsehende Gesellen. Sie sangen französische Lieder, und Einer, der der Matador schien, trug ein zartes Lied vor, das, wie er sagte, sein Vater immer seiner Mutter vorgesungen hatte. Ich verstand es nicht ganz. Mein Schuhmacher kannte die Leute. Es waren Arbeiter an den neuen Befestigungswerken und Einer (mit schwarzem Haar und schwarzem Schnurr- und Knebelbart) ein Italiener von großer Schönheit und anmuthigen Bewegungen. Ich muß sagen, wäre ich in einer einsamen Waldschenke mit den Leuten zusammen gewesen, es wäre mir nicht gerade behaglich gewesen. Endlich kam eine Droschke, und ich nahm den Schuhmacher zu mir in den Wagen. Im Hôtel Ville de Paris, wo ich ein Zimmer voraus bestellt hatte, sagte mir der Wirth sogleich, Herr von Roggenbach sei im Saal. Ich ging hinein und saß eine Weile bei ihm, dem Grafen Hontheim und dem General Wittich. Roggenbach lehnte es — war es Bescheidenheit oder wirkliches Ungenügen? — ab, daß er ein Großes zu Stande gebracht. Mir scheint, daß sein staatsmännischer Ehrgeiz nicht mit dieser Sache befriedigt ist, und doch hat Bismarck auch da wieder die beste Wahl getroffen. Die Neigung Roggenbachs in allen Wissensgebieten sich umzuthun und seine wirkliche Vielseitigkeit eignete ihn vollkommen zum Gründer der Universität. Er sagte mir noch, daß die Professoren sich im Café de Lanterne zusammenfänden. Ich ging hin. Drei, vier Leute, die ich unterwegs fragte, antworteten mir französisch und Einer gab mir gar keine Antwort. Ich fand viele fremde Professoren bereits beisammen, Celebritäten, deren Bedeutung ich nicht ganz kenne, und außer den hiesigen Professoren auch den Mitredakteur der „Presse" in Wien, meinen Landsmann Dr. Laußer; eine von jenen eigenthümlichen Erscheinungen, die die umfassende Bildung des Tübinger Stiftlers haben und denen dann der Weltschliff ein besonderes Anmuthendes gibt. Laußer hat als Journalist mehrere Jahre in Paris und in Madrid gelebt.

Den 30.

Das war ein bewegter Rüsttag. Beim ersten Ausgang begegnete mir mein alter Freund, Professor Sauppe aus Göttingen. Ich ging nach der Bibliothek zu Dr. Barack und dann zur Probe wieder hinab in den großen Hofraum, der zum Festsaal hergerichtet war. Hier traf ich eine liebe alte Bekannte, die Tochter von Friedrich Brockhaus in Leipzig, die an den hier stationirten Major von Kessinger verheirathet ist. Sie war in Trauer um ihre Mutter, eine edle, allzeit hochgestimmte Frau, eine Schwester Richard Wagners. Ich war in ihrem Elternhause, wie ein Zugehöriger daheim gewesen, und die Kinder hingen innig an mir. Die Majorin, zur Concertsängerin ausgebildet, sang mit im Chor. Sie stellte mich vielen höhern Offiziersfrauen vor, auch dem Präsidenten von Ernsthausen, der mir an-

kündigte, daß er Ferdinand Hiller zu Gast gebeten habe. Ich aß bei Dr. Barack zu Mittag und traf hier auch den alten Direktor des germanischen Museums, Freiherrn von Aufseß, der zum Feste gekommen war, aber so an Asthma leidet, daß er nicht ausgehen kann.

Nach Tisch fuhr ich mit Barack nach dem Jardin Lips. Dort und in der Umgebung sind noch allein hohe, schattige Bäume stehen geblieben. Unterwegs sahen wir viele Frauen, die in Trauer gingen und Immortellen trugen. Das ist Demonstration gegen die Deutschen. Die fremden Professoren aßen im Gartenwirthshaus. Es ging da lärmend her und ich blieb draußen mit Barack. Wir tauschten viele Heimatserinnerungen aus. Dann saßen wir noch im Garten mit den vom Wein erhitzten Professoren.

Tübinger Professoren begleiteten mich zum Präsidenten Moeller, den ich aber nicht traf. Ich besuchte noch meinen alten Freund Professor Baum an der Thomaskirche. Er und seine Frau sind herzwarme Menschen, und sie schalten mich, daß ich nicht bei ihnen wohnte.

Ich ging zur Versammlung im Rothen Haus. Dort traf ich zu meiner großen Freude Ferdinand Hiller. Und von hunderterlei alten Bekannten und von neuen, die mir vorgestellt wurden, wurde ich begrüßt. Die Redner zu morgen wurden gewählt und zu meiner besondern Freude für Wien Professor Tomaszek, den ich im Geroldschen Hause dort oft getroffen. Mit Ernsthausen, Sybel, Woltmann und Andern ging ich noch nach einer Studentenkneipe, kehrte dann aber bald heim.

Den 1. Mai.

Es wird schwer sein, den heutigen Tag zu fixiren. Ich will's versuchen. Ich hatte Morgens viele Besuche. Dann ging ich mit Professor Dubois-Reymond aus Berlin nach dem Festsaal. Hier traf ich den Commandanten Hartmann, den General Ramm, den Präsidenten von der Heydt aus Colmar und dessen schöne Frau, eine geborene Balan, Nichte Heinrich Sybels, mir bekannt, da sie noch ein Kind war. Auch der Appellationsrath von Puttkammer, früher Reichstagsmitglied unserer Partei, und seine schöne Frau traf ich. Ich weiß nicht mehr, wie Vielen ich vorgestellt wurde, namentlich auch Offiziersfrauen, und eine besondere Freude hatte ich, den ebenso anmuthigen als kräftigen Major von Reissinger zu begrüßen.

Von dem großen Actus, von den Reden erzähle ich dir nichts, das wirst du lesen. Ich kann dir nur sagen, ich war in einer Herzbewegung, die mich ganz glückselig machte.

Ich ging nach der Taverne Alsacienne. Und da hatte ich noch eine besondere Freude. Da saß mein Bauer aus Mundolsheim, von dem ich dir früher erzählt habe, und mit ihm viele gewichtige Bauern aus der Umgegend. Sie waren Geschworene beim Schwurgericht. Ich setzte mich zu ihnen, und

sie hatten Freude an mir und ich an ihnen. Sie erzählten mir auch, daß morgenden Tages sich 30 junge Leute aus ihrem Bezirke zum Freiwilligen-Examen gemeldet haben, aber darunter nicht ein einziger Katholik; denn die Katholiken sind des Glaubens, daß binnen einem Jahr Elsaß wieder französisch ist. Sie hatten sich gefreut, Döllinger zu sehen, der aber nicht gekommen war, und ich finde das ganz gut, denn durch die Anwesenheit Döllingers wären Demonstrationen entstanden, die die Physiognomie dieses Festes verzerrt hätten. Ohnedies hatte der Bischof erklärt, daß er wegen der Anwesenheit Döllingers nicht zur Eröffnungsfeier komme, und als man ihm sagte, daß Döllinger nicht komme, blieb er doch aus.

Ich fuhr mit Fürst Hohenlohe, der mit mir im Gasthofe wohnte, zum Festmahl. Ich erhielt meinen Platz gegenüber dem Präsidenten Ernsthausen bei Ferdinand Hiller und dem Maler Lessing. Auch von den Reden erzähle ich nichts. Das mußt du in den Zeitungen lesen. Und nach den ersten drei oder vier wurde kein Redner mehr gehört, selbst ein Mann wie Dubois nicht. Es gibt eben auch eine Sättigung des Ohrs, und so sehr es mich prickelte, doch auch ein Wort zu sagen — und ich meinte, ich dränge mit meiner Stimme durch — so unterließ ich es doch und war dessen froh. Der Dichter Georg Mühl, der gar nicht aus dem Weinen heraus kam, weil er das erlebte, und der Dichter Adolf Stöber kamen und umhalsten mich, und aus den vielen Offizieren, die sich zu mir gesellten, ist mir nur noch ein Oberst Lucas Kranach erinnerlich. Er ist ein direkter Nachkomme des Malers. Ich ging allein heimwärts. Ein schöner junger Mann gesellte sich zu mir und nannte sich als Prinz Wilhelm von Hessen. Ich ruhte aus, sah dann die wunderbare Beleuchtung des Münsters in Gesellschaft von Puttkammer und dessen Frau und folgte dann der Einladung des Commandanten von Hartmann zu einer Soirée bei ihm. Dort traf ich auch Waitz, Giesebrecht, und die Frauen hatten mir viel über Irma und Manna zu sagen. Ich war aber so müde, daß ich kaum ein Wort erwiderte. Mit Max Wirth ging ich heim, und so ist's gut.

Den 2.

Also habe ich doch geredet, und wie ich glaube, nicht ohne Eindruck.

In aller Frühe ging ich [um an dem gemeinsamen Ausflug der Festgenossen theilzunehmen] mit den Doktoren Varrentrapp und Spieß aus Frankfurt nach dem Bahnhof und gesellte mich dort zu Reffinger und Hiller. Erfrischend war die Fahrt am hellen Maimorgen, und in Oberehnheim sorgte Major Reffinger für uns, und er und Ferdinand Hiller und ich fuhren in einem Berner Wägelchen nach St. Odilien. In den Dörfern stand Alles am Wege, aber Niemand grüßte.

Wie ich durch ein unaufhörliches Hoch zum Reden herausgefordert

wurde, wirst du in der Zeitung lesen. Ich stand an die Linde gelehnt, an deren Wurzel sich eine Erhöhung gebildet hatte, und als ich nach den ersten Worten merkte, daß meine Stimme durchdrang, fühlte ich mich bei voller Kraft.

Unter voranfziehender Musik marschirten wir dann bergan nach dem Mennelstein. Dr. Barack zeigte dem Prinzen Wilhelm und mir den Tumulus am Wege.

Droben war die Tribüne errichtet, und Ernsthausen hatte uns schon früher gesagt, daß er einen trefflichen Festredner bestellt habe, und das war in der That. Ich habe nie eine kernhaftere und angemessenere Rede gehört, als die des Generalprokurators Bacano. Er ist ein Rheinländer, ich glaube aus Köln, und nun in Colmar angestellt. Nachher wurde noch viel gesprochen von Professoren und Studenten, aber kaum mehr beachtet. Mit Robert Vischer, dem Sohne meines Freundes, des Aesthetikers, ging ich zurück nach dem Kloster. Wir fuhren sofort ab und kamen während der Bergfahrt in eine Gewitterwolke hinein. Der Regen prasselte nieder, und es donnerte gewaltig. Im Thale fuhren wir wieder auf staubiger Straße dahin. In Oberehnheim unterhielt ich mich lange mit drei jungen stattlichen protestantischen Feldgeistlichen. Sie behaupteten, daß ich nur einmal, im „Joseph im Schnee“, gerecht gegen die Geistlichen gewesen sei. — Mit Professor Heitz aus Straßburg, meinem alten Bekannten, und mit Sauppe fuhren wir heim. Ein jüdischer Kleiderhändler aus Straßburg erzählte viel von den ersten Tagen des Krieges, und ein schenksüchtiger Pfarrer wollte mir gar keine Ruhe lassen. Bald sollte ich seine Pfeife, bald seinen Tabaksbeutel, bald sein Taschenbuch geschenkt nehmen, und dabei renommirte er mit seiner Unkirchlichkeit.

Ich fuhr noch spät Abends mit Dubois zum Commers. Der Präsident Moeller und viele Andere waren da mit Burschenbändern und Burschenmützen. Wir fanden aber keinen Platz und gingen bald wieder heim.

Den 3.

Heute früh war der Buchdrucker Wolf bei mir, der meine Rede nachgeschrieben hatte; ich sollte sie ihm noch ergänzen. Dann fuhr ich mit Springer, Hiller und Lessing nach dem Jardin Lips, wo die Studenten bereits wieder an langen Tafeln kneipten, aber heute doch etwas still. Wir kehrten zurück und frühstückten beim Präsidenten von Ernsthausen. Dieser war früher Oberbürgermeister in Königsberg gewesen, eine stattliche, kräftige Persönlichkeit, war auch, wie Moeller, wie Bismarck, ehedem Corpsbursche gewesen.

Ich telegraphirte dann heim, daß ich Abends komme, ging zu Dr. Schricker,

traf dort Professor Gelzer aus Basel, der mich durch die Art, wie er meine Sachen besprach, sehr erfreute. Dann machte ich in der Druckerei die Correctur und ging nach dem Münster, wo ich mit Scheffel zusammentraf, der wie traumverloren am Eingang gestanden hatte.

Schloß Ebnet, den 5.

Heute habe ich ein Eisenbahngespräch als Nachklang zur Straßburger Festfeier geschrieben[1]. Es ist nicht so geworden, wie ich mir's unterwegs ausgedacht hatte. Hätte ich hier meine Stimmung ruhig fortsetzen können, wäre es gewiß besser; nun muß es auch so gut sein. Ich finde, daß man gewisse flüchtige Stimmungen fixiren muß für sich und Andere, sonst verflattern sie.

438.

Schloß Ebnet, 12. Mai 1872.

Ich bekomme von verschiedenen Seiten, und von solchen, wo ich nur Wahrheit höre, die erfreulichsten Zurufe über meine Worte auf dem Odilienberge. Dazu der definitive Abschluß mit Hachette in Paris und mancherlei andere gute Zuschriften, und so bin ich in der glücklichsten Erregung nach allen Seiten. Mit Ausnahme von gestern haben wir beständig kaltes Regenwetter, die Berge sind verschneit bis herunter ins Oberrieder Thal. Und es war schon so schön. Ich habe wieder beobachtet — ich werde Naturforscher darüber befragen — daß mit dem Blühen des Roggens sofort die Wachtel zu schlagen beginnt. Jetzt ist draußen Alles stumm. Nur das Wehr im Bache rauscht gewaltig.

439.

Ebnet, den 17. Mai 1872.

Gestern Nachmittag hatte ich einen labungsvollen alleinigen Waldgang. Von dem mehrtägigen Regen ist Alles erfrischt, nur da und dort sind die Eichen von den Maikäfern zernagt aber im Weißtannen- und Buchenwalde singt es und klingt es.

Ich ging dann von St. Ottilien nach der Karthause, wo ich die Meinigen traf und auch die angekommenen Zeitungen. Da ist die Nachricht vom Tode Moriz Hartmanns, du kanntest ihn ja auch. Als ich ihn im Winter 71 besuchte und so schwer leiden sah, wußte man, daß seine baldige Auflösung herankomme. Aber es ist doch etwas Anderes, wenn ein so schönes und reich ausgestattetes Menschenbild nun in der That verschwunden ist. Ich habe viel mit Hartmann gelebt. Es war mir eine Erquickung, mit ihm zu verkehren und ihn zu sehen; er war ja so schön,

---

[1] Zwischen Straßburg und Appenweier. Ein Gespräch im Eisenbahnwagen am 3. Mai 1872. (Deutsche Illustrirte Volksbücher, 3. Band.)

wie ein Christuskopf der besten Meister. Und dann seine wundersam erwärmende Stimme und sein inniges Lachen. Ich habe in Leipzig mehrere Wochen mit ihm Zimmer an Zimmer gewohnt und auch draußen in Dölitz bei Harkorts. Dann besuchte er mich in Breslau, wo er heimlich über die Grenze zu seiner Mutter ging. Das Beste seiner Gedichte ist eine Erinnerung an seine Mutter. Er nahm damals meine Pelzmütze und meinen Mantel, und er war so begeistert über meine Auguste, daß er nach ein paar Tagen ein Gedicht an sie schickte. Ich weiß nicht, wohin es gekommen ist. Dann sah ich ihn wieder, als er mit Robert Blum in der October-Revolution nach Wien kam. Er trug eine schwarze Sammtbluse, einen Calabreser und hatte einen Hirschfänger umgürtet. Er war ein Bild von Paul Veronese. Seine Schwester, eine wunderschöne Frau, besuchte mich in Dresden, und auf ihren Wunsch erwirkte ich ihm ein Asyl bei dem Herzog von Koburg. Er schrieb mir herzlich dankend, nahm es aber doch nicht an. Später sahen wir uns dann viel in Stuttgart, und er hat mir auch zweimal sehr gute Beiträge zu meinem Kalender geliefert. Er arbeitete sehr leicht, manchmal auch locker. Aber etwas von der Anmuth seines Wesens ging in jede seiner Arbeiten über. Ich habe nie einen Juden gekannt, der in Erscheinung und Haltung ein so schöner und vornehmer Mensch war wie er. Wir waren in politischen Dingen nicht mehr einig, aber wir hielten doch treu zusammen, und das Beste erneuerte sich wieder, als ich ihn in Döbling und in Wien besuchte, und eines der schönsten Erinnerungsbilder ist mir noch, wie er einmal in Stuttgart im Bahnhofe zu mir kam und mir seine schöne Frau zeigte und den Knaben, der einer Raphaelischen Engelsgestalt ähnlich war, zu mir in den Wagen hob. Er hatte eine vortreffliche Frau, die ihn unsäglich hochhielt und ihn pflegte, wie es besser nicht zu denken ist. Ach, wie viel Menschen muß man zu Grabe gehen sehn!

Den 18. Mai 1872.

Gestern Abend erhielt ich deinen Brief . . . Ich habe die Bedeutsamkeit der Rede [Springers] ebenfalls erkannt, nur störte mich noch etwas Persönliches. Ich kenne Springer seit mehr als zwanzig Jahren, er war vordem nicht frei von czechischen Hinneigungen. Er hat, wie ich glaube, erst durch H. v. Sybel sich zum vollen Deutschthum durchgerungen. Nun aber ist es gut.

Was du von meinen Worten auf dem Odilienberg sagst, ist vollkommen zutreffend. Ich habe das selber auch gefühlt. Bei der Erwähnung des Geschützes, das mir zuerst wie ein astronomisches Instrument erschien, fehlt der überleitende Zwischensatz, der eben die mathematischen Attribute u. s. w. hätte bezeichnen sollen. Ich finde immer mehr, daß eben die

Mnemosyne auch eine Muse ist, und ich habe den Fehler, mir nichts auch formell fest merken zu können.

Vorgestern erhielt ich von Friedrich Vischer seine Rede: Ueber Krieg und Kunst, und da sind in dem Vorwort treffliche Bemerkungen über den öffentlichen Vortrag nach Inhalt und Form. Ich finde es auch am besten, wenn man sich den Gedankengang fixirt, so daß man weder abliest, noch frei improvisirt. Denn bei dem Letztern kommt es doch immer so, daß man etwas sagt, was man nicht sagen wollte, und dagegen das, was man sich vorgenommen hatte, nicht zu Wort kommt. Wenn man die Kunst der Rede mehr pflegen könnte, ließe sich viel gewinnen. Aber freilich dürfte man dabei nicht so ganz in Flammen stehen, wie das bei mir immer der Fall, und wenn ich dann inmitten des Tongebens schnell inne werde, was ich gesagt habe und was ich noch zu sagen habe, komme ich leicht in Verwirrung. Immer und immer zeigt sich eben die nothwendig zu überwindende Schwierigkeit, vorbedachten Gang und doch aus dem Momente quellende freie Ergießung zu gewinnen.

Ich werde dir die Rede Vischers schicken. Sie ist sehr bedeutsam. Die kantige Individualität, die philosophische Abstractionskraft, wie die dichterische Farbengebung Vischers treten darin zu Tage, wie sonst selten.

Pfingstsonntag 1872.

Heute Morgen war unser alter Freund Koßmann bei mir, er macht mit drei Söhnen eine Fußreise. Sein getreues Wesen erfrischte mich etwas, denn ich bin wieder einmal tief traurig. Mein Leberleiden regt sich wieder, und ich fürchte, daß ich meine Arbeit unterbrechen und in ein Bad muß.

Eben, indem ich das schrieb, schrecke ich zusammen, es zwitschert über mir, ich sehe auf und bemerke im Spiegel vor mir, daß eine Schwalbe durch das offene Fenster herein geflogen ist; wie ich mich nun umwende und sie selber sehe, fliegt sie durchs Fenster davon und zwitschert noch zum Abschied. Das hat mich nun ganz wunderlich ergriffen und ich bin auf einmal viel heiterer.

Eben, da ich das Papier weggelegt hatte, kam die Zeitung, und mein Blick fiel zuerst auf Moriz Hartmanns Leichenbegängniß. Die Worte, die Kompert gesprochen, haben mich auch so ergriffen, daß ich weinen mußte, und jetzt ist mir auch schon leichter, wenn ich auch von dem Gedanken nicht loskomme, daß ein im vollen Sinne des Wortes so schöner Mann, der so zart und so stark empfand, nun in der Erde modert.

Den 20. Mai 1872.

Ich bin heute wieder munterer. Ich bin oft fröhlich und weiß nicht

warum, und traurig und weiß nicht warum. Es kommt doch gar so viel aus körperlichen Dispositionen.

Ich habe heute in der Zeitung gelesen, daß Bismarck wieder ein positiv Schönes schafft, eine Reichsgesundheitsbehörde. Das ist echt zum neuen Leben. Was ist dagegen der alte Polizeistaat, der immer nur verhindern oder besten Falls gehen lassen konnte? Es gilt, wirklich für das Wohl der Menschen zu sorgen und z. B. das Trinkwasser überall zu untersuchen. Das ist neues Kleid, nicht Flickschneiderei. Ich bin begierig, ob die öffentliche Stimme Derartiges zu würdigen weiß. Jedenfalls spüre ich heute schon etwas von der Reichsgesundheit.

440.

Schloß Ebnet, 1. Juni 1872.

... Ach, dieser Regen fort und fort! Man wird die innere Unruhe nicht los, wenn man nicht hinaus kann in Feld und Wald.

Und da kommt eben jetzt die Nachricht vom Tode Gerstäckers, des braven, herzgetreuen Menschen, mit dem ich viel gute Zeit gelebt habe; er war ein kernhafter Mensch voll Frische und Wahrhaftigkeit und in seiner Erscheinung etwas Gedrungenes, wie eine Gestalt aus getriebenem Metall. Gerade das, daß er keine Universitätsstudien gemacht und der allgemeinen Reflexion fremd war, hatte ihm seinen freien Jägerblick bewahrt und ihn zur Abenteuerlust ausgerüstet. Im vorletzten Winter war er noch zwei Tage bei mir in Berlin, und schon damals merkte ich, daß er sich zu sehr abgearbeitet hatte. Er war frisch und neu, so lang er Geschautes darstellte. Nun in die Schriftstellerei in der Stube gewiesen, sollte er dichterisch erfinden, und er erfand, aber er quälte sich damit ab, er war kein Dichter und er arbeitete übermäßig, und das untergrub seine Lebenskraft. Gerstäcker war eine zum abenteuerlichen Reiseleben prädestinirte Natur, und daneben hielt er sich gern bürgerlich eng und correct; er machte sich seßhaft, er heirathete, hatte eine starke Familie und war mit großer Ehrbarkeit für gute Häuslichkeit bedacht. So war selbst in diesem [Manne, der] Einer der Gesundesten, ein Conflict, ein Gegensatz, der nicht zu schlichten und auszugleichen war. In der Natur draußen stellt sich das Dasein als Kampf ums Leben dar, in der innern Menschennatur ist es Kampf mit dem eigenen Leben.

Ebnet, den 5. Juni 1872.

Du kannst dir kaum vorstellen, wie niederdrückend dieser ständig wiederkehrende tagelange Regen auf das Gemüth wirkt. Es ist ähnlich wie draußen im Aehrenfelde, die Halme sinken um und es bildet sich kein Mehl. Das kann nur die Sonne. Und dabei ist es so ruhelos und kalt. Die

Nachbarschaft der Menschen in der Stadt wärmt sozusagen das Haus. Ich tröste mich aber damit: Laß nur wieder die Sonne scheinen, und Alles wird in Wachsen und Gedeihen kommen.

Den 7. Juni.

Und heute endlich wieder ein sonniger Tag. Ich war früh draußen im Felde, der Roggen blüht, der Regen hat ihn bis jetzt in der Blust aufgehalten, sagte mein Wegknecht, der mit der Scheere an Seil und Stock die Bäume an der Straße raupt. Ich habe auch noch nie den Duft der Roggenblüthe so wohl geschmeckt wie heuer, so intensiv und voll.

441.

Ebnet, 11. Juni 1872.

... Ich ging gestern gegen Abend feldein den Weg nach Eschbach. Die von der Fluth verschont gebliebenen Felder sind im üppigsten Gedeihen; die Gerste streckt bereits den Bart aus der Hülse, der Hanf steht dicht und schuhhoch, die Wicke ist wie ein grünes Gewirre, und über all dem schwirrt die Lerche und sie hat mich zuerst wieder aus mir herausgebracht. Ich mache viel Beobachtungen aus dem Lerchenleben, die ich vielleicht einmal wie die über den Fink zusammenstelle.

Immer aufs neue sehe ich die Schwierigkeit und Eigenthümlichkeit des Ich-Romans. Man muß zunächst auf innere psychologische Motivirung der mithandelnden Personen verzichten. Das objective, abgelöste dramatische Selbstleben der Anderen ist aufgehoben; das Ganze ist ein Monolog, mit allen Vortheilen des Monologs an starker Subjectivität, aber auch mit dem Mangel des in Anderen befreiten Lebens. Die humoristische Fassung, wie sie Goldsmith hat, ist da sehr förderlich, denn da läßt sich zeigen: der Held meint, er schildert sich objectiv und ganz, und er ist doch durchaus subjectiv und nur halb; er wird anders angesehen als er sich selbst sieht, und er wird von Seiten gesehen, von denen er sich gar nicht sehen kann.

442.

Ebnet, 22. Juni 1872.

... Was du über meine politischen Kundgebungen schreibst, ist so wahr, so in allen Theilen gerecht, daß ich nur ergänzend hinzuzufügen habe, daß manches schief oder halb Herauskommende eben dadurch entsteht, daß ich aus einem nicht darzulegenden Hintergrunde herausspreche, und eine Partie davon ist eben, daß ich jetzt meine Kalender-Geschichten neu durchsehe, und da geht mir neu auf, wie schmerzlich und unablässig wir gerungen, und aus diesem Gefühl kommt dann ein Frohmuth über das Errungene, der über das Mangelhafte und noch zu Erringende hinwegsieht.

443.

Ebnet, 26. Juni 1872.

... Mit Robert Prutz ist mir auch wieder ein herzlicher Genosse aus dem Leben geschieden. Welche hohe Ziele stellten sich damals, als ich ihn zuerst 1845 in Halle besuchte, dem vollkräftigen jungen Manne. Verfolgung, Elend, Krankheit knickten ihn lange vor seinem Tode. Er war mir stets herzlich zugethan, und ich konnte auch in Gemeinschaft mit Johann Jakoby einmal ihm aufhelfen. Wir waren das letztemal auch noch in Karlsbad gut zusammen, aber der Lebenslustige war menschenscheu geworden. Nun auch dahin! Man wird das Sterben um sich her endlich gewohnt. Man darf nicht darüber denken, man muß auf seinem Posten stehen bis die Ablösung kommt.

444.

Freiburg, Zähringer Hof, Montag, 8. Juli 1872.

Ich war mehrere Tage schwer krank. Das Nähere werde ich dir später mittheilen. Jetzt bin ich wieder ganz auf der Besserung. Ich bin nur noch unsäglich schwach, aber es fehlt mir eigentlich nichts mehr. Du kannst also ganz ruhig sein.

Die Aerzte verlangen vollkommene Ruhe und Arbeitslosigkeit. Ich werde daher, sobald ich reisen kann, mit Dr. Ehrlich nach Tarasp reisen und dort bis Ende August bleiben.

Ich bin hier im Gasthof, wo ich den Aerzten rc. näher bin.

445.

Freiburg, 11. Juli 1872.

Selber schreiben wird mir noch immer schwer, ja eigentlich unmöglich, aber ich war heute doch schon aus.

Ich will dir nicht wiederholen, wie weit draußen ich war. Jetzt ist nur soviel entschieden, daß die Harmlosigkeit des Daseins vorbei ist. Ich muß mich in Acht nehmen für die noch beschiedene Lebenszeit. Auf den Rath meiner hiesigen Aerzte und unter Zustimmung meines Freundes Dr. Löwe-Calbe reise ich Sonntags mit Dr. Ehrlich, einem Diener und einem jungen Herrn Platenius nach Tarasp, wo ich in der hohen Alpenluft und bei der Brunnenkur wieder ich selbst zu werden hoffe. Jetzt bin ich noch sehr angegriffen. Du kannst aber vollkommen ruhig sein, denn es ist keinerlei Gefahr mehr vorhanden.

446.

Tarasp, 19. Juli 1872.

Du sollst nur sehen, lieber Jakob, daß ich wieder selber schreiben kann, aber nicht viel, nur herzlichen Gruß dir und all den Deinen.

447.

Tarasp, 1. August 1872.

Ich kann noch nicht selber die Feder führen. Das heißt, ich kann's, aber ich bekomme alsbald wieder Congestionen nach dem Kopfe, wenn ich schreibe. Ich kann dir übrigens sagen, daß meine Gesundheit sich wieder herstellt. Aber ich habe die Zuversicht in meine Kraft noch nicht wiedergewonnen, und ich fürchte, ich darf nie mehr so frei dahinleben und arbeiten wie bisher. Ich habe dir nicht gesagt, wie weit draußen an der Grenze ich war. Ich habe bisher in einer gewissen jugendlich studentischen Sorglosigkeit gelebt und gearbeitet. Das ist, ich fühle es, auf immer vorbei. Am wehesten thut mir, daß ich nicht weiß, ob und wie ich die große Arbeit, die ich vorhatte, ausführen kann.

Ich habe in der letzten Zeit auch einen großen Schmerz erfahren, den ich auf einsamen Wegen immer wieder neu empfinde. Mein edler inniger, das reinste Menschenthum darstellender Freund Rudolf Kausler ist gestorben[1]. Du weißt ja, seit wie lange und wie beständig bis in die letzten Gründe alles Daseins vereint wir miteinander gelebt haben. Neben der treuen Zugehörigkeit, die mich ständig beglückte, war er mir gewissermaßen auch eine lebendige Garantie, daß das rein schöne humane Ideal, verbunden mit der höchsten innern Poesie, eine lebendige Wirklichkeit und nicht bloß ein Gedankending ist. Und nun auch verschwunden! Er ist nie zu einer vollen äußern Darstellung seines feinen und hohen Wesens gekommen. Es war ihm genug, daß er es in sich war und daß Einzelne, und ich darf sagen vor Allen ich, ihn so erkannten und liebten. Wir waren in Tübingen in schöner Gemeinschaft, und schon damals begeisterte mich diese fein organisirte Natur. Wir wohnten dann in Stuttgart ein Jahr lang in einem Zimmer, und nie war auch nur der Schatten einer momentanen Differenz zwischen uns. Ich war bei ihm, als er Vicar in Buoch war. Er kam zu mir nach einer bittern Wendung seines Lebens nach Frankfurt und blieb mehrere Monate bei mir. Wie oft war ich bei ihm in Stetten auf seiner Pfarrei, auf dem einsamen Dorfe, und dort habe ich den Plan zum Barfüßele und zu Joseph im Schnee gefaßt. Die Grabschrift in Joseph im Schnee ist von ihm und steht auf dem Grabe eines erfrorenen Kindes in La Pérouse, im hugenottischen Dorfe, wo er früher Pfarrer gewesen. Tausenderlei haben wir miteinander gedacht und geträumt. Er hatte mehrere großartige Dramen im Kopf, ganz im Detail ausgearbeitet. Aber es genügte ihm, sie ausgedacht zu haben, er schrieb sie nicht nieder. In seinen unter

[1] War ein Irrthum. S. Briefe vom 3. März und 23. April 1873 und 29. November 1874.

dem Namen Rudolf herausgegebenen Erzählungen sind Scenen und Gedichte, die Goethes würdig sind, und wie großartig mild und für ihn so selbstverständlich aufopfernd war er gegen seine verwittwete Schwester und deren Kinder, die er bei sich hatte.

Wie oft sprach ich (noch zuletzt in Eislingen auf der rauhen Alb) mit ihm von dir. Ihr hättet einander kennen müssen.

Ich habe vergangenen Sonntag mit meinen Kameraden einen weiten Weg ins Hochgebirge gemacht, durch das Val Tasna bis nach Urschai. Es war so heiß, daß ich mich im Schatten eines Felsens niederlegen mußte. Da mußte ich wieder an Kausler denken und wie oft wir so miteinander im Wald gelegen. Er war der beste Waldkamerad. Man konnte das Naturleben in Gemeinschaft mit ihm aufnehmen ohne jegliche Störung. Er drang nie Jemandem eine Empfindung auf und ging doch auf jede ein. Er hatte eine bescheidene Initiative, wie sie nicht wohlthuender gedacht werden kann.

Als wir heimkehrten, sahen wir eine Frau auf einem Felsen sitzen, die etwas nähte. Ein uns begleitender Lehrer aus Zürich erklärte, daß dies die Frau des Sennen sei, die ihren Mann besucht habe. Vor wenigen Jahren hat sich ein Kind der Eheleute von Haus entfernt, und erst nach vielen Tagen fand man es oben im Gebirge mit Schnee bedeckt erfroren, ganz wie die Einleitung zum Joseph im Schnee, die mir Kausler erzählt hatte.

Und nun genug! Ich kann doch nie von Kausler auserzählen. Er hat auch meinem Rudolf, dem ich ihm zu lieb den Namen gab, ein reizendes Märchen in Versen geschrieben. Ich hoffe, es findet sich noch vor.

448.

Tarasp, 4. August 1872.

... Gestern habe ich den letzten Bogen „Zur guten Stunde“ corrigirt. Ich habe noch die Erzählung „Mumienweizen“ dazu geben müssen, damit die Bogenzahl voll ist. Ich denke an Benvenuto Cellini, der, als er eine Figur goß und nicht Metall genug hatte, das Blei aus den Fenstern nahm und dreinwarf. Im Ganzen aber bin ich doch froh, daß das Buch von mir da ist. Es ist ein wirkliches Volksbuch.

Ich muß dir doch auch noch etwas Freudiges erzählen. Hier ist ein Amerikaner von guter Bildung, der mir berichtete, daß meine Landsleute wirklich in Wisconsin ein Neu-Nordstetten gegründet haben, ganz wie ich es im Briefe des Tolpatsch ausphantasirte. Sie sagen, daß sie mir einmal geschrieben hätten, aber ich habe den Brief nie bekommen.

Ich werde auch hier viel beunruhigt von Autographenjägern und von Menschen, die mir vorgestellt sein wollen. Ich suche mich möglichst zu salviren. Seitdem Professor Czermak fort ist, habe ich keinen eigentlichen

Kameraden mehr. Nur gehe ich bisweilen noch gerne mit Oberst Schumann aus Chemnitz, den ich noch von seiner Lieutenantszeit her kenne.

Ich habe dir in meinem Letzten von Kausler erzählt, und wie ich bei ihm einen Anstoß zur Abfassung vom Barfüßele erhalten habe. Es kommt mir jetzt oft ganz wunderlich vor, wie das geschah. Du erinnerst dich, daß Kausler jede Nacht bis ein, zwei Uhr las und dann erst spät aufstand. Ich frühstückte in der Regel mit seiner Schwester, der Professorin Caspar, die ihm Haus führte. Eines Morgens sagte sie zu mir: In La Pérouse ist einmal was Wunderliches geschehen. Da sind schnell nacheinander die Eltern von zwei kleinen Kindern gestorben. Die Kinder haben's nicht glauben wollen und nicht verstehen können, daß die Eltern todt seien, und jeden Morgen sind sie nach dem Elternhaus gegangen und haben dort geklopft.

Als mir die Frau das gesagt hatte, fuhr es mir wie ein Blitz durch die Seele: was wird aus den Kindern? Ihr Leben wäre auszuphantasiren. Ich nahm meine Tasse und ging auf mein Zimmer, und an jenem Morgen schrieb ich fast den ganzen Plan zu Barfüßele.

Ich habe noch ein Kinderbuch im Kopfe. Wenn ich nur das noch ausführen könnte, und vorher den Roman und meine Lebensgeschichte, dann, meine ich, wäre es genug.

Ich will dir heute nur noch sagen, daß ich auf meiner Heimreise über Frankfurt kommen und einen Tag bei dir bleiben will. Es wird Ende dieses oder anfangs nächsten Monats sein.

449.

Samaden, 22. August 1872.

Ich will dir nur sagen, lieber Jakob, daß es mir stetig besser geht. Ich darf wieder auf feste Gesundheit hoffen. Nur bin ich noch sehr reizbar.

Der Tod Ellers in Mannheim hat mich wieder schwer erschüttert. Es ist ein schön Stück Jugendleben mit ihm gestorben.

450.

Cadenabbia am Comersee, 3. September 1872.

Ich glaube wieder, daß ich wieder gesund werde — das sage ich mir heute zum erstenmal voll und ganz, und ich sage es gleich dir, lieber Jakob, ich bin ja dir im Leben so nöthig wie du mir.

Ich versuche es nicht, dir das wonnige Sein hier zu schildern, kein Wort deckt diese Umströmung von Schönheit und in sich gesättigter Lebenssaftigkeit, und das thut doppelt wohl nach der Herbigkeit der Hochschweiz. Dort Alles überwältigend, trotzig unnahbar, hier Alles so schmeichelnd und berauschend und so anheimelnd, denn das alles meint man bei aller überraschenden Neuheit doch vorgeträumt zu haben und noch zu träumen.

Aber genug! Denn ich kann's doch nicht sagen. Hier kann man nicht mit Worten dichten, hier könnte man nur malen und musiziren.

Ich war gestern in Villa Carlotta — ein geträumtes Paradies. Der Direktor Dürer gab mir als Landsmann Otto Ludwigs einen Lorbeerzweig. Ich schicke dir hier ein Blatt davon.

451.

Berlin, 5. October 1872.

Ich wurde gestern Abend zur Großfürstin Helene gerufen und sprach mit ihr allein von halb acht bis halb zehn. Ich war aber dann vom Sprechen so müde, daß ich selber bitten mußte, mich zu entlassen, denn seit meiner Krankheit ist mir anhaltendes Sprechen sehr beschwerlich. Wir besprachen Allerlei. Die Großfürstin ist durchaus freisinnig, und sie sprach wiederholt ihren Wunsch aus, wenn sie nur etwas für die neue Bewegung thun könnte. Aber das ist ihr vieler Umstände halber nicht gegeben. Unter Anderm erzählte sie mir auch, daß es im nächsten Jahre 50 Jahre sind, daß sie in Rußland anwesend ist, und sie will eine große Stiftung machen: ein Krankenhaus im größten Stil mit allen Mitteln der modernen Zeit und mit großen wissenschaftlichen Wirkungen. Ich hielt ihr entgegen, daß das an sich schön sei, oder vielmehr gut. Es wird ewig Kranke, Wittwen und Waisen geben, für die man zunächst sorgen muß, aber es zeigt sich doch, daß die Vielbesitzenden, wie Peabody, keinen Blick über die Noth hinaus haben, und ich meinte, daß die Großfürstin neben dem Krankenhause etwas stiften müsse, was die Signatur ihres freien weiterblickenden Geistes trage.

Den 6. October.

Ich war auf gestern Abend zu einer Sitzung des rumänischen Comités eingeladen. Ich traf die Notabeln der hiesigen Gemeinde. Wir traten bald in die Verhandlung ein. Zunächst sind 11 Personen aus Bukarest hier eingetroffen, von Peixotto empfohlen, die nach Amerika auswandern wollen und für welche wir nun die Ueberfahrtsgelder bewilligten, ohne daraus ein Präcedens schaffen zu wollen. Dann kam die große Frage des Congresses in Brüssel. Zunächst wurden herzerschütternde Zuschriften vorgelesen. 18,000 Menschen, meist Handwerker, wollen auswandern, und Peixotto schreibt, daß die Zahl auf 100,000 anwachsen wird, während die gesammte Einwohnerzahl der Juden in Rumänien sich auf circa 250,000 belaufe.

Zum Congresse in Brüssel, der Ende dieses Monats stattfinden soll, sind Deputirte aus London, Amsterdam, Paris, Wien, Berlin und voraussichtlich auch aus New-York angemeldet. Die rumänische Regierung will die Auswanderung befördern. Nachdem mehrere Andere gesprochen, nahm auch

ich das Wort und führte aus, daß es von Peixotto voreilig war, eine Massenauswanderung derart zu significiren und ins Werk zu setzen. Ich glaubte im Namen der Anderen und in meinem aussprechen zu dürfen, daß wir über die Frage von Massenauswanderungen noch nicht entschlußreif seien, ja, ich halte diese Anregung für gefährlich. Es ist doch eine Art Verjagung und kann böse Folgen haben. Was soll geschehen, wenn übers Jahr in Galizien oder sonst wo eine große Judenverfolgung ausbricht? Soll da wieder der Congreß eine Auswanderung bewerkstelligen? Und wird nicht dieser Vorgang von Demagogen und Pfaffen zu Greuelthaten benutzt werden? Herr Peixotto hat nicht das Recht, ein so schwieriges Problem ohne Weiteres in die europäische Welt hinein zu werfen. Hat der Jude einen gerechten kosmopolitischen Zug, so hat er doch auch einen patriotischen. Durch diesen Gedanken der Massenauswanderung wird etwas Zigeunerisches in die Stellung der Juden gebracht. Das ist sehr gefährlich, und ich erinnere mich andererseits, daß, als man einmal einem Indianerstamm vorschlug, auszuwandern, die Häuptlinge erwiderten: „Ja wohl! gebt uns dann aber auch die Gräber unserer Vorfahren mit!" So ist's. Wir sind in das Land eingewurzelt, wo unsere Eltern und Vorfahren im Grabe ruhen. Diese Frage der Massenauswanderung kann also nicht so kurzab behandelt werden und ist der reifsten Klärung bedürftig. So und noch vieles Dazugehörige brachte ich vor, und ich bin leider noch immer so, daß mir Leib und Seele dabei zittert. Ich fand namentlich in Dr. Kristeller und Dr. Neumann warme Unterstützung.

452.

Berlin, 24. October 1872.

... David Strauß [hat] mir mit einem liebenswürdigen Brief sein neues Buch: „Der alte und der neue Glaube" zugeschickt[1]. Ich las gestern die ersten Kapitel, und die durchsichtige Klarheit, die leichtmüthige und freimüthige Entschiedenheit hat mich unsäglich angesprochen, und ein alter, schon oft in mir gehegter Gedanke wurde mir immer fester: Wir finden es folgerecht und schön und muthig, daß die christgeborenen Freigewordenen keine Christen mehr sind und das geradezu bekennen. Wir Juden wollen uns aber immer noch als Juden accentuiren. Ich weiß wohl, man sagt: der Christ hat eine Dogmatik, er muß etwas bekennen; wir sind Juden durch die Geschichte und durch die Geburt. Das ist aber doch nur eine Ausflucht! Wäre ich jünger, kampfbefähigter und müßte ich nicht fürchten, durch Hin-

[1] In Betreff der Ansichten, die B. A. aus Anlaß der Schrift von Strauß in den nächstfolgenden Briefen äußerte, vgl. auch den Brief v. 22. März 1873.

zutreten die große einfache That von David Strauß zu verwirren und zu stören — denn die Christen würden rufen: „Seht her! Der Jude stimmt ihm bei“ — ich würde öffentlich heraustreten, und ich könnte da noch Dinge hinzufügen, soweit ich bis jetzt sehe, die, wie ich glaube, von Bedeutung wären.

Ich habe in der letzten Comitésitzung den Vorschlag gemacht, daß in Brüssel die Sache zunächst ihres spezifisch jüdischen Charakters entledigt werde, daß man dort einen interconfessionellen Verein gründe zur Beihilfe für alle Unterdrückten, zum Kampf gegen alle Rechtsverkümmerung. Ich fand keinen Anklang und die Sache hat auch zunächst keine Aussicht, und ich muß selber sagen, die Hilfe kann hier zunächst nur von dem bemessenen Kreise, also von den Juden ausgehen.

Den 25. October.

Ich möchte dir gern jeden Tag Rechenschaft geben über die Wirkung, die das Buch von Strauß auf mich macht. Seitdem ich als Student zum erstenmal Spinozas theologisch-politischen Tractat gelesen habe, habe ich keine ähnliche, bis in den letzten Grund dringende Bewegung erfahren. Es ist eine stromgleiche, fortreißende Naturmacht in den Darlegungen, daß man auf jeder Gedankenwelle leicht und erfrischt fortschwimmt, und dabei habe ich das Wohlgefühl, Alles bis auf den Grund durchsichtig zu erkennen: diese Vereinigung von Lessingscher Schärfe und Goethescher Farbensättigung, noch gehoben durch die dialektische Exerzirkunst Hegels, und dabei die volle und sichere Beherrschung des großen Geschichtsfeldes und der darauf ausgeführten Kämpfe, dieses Aushülsen der reifen wissenschaftlichen Frucht, daß der weiße Mandelkern erscheint — kurz, alle Bilder und alle Anwendungen erschöpfen nicht, was hier alles als objectives Ergebniß niedergelegt ist und dabei doch wieder so frei und rein in der Persönlichkeit steht. Strauß kann und muß von sich sprechen, und er thut das in der anmuthigsten Weise. Er führt den Schwabenstreich, der den Mann bis auf den Sattelknopf spaltet, mit Eleganz und mit jenem Grad von Echauffement, der so nöthig als schön ist. Das Wangenglühen der persönlichen Erregung ist sichtbar, aber innerhalb der Grenze gehalten, wo die leidenschaftliche Verzerrung eintritt. Es ist ein Muth der Besonnenheit, ein Winkelriedisches Auffangen der Lanzen, aber auch ein Zerbrechen derselben als Strohhalme.

Ach, wie oft schleppt man sich mit Vertuschen und Zuschmieren, mit der sophistischen Dispensation: Du bist nicht verpflichtet, die nackte Wahrheit zu bekennen. Strauß thut's. Ich bin der Ueberzeugung, daß dieses Werk des reinen heldenhaften Muthes eine Epoche in der Geschichte bezeichnet. Es ist einmal herausgesagt, daß man sich nichts mehr vorgaukeln darf.

Ich wollte, ich könnte jetzt in einem Zuge weiterlesen und dann in einem offenen Briefe an Strauß mich ihm zugesellen, aber ich kann das Eine und das Andere nicht. Zur Continuität solcher Anstrengung bin ich nicht stark genug, und zum Einspringen in den Kampf, zum Einsetzen der ganzen Lebenskraft fehlt mir so viel und bin ich an Hunderterlei gebunden. Strauß scheint grade auch im Leben und jetzt in solchem Alter wie hergerichtet und aufbewahrt zu solcher Befreiungsthat. Er hat ein bittres häusliches Leben hinter sich. Er hat jene Einsamkeit, wie sie Spinoza hatte. Er ist bedürfnißlos, auch in Bezug auf Menschengemeinschaft, geworden. Dazu aber ist er ein Freund in der intimsten Bedeutung des Wortes. Er hat Familienschmerz und Körperleiden, ein langwieriges Augenleiden, mit großer Ruhe und Bewahrung seines eigenen Selbst überwunden. Er hat die Vielseitigkeit, daß er in Philosophie und Theologie, in Politik und Poesie gleich heimisch und überall ins Mark gedrungen.

Ich kann heute nicht weiter schreiben.

Den 27. October.

Gestern las ich nun weiter in dem Buche von Strauß bis tief in die Nacht hinein, und immer gleich durchglüht und durchleuchtet fühle ich mich dabei. Ich habe mir zu Einzelnem auch Bemerkungen gemacht. Staunens- und bewundernswerth ist das Eindringen von Strauß in das Gesammtgebiet der Naturwissenschaften, und wo er etwas berührt, ordnet sich das Material so exact, daß man Alles sachlich bekommt und zugleich in der Uebersichtlichkeit und Consequenz. Welch ein Weg ist von den Untersuchungen über die Abfassung der Evangelien bis zur Spectral-Analyse!

Ich schicke dir heute den Brief, damit du zu gleicher Zeit lesen magst, während ich fertig lese und dann nochmals von vorn anfange. Ich fühle, daß ich erst jetzt durch Strauß zu Rundung und Abschluß in meinem Denken gelange, das bis jetzt in diesen höchsten Dingen doch nur aphoristisch und zerstreut war.

453.

Berlin, 28. October 1872.

Nun hast du meinen Brief, und ich schreibe dir heute schon wieder. Ich habe diese Nacht fast gar nicht geschlafen und war eigentlich nicht unwohl, sondern nur wach und aufgeregt, als wär's früher Morgen. Das Buch von Strauß läßt mir eben keine Ruhe. Ich lebe und webe darin wie ein Student, und alle jene Erhebungen und Niedergeschlagenheiten, die man vom ersten strengen Philosophiren hat, kommen jetzt wieder über mich. Ich lag im Bett und konnte die Vorstellungen von der Bildung der Weltkörper und ihrer Umgestaltung nicht los werden. Es ist keine Frage, unsere Erde ist einmal so geworden und muß einmal wieder anders werden. Ob's

um Millionen und Millionen Jahre oder morgen — — und da leben wir und bauen Straßen und Häuser und schreiben Bücher, und einmal wird es heißen: Ratsch — Brr — ein anderes Bild! Freilich wird das nicht so schnell gehen; denn was lange sich gebildet, muß auch lange sich umbilden. Aber die Vorstellung und ihre nothwendige Consequenz hat doch etwas unendlich Bedrückendes. Freilich, jeder Einzelne muß sterben und lebt doch heiter und arbeitsam, und so ist's auch mit der Gesammtheit. In diesem Gedanken wälzte ich mich lange herum und wurde immer mehr wach. Ich zwang mich zu einem andern Gedanken. Ich zwang ihn herbei, und da kam nun die Vorstellung: Wie? was antworten wir den Philistern, wenn sie sagen: „Es wird nicht möglich sein, der großen Masse ein bestimmtes Religionsbekenntniß zu nehmen; der Bestand der menschlichen Gesellschaft ist dann nicht möglich." Ich dachte mir eine große Ausarbeitung über diesen Gedanken, und da wollte ich ausführen, daß das, was man fürchtet, ja schon eingetreten ist. Diese Tausende und Tausende von Arbeitern, die durch Strike ihre Lage verbessern wollen, entnehmen keinerlei Motiv mehr aus der Religion, und in der Welt ordnet sich bereits Alles nach den beiden entscheidenden Momenten: thatsächliche Macht und Nationalität.

Ich weiß nicht mehr, was ich alles in dies Thema hineindachte. Ich machte endlich Licht, es war drei Uhr. Mir war so heiß, daß ich eine Zeit lang das Fenster offen halten mußte. Dann las ich noch eine Stunde, um meinem Denken ein Gegebenes aufzuzwingen. Und endlich war ich doch müde und schlief gegen fünf Uhr ein, und jetzt bin ich munter und weiß nichts mehr von den Unruhen der Nacht. Aber, wie gesagt, du siehst, wie mich das Buch von Strauß aufregt. Ich werde nicht mehr abends darin studiren. Ich bin nicht mehr so jung wie damals in Tübingen, wo ich zum erstenmal in Hegel eingeführt wurde und mit Eduard Zeller alle Vorlesungen noch einmal durchstudirte und mich mit der „Phänomenologie des Geistes" abplagte.

Den 30. October.

Ich war gestern bei Eduard Zeller. Du weißt, wir sind Jugendkameraden, und er ist hieher auf den ersten Lehrstuhl der Philosophie berufen. Ich selber habe, von Helmholtz aufgefordert, ihn mit zur Annahme des Rufes bestimmt.

Es war mir sehr heimisch bei ihm. Er hat das Glück oder vielmehr die Kraft, zeitlebens in der Continuation der Ideenwelt zu stehen und sich in stricter Consequenz fortzuentwickeln, er hat nicht mit Verhältnissen oder gar mit sich selbst zu ringen, ich meine, an sich herum zu erziehen.

Natürlich sprachen wir bald von Strauß' Buch und er erzählte, daß

Helmholtz ihm gesagt, Strauß habe Vieles fast wörtlich in seinem Buche ausgesprochen, was er in seinen naturwissenschaftlichen Vorlesungen kundgegeben. Ist diese Treffkraft des Genies nicht wunderbar?

Der Anhang über die Dichter und Musiker ist zu sehr deutsch beschränkt. Gewinnen wir neue Erbauung durch Dichtung und Musik, so dürfen diese nicht bloß national gefaßt werden. Indem das ganze Buch die große Weltbewegung faßt, muß sie auch als solche fortgesetzt werden.

Daß Strauß sagt, man kann aus einem modernen Dichtwerke ebensoviel schöpfen wie aus der Bibel, hat mir einen Gedanken wieder erweckt an einen Versuch, den ich in „Auf der Höhe" hatte machen wollen. Ich fragte mich: hat ein Gefangener, ein Einsamer nicht genug, wenn er die Bibel hat, um all sein Denken dran zu knüpfen, und ließe sich die Bibel durch ein anderes Buch ersetzen? Ich hatte viel bereits ausgearbeitet, tilgte es aber wieder. Aber es bleibt doch noch ein Thema: Welches Buch gäbe dem Einsamen die volle Anknüpfung an alle Lebensbeziehungen?

Den 31. October 1872.

Heute früh erhielt ich einen Brief von Heinrich Oppenheim, worin er mich ermahnt, für die Zeitschrift: „Die Gegenwart" etwas über Strauß zu schreiben. Es wäre freilich erbärmlich, wenn sich Niemand frisch und fest zu Strauß gesellte. Aber wie gesagt, ich darf's nicht. Ich würde gern die Unruhe auf mich nehmen, die die Sache mit sich brächte — ich habe für viel Geringeres mir Schweres auferlegt — aber ich bin mir klar. Der erste Abschnitt heißt: „Sind wir noch Christen?" Ueber diesen Hauptpunkt könnte ich ja kein Wort sagen. Gib Acht! Strauß wird allein gelassen. Feigheit und Klugheit verbinden sich gegen ihn. Die letzte ist fast noch mächtiger. Und dazu hat Strauß (während er seltsamer Weise die Frage von der Willensfreiheit ganz verschweigt) im concreten Theile, wo er de omnibus et quibusdam aliis sich ausläßt, zu viel unvernietet lassen müssen, wo man leicht einhaken kann. Die Einsamkeit ist fruchtbar und reifungsmächtig, aber es können in ihr auch Schrullen erwachsen, und Manches, was man für neu hält, ist schon abgetreten. Dazu kommt, daß man heutigen Tages nicht mehr Pietät genug hat, um jegliche Aeußerung eines bedeutenden Mannes, als zu seinem Inhalt gehörend, respectvoll zu betrachten. Hätte Strauß in Kameradschaft gestanden, so wäre er, wenn auch nicht bekehrt, doch zur Zurückhaltung von Einzelnem bestimmt worden. Er versteift sich bisweilen auf Eigenheiten. Ich sehe von seinen Ansichten über Todesstrafe u. A. ab, aber daß er von der Logik abgehend die Monarchie aus einem gewissen mystischen Urgrunde rechtfertigt, bietet den natürlichen Vorwurf, warum er denn in der Religion das mystische Moment

nicht statuiren will. Und so noch manche Einzelheiten. Das ist sehr nachtheilig. Denn die Menschen sind ja so: hat einer da oder dort ersichtlich fehlgegriffen oder geirrt, so sagen sie nicht, er ist in diesem irrig, sondern sein ganzer Bestand wird zur Fraglichkeit gerüttelt.

454.

Berlin, 4. November 1872.

Ich habe deinen Brief heute zum Montag-Morgengruß bekommen, und du weißt, das ist mir immer anmuthend. Wenn ich nicht in einer Arbeit stehe und mich nicht aus Quellen in mir tränke, bin ich immer brieflechzend, es soll regnen.

Du hast die Beschwerniß, aber auch eine gewisse Sattheit des stetig wie naturgesetzlich sich fortsetzenden Berufes, unsereins muß sich täglich selber aufs neue sein Anstellungsdekret geben und den Pflichtenkreis schaffen, und wenn dann — ja, siehst du? da knüpft sich's mir wieder an Strauß an. Ich meine so. Das Naturleben setzt sich stetig fort, und wir sind ein Stück Natur, aber, wie Strauß es bezeichnet, die Natur ist im Menschen über sich hinausgegangen. Ich darf das mir so übersetzen: Wir haben nicht nur ein Müssen, sondern aus der Erkenntniß auch ein Reguliren, ein Sollen.

Du hast es richtig getroffen. Die Hauptfrage ist nach dem Ethischen[1]. Wie ergibt sich das haltbietende „Du sollst!" aus der stetig sich erneuenden Erkenntniß? Kann der Stock zur Stütze immer erst aus dem Gebüsch geschnitten werden und muß nicht auch der selbstständig sich Tragende und Haltende einen fertigen zur Hand haben?

Ich will dir damit nur sagen, daß ich dich in meiner Fassungsweise vollkommen verstehe und daß diese Fragen auch mir sich stellten. Ich meine, Strauß selber hat das Problem, ohne es dort ganz deutlich zu wissen, scharf zugespitzt, indem er gegen die Aeußerung Goethes zu Eckermann mit Recht behauptet, die Natur habe keine Pflichten, sondern nur Gesetze. Da eben liegt's.

455.

Hamburg, Hotel Belvedere, 27. November 1872.

So schreibe ich dir von hier, lieber Jakob. Ich bin gestern Mittag mit meinem Sohne Rudolph hieher gereist. Ich glaube, daß ich dir geschrieben habe, daß ich zu Gustav von Moser auf sein Gut in der Lausitz wollte. Nun aber herrscht seit den letzten Tagen dort in der Gegend die

---

[1] S. Anmerkung S. 130.

Cholera, und da durfte ich's nicht wagen. Ich dachte nach Leipzig zu reisen, wo ich gerne bin. Aber ich wäre dort zu sehr in Anspruch genommen von Freunden und Gesellschaften. Und so reiste ich hierher, da ich Hamburg noch nicht kenne, und hoffe durch Luftveränderung und durch Ruhe meine beängstigenden Congestionen los zu werden. Ich fühle mich schon etwas freier.

456.

Berlin, 16. Dezember 1872.

Ich hätte dir gern von und über Hamburg mehr geschrieben, aber dort kam ich nicht dazu und hier überwältigte mich Anderes. Ich habe gar nicht mehr gewußt, welch einen Schatz gediegener Freundschaft ich in Dr. Unna und Dr. Salomon besitze. Du erinnerst dich beider noch von Heidelberg her. Beide sind hochangesehene und schön thätige Männer, fest in ihrem Berufe und doch auch mit freiem Ausblick ins Allgemeine. Sie haben beide schöne Häuslichkeiten, haben brave, auch allgemein thätige Frauen. Unnas einziger Sohn hat eine schwere Schußwunde in den Schenkel bekommen im letzten Kriege, wo er als Freiwilliger diente, und Unna als Arzt und Vater hat ihn aufgesucht und ihn mit großen Mühen gerettet. Er studirt jetzt weiter in Heidelberg.

Frau Dr. Frankfurter und ihre Kinder, Söhne und Töchter, umgaben mich wie einen leiblichen nächsten Verwandten.

Mit großer, in verschiedenen Kreisen gleicher Begeisterung wird dort von Dr. Rée gesprochen, den ich auch besucht habe. Ich bin von Liebe und Austern gesättigt hierher gereist.

Ich habe seitdem auch Freytags neuesten Roman gelesen. Ich sehe mit tiefer Trauer, daß der große Krieg keine ethische Erneuerung und Zusammenraffung bewirkt hat. Ein Jagen nach prickelnden und schnell verdaulichen Genüssen, eine leichtfertige Amüsirsucht ist vielleicht noch größer, als sie vor dem Kriege war. So ist das schwer ernste Werk von Strauß nicht zu seiner gerechten Wirkung gekommen, und so wird auch das großartige Unternehmen von Freytag[1] billig abgewitzelt. Ich habe mir einige Bemerkungen zu Freytags Buch fixirt und werde dieselben in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichen.

Deine Worte über Strauß scheinen mir sehr zutreffend, obgleich ich es nicht billigen kann, daß du ihn noch nicht ganz gelesen. Du hast Recht, die Frage ist: Ist die religiöse Empfindung nicht eben so gut einer Höherbildung fähig, als wie die von Darwin nachgewiesene Höherbildung or-

[1] Die „Ahnen“, wovon der erste Band (Ingo und Ingraban) 1872 erschien.

ganischer Erscheinungen?[1] Aber die Vorfrage ist doch auch: Ist die religiöse Empfindung eben so sicher, wie eine Molluske, etwas Wirkliches? Dies letzte zu beweisen ist erste Aufgabe. Ich meine, daß die religiöse Empfindung auch ein Wirkliches, zur Menschennatur Gehöriges ist, wenn sie auch keine sinnlich wahrnehmbare Erscheinung ist. Unsere Denkkraft ist doch auch wirklich. Aber hier liegt's. Ich beharre auf dem Standpunkte Spinozas, daß Denken und Phantasiren zwei verschiedene Functionen sind, jene schafft die Philosophie, diese die Religion, und die Frage ist offen, wie weit die

---

[1] Zur Ergänzung und Erläuterung obiger und anderer Bemerkungen (S. 128 f.) folgen hier einige Stellen aus den betreffenden Briefen des Herausgebers an B. A.

Den 2. November 1872: . . . So ein Buch regt alle Geister auf, und in mir erwachen auch schon durch die Thatsache, daß wir uns hart an die Grenze der völligen Negation gerückt sehen, allerlei Gedanken, die ich Jahre lang in mir herumgetragen, zu neuer Lebendigkeit. Ich begreife daher um so mehr, daß du bei deiner produktiven Art durch das Buch selbst so tief ergriffen bist und mit dir kämpfest, ob du nicht den Eindruck durch eine öffentliche Aeußerung kundthun und damit selbstthätig verarbeiten sollst . . . Ich meinerseits habe einen Grund, der mir durch kein Ergebniß der Naturwissenschaft erschüttert werden könnte; er beruht im Ethischen, und ich bin begierig, wie Strauß sich dazu verhält. Was ich im Auszuge darüber gelesen, hat mich nicht befriedigt. — Den 14. Dezember: Mit der Schrift von Strauß bin ich noch nicht weit gekommen. Ich mußte mich zwingen, ihm bei seiner Zersetzung der religiösen Begriffe zu folgen, die er sich sehr leicht macht, indem er sie mit dem kirchlichen Dogma in seiner äußersten Starrheit identificirt. Wenn Alles in der Welt in beständigem Flusse begriffen ist und sich zu immer größerer Vollkommenheit entwickelt, soll da die Religion allein ausgeschlossen sein und haben da die spätern geläuterten Begriffe gar kein Recht und sind nur als schale Halbheiten zu betrachten? Hier ist, soweit ich bis jetzt urtheilen kann, der schwächste Punkt der Schrift . . . Wer ihr (der Theologie) noch eine Berechtigung zugesteht und überhaupt überzeugt ist, daß das religiöse Organ der Menschheit nicht absterben darf und wird, der muß sehen, wie er sich damit (dem Darwinismus 2c.) zurecht findet. — Den 18. Januar 1873: . . . So habe ich denn auch die Schrift von Strauß schon vor etwa 3 Wochen absolvirt . . . Uebrigens habe ich die Schrift mit größter Achtung aus der Hand gelegt . . . Bei diesem Rechenschaftsbericht kommt freilich der Factor des geschichtlichen Lebens, das in stetem Flusse begriffen, sich nicht mit der gegenüberstehenden starren Formel des Dogmas früherer Jahrhunderte messen und aufwiegen läßt, in mehrfacher Hinsicht zu kurz. Ich kann es nicht gerechtfertigt finden, daß Strauß die Männer, welche eine Umwandlung und Fortbildung des religiösen Lebens erstreben, als unklare Halbwisser verhöhnt. Auch in seinem trefflich geschriebenen Nachwort beruht die Souveränität theilweise in einer Mißachtung oder mindestens Gleichgiltigkeit gegen die bisherigen Grundlagen der sittlichen Ordnung, die doch nicht etwa durch die Kunst und Poesie allein, wie Strauß meint, ersetzt werden können. Es ist ganz folgerichtig, daß Strauß zuletzt zu einer zum Absolutismus hin-

eine von der andern regulirt werden kann und darf. Die Phantasie darf der Vernunft nicht widersprechen, sonst verliert sie Maß und Schönheit, aber ein Letztes ist doch da, das der Phantasie allein gehört. Man kann einen Glockenton nicht auf die Wage und Retorte legen, und er ist doch wirklich, und alle Lehre der Tonempfindung gibt doch den Glockenton noch nicht in seiner Wesenheit. Ich weiß, man wird das mystisch nennen, aber auch das Mysterium ist wirklich, nur muß es sehr gehütet werden, daß es nicht sein Rechtsgebiet überschreite. Ja, lieber Jakob, da wird man nicht fertig. Du siehst nur eben, daß ich das Problem weiß und daran herumknuppere. Wer knackt es auf?

Den 20. Dezember 1872.

Ich holte mir eben 6 Uhr Abends das Leben von Dickens aus dem Buchladen, und indem ich mit meinem Eugen so dahinging, dachte ich, daß ich ja auch mein Leben schreiben wolle, und du weißt ja, was ich damit vorhabe, und jetzt zwischen den zum Verkauf ausgestellten Weihnachtsbäumen hinwandelnd, heimelte es mich so schwarzwäldisch an. Ich habe den rechten Punkt gefunden, bis wohin ich das Ganze führen kann. Ich gehe bis zu dem Ausrufe meiner Mutter, als ich mit meiner Auguste an meinem Geburtshause ankam.

Ich erhalte soeben im Schreiben die zweite Auflage von Rietschels Leben. Es sind Briefe von mir, d. h. an mich darin, die dich auch sehr freuen werden. Du hast den herrlichen Mann und Künstler ja auch gekannt, und er hatte dich lieb. Ach! Welche treffliche Freunde habe ich bereits unter der Erde. Otto Ludwig, Rietschel und Mathy. Ich habe doch mit den Besten meiner Zeit in inniger Gemeinschaft gelebt, das halte ich fest und das kann mir nicht entrissen werden, und ich muß noch was Rechtes machen, da mir das Glück geworden ist, noch zu leben.

---

neigenden Staatsidee kommt, denn in dem bloßen Bewußtsein des Allgemeinen und der natürlichen Abhängigkeit davon läßt sich doch kein fester Halt für die Gesellschaft, noch weniger für die Humanität im wahren Sinne finden. Diese beruht einzig und allein in der vollen Berechtigung des Individuellen; dort ist auch die Wurzel des Religiösen, das sich vom Menschen zu Gott erhebt. (Hiebei wurde von der Grundanschauung ausgegangen, daß — ideell genommen — die verschiedenen Religionsgemeinschaften ebenfalls gleichberechtigte Individualitäten mit eigenartiger Auffassung des allgemein menschlichen Gottesbewußtseins und dessen Bethätigung bilden.)





1873.

457.

Berlin, 5. Januar 1873.

Ich schicke dir heute unter Kreuzband meinen Neujahrswunsch[1]. Es ist jetzt hier und vielleicht in Deutschland überhaupt keine Stimmung für Derartiges, denn die Minister-Veränderungen und die Unkraft gegen den Papst machen alle Welt mißlaunisch.

Ich habe gestern die ersten Zeilen zu meiner Biographie geschrieben. Ich habe jetzt auch einen guten Anfang gefunden.

458.

Berlin, 20. Januar 1873.

Ich habe deinen erquickungsvollen Brief gestern erst verspätet bekommen, als meine Mahnung, mir doch zu schreiben, bereits abgegangen war.

Nun ist Alles gut und besonders gut, daß du mit meiner Arbeit über Freytag zufrieden bist, du weißt, was mir vor Allem deine Zustimmung ist. Auch in deiner Bemerkung über das Mangelhafte meines Ausspruches über die Bestellbarkeit der Kunstprodukte[2] hast du Recht. Aber hier liegen so viele übereinander laufende verschlungene Verwurzelungen, daß sich da schwer aufhellen läßt, und ich habe nur vorläufig darauf hingewiesen. Komme ich dazu, meine Abhandlung über das Wesen des Genies zu schreiben, wofür ich schon viel bereit habe, hoffe ich dem Problem schärfer auf die Spur zu kommen.

Deine Bemerkungen über Strauß sind wiederum ergiebig. Mich kränkt

---

[1] In der Allgemeinen Zeitung.
[2] In der erwähnten Recension.

vor Allem, daß in der Welt, wenigstens in der Welt der Journalistik, nicht der Opfermuth und die reine Hoheit von Strauß genügend ehrerbietig betont wurde.

Den 22.

Hast du die Rede Laskers in der Debatte über die Kirchengesetze gelesen? Ich bin glücklich, diesen Mann meinen Freund zu nennen, und alle Zeitgenossen, vornehmlich aber die Juden dürfen stolz sein, solch eine reine hohe Natur lebendig unter sich zu haben. Bennigsen sprach staatsmännisch bedeutend, Georg Jung feuilletonistisch pikant und wirksam, die Kirchlichen zelotisch und sophistisch, aber Alle nur von der Kirche, Lasker allein von der Religion und ihrem ethischen Kern und dem Verhältniß zum Gesetzesrecht. Und wie geschlossen und schön replizirte er Strosser: Greifen Sie mich als Juden an, aber nicht das Judenthum. Wer so in sich gefaßt in der Replik die Haltung bewahrt, der hat einen sichern Schwerpunkt seines Wesens, der durch nichts außer Fassung und ins Schwanken gebracht wird. Ich kann dir nicht sagen, wie lieb ich den Mann habe und wie es mich beglückt, solche Erben und Mehrer unseres Strebens im Vaterlande zu wissen.

. . . Ich sehe leider zu spät, daß ich die Menschen nicht verstand, die keine Ahnung davon haben, daß die Geistesthätigkeit eine Mission hat, die nicht im Abspielen von Capriccios besteht, und freilich, diesen Menschen muß ich als schwerfälliger Pedant und Schulmeister erscheinen, wie Alle, die das Dasein ernst nehmen und keinen Zeitvertreib kennen.

Den 23. Januar 1873.

Gestern Abend las ich das Telegramm vom Tode der Großfürstin Helene. Du kannst dir denken, wie mich das ergriff. Es war in der That eine großsinnige Frau, nicht bloß dilettantisch am Geistesleben herumschnökernd und Gesellschafts-Phrasen drechselnd. Ich wollte, ich könnte ihr den entsprechenden Rang in der Geschichte durch einen Nekrolog sichern. Aber ich habe nicht Material und zum allgemeinen Charakterisiren nicht Ruhe genug.

Den 24. Januar.

Gestern Abend hörte ich einen freien Vortrag von Lasker über Anlagen und Erziehung, und ich muß sagen, ich weiß mich nicht zu erinnern, je etwas Gediegeneres, Runderes aus dem Blick für das Allgemeine und das Concrete und aus einer abgeklärten Persönlichkeit so voll und schön gehört zu haben. Das ist eine Macht, die so selbstverständlich und doch so überraschend ist.

459.

Den 1. Februar 1873.

... Ich hatte mit Herrn Sobernheim ausgemacht, daß wir nach dem Abgeordnetenhause fahren wollten, wo heute Minister Falk über die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten wahrscheinlich das Wort nehmen würde. Diese Sache ist doch die bedeutsamste unserer Zeit, und ich muß sagen, eine Entscheidung würde mir schwer; denn die Maßregeln sind zweischneidig.

Die Gallerieen waren dicht besetzt; ich ließ den Abgeordneten Jung herausrufen, und er verschaffte uns noch gute Plätze. Ich hörte noch den ersten Redner, den ehemaligen hannöverischen Minister, jetzigen Abgeordneten Windthorst (Meppen). Er spricht mit ruhigem Bedacht, Wort um Wort wählend und scharf betonend. Als er in ruhiger Gelassenheit sagte, daß die Majorität der Regierung die Gesetze apportire, ging ein Schrei des Unwillens durch die Versammlung, Präsident Forckenbeck erhob sich und rief ihn zur Ordnung. Er that es mit Würde und ohne Erregung. Windthorst stellte sich überrascht und unschuldig, fuhr dann aber in gleichem Tone fort wie früher. Während seiner Rede besuchte mich zuerst Professor Röpell, der gestern eine meisterliche geschichtliche Auseinandersetzung gegeben hatte. Drunten saß Lasker, den Kopf in die Hand gestützt, und hörte aufmerksam zu. Als er mich bemerkte, kam er auch herauf, ging aber bald wieder, denn er ist immer ganz bei der gegenwärtigen Sache. Nach Windthorst sprach Appellationsrath Dr. Petri, der einzige Altkatholik im Hause, treffend und wirksam. Jetzt kam Reichensperger (Coblenz), durchaus behaglich und sicher. Gneist als Referent resümirte, und während der namentlichen Abstimmung frühstückten wir im Büffet mit mehreren Abgeordneten. Ich freute mich so vieler freundlichen Begegnungen, und es war auch viel davon die Rede, daß ich bei dem Feste sein müsse, das Dienstag, den 4., dem Abgeordneten und Dichter Franz Ziegler zu seinem 70. Geburtstage gegeben werde. Es ist mißlich, daß dieses Fest als Parteisache angekündigt ist. Ich wollte in diesen Tagen etwas über Ziegler schreiben, aber ich komme jetzt nicht zur Ausführung.

Ich ging mit Lasker um 5 Uhr nach dem Klubhause der Abgeordneten, und an einem abgesonderten Tische aßen wir mit Präsident Forckenbeck, Vicepräsident Bennigsen und Dr. Rickert, dem Abgeordneten von Danzig. Es war ein äußerst angeregtes Zusammensein. Forckenbeck und Bennigsen sind Männer der höchsten, nicht bloß politischen Bildung, und es war mir von besonderer Bedeutung, wie Forckenbeck die Schwierigkeit seines Präsidentenamtes darlegte. Es ist keine Kleinigkeit, von 11 Uhr morgens bis 5 Uhr abends unausgesetzt in gespannter Aufmerksamkeit sein zu müssen.

Es kann bei der dritten Lesung noch zu schweren Unzuträglichkeiten kommen. Eine Verfassungsänderung ist natürlich keine Kleinigkeit, und die Ultramontanen sind aufs äußerste aufgeregt.

Ich habe dir zu sagen vergessen, daß der Minister Falk mit großer Klarheit und Bestimmtheit sprach.

Ich blieb bis spät in dem Klub, und man muß voll Dank und Bewunderung für die Männer sein, die so ausdauernd die schwere Arbeit für das Allgemeine übernehmen. Am Tage ermüdende Sitzung und bis tief in die Nacht hinein Commissionsberathungen, das reibt auf.

Den 2. Februar.

Ich war gestern zu Besuch bei Bancroft. Ich traf dort auch den Gesandten Bunsen, den Sohn des Bibel-Bunsen. Er erzählte mir, daß die verwittwete Königin Elisabeth den Historiker Ranke kommen ließ, ihm die Briefe ꝛc. von und an Friedrich Wilhelm IV. übergab, um eine Gegenschrift gegen die Darstellung im Leben Bunsens abfassen zu lassen.

460.

Berlin, 6. Februar 1873.

Ich war gestern Abend mit einigen Freunden bei Spielhagen. Es ist schön und behaglich bei ihm, und wir sprachen über die höchsten Fragen der Kunst. Spielhagen und Heinrich Oppenheim sind entschlossen, anfangs März auf zwei Monate nach Italien zu reisen. Sie reden mir zu, ich solle mitreisen, und ich könnte mir nichts Besseres wünschen. Ich will nun sehen, ob ich dazu komme. Ich hoffe mich wieder ganz zu erfrischen und vielleicht eine neue Wendung meines Lebens zu gewinnen. Du sollst es einstweilen wissen und daß ich dadurch wieder in frohmuthigere Bewegung gekommen bin.

461.

Berlin, 16. Februar 1873.

Ich fuhr gestern früh mit Eugen nach dem Abgeordnetenhaus, wo in Folge der Botschaft des Königs der Laskersche Antrag zur Debatte stand. Hunderte standen am Eingang, konnten keinen Platz mehr finden, die Tribünen waren überfüllt; ich erhielt einen Platz auf der Journalistentribüne neben Ludwig Bamberger.

Lasker erhielt das Wort. Der Herzton seiner Worte, die Bedachtsamkeit und sichere Ordnung seiner Darlegung hält die ganze Versammlung in steter Spannung, und ich fand bewährt, was er mir einmal sagte: Die Hälfte einer Rede gehört der Zuhörerschaft. Die Art ihres Aufmerkens produzirt und bestimmt die Gedanken. Das aber, was ihn besonders aus-

zeichnet, fiel mir jetzt zuerst ganz deutlich auf. Er ist tief ergriffen, ohne je heftig zu werden. Er ist der Sache und seiner selbst in jedem Wort und in jedem Ton sicher. Keine persönliche Aufreizung und kein sachlicher Anreiz verleitet ihn je zu Extravaganzen, zu einem Unwort, das er zurücknehmen oder abmindern müßte.

Ich kam sehr müde heim, und doch mußte ich noch Nachts zu einem Ball bei Hansemann. Ich sprach viele Menschen, und besonders lange den Kanzleichef des auswärtigen Ministeriums, Geheimrath von Philippsborn. Er erzählte mir viel von Bismarck, dessen Frau und Tochter auch auf dem Balle waren. Es sei nicht wahr, daß mit Bismarck schwer zu arbeiten sei. Er verlange nur, daß man keine Quengeleien mache, immer geschlossen sei, und dann treffe er mit großer Schnelligkeit die wesentlichen Punkte und gebe ganz neue Blicke. Er geht ungeduldig im Schlafrock auf und ab und dreht die Troddel hastig hin und her.

Den 18. Februar.

. . . Der gestrige Abend [bei Adolf Menzel] war sehr erquicklich: Künstler und Gelehrte waren da, und ich sprach längere Zeit mit Helmholtz. Wir sprachen vom Buche von David Strauß, und Helmholtz sagte mir, daß die naturwissenschaftlichen Darstellungen ganz mit seiner Auffassung übereinstimmen, aber in Bezug auf Christenthum trete er ihm nicht bei. Durch die Religion sei ein sittliches Gesammtbewußtsein gegeben, das nicht so aufgelöst werden könne, und der Sprung vom Gedanken des Universums zur Ethik sei eben ein gewaltsamer Sprung. Auch Frau Helmholtz sprach gegen Strauß. Ich konnte nicht anders, ich mußte mein Wort Lucian Lucifers citiren. Auf die Einrede, daß man kein unreines Wasser ausschütten solle, bevor man reines habe, erwiderte er: „Aber das Glas muß leer sein.“ Vorerst können wir nichts, als ein reines Gefäß herstellen.

Ich erhalte soeben deinen Brief. . . . Die Reise nach Italien ist aufgegeben.

Den 20. Februar.

Ich ging [gestern] zu Paul Meyerheim, traf in seinem Atelier seinen Schüler Buisson aus Freiburg. Der junge Mann hat schöne Skizzen aus seiner Heimat, und ich konnte ihm Mancherlei sagen. Ich ging in die Wohnung Meyerheims, fragte, ob er mir keine Billette besorgt habe für Gäste zum Künstlerfeste. Da sagte mir das Dienstmädchen: Herr Meyerheim ist soeben gerufen worden, der Direktor Lehmann ist soeben gestorben. Er hat, da er schwach war, ein Glas Wein getrunken, und als er es getrunken hatte, fiel er um und war todt. Du weißt, daß wir ihm vor einem Jahre ein großes allgemeines Fest gegeben haben, zu seiner Jubelfeier als Redakteur des Magazins für die Literatur des Auslandes, und ich

war dabei Präsident und Festredner. Lehmann, ein Schwager von Moriz Veit, war ein im Edelsten wirkender kenntnißreicher Mann, von früh an ein Schützling Humboldts, ohne eigentlich produktive Ideen, aber weittragenden Blicks und dem humanen Gedanken dienend.

462.

Berlin, 25. Februar 1873.

. . . Ich bin jetzt in der Verfassung, daß es mir vollständig gleichgiltig ist, ob Jahre hinaus ein Wort über mich gesagt wird, und es ist das keine besondere Tugend von mir. Ich habe genug bekommen für das, was ich geleistet habe, und ich will nur sehen, ob ich noch etwas leisten kann. Ich glaube, es wäre für mich und auch für die Allgemeinheit gut; denn es ist traurig, was jetzt gemacht wird.

Ich habe einen gewissen Respekt vor dem, was man Modernes nennt, denn ich möchte nicht in einer alten, mir und meiner Zeit angehörigen Weise verhärten. Ich möchte nicht der Alte werden, der über die Gegenwart klagt und sagt: „Ehedem war's besser." Das aber weiß ich doch, daß Ebenmaß der Erfindung und einfach deckende Ausdrucksweise als ewige Gesetze gelten müssen.

463.

Berlin, 28. Februar 1873.

So, lieber Jakob, an dich wieder mein erstes Wort, heute an meinem 61. Geburtstage. Ich habe Briefe und Gedenkzeichen der erquickendsten Art erhalten, aber das Beste hat man doch nur aus sich und den nächst Zugehörigen.

Ich war gestern Abend mit August in einer Vorlesung von Spielhagen „Ueber die Grenzen des Romans". Ausführung und Vortrag vortrefflich, der Gesichtspunkt der weiteste und dabei doch Alles scharf gesehen.

464.

Berlin, 3. März 1873.

. . . Hemsen in Stuttgart hat mir auch zum 28. geschrieben und mir leider viel Trauriges mitgetheilt, namentlich daß Kausler, den ich schon vorigen Sommer todt glaubte (da ich in einem Briefe Freiligraths Rudolph Kausler statt Rudolph Kaulla las), einem stumpfen Siechthum verfallen ist, und heute schreibt mir Hemsen, daß der jüngste Sohn Freiligraths, ein prächtiger, hochaufgeschossener junger Mann, der sein Freiwilligenjahr abdiente, plötzlich gestorben ist. Wenn man einen weiten Menschenkreis hat, erfährt man viel Leid, und von der Freude bekommt man nur selten Kunde.

465.

Berlin, 12. März 1873.

. . . Also morgen reist Spielhagen nach Italien. Ich war gestern Abend noch ein paar Stunden dort im Hause, und du weißt ja, wie es geht: in solchen Abschiedsstunden, in denen sich so Vieles zusammendrängt, ist man freier und schämt sich nicht der Kundgebung einer innern Empfindung. Und so haben mich diese Stunden Spielhagen viel näher gebracht.

Der Roman von Paul Heyse ist nun als Buch erschienen[1]. Versäume es ja nicht, ihn bald zu lesen; du wirst viel Freude davon haben. Da ist eine Kraft und eine Kunst, die mit größter Leichtigkeit Figuren schafft und die heikelsten Probleme tractirt.

Den 17. März.

Gestern früh hatte ich viele Besuche, aber ich konnte nur Professor Julius Bernstein aus Halle annehmen. Ich hatte wieder meine Schwindelanfälle, und so konnte ich auch Staatsrath Ellstätter nicht sprechen. Nach Tisch wurde mir etwas wohler, und ich fuhr nach dem Palais des Kronprinzen, um mich einzuschreiben, und dann nach dem Schlosse zu dem hier eingetroffenen Fürsten Hohenzollern. Als ich mich dort eben im Vorzimmer eingeschrieben hatte, kam der Kronprinz heraus. Er begrüßte mich herzlich. Ich sagte ihm, daß mir jedes Wort zu gering wäre, um die herzliche Freude über seine Genesung auszudrücken, und es müsse ihn wieder ganz gesund machen in der Empfindung der allgemeinen Freude. Das Beste daran sei, daß da nichts von Phrase, sondern Alles absolute Wahrheit sei. Er sagte, das fühle er auch, aber er sei doch noch Reconvalescent, und er sieht in der That etwas übel aus.

Der Fürst, der meine Anwesenheit gehört hatte, ließ mich hereinrufen. Er kam mir mit der alten Traulichkeit entgegen, aber er stützt sich auf einen Krückstock; sein Fußleiden ist wieder stärker geworden. Er drückte mir seine besondere Freude an dem Buche „Zur guten Stunde“ aus.

Da ich nun einmal bei den Fürstlichkeiten bin, muß ich dir doch auch erzählen, daß ich an die eben verstorbene Königin von Württemberg eine gute und dankbare Erinnerung habe. Sie hat meiner Mutter in Nordstetten eine letzte märchenhafte Freude gemacht. Ich war im Juni 1849, kurz vor meiner Reise zur Hochzeit in Wien, von all den Aufregungen heimgesucht, zur Neukräftigung in Kissingen. Ich hielt mich sehr einsam. Ich traf in dem Badecommissar dort, in dem Baron Lerchenfeld, einen Studiengenossen aus München. Eigentlich näher befreundet war ich mit seinem verstorbenen Bruder, der mit uns in der Burschenschaft gewesen. Er wollte mich viel in Gesellschaft ziehen, aber ich lehnte ab. Eines Tages

[1] Vergl. nächstfolgendes Schreiben.

sagte er mir, die Königin von Württemberg habe ihn gefragt, ob ich denn ein so arger Demokrat sei, daß ich mich einer Fürstin nicht vorstellen lassen wolle. Ich sagte natürlich, daß das nicht der Fall, und so ging ich viel mit der Königin am Brunnen und auch auf Spaziergängen, aß mehrmals bei ihr, und auch die Prinzessinnen waren sehr freundlich gegen mich. Die Königin war sehr kirchlich gesinnt, aber wenn auch nicht von bedeutendem, doch von gesundem Geiste. Sie sagte mir, wenn sie wieder durch Nordstetten komme, werde sie meine Mutter besuchen, und sie ließ meiner Mutter das, wie ich glaube, durch den Herrn von Alberti aus Oberndorf mittheilen. Du kannst dir denken, mit welchen Freudenschauern das meine Mutter erfüllte, und sie hielt den Gedanken daran in Furcht und Glückseligkeit fest bis zu ihrem Tode, und ich muß sagen, diese Kundgebung der Königin hat mich immer in Dankbarkeit gegen sie erhalten, obgleich ich sie von da an nie mehr gesprochen habe.

Den 19. März.

Du schreibst noch immer nicht; ich räche mich dafür, indem ich dich durch fortgesetzte Mittheilung zum Schuldbewußten mache.

Lies sobald als möglich den Roman von Paul Heyse: Kinder der Welt. Ich habe dir geschrieben, wie erfreut ich von der Gestaltungskraft und der Reife der Gedanken, Anschauungen und Empfindungen bin, die sich darin kundgibt. Das, was ich im „Neuen Leben" wollte, ist hier neu und, wie mir scheint, besser aufgenommen, nämlich zu zeigen, wie die modernen Menschen ohne Anlehnung an ein Dogma sich aus innerm ethischen Selbsthalte gebaren. Ich hatte Lust, etwas über das Buch zu schreiben, aber ich unterlasse es aus mancherlei Gründen: weil ich eben zu schwerfällig in der Kritik bin, indem ich zu tief grabe, und überhaupt nicht in die kritische Strömung kommen will, da diese mir innerlich unzuträglich ist und mir auch äußerlich viele Unzuträglichkeiten brächte und ich öffentlich urtheilen müßte, wo ich das nicht will. An Manchen, die das Heysesche Buch nicht so aufnehmen, wie ich, und doch nicht wissen warum, habe ich, wie ich glaube, ein Wirkungsgesetz des Romans wahrgenommen. Der Roman erheischt, daß seine innerste Bewegung der Herzschlag sei, das Empfindungsleben im Conflicte einer Leidenschaft. Will er noch so verhüllt etwas Gedankliches deduciren oder dociren, so büßt er sein eigentliches Motiv ein und damit die entsprechende Wirkung. Er erzeugt nicht das Wangenroth im Leser, wie es im Autor war oder sein sollte, und dieses Wangenroth geht eben vom Herzschlage aus. Bedenke das beim Lesen des Buches und sieh' zu, ob ich nicht Recht habe.

466.

Berlin, 21. März 1873.

. . . Ich war in diesen Tagen im Atelier des Schlachtenmalers Professor Bleibtreu, der den ganzen Feldzug im Geleite des Kronprinzen mitgemacht. Er ist ein fein organisirter und dabei kraftvoller Mann von gesundem freiem Blick für das, was sich dem Auge und dem Denken darbietet. Er ist eben jetzt an der Vollendung eines großen, zur Wiener Ausstellung bestimmten Bildes: Einzug des Kronprinzen in Fröschweiler nach der Schlacht bei Wörth. Ein frischbelebtes Bild, auf dem sich die zum erstenmal vollzogene Mischung der deutschen Stämme farbig schön darstellt, und daneben ist ein untermaltes Bild: der Kronprinz mit seinem Gefolge auf der Höhe von Sedan. Der Kronprinz war in diesen Tagen mit seiner Frau im Atelier, und Gustav Freytag kann sehr erfreut sein, denn der Kronprinz verlangte, daß das Bild Freytags auch noch mit im Gefolge stehe. Was mir Bleibtreu von Kriegserlebnissen erzählt, ist hochbedeutsam. Bleibtreu ist besonders enthusiasmirt für die Württemberger, die beständig lustig und kühn waren und in denen der deutsche Einheitsgedanke am meisten geweckt war. Als der Kronprinz nach der Schlacht bei Wörth vorüberritt, rief Bleibtreu zuerst: „Es lebe der künftige deutsche Kaiser!" und wie ein Lauffeuer ging der Ruf weiter überall, wo Württemberger waren. Bleibtreu rühmt den Kronprinzen sehr. Er ertrage gern mannhaften Widerspruch. Besonders befreundet war Bleibtreu mit dem bayerischen General von Hartmann, der, ein Bauernsohn, sich die vielseitigste Bildung erworben hat.

Gestern war ich im Atelier bei Adolf Menzel. Er hat ein machtvolles großes Bild auf der Staffelei: ein Walzwerk, wo die Bahnschienen gewalzt werden. Die kernhaften wuchtigen Figuren in der Doppelbeleuchtung vom Feuer und vom Tage machen einen mächtigen Eindruck.

Den 22. März 1873.

. . . Ich habe [aus deiner Auffassung meiner Bemerkung] gelernt, daß das geschriebene Wort doch verteufelt mangelhaft ist, da man Ton und Miene nicht dabei mitgeben kann. Und das führt mich sogleich auf deine intime Betrachtnahme der biblischen Aufzeichnungen. Ich meine nämlich, man könnte deine Betrachtung auch so fassen, daß das Geschriebene, das immer etwas Stummes oder auch nur eine Zeitbetonung hat, immer neu in den Lebenston, in neue Schallwellen umgesetzt werden muß, und ich möchte sagen, daß die Zeit- und Cultur-Atmosphäre auch die Saiten des Sprachinstruments in ihrer Stimmung verändert.

In Bezug auf die in der Bibel enthaltene Urnatur bin ich stets mit dir einverstanden. Wie wenig Menschen begreifen, was ein Volksbuch ist, an dem fünfzehn Jahrhunderte eines permanent geweckten Nationalgeistes

gearbeitet haben. — Ich muß dir hier auch sagen (wenn ich's nicht schon früher gethan): ich bin nach längerer stiller Ueberlegung doch wieder dahin gekommen, daß die Straußische einfache Negation nicht das Gemäße ist. Die Welt, auch in ihren Religionsvorstellungen, ist eine geschichtliche Entwicklung, und sie kann nur stets das Gewordene und Erstarrte neu flüssig machen und neu bilden. Ich kann das heute nicht ausführen. Ich wollte es nur wie alle Stadien meines Denkprozesses einstweilen bei dir niederlegen. Auch der Heysesche Roman hat mich aufs neue auf diese Gedanken geführt. Diese Menschen alle handeln und empfinden noch aus der Opposition, noch nicht aber aus der Position. Um diese zu fassen, müßte der Dichter ein Prophet sein und ein Erlöser zugleich.

467.

Berlin, 23. März 1873.

Gestern einen Brief fortgeschickt und heute einen neuen angefangen; so bleibe ich in meiner Stetigkeit, die allmählich zum Lebensgesetz werden will.

Ich war gestern zum Festmahl für den Geburtstag des Kaisers im großen Saale des Hotels Arnim. Ich hatte einen guten Platz zwischen meinem Gastfreunde Georg Jung und von Winter, dem Oberbürgermeister von Danzig, der zur Zeit der „neuen Aera“ hier Polizei-Präsident war. Wir sind einander gut befreundet und freuen uns dessen bei jeder Begegnung. Wir hatten 1863 zum 50jährigen Jubiläum der Schlacht bei Leipzig eben in Leipzig bei unserm gemeinschaftlichen Freunde, dem Bürgermeister Koch, schöne Tage miteinander gelebt.

Ich theilte meinen Tischgenossen in der Nähe meinen Entwurf zu einem Aufrufe für Bestimmung des deutschen Nationalfestes mit. Aber sowohl Jung als Winter waren ohne Sympathie für den Plan. Sie meinen, es müsse noch mehr Zeit vergangen sein und sich ein historisches Bewußtsein gesetzt haben, ehe so etwas naturgemäß herauswachse. Ich war natürlich anderer Ansicht; denn ich glaube, daß auch so etwas zuerst gewissermaßen dogmatisch gegeben werden muß, damit sich die Gemüther darin einleben. Aber ich werde doch wohl nun, da ich kein rechtes Sekundiren finde, die Sache vorerst auf sich beruhen lassen.

Berlin, 27. März 1873.

... Was sagst du zu dem Krawall in Stuttgart? Es sind Eruptionen der gereizten und mit Revolutionsstoff gefütterten Arbeiter und vielleicht auch Frühlingsausschläge. Aber dieses Losgehen gegen jüdische Kleiderhändler! Da arbeiten wir jahraus, jahrein an Humanisirung, und dann kommen solche Pöbeleien zu Tag.

468.

Berlin, 31. März 1873.

Ich habe in diesen Tagen daran gedacht, daß Schiller eigentlich nicht den zutreffenden Ausdruck gegeben, indem er von naiver und sentimentaler Poesie sprach, denn eigentlich meint er naive und psychologische Poesie, oder doch sind nur diese Gegensätze. Die naive Dichtung gibt die Thatsachen als Handlungen und als Affekte ohne Ausdeutung, Verbindung und Erklärung, und der ganze Unterschied aller modernen Poesie zur naiven und auch theilweise zur antiken epischen Poesie stellt sich mir darin, daß wir psychologisch naturforschend sind. Geht das Psychologische in das Allgemeine über, über das Moment und über den Moment hinweg, so wird es esoterische Reflexion. Das größte Muster der naiven Poesie, noch über Homer hinausragend, ist die Bibel, sie ist menschliches Naturdasein.

Nun kommt in diese Gedanken hinein und sie erweckend dein Brief, und was du von der Stelle: „Der Duft eines Feldes, das Gott gesegnet hat“[1] sagst, ist eine Fingerlegung auf den künstlerischen Puls. Diese discrete, von selbst die Oekonomie haltende Betonung, das ist eben, was nicht gelernt und nicht gelehrt und nicht kühl bewußt gemacht werden kann, das ist eben der Takt in der dem Genius innewohnenden Natur, aus welcher die naive Kunst entsteht und worin sie von selbst gefaßt ist.

Ich habe vergessen, als ein Muster naiver Erzählung Grimms Kinder- und Hausmärchen zu erwähnen: das ist vollfixirtes gesprochenes Wort, und doch für die Schrift regulirt. Noch eins fällt mir ein. Die Bibel und Homer und alle naive Poesie hält sich nicht bei Naturschilderungen auf, Abendroth und Morgenroth, die beliebten Haupttöne, spielen da gar nicht mit. Das ist wichtig, denn die Naturerscheinungen werden erst in der Entfremdung von ihnen, aus dem Stubenleben heraus so breit ausgeführt.

Ich muß noch bemerken, daß die Bibel keinen Monolog hat und haben kann; wo Gott und die Götter immer gegenwärtig sind und sprechen können, ist der Monolog unmöglich, und Goethe hat das richtig gefaßt, da er in der Scene im Dom den bösen Geist und den Chor auf die Bedrängte hinein sprechen und singen läßt, und Gretchen spricht nur den Reflex der auf sie einstürmenden und in der That aus ihr herausstürmenden Empfindungen und Gedanken aus.

---

[1] Das Bibelwort (1. M. 27,27), welches (im Grundtexte) den Natursinn B. A.s in früher Jugend anregte, wurde in dem betreffenden Schreiben als Beispiel dafür angeführt, wie sehr derartige Stellen durch ihre Einfachheit und Kürze erwecklich sind, und daß sie daher in der biblischen Erzählung nicht (wie namentlich Hebel gethan) durch dichterische Zuthat weiter ausgeführt werden sollten.

Ich bin in dem Hin- und Hererlei meiner Gedanken unterbrochen worden.

Ich komme doch noch nicht weg von meinen vielerlei Betrachtungen und Ausblicken, zu denen mich dein Brief verleitet. Es hinkt da noch eins hinter der Heerde drein, wie ein junges Lamm, und blökt so erbarmungsvoll. Das will sagen, mir geht oft durch den Sinn: ich möchte eine Geschichte schreiben, ganz nur einfache, knapp gegebene Thatsachen, äußere und innere, jedes Wort nur als strengste Nothwendigkeit. Das wäre eine Rückkehr in den Zustand der Unschuld, auch produktiv.

469.

Berlin, 3. April 1873.

. . . Daß du Paul Heyse liesest und ihn als wirklichen Dichter betrachtest, ist mir sehr lieb. Was dir als Sensationseffekt erscheint, wird sich in der Ueberschau des Ganzen nicht so herausstellen. Er hat Spannung und Sympathie zu vereinigen gesucht, und es ist ihm wesentlich gelungen. Freilich ist der Hauptfehler, daß nicht eine Mittelfigur da ist, um welche und um deren Conflicte sich alle gruppiren, und dazu beginnt der eigentliche Roman, d. h. der Conflict von Leidenschaften, Pflichten 2c. zu spät, und bis dahin sind nur Novellen aneinander gereiht, und überhaupt entwickeln und wandeln sich nicht die Charaktere. Ich habe in diesen Tagen an Paul Heyse geschrieben, da mich eine Kritik seines Buches in der Allg. Zeitung sehr gekränkt hat.

Den 9. April.

Ich habe vorgestern ein neues Bild von Ludwig Knaus hier in der Ausstellung gesehen. Er betitelt es: Eine Bauernberathung im Schwarzwald, und es ist mir unfaßlich, daß die Kunstkritiker hier nicht sofort gesehen haben, was das Bild darstellt. Es ist offenbar die Klage eines Alten, der im sogenannten Auszug sitzt, gegen den jungen Bauern vor einem Schiedsgerichte von Bauernpairs. Ich war so ergriffen von dem Bilde, daß ich auf dem Wege nach Hause die ganze Geschichte und die Charaktere der einzelnen Personen mir ausmalte und, als ich heimkam, mir gleich sechs Seiten darüber niederschrieb. Ich wollte das Bild in meiner Weise in der Zeitschrift: „Die Gegenwart“ besprechen und dazu die Geschichte erzählen. Seit Jahren liegt es mir im Sinn, einen Bauern-Lear zu schreiben: warum soll das gleiche Geschick sich nicht bei einem Großbauern abspielen können, wie bei König Lear? Ich weiß nicht, ob du dich erinnerst, daß ich das auch in den Roman „Auf der Höhe“ einflechten wollte. Ich hatte schon viel hierzu geschrieben (ich habe überhaupt weitläufige Studien zu Lear), ich tilgte aber das Ganze wieder. Aber der alte Jochem ist doch übrig geblieben und ist nun eine Gestaltung für sich. Ich wollte nun an

einen selbständigen Bauern-Lear gehen; aber Alles, was einen Kanzleigeruch hat, setzt sich außerhalb der Atmosphäre der reinen Dichtung. Ich meine nämlich so: Ein Bauern-Lear kann vor Gericht klagen; König Lear kann es nicht, und der Austrag des Conflictes steht im rein ethischen Forum und damit auch in dem rein Poetischen. Ich war vor einigen Jahren — ich erinnere mich jetzt ganz deutlich — im Herbst 71 bei Turgénjew und sprach ihm vom Plane eines Bauern-Lear. Ich weiß nicht mehr, ob er mir sagte, daß er auch ein Aehnliches vorhabe; aber es ist jetzt eine Novelle von ihm erschienen, die „Der König Lear der Steppe" heißt. Ich habe es noch nicht gelesen. Jetzt also durch das Bild von Ludwig Knaus wachte Alles wieder in mir auf, und ich wollte das natürlich nur andeutend in der Wochenschrift „Die Gegenwart" sagen. Ich bin so voll von der Sache, daß ich in einem Tage hätte Alles fixiren können. Aber im Schreiben und im Denken erschien es mir wieder nicht rathsam, das in einem Zeitungsartikel zu verpuffen; denn ich hätte dann die Geschichte nicht mehr ganz schreiben können. Ich bin also zu dem Entschlusse gekommen, ohne irgend eine Anlehnung meinen Bauern-Lear zu schreiben. Ich habe den Plan des Ganzen bereits diktirt, und was das Beste ist, ich habe einen gemäßen Anfang und ein gemäßes Leben gefunden. Die Füllung des Dazwischenliegenden wird mir nicht schwer; Alles ist tragfähig construirt. Ich glaube, ich werde es fertig machen, bevor ich an meinen Roman gehe, vielleicht komme ich gar vorher noch zu dem ganzen Bande „Neue Dorfgeschichten", zu dem ich die Plane liegen habe.

Ich habe heute Brief von David Strauß. Er muß im Juni nach Karlsbad und wünscht, daß wir zusammen dort seien. Ich will aber, wenn es geht, in Gernsbach oder in Baden-Baden meine Kur trinken.

Charfreitag, den 11. April 1873.

Es ist heute ein frischer Frühlingstag. Ich war schon um 7 Uhr ausgegangen, den Kanal entlang, es ist um diese Zeit viel Schiffsbewegung hier und lautes Gespräch von einem Schiff zum andern. Ich habe aber doch keine rechte Erfrischung von einem Morgengang hier. Ich hoffe noch immer sicher, am Dienstag von hier abzureisen.

Wenn ich Dienstag reise, wohne ich dann natürlich bei dir, wenn auch nur einen oder zwei Tage, denn ich muß weiter, in Ludwigsburg bei Strauß, in Stuttgart bei Cottas und auch einen Tag bei Kausler bleiben, und ich sehne mich nach Ruhe und stiller Arbeit, wie wohl noch nie. Vielleicht gehe ich auch nach Nordstetten. Doch darüber sprechen wir ja.

In russischen Zeitungen sind Judenverfolgungen zu Ostern angesagt, und nach der Allgemeinen Zeitung schiebt jetzt der Papst den Juden alle

Schuld an den kirchlichen Conflicten zu, und die klerikalen Zeitungen sagen, die Juden müssen wieder in das Ghetto. Alles Blut könnte einem zu Gift und Galle werden, wenn man denkt, was das treibt, das sich Religion der Liebe nennt.

470.

Berlin, Ostermontag 1873.

Ich werde erst Mittwoch Morgen abreisen. Ich will dir heute nur noch von einem Thema sprechen, zu dessen vertraulicher Berathung ich gestern zugezogen wurde. Ich bitte dich aber, zunächst die Sache auch noch ganz vertraulich zu halten, da jede vorzeitige Kundgebung die Sache sehr stören würde. Es handelt sich nämlich um das nächstens zu promulgirende Gesetz über den Austritt aus der Kirchengemeinschaft und aus dem Gemeindeverbande. Da soll nun Christ wie Jude aus der Gemeinde austreten können, ohne der Kirchengemeinschaft zu entsagen; für alle Confessionen soll dieselbe Norm gelten. Aber das hat seine besondere Gefährlichkeit für die Juden, wo Frivolität auf der einen und ceremonielle Gehässigkeit auf der andern Seite allen Gemeindebestand auflösen würde, namentlich in den kleinen Gemeinden, die ohnedies bereits schwer zu kämpfen haben. Es geht damit, wie mit dem Satze: „Freie Kirche im freien Staat." Das ist theoretisch ganz correct, aber praktisch zeigt sich, daß es doch nicht geht. Es fragt sich nun, ob da nicht eine entsprechende Vorkehrung zu treffen ist. Ich mußte auf die Anfragen wie der Wirth Bei der Linden in Ellfeld antworten: „Ich bin noch nicht meiner Meinung." Und so geht es dir vielleicht auch; darum sollst du einstweilen darüber denken.

Ich habe mir doch wieder vorgesetzt, die kleinen Erzählungen nicht jetzt in Ausarbeitung zu nehmen. Lenke ich jetzt mein Denken von dem Roman weg, so komme ich nie mehr zu dessen Ausarbeitung.

471.

Heidelberg, 20. April 1873.

Da bin ich also bei meiner Schwester und deinem Bruder. Ich hatte ein tiefes Heimweh nach den treuen Menschen hier, und mein Gefühl, daß mir hier wohler würde, hat mich nicht getäuscht. Ich fuhr den ganzen Weg allein und las, solange Tageslicht war. Der ganzen Bergstraße entlang hatten die Kirschen bereits abgeblüht, und die Nußbäume tragen schon braune Knospen. Das da draußen lebt so stetig fort, und wie bewegt und hin- und hergeworfen ist das Menschenkind, das nun im 7. Jahrzehnt dazwischen flattert.

Ich fühle mich erst eigentlich daheim, wenn es bei Ladenburg über den Neckar geht, der kommt dort oben von Nordstetten her und war wohl eines der ersten Worte, die ich lernte, ja, ich weiß, daß ich als Kind glaubte, jeder Fluß heiße Neckar.

472.

Gernsbach, 22. April 1873.

Mit Schreiben an dich weihe ich wieder mein Hiersein, und die Hand schreibt besser, die wieder deine Hand gefaßt. Ich habe viel Schönes und Gutes zu thun, aber zu dir soll doch das erste Wort. Der Sonntag in Neckarsteinach bleibt uns thaufrisch in der Seele.

Ich reiste Mittags ab, zunächst nach Karlsruhe. Ich war wieder allein im Wagen und hatte unterwegs gutes Denken und Schauen. Im Felde wird bereits mehr als fußhoher Klee gemäht. Das im April erlebt zu haben, erinnere ich mich nicht.

Ich suchte Professor Meidinger auf, fand ihn nicht, aber vor dem Hause traf ich den Rektor Wendt und dessen Frau, eine geborne Dohrn, treffliche im Edeln lebende Menschen, ich ging mit ihnen heim, trank bei ihnen Kaffee, und sie theilten meine Freude, da ich sagte, wie wohl mir's thut, in jeglicher Stadt geheizte Menschen zu haben.

Dr. Faas erwartete mich hier am Bahnhof, und die kühle Abendluft beim Gange hierher erfrischte mich wundersam. Heute kam mein Freund Salomon Valentin Marr.

Den 23. April 1873.

Soeben habe ich die Reinschrift meines Herald-Aufsatzes gemacht und bin in mir begnügt, wenn ich auch fühle, daß es besser sein sollte. Ich gab, was ich eben hatte, und ich glaube einen Weihespruch fixirt zu haben.

Es war gestern ein sonnenheller und seelenheiterer Tag. Wir fuhren nach Weißenbach und dann nach Schloß Eberstein. Du weißt Alles, wenn ich dir sage, daß ich wieder mit Faas unsere alten Lieder gesungen habe. Nach einem großen Waldgang lag ich schon um 9 Uhr gut müde zu Bette.

Heute ist es maienkalt, die Natur kommt auch allemal wieder ins Frösteln nach der ersten übermüthigen Frühlingsentfaltung. Das muß sein. Ich ging früh weit und es that mir gut.

Den 24. April.

Ich bin gestern Nachmittag mit Dr. Faas nach Sulzbach gefahren, wo er die Schußwunden eines Wilderers zu untersuchen hatte, der von seinen Kameraden, die ihn für den Förster hielten, geschossen wurde. Der Mann will auf Steine gefallen sein, und der Einblick ins Haus bot keine erquickliche Wahrnehmung. Die alte Schwiegermutter hat vier Kinder in Amerika, und noch hat keines einen Kreuzer geschickt. — Abends las ich den Bericht von den Bierkrawallen in Frankfurt. Ach, lieber Jakob, wie rathlos stehen wir da mit all unserer Civilisation und Wohlmeinenheit.

Ich habe in meinem Herald-Aufsatz eine Weihe der Arbeit erstrebt. Ich habe heute früh das Ganze abgesendet. Es ist gut, daß ich nicht Zeit zum Nachbosseln habe. Ich habe das Wort Weltausstellung acceptirt, denn

es ist in der That nicht Bequemlichkeit, daß man das Wort Industrie nicht mehr dazwischen keilt, es ist eine Ausstellung der gesammten Weltcultur geworden.

Während ich hier schreibe, schneit es draußen in die Blüthen, und auch in der Culturwelt fällt oft Schnee und Hagel in die Blüthen, wie solche rohe Krawalle, aber was auch hier naturgesund ist, besteht doch. Jede Culturperiode hat eben auch ihr Aprilwetter. Wir sind nur zu arge Stunden- und Tageszähler und halten solch einen Apriltag für viel zu lang.

Ich reise morgen nach Stuttgart, ich bleibe jedenfalls bis Montag dort, ich habe Vielerlei zu besorgen.

473.

Stuttgart, 26. April 1873.

Ich bin also gestern hier angekommen. Ich hatte Hemsen und Reischach telegraphirt, sie waren am Bahnhofe. Ich fand bei Cottas Briefe vor, auch Recensionen über die „Mannesseele“, alle höchst abgeschmackt. Aber es ist doch wahr, man soll sein Letztes und Innerstes der Welt nicht preisgeben. — Ich speiste mit Hemsen an der 5 Uhr-Tafel, wo ich auch den mir freundlich gesinnten ehemaligen Kriegsminister General Wagner traf.

Um 7 Uhr wurde im Theater Uhlands Ernst von Schwaben gegeben. Ich erinnere mich nicht, das Stück je gesehen zu haben, und so ging ich in die Reischachsche Loge. Das Stück machte auf mich einen unsagbar beklemmenden Eindruck, woran natürlich auch die entsetzlich schleppende Art, wie es gespielt wurde, und der aufgesteifte Theaterton viel schuld war, aber das Ganze ist und bleibt bei allen lyrischen Schönheiten und vielfachen poetischen Scenerien durch und durch undramatisch. Von Spannung in der Handlung, von Steigerungen des Conflictes (es ist eigentlich gar nicht ersichtlich, wo der Conflict), von Fortentwickelung der Charaktere ist auch nicht eine Spur vorhanden, und doch lagen hier tragische Motive, wenn die beiden vorausgehenden Handlungen in Scene gesetzt wurden. Zuerst müßten wir die Freundschaft Ernsts vorhersehen und kennen, damit wir uns für seine Opferung interessiren, und dann müßte die Ermordung von Ernsts Vater ebenfalls schaubar sein und hereinwirken und vielleicht dadurch ein Conflict zwischen dem Sohn und der Mutter, die Wittwe hätte bleiben sollen, motivirt werden. Jetzt kommen Personen, sprechen und wirken ein, von denen wir nichts wissen und die wir nicht erwarteten und darum nichts hofften und nichts fürchteten. Das Ganze ist nur eine Anreihung von wohlempfundenen Scenen.

Es ist etwas Schönes um die Pietät, aber sie hält für sich allein nicht vor: es muß in dem Gegebenen etwas Zwingendes sein, das dann durch die Pietät noch eine Verklärung bekommt.

Im Gasthof traf ich Leopold Kaulla, er ist und bleibt herzwarm.

Den 28. April 1873.

Gestern früh hatte ich wieder viele Besuche; ich telegraphirte der Nichte Kauslers, daß ich Mittags kommen wollte, und nach Zwölf fuhr ich mit Hemsen nach Eislingen. Der Tag war windig und regnerisch und dazwischen schneite es. Am Pfarrhaus, vor der Thür bei den zwei Tannen, die seit meiner letzten Anwesenheit großgewachsen sind, stellte sich uns ein frischer junger Mann mit einer in Schwaben ungewöhnlichen Gewandtheit als Vicar Petzhold vor, und ich als „Menschen-Bädeker", wie ich schon oft genannt wurde, erkannte sofort in Stimme und Haltung eine Aehnlichkeit, und sie traf zu. Der Bassist Petzhold, den ich in meiner Jugend gekannt hatte, war der Großvater des Vicars. Die Nichte Kauslers, die herzige Marie, kam uns entgegen mit ihrer Mutter. Kausler kam aus seinem Studirzimmer, du weißt, daß alle Menschen ihn dem Porträt Schillers so ähnlich finden, aber sein Gesicht ist jetzt noch spitzer geworden, und das Schmerzliche des Ausdrucks gibt seinem feinen und reinen Wesen noch etwas unsäglich Bewegendes. Er hielt mich umschlungen, kämpfte aber die Herzensbewegung nieder, und ich vermochte es sogleich, den lustigen Ton anzuschlagen; denn man muß jede Gemüthserschütterung vermeiden. Der Tisch war gedeckt, aber Kausler setzte sich nicht zu uns, er saß auf dem Sopha. Er nimmt an Allem theil, aber es fehlt ihm oft das Wort. Er erzählte mit ruhiger Stimme, wie ihn der Schlag getroffen. Er war auf dem Kirchhof und hielt die Grabrede auf ein Kind; als er die Agende las, fühlte er plötzlich, daß er die Worte las, aber nicht mehr verstand. Er klappte das Buch zu, von einer Ohnmacht befallen, und wurde heimgeführt. Er glaubt nicht mehr an volle Genesung, aber er lächelt still und geduldig. Ich glaube nicht, daß die Erde je einen reineren, sich und alle Andern mehr veredelnden Menschen trug. Wir kamen unter Anderm auch auf Grillparzer zu sprechen, und er sagte: In seinen Epigrammen und Aphorismen ist er eben ein alter Prudler. Man muß wissen, was „Prudler" im Schwäbischen heißt. Es ist ein alter Mann, der nicht mehr mitthut, aber über Jegliches seine maßleidigen Bemerkungen macht. — Es war mir lieb, daß ich auch manche Anekdote anbringen konnte, über die Kausler herzlich lachte.

Hemsen wollte noch zu seinem Onkel, dem Pfarrer Vischer (Bruder des Aesthetikers) in Gingen. Wir fuhren in einer Halbchaise dorthin und unterwegs war es grimmig kalt von dem schneidenden Schnee, der in die Blüthenbäume gewirbelt wurde. Ich habe dir von Gernsbach aus eine Aehre geschickt, aber der Bauer, der uns führte, hatte das Sprichwort: „Es ist besser, man sieht auf Sankt Georg einen Wolf, als eine Aehre." Wir trafen die Pfarrerin allein, sie saß in der wohlgeheizten, mit schönen Bildern geschmückten Stube am Nähtischchen am Fenster und las Jugo und

Ingraban. Sie sprach mit gutem Verständniß darüber. Sie ist die Tochter des Professor Bauer, der Goethes Hermann und Dorothea ins Lateinische übersetzt hat und wovon Goethe sagte, daß er erst dadurch sehe, daß er den rechten Ton getroffen.

Nach einer Stunde kam der Pfarrer. Er hat das Gedrungene und militärisch Stramme seines Bruders, und Beide haben offenbare Aehnlichkeit mit ihrem großen Ahn, dem Gelbgießer Peter Vischer in Nürnberg. Auf der Heimfahrt trafen wir in Cannstatt mit Lübke und dessen Frau zusammen.

Den 29. April 1873.

. . . Ich machte einen Besuch bei Fr. Vischer, er ist frischauf[1]. Er ist mit Strauß zerfallen. Strauß verlangte, daß er etwas über sein Buch schreibe und überhaupt als Gleichgesinnter sich zu ihm stelle, und Vischer hat doch auch manches Gegnerische zu sagen, das, wie er glaubt, Wasser auf die Mühle der Gläubigen wäre, und so schrieb er für Strauß nach und nach fast 30 Briefbogen Bemerkungen nieder, worauf Strauß ihm erwiderte, daß er sie uneröffnet liegen lasse. So sind die alten Freunde auseinandergekommen, und jeder sitzt, wie ein Vogel im Käfig, auf dem Stängelchen und pfeift sein Lied. Ja, so ist's. Wie ganz anders wissen die Positiven zusammenzuhalten und über Differenzen hinwegzusehen; das Positive macht die Menschen auch im individuellen Leben gehorsam.

Gegen Abend besuchte ich Mörike, der nun schon seit Jahrzehnten kränkelt. Mörike arbeitet sich vergebens daran ab, seinen Roman: Maler Nolten zu erneuen. Ich habe ihm schon vor mehreren Jahren gesagt, daß das unthunlich sei; eine Jugendstimmung und gar eine romantische muß man lassen, wie sie ist, und darf sie nicht aus einer späteren Stimmung corrigiren. Ich erzählte ihm damals: Ich kannte in Prag eine Frau, bei der ein Maler wohnte, der lange seine Zimmermiethe nicht bezahlte. Eines Tages sagte sie ihm: „Sie können Ihre Schuld abverdienen, ich habe droben ein Bild meines Mannes hängen, machen Sie mir das Bild meines Sohnes daraus“. Die Geschichte ging damals Mörike sehr ein. Er wollte doch von seinem Vorhaben nicht lassen, und so vertröstete er sich fort und fort, daß es ihm gelingen werde, die Stimmung werde kommen, und derweil thut er nichts Anderes.

Als ich in das Haus kam in der Dämmerstunde, sagte mir Mörikes Schwester, Klärchen, daß er bereits zu Bette gegangen sei. Er hörte meine Stimme und rief mich herein. Er saß aufrecht im Bett, hatte eine graugestrickte wollene Jacke an, ein schwarzes Sammtkäppchen auf dem Kopfe

[1] Vgl. zum Folgenden den Brief v. 5. September 1873.

und die große Brille vor den Augen. Er war voller erquicklicher Liebe zu mir und ließ meine Hand nicht los und sagte u. A.: Du, ich habe in den letzten Tagen deinen Diethelm gelesen in der Heyseschen Sammlung, das ist was, ein tüchtiges Stück. Weißt du, das ist so ein Buch, wenn man es nachts liest und das Licht ist einem abgebrannt, steht man auf und sucht überall nach einem Lichtstumpf, bis man ihn gefunden hat; man muß es auslesen, man hat keine Ruhe; man hat sie auch nicht, wenn man ausgelesen hat, so packt es, aber es ist doch aus.

Erst nach 9 Uhr traf ich wieder mit Vischer im Café Marquardt zusammen. Er gab mir Recht, als ich ihn ermahnte, seine große Kraft nicht an die Shakespeare-Erklärung zu verschwenden; er wäre der Mann dazu, um der Zufälligkeits- und Gehässigkeitskritik, die heut zu Tage im Schwunge ist, den Garaus zu machen. Aber Vischer will doch nicht regelmäßig auf Wache ziehen, und es ist jammervoll, wie solch eine mächtigste Kraft sich verbraucht, ohne an die rechte Stelle gekommen zu sein. Vischer hätte in Berlin dociren und richten müssen. Es wird nächstens ein neuer Band „Kritische Gänge" von ihm erscheinen; und obgleich er mir manchmal zuviel an Goethe nergelt, war es mir neu Aufschluß gebend, als er darlegte, daß Goethe seinen deutschen Grundton aus „Götz" nur eigentlich noch im „Faust" wiedergefunden und gegeben hat. Er gab mir Recht, da ich, an Schwind erinnernd, meine Wahrnehmung äußerte, daß die meisten bildenden Künstler ähnlich wie die mittelalterlichen Dichter lateinisch dichteten, lateinisch malen; Schwind malte in deutscher Sprache.

Im vollsten Behagen gingen wir erst nach 1 Uhr auseinander.

Den 30. April 1873.

Seitdem ich bei Kansler war, leide ich an einem Rheumatismus. Ich war gestern bei Lübke zu Tisch, mit Stockhausen, Eduard Pfeiffer und deren Frauen. Wir waren überaus heiter, und als ich Abends heimkam, hatte ich wieder meine Schmerzen. Jetzt war mir's klar, es ist ein schlimmer Zahn, der mich so plagt. Mit dem Zahnschmerz geht's wie mit König Pharao: wenn die Plagen vorüber sind, läßt man's beim Alten. Ich hatte nach allen Zahnärzten gefragt, wagte aber nicht, zu einem zu gehen. Endlich gegen Abend, als die Schmerzen wiederkamen, und [ich] mich vor der Nacht fürchtete, war ich rasch entschlossen, ging zu Dr. Klein und ließ mir den Zahn ausreißen. Das ist der Weisheitszahn, und ich habe nun das Recht dumm zu sein.

Ich ging dann ins Theater zu Reischachs, es wurde Onkel Bräsig gegeben. Das Stück ist aus Fritz Reuters „Ut mine Stromtid", von zwei Schauspielern zusammengeschmiert, aber die Charaktere sind doch so

unverwüstlich an Lebenskraft, daß sie auch in dieser Verstümmelung noch ansprechen.

Christoph Schwab drängte sehr, daß ich mit zur Hölderlin-Feier in Lauffen gehe, wo heute die Gedenktafel Hölderlins enthüllt wird. Aber ich könnte nicht dabei sein, ohne zu sprechen, und ich habe kein Verhältniß zu Hölderlin. Und wenn man auch wohl darauf hinweisen könnte, daß man in der vaterlandslosen Zeit der Romantik sich so in alle Ferne versetzen mußte, so will ich eben nicht, daß in der Zeitung stehen könnte, ich hätte da wieder eine Rede gehalten. Ich werde wahrscheinlich auch nicht zur Enthüllung des Uhland-Denkmals gehen.

Ludwigsburg, 1. Mai 1873.

. . . Zu Tische war ich bei Reischach mit dem Chef-Redakteur der Allgemeinen Zeitung, Dr. Braun. Er will im Gegensatz zu den Sensationszeitungen den historischen Charakter der Allgemeinen Zeitung bewahren. Braun begleitete mich zur Eisenbahn.

Unter strömendem Regen kam ich in Ludwigsburg an. Die Straßen sind schmutzig. Ich fand das Haus von Strauß in der Nähe in einer Seitenstraße, und Strauß war herzlich erfreut von meinem Kommen. Er hat ein Zimmer ohne Teppich, Alles sehr kleinbürgerlich, mit dem hohen Stehpult, der ihm überall hin folgt, aber einige gute Bilder an den Wänden. Er hat sehr heiß in der Stube, denn er ist krank, und er freute sich, daß ich ihm gute Anweisung für Karlsbad geben konnte. Er dankte mir wiederholt, daß ich ihm so mutherweckend geschrieben, und fand es recht, daß ich unter den gegebenen Verhältnissen nicht öffentlich herausgetreten sei. Wir sprachen von der Prinzessin Alice und ihrem Besuche beim Papst. Er bleibt aber dabei, er hält große Stücke auf sie. Zu meiner Orientirung gab er mir ein geschriebenes Heft: Denkwürdigkeiten, Nr. 4, das ich auf meinem Zimmer lesen sollte.

Ich blieb fast 4 Stunden bei ihm und kann nicht mehr sagen, über was wir alles sprachen. Er gab mir Recht, daß es beängstigend ist, wie er so allein wohnt, allein ißt und eigentlich mit Niemanden verkehrt. Er will sehen, daß er nach der Kur in Karlsbad das ändern wird. Er wiederholte oft, daß er mit großer Ruhe dem Tode entgegensehe, sei es heute, sei es morgen.

Ich ging gegen 8 Uhr nach dem Wirthshaus. Ich las das Heft, es ist eine saubere, überaus reinliche und dabei plastisch anmuthende Schilderung seines Verhältnisses zu Renan und zur Prinzessin Alice. Am Schlusse heißt es, daß über sein letztes Buch noch nicht die Zeit sei, Historisches

festzustellen, aber es ist ein lateinischer Brief [darüber] angehängt an den Stadtpfarrer Fischer in Oehringen. Der Brief ist voll feiner Grazie.

Ich aß allein auf meinem Zimmer, und es überkam mich ein Schauer, wenn ich zurückdachte, wie ein Heros wie Strauß so Monate und, wie er meint, für sein ganzes noch übriges Leben so allein, so wortlos, ohne Ansprache verbringe. Ich meinerseits wäre dessen nicht fähig.

Ich kann nicht sagen, wie mir jetzt in der Heimat beim Wiedersehen der Jugendfreunde alles Leben wie ein grausamer banger Traum vorkommt. Es ist mir oft, als sähe ich die Jugendgeliebte plötzlich in eine runzelige alte Frau verwandelt.

Gernsbach, 2. Mai 1873, Abends nach 7 Uhr.

Da bin ich wieder, fast möchte ich sagen, daheim. Als ich wieder gen Gernsbach kam, war mir jeder Luftzug, als tränke ich Thau, und heute zum erstenmal war wieder Mittagssonnenschein, das Grün der Gräser und Saatfelder war so frisch und so durchgoldet. Und wenn ich denke, was ist das für ein voller Tag und kaum erst 12 Stunden, und in dieser kurzen Spanne habe ich gute Zeit verbracht mit David Strauß in Ludwigsburg, mit dem Maler Lessing in Karlsruhe und mit Oberst Müller in Rastatt.

Ich ging also heute früh um halb Neun wieder zu Strauß, er hatte leider bis 4 Uhr früh nicht geschlafen und seine Mienen waren schlaff. Wieder fiel mir die Aehnlichkeit mit Moltke auf, nur ist das Auge von Strauß, wenn er im Zimmer die Brille abgelegt hat, größer und strahlender.

Den 3. Mai.

Ich war doch gestern zu müde, um dir weiter zu schreiben. Also setze ich heute fort.

. . . Strauß liest eben jetzt eine Biographie und Apologie des Pastors Goeze. Ich ermahnte ihn, das Leben Lessings fertig zu stellen, das ist noch seine große Aufgabe, aber er glaubt, der Welt nichts mehr bieten zu können oder eigentlich zu sollen. Wiederholt kamen wir dann auf die Prinzessin Alice, durch die er den „Voltaire" schrieb. Ihm bleibt das Verhältniß eine in sich abgeschlossene schöne Episode seines Lebens.

Ich erzählte nun ausführlich von Fr. Vischer und ermahnte, nicht durch Uebelnehmereien das eigene Leben zu zerstücken. Dieses Letzte erkannte Strauß auch.

Es war zwölf Uhr, als ich zur Eisenbahn ging, und ich hatte das Glück, wieder allein in einem Wagen zu sein. Ich las bis Karlsruhe, dort traf ich Salomon Marr. Ich ging mit Marr in das Atelier von Lessing. Er arbeitet jetzt wesentlich in seiner eigentlichen Force, die die

Landschaft ist, denn seine historischen Figurenbilder haben etwas von jenem Charakter des Uhlandschen Ernst von Schwaben; es sind historisch und psychologisch empfundene Scenen, aber es fehlt ihnen die dramatische Erhebung und Gewalt. Er hat eine Skizze zu einer Gerichtsscene vor einem deutschen Kaiser, und ich glaube, daß ich ihm verstärkendes Motiv dazu gab, aber es bleibt doch immer ein Mittelding, das eben das historische Genrebild ist. Lessing klagt, daß keine älteren packenden historischen Motive sich finden, und er gab mir Recht: das allgemein historische Interesse geht nicht hinter Gotthold Lessing und Friedrich den Großen zurück.

474.

Gernsbach, 5. Mai 1873.

Es ist heute endlich ein frischer heller Tag. Ich war früh schon weit und habe auch weit hinaus gedacht für das Leben und die Arbeit. Gestern war ich nahe daran, mich hier anzukaufen; das Hartmannsche Landhaus mit Garten, das du kennst, da drüben am Wege nach Scheuren ist für 16,000 Gulden zu haben. Als ich aber Nachmittags auf Schloß Eberstein war und sah, wie die Honoratioren ihren Sonntag Nachmittag verbringen, die Männer karteln, die Frauen plaudern beim Kaffee, da ward mir doch klar, ich kann ohne Verkehr mit Männern der Kunst und Wissenschaft nicht leben.

Ich habe an Carrière einen Brief auf Liebigs Tod geschrieben. Du weißt, Liebig war mir sehr freundlich gesinnt und hat mir auch noch für meinen letzten Kalender einen Beitrag gegeben. Und gestern las ich den Tod Karajans in Wien. Auch dieser war mir persönlich überaus gut, und er war so liebenswürdig burschikos, als ich ihn an einem Sommernachmittag zum erstenmal besuchte.

Den 6. Mai 1873.

Ich ging gestern nach Tisch mit Dr. Faas und Marx die Feldwege nach Gaggenau. Es war ein prächtiger Frühlingsmittag, aber der Frost hat entsetzliche Verwüstungen angerichtet. Der Nußbaum und der Weinstock hatten sich zu früh entwickelt; die Blätter und die Blüthen sind schwarz und dürr gebraunt, aber das sogenannte Unkraut, der Ginster blüht golden.

Wir wollten Dr. Ehrlich in Gaggenau empfangen und mit ihm hierherreisen; aber er war nicht da, und als ich gegen die kleine eiserne Brücke kam, [kam] er mir entgegen, und das war gut. Wir haben heute schon Allerlei gearbeitet.

Ich habe heute von Hemsen einen tief erquicklichen Brief bekommen. Er schickte mir auch die Worte, die er bei der Hölderlin-Feier in Lauffen gesprochen hat. Hemsen ist auch auf dem uns nothwendig angewiesenen Wege,

daß wir jetzt, nach errungener nationaler Einheit, uns und Andere immer dazu anhalten müssen, nicht das Errungene für etwas zu halten, das mehr sei, als die Möglichkeit, zu den reinen Zielen des Menschenthums zu gelangen. In der Allgemeinen Zeitung hat auch Pecht seine Briefe von der Weltausstellung begonnen, und dieser erste spricht es auch mit kräftigem Nachdruck aus, daß die nationale Geschlossenheit und Unabhängigkeit die reinen und selbständigen Formen des Lebens schaffen müsse. Ich hoffe mit meinem Buche auch etwas dazu zu thun.

475.

Gernsbach, 1. Juni 1873.

Heute ist Pfingstsonntag. Es ist draußen herbkalt, aber doch ohne Regen.

Ich habe gestern Abend einen guten Pfingstgruß erhalten. Ein Professor Giovanni Maerotti in Treviso schickt mir einen Canto filosofico, der mir gewidmet und mit einem Motto aus „Auf der Höhe" versehen ist. Ich kann zwar die beigelegte Zuschrift nur halb und das Gedicht gar nicht verstehen, aber so viel sehe ich doch, daß ich auch in Italien gewirkt habe.

Den 3. Juni.

Wir sind aus dem herbkalten Frühling plötzlich in heißen Sommer versetzt. Gestern war Oberst Müller mit Familie und Freunden hier bei mir, und es war uns festlich wohl.

Ich bin in meiner Arbeit jetzt an großen erschütternden Momenten, und mein Schlaf ist so leicht gestört. Ich habe deshalb mein Bett in ein anderes Zimmer versetzen müssen. Das Rauschen der Murg und auch des Sturmes wie heute Nacht ertrage ich leichter als Geräusch, von Menschen erregt. Warum? Unsere Nerven haben auch Verstand. Was wir hindern könnten, ertragen wir schwerer als das Unabänderliche in der Natur draußen.

Den 5. Juni.

Ich glaube jetzt, daß ich das Ganze binnen 10—12 Tagen so beiläufig zu Papier habe. Wenn ich fertig bin, mache ich das Heft zu und reise im Schwarzwald umher. Ich bedarf gründlicher Verkühlung, es ist in mir selber eine Gewitterluft, die sich endlich im Regen neu erfrischen muß.

476.

Gernsbach, 7. Juni 1873.

. . . Ich fuhr [gestern] mit Dr. Ehrlich in einem Einspänner nach Baden. Ich fühlte das Bedürfniß, wieder Menschen zu sehen und neue Culturumgebungen. Der Weg war wunderschön im frischgetränkten, sonnen-

beschienenen Walde, und wir hatten gutes Denken und Träumen. Am Kurhause war es still, und ganz Baden kommt mir überhaupt vor, wie ein verzogenes aufgeputztes Kind, dem man sein Spielzeug genommen hat. Es hat sich ausgeweint, es soll jetzt arbeiten, seine Vocabeln lernen; aber es ist zu lange beim Tändeln gewesen. Auch die Naturumgebung war mir nicht so anmuthend wie sonst. Man hat beständig das Parkgefühl, und jeder Baum hat Toilette gemacht. Ich besuchte Gruber und die Seinen. Sie stehen in alter Treue.

Wir fuhren, als es Nacht war, wieder heim, und ich war froh, als ich wieder hier in meinen guten ruhigen Zimmern war.

477.

Gernsbach, 8. Juni 1873.

. . . Ich war gestern Nachmittag doch wieder in Baden, nur auf zwei Stunden, der Weg dahin ist gar erfrischend. Am Kurhause, an einem Junisonntag, er war freilich kalt und herb, waren wir nur vier Personen vor dem Kaffeehause. Wunderliche Welt! Wie hat Alles das Spiel verdammt, und jetzt da es abgeschafft ist, ist ihnen der Ort nicht mehr anziehend und die schönen Plätze sind öde. Ich hatte die Freude, Turgénjew zu treffen, der nur auf einen Tag da war, um seine Bücher einpacken zu lassen. Er sprach die eigenthümliche Empfindung aus, daß er wohl zum letztenmal in Baden gewesen sei, er reist nach Karlsbad, er leidet sehr an Gicht. Er erzählte viel von Paris und von einer wunderbar ergreifenden und phantastischen Erzählung Flauberts: Les tentations de St. Antoine. Flaubert hat bei ihm und bei George Sand das Buch vorgelesen und große Wirkung hervorgebracht. Es erscheinen die sieben Todsünden und alle Häresien, und Alles soll anschaulich sein und ohne Reflexion ꝛc. Turgénjew behauptet, man dürfe nie ein Motiv erklären oder auch nur die Begründung andeuten. Quod est demonstrandum.

478.

Gernsbach, 14. Juni 1873.

Ich bin seit vorgestern mit der ersten Niederschrift fertig. Ich habe einen Trumpf darauf gehalten, keinen einzigen Tag auszusetzen; es ist mir gelungen, ununterbrochen zu arbeiten. Nun aber spüre ich doch die Folgen. Ich habe Schwindel bekommen und Beängstigungen vor Schlaganfall, daß ich nasse Tücher stundenlang auf den Kopf legen mußte. Gestern wollte das Kopfweh wieder kommen, ich bin aber ausgegangen, es hat mich nicht zu Hause gefunden, und heute bin ich in aller Frühe mit Dr. Faas auf Praxis gefahren nach Staufenberg ꝛc., und da wagte es sich auch nicht

herbei. Und übermorgen will ich mit Dr. Ehrlich nach dem Mummelsee bis quer durch den Schwarzwald nach St. Blasien, und da will ich nichts denken und nichts schreiben, nur sehen, und da wird es wohl gut bleiben.

Sonntag, 15. Juni 1873.

Erst aus deinem Briefe erfahre ich den Tod B. H. Goldschmidts. Ja, er war mir ein Freund in der vollen Bedeutung des Wortes, und so oft wir uns begegneten, erneute sich das Frohgefühl. Er war ein idealer Mensch der alten Weise. Ich werde in meiner Lebensgeschichte noch von ihm sprechen. Jetzt, ja, man wird alt, jetzt trifft die Nachricht auf stumpfe Nerven.

Ich bin doch sehr angegriffen von der Arbeit und muß jede Gemüthsbewegung scharf abhalten. Ich hoffe, ich kann's, drum will ich reisen und mich an neue Objecte verlieren.

Den 16. Juni 1873.

Heute vor zwei Monaten bin ich von Berlin abgereist und war den Abend bei dir. Heute reise ich von hier weg und werde in Schönmünzach übernachten, das du ja auch kennst. Was waren das für zwei reicherfüllte Monate!

479.

Bad Petersthal, 19. Juni 1873.

Da bin ich also, mache zum erstenmal Halt und schreibe dir, lieber Jakob, wie ich unterwegs oft dachte: wenn du nur auch dabei wärest.

Ich fühle mich so frei, als wäre ich schon wochenlang auf der Reise, und so leicht dabei, als hätte ich gar nicht gearbeitet. Doch nein, das nicht, so viel Mühe ich mir auch gebe, d. h. meinem Denken und Phantasiren commandiren will, von der Arbeit abzulenken, es geht nicht, ich sehe, höre, empfinde Jegliches, bald für die eine, bald für die andere Figur, und das Procedere vom unmittelbaren Erleben zum Innehalten, Besinnen und Fixiren im Sinne meiner Gestalten und für dieselben geht unsäglich rasch, und ich glaube, daß von dieser Reise aus mein Buch viel mehr concretes Colorit bekommt und auch den umfassenderen Charakter des Schwarzwaldes. Wer weiß, ob ich je noch einmal zu freier Erfassung und Darstellung desselben komme. Ich sehe auch, daß ich gar nie fertig werde in Durchdringung und scharfer Kenntnißnahme dieser einzelnen Landschaft und ihres Getriebes, so daß mir oft ist, als hätte ich ihn noch nie nach irgend einer Seite erschöpfend dargestellt. Das Intime tritt vor dem Umfassenden freilich zurück, aber ich habe doch von jenem bereits das Wesentliche absolvirt, und nun darf ich wohl von größerer Perspective aus ganze Thäler in ihren Besonderheiten rasch und mit breitem Pinsel zeichnen.

Ich habe noch nie das dumme Verlangen gehabt, erst jung zu sein. In diesen zwei Tagen aber meinte ich immer: jetzt erst sollte ich recht arbeiten können, jetzt erst kenne ich mein Land und meine Kunst, und wie sie gehandhabt werden muß. Ich hätte noch so viel zu vollenden, wenn mir die Jahre und die Kraft aushielten.

Ich will dir aber doch vor Allem erzählen. Also Montag Mittag aß noch Dr. Faas mit uns mit seinem 15jährigen Töchterchen, das sich bürgerlich schön und tüchtig entwickelt hat. Wir hatten den Gottlieb, der so schön Horn bläst, mit seinem Fuhrwerk, und Faas begleitete uns bis Weißenbach, wo wir noch beim Pseudo-Lorle Abschied nahmen. Dr. Ehrlich kannte von da an die Landschaft nicht mehr und war neu erfreut. Die Sonne war heiß und uns war unsäglich wohl; denn man hat einen guten Geist im Geleite, wenn man eine einigermaßen fertige Arbeit im Koffer hat.

Beim Försterhause in Forbach, wo damals, als du mit mir fuhrst, die schönen Rosen blühten, hielten wir an, dann ging's bergauf in die eigentlich nicht mehr fashionable Gegend. Gegen Abend wurde es kalt, und in der Post in Schönmünzach trafen wir nicht eben die schönste Wohnung. Im Herrenstüble traf ich den von früher bekannten Staatsanwalt von Gulat mit seiner hübschen Frau, einer Holzhändlerstochter von Gernsbach. Gulat ist zum fünften Theil Besitzer der Glashütte von Schönmünzach; bei ihm war auch ein rothwangiges und helläugiges schönes Mädchen von leichter und freundlicher Ansprache, die Tochter des Forstraths von Kageneck, die mir sofort erzählte, daß erst vor wenigen Tagen „Joseph im Schnee" bei Hofe in Karlsruhe vorgelesen wurde. Ich ließ dem Bezirksförster von Zeplin sagen, daß ich da sei. Er kam, und dann sangen die beiden Frauen kleine Lieder, besonders eines von Mörike mit einer volksthümlichen Melodie, dann wurden im Chore Volkslieder gesungen, und draußen in der andern Stube sangen die Postillone; es war eben ein Stück vollen leichtmuthigen süddeutschen Lebens.

Am andern Morgen besuchte ich noch die Frau von Zeplin, die ich von früher kannte und die in der Ehe immer schöner wird und die hier in der Einsamkeit ganz vergnügt lebt, sich selber viel gute Musik macht und liest, und zwei prächtige vollsaftige Knaben hat, Kerle wie zwei junge Löwen. Zeplin begleitete mich bis Zwickgabel, und ich lernte unterwegs mancherlei Forstliches. Im „Falzenden Auerhahn" in Langenbach frühstückten wir, und unterwegs im Walde sah ich einen uralten verfaulten großen Baumstamm; es verfault jetzt keiner mehr, jeder Span wird ausgenutzt. Der Wald ist eine große Quelle der Industrie geworden. Und wieder, wie heuer jeden Tag, zogen Regenwolken am Himmel hin, und als wir am Eckle anlangten, wo unser Wagen thalab ging und wir nach dem Mummel-

see wollten, begann es bereits zu regnen. Wir hatten einen kleinen Knaben als Führer, und als wir eine Strecke weit gegangen waren, kehrten wir rasch wieder um, und das war sehr weise. Wir waren geschützt in der für solche Fälle hier oben erbauten Blockhütte, und bald war der Regen so heftig, daß auch der Wegknecht mit seinem Gehilfen triefend hereinkam. Der Mann erzählte mir bald seine Lebensverhältnisse, zwei seiner Söhne sind in einer Glashütte, ein dritter ist in Amerika. Du kannst dich darauf verlassen: nach fünf Minuten Gespräch wird hier das Wort „Amerika" laut. Es gibt keine Familie mehr, die nicht dorthin Beziehung hat. Ein seltsamer Mensch war der Gehilfe, der eigentlich Butterhändler ist und in den Pausen an der Straße arbeitet. Ein magerer, offenbar gering genährter Mensch mit dürftigen Kleidern, er spricht fast gar nicht, und als ich ihn fragte, warum nicht? sagte er endlich ganz offen: „Es ist mir nicht drum." Der Regen schnaufte sich bisweilen aus, dann brach er wieder um so heftiger los. Endlich ließ er doch nach, und wir machten uns auf den Weg nach dem Mummelsee. Der Mummelsee! Das ist eine meiner tiefsten und geheimnißvoll lockenden Jugenderinnerungen. Meine Schwester Babi erzählte mir noch, daß die Seejungfrauen aus dem Mummelsee einmal in Nordstetten auf dem Tanze gewesen seien als wunderschöne reichgekleidete Bauernmädchen, und die Burschen wollten sie heimbegleiten. Sie riethen ihnen ab; einer aber blieb bei ihnen, ging mit ihnen in den See hinein, aus dem dann Blutstropfen herauskamen und eine Stimme: „Er ist auf ewig bei den Seejungfrauen."

Der Weg war sehr naß; es rannen immer Wässerlein darüber weg; aber ich wollte doch den See sehen und wir kamen endlich auch glücklich dahin. Wir machten in der Hütte dort ein Feuer an und hatten die Freude, auch noch hellen, vollen Sonnenschein dort zu erleben.

Wir kamen durch Buchenwald wandernd auf gutem Wege in Seebach an; die Ermüdung vom zweistündigen Marsch that wohl, und das Fahren im offenen Wagen mit dem Ausblick in die sich ineinanderschiebenden Berge war eine wahre Erquickung. Wir kamen in Allerheiligen an; da hieß es aber, daß 37 Forstkandidaten auf heute Abend angemeldet seien; es gab kein Nachtquartier. Wir gingen den Weg an den Wasserfällen hinab, und es ist in der That wunderschön. Es sind jetzt gerade 30 Jahre, daß ich hier in der Gegend war bei dem Verfassungsfest in Oberkirch mit Itzstein, Hecker, Soiron, Heinrich König, Dr. Strecker. Von allen diesen lebt nur noch Hecker, und damals mußten wir noch an Leitern hinaufklettern, jetzt ist Alles sehr schön wegsam.

Wir fuhren weiter. Gottlieb blies schöne Melodien, an den Gehöften vorbei und dann durch das Städtchen Oppenau, daß Alles an die Fenster

lief, und in der Post fanden wir es sehr behaglich. Es muthete mich ganz wie ein italienisches Städtchen an, und auch das Wirthshaus mit den Tischen davor, mit der Linde vor der Kirche und den offenen Thüren, die von der Straße aus unmittelbar in die Wirthsstuben führen. Oberst Müller hatte Empfehlungen an den Pfarrer Guth mitgegeben. Er kam und erschien sofort als ein Mann, der Anmuth und Würde angenehm verbindet. Er brachte uns ins Pfarrhaus, das schön, still abgeschlossen im Garten steht, und stellte uns seine Eltern vor, die er bei sich hat, und seine Schwester und einen Knaben von 10 Jahren, Sohn einer Schwester. Er hat noch einen Kaplan, der bald kam und aussah, wie ausgeschnitten aus meiner Erzählung: Das Frankfurter Loos. Seine Pfarrei ist acht Stunden groß, und er ist sehr eifrig in seinem Beruf. Er ist ein Schüler von Alban Stolz und hält große Stücke auf diesen, und er erzählte mir viel Gutes von dem Manne, der so roh und ungeschlacht sich in seinen Schriften gibt. Er gab mir auch ganz wörtlich das, was er in der Regel in seinem Collegium über mich sagt. Ich glaube aber, daß er die Judenschimpferei wegließ. Wir gingen noch gemeinsam spazieren, und Pfarrer Guth sagte mir, daß er gegen Prinzipien kämpfe, aber nie gegen die Person. Er erzählte mir viel von Erfahrungen an Sterbebetten, und es lag ein heiliger Eifer darin, wie er betonte: Da spricht endlich die Seele: „Ich bin ein Theil von Gott und will zu Gott."

Der gestrige Tag war sehr reich und ergiebig. Nach der Kirche um 8 Uhr frühstückten wir im Pfarrhause. Noch ein dritter Geistlicher, der Sohn eines reichen Bauern von Oppenau, ein stattlicher Mann, großgewachsen, mit gewählten Manieren und manchmal etwas französischer Betonung. Der katholische Pfarrer von Karlsruhe, Bürk mit Namen, war auch da, und wir beschlossen, zu seinem Vater auf den Hof zu gehen. Sein jüngster Bruder (da hier das Minorat herrscht) hatte gestern eine reiche Bäuerin geheirathet und das Gut übernommen. Unterwegs erfuhr ich, daß der alte Bürk ein Bruder des „Klein-Rotteck" ist, den ich vor 30 Jahren beim Verfassungsfest in Oberkirch kennen gelernt und den ich auch im „Lehnhold" unter dem Namen Klein-Rotteck episodisch geschildert habe. Wir kamen auf dem Hof an. Dort ist eine ledige, hochschlanke ältliche Schwester, die jetzt auch bald heirathen will, noch da. In der Kammer lag die 74jährige Mutter krank. Die Alten haben vor einem Jahre ihre goldene Hochzeit gefeiert. Bald kam auch der alte Bauer, schlank wie eine Tanne, fest aufrecht, in rother Weste, ledernen Kniehosen, schelmisch und selbstsicher in jedem Worte. Er war früher mit seinem Bruder, dem Klein-Rotteck, der ein „Revoluzer" war, verfeindet, denn er ist streng conservativ.

Es regnete wieder heftig, wir saßen aber vergnüglich da und kamen

noch glücklich dazu, als in der Pechhütte heute zum letztenmal Pech gesotten wurde. Ich habe das noch nie gesehen, und als die beiden anderen Pfarrer heimkehrten, führte uns Pfarrer Bürk in den Wald. Er nahm das Harzeisen mit und zeigte uns genau die Manipulation.

Wir fuhren wieder im Regen in einem Einspänner hierher, und als wir hier ankamen, spielte eben die Musik die Ouverture zum Don Juan. Wir haben seit zwei Monaten keine Musik gehört, und das war nun neu erfrischend, wie überhaupt der Eintritt in den Comfort. Wir wohnen in den teppichbelegten Zimmern, die die Kaiserin von Rußland bewohnt hat, und der Wirth ist überaus freundlich.

Den 21. Juni.

Ich schreibe dir nichts Detaillirtes von gestern und vorgestern. Ich möchte mich daran gewöhnen, auch für dich nichts mehr zusammenzufassen, bis ich wiederum stärker bin. Ich habe mich in meiner Arbeit so übermäßig concentrirt, daß ich mich jetzt im eigentlichen Sinne des Wortes aus der Concentration zerstreuen muß, und mir fällt dabei die Lieblingsgeschichte Rietschels ein von dem riesengroßen Sänger Lablache, der sich für einen Zwerg ausgab und dem Staunenden sagte: „Daheim, da mache ich mir's bequem und gehe auseinander."

Ich habe hier viel Einblicke in das katholische Pfarrerleben und auch in das unmittelbare Volksleben bekommen, und ich kann nur sagen: wir haben die Schlagfertigkeit der preußischen Heeresverfassung bewundert, noch viel bewunderungswürdiger ist die der Hierarchie. Diese Disciplin, dieser eine Druck, der tausend Fäden bewegt! Noch nie hatte sich etwas derart constituirt und seine elektrischen Batterien so richtig auf einen allzeit reizbaren Nerv gerichtet.

480.

Wolfach, 26. Juni 1873.

Fünf gute Stunden kann ich gut marschiren. Deß habe ich mich gestern ausgeprobt. Ich war freilich (durch den Marsch von Rippoldsau bis hierher und oftmals im Regen und bei scharfem Gegenwind) sehr ermüdet, aber ich habe neun Stunden geschlafen und bin heute ganz frischauf, und das Erste ist die Lust dir zu schreiben. Ich hatte gestern früh noch viel zu besorgen und mußte auch der Tochter des russischen Gesandten Orejow noch etwas ins Album schreiben, dann gingen wir zu dritt thalab, der Intendant des Darmstädter Theaters, Hofrath Werther, begleitete uns bis gegen Schappach. Unterwegs hatte ich manche gute Ansprache mit Begegnenden auf der Straße, und ich ging auch da und dort in die Häuser und Ställe. Es ist ein frisches und offenes Leben hier. Am Wege sah ich auch einen Baum fällen. Ich blieb, bis er fiel und sich den Berg hinab wälzte, und das

hat immer etwas Ergreifendes. Wir waren doch müde, als wir endlich zum „Ochsen“ nach Schappach kamen. Das große schöne Haus muthete schon voraus an, und drinnen Alles so stattlich: eine Stube wie ein überdachter und mit Tischen bestellter Marktplatz.

Wir aßen zu Mittag und wanderten dann weiter und überall ist vollsaftiges Dasein. Wir kamen wieder in milderes Klima. Da blühten die Rosen und da zeigte sich's auch: der Sommer hat seine Höhe erreicht, die Frühgerste ist geschnitten und eine Elster flog darüber hin und schnatterte vom leeren Kirschbaum. Gegen 6 kamen wir endlich hier an. Ich traf den Sohn des Försters von Rippoldsau, der hier Forstadjunkt ist, und mit ihm gingen wir ins Bierhaus, wo wir die Honoratiorenschaft trafen. Wie gesagt, ich schlief bis 8 Uhr und war dann ganz frisch. Ich unterhielt mich beim Frühstück eine Weile mit dem Ingenieur, der die Fortführung der Bahn aufnimmt. Dann sahen wir Bauern, geputzt auf Wagen hereinfahren, die Frauen mit goldenen Hauben. Es ist eine Hochzeit im Dorf. Wir gingen zur Kirche, blieben bei der Trauung und beim Hochamt. Das Hochamt muß doch großen Eindruck auf die Gläubigen machen, und ein Priester, dem dies ganze Ceremoniell gleichgiltig oder zuwider wäre, müßte doch einer der unglücklichsten Menschen sein, wenn er das alles doch so schauspielern müßte.

Den 28. Juni.

Ich bin nicht wieder zum Schreiben gekommen und muß dir also zuerst das hier Erlebte geben. Nach Tisch besuchten wir den Amtsrichter und gingen dann zu Fuß mit ihm nach Hausach. Er ist ein prächtiger Mensch, groß und imponirend in der Erscheinung, volltönend in der Stimme, wohlgebildet und sicher im Ausdruck.

Er erzählte uns sehr viel Ansprechendes. Ich hörte von ihm auch viel über die Entsittlichung, die das Großbauernthum mit sich bringt. Volkswirthschaftlich sind die geschlossenen Güter eine Stützung des nationalen Wohlstandes, aber es hängen entsetzliche Uebel damit zusammen, vor Allem die Abhängigkeit der Häusler, ihrer Frauen und ihrer Töchter und grausamer Mißbrauch.

In Hausach kam plötzlich eine Schaar Geistlicher, darunter auch der Pfarrer von Oppenau und der Stadtpfarrer Schultheiß von Wolfach, eine sehr ansprechende, noble Erscheinung. Er, der Pfarrer von Petersthal und der von Rippoldsau bilden ein Freundschaftskleeblatt. Die Geistlichen kamen von der Consecration des neuen Stadtpfarrers von Haslach, und in diesem Kreise ist etwas vom esprit de corps des Offizierswesens in eigenthümlicher Gestalt.

Wir fuhren auf dem Oberdeck hierher, und Abends beim Biere erinnerte

mich der pensionirte Forstinspektor von Hetzendorf daran, daß ich vor 26 Jahren eben um diese Zeit mit meiner Auguste hier über Nacht gewesen sei. Und in der That, es ist so. Von dem Herrlichsten, was ich erlebt habe, von dem Sein mit meiner Auguste habe ich oft gar keine Erinnerung mehr. Ich weiß jetzt, daß ich damals von Nordstetten aus durch das Kinzigthal reiste, über Offenburg nach Badenweiler, und ich weiß auch, daß wir hier an diesem Orte und in diesem Hause sehr glücklich waren. Mein Gedächtniß ist sonst sehr treu. Ich hatte die ganz genaue Erinnerung, daß ich jetzt gerade vor 50 Jahren hier im „Salmen" übernachtete mit meinen Eltern und meiner Schwester. Wir reisten zur Hochzeit meiner Schwester nach Altdorf. Ich erinnere mich nur noch des Wässerchens vor dem Hause.

Gestern früh ließ ich mir von dem jungen Forstmann Vielerlei erklären. Dann ging ich hier zum Schöffengericht.

Der Forstadjunkt, der mir gern Alles zeigt, hatte erkundet, daß ein großes Floß nach einer Stauung in Ruppach heute abgeht. Wir fuhren dorthin, und der Stadtpfarrer und der Amtsrichter begleiteten uns. Wir kamen just an, als die Wildwasser zu strömen begannen. Das Floß riß sich zu frühzeitig los und nun brauste es den hochangeschwollenen Bach hinab. Es war ein Ereigniß für das ganze Thal. Alles kam herbei, Jung und Alt, Schulkinder, die Frauen mit kleinen Kindern auf dem Arm. Aber bald zerriß das Floß und mußte nach etwa einer Viertelstunde liegen bleiben.

Freiburg, Zähringer Hof, 30. Juni 1873.

Vorgestern Abend bin ich hier angekommen, und du magst dir denken, wie mir's war, als ich wieder in dies Haus eintrat, wo ich voriges Jahr so arg daniedergelegen, so daß ich dasselbe nur, mich an einem Fremden führend, verlassen konnte. Gestern früh war ich sofort bei Professor Kußmaul. Er untersuchte mich und sagte wiederholt, daß mein Puls absolut normal sei. Indeß willfahrte er mir doch nicht, daß ich den Taraspar Brunnen in St. Blasien trinken dürfe. Er schlägt den Aufenthalt in der Alpenhöhe sehr bedeutend an und überhaupt die Ordnungsmäßigkeit, und so werde ich also morgen über Chur und den Albula ins Engadin reisen. Wunderlicher Weise soll ich dann nach der Kur in Tarasp einen Stahlbrunnen trinken, und das wird ganz gut in Jmnau gehen.

481.

Tarasp, 4. Juli 1873, Morgens 11 Uhr.

Und nun ist's gut, lieber Jakob, und soll noch besser werden. Nun bin ich hier und bin dessen froh, so gern ich auch den ganzen Sommer im Schwarzwald geblieben wäre. Die Reise war wunderbar schön und

erquicklich, und ich schrieb auch Mancherlei im Wagen, ohne daß es mich anstrengte.

Wie schön ist der Schwarzwald, aber auch unsagbar groß das Schweizer Hochgebirge, jener erquickt und dieses überwältigt.

Und nun will ich hier vier Wochen nur darauf denken oder vielmehr nur geschehen lassen, daß ich vergesse und neu werde. Ich möchte wieder gesund und stark sein. Ich habe für mich kaum mehr einen andern Wunsch als Gemüthsruhe.

Je näher ich hieherkam, um so mehr heimelte es mich an vom vorigen Jahre her. Freilich erschreckte mich schon am ersten Abend eine Nachricht. Ich las in der Zeitung, Wolfgang Müller von Königswinter ist gestorben. Er war mehrere Jahre jünger als ich, groß gewachsen, in schönsten häuslichen und ökonomischen Verhältnissen und ein braver, für alles Edle begeisterter Mann von allerdings mäßigem Talent, ohne rechte Individualität; ich habe ihm nicht einmal ein gutes Wort sagen können über den „Rattenfänger von St. Goar", den er mir gewidmet hat, aber er hat mir das nicht übel genommen und war mir stets gut.

Den 11. Juli.

Ich möchte dir sehr gern Ausführliches über mein hiesiges Leben schreiben, aber ich komme nicht dazu. Morgens bin ich müde nach dem Brunnentrinken, kann mich kaum des Schlafes erwehren und etwas lesen, und Mittags werden Ausflüge gemacht, dann ist man wieder müde und ich schlafe ein, ohne nach der alten Gewohnheit vorher noch etwas zu lesen.

Ich hatte sehr anmuthende Menschen hier, den Concertmeister David aus Leipzig mit seiner Tochter, der Frau Dr. Eckart aus Hamburg mit einer ledigen Tochter. Sie sind aber bereits wieder fort. Man ist an solchem Kurorte wie ein wandelnder Patient; man träumt so hin, empfängt Natureindrücke, plaudert, schläft, und so kannst du ganz ohne Beunruhigung sein, wenn ich dir auch längere Zeit nicht schreibe.

482.

Tarasp, 22. Juli 1873.

. . . Daß du meinen Aufsatz im Herald wieder gelesen und mir so gut darüber sprichst, hat mir besonders wohlgethan. Du kannst dir gar nicht denken, wie viel darüber gespöttelt und gewitzelt wurde, nicht nur in den Witzblättern, sondern auch in ernsthaften Blättern. Niemand hat wissen oder bekennen wollen, daß es auch für die tagesläufigen Dinge eine höhere Betrachtnahme geben muß.

11*

Tarasp, 27. Juli 1873.

Heute geht August fort nach Amerika! Das war beim Erwachen mein erster Gedanke, und es hat doch etwas tief Angreifendes. Aus der weiten Reise mache ich mir gar nichts; aber man kann einen eben doch nicht anrufen, wenn es nöthig ist.

Ich hatte gestern wieder Erschütterungen allerlei Art. Ich weiß nicht, ob ich dir schon von dem plötzlichen Tode des Concertmeisters David geschrieben habe. Ich habe mit dem Manne im Besten gelebt, und er hielt sich beständig in der Sphäre des höheren Interesses für Kunst und Leben. Er spielte mir gute Musik vor. Nun reiste er mit seinen Kindern von hier nach Klosters, besuchte den Silvretta-Gletscher und sagte auf dem Rückwege: „O wie schön ist es!" Der Sohn, der ihm etwas ansehen mochte, fragte: „Vater, wie ist dir?" „Mir ist so wohl!" antwortete er, und bei dem Worte „wohl" sank er um und war todt. Er war nur ein Jahr älter als ich, und wir waren hier bei Tische Nachbarn, und Tag und Nacht und auf allen Wegen, die ich mit ihm gewandert, ging mir sein plötzlicher Tod nach. Es ist freilich ein schöner Tod, soweit eben Sterben schön sein kann.

Nun las ich gestern die Nachricht von der Verunglückung der Frau von der Pfordten auf der Eisenbahn bei Wesen. Du erinnerst dich vielleicht, daß ich mit Pfordten und seiner Frau sehr nahe befreundet war in Leipzig, wo ich mit ihnen in einem Hause wohnte. Ich habe die jugendlich schöne Frau damals oft geneckt, daß sie noch Ministerin werde, und da sie sehr neckisch war, hatte ich ihr versprochen, daß ich ihr dann einen Brief schreibe mit dem Titel „Excellenz", und das geschah auch. Und als ich mit meiner Auguste auf der Hochzeitsreise war, hatten wir bei Pfordtens mit den schönsten Tag. Und nun plötzlich so grausam aus dem Leben hinausgedrückt. So lebt man durch viele freundliche Beziehungen ein hundertfältig schmerzliches Leben mit.

Ich empfange daraus aber auch wieder Freuden der schönsten Art. Ich hatte gestern Nachmittag eine solche. Ich wurde mit einer Freundlichkeit besonderer Art überrascht. In geheimnißvoller Weise wurde mir und dem nächsten Freundeskreise hier mitgetheilt, daß die Direktion des Bades mir etwas stiften wolle. Wir wanderten nun in ansehnlichem Zuge am heißen Mittag — die Hausdiener gingen mit Körben voraus — nach Vulpera hinauf und von dort den Weg nach Avrona. Ich ging mit Löwe-Calbe hinterdrein, da wir beide gern langsam schreiten. Voraus ging Professor Richter aus Berlin u. m. A. In Vulpera gesellte sich der Kantonsingenieur von Salis und der Arzt von Vulpera zu uns. Wir kamen endlich am schönsten Punkte des Weges an, da, wo im Ausblick auf die Bergkette diese sich wie eine Bucht abschließt. Dort war eine neue grüne Bank aufgestellt.

Man lagerte sich am schattigen Waldrain, die Champagnerpfropfen knallten und Direktor von Planta hielt eine Anrede, wonach die Direktion beschlossen habe und der Kanton zustimme, daß man diesem Platze den Namen „Auerbachshöhe" gebe. Er knüpfte noch einige sehr freundliche Worte daran, und nach einiger Zeit antwortete ich, wie seltsam es bewege, daß der Name eines kleinen Menschen eingeschrieben werden solle in die Alpenwelt. Ich schloß noch einige weitere Gedanken daran, wie die Natur keine Confession und keine Nationalität gelten lasse und wie solch eine Heilquelle alle Menschen gleich mache, denn da heißt es nicht: „Was bist du?" sondern: „Was fehlt dir?" Ich darf sagen: es war über Alle eine höhere Stimmung gekommen und das Ganze verlief in derselben.

Du kannst dir denken, was diese Geschichte hier für Rumor machte, und ich muß dir offen sagen: die Sache freut mich. Sie ist ja nicht von Bedeutung, aber sie ist mir doch auch wieder ein Dokument, daß es mir gelungen ist gut und weit zu wirken.

483.

Tarasp, 30. Juli 1873.

Mir ist jetzt so wohl und frei, daß ich's dir gleich sagen muß. Die Kur hat mich ganz erfrischt und von wägbarer und unwägbarer Schwere befreit. Solch eine Kur hat das Wunderbare, daß man, ohne acut krank gewesen zu sein, das wohlige Gefühl der Genesung empfindet.

Alle Menschen sind mir freundlich. Und wie erquicklich ist der tägliche vielstündige Gang mit Löwe-Calbe, er ist ein Mann, der alles Leben in großem geschichtlichem Zuge sieht, und dabei als echter Mann der Wahrhaftigkeit dankbar für jeden neuen Hinweis, und er hat mich auch äußerlich an einen ruhigeren stetigen Schritt gewöhnt. Ich lerne viel von ihm, und das ist immer das Nahrhafteste.

Den 31. Juli.

Und es ist so verblieben, auch heute. Ich habe ein Gefühl der Befreiung, eine Spannung, als ob ich von der nächsten Stunde irgend ein Glück zu erwarten hätte, und ich weiß doch nicht was. — Ich reise also morgen nach Nordstetten-Imnau.

484.

Nordstetten, 5. August 1873.

Also in Nordstetten! Du kennst die Stube, lieber Jakob, in der ich dir schreibe. Ich bin also gestern gegen Mittag hier angekommen. Ich habe es vermocht, alle Rührung niederzuhalten, es ist unsäglich hart, daß meine Geschwister hier alle todt sind. Gestorben! Ausgewandert! hört man hier ständig, wenn man nach dem und jenem fragt. Zu der Amerikasucht ist

nun die Freizügigkeit im Lande gekommen, und es ist wie in einer Gesellschaft: wenn Einer zum Fortgehen aufsteht, stehen die Anderen auch auf und haben keine Ruhe mehr. Drüben in Schwandorf steht die Synagoge verödet und der jüdische Kirchhof verlassen, es sind keine Juden mehr da. Ich sehe es kommen, vielleicht schon in einem Jahrzehnt, daß es auch in Nordstetten so ist. Der Bauer haftet noch mehr an seinem Acker als der Jude, der ihn nicht ererbt, sondern gekauft hat und den Geldwerth darin sieht und darüber weg auf anderes zu Erwerbendes. Da liegen historische und seelische Bedingungen, gegen die sich nichts machen läßt.

Wir reisten Freitag früh von Tarasp ab. Am Wagen waren noch die alten und die neuen Freunde versammelt, und die Fahrt ins Ober-Engadin war eine helle Lustreise. Ich blieb mit Dr. Ehrlich in Ponte über Nacht und erlebte noch ein rasendes Doppelgewitter in der Nacht, so daß es am Morgen bis auf den Julier hinauf empfindlich kalt war. Von da an aber wurde es wieder heiß. In Chur war ich einige gute Abendstunden bei Advokat Hilty, dessen Frau eine Nichte meines verstorbenen Freundes, des „Reichsregenten“ Heinrich Simon ist. Sonntag Morgen reisten wir nach Rorschach, fuhren über den See nach Friedrichshafen und von da nach Constanz, wo wir treffliche Menschen fanden: Apotheker Leiner und Musikdirektor Tatowsky. Ich sprach auch den Maler Schwörer, der einen Theil der Fresken im Conciliumssaal malt. Ich sah dort seine Bilder und die von Pecht, die leider nicht gelungen sind. Wir fuhren noch Abends weiter, und ich sah die Villa, die sich Scheffel in Radolfzell baut, konnte ihn selber aber nicht sprechen. Wir blieben in Tuttlingen über Nacht, wo ich Dr. Kapf traf, dem ich voriges Jahr am Titisee begegnete, kurz vor meiner Krankheit. Ich habe Tuttlingen in meiner Kindheit so oft nennen hören, jetzt sah ich das Städtchen, das mit jener Geschmacklosigkeit gebaut ist, die eben im Anfang unseres Jahrhunderts im Schwange war, denn in jener Zeit war es ganz abgebrannt. Ich fuhr dann über Rottweil nach Horb, wo ich von den hiesigen Verwandten erwartet wurde.

Nach Tisch kam der Vetter Franck. Er ist der Sohn von meiner Mutter Bruder, ist vor 26 Jahren als armer Bursch, dem wir das Ueberfahrtsgeld zusammenbringen mußten, ausgewandert, ist von Handwerk ein Goldarbeiter, war Soldat in Mexiko, war Goldgräber in Californien, war Koch, Zeitungsherausgeber und hat eine Quaterone aus Chili geheirathet. Die Frau ist bei ihm, sie spricht nur spanisch und ist brustkrank. Er hat es so weit gebracht, daß er eine eigene Colonie mit Namen Franck gegründet hat, und hat noch viele tausend Morgen Land. Es ist ein Mann von schönem Ebenmaß und scheint in großem Ansehen zu stehen.

Ich ging ins Dorf, ich besuchte mein Elternhaus, und ich habe auch

da vermocht alle Aufregung niederzukämpfen. Ich fuhr nach Imnau. Dort sprach ich auf der Straße den jungen Fürsten Wied, der als Student viel bei uns in Bonn gewesen war. Ich gab meine Karten beim Fürsten von Rumänien und der Fürstin Mutter von Wied ab. Später sah ich auch den Rumänier selber. Er hat sehr gealtert, seit ich mit ihm auf seines Vaters Landsitz im Kanton Appenzell gewesen war.

Heute früh machte ich vor dem Frühstück einen Gang gegen den Buchhof und durch die Dorfstraße, und die Bauern alle kennen mich und sind überaus freundlich beim Wiedersehen.

485.

Bad Imnau, 9. August 1873.

Vorgestern Morgen ging ich mit Franck, der abreiste, die Steig hinab. Am Bahnhof war herzzerreißendes Weinen von Bauern und Bäuerinnen, die von Auswanderern Abschied nahmen. Endlich fuhr auch Franck davon thalauf und ich bald darauf thalab hierher. Ich erhielt bald ein Telegramm von Professor Richter, daß er von der Schweiz aus zu mir nach Imnau käme, und Nachmittags kam er auch exact an.

Ich hatte mit Richter gute Morgenstunden; er reiste noch vor Tisch ab. Eine rechte Freude hatte ich von dem Besuche des Pfarrers Köstlin von Sulz mit seiner Frau. Köstlin ist der Sohn meines verstorbenen Jugendfreundes, des Professors Reinhold Köstlin in Tübingen.

Den 10. August 1873.

Gestern Abend, als ich mit Dr. Ehrlich von einem Spaziergange zurückkam, standen die hiesigen Bauernmädchen, festtäglich gekleidet, mit Lampen vor der Wohnung der rumänischen Fürstin, die heute abreist. Sie sangen mit in die Höhe gezogenen Stimmen sogenannte Kunstlieder, und überhaupt nach den Wahrnehmungen, die ich jetzt mache, erlischt allmählich das alte Volksleben.

Schule, Militär und Eisenbahn, das sind drei gewaltig auflösende und nivellirende Mächte, und wer weiß, wie bald man meine Volkserzählungen lesen wird wie eine Indianergeschichte, Kunde gebend von verschollenen Zuständen und Gemüthsbesonderheiten. Aber freilich, ein Volksleben hat seine besonderen Gesetze und Wandlungen, und es ist verkehrt, anzunehmen, daß eine bestimmte Form alleiniger adäquater Ausdruck seines Wesens sei.

Den 11. August.

Ich habe gestern Shakespeares „Maß für Maß“ neu kennen gelernt. Es ist eigentlich eine Schande, daß ich dies wunderbare Stück, eines der

reifsten des reifsten Dichters, seit meiner Studienzeit, wo ich's nicht verstehen konnte, nicht mehr gelesen hatte. Shakespeare gegenüber fühle ich mich wie zu den Schweizerbergen, so unsäglich klein, eine Ameise am Fuße einer Eiche.

Ich habe seit lange her wieder eine runde Arbeit in kurzen Stunden voll in mich aufgenommen, ich verstehe den Aufbau in Construction und Decoration, und wenn mich Shakespeare auch stets deprimirt und meine Thätigkeit so unsäglich klein erscheinen läßt, so thut er mir eben doch wieder wohl wie ein Hochwald mit rauschenden Strömen. Das kann ich ja auch nicht sein und mich nur freuen, daß ich sie empfinde.

Den 12. August.

Vorgestern Abend las ich im „Merkur", daß mein alter Schulgenosse und Festungsgenosse Dopfer, Advokat aus Riedlingen, mit Familie in Niedernau ist. Ich ging also vor Tisch nach Eyach, fuhr nach Niedernau und traf dort den seit 36 Jahren nicht Gesehenen in alter fester und treuer Kraft der Innigkeit. Das thut wohl. Dann wartete ich, bis Jeannette mit dem Zug von Stuttgart kam, und du magst dir ihre und meine Freude denken. Ich weiß sicher, wir werden schöne Tage miteinander haben, und sie erzählt viel und gut vom Leben daheim, von den Eltern und natürlich am meisten von der Mutter.

Wir gehen heute nach Nordstetten, auch auf das Grab der Eltern.

486.

Imnau, 14. August 1873.

Wie hat mich dein Brief gefreut, lieber Jakob, es ist ein so heller Ton darin, und du hast Recht, ich sollte mehr das Leben mit Humor betrachten, freier und unverletzlicher. Ich habe mir den Widersprüchen gegenüber oft gesagt: Der Storch hält den Frosch für die höchste Delikatesse, und es ist naturwidrig, ihm das zu bestreiten.

Gestern machte ich auf Veranlassung des Kameralverwalters von Horb einen etwas anstrengenden Ausflug. Es ist nämlich mein Plan, der allerdings nur noch weit hinausliegt, die Umwandlung des Volkslebens durch die Eisenbahn darzulegen, und ich habe dazu eine sich allmählich bildende Fabel, indem ich den Tunnel am Dorfe zum Mittelpunkt mache. Ich glaube, daß ich zeigen kann, wie das landschaftliche in sich verschlossene Stillleben sich abblättert, oder ich möchte eher sagen, wie die Volksindividualität die ersten Milchzähne verliert, und das ist nach meiner Erfahrung immer die rechte poetische Stimmung, namentlich bei mir, wenn man ein bestimmtes Ziel hat, aber den Weg dahin durch Nebel und über Berg und Thal erst suchen muß.

Ich reiste also mit meinem Großneffen, der zwei Bauernpferde vorgespannt hatte, von hier gen Hochdorf. Es war eine besondere Freude, da jetzt durch Dörfer zu kommen, die ich in meiner Kindheit immer nennen hörte, in die ich aber nie gekommen war. Ich freute mich besonders auf Hochdorf. Das liegt auf dem jenseitigen Berge fast in gleicher Höhe mit Nordstetten. Man sieht es immer vor sich, und du wirst dich erinnern, daß ich in „Ivo" die Kinderanschauung niederlegte, da wir meinten, drüben in Hochdorf am begrenzten Horizont steht der Himmel auf, und da kann man in den Himmel hinein. Wir kamen über die neu zu bauende Bahn. Es arbeiten da viele Italiener, und bald bemerkte ich an den Landleuten eine Einwirkung der Eisenbahn. Man grüßt den Fremden in Stadtkleidern nicht mehr, wie man ehedem that im Gedanken, daß das ja ein Herr Actuar sein könnte. Man denkt eben, das sind Fremde, die dich nichts angehen.

Nachdem wir in Hochdorf etwas gegessen, gingen wir nach dem Menagenhaus thalab, das bei dem Tunnel liegt. Da wohnen die Arbeiter und werden gespeist, und ein Feldwebel, dessen Abschied mit der Bezeichnung „sehr gut" an der Wand hängt, ist der Menagenhalter und führt ein sicheres Regiment.

Ich ging eine Zeitlang durch den nahen Wald, da begegnete mir ein schöner junger Bursch mit seiner Grubenlampe. Er ging sehr mühsam. Er war vom Gerüste gefallen und wollte nun heim nach Altheim und sich untersuchen lassen. Es führen viele Fußwege durch den Wald, die von den Bahnarbeitern getreten sind.

Die Ingenieure kamen, sie zündeten die Lampen an und wollten mir den Tunnel zeigen, aber es war grausam kalt und ich ging nicht weit hinein. Ich sah nur noch, unter dem Portal des Tunnels wohlgeschützt, Sprengungen zu. Ich besah dann noch die Einrichtung der Menage und fuhr mit dem Kameralverwalter und dessen Frau durch schönen Wald nach Altheim, wo wir eine neue gothische Kirche sahen, und dann über Horb und Nordstetten wieder hierher.

Den 19. August.

Ich lebe jetzt fast nur in Erinnerungen der Vergangenheit, und zwar meiner Kindheit. Ich habe auch mancherlei wundersame Begegnungen, aber zum Schreiben ist's zu viel.

Die belastenden Eindrücke verlieren sich allmählich. Ich gehe mit Ruhe am Nordstetter Friedhof vorbei, wo ich einst begraben sein werde, wie ich in meinem Testamente bestimmt habe.

Den 21. August.

Eben, als ich dir schreiben und von meiner Erinnerungswallfahrt nach Hechingen berichten wollte, sehe ich in die Zeitung und da lese ich,

daß Kirchenrath Maier vorgestern gestorben ist und heute begraben wird. Du weißt, wie mich Derartiges immer packt, und an Kirchenrath Maier habe ich so viele Erinnerungen. War ich ja im Winter 35 und 36 sein Sekretär, da damals das eine noch sehkräftige Auge in Gefahr war. Ich habe ihm vorgelesen, für ihn geschrieben, und seine etwas herbe und trockene Natur wirkte gut auf meine damalige phantastische Ueberschwenglichkeit. Und du trafst ja damals auch mit ihm in Verbindung. Ich habe von da an immer in bestem Vernehmen mit ihm gestanden. Er war nicht der große Gelehrte, für den wir ihn früher gehalten hatten, aber er war ein verläßlicher Charakter und ein Mann von großem Takt, ganz dazu geschaffen, eine gewisse büreaukratische consistoriale Ordnung in die zigeunerischen jüdischen Verhältnisse zu bringen. In den letzten Jahren, wenn er manchmal bei mir in Cannstatt frühstückte, kamen wir zu guten Verständigungen, und er hatte meine Wirksamkeit mit einer gewissen lehrerhaften Liebe im Auge. Es war mir ein anheimelnder guter Punkt, ihn in Stuttgart zu wissen und, so oft ich hinkam, ihn regelmäßig zu besuchen. Es schwindet mit ihm eine jener Naturen, die aus initiativer Selbstführung heraus sich und ihre Amtspflichten gut ordneten, so daß der Fortschritt sich gleichmäßig damit fortsetze.

Ich fuhr gestern mit Jeannette im offenen Wagen nach Hechingen. Ich hatte diesen Weg seit dem Jahre 1827 nicht mehr gesehen und doch kannte ich noch Alles; nur schien mir der Ausblick auf die rauhe Alb viel schöner. Vierzig Jahre sind es, seit ich in Hechingen war, von Tübingen aus als Student, und ich kannte noch jedes Haus und wußte, wer darin gewohnt hat. Ich ging durch die Judengasse, hielt mich lange bei der Wittwe Reichenberger auf und habe viel, unsäglich viel Altes neu belebt. Ich ging in die Synagoge, ich begrüßte viele Nachkommen alter Bekannten, und endlich suchte ich das „Lehrhaus" auf, wo ich anderthalb Jahre in Clausur gelebt habe. Es ist jetzt eine Baumwollspinnerei darin. Da, wo ich geschlafen hatte, ist jetzt eine Maschine aufgestellt, und in unserm Studirzimmer drehen sich die Spindeln.

Ich mußte endlich umkehren. Mir schwindelte, ganz physisch genommen, als sähe ich bald gewaltige Höhen hinauf, bald unergründliche Tiefen hinab bei dem Blicke auf Vergangenheit und Gegenwart, und es war mir fast, als wäre ich aus der Welt, draußen, gestorben gewesen und wäre wieder zurückgekehrt und sähe Alles.

Ich besuchte nach Tisch noch kurz den Kreisdirektor und Reichstagsabgeordneten Evelt, der dann eine Zeitlang mit mir ging, und als es bereits Nacht zu werden begann, fuhr ich wieder hierher. Es war ein frischer belebter Tag mit einem vollgerüttelten Maß von Erweckungen.

487.

Jmnau, 24. August 1873.

Es herbstelet, heißt es hier zu Lande; gestern Abend und heute früh lagen die ersten Herbstnebel auf den Thalwiesen. Ich habe ein volles Sommerleben durchathmet, und es bangt mir, daß ich nun bald wieder in Mauern eingeschlossen sein soll. Aber ich habe noch viel zu arbeiten, und das wird mir helfen. Meine Mutter hat immer gesagt: man soll nicht Hopsa rufen, eh man überm Graben ist. Ich meine fast, ich habe das nicht befolgt, aber ich bin der Zuversicht, daß es mir an Spannkraft nicht fehlt, über alle Schwierigkeiten zu turnen, wenn mir nur die nöthige Gemüthsruhe bleibt.

488.

Freiburg, im Zähringer Hof, am Sedan-Tage 1873.

Da bin ich also und ich denke, es ist am besten, ich bleibe hier und sehe, daß ich vor der Rückkehr nach Berlin mit meiner Arbeit fertig werde.

Heute früh wurde mit Kanonen geschossen, die Stadt ist geflaggt, aber sonst ist nichts von Festlichkeiten hier. Ich fürchte, wir bekommen am Sedan-Tage doch kein rechtes Nationalfest, obgleich dieser Tag einen weltgeschichtlichen Wendepunkt bezeichnet. Solch eine Peripetie bringt momentane Bewegtheit, läßt aber nicht in ihr ruhen, und jetzt ist mir auch noch etwas klar geworden: Der 2. September ist nicht mehr Sommer und noch nicht Herbst, die Menschen sind noch sommermüde und noch nicht zum daheimigen Ruhgefühl gekommen, die Beamten, die Lehrer, sind noch in den Ferien oder kommen eben erst heim, und die Soldaten sind in den Herbstmanövern draußen.

Ich glaube, ich hatte mit dem Maienfest doch Recht, wenigstens sind die Menschen im Frühling festlicher gestimmt. Aber was läßt sich da machen? Die Dinge der Welt vollziehen sich nicht logisch.

Freiburg, 4. September 1873.

Es ist schön Wetter, ich habe ein ruhiges Zimmer, ich bin wohlauf und sehe frischer Arbeit entgegen; das ist ein gedeihliches Leben, von dem ich dir gern bald Mittheilung mache.

Dies Freiburg muthet mich stets und ständig wohl an, die Häuser und die Menschen schauen mich so hell und heimatlich an. Noch bin ich im Gasthof.

Es ist eine entschiedene Verletzung der süddeutschen Gefühle, daß man das Siegesdenkmal am 2. September enthüllte, dem man Trophäen aus dem 66er Kriege einfügte.

489.

Freiburg, 5. September 1873.

Heute habe ich, von Fr. Vischer zugesendet, das sechste Heft seiner „Kritischen Gänge" erhalten, das erst in den nächsten Tagen im Buchhandel erscheint. Ich bitte dich, lieber Jakob, es sofort zu lesen, wenn auch nur, wie ich sofort gethan, den letzten Aufsatz über das Buch von David Strauß. Ich habe während des Lesens und noch lange nachher im freiesten Aether vergessen, wer und wo ich bin und was mich alles belastet. Ich habe aus diesem Aufsatze eine Vertiefung und Klärung empfangen und eine Freude am Autor und Liebe zu ihm, daß ich mich wie von ambrosischer Speise gesättigt fühle. Es ist doch eine herrliche Zeit, daß wir solche Männer haben und daß wir endlich Alles frei und gradaus sagen dürfen. Und weißt du, was ich noch bekommen habe? Das volle Bewußtsein, daß ich eigentlich keine streng philosophische kritische Kraft habe. Aber es genügt mir, daß ich verstehe, und das ist genug.

Ich glaube, ich habe dir von Strauß erzählt, wie Vischer ihm geschrieben hatte und wie er die Briefe ungelesen weglegte. Daraus wirst du den letzten Passus in dem Vischerschen Aufsatz besser verstehen, und die Art, wie er sich nun doch kameradschaftlich ihm zugesellt und doch seine eigenen Waffen führt und seine Treffkunst übt, ist so schön als mannhaft.

490.

Freiburg, Karlsstraße 11, den 11. September 1873.

Ich war vorgestern beim Festmahle für den Großherzog. Es war heiter, der Stadtdirektor Haas hielt eine vortreffliche Rede, und es ist in der That eine Freude diesen Großherzog zu loben, denn an patriotischer Aufopferung und Humanität überragt ihn kein Mann in Deutschland.

Gestern nun hatte ich eine große Freude. Ich suchte den Bruder Eduard Laskers auf, um nach diesem zu fragen, und eben vor einer Stunde war er aus der Schweiz angekommen, sonnenverbrannt, rüstig, stramm und dabei von der alten Innigkeit. Ich glaube, daß er mich eben so lieb hat wie ich ihn. Wir machten dann einen großen Gang über den Lorettoberg nach dem sogenannten Rebhäuschen, das in einer Bergesbucht liegt mit einer tief erquickenden, seelenberuhigenden Aussicht nach Güntersthal und den Waldbergen. Wir besprachen Mancherlei. Beiläufig gesagt: David Strauß ist unrettbar verloren, wie Helmholtz Lasker erzählte.

. . . Man könnte ein ganzes Kapitel darüber schreiben, wie Heine gewirkt hat und noch wirkt. Der Witz diskontirt schnell die Thatsache. Der Witz ist zeigbar, brillantirt; das gute Denken ist mehr stiller Besitz.

Mir ist wieder Vieles über Heine aufgegangen. Er agirt mit dem ganzen Apparat der Romantik, ohne eigentlich je in Wahrheit davon erfaßt gewesen zu sein. Er hat sich selber gefoppt und foppt Andere, und bei all seiner großen Dichterkraft (und die ist außerordentlich groß; er ist seit Goethe derjenige, der einen neuen Ton, ich möchte sagen ein neues Instrument in das Orchester der Poesie gebracht hat) hat er selber keine Erquickung davon und bietet auch Andern keine reine. Für mich ist das vielgesungene Lied: „Ich grolle nicht“ eine boshafte Rohheit ohne Gleichen, denn er sagt eigentlich darin der Geliebten: „Etsch, etsch! Du bist doch unglücklich.“ Und wenn er in seinen letzten Tagen sich mit jüdischen Reminiscenzen aufschminkte, so ist auch darin, wie immer in jeder Dichtung, ein Naturton, aber Wangen, die Schminke auf sich hatten, bekommen nie mehr das gesunde natürliche Roth.

Ich muß den Artikel suchen, den ich schon im Jahre 40 über ihn geschrieben habe, bevor ich aus seinem Nachlaß wußte, daß er mich gehaßt hat.

Den 13. September.

Ich wollte gestern mit Lasker spazieren fahren; er kam mit dem Wagen und sagte mir, daß Hecker auch mit von der Partie sein werde. Wir fuhren nach dem Hause seines Bruders, des emeritirten Professors, und ich trat auch ein und wurde von Hecker cordial begrüßt. Er ist viel breiter geworden, ist natürlich auch gealtert, hat aber noch sein lebhaftes Auge. Auch seine Schwägerin, Frau Eisenhardt aus Mannheim war da, und da diese und der Professor und Frau mitfuhren, so kam ich in einen besondern Wagen mit Hecker. Er erzählt viel, daß er Gesetzgebung und Naturwissenschaft in allen Sprachen studire. Auch von seiner harten Urbarmachung des Landes und seinen Jagden erzählt er. Ich konnte nicht umhin, ihm geradeaus zu sagen, daß mir seine Stuttgarter Rede sehr ungehörig erschiene. Er hatte nicht nöthig, Amerika auf Unkosten Deutschlands zu preisen und er kenne ja besser, als wir alle, die Veruntreuungen und den unehrlichen Haushalt in den Freistaaten. Er erwiderte mir, daß er sich durchaus und nur als Amerikaner betrachte. Ueberhaupt steht Hecker noch in der Revolutionsstimmung durch und durch. Er kommt mir vor wie Einer, der erhitzt vom Tanze in eine ruhig stille arbeitsame Familie hineinkommt, und er scheint mir in Deutschland nicht lernen und hören, sondern lehren und reden zu wollen. Aus Allem, was er sprach, wird mir klar, daß er eigentlich ein Thatmensch, von der Natur zum Soldaten angelegt ist. Ich habe auch nicht eine einzige eigenthümliche Idee oder Wendung von ihm gehört, nicht eine einzige frappirende Betrachtung, und wir waren hin und her mehr als vier Stunden unausgesetzt beisammen. Anziehend ist nur,

was er von seinem Kriegerleben erzählt, und da hat er mir schöne Züge von seiner Hingebung für die Neger erzählt und von deren Dankbarkeit.

Ich kam von dieser Fahrt überaus ermüdet zurück. Ich habe gesucht Hecker Manches zu sagen, aber ich bin nicht Politiker genug. Er gab mir sein Bild und ich ihm das meinige.

Freiburg, 16. September 1873.

. . . Ich weiß recht wohl, daß ich [mit meiner jetzigen Arbeit] in das politische Gebiet hineingreife, ohne Politiker zu sein, aber ich spreche eben meine Anschauungen als Bürger und Genosse meiner Zeit aus, und so wie ich sind und empfinden Tausende, und was ich fixire, ist ein Fluidum in der Geschichte.

491.

Freiburg, Sonntag, 5. October 1873, Morgens 8 Uhr.

Nun ist alles geordnet und ich komme doch heut um 10¼ von hier fort. Ich war heute wie täglich (nur etwas früher) mein Stündlein auf dem Schloßberg und nahm Abschied von der hiesigen Landschaft, die mir so wohl thut. Ich habe gestern Abend noch von den Freunden hier in der Gesellschaft der „Zimmermänner" Abschied genommen.

492.

Stuttgart, 8. October 1873.

Heute früh war ich bei Strauß in Ludwigsburg. Ich fuhr schon um halb Acht von hier ab, die heimkehrende Feuerwehr stand an der Station, sie kam von Zuffenhausen, wo heute Nacht acht Häuser abgebrannt sind und zwei Menschen, Brüder von 22 und 25 Jahren, mitverbrannten.

Ich kam nach Ludwigsburg; ich sprach zuerst mit der Wirthschafterin, die noch im elterlichen Hause von Strauß heimisch war. Ja, daß ich's nicht vergesse. Dieser Wirthschafterin haben, wie mir der Sohn erzählte, die Pietisten Blättchen zugeschickt, worin Strauß als der Urteufel, der mit Recht so zu leiden habe, dargestellt war. Und das nennt sich Religion der Liebe und sucht einem Kranken die Wärterin zu verhetzen.

Die alte Wärterin hatte mich gemeldet. Ich trat ein, Strauß lag auf dem Sopha; seine Stimme war hell und er streckte mir beide Hände entgegen. Es ist alles sauber und wohlgeordnet bei ihm, und über dem Sopha hängt der Kupferstich nach einem Bilde von Dietrich, den Tod des Sokrates darstellend.

Wir sprachen zuerst von seinen Kindern, und er äußerte seine große Herzensfreude, sowohl am Sohn wie an der Tochter, und er lachte herzlich, da er jetzt auch noch Großvater eines Zwillingspaars von Jungen geworden. Er erzählte mir von seiner Krankheit, vom Aufenthalte in Karlsbad

und wie er, seit die Bäume zu grünen anfingen, nichts mehr von Ludwigsburg gesehen habe. Er war etwas verbittert über die Zeitungen.

Strauß spricht auch mit großer Liebe von Eduard Zeller.

Als ich davon erzählte, daß ich gestern die C-moll-Symphonie hatte hören wollen, sagte er, das sei ihm das Schmerzlichste, daß er Musik entbehren müßte.

Als ich ihm sagte, daß mir sein Sohn wahrheitsgemäß gesagt, es sei wieder Hoffnung vorhanden, richtete er sich auf, faßte meine Hand und sagte: Ich weiß nicht, was ich damit soll; ich war fertig und es war gut; das Einzelne ging mich nichts mehr an, und ich weiß nicht, wie ich nochmals leben soll. Was soll ich thun? Literarisches ist nicht mehr nöthig und für mich nicht mehr am Ort, und ich war so ruhig fertig; aber wenn es sein muß, so mag es kommen.

Er bat mich nun, ihm von meinem Buche zu erzählen, und er drückte die Hoffnung aus, daß er es doch noch lesen könne. Als ich ihm sagte, daß der Erzähler bei einer neuen Aufgabe sagt: „wir sind dazu da, um verbraucht zu werden", wendete er sein großes Auge, und ich sah den feuchten Glanz darin. Ich bereute, das gesagt zu haben, aber es war einmal gesagt.

Ich ging durch die Stadt; da wird exerzirt und spaziert, und dort liegt der so rein denkende, ruhig dem Tod entgegenschauende Mann. [Ich] nahm Reseden mit und brachte sie Strauß. Er war sehr erfreut davon und sagte, ich ließe ihm in jeder Weise einen Resedenduft zurück. Er erzählte mir noch, daß er seinen Kindern die Weisung hinterlassen, meinen Takt in der Auswahl seines Nachlasses und Publikation zu Rathe zu ziehen. Ich war sehr ergriffen, suchte es aber zurückzuhalten, als ich von Strauß Abschied nahm. Er begleitete mich ins Vorzimmer und hielt meine Hand lange in seinen beiden Händen.

493.

Heidelberg, 12. October 1873, Abends 7½.

. . . [In der Zeitung] steht die telegraphische Nachricht, daß am Mittag Hermann Kurz in Tübingen am Herzschlag gestorben ist. Er ist zwei Jahre jünger als ich, und du erinnerst dich vielleicht, daß ich eben jetzt vor 41 Jahren mit ihm in Tübingen in studentisch heiterer Verbindung war. Er hieß damals „das blaue Genie". Er, Ludwig Seeger, und Rudolph Kausler und ich hatten damals schon poetische Anflüge. Hermann Kurz, von offenbarer Begabung und von reichem Wissen, behielt als Opposition gegen das Stiftlerwesen sein Leben lang etwas Gewaltsames, von den Forderungen und Formen des bürgerlichen und sozialen Seins sich

burschikos Emanzipirendes. — So sehe ich nun wieder auf einen Lebensgang zurück, der groß angelegt, doch zu keinem rechten Ziele gelangte.

494.

Berlin, 21. October 1873.

Da bin ich also und stehe nach sechs Monaten wieder am eigenen Schreibtisch, und mein erstes Wort ist zu dir.

Ich bin noch ganz erfüllt vom Wohlgefühl des Seins bei dir und den Deinen.

Ich habe doch Recht gehabt, daß ich dir provisorisch Lebewohl sagte. Es ließ mir keine Ruhe und ich kam noch zu guter Zeit zur Bahn. Ich war auf der ganzen Reise allein, und das ist immer das Erquicklichste für mich. Ich hatte mir viele Zeitungen gekauft und freute mich besonders des Nachhalls, den der Briefwechsel zwischen Papst Pius und Kaiser Wilhelm allerorten erweckt. Das Verständniß, daß damit ein Wendepunkt der Weltgeschichte bezeichnet ist, ist allgemein, mich aber ergötzte auch noch die ästhetische Betrachtnahme. Die Bewältigung der Hohenstaufen-Geschichte ist noch keinem Dichter gelungen. Hier aber ist ein Dialog zwischen Kaiser und Papst, wie ihn kein Shakespeare tontreffender hätte geben können.

Es ist doch schön, daß wir eben jetzt leben. Und da schwindet alles Kleine oder sollte doch schwinden.

Ich war aber nicht stets in solchen weltweiten Gedanken. Ich las auch eine Novelle von Balzac, betitelt Capitän Baz, von Anfang bis zu Ende, sie ist vortrefflich concipirt und frei ausgeführt und die Gewaltsamkeit des Motivs spielend überwunden.

Den 25. October.

Ich muß dir heute Mancherlei nachtragen, was dich interessirt. Vorgestern hatte ich einen glücklichen Abend bei Lasker mit ihm allein. Er las mir auch ein großes Stück von der Ausarbeitung seines vorjährigen Vortrages „Ueber Anlage und Erziehung" vor. Er hatte im Vortrage sozusagen nur auf einem weiten Felde gemuthet, wie man eben einen Spatenstich macht, um zu sagen und damit das Recht zu sichern: Hier werde ich später auf Erz graben. Die Partie, in der er nun ausführlicher die historische Entwicklung der Schule, gegenüber der Kirche darstellt, ist von einem ganz neuen Großblicke, und er muß sich noch jetzt comprimiren, um nicht aus solchem Einzelnen ein ganzes Buch zu machen.

Es war uns wohl und gut beisammen, und das ist das Beste, bei allem Persönlichen und aller individuellen Theilnahme doch alsbald wieder ins Allgemeine einzudringen, das der eigentliche Inhalt des wirklichen Lebens ist.

Ich muß dir noch sagen, daß aus Laskers Darlegung mir ein früher nur unklar Gedachtes klar wurde, daß nämlich Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ nicht das ganze von ihm Erkannte frank und frei ausgesprochen hat, sei es, daß es zeitliche Rücksichten oder persönliche Bedingtheiten waren, die ihn daran hinderten. Das kommt freilich auf die Diskussion zurück, die wir gestern vor acht Tagen noch spät in der Nacht miteinander hatten.

Dr. Oppenheim sagte mir, daß am Abend Braun, Miquel, Kapp und Lasker bei ihm zu Nacht essen; ich möchte auch kommen. Ich ging nach 8 Uhr hin, und es freute mich sehr, aus Allem zu hören, daß die Liberalen (Nationalliberal und Fortschritt ist ja eins) mehr als ein Dutzend Stimmen gewinnen werden, was freilich noch immer nicht die volle Majorität ist und Compromisse mit den Freiconservativen erheischt.

Ich ging mit Lasker allein heim, während die Anderen noch blieben. Wir standen oft still, denn wir werden nicht fertig im Ausspinnen von weiten Gedanken, und gerade daß Lasker immer wieder genöthigt ist, in das concrete politische Leben so voll und ganz einzugreifen, gibt ihm wieder eine neue frische Kraft zu geschichts-philosophischen Spekulationen.

495.

Berlin, 29. October 1873.

Ich [war] gestern sehr deprimirt, da ich meinen Morgen drangab und schon um 9 Uhr zur Wahl ging. Die Betheiligung war sehr gering, und vor Allem fehlten die Intelligenzen aus unserm Bezirk. Da können die Menschen nicht erwarten, bis sie die neueste Zeitung in der Hand haben und sind bei der Hand im Losziehen gegen das Verfahren der thätigen Politiker, und sie selber bleiben bequemlich daheim bei den Wahlen und überlassen sie den noch einfach pflichtgetreuen Handwerkern und pensionirten Offizieren. Wir brachten indeß doch unsere Kandidaten bis auf einen in der 1. Klasse, der sich selbst wählte, durch. Die Zuversicht, daß die Liberalen siegten, machte die Wähler lahm.

Den 30. October 1873.

Gestern Abend hatte ich einige glückliche Stunden, wie sie doch nur die Kunst und für uns Nichtmusiker nur die dramatische Kunst allein darbieten kann.

Ich sah Goethes Tasso nach Jahren wieder.

Ich glaube, es muß unter meinen Aufzeichnungen aus der Dresdener Zeit her etwas über Tasso sich finden, als damals die Hauptrollen von Devrient, Dawison und der Beyer gegeben wurden. Ich kann das jetzt nicht schnell finden und will es nicht lange suchen. Ich will dir nur sagen, mir ist wieder klar geworden, die Zeit läßt sich gar nicht ermessen, deren es noch bedarf, bis Goethe in seinem Grunde voll erfaßt wird, und es bleibt viel-

leicht immerdar nur eine Elite. In Faust, Iphigenie und Tasso haben wir ein dramatisches Besitzthum so durchaus eigener deutscher Art, wie sie kein Volksgeist aufzuweisen hat, nicht in der alten und nicht in der neuen Welt. Da ist eine Hörbarkeit der Psyche und eine Schaubarkeit, soweit diese eben möglich. In Tasso ist eine weisheitsvolle Offenbarung, gegen die, nach meiner Ansicht, Aeschylus und Sophokles dürftig und, ich möchte sagen vergänglich erscheint; denn die Antike bedarf noch einer Mythologie, um den höheren Boden zu erweisen, hier aber ist Alles reine Psyche, unvergängliche und von allen Zeitformationen unabhängige.

Es erscheint mir beschränkt, ja fast albern, wenn man davon spricht, daß in diesem Stücke wenig Dramatisches, oder, was man Handlung nennt, sich vorfinde. Ist denn Dramatisches nur das, wenn die Leute aufeinander schlagen, wenn Spannung durch sogenannte Facta erzeugt wird? Hier sind die seelischen Kämpfe, die seelischen Facta und Ausladungen, so eminent als stetig fortschreitend, in jedem Einzelnen innerlich für sich, indem er sich um seine Achse dreht, und wiederum äußerlich im Conflict mit dem Andern durch Anziehung und Abstoßung. Es ist ein Firmament von Charakteren mit den höchsten kosmischen Gesetzen und Ausleuchtungen. Und ich meine, das Tempo der Bewegung ist auch gleichmäßig festgehalten, wie die Bewegung der Weltkörper.

Ich kann nicht fertig werden im Bezeichnen oder Suchen des Höchsten, mit dem sich diese Dichtung vergleicht. Ich will nur noch Eines nennen, das mir gestern ganz neu aufging.

Es gibt eine unterirdische verhüllte Strömung zwischen der einen offenbar gewordenen Produktion des Dichters und der andern. Da tritt ein Quell zu Tage, verschwindet dann lange, bis er wieder mit neuer Mischung, die er im Laufe gewonnen, aus der Verborgenheit zu Tage tritt.

So ist mir Tasso eine neue Aussprudelung der Wertherstimmung, jetzt in edelster künstlerischer Fassung und, wenn ich so sagen darf, mit jenem Gas erfüllt, das eben eine Belebung eigener Art in sich hat und erzeugt. Beides sind Dichtungen der feinsten Reizbarkeit und Empfindlichkeit und des in sich gehaltenen Selbstlebens. Werther tödtet sich schließlich, weil er sich nicht reguliren, nicht conciliant bescheiden oder, wie man sagt, resigniren kann; er rennt sich den Kopf ein an der harten thatsächlichen Welt, er treibt den Cultus der Nachgiebigkeit mit jeglicher Laune. Der Gegensatz steht nicht unmittelbar da; denn der Dichter hält die Form in Briefen. Wir behalten ein Aber in der Seele zurück gegen Werther an sich, trotz der höchsten Meisterschaft des Dichters. Werther hat nichts vollbracht, was ihm das absolute Recht zu solchem Selbstleben und solcher bis zur Zerstörung gehenden Selbstpflege gibt.

Nun tritt das Thema der Selbstpflege und Empfindlichkeit neu auf, und es tritt mit einem berechtigenden Majestätsbriefe auf in dem Dichter, der sein vollendetes Werk in der Hand hält. Der Dichter ist berechtigt und verpflichtet zur Selbstpflege, zur freien Ausgestaltung, Verwandlung, Bildung und Bindung jedes Eindrucks, jedes Ereignisses. Die Empfindlichkeit ist nothwendig, um jede Reizung aus der äußern und innern Welt wahrzunehmen, festzuhalten und in der Phantasie frei auszudehnen und auszugestalten.

Und nun hat der Meister diesem Dichter noch die Liebe gegeben zu einer aus der Krankenstube heraus in allen Empfindungen sublimirten Prinzessin, die die Schranken der Convenienz in zartester Weise mit den Blüthen der Empfindung überrankt, und als nun endlich der Weltverstand in einem mächtigen Repräsentanten den Conflict äußerlich wachruft, da ist der tragische Untergang unaufhaltsam. Tasso will und muß wollen, daß die Welt um ihn her sein Empfinden hege und allen Launen desselben willfährig nachgehe, wie er selbst. Das muß er wollen, und es kann doch nicht erfüllt werden. Es soll die höchste Einsamkeit mit der höchsten Gemeinsamkeit verbunden werden. Hier sind die innern nothwendigen tragischen Gegensätze. Und das ist die Tragödie des Seelenlebens im Genie, die von keiner Tragödie des sogenannten Helden, der sich in Thaten äußert und entäußert, überragt werden kann.

Aber genug! denn ich werde doch nicht fertig. Ich will nur noch ein Kleines beifügen.

Es ist mir einer der tiefsten Züge zum erstenmal aufgefallen. Als Tasso sich absolut verlassen fühlt von den Menschen und von seinem Genius, da zum ersten und einzigen Mal erinnert er sich seiner Schwester, von der nie vorher die Rede war. Er will zu ihr, die ihn kennt, die in der Jugend mit ihm gelitten; jetzt da alle höchsten Bande reißen, erinnert er sich des unzerreißbaren Naturbandes.

Es ist das Herrlichste: so oft man in Goethe eindringt, lernt man neu und wird neu durch ihn. Das fühlte ich heute und gestern Abend, als ich das Theater verlassen hatte, denn ich muß sagen: die letzte Scene, die an die Grenze der Poesie geht, wo alles ehedem so Klare und Feine in der Seele des Dichters, die sich selber verhetzt hat, im Wahnsinn durcheinander zu wirren beginnt, hat mich physisch angegriffen, und ich fand die Befreiung erst, als ich in freier Luft war.

Berlin, 1. November 1873.

Ich habe mit Ruhe und Bedacht jetzt das Siegesdenkmal hier gesehen, und keine Abbildung gibt die rechte Vorstellung. Ich habe noch mit Niemand darüber gesprochen, aber ich meine: da ist zu Vieles zusammengebacken,

nicht nur durch Zusammenziehung des Kriegs mit Dänemark, Oesterreich und Frankreich, auch diese Verkuppelung von Halle und Säule verscheucht den einfach reinen Eindruck. Das soll vielleicht neu sein, ist es aber nur durch eine Zusammenschüttung von Unvereinbarlichem, und das ist auch in den Decorationen, wo man sich genöthigt sah, die eine Bildfläche in zwei zu spalten.

Und — es kann kein Mensch über seinen Schatten springen — mir kam es vor, als ob ich in meinem Buche doch auch just in den gleichen Fehler verfallen wäre, es ist nicht Halle und nicht Säule, gradaufstrebende, allein, sondern beides zusammen, ich meine: nicht stetig drängend sich fortsetzender Roman und auch nicht hallenbreite geschichtliche Darlegung. Freilich ist das bei einem im Buche gefaßten Kunstwerke leichter, das darf mehr Nebeneinander haben und will nicht so streng mit einem Blicke gesehen werden wie ein Werk der bildenden Kunst, aber ein Fehler ist und bleibt es doch, vor Allem für den schaffenden Künstler selbst und vor seinem Auge.

Ich bin jetzt schon in der Stimmung, daß ich wünsche, das Buch wäre endlich draußen, und ich wäre fertig damit und los davon.

Den 8. November 1873.

Ich habe vergangene Nacht bis nach 1 Uhr in Otto Ludwigs soeben erschienenem Nachlaß gelesen. Der erneute Einblick in die so redlich als selbstquälerisch sich abarbeitende Freundesnatur, diese Ascese um der künstlerischen Conformität willen, diese rauh sich heiligende Selbstvervollkommnung hat so viel Erhebendes als Bedrückendes zugleich, dieses Letztere eben durch ein schon frühzeitig sich manifestirendes Versagen der Natur. Es wird nicht leicht wieder eine so zum Höchsten sich ausrüstende Natur geben, die aber eben damit in der Rüstung verkommt. Ich bitte dich, lies auch das Buch. Ich werde dir noch mehr darüber sagen.

496.

Berlin, 19. November 1873.

. . . Ich kann mich nicht zu dem Gedanken verstehen, daß eine Religionsgemeinschaft durch äußere Mittel erhalten werden soll. Ist Derartiges nicht rein durch die Idee und Empfindung spontan zusammenzuhalten, so hat es kein Bestandrecht mehr. Wenn die Orthodoxen an freier Lebenskraft mächtiger sind, so ist ihnen nichts anzuhaben. Ich meine, in allem Idealen gibt es keine andere Probe der innern Wahrhaftigkeit als die Opferbereitschaft; das ist der Sinn aller Märtyrergeschichten, und auch die Dichtung in ihren conzentrirten Fictionen hat keine andere Probe der Ueberzeugung als die Ergriffenheit bis zum Aeußersten, bis zum Einsatz der Existenz, und führe er schließlich zur Tragik. Pädagogisch politisch kann man den Aus-

gleich, die Bedingtheit wünschen, damit es nicht zur Tragik, hier zum consequenten Zerfall käme, aber es ist sehr schwer, den Punkt zu finden, wo ein Compromiß eintreten kann, und die necessitas der in Fluß gerathenen, je an sich berechtigten Gegensätze vereitelt ihn, so im Einzelleben, so im Leben großer Gemeinschaften.

Ich meine, der moderne Mensch gehört nur dem Staate, nur der Staat kann ihm Leistungen auferlegen, weil er Gegenleistungen gibt, und auf die civilen Standesbücher und Trauungen muß noch consequent der rein civile Begräbnißort folgen.

Den 28. November 1873.

Seit mehreren Tagen tanzt mir schon immer ein neuer Plan in der Seele. Ich werde mich aber wohl hüten, je oder wenigstens so bald wieder solche aufzehrende Arbeit zu unternehmen. Ich habe viele Plane zu kleinen Geschichten, die dann vor Allem drankommen. Gestern begegnete ich einer Cousine Paul Heyses, der Tochter des Generals Bayer, und sie sagte mir, daß Paul Heyse auch bereits wieder mit einem Roman fertig sei, und Abends las ich, daß Victor Hugo seinen Roman Quatre-vingt-treize und Gustav Freytag „Das Nest der Zaunkönige“ als Fortsetzung der „Ahnen“ fertig habe.

Ist dies gleichzeitige Auswirken aus verschiedenen seelischen Urlagen nicht ein merkwürdiges Zusammenthun? Mir ist oft, als wäre die Seele einer Zeit eine derart einheitliche, daß sie sich zur Kundgebung ihrer verschiedenen Facultäten eben der einzelnen Menschen als ihrer Theilorgane bediene. Auch wir Poeten, die wir am freiesten zu sein meinen, sind nicht die Thäter unserer Thaten, und wir haben das Recht, das große Treibende, das den Einzelwillen einschließt in die Nothwendigkeit, Gott zu nennen, denn wir sind und wirken aus etwas, das mehr ist als jeglicher Einzelgeist, und numine afflatus können wir in unsrer Fassung noch heute sagen.

Der ehrliche Wille, die reine Hingebung, nur der Sache zu dienen, ist allein unser Verdienst, denn das heischt tägliche Erneuerung der in sich begrenzten Selbstbestimmung.

Wie hat mein guter Ludwig so redlich an sich und seinem Berufe gearbeitet, und er mußte nur Mauersteine oder doch so viele hinterlassen, statt der gewaltig geplanten Baue. Ich las gestern Nacht wieder in seinem Nachlaß, und der Gedanke des Todes wurde mir, möchte ich sagen, neu klar und eine Wirklichkeit, da ich denken mußte, solch ein Mensch ist aus der Sichtbarkeit verschwunden und so wird es auch einst mit dir sein.

497.

Berlin, 3. Dezember 1873.

Es ging mir die Tage herein nach, ich habe in meinem Buche einen amerikanischen Jüngling, der ganz confessionslos erwachsen ist, und es war mir erforderlich, ihm doch das eigentlich Religiöse in wohlgeordneter Form zu geben, und heute früh in aller Stille gingen mir Verse für ihn auf, die wie ein Flug vom realen Boden in die freien Lüfte sein sollen.

In den Lüften
Ueber der Erde
Schwebt die Wolke
Leichten Fluges
Hoch dahin.
Friedsam noch
Die bald entzweiten,
Nährend, zehrend,
Wasser, Feuer,
In ihr wohnen
Göttlich eins.

498.

Berlin, 9. Dezember 1873.

Ich arbeitete gestern bis 1 Uhr, dann ging ich aus, traf Julian Schmidt und Herman Grimm. Als ich allein weiter ging, begegnete ich den Malern Gustav Richter und Hertel, ich mußte mit ihnen gehen zum Geburtstage Adolph Menzels, der entschieden der größte Charakteristiker unserer Zeit ist, dazu sind wir von lange her uns herzlich verbunden. Wir sangen vor seiner Thür einige Verse, die wir auf der Treppe zusammengestoppelt hatten, nach einer Melodie aus „Czar und Zimmermann", und drinnen war's lustig und herzlich, ein schöner Geburtstagstisch war aufgebaut von der Schwester, und wir tranken in Champagner ein Hoch. Ich traf auch August Reißmann dort, der mich um die Erlaubniß ersuchte, die zweite Auflage seiner „Geschichte des deutschen Volksliedes" mir widmen zu dürfen. Ich willigte natürlich gern ein.

Den 12. Dezember.

Gestern Abend in der großen Soirée bei Bancroft, wo ich mit Frau und Tochter war, war natürlich die Verurtheilung Bazaines Hauptgespräch in verschiedenen Gruppen. Ein sehr bedeutender Politiker meinte, daß der Brief des Prinzen Friedrich Carl bei der Gereiztheit des französischen Volkes zur Verurtheilung des Angeklagten mitgewirkt habe. Andere verneinten dies und hoben hervor, daß die human freie Aeußerung des Prinzen als solche doch erkannt werden müsse. Es war mir recht, meine Ansicht, soweit ich mir eine

hierin zutrauen darf, bestätigt zu sehen, nämlich derart, daß Bazaine ungerecht verurtheilt ist, denn er war in die böse Lage versetzt, ein politischer General zu sein. Er war ein kaiserlicher General und mußte das Kaiserthum zu erhalten suchen, und die Bemerkung, die ich hörte, ist sehr weittragend; denn wenn das Gesetz wird, daß ein Heerführer eine mitten im Kriege gestürzte Regierung verlassen und sich einer improvisirten anschließen muß, so hört alle Sicherung auf.

Ich will dir nur noch sagen, daß ich Gustav Freytags neues Buch[1] in zwei Tagen ausgelesen habe. Es ist voll Kraft und Schönheit. Ich habe bereits begonnen, etwas Ausführliches für die Allgemeine Zeitung darüber zu schreiben.

Den 13. Dezember 1873.

Heute steht das Gesetz über die Civilehe in der Zeitung, und es macht mich froh, daß die libera necessitas waltet. Wir bekommen die freiheitlichen Gesetze, die wir erstrebten, und ist in der Speise auch ein Gewürz, das wir nicht wollten, es wäre ungerecht, sie deshalb zu verschmähen und zu schmähen.

499.

Berlin, 19. Dezember 1873.

... Indem ich nun dran bin, über Freytags Buch meine Gedanken zu fixiren, wird mir immer klarer, daß er sich an der Wahrhaftigkeit der Kunstbedingungen oder vielmehr ihrer Motivirung versündigt hat. Concilianz heißt die Sünde. Der sogenannte gute Ausgang ist eine Art Verrätherei an der strengen Mission. Wenn man Kanonenkugeln geschleudert hat, müssen Menschen davon sterben, da darf man nicht schließlich rufen: seht her! die Kugeln waren nicht von Eisen, sondern nur Gummibälle. Das ist die Birch-Pfeiffersche Theaterverlogenheit, da schlägt ein Bauer der Tochter mit der Axt an den Kopf und Akt später wird Publikus belehrt, die Axt war nur von Silberpapier und Pappe.

Ich habe in den letzten Tagen viel Gelegenheit gehabt, mich auch über die bildende Kunst zu verständigen und deren besondere Zustände hier. Die Thatsache, die sich in dem bekannten Worte ausspricht, daß sich Preußen zur Größe emporgehungert hat, zeigt sich am eklatantesten in der kargen Art, wie die Kunstinteressen behandelt werden.

Wenn du Zeit gewinnen kannst, lies das Buch von Lasker: „Zur Verfassungsgeschichte Preußens". Was er in diesem Buche als Erforderniß darstellt, hat er wesentlich aus eigener Kraft im Staate mitbewirkt.

[1] Das Nest der Zaunkönige.

500.

Den 29. Dezember 1873.

Gestern Mittag war ich beim Leichenbegängniß des Professors Hotho. Ich habe früher mehrere Winter mit ihm, mit Drake u. A. einen festen Kneipabend gehabt, und wir waren in vielfach guter Beziehung. Er war einer der letzten bedeutenden Schüler Hegels und von ungewöhnlichem Feinsinn. Hier ist es so. Man trifft den Kreis der Bekannten voll nur bei Leichenbegängnissen, und so war's auch gestern wieder.

Ich ging mit Droysen den langen Weg vom Monbijou=Platz bis hieher, und bald war natürlich auch vom neuen Buche Freytags die Rede. Wunderlich oder eigentlich nicht, auch die Historiker sind unzufrieden, denn sie verlangen mit Recht von der Dichtung nicht Geschichtslehre, sondern Poesie.

Droysen ist Vorsitzender des Schillerpreises, man wird ihn abschaffen, denn man wäre genöthigt, ganz Unwürdiges, weil es doch das relativ Beste, auszuzeichnen.

Ich sehe dem neuen Jahr mit Ruhe entgegen. Glückauf dir und all den Deinen.





1874.



501.

Berlin, 10. Januar 1874.

Heute Mittag gehe ich nun auch zur Wahl. Ich stimme natürlich für den Fortschrittsmann; unsere Partei, wenn sie in etwas auch verschieden ist, ist doch im Grunde dieselbe, und wir haben keinen besonderen Kandidaten aufgestellt.

Ich habe dir etwas Merkwürdiges zu erzählen. Herr Jacoby, der die geschäftlichen Abmachungen über die Uebersetzung meines Romans in fremde Sprachen übernommen hat, ist zu diesem Behufe nun nach Brüssel und London gereist. Heute erhalte ich nun Brief von ihm aus Brüssel, worin er mir sagt, daß ich proscrit en France sei. Mein Flugblatt vom Juli 70: „Was will der Franzos" hat drüben sehr verdrossen, und das ist mir recht. Zugleich legte Herr Jacoby einen Prospect bei von einem Werke von Comte de Séguier: „Epilogue de la divine comédie", und dabei ist ein großes Bild, Dante schwebt in der Luft und hat einen Mann im Arm, den er in den Höllenpfuhl schmeißen will, drunten wartet der Teufel und neben ihm ist der schwarze Höllenpfuhl abgebildet, und in denselben sind die Namen eingeschrieben: Delescluze, Papavoine, Junqua, Napoleon III., Bismarck, Bazaine, Courbet, Guillaume I., Auerbac u. s. w.

Das ist doch gewiß sehr ehrenvoll. Aber die Stimmung meiner Nerven ist doch so, daß es mich auch aufregt und fast erschreckt. Der Poet ist ein gar empfindliches Geschöpf, und wenigstens ich kann ein Mißgefühl nicht loswerden, daß von dem allgemeinen Nationalhaß der Franzosen gegen uns mir noch ein ganz besonderes Stück zugewendet ist. — Aber, wie gesagt, eigentlich ist die Geschichte doch lustig, und ich bin begierig, das Buch selber zu sehen.

Auf morgen Abend haben sich sehr Viele bei uns ansagen lassen: Helmholtz, der amerikanische Legationsrath Fish und Frau, General Walker,

General Burdan, Spielhagens und noch viele Andere. Wir haben einen jour fixe am Sonntag.

Ich bin sehr gespannt auf den Ausfall der Wahlen. Ich werde heute Abend bei Lasker sein, der von allen Seiten her Telegramme bekommt.

502.

Berlin, 11. Januar 1874.

Gestern war ich bei der Wahl. Es ist möglich, daß die Sozialdemokraten im Bezirke von Schulze-Delitzsch diesen besten und gemeinnützigsten deutschen Mann besiegen. In der Welt und vor Allem im Staate ist die Kraft der Idee nur daran zu erproben, inwieweit die Energie und die Opferfähigkeit ihrer Träger reicht. Da liegt noch immer das, was man in Duellen, Feuer- und Wasserproben das Gottesurtheil nannte.

Ich habe auch viel drüber gedacht, ob wir nicht vielleicht doch Altversessene sind gegenüber den Sozialdemokraten und sie ebenso ansehen, wie früher die Feudalen uns Liberale, als wir auch noch Minorität waren, und vielleicht haben sie uns auch logisch und historisch verurtheilt.

Es wird Niemand leugnen, daß unsere Erwerbs- und Besitzverhältnisse auch nicht ewig sind und Veränderungen unterworfen sein müssen, aber das ist doch unbestreitbar, daß solches sich nicht auf dem von den Sozialdemokraten geplanten Weg bewerkstelligen läßt.

Es wäre ein grausames Geschick. Wir waren zeitlebens im Kampf mit dem Widerwillen der Staatsgewalten, und nun sollen wir in Kampf mit demjenigen Theile des Volkes treten, dem wir unsere beste Kraft widmeten und ferner zu widmen trachteten, und bei der Verbitterung ist da gar keine Verständigung möglich.

503.

Berlin, 18. Januar 1874.

. . . Eigentlichen Respekt muß man vor den Arbeitern haben. Sie geben ihr einziges Kapital hin für das, dessen sie überzeugt sind: ihre Zeit, und die Disciplin, mit der sie sich schaaren, ist in der That bewundernswerth.

Ich getröste mich, daß man eben die Frühlingsschauer des allgemeinen Stimmrechts durchmachen muß; aber dieser Wahnwitz, mit dem man von ultramontaner und von sozialdemokratischer Seite das kaum aufgerichtete deutsche Reich wieder zerstören will, oder ihm doch alle Hindernisse zur gesunden Entwicklung in den Weg wirft, das berührt mich eben jetzt, wo ich eine Arbeit vollende, die vom Gefühl der Erlösung aus der Opposition, vom Jubel der Errichtung des deutschen Reiches durchdrungen ist, eben jetzt natürlich mit um so größerem Schreck.

Aber darüber hinweg sage ich mir doch wieder: solche Kämpfe müssen durchgemacht werden im großen Ganzen, wie im Einzelnen. Die Liebe muß zur Treue werden, und so sehe ich doch nicht hoffnungslos oder verzweifelt in die Zukunft.

Den 22. Januar 1874.

... Die politische Aufregung über die Lahmheit des Bürgerthums hat sich bei mir etwas gelegt. Ich habe schon im Jahr 48, das allgemeine Wahlrecht vertheidigend, gesagt: Wehrpflicht—Wahlrecht. Aber freilich sollte man auch Wahlpflicht sagen können. Diese läßt sich aber nicht staatlich erzwingen, sondern nur moralisch bestimmen. Wir Liberalen sind jetzt gegenüber den Sozialdemokraten, wie verheirathete Leute gegenüber den Bräutigamen. Wir haben die Freiheit und Einheit heimgeführt und sind nun lässig, jene sind noch die Werbenden und darum belebter, aufmerksamer und thätiger.

Den 23. Januar.

Ich war gestern Abend mit Frau und Tochter bei einer trefflichen Aufführung von Shakespeares „Was Ihr wollt" und badete mich wahrhaft in diesem traumhaft reinen und leichten Aether der dichterischen Phantasie. Es ist ein Zeichen von der Geschmacksverkommenheit unserer Tage, daß Roderich Benedix solch eine „Shakespearomanie" schreiben durfte. Ich finde, daß in „Was Ihr wollt" das gleiche freie Spielen mit dem Leben ist, wie im „Kaufmann von Venedig", und Shylok sollte gerade so ein im Carneval des Lebens Geprellter und leicht Bemitleideter sein, wie Malvolio; aber der Accent als Jude wurde dem Dichter zu schwer und alterirend, und selbst in dem, was man als das Freieste betrachtet (das schrankenlose Spiel der dichterischen Phantasie), gibt es keinen freien Willen. Der Dichter muß Anderes, als er zu wollen meinte. Wenn das dem Größten passirt, wie erst uns Kleinen.

Berlin, 24. Januar 1874.

Heute geht endlich das 6. Buch nach Stuttgart.

Du, lieber Jakob, hast alle Witterungswechsel in meiner Stimmung mit durchleben müssen, und so muß ich dir sagen, daß ich vergangene Nacht vor dem Einschlafen wieder sehr bange war. Ich habe mich nämlich in diesem Buche über so vielfaches noch im Fluß Begriffenes ausgesprochen, daß ich nicht immer die nöthige Ausreifung geben konnte, und wer nicht eine patriotische Stimmung mitbringt, der wird fremd bei mir bleiben. Die ganze Erwägung kommt nämlich daher: Du hast wohl in den Zeitungen die Bekanntgebung des Titels gelesen. Ich muß den Zusatz: „Eine vaterländische Familiengeschichte" machen, um Standpunkt zu geben und einer Vorrede überhoben zu sein, und doch möchte ich, wie gesagt,

damit nicht, daß ich so erscheine, als ob ich meine Arbeit unter den Schutz des Patriotismus stelle und nicht die rein poetische Betrachtnahme verlange. Das scharfe Wort Goethes vom Bettlermantel der Tugend ging mir heute Nacht neu auf. Ich sehe die dichterischen Mängel sehr wohl, aber ich kann doch die dichterische Betrachtnahme ruhig erwarten und fordern.

504.

Berlin, 4. Februar 1874.

Das thut wohl, so ein Brief von dir, lieber Jakob, in dem sich die Consonanz unseres Denkens und Empfindens ausspricht. Du kommst aus einer andern Weltgegend, aber alle Wege führen nach Rom, ich meine nach einem Centrum, das eben die Wahrhaftigkeit. Was du von der Seelenerregung, dem Verdruß und der Lust zum Uebergreifen sagst, wenn man die Anderen lahm, lässig und äußerlich sieht, das ist so wahr. Und weißt du, wie mir's geht? Ich sage wieder: es steht Alles in meinem Buche. Du verstehst, wie ich das meine, ich habe so lange Alles für das Buch gedacht, daß für jegliches Erlebniß und jegliche Erkenntniß ein Aushauch darin, und so habe ich die beiden Gruppen, aus denen die Bildungswelt besteht, dahin bezeichnet: Was den Einen Andacht, ist den Anderen Concert.

Die Kritik über Freytags „Zaunkönige“ lege ich nun zur Seite. Ich bin in meinen Ausführungen auf Quellen der Produktion und Gesetze gekommen, die ich doch einmal hinausgeben muß. Jetzt will ich nur erst von meinem Buche los sein, dann möchte ich kleinere Sachen, die ich geplant in großer Zahl liegen habe, ausführen.

Einstweilen lebe ich hier in gesellschaftlicher Anstrengung und Zerstreuung, die viel Kraft absorbirt. Wenn ich die Druckbogen meines Buches revidire, bin ich froh, daß ich da ein Erträgniß des Sommers vor mir habe, denn jetzt und hier käme ich zu keiner stimmungshaften Arbeit.

Habe ich dir schon gesagt, daß ich eine neue Auflage vom „Landhaus“ bekomme?

Ich war gestern Abend mit meiner Frau in der Gesellschaft bei Helmholtz, sie war sehr belebt. Der Schwiegervater von Helmholtz, Robert von Mohl, der zum Reichstagsabgeordneten gewählt ist, sowie dessen Sohn, der Kabinetssekretär der Kaiserin, waren da, außerdem Mommsen und Frau, Zeller, Traube, Legationsrath von Bunsen u. A. Die Verhaftung des Erzbischofs Ledochowsky bildete natürlich erstes Gesprächsthema, und die Frage: was nun? konnte Niemand beantworten. Diese clericale Aufreizung läßt kein Ende absehen. Die Meetings in England helfen da nichts, und Zeller stimmte mir bei, daß wir noch einen Religionskrieg erleben können.

Allerdings wird die Religion nur Vorwand sein, aber das macht schon bitter und heftig genug.

Mohl erzählte, daß in Württemberg die Ultramontanen ein Flugblatt seines Bruders mit seiner Unterschrift derart fälschen ließen, daß sie überall, wo das Wort „Jesuitismus“ stand, dafür „Liberalismus“ gesetzt haben und so das Blatt verbreiteten, und in Bayern sagte man mündlich und in Flugblättern dem Volke: wenn Liberale gewählt werden, dann bekommt ihr die Civilehe und das heißt soviel als: die Frau kann, wenn sie will, davongehen und ihr Heirathsgut mitnehmen, und der Mann kann irgend einen Schatz zu sich nehmen, welchen er will. — Uebrigens wurde auch Anderes und Heiteres verhandelt.

Hier nur noch ein Programm meiner nächsten Tage oder vielmehr Abende: Heute Abend bei Gneist, morgen Abend bei Zeller, Freitag Abend Ball beim Bildhauer Sußmann-Hellborn, Samstag Abend Künstlerfest, Sonntag Gesellschaft bei uns im Hause. Ich hoffe, ich halte es aus; ich habe die Methode angenommen, nicht mehr so viel zu sprechen und auch bald wieder nach Hause zu gehen.

Den 5. Februar 1874.

Ich bin heute so glücklich, lieber Jacob, du mußt mir's abnehmen. Ich habe den Schluß meines Buches zur Correctur erhalten, und ich meine, noch nie hat mich eine Arbeit so beglückt, sei der Grund, weil ich mein Innigstes drin aussprechen konnte, oder läge er sonstwo, selbst bei „Auf der Höhe“ war ich nicht so erlabt. Und wenn auch nach der Veröffentlichung Mißfassungen und Tadel kommen, ich habe einstweilen meine Freude vollauf gehabt, und es beglückt, daß ich das alles im Leben dargeben konnte.

Den 7. Februar.

Ich blieb gestern Abend nicht lange auf dem Ball, obgleich mich die Schönheit des Ganzen im Tiefsten anmuthete. Das ganze Haus, der Bau desselben, die Einrichtung ist ein harmonisches Kunstwerk, und nun die vielen schönen und geputzten Menschen darin und ein lustiges Tanzorchester. Ich habe mich mit verschiedenen Menschen unterhalten, mit Künstlern, Gelehrten und Staatsmännern, und jedes Gemüth ist bewegt von dem großen Kampfe unserer Tage, in dessen Beginn wir stehen, dessen Ende wir nicht erleben; aber der Kampf wird ausgekämpft. Die Staatsreligion, jede bürgerliche Folge von Anschauungen und Meinungen und Dogmen über Religion wird aufgehoben, und das Wort Spinozas, das ja überhaupt der Grundstein im Neubau des Lebens ist, ich meine sein Wort, daß Niemand mehr nach seinem Religionsbekenntnisse erkannt wird und die Handlungen der Menschen nicht mehr aus demselben fließen, das ringt jetzt nach fester

gesetzlicher Gestaltung. Ein Religionskrieg im früheren Sinne ist nicht mehr möglich, wenn auch die Franzosen bei ihrem nächsten Kriege die Fahne des Katholicismus vorauftragen werden. Es ist groß und erhebend, daß wir den Beginn einer Weltwende ohne Gleichen erleben.

Heute Abend ist hier im Rathhause eine Versammlung, um auf die englischen Meetings zu antworten. Welch eine Zeit erleben wir! Nationen sprechen mit Nationen und rufen einander Muth und Beistimmung zu. Das ist ein dramatischer Dialog, wie ein solcher noch nie auf der Welt war; denn etwa die Kreuzzüge, die die Völker miteinander fortrissen, waren erregte Leidenschaften, zur Eroberung eines Sichtbaren, jetzt ist Vernunftklarheit zur Eroberung eines Unsichtbaren. Aber genug! Du sollst nur wissen, was mir die Seele hocherregt, und ich finde viele Consonanz.

Ich gehe heute nicht zum Künstlerfeste. Ich habe genug.

505.

Berlin, 9. Februar 1874, Abends.

Eduard Zeller hat ein Telegramm erhalten, David Strauß ist gestern 11 Uhr gestorben. Wir hatten das doch erwartet und bei seinen großen Leiden fast gewünscht, und jetzt scheint es mir unfaßlich, daß diese feine edle Erscheinung nun nur noch eine Erinnerung sein soll.

Wenn ich von den vielen, vielen, nur einen Tag herausnehme, so einen, wie er damals von Morgen bis Abend bei mir auf dem Rochusberg war, so klar, so nur im Abgeklärten lebend und dabei so sinnenoffen für alles kleine Begegniß, es will mir nicht zu Sinn, daß das wunderbare große blaue Auge, das so sinnig und so innig blickte, nun auf ewig geschlossen und erloschen sein soll. Meine Gedanken sind dort im Hause in Ludwigsburg, und mir ist so entsetzlich schwer. — So geht das Leben hin, und die Zurückbleibenden müssen weiter kämpfen und müssen vergessen lernen.

Eben, indem ich das schreibe, wird im Nachbarhause (ich höre es deutlich durch die Wände) aus Mozarts Entführung gespielt. Welch eine Wonne war's, als ich neben Strauß hier im Opernhaus saß und die wunderbare Musik hörte, und er kannte jede Note und stieß mich bisweilen an und blickte nach mir, um mich das und jenes recht durchempfinden zu machen.

Es ist gut, daß ich unterbrochen wurde. Der Correspondent der Daily News war bei mir, um sich Notizen über Strauß' Leben zu holen, und er telegraphirt heute noch. Ich habe Mancherlei gegeben, vielleicht zu viel, aber ich will jetzt auch nicht weiter schreiben, ich kann auch nicht.

Den 11. Februar.

Ich konnte gestern nicht schreiben. Noch als ich früh im Bette lag, kam ein Telegramm vom Redakteur der „Gegenwart“, Paul Lindau, um einen Nachruf auf Strauß und bald auch ein Brief von der National-Zeitung. Ich hatte sofort den ersten zugesagt und schrieb nun alsbald einige Blätter, die am Abend nach Leipzig gingen und schon morgen gedruckt sein werden. Es geschah Alles in solcher Bedrängniß, daß ich nicht recht zu ruhigem Bedacht kam und bei meiner Furcht vor Mißdeutung und vor dem Vorwurf der Indiscretion oder gar, daß ich meine Beziehung zu bedeutenden Männern geltend machen wolle, hatte ich eine sehr schlimme Nacht. Das Dümmste auf der Welt ist Zaghaftigkeit und Reue. Ich bin heute schon etwas freier davon, aber eine gewisse Schwere empfinde ich noch immer und namentlich auch, weil ich in Unbesonnenheit dem englischen Correspondenten Aehnliches mitgetheilt, was ich nun selbst geschrieben habe. — Ich habe gemeint, weil ich im „Waldfried“ viele von meinen Fehlern offen fixirt habe, sei ich sie nun los. Es scheint aber nicht der Fall.

Den 13. Februar 1874.

Gestern Abend war ich mit Eugen im Nationaltheater und sah die Aufführung der „Sakuntala“ nach der Bearbeitung von Wolzogen.

Das Theater ist dreiviertel Stunden weit von unserm Hause und das Gebäude ist ungewöhnlich groß und, wie es scheint, gar nicht zu durchheizen. Die Zuschauer, spärlich an Zahl, saßen in Paletots und Pelzen; aber ich war doch in guter Verfassung, um mich nach Indien versetzen zu lassen, und der erste Akt war auch so anmuthend. All die Erscheinungen, die man nie zu sehen glaubte, die einem nur wie verwandelte Blumen und Bäume und unschuldige Thiere, zum Höchsten sublimirt, in der Phantasie standen, hatten eine anmuthende menschliche Leibhaftigkeit. Aber je weiter das Stück ging, je mehr der Bearbeiter dazu that, um so anfremdender und verletzender wurde es.

Mir wurde klar, die Bühne, wenigstens die moderne europäische, kann die reine Natur, ich möchte sagen: die wirkliche Blume, nicht zur Darstellung geben; sie braucht die Verwandlung der natürlichen in die künstliche Blume aus Flor und Sammt, aus Seidenfäden und Papier und allerlei Manufacten. Ist es ja da, wie im Gesellschaftsschmuck. Eine Frau kann keine wirkliche Rose im Haar haben, sie welkt bei Gas- und Lampenlicht zu schnell, und der natürliche Duft und der Thauniederschlag aus dem Aether kann da nicht sein und bleiben. Aehnlich erging es dem Bearbeiter. Aber Eines lernte ich doch wieder neu. Das Drama, möchte ich sagen, lebt von Contrasten, und die Sphäre der Büßenden und der im wirklichen Leben

Stehenden hat der Bearbeiter schärfer markirt, und wenn es eben nicht Sakuntala wäre, die wir zu erwarten haben, so wäre die Verquickung weniger zu tadeln. Geradezu albern aber ist die Steigerung mit dem Ringe, dem eine Zauberkraft angedichtet wird, die zuletzt doch erlogen ist, und empörend ist die eingelegte, ebenfalls verpuffende Hofintrigue.

Es macht einen geradezu disharmonischen Eindruck, wenn zwischen derartige Gemächte hinein wirkliche Stellen aus dem wahrhaft heilig berührenden Werke Kalidasas eingelegt werden, und der Bearbeiter hat sich wahrscheinlich Großes darauf eingebildet, daß er die Freundin Sakuntalas, Anasuja, zur Erbin des verfallenen Reichthums machte. Die Schwangerschaft Sakuntalas, das Finden des Sohnes, das alles so wunderbar und so unschuldig schön, ist ganz weggefallen, und die Hingebung Sakuntalas, die etwas so Reines hat, wie die Befruchtung einer Blume, erscheint nun in der Halbheit geradezu unzüchtig.

Das Gedicht steht so voll und selig-schön in meinen Gedanken, daß es auch in dieser Transponirung mir nicht zerstört werden konnte, und ich sehe in diesem Versuche, ein so Hohes für die Bühne zu gewinnen, einen guten Zug unseres deutschen Geistes, der auch das Fremdartigste sich assimiliren möchte. Ich glaube, daß kein anderes Volk als wir Deutsche das in solcher Kraft und Art besitzen.

506.

Berlin, 17. Februar 1874.

Also wieder vom gestrigen Tage. Ich bin zur Arbeit unfähig und werde nicht zu einer wirklichen kommen, ehe das Buch voll draußen ist. Ich ging also nach dem Reichstag. Auf den Corridoren standen viele Männer und Frauen mit Karten, aber es war kein Platz mehr zu finden. Aber ein Dr. Nixdorf nahm mich bald mit auf die Journalistentribüne, und da konnte ich bequem sitzen, sehen und hören. Ich kam während der Rede von Eugen Richter. Er spricht sehr geläufig und hat eine große Sicherheit im Abrollen von Thatsachen und Zahlen ohne eine schriftliche Notiz. Am meisten interessirte aber doch während dessen die Anwesenheit der Elsaß-Lothringer. Sie saßen ganz hinten rechts, die beiden Bischöfe im Hausornat mit violetten Handschuhen und rothen Käppchen. Der Bischof von Metz hat ein äußerst fein geschnittenes Gesicht, von jener Schärfe, wie man sich die jesuitisch-dialektische Kraft verkörpert gern denkt. Die Franzosen trugen fast alle das rothe Band der Ehrenlegion; denn der Franzose kommt sich nur halb angekleidet vor, wenn er seinen Orden nicht hat. Sie saßen still und hörten zu, und nur manchmal sagte ein Geistlicher einem der Bischöfe etwas. Ich hörte, daß sie heute nur einen Antrag auf Plebiscit in Elsaß-Lothringen auf den Tisch des Hauses niederlegen wollen. Nach

Richter nahm Moltke das Wort. Alles schaarte sich um ihn, als er auf der Rednerbühne stand; denn er spricht leise, und das scharfe Hören und Hinhorchen wurde mir sehr anstrengend.

Soviel wir hören konnten, hielt Moltke weniger eine Rede an das Parlament, als vielmehr ein Friedensmanifest an Europa. Er hatte mehrere längliche Papiere vor sich, um wohl genau in den Zahlen zu sein, sonst aber sprach er darüber weg, frei, in gleichmäßigem Tone.

Ich ging dann nach dem Büffet, wo ich bei dem kernhaften Abgeordneten Faller von Lenzkirch saß, und immer wieder wurde die Befürchtung ausgesprochen, daß wir vielleicht, bevor diese Legislaturperiode um ist, wieder einen Krieg mit Frankreich haben können.

Es hieß, daß der Sozialdemokrat Hasenclever sprechen werde, und ich eilte auf die Tribüne. Ich kam zum Anfang seiner Rede, und der Mann guten Ansehens sprach mit niedersächsischem Hochdeutsch nach seiner Weise sehr angemessen. Er wollte nur ein Vertheidigungsheer, und wenn die Sozialdemokraten sich wie dieser verhalten, so ist es gut, daß sie innerhalb der Versammlung sind, wo sie zu Anstand und positiver Formulirung sich bequemen müssen. Er schloß mit einer Art Volksrede, auf die aber kein Zeichen des Beifalls oder Mißfallens laut wurde. Nun betrat Lasker die Rednerbühne. Er sprach in seiner ruhig bedachten, sichern Weise zur Wahrung des Budgetrechts und — du wirst ja seine Rede lesen — zur Feststellung der Thatsache, daß die Volksvertretung und das Heer keine Gegensätze sind.

Ich ging nun noch im Thiergarten spazieren. Da traf ich Frau Gutzkow, die ich lange nicht gesehen. Sie erzählte mir von ihrem Manne, der mit der Tochter in der Nähe von Genua wohnt und sich von seinem nervösen Leiden erholt. Er will aber nicht mehr hierher zurückkehren, er will auf dem Lande allein in einem Hause mit einem Garten wohnen.

Es wird hier ein Theaterstück gegeben von Mels-Cohn, betitelt: „Heinrich Heine". Viele hatten mir erzählt, daß darin die Rolle eines Juden, des Lotteriecollecteurs und Hühneraugenoperateurs Hirsch, mit einer Meisterschaft ohne Gleichen dargestellt werde. Ich war nun sehr müde, fuhr aber doch um halb 7 mit Frau und Tochter nach dem Theater. Zuerst wurde ein Stück gegeben: „Der Anmuth Zauber", ein deutsch-verschämtes Demimonde-Stück; eine Ausstudirte unterrichtet eine Unschuldige zur Gewinnung des Mannes. Nun kam das Stück „Heinrich Heine", und ich muß sagen, so etwas Vollendetes habe ich in meinem Leben nicht gesehen, und ich habe auch seit Jahren nicht so gelacht. Das Stück an sich ist nicht viel werth, aber dieser Hirsch von dem Schauspieler Pander ist ein klassischer Typus. Er repräsentirt in sich eine ganze jüdische Dorfgemeinde: Maske, Bewegung, Ton, Haltung, das ist alles von einer Treue und einer Be-

stimmtheit, über die hinaus gar nichts gedacht werden kann. Und schließlich hat es etwas besonders Anmuthendes, daß der alte Theaterjude, der entweder etwas Kriechendes oder etwas sublimirt Humanes haben soll, nun einmal der leibhaftigen realistischen Erscheinung Platz gemacht hat. Der Schauspieler ist allerdings, wie ich höre, auch ein Jude.

Berlin, 19. Februar 1874.

Heute also geht die letzte Revision des letzten Buches ab, und ich hoffe nun auch von der Unruhe befreit zu werden, die mir keine stille Lektüre gestattet und mich immer zum Ausgehen drängt, so daß ich draußen etwas erleben wollte und mußte.

Und so will ich dir vor Allem noch vom gestrigen Elsaß-Lothringen-Tage erzählen. Die Spannung auf die Verhandlung war groß.

Der Abgeordnete Teutsch, ein Mann in den besten Jahren, betrat die Tribüne und legte Geschriebenes vor sich. Wunderlich! Die Elsässer hatten so lange sich auf diesen Schritt vorbereitet und waren jetzt doch in eine Uebereilung hineingerannt. Sie hatten den Antrag gestellt, heute in französischer Sprache reden zu dürfen. Der Präsident Forckenbeck, eine kraftvolle, stattliche Erscheinung mit weithin tönender Stimme, erklärte, die Geschäftsordnung ablesend, daß ein eingebrachter Antrag am selben Tage nicht diskutirt werden dürfe, wenn ein Mitglied des Hauses widerspricht. Braun widersprach, somit war der Antrag gefallen. Nun kam nur der Hauptantrag, nachdem Teutsch noch einmal auf den früheren zurückkommen wollte und vom Präsidenten mit Entschiedenheit abgelenkt wurde, zur Verhandlung. Teutsch sprach ganz geläufig und wiederholte doch nicht ohne Koketterie mehrmals, daß er nicht Deutsch könne. Bei den Worten, daß Deutschland durch die Annexion die Rechte einer gebildeten Nation überschritten habe, wurde er mit großer Macht vom Präsidenten zur Ordnung gerufen. Als Teutsch sagte, man hätte ein Plebiscit machen müssen, und sei es auch nur um den Schein zu retten, da brach ein lange anhaltendes Gelächter aus.

Ich muß bekennen, ich hatte doch ein peinliches Gefühl; denn, ehrlich gestanden, denken wir uns den entgegengesetzten Fall, denken wir uns, Frankreich hätte gesiegt, die deutschen Rheinlande wären annectirt, mußten wir dann nicht wünschen, daß ein Deutscher ebenso, ich meine ebenso energisch im französischen Abgeordnetenhause gesprochen hätte? Freilich hätte er nicht so sprechen dürfen, er wäre von der Tribüne heruntergerissen worden.

Der verwelschte Elsässer sprach mit Gesticulationen, mit einem Pathos, mit einem Aufblick zu den Galerien, der eben der französischen theatralischen Manier entspricht. Während seiner Rede stand der Bischof Räß an das

Geländer gelehnt, das zur Tribüne führt. Als Teutsch geendet hatte, bestieg er die Tribüne und erklärte, daß die elsässischen Katholiken den Frankfurter Frieden in seiner völkerrechtlichen Kraft anerkennen. Im Saal und auf den Tribünen herrschte Staunen. Es meldete sich Niemand zum Wort, und das schien das Beste. Welche Rede konnte mehr sagen als das allgemeine Schweigen?

Berlin, 21. Februar 1874.

. . . Hast du bemerkt, wie jetzt das Urtheil gerechter wird über Strauß? Dem Abgeschlossenen gegenüber, und nur der Tod schließt ab, ist der Welt das Gesammturtheil erleichtert, und sie lernt an dem Ruhenden leichter, das Bewegte läßt sich nicht so frei erschauen. Es ist das beim Einzelnen wie bei Gemeinsamkeiten. Wir sehen die griechische Welt reiner und freier und lernen an ihr, weil sie abgeschlossen ist, und in gewissem Sinne kann man den Spruch de mortuis nil nisi bene beschränkend dahin fassen, an dem Vergangenen sieht man leichter und ungehinderter das Gute.

507.

Berlin, 24. Februar 1874.

. . . Ich war [gestern] in der Soirée bei Minister Falk und traf da viele alte Bekannte und wurde noch mehr neuen Menschen vorgestellt, namentlich vielen Räthen und höheren Geistlichen. Auch den sächsischen Minister Abeken, den ich noch von seiner Jugend her kenne, traf ich.

In den Gruppen war dann natürlich auch viel von dem neuen Gesetze die Rede, das dem Reichstag vorgelegt wird, wonach die renitenten Bischöfe sollen Landes verwiesen werden können. Solche Polizeimaßregel ist immer schwer annehmbar, aber es läßt sich nicht anders aus der Widrigkeit herauskommen, da es eben schwer geht, die Bischöfe jahrelange Gefangenschaft verbüßen zu lassen. Ueberhaupt ist gar nicht abzusehen, wie der Kirchenconflict zu beenden ist, denn ein Compromiß ist nicht mehr möglich.

Ich las heute Morgen den plötzlichen Tod des Abgeordneten Metz in Darmstadt. Du erinnerst dich wohl, daß wir uns nahe standen, er war ein treuer und unermüdlicher Arbeiter für die Einheit des Vaterlandes, nicht von besonders originellen Gedanken, aber warmherzig und hingebend. Und wenn seine Feinde nichts Rechtes mehr gegen ihn vorbringen konnten, mußten sie ihm auf, daß sein Vater Jude gewesen, und nannten ihn Aaron Metz. Ich habe, als ich in Darmstadt war, auch David Strauß mit ihm bekannt gemacht, und er hat dem Vereinsamten viel gute Stunden bereitet, für die Strauß mir oft dankte.

Die Geschichte erzählt nichts von solchen Männern wie Metz, man kann eben nur die Baumeister großer Werke verzeichnen, nicht auch die redlichen Arbeiter.

508.

Berlin, 28. Februar 1874.

Aus dem neuen Dintenfaß, das mir mein Eugen zu meinem heutigen Geburtstag ausgesucht, schreibe ich dir zuerst. Es ist eigentlich recht, daß wir gegenseitig unsere Geburtstage nicht beachten, wir haben an keinem Tage uns Besonderes zu sagen.

Die Thatsache und die Art indeß, wie näher und ferner Stehende an diesem Tage sich und ihr Verhältniß zu uns kundgeben, hat für mich etwas Festliches. Diese Blumen, Früchte, feinen Gebrauchssachen, freundlichen Grüße, persönlich und schriftlich, das alles erhöht mir die Lust des Daseins, und wenn ich auch jetzt wieder — durch den Tod von David Strauß, an den ich namentlich vor Einschlafen allabendlich denken muß — und durch das Fortschreiten in den 60ern oft an das Ende denke, so kann ich doch auch wieder harmlos mich des Tages erfreuen. Ich habe lieben Zuruf in Versen erhalten, wie alljährlich zuerst von Julius Hübner in Dresden, dann von dem Redakteur der Vossischen Zeitung, Dr. Kletke hier u. A. m.

509.

Berlin, 3. März 1874.

... Gestern hatte ich eine große Freude. Maurus Jokai besuchte mich, und bald nach allgemeinen literarischen und individuellen Begrüßungen sagte er, daß er meinen Roman ins Ungarische übersetzen wolle. Es sind alle meine Sachen ins Ungarische übersetzt, und er sprach von der großen Wirkung, die sie auch auf ihn gehabt.

Berlin, 4. März 1874.

Ich war gestern Abend bei einem Feste zu Ehren Jokais. Ich sprach vorher lange mit ihm, auch wegen der Siebenbürgischen deutschen Universität, die jetzt gefährdet ist. Er versprach, uns in einer Broschüre Aufklärung zu geben, und darauf zielte er auch bei seinem Toaste, daß die Schriftsteller der Nationen sich verständigen mögen als freies Schiedsgericht.

510.

Berlin, 11. März 1874.

Vom gestrigen Tage — er dauerte bis 1 Uhr in der Nacht — habe ich dir viel zu berichten und vorherrschend Anmuthendes. Zunächst erhielt ich in der Frühe einen Brief von Dr. Braunfels, der mich tief rührte. Es lag ein großes Erinnerungsblatt bei, das er am Neujahrstage geschrieben hatte, und im Hinweis auf unser Gemeinleben in Bonn fühlte er sich vernachlässigt und schrieb mir mit großer Innigkeit. Ich antwortete ihm entsprechend darauf, und bei dem anfältenden hiesigen Leben thut solcher warme Zuruf doppelt wohl.

Zum Abend auf halb Neun war ich zur Soirée beim Kronprinzen eingeladen. Es war große Gesellschaft, ein Harfenvirtuos spielte und Frau Joachim sang bezaubernd schön mehrere Lieder. Der schwarze Frack war vorherrschend in der Gesellschaft; denn so ziemlich Alles, was Berlin an namhaften Gelehrten und Künstlern hat, war da. Ich muß dir gleich sagen, daß es mich wahrhaft beglückte, wie der alte Leopold Ranke mir sagte, daß er von je meine Sachen mit großer Freude lese. Das kleine Männchen — er ist so freundlich, noch kleiner zu sein als ich — hielt meine Hand lange fest. Mit den Malern Achenbach, Knaus und dem Wiener Porträtmaler Angeln, der jetzt den Kaiser und die Kaiserin und das Kronprinzenpaar malt, hatte ich gute Ansprache. Der Kronprinz begrüßte mich mit dem Worte: „Ja, lieber Auerbach, wie ist's im deutschen Wald?" Ich konnte ihm sagen: „Ich habe die Antwort schon drucken lassen, es ist Friede; denn mein neues Buch heißt Waldfried."

Ich fühlte mich ganz gehoben, als ich mit Helmholtz, Mommsen, Dove, Dubois-Reymond in einer Gruppe stand; es ist doch was Herrliches, mit solchen Zeitgenossen persönlich zu leben. Wir sprachen unter Anderm auch von David Strauß, und wie schön es ist, daß doch nun ein ruhiges Gesammturtheil über ihn sich feststellt, und wie erbärmlich die Stuttgarter Ketzerrichterei.

Ich besprach mich auch gute Zeit mit Minister Falk und nahm die Gelegenheit wahr, demselben von meinem dir bekannten, noch vor 1870 gehegten Plane (den dann, wie du dich erinnern wirst, Stoy in seiner Schulzeitung von mir kundgab) zu sagen, nämlich ein allgemeines Schullesebuch für sämmtliche Volksschulen des deutschen Reiches unter Mitwirkung von Schulmännern, Professoren der Geschichte, der Naturwissenschaften 2c. zu obligatorischer Einführung zu veranstalten. Der Minister sagte mir, der Plan sei sehr bedeutsam, aber — Ich erlaubte mir, ihm zu sagen, daß ich dies Aber bereits kenne; denn mein Gedanke sei bereits ausgereift, und es solle ein Anhang von lokaler Heimatskunde und Lokalgeschichte je für die besondere Landschaft beigegeben werden. Der Minister freute sich meiner Darlegung und sagte, wie seltsam das zusammentreffe; er habe eben erst eine Sammlung aller bis 1870 erschienenen Schullesebücher veranstaltet, um daraus ein Referat über deren Plan und Ordnung machen zu lassen. Wir kamen überein, daß mein Plan weiterer Erörterung und Feststellung vorbehalten bleibe.

511.

Berlin, 17. März 1874.

. . . Ich habe gestern Karl Frenzel gesprochen, und wir gedachten, daß es eben jetzt hundert Jahre sind, seit Goethes Werther erschienen, und

das Denken hieran hat mich heute schon zu vielen Betrachtungen veranlaßt. Als wir Deutschen noch ein Unvolk waren und das Bewußtsein davon leise sich regte, da mußte ein Werther die Beute der subjectiven Empfindung werden, die eben nichts kennt als sich und ihre Regungen, kein Gesetz, keine Bindung mit Anderen. Wie hat Goethe ein Empfindungsstadium festgehalten, das nie mehr so erscheinen kann!

Wir Heutigen sind keine Privatmenschen mehr, die in subjectiver Verhätschelung leben können. Wir stehen, auch moralisch genommen, unter dem Commando der allgemeinen Wehrpflicht, und das macht uns zu neuen Menschen und gibt dem Dichter neue Erscheinungsformen des Menschlichen. Ein Werther, der sein Jahr unter den Waffen abdienen mußte und der das allgemeine Wahlrecht hat, ist eine Undenkbarkeit. Wir sind keine Epigonen, weder ethisch noch dichterisch. Wenn ein Jahrhundert des Weltlebens vorüber sein wird, wie das von Werther bis jetzt, da wird sich ein neues Menschenthum herangebildet haben, das hoffentlich so gerecht sein wird gegen uns, wie wir gegen die Vergangenheit.

Ich kann jetzt nicht zu Papier bringen, was mir alles in dieser Betrachtung durch die Seele ging. Nur das will ich dir noch sagen: man fällt immer wieder auf sich zurück. Ich kann Vieles verfehlt haben in meinem Buche, aber die „Wir", die David Strauß angerufen hat, sind doch darin. Eine künftige Zeit wird, so mangelhaft auch meine Firirung ist, doch Luft und Licht und Athem unserer Tage darin finden, und das empfinden zu dürfen, ist eine große Gunst des Geschicks.

Den 19. März.

... Heute Abend habe ich Brief vom Kronprinzen bekommen. Hier ist die Abschrift. Da ist Ehrlichkeit und Liebenswürdigkeit beisammen, kein Gethue mit gekaufter Phrasenfrisur.

Nun hast du endlich hier das Buch. Du bekommst es nun zum Sonntag Morgen, und in der nächsten Woche bekomme ich ordentlich Brief von dir darüber.

Den 20. März

... Lies ja gleich die Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 18. März. Das ist ein Tellschuß von Fr. Vischer, und die Geßler, besonders in religiösen Dingen, stehen immer wieder auf. Ich schreibe heute noch an Vischer. Wir leben doch in großer Zeit und haben die Männer dazu, oder vielmehr das ist eben die Zeit. Laß mich bald von dir hören.

512.

Berlin, 22. März 1874.

... Heute früh erhielt ich anliegenden Brief von der Frau des Dr. Karl Frenzel, und dieser erste herzvolle Zuruf hat mir innig wohl-

gethan. Ich stehe mit Frenzel und seiner Frau auf jenem seltsamen Fuße, daß man bei jeder Begegnung einander sagt, wie zu bedauern sei, daß man sich so selten sehe, und doch ändert sich das nicht.

Es ist mir lieb, daß noch keine öffentliche Kritik erschienen ist; die große Masse ist gar urtheilslos und läßt sich von fremder Aufnahme je nachdem erhitzen oder erkälten.

Montag, 23. März 1874.

Ich kann noch nicht los von meinem Buche. Ich möchte gern etwas Neues vornehmen, um Distanz zu gewinnen, aber es packt mich nichts. Als ich noch Kind war, verbrachte ich einen Tag und eine Nacht mit meiner Schwester Jeannette in der Mühle zu Horb, wo wir unser Korn mahlen ließen. Ein Müllerknecht sagte mir, wenn man einen Mühlgang leer laufen ließe, so entzünde er sich und die Mühle verbrenne. Das machte mich damals sehr geweckt und ängstlich. Aehnlich geht mir's fast jetzt, die Mühle kann nicht leer gehen, es muß Neues aufgeschüttet werden, und so wird's wohl bleiben bis ans Ende.

Den 25. März 1874.

... Ich war gestern Abend mehrere Stunden bei Spielhagen. Er spricht begeistert über den Griff und Wurf meines Buches, hat aber viel technische Ausstellungen: ich hätte mich zu sehr durch die Ichform beschränkt und die Freiheit der Ausmalung und Charakterisirung dafür drangegeben. Besonders bedenksam erscheint ihm die Scene beim Fürsten, dagegen findet er die beim Kaiser durchaus angemessen. Ich selber habe über diese viele Bedenken gehabt, aber trotz unfehlbarer Mißdeutungen sie doch festgehalten, weil es mir dichterisch als Pflicht erschien, dem alten Burschenschafter, der lebenslang vom Kaiser träumte und dafür litt, die Erfüllung zu geben, leibhaftig die Hand des deutschen Kaisers zu fassen. Das wird man in späterer Zeit nur einfach gerecht finden, und Einsichtige werden schon jetzt nichts Liebedienerisches, sondern das Symbolische darin erkennen.

513.

Berlin, 26. März 1874.

Ich habe deinen guten zustimmenden Brief, und ich nehme nicht nur, was du lobend sagst, auch was du an Mangelhaftem 2c. bezeichnest, ist vollkommen richtig. Ja, so wie du, geht Niemand in meine Sachen ein. Die Unentschiedenheit oder vielmehr Unbestimmtheit in den Aufzeichnungen Waldfrieds ist mir nicht entgangen. Ich hatte eine Vorrede dazu geschrieben, mit einer Art widmender Anrufung Gustavens. Ich habe diese Einleitung weggelassen, weil ich will, daß das Buch für sich selber reden und einstehen soll. Uebrigens ist die Zeit der Abfassung, wenigstens als Beginn doch an=

gegeben. Das Ganze aber ist, wie deutlich zu ersehen, geschrieben von Neujahr 1870 bis 22. Juli 1871.

Natürlich muß dein intimer Sinn noch manche Einzelausstellungen haben, aber die Hauptsache ist, daß du im Großen und Ganzen deine Freude an dem Buche hast.

Du ermahnst mich und du hast Recht, daß ich das Ausschauen nach dem Schicksale meines Buches bald überwinden soll. Du hast heute Brief von mir, worin ich dir diesen Vorsatz aussprach, und ich kann ihn nun um so leichter und besser ausführen, da ich deine Zustimmung über das Ganze habe. Es ist so, wie du sagst, das Kind ist in die Fremde gesendet und es trägt das Herz des Vaters in sich.

Den 27. März.

„Ihr Opus ist ganz ausgezeichnet, und ich werde mir ein Vergnügen machen, es in der Allgemeinen Zeitung anzuzeigen." So schrieb mir gestern Julian Schmidt auf ein Blatt, da er bei mir gewesen war und mich nicht zu Hause traf. Gerade von dem sonst so gern kratzbürstigen Mann thut mir dieses Wort besonders wohl, und es ist mir [lieb], daß ein Mann von unabhängiger und bedeutsamer literarischer Stellung mein Buch in der Allgemeinen Zeitung anzeigt.

514.

Berlin, Sonntag 29. März 1874.

Nun bin ich belehrt, wie mein Buch aufgenommen wird, anders als ich erwartete und erwarten mußte, das thut mir leid, aber meine innere Zuversicht wird dadurch nicht aufgelöst. Es zeigt sich, daß ich für die erste Aufnahme zu viel gewollt habe, indem ich einen Wald von Gestalten aufstellte; dazu hätte ich viel breiter werden müssen und den Umfang des Buches verdoppeln, oder ich hätte mich beschränken müssen und den Reflex des Ganzen nicht in jedem Begegnenden zeigen, vielmehr achtlos daran vorübergehen müssen. Das und was noch dran hängt, erkenne ich nun, und doch bleibe ich dabei, daß das Buch, wie es ist, recht ist, und daß es bei wiederholter Lektüre, wenn erst die Fremdheit des Vortrags und die Vielgestaltigkeit überwunden ist, gerechter erkannt werden wird. Dabei verhehle ich mir aber nicht, daß ich zu oft und in gewaltsamer Sammlung an das Buch ging und daß ich es zu lange mit mir herumtrug.

Heute sind mir drei verschiedene Stimmen Wohlwollender zugekommen, und alle drei betonen den Mangel der Technik in Concentration des Aufbaus. Wo solches sich Verschiedenen aufdrängt, muß man einen Fehler erkennen, denn wenn ich auch eine neue Form einsetzte, mußte ich diese so gestalten, daß Jeder sofort nur eben diese vor sich sieht und sie gelten lassen muß. Daß ich dies nicht zu bewirken vermochte, steht fest. Aber wie gesagt, das

irrt mich nicht, denn ich habe etwas gebildet, das man wird gelten lassen müssen. Ich könnte den Recensenten viel und, wie ich glaube, manches Unwiderlegliche antworten, aber das hülfe nichts; wo die Sache nicht für sich selber spricht, wo nicht in ihr selbst das Zwingende gegeben ist als bewältigende Immanenz, da hilft kein äußeres Stützen, Dreinreden, Vertheidigen und Nachweisen. Es wäre Narrheit, in einer Isolirzelle, der Welt gegenüber zu behaupten: ich allein habe Recht; aber darauf darf man mit Fug und Recht bestehen, daß man doch auch klar weiß, was und wie man thut, und daß man auf eine Revision des Urtheils antragen und zu einer zweiten Betrachtung Berufung einlegen darf.

Für hier und auch weit hinaus in bestimmten Kreisen maßgebend ist die Kritik von Karl Frenzel in der heutigen National-Zeitung, sie ist mit Einsicht und auch mit Wärme gefaßt, aber eben das, was ihm verwirrend erscheint, ist mir klärend. Ich wollte und mußte den Widerschein des allgemeinen Lichtes in seinen mannigfaltigsten Brechungen aufzeigen, und positiv ungerecht ist, daß das norddeutsche Wesen nur in „Ikwarte" vertreten sei und der bewältigenden großen Männer gar nicht gedacht wäre.

Den 30. März.

Gestern gaben die Abgeordneten Oppenheim und Bamberger ein großes Diner, auch Frenzel war da, und ich konnte ihm sagen, daß ich seine Kritik so scharf als auch warm finde, gegen Einzelnes konnte ich Verwahrung einlegen.

Ich ging mit Fr. Kapp heim, und der prächtige Mann, so jugendfrisch und so welterfahren zugleich, der aus Amerika wieder heimgekehrt ist, wiederholte mir die so oft gehörte Frage, warum ich denn eigentlich hier wohne, wo die Menschen immer drauf aus sind, einen aufzureiben. Ich konnte nur erwidern, daß trotz alledem Berlin etwas Adstringirendes, Muth und größeren Blick auch in poetischer Produktion Gebendes hat; freilich wird es erkältend, wenn man nicht unverlöschliche Eigenwärme dagegen setzen kann. Dazu kommt, daß eben Berlin keinen sozialen Zusammenhalt gedeihen läßt; es gibt viel Gesellschaften, aber keine eigentliche Geselligkeit, es haben sich noch keine sogenannten Quartiers, ich meine Gruppirungen von Berufsarten in bestimmten Vierteln gebildet.

Den 31. März 1874.

Und nun tönt's von allen Blättern, und ich habe dir nichts mehr darüber zu sagen. Im Ganzen bin ich froh darüber, wie das Buch aufgenommen wird, wenn auch wie natürlich viele Ausstellungen gemacht werden.

Seltsam ist, wie fast alle norddeutschen Blätter sich daran heften, daß ich durch „Ikwarte" das norddeutsche Wesen zu dürftig repräsentirt habe.

Das ist ja wahr, aber in einer oberdeutschen Geschichte ließ sich das schwer anders und größer erfüllen, und die andere Seite, ich meine die Aufzeigung der geschichtlich bestimmenden Charaktere, ist eben Aufgabe eines Andern, und vielleicht jetzt, ohne in die pamphletische Indiscretion zu verfallen, nicht thunlich.

Den 1. April 1874.

Du kannst, ich wiederhole dir's gern, vollkommen beruhigt sein wegen meiner Stimmung über die Kritik. Abgesehen davon, daß, von Nergeleien abgesehen, sie, wie es scheint, treulich eingehend sich erweist, halte ich es mit dem Spruch Goethes: „Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln und das läßt sie sich nach und nach gefallen."

Gestern war Julian Schmidt abermals bei mir, und ich habe den strengen und scharfen Mann noch nie so aus sich herausgehend und belobigend gesehen. Er will einen ausführlichen Artikel über mein Gesammtwirken schreiben und hat zu dem Behufe meine Sachen noch einmal gelesen, wie er mir gestand, „Schrift und Volk" und den ersten Band „Deutsche Abende" zum erstenmal. Es freut mich sehr von ihm etwas Eingehenderes zu erfahren.

Den 2. April 1874.

Gestern war einer der höchsten Staatsbeamten bei mir (es ist besser, ich nenne auch dir den Namen nicht), er kam auffälliger Weise schon früh am Morgen und sprach sehr warm von meinem neuen Buche, dann wurde das Gespräch auf Lasker gelenkt, mein nahes Verhältniß zu ihm und wie bedauerlich es wäre, wenn jetzt im Reiche wegen der Militärfrage ein Conflict entstände. Ich konnte nur sagen, daß Lasker stets selbstlos nur dem Allgemeinen diene, unbekümmert um Mißfallen oben oder unten. Ich setzte aber meinerseits hinzu, und das schien zu frappiren: Gewiß ist es schmerzlich, daß nach kaum errungener Einheit bereits Verdrossenheit und Gegenkampf sich zeige. Das aber ist noch nie ausgesprochen und muß doch festgehalten werden: Wir Liberalen haben jeder Vertröstung auf Revolution entsagt, das allgemeine Stimmrecht, so beschwerlich es noch ist, macht jedes Hinarbeiten auf Revolution verwerflich. Aber eben darum, weil wir auf keinen gewaltsamen Umsturz mehr denken dürfen, müssen wir um so unbeugsamer auf dem errungenen Rechtsboden stehen, und wenn durch die Militärorganisation das Budgetrecht bedroht oder angegriffen ist, muß sie verworfen werden ohne Rücksicht.

Ich glaube, daß meine Darlegung nicht ohne Wirkung war, denn der Mann ist in der That ein freisinniger und nobler Mann.

515.

Berlin, 7. April 1874.

Heute beim Frühstück erhielt ich deinen Brief. . . Vor Allem machst du mich glücklich, indem du mir den besten und einzig belebenden Arbeitsplan neu erweckst.

Ja, das ist's. Das Kinderbuch, das ist noch ein Ziel, das ich zu erreichen suchen muß, in diesem kann ich noch etwas erreichen, das in meiner Aufgabe für die Welt und für mich selber liegt.

. . . Ja, so ist's. „Martella" hat dem Kinderbuch ein Stück weggenommen, das sehe ich jetzt auch, aber es setzt sich bereits ein Neues dafür ein. Ich habe heute schon in deiner Anregung ein ganz neues ergiebiges Motiv fixirt und das wächst und wächst jetzt[1]. Und wenn ich durch diese Arbeit ermögliche, daß ich mich nicht zu journalistischem Verbrauch hergeben muß[2], dann ist sie mir doppelt und dreifach beglückend und befreiend.

Du hast ein treffendes und gutes Wort gesagt, daß „der Leser und Kritiker, dem die Tendenz nicht sympathisch ist, auch bei Schönheiten kalt bleibt und die Mängel unter dem Vergrößerungsglase sieht." Ja, das ist's. Ein rein poetisches Produkt soll nichts voraussetzen, sondern Alles erst setzen mit bezwingender Gewalt. Es ist fraglich, ob dies bei dem vorliegenden Thema möglich war, jedenfalls war es mir subjectiv nicht möglich, ich stand und stehe im Pathos des Patriotismus, und die vaterländischen Ereignisse sind noch zu warm und nicht abgekühlt genug zur rein künstlerischen objectiven Behandlung.

Ich lese jetzt Emersons „Essays", es sind sehr bedeutende Gedanken darin, der Mann hat den Muth der Originalität, aber auch ihre Gewaltsamkeiten.

Ich möchte nur noch über den „Waldfried" Folgendes zu erwägen geben und bin begierig, ob kein Kritiker darauf kommt. Goethe bemerkt, daß der „Vicar of Wakefield" darum so anmuthend sei, weil sich mit dem gebildeten Pfarrerleben das Landleben verbinde. Ich meine, daß ich ohne daran zu denken, Aehnliches in Action gebracht habe, freilich auf ganz moderner Basis. Und noch weiter! Waldfried ist auch in Parallele zu bringen mit Primrose, ich meine ganz allgemein als Vater und Erzähler seiner Familiengeschichte, und Waldfried macht weit weniger draußen liegende

[1] S. Anmerkung S. 216 f.

[2] B. A. war damals in Zweifel wegen Betheiligung an einem großen journalistischen Unternehmen, wozu ihm ein sehr vortheilhafter Antrag gemacht wurde. S. Anmerkung S. 209.

Betrachtungen als Primrose. Freilich hat es Goldsmith besser, nicht nur wegen der humoristischen Fassung, gegenüber der bei mir herrschenden pathetischen, sondern auch weil er beim Familienhaften bleibt, das, wenn auch zeitlich gefärbt, doch an sich dauerhafter und allgemeiner wirkend ist, als das von mir stark betonte politisch-patriotische Interesse.

Den 8. April 1874.

Und so ist's geblieben und so soll's bleiben. Das ist ein aufrichtendes Erwachen, wenn das helle Licht eines neuen Arbeitsgedankens aufs Bett scheint. Heute in der Frühe stellten sich sofort Bilder und Situationen für meine neue Aufgabe ein, und ich stehe so ganz in derselben, daß ich die Phantasie zügeln muß. Ich bin doch noch auch zu stark im Zusammenhange mit „Waldfried", und mein Kopf ist zu angestrengt, und dazu soll der Plan zu dem Büchlein voll ausgereift sein, wenn ich an die Ausführung gehe. Ich will das Ganze in mir hegen, und ich habe mir vorgesetzt, daß es erst zu Neujahr 1875 fertig sein soll. Es lebt sich leicht und frei, wenn man von einer bestimmten Idee getragen ist.

Der gestrige Tag war ein schön erfüllter. Ich erhielt am Mittag, als ich eben ausging, das englische Blatt „Echo" mit freundlichen Worten über mein Buch. Auf der Straße traf ich Lasker, der sofort bereit war, mit mir zu gehen, um die neuen Bilder im Künstlerhaus und das Siegesbild von Werner in der Akademie zu sehen. Vor dem großartig genialen Bilde Werners, das die Siegessäule schmücken wird, wurde mir klar, wie viel günstiger die Malerei gestellt ist in ihren Ausdrucksmitteln für das gegenwärtige Leben, als die Poesie. Werner faßt die letzten Zeitereignisse und ihre Helden, aber wie ganz anders konnte er sie fassen als ich in meinem Buche, und dies erschien mir so klein, so nur in die Episode verwiesen. Es wird erst der Dichter kommen müssen, der diesem Bilde ähnlich eine Dichtung schafft. Werner hat ins Allegorische, in freie Mythengestaltung greifen dürfen und müssen, und Aehnliches hat ja auch schon Schiller als Postulat aufgestellt für die von ihm projectirte Fridericiade.

Ich ging mit Lasker nach dem Thiergarten spazieren, und er ist immer gleichmäßig fest, jetzt gegen die Volksversammlungen mit ihrer Wegwerfung der Volksehre, wie sonst gegen aufreizende. Er sagte, er wäre bereit, wenn das erfordert würde, über seine Kräfte hinaus dem Kaiser aus Allem, was er privatim besäße, eine Freude zu machen, aber aus dem anvertrauten Gute der Volksrechte könne man das nicht leisten. Es freute mich sehr, da er mir Recht gab, wie ich meine Betrachtungsweise in eine Formel gebracht: Man darf ein ewiges Gut nicht für eine zeitliche Stimmung hingeben.

Es ist jetzt frischkräftiges Frühlingswetter hier, die Finken schlagen

lustig im Thiergarten, und auch in mir ist's hell und froh. Ich werde nicht so bald von hier wegkommen.

Den 9. April.

Wilhelm Kaulbach todt! In wenigen Stunden hingerafft. Und wieder saust eine Kugel ins Herz eines Kameraden. Wie viele noch? Wo ist die frohmuthige Arbeitslust von gestern? Sie wird wiederkommen, man muß schaffen und wirken, so lang es tagt, und jeder Morgen erneut das Dasein, und man muß dessen Lücken vergessen.

Ich habe dir gewiß oft erzählt, wie viel und schön ich mit Kaulbach gelebt. Ich war (außer mit Reinecke Fuchs und der Hunnenschlacht, die mir absolut vollendet erscheint) mit vielen seiner Compositionen nicht einverstanden, aber er nahm den Widerspruch sehr gut und frei auf. Als Kaulbach die große Porträtzeichnung von mir machte, beeilte er sich nicht, da wir viele Tage so gut beisammen waren, und wir erzählten uns gegenseitig von Allem, von Persönlichem und Allgemeinem. Kaulbach war eine jener Naturen, die eine schwere Jugend herb und sarkastisch gemacht hatte. Er dachte immer auf das Größte in souveränem Muthe, er hatte etwas von einem Feldherrn und war zermalmend gegen Widersacher. — Und wie herrlich waren die Tage, die ich bei ihm in München hatte mit Pfeufer und Liebig. Und alle drei todt. Ich habe es leider versäumt, mit Kaulbach in Continuation zu bleiben, und jetzt ist's vorbei. Er wollte auch einmal „Barfüßele" illustriren, er schrieb mir das und wollte besonders vom Waldritt eine große Zeichnung machen, die photographirt werden sollte. Auch zu „Auf der Höhe" hatte er Plane, und auf Spaziergängen hier entwarfen wir Vielerlei zu seinem Todtentanze. Jetzt ist er selber hineingerissen.

Den 10. April.

Gestern ging ich mit Bancroft spazieren, er gibt den Gesandtschaftsposten hier auf und arbeitet an Vollendung seiner amerikanischen Geschichte, die er bis auf heute fortführen will. Er sagt auch, man müsse abschließen, solang noch das Leben vorhält, da sähe man ja wieder, wie Kaulbach so schnell dahingerafft wurde.

516.

Berlin, 12. April 1874.

Nun habe ich doch endlich gestern einen Athemzug Feldluft gethan und den Lerchengesang gehört. Die Straße gen Steglitz war freilich sehr staubig, und da draußen hat sich eine neue Stadt gen Friedenau gebildet. Aber die Saaten sind grün, und hier ist ein Baum, der bei uns daheim nicht so oder den man wenigstens nicht so sieht, das ist die Birke mit ihrem

Hängegezweige nach Art der Trauerweide, und das ist so fein bewegt und glitzert in Knospenfülle.

Ich besuchte in Steglitz den Schriftsteller Adolph Strodtmann und freute mich seines behaglichen Heims. Ich sah die neue Arbeit von Strodtmann in den Aushängebogen. Er hat mit der Genauigkeit eines klassischen Philologen Heine edirt, und noch viel schwieriger ist seine jetzige Arbeit: Briefwechsel Bürgers in vier Bänden. Ich las einen Brief von Bürger über Götz von Berlichingen (dessen Autor er damals noch nicht wußte), frisch und echt, wenn auch unfläthig in Ausrufungen, wie sie die damalige Kraftmeierei liebte.

Den 13.

Gestern machte ich mit Eugen einen weiten Weg, ich muß jetzt viel Bewegung haben, und Abends sah ich mit Frau und Tochter Goethes Götz zur Feier des Jahrhunderts seiner ersten Aufführung. Wie frisch und neubacken schmeckt da noch Alles, ja, da ist noch der kernigste volksthümliche Geist Goethes. Ich meine, ich spüre darin noch die Nachwirkung seines Aufenthaltes im Elsaß, wo er jünglinghaft offen dem Volke nahe stand und aus seinem Munde die Lieder sammelte und einen Ton davon für alle Zeiten behielt. In der katholischen Kirche darf erst nach hundert Jahren heilig gesprochen werden. Das gilt auch vom Künstlerischen. Was nach hundert Jahren noch lebendig ist und wirkt und von Nachdunkelung nur wenig leidet, das ist fest für alle Zeiten. Neu auffällig war mir, daß Goethe die Achse des Dramas erst im letzten Akte ansetzt, nämlich die Verquickung des Götz mit dem Bauernkriege. Wäre dieser Conflict in ihm und mit Zeit und Welt der Mittelpunkt, dann verflatterte auch das Interesse nicht so sehr und Götz wäre eine volle Tragödie; so aber hat Goethe das ganze Zeitalter in Scene gesetzt, und dieses Zuviel wirkt als Zuwenig, die Sympathie mit Götz concentrirt sich nicht. Wer darf sagen, Goethe hätte das oder das thun sollen? Aber das ist doch sicher, hätte er sich in dieser Sphäre weiter ausgebreitet, wir hätten eine reiche Reihe echt poetischer Nationaldramen.

Den 18. April.

... Mit der nothwendig gewordenen Absetzung des Bischofs von Posen ist der weltgeschichtliche Kampf des deutschen Staats so acut geworden, daß alle Kraft zusammengehalten werden muß, und es läßt sich nicht absehen, wie die Schlichtung sich gestalten wird.

Doch genug davon, ich komme sonst ins Leitartikeln hinein, und du sollst nur wissen, was mich bewegt. Wir haben das schwere Glück, nach allen Seiten die größte Epoche zu erleben. Ich möchte mitthaten in diesem Kampfe, wie ich das Anno 70 wünschte, aber was kann ich da leisten?

Ich persönlich möchte mich eigentlich aus dieser beschwerlichen Rolle des aufgeregten Zuschauers herausreißen und eine Zeitlang wieder ganz in das stille Naturleben versenken können.

Wenn ich nur von hier fort könnte! Aber das ist jetzt unthunlich, und die Sehnsucht erwacht jeden Morgen mit mir.

Kapp hat mir sein erneutes Buch „Der Menschenhandel deutscher Fürsten" gegeben. Ich will sehen, daß ich eine Anzeige davon für die Allgemeine Zeitung schreiben kann. Ich bringe mich jetzt zu nichts Rechtem, in sich Beschlossenem.

517.

Berlin, 19. April 1874.

Ich habe Paul Lindau zugesagt, ihm für eine Reihe von selbstbiographischen Beiträgen auch einen zu geben. Ich fand bald ein anmuthendes Thema. Ich will mein Kennenlernen der bildenden Kunst durch alle Lebensperioden darstellen.

Erinnerst du dich noch, wie wir uns in Karlsruhe am Samstag Morgen auf der Bibliothek Hogarth zeigen ließen? Ich sehe es noch deutlich vor mir, und wenn ich mich nicht irre, wurden wir durch einen Hinweis von Herder auf Hogarth aufmerksam gemacht. Oder weißt du vielleicht noch Anderes von damals? Ich sehe schon, ich werde dich bei meiner Lebensgeschichte oft fragen müssen, obgleich mein Gedächtniß wunderbar getreu ist, aber ich traue mir nicht immer, denn das Sprichwort: „Das Gedächtniß ist ein Dieb" deute ich auch dahin, daß sich die Phantasie in die Thatsachen der Erinnerungen einstiehlt und nicht bloß, wie es eigentlich gebraucht wird, daß man Fremdes in der Erinnerung für Eigenes ansieht und ausgibt. So war ich auch zaghaft oder vielmehr unsicher, ob mich meine Erinnerung nicht täuscht, daß ich Kaulbach die Idee zum Todtentanze angeregt habe, und glücklicher Weise bringt heute die National-Zeitung einen Artikel über Kaulbach von Alfred Woltmann und dieser erzählt, daß ich allerdings es war, und jetzt weiß ich auch deutlich, was mein erster Vorschlag war. Ich wollte, daß Kaulbach eine Eisenbahnstation darstelle, und da steigen ein die verschiedenen Lebensalter: Mutter mit Säugling, junges Ehepaar, lustige Soldaten, alter Pfarrer, kurz das Mannigfaltigste, und auf der Dampfmaschine steht als Lokomotivführer der Tod. Ich weiß nicht, ob Kaulbach das je so ausgeführt hat, ich habe nur wenige Blätter gesehen.

Wenn ich so zurück sehe, habe ich doch ein reiches Leben, und ich freue mich auf die Niederschrift meiner Biographie im Ganzen. Ich möchte sie aber, wenn es anginge, auch Wahrheit und Dichtung nennen, denn wie gesagt, es ist kaum zu vermeiden, daß das Gedächtniß dichtet.

Berlin, 20. April 1874.

... Es ist doch ein gefährliches Experiment, ein Buch so ganz und tief in die Subjectivität einwurzeln und aus ihr heraus erwachsen zu lassen. Es thut mir persönlich wehe, nicht wenn die öffentliche Kritik aus ästhetischen oder politischen Prinzipien [meine Arbeit tadelt] — ich habe darin ein Selbstgefühl, das nicht zu erschüttern ist — aber es thut mir eben tief weh, wenn sich von Freunden Lässigkeit, Mißverstand und Widerspruch ergibt. Ich habe mich in diesem Buche so ganz gegeben in Allem, was mir den Werth des Lebens ausmacht, und ich meine, wer das nicht mit Theilnahme empfängt, der kann sonst ein ganz vortrefflicher Mann sein, aber mein persönlicher Freund ist er nicht.

Ich prüfe mich streng, ob das nicht Fanatismus ist, ich kann es nicht finden. Was man Ruhm und Ehre nennt, ich kann nicht lügen und sagen: das ist mir gleichgiltig, aber ebenso darf ich sagen, mir ist die Liebe der Menschen mehr werth, und wer nicht theilnimmt am Fortgange meines Denkens und Schaffens, und erscheine dies auch einmal ganz eigenartig und seltsam, zu dem mag ich nicht reden, wenigstens nicht dauernd und von meinem Besten. Ich kenne nur eine Sünde auf der Welt, und das ist die Lüge, aus ihr stammt alles Unheilbringende, und ich habe nie lügen und verhehlen können und will es auch für die paar Jahre nicht noch lernen.

Den 22. April 1874.

Wäre ich ein Politiker, müßte ich täglich Haß, Hohn, Verzerrung mit Leichtmuth ertragen, und das ist eben der Irrthum, ich habe mich mit der Empfindlichkeit des Poeten auf das Gebiet des öffentlichen Kampfes begeben.

Derartiges und noch viel mehr sage ich mir bei der häßlichen und gehässigen Behandlung, die meine Arbeit erfährt und die sich auch persönlich gegen mich richtet. Der Hauptfehler ist aber mein unausrottbarer Optimismus, der mich meinen läßt, die Menschen seien wahr und wohlmeinend, und ein Verfehltes oder was sie dafür halten, mache ihnen Schmerz, statt wie es in Wirklichkeit ist, Schadenfreude.

Den 25. April.

... Ich bleibe dabei, es gibt einen Punkt, wo Jeder sagen muß, hier stehe ich, ich kann nicht anders rc., und so lasse ich mir die Zuversicht in mir nicht rauben. Meine Darstellungsmittel können da und dort unzulänglich sein und sind es sicher, aber ich weiß, daß ich in der Continuation der Kunst und des höheren Gedankens stehe, und das ist genug.

In nächster Woche muß ich definitive Entscheidung wegen Herausgabe

der Zeitschrift geben. Das Verneinen wird mir doch schwer, denn es steht Sicheres in Aussicht[1]. Was meinst denn du? Schreib mir bald.

. . . Die deutsche Literaturgeschichte lehrt thatsächlich, daß nicht Opposition an sich, sondern eben ein starkes Positives in neu Auftretendem die Vorgänger verdrängte. Der beste Beweis, daß bloße Opposition nichts Festes zu Tage bringt, ist das „junge Deutschland"; es konnte gegen die romantische Schule und was drum und dran hing, opponiren, hatte aber kein positives Muttergut als Beibringen.

Wunderlich ist mir, daß der Vorwurf, der mir jetzt erst klar wird, meinem Buche noch gar nicht präcisirt wurde. Und das in Frage stehende Thema ist sehr ergiebig. Ruhmsucht, Ehrsucht, Eifersucht u. dgl. können alle leicht und gut Mittelpunkt und Achse einer Dichtung sein, auch Elternliebe, Kindesliebe, aber am ergiebigsten ist doch die Liebe der Geschlechter, weil diese allein allen Bildungsgraden, allen Ständen, Confessionen &c. nahe geht. Die Vaterlandsliebe ist gewiß auch voll poetischen Reichthums, aber sie muß aus dem Politischen ins Persönliche übertragen werden, wie bei Coriolan, wie bei Cäsar, und das ist sehr schwer, wenn nicht ganz unthunlich, sobald man sich an untergeordnete Personen hält, die in einem geschichtlichen Conflict nicht die Bestimmenden, sondern die Bestimmten, also im weitesten Sinne Unterthanen sind. Ich aber, sobald ich das vorliegende Thema und die vorliegende Form gewählt hatte, konnte nicht anders als so verfahren, und ich kann nicht ermessen, wie weit ich eine — hier patriotische — Stimmung erzeugte oder voraussetzte. Trotz alledem bleibe ich aber doch dabei, daß dem Buche eine gerechte Stellung in der zeitgenössischen Dichtung gebührt. Das wiederhole ich dir immer, damit du nie glaubst, die Welt mache mich irr an mir. Ich habe mein eigenes Selbst an diese Aufgabe gesetzt, und das ist immer was werth, und das ist das Beste, was der Künstler eigentlich geben kann. Mögen Andere Anderes geben. So wird die Welt von Mannigfaltigkeit erfüllt.

518.

Berlin, 1. Mai 1874.

Heute vor 40 Jahren, in der ersten Maienfrühe stieg ich in Schwetzingen vom Wagen Joseph Kaullas, der nach Mannheim fuhr, und mit dem grünen Ränzchen auf dem Rücken wanderte ich unter Blüthenbäumen und Lerchensang gen Heidelberg und warf meine Mütze in die Luft und wußte vor Ueberseligkeit gar nicht, was ich anfangen soll. Ich wanderte der Universität zu und einem annähernd sorglosen Leben und vor Allem neuem Gemein-

[1] Wichtige Bedenken führten schließlich zur Ablehnung.

leben mit dir. Ja, das war ein Wiedersehen! Wir waren doch einmal jung. Ich bin es (leider und Gottlob, wie jene Frau immer sagte) noch heute fast wie vor 40 Jahren, und das ist nicht gut...

519.

Berlin, 12. Mai 1874.

Ich denke, du liesest die Studie, die Julian Schmidt in der Allgemeinen Zeitung (bis jetzt sechs Artikel) über mich [veröffentlicht]. Ich besuche ihn nicht, bis ich die ganze Arbeit kenne, und nach der Anlage werden es wohl noch weitere sechs Artikel. Wenn ich mich so betrachtet sehe, denke ich oft an die Holländerin, die mir im vorigen Sommer in Gernsbach sagte: „Was? Sie leben noch? Ich glaubte, Sie wären schon lange todt."

Ich stehe der Darlegung Julian Schmidts oft ganz verwundert gegenüber. Also das bin ich und so abgethan? Ich bin oft erstaunt von der stricten Consequenz, die er in meinem Schaffen und Reflectiren aufzeigt, ich habe mich nie so gesehen; ich lese namentlich, was ich theoretisch gesagt habe, oft als ein ganz Neues, und wenn ich auch manchen seiner Ausführungen widersprechen muß, besonders wo er vom Einflusse Jean Pauls rc. spricht, wer kann sagen, ob nicht ein Anderer freier und klarer sieht als man selber vermag?

Ich finde, daß Schmidt darin Recht hat (mit Anderem bin ich natürlich mehrfach nicht einverstanden), daß mich zunächst das ethische Motiv bewegt, und nicht das poetische Farbenspiel und die Lust zu fabuliren. Wenn ich zurückschaue, so erinnere ich mich, daß im Stuttgarter Gymnasium bereits mich der Vortrag Professor Schmids über Psychologie am meisten aufregte, und das psychologische Problem ist mir immer Hauptsache geblieben. Ich meine aber, das ist doch auch schließlich die Essenz aller poetischen Produktion. Oder mache ich etwa aus der Noth, resp. aus dem Mangel eine Tugend?

Den 14. Mai.

Ich war gestern mit den Meinigen im Theater, um den großen italienischen Tragöden Rossi als Lear zu sehen. Ich habe doch schon viel Bedeutendes gesehen, aber noch nie Aehnliches. Rossi tritt schon von Anfang nicht majestätisch, sondern wildhaftig auf und erscheint wie ein menschgewordener Löwe. Leider griff mich aber die Darstellung so an, daß ich nach dem dritten Akte herausgehen mußte. Ich habe doch seit meiner Krankheit an Kraft Einbuße gelitten.

520.

Berlin, 13. Juni 1874.

... Vorgestern war Friedrich Kapp bei mir. Er erzählte mir aus seinem Leben. Er ist der Sohn des Gymnasialdirektors in Hamm. Sein

Vater war ein begeisterter Hegelianer, und die Hegelschen „Jahrbücher“ und dann später die Rugeschen bildeten die Hauptereignisse in der Familie, und der Knabe las, als er 12 Jahre alt war, die eben damals herausgegebenen Gespräche Eckermanns mit Goethe dem Vater vor, und der Vater hielt den Sohn so frei, daß er nicht mit religiösen Vorurtheilen oder Dogmendingen belastet wurde. Wie Kapp durch die 48er Revolution, an welcher er sich thätig betheiligte, nach Amerika kam, wie er eine Familie gründete und wie er wieder in sein Vaterland zurückkehrte, das weißt du. Nun erzählte mir Kapp die Geschichte einer ihm befreundeten Familie, und es schoß in mir auf und ich habe ein Thema, wie seit lange nicht.

Lasker kam auch mich zu besuchen und blieb zu Tische. — Während wir bei Tische saßen, erhielt ich ein Briefchen von Frau Lewald, und da schreibt sie mir, daß in vergangener Nacht um 2 Uhr ihr Mann gestorben ist. Wohl erwarteten wir seit Jahren diesen harten Schlag, aber die Thatsache ist denn doch zu neu, und ich verliere den nächst Lasker besten Menschen, den ich hier habe. Er war ein treuer Freund und ein harmonischer Charakter; Innigkeit und scharfer Verstand hielten sich in ihm das Ebenmaß, und sein Dasein war für mich wie ein Schutzdach in jeder Fährlichkeit und Unklarheit. Und wie mir, so war er das Gleiche auch andern Freunden, so Löwe (Calbe) und David Strauß.

521.

Tarasp, Montag, 6. Juli 1874.

Nun kann ich dir wieder in Ruhe schreiben. Ich war am Mittwoch bei unseren Geschwistern in Plüderhausen. Donnerstag fuhr ich mit Frau und Tochter nach Friedrichshafen, andern Tags nach Ragatz. In Rorschach hatte ich die Freude, Ferdinand Hiller zu treffen, und fuhr ein Stück Wegs mit ihm, meine Frau und Tochter blieben in Ragatz und ich reiste weiter nach Landquart.

Am Postschalter, wo man die Billete zum Eilwagen zu nehmen hat, sah ich einen Mann meiner Jahre, der mir wohlgefiel. Ich schlug ihm vor, daß wir zusammen einen Einspänner nehmen, er war sofort bereit, und nach Tisch fuhren wir im lustigen offenen Wägelchen durch das Prättigau. Ich athmete nach langer, langer Zeit wieder frei auf und gedachte mit Schrecken, aber auch dankbar, der beidemal, da ich hier so schwergemuth und krank dahin reiste.

Ich blieb in Davos über Nacht. Am Morgen ging's weiter mit dem Eilwagen. Der Weg über den Fluela ist bei aller Wiederholung stets neu erhebend. Man kommt in die fremde strenge Alpenwelt. Am Wege lagen todte Schafe, die durch raschen Schneefall erfroren oder verhungert waren.

Je mehr wir uns dem hiesigen Ort näherten, um so mehr heimelte es mich an. Ich erhielt hier das Zimmer, das ich bestellt hatte, das, in dem Conzertmeister David ehedem gewohnt hatte, und Alles im Hause kam mir freundlich entgegen, und besonders wohl thut mir, daß Dingelstedt da ist und wir Tischnachbarn sind.

Den 8. Juli.

. . . Ich war gestern allein auf der Höhe, der mein Name gegeben wurde. Ich saß lange dort, der Blick ist groß und durch Abschluß beruhigend zugleich. Ich fühlte mich leicht und frei, und alles Kleine schwand aus der Seele.

Den 9. Juli.

Gestern ging ich im heißen Sonnenschein allein nach Schuls. Schon unterwegs fielen einige breite Tropfen und wirbelten Staubwölkchen auf, und plötzlich war das Gewitter mit Hagel da. Ich erreichte noch wenig durchnäßt einen Neubau am Wege, und da blieb ich und gab dem Hause den Namen: „Zur guten Luft“ und ordnete noch Einiges am Bau. Die deutschredenden Menschen hier sind sehr zutraulich und gutmüthig. Vor zwei Jahren habe ich auf diesem Wege in der Nacht das Gewitter erlebt, das ich theilweise im „Waldfried“ geschildert habe.

Den 10.

. . . Dingelstedt ist ein Lebenskünstler, und gerade das, daß ich eben ein Pfuscher in Gestaltung des unmittelbaren Lebens bin, macht mir ihn um so imponirender. Er hat nicht nur gute Formen, er hat auch innere Selbsthaltung, er versteht sich rar zu halten und vor Allem still an sich zu halten, ich meine — zu schweigen. Er ist weit entfernt von meiner Albernheit, die da glaubt, man müsse den Menschen immer etwas geben und zwar das Beste, was man im Moment ist, und da verplempert man sich und hat sehr oft das Nachsehen der Reue und des Aergers über sich. Dingelstedt echauffirt sich nicht leicht für Dinge und Personen, und freilich, sein Beruf über lebendige Menschen zu disponiren, hilft ihm viel in souveräner Beherrschung; aber er hat diese auch über sich selber und hat sein Leben zu führen verstanden, wie Wenige. Er hat sich freilich seine imponirende Gestalt nicht gegeben, aber er hat sie gut exerzirt, zu Pferde und zu Fuß, im kleinen Privatleben wie im allgemeinen und Hof-Leben.

Den 12. Juli 1874.

Ich habe ein merkwürdiges Buch gelesen, gestern Morgen fast in einem Zug, es ist bereits in vierter Auflage und doch mir erst jetzt geworden, heißt „Deutsche Liebe“, herausgegeben von Max Müller, dem großen Sprachphilosophen. Anfangs muthete es mich gar nicht an, der

Anfang hat etwas von der Stormschen Art, Spielen mit Duft und Kinderbeinchen, dann aber wird's echt, mit einer somnambulen psychologischen Kraft und so fein und zart gemalt wie Bilder in alten Brevieren. Es ist doch wunderlich, daß man solch ein Buch erst nach Jahren kennen lernt. Es fehlt uns eben an maßgebender literarischer Autorität.

Apropos! Hast du gelesen, wie Gutzkow mich in der letzen Nummer der „Gegenwart" anrempelt? Er war immer so. Als er noch seine Trompeter in den Zeitungen blasen ließ, war's ihm nie genug, gelobt zu werden, ich mußte daneben meinen Treff haben. O, wie recht hatte ich, daß ich mich in Berlin absolut fern von ihm hielt. Ich konnte ihm die Wahrheit nicht sagen, ohne ihn zu kränken, und heucheln oder auch nur verschweigen darf und kann ich nicht. Es war trotz alledem und ist noch ein Wahrheitsstreben in Gutzkow, aber ihm fehlt die Liebe.

Den 14. Juli 1874.

Ich freue mich, daß ich Kraft und Ruhe habe dir zu schreiben, und du freust dich dessen gewiß ebenso. Man kommt allmählich in eine Tagesordnung und in einen bestimmten sozialen Kreis, ohne daß man dazu thut.

Vorgestern war ich mit von der Heydts und einem bayrischen Hauptmann, Graf Zech, auf Schloß Tarasp. Gestern begegnete ich Keudell, unserm Gesandten in Rom, den ich von früher kenne und dessen Frau, eine Tochter Patows, mir von ihrer Kindheit an bekannt ist. Sie wohnen in Vulpera, und Nachmittags war ich allein bei ihnen, bis später Gesellschaft kam. Keudell sagte mir, daß seit Wochen ihn die Lektüre des „Waldfried" immer durchschauert habe, und er sprach sehr warm darüber, ebenso auch die später eintreffenden von der Heydts. Ich finde, daß die Politiker viel mehr für das Buch sind, als die ästhetisch Betrachtenden, und ich glaube, ich habe dir während der Arbeit geschrieben, es thäte mir leid, wenn das Patriotische und Freiheitliche den Ausschlag gäbe.

Dingelstedt, der gern Alles mit einer bedachtsamen Regie behandelt, will mir auf einem weiten Gange seine Anschauung kundgeben, er hat das Buch eben hier erst gelesen.

Ich muß dir nur noch sagen, daß Keudell, ein Virtuos ersten Rangs, uns Mozart und Schubert vorspielte, in so vollendeter Weise und nun hier oben im Ausblick in die Alpen, daß ich eine Stunde der reinsten Glückseligkeit davon hatte. Er und seine Frau erzählten auch sehr Bedeutsames aus ihrem Aufenthalte in Konstantinopel.

Den 16. Juli.

. . . Dingelstedt wollte [vorgestern] Mittags etwas vorlesen bei von der Heydts, er fand nichts. Ich hatte von der Novelle erzählt, die ich im

Manuskript habe, freilich noch unfertig, und nun wurde ich bedrängt sie zu lesen, und ich gab endlich nach. Anwesend waren: Keudell und Frau, General Hartmann und Frau, Frau von Pommer-Esche und Tochter, Dingelstedts, von der Heydts, ein bayrischer Offizier Graf Zech u. A. Die Geschichte, sie sollte „Auf der Citadelle"[1] heißen, spielt im Militär, sie spannte die Zuhörer, aber nachher wurden mir, besonders von General Hartmann viele Inconvenienzen aufgezeigt, die ich aber umbiegen kann, Keudell dagegen war sehr von der Sache eingenommen.

. . . Ich fühlte mich [gestern] auch unwohl, war aber bald wieder besser. Abends traf der Unterstaatssekretär von Hofmann aus Wien ein und kam mit großer Freundlichkeit mir entgegen. Die Nachricht von dem Attentate auf Bismarck scheint wahr. Keudell hat an den Sohn Bismarcks telegraphirt, hat aber noch keine Antwort. Ich ging mit Keudell. Er spricht mit wahrhaft jüngerhafter Verehrung von Bismarck.

Den 19. Juli, Sonntags.

Ich gewinne hier Einblicke in unser zeitgenössisches höheres Staatsleben. Gestern Mittag nach Tisch sprach ich Minister Delbrück, der auf einen Tag hier war (er geht wieder nach Tirol, er ist einer der besten Bergsteiger) und Abends ging ich wieder mit ihm und Keudell. Delbrück ist nicht sehr gesprächsam, Keudell aber äußerst anmuthig und offen; die alte Weise des Intriguen-Diplomaten ist eben aus und vorbei, und dazu hat Keudell eine so biedere Hand und sein Auge ist tief und hell. Auch Nachts ging ich noch — was sagst du zu dieser vornehmen Sozialität? — mit Exzellenz Hofmann spazieren. Er ist der volle Oesterreicher, zutraulich, bequemlich, liebenswürdig und dabei der vollendete österreichische Junggeselle mit stark accentuirter musikalischer Neigung. Er ist ein Stilist ersten Ranges und Verfasser der österreichischen Staatsschriften, zugleich auch die Presse regulirend und beinflussend.

Keudell, der Königsberger, in Kantischer Atmosphäre aufgewachsen; Hofmann aus weiten geographischen Studien und Beethovenscher Atmosphäre erstanden, ist ein Abbild des besten Oesterreicherthums. Er erzählte mir viel von seiner Statthalterei in Schleswig-Holstein und wie Bismarck sich gern damit begnügt hätte, Deutschland in zwei Theile zu zerlegen und den einen Oesterreich zu geben; aber die österreichischen Staatsmänner wollten Preußen gar nichts lassen, und so vollzog sich das geschichtliche Verhängniß.

[1] Erschien unter dem Titel: „Auf Wache"; eine der Novellen, die B. A. (zusammen mit „Der Fels der Ehrenlegion" und „Nannchen von Mainz") u. d. T.: „Drei einzige Töchter" (Stuttgart 1875) herausgab.

Ich sprach davon, daß kein Staatsmann Programm für alle Eventualitäten habe, sondern eben inmitten des Verlaufs improvisire. Da sagte Hofmann, er könne mir hiezu einen merkwürdigen Beleg geben. Er wurde, als mit Bismarck bekannt, nach Nikolsburg geschickt, dort sagte er Bismarck, daß die Thatsachen fertig und er der ruhmvollste Staatsmann sei, der populärste, wie er sich selber prophezeit. Darauf sagte Bismarck, er habe während des Kampfes bei Sadowa beim Corps des Generals Fransecky gehalten und habe gehört wie trefflich die österreichische Artillerie feuere; da habe ihm Fransecky gesagt, er müsse jetzt seine letzten Reserven ins Feuer führen, sie könnten noch 30 Minuten aushalten, wenn der Kronprinz da nicht käme, sei Alles verloren, und da dachte Bismarck bei sich: Wie dann? Heim kannst du nicht mehr. In Europa ist kein Asyl für dich, du mußt Zuflucht in Amerika suchen, und während ich so dachte, war der Kronprinz bereits im Feuer und ich war der größte Staatsmann geworden.

Habe ich dir schon gesagt, daß auch der Oberhandelsgerichts-Rath Professor Goldschmidt aus Leipzig hier ist? Er und seine Frau scheinen mir treffliche Menschen und sind mir sehr sympathisch.

522.

Chur, 4. August 1874.

Vorgestern bin ich von Tarasp abgereist, und die herzlichen Zurufe der Freunde beim Abschiede erquickten mir das Herz.

Der Mittag war sehr heiß, aber auf dem Fluela mußte der Plaid hervorgeholt werden. Man meint, jede Abendbeleuchtung sei die schönste, aber der Widerschein der rothen Wolken auf dem Fels, wie auf den Schneebergen, versetzte wie in ein Zauberreich.

Ich traf in Davos den Valentin Marr, hatte aber schlechte Nachtherberge. Diese Schweizer scheinen von Nervenreizbarkeit und leichtem Schlaf nichts wissen zu wollen, das trabt oben und unten rücksichtslos, und ich wohnte noch dazu in einem unfertigen Hause, wo um 4 Uhr bereits gehobelt und gemeißelt wurde. Mit Marr, einem Sohne Wolfgang Müllers und einem Architekten aus Pyrmont fuhr ich die Landwasserstraße, die von einer Majestät und Kühnheit ohne Gleichen ist, bis Wiesen, von da mit Post bis Lenz. Ich wollte zu Fuß weiter, aber es regnete, und so fuhr ich hieher, habe wieder ein unruhiges Zimmer gehabt mit nur wenig Schlaf, aber in der Schweiz und nach einer Tarasper Kur verwindet man Alles leicht. Ich fühle mich frisch.

Dissentis, 5. August 1874.

Das war gestern ein wonniger Tag, alles Denkens bar, nur athmend, schauend und bisweilen rauchend, und so allein, so glückselig allein, oben

auf dem Bankett. Ich brauche nicht zu wissen, wie die Berge, die Ströme und die Dörfer heißen, da leben Menschen, dort leben Bäume und Blumen und Fische; ich vergaß Alles, was ich je gelebt und gearbeitet und was noch werden wird, ich fühlte mich jung wie ein Student, sorglos und ungebunden, und nach so vieler Ansprache war's so gut, stundenlang wortlos hinzudämmern, nichts zu fixiren oder gar aufzuschreiben, sondern eben nur zu sein. — Der Tag war hell, nur auf den Bergspitzen hafteten die Wolken fest.

In Reichenau besuchte ich indeß schnell, während die Pferde gewechselt wurden, den alten Oberst von Planta. Schloß und Park und der Mann mutheten mich Attinghausisch, ins Moderne übertragen, an.

Weiter ging's, wieder wonnig still und hell. In Ilanz wartete Dr. Walther auf mich, sein Sohn, der Verwalter in Tarasp, hatte ihm meine Ankunft telegraphirt. Und wieder weiter, im Gefühl so vieler Freundlichkeits-Stationen in der Welt, und wieder so schön still allein, durch das Oberrheinthal, wo der junge Rhein sehr ungeberdig ist und die Wasserfälle von hüben und drüben auf ihn einstürmen.

. . . Ja, das muß ich doch noch sagen, gegen Abend gestern tauchte der Plan zum Kinderbuche neu auf und brachte frische Motive, und heute auf einem Morgengang begleitete mich's wieder. Ich werde zu dem Behufe die Arbeiten am Gotthard-Tunnel sehen. Das Thema und die Lokalität soll international werden, und es lockt mich wie ein neues Glück, diese Arbeit zu machen [1].

[1] Mit dem leider nicht zustande gekommenen Kinderbuche beabsichtigte B. A. eine Dichtung, die (nach seinen mündlichen Aeußerungen) gewissermaßen ein neuer Robinson sein sollte. Während der zu pädagogischem Zwecke bearbeitete Defoesche Roman durch Abenteuerlichkeit der Schicksale anziehend wirkt und dabei durch Versetzung in eine dem Naturzustande ähnliche Lage, in welcher die Hilfsmittel der menschlichen Cultur erst wieder neu erdacht und mühsam ersetzt werden müssen, den Bildungstrieb anregt, wollte B. A. eine Erzählung geben, die sich ganz auf dem Boden des wirklichen Lebens bewegt und den Sinn für gewöhnliche und stetige Arbeit weckt, zugleich aber ebenfalls den Werth der ererbten Lebensgüter schätzen lehrt, indem Zustände und Verhältnisse geschildert werden, unter welchen die Bildungswelt sozusagen neu entdeckt und der Eintritt in dieselbe nur durch größte Anstrengung aller Kräfte ermöglicht wird. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, die unwandelbaren Grundbedingungen des geistigen und sittlichen Lebens in ihrer Einfachheit und Ursprünglichkeit zu veranschaulichen und durch Einwirkung auf Gemüth und Phantasie zur Selbstführung zu erwecken. Die Ausführung des allerdings noch nicht völlig gereiften Plans wurde theilweise dadurch gestört, daß er Motive desselben in andern Schriften vorwegnahm. Nach Beendigung des „Waldfried" dachte er vermuthlich an eine Geschichte, deren Mittelpunkt das Erwachen des Gemeinbewußtseins und damit zugleich sittliches Streben, Vaterlands- und Menschenliebe wäre. Nach

Dissentis, 6. August.

Gestern war ich mit der Familie Hilty in Curaglia und Platta, es geht da über den jungen Rhein eine kühne Straße hinauf, übervoll von großen Einblicken in das Thal und den wilden Strom. Wir kehrten beim Pfarrer in Platta ein, er lebt in einem Bauernhause und ist schlangenklug im Durchschlüpfen bei jeder kirchlichen Erörterung, dagegen gesprächsam über seine meteorologische Station und seine Bienenzucht. Er hat auch Schriften religiösen und bienenzüchterischen Inhalts ins Romanische übersetzt. Man mag noch so viel gegen die Dogmatik der katholischen Kirche auf dem Herzen haben, diese Männer, die stramm und opfervoll auf solchem einsamen Posten ausharren, haben etwas Heldenhaftes.

Heute Morgen machte ich einen sehr anregenden Besuch bei dem Abte im Benediktiner-Kloster hier. Ich hatte mich vorher anmelden lassen, und er ließ mir sagen, daß es ihn sehr freue, mich zu sehen. Das Kloster, mehrfach abgebrannt, ist modern und kahl. Der Abt, in seinem Bibliothekzimmer, kam mir überaus freundlich entgegen. Er ist ein Mann von majestätischer Erscheinung, ähnlich einem Bilde von Murillo in der Dresdener Gallerie. Er ist ein Bayer, Namens Birker. Er zeigte mir sofort, wie er mich kenne, indem er mir die neue Ausgabe meiner Bücher brachte, und

---

dem Plane, von dem in obigen Briefen vom 5.—9. August 1874 einige Punkte gegeben sind, wollte er unter dem Titel: „Die Kinder vom Gotthard" die Geschichte eines früh verwaisten Geschwisterpaars, eines Knaben und eines Mädchens erzählen, die nach dem Tode der armen Eltern von der Gemeinde untergebracht wurden, in fremder Umgebung, weit von einander entfernt heranwuchsen, sich aus bedrückenden Verhältnissen emporarbeiteten und, nachdem sie sich lange vergeblich gesucht, endlich im Momente der festlich gefeierten Vollendung des Gotthard-Tunnels von den zwei entgegengesetzten Seiten zusammentrafen und sich wiedererkannten. Dem Bruder, der mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten sich zum Techniker ausbildete, war bei dem völkervereinenden Werke der Gotthard-Bahn eine hervorragende Thätigkeit zugedacht, die wohl bei der Feier durch ehrende Auszeichnung belohnt werden sollte, was dann zur Erkennungsscene zwischen den Geschwistern geführt hätte. Naturleben und Culturfortschritt sollten in der Erzählung, die so ganz im Bereiche der dichterischen Kraft und ethischen Richtung B. A.s gelegen hätte, gleichmäßig hervortreten. Nach der symbolischen Weise des Erzählers hätte die Geschichte zweier Menschenkinder, die auf eigenartigen, völlig getrennten Wegen, und zwar bei einem weltgeschichtlich bedeutsamen Feste zu dem ersehnten Ziele der Vereinigung gelangen, schon an und für sich und ohne daß eine Erklärung erforderlich gewesen wäre, auch auf die Beseitigung aller die Völker von einander trennenden Hindernisse hingedeutet, wie sie durch die staunenswerthen Erfindungen und Friedenswerke unsrer Zeit bewirkt wird. In einem derartigen Buche von B. A. würden wir nicht bloß eine Jugendschrift, sondern wohl ein würdiges Seitenstück zu „Barfüßele" besitzen.

auf der letzten Seite des Deckels sind die Seiten der Stellen bezeichnet, die ihn besonders anmutheten. Kannst dir denken, wie seltsam es mir war, meine Bücher hier im Kloster zu finden und so genau gelesen. Ich schlug viele Stellen nach und lernte daraus das Wesen des Mannes schnell kennen, besonders viel bezeichnet ist im Lorle, am meisten aber im Lucifer. Der Abt zeigte sich sofort als offener und freier Mann, indem er erklärte, er glaube an die Infallibilität, und er citirte dafür eine Stelle aus Plato, daß der Führer ein höher begabtes Wesen sein müsse, denn bei einer Heerde Schafe &c. werde nicht wieder ein Schaf &c., sondern ein Mensch der Hirte und Führer. Als ich auf die Toleranz gegen Andersgläubige und Ungläubige hinwies, sagte er in Bezug auf jene, er sei mild, weil er erkenne, daß die katholische Kirche an der Religionstrennung schuld war (so ungefähr sagte er). Auch über Strauß letztes Buch sprach er, allerdings sehr verwerfend, aber nicht ohne Eindringen auf die heiklen problematischen Punkte.

Ich las heute ein Büchlein von einem Schweizer Caduff. Wunderlich! Die Zeitungen und Bücher in der Schweiz haben immer etwas von Schützenfestreden mit Anrufungen, die auf ein Hoch und Hoch abzwecken. Um so schöner ist's, daß Gottfried Keller ein wirklicher Poet geworden und geblieben. Du hast doch die Studie von Fr. Vischer über ihn in der Allgemeinen Zeitung gelesen? wo nicht, so versäume es nicht. Das ist echtes Eingehen auf das innerste Wesen eines Dichters; nur hätte er den hagebuchenen Bitzius als Charakteristiker besser behandeln sollen.

Andermatt, 7. August 1874.

Schöner kann der Tag nicht sein, sagte der Führer auf der Furka, und so ist's. Wer weiß, ob mir noch je solch ein Tag beschieden, so rein im Licht, so frei im Ausblick und so vollgerüttelt von reiner Luft.

Ich reiste also gestern Mittag von Dissentis ab. Ich saß allein im Coupé, und das ist immer gut, ja ich meine, so lang ich so stillbegnügt allein sein kann, stehe ich noch im wahren Leben. Den obern Rhein hinauf wird es immer kahler und schroffer, gegen Abend wurde es kühl, aber ich habe gute warme Sachen und gute Cigarren bei mir und denke nicht des nächsten, sondern des gegenwärtigen Moments; bei der Oberalp drängt sich das volle Almenleben an die Straße.

Im Gasthof Bellevue war ich gescheiter als sonst und ließ mich nicht ins erste beste Zimmer einstellen, ich suchte und bekam ein sehr gutes und ruhiges Zimmer. Der Wirth prophezeite richtig, daß heute ein selten schöner Tag werde, und stellte mir sein Privatfuhrwerk zu Gebote. Und nun fuhr ich heute Morgen im leichten offenen Wagen, der nach dem Muster der Fee Mab gebaut scheint, als der Morgenthau noch auf den Wiesen lag, wo eben gemäht wurde — weit hinaus Alles voll arbeitsamer Menschen und

darüber der rein blaue Himmel, auch nicht vom leisesten Wölkchen überzogen — hell und allein dahin. Ich war tief dankbar und erquickt im Gemüthe, daß ich solches so frei erleben darf, und in solchen Stunden vergesse ich alle Schwere im Gemüth. Noch im Thale kam ein Reiter in Uniform auf einem Schimmel auf mich zugesprengt, hielt an und streckte mir die Hand entgegen, ich erkannte ihn alsbald, weiß aber seinen Namen nicht, es ist ein Oberst aus Basel, von Beruf Baumeister, der eine Inspektionsreise ins Wallis macht. Und weiter ging's den Berg hinan. Die Sonne leuchtet so hell und das Dasein und helles Ausschauen ist so schön. Vor uns fuhr der Eilwagen, viele Reisende stiegen aus, ein Mann kam zu mir, es war Professor Christoph Schwab, Sohn Gustav Schwabs; er setzte sich eine Strecke Weges zu mir, dann fuhr er im Eilwagen weiter. Droben ging ich allein bis hinab zum Rhonegletscher, und wo man die weite Alpenkette überschaut, dort hatte ich eine innerlich volle reine Stunde des Daseins. Sagen und schreiben kann ich nichts davon. Das wird nur gelebt und eingetrunken. Frisch und frei ging's wieder zurück, und ich bin so unruhig und belebt, daß ich nicht bleiben kann. Ich gehe zu Fuß thalab nach Göschenen, wo ich die Arbeiter und die Arbeiten am Gotthard-Tunnel sehen will.

Göschenen, 8. August 1874.

Es regnet, ich muß warten und kann dir also schreiben.

Ich war gestern so froh bewegt und weltoffen, daß ich nicht umhin konnte, mit Begegnenden zu sprechen, zuerst mit einem jungen Manne, der sich dann als dänischer Student kundgab, dann mit einem Juristen aus Augsburg. Der Weg an der Reuß entlang ist gewaltig und überwältigend, wie Alles hier. Ich wollte mit den Steinbohrern am Wege sprechen, sie verstehen aber nur italienisch; sind prächtige charakteristische Gestalten. Im Gasthofe beim Essen traf ich zwei Luzerner, der eine ist Fürsprech. Ich schickte meine Karte zum Sectionsvorstand Mezger, der auch ein Schwabe, und telegraphirte an den Erbauer der Gotthard-Bahn nach Zürich, damit ich Alles sehen könne; der Erbauer, Gerwig, dein Landsmann, ist mir sehr gut bekannt von Furtwangen her, wo er damals, als ich Uhrmacherei studirte, Vorsteher der Uhrmacher-Schule war. Ich ging noch durch das Dorf und sah die Arbeiter heimkehren, die Feuerarbeiter trotzig und kühn, als wollten sie sagen, wir bereiten euch das Größte, die Steinarbeiter lustig und kindlich. Am Wege war ein umgelegter zweirädriger Karren, Einer spielte Scheerenschleifen, indem er das Rad drehte und zischte und surrte, und Gruppe auf Gruppe kam, hielt an, lachte und ging weiter. Ich redete ein Kind an, es sprach französisch, und ein Mädchen aus dem Dorfe sagte mir, die Italiener seien sehr brav und säuberlich, nur in der ersten Woche

des Monats (der Lohn wird monatlich ausbezahlt) seien sie verschwenderisch, schicken aber stets zuerst Geld heim. Ich legte mich früh schlafen. Am Morgen kam ein junger Ingenieur, Namens Rovelli, ist ein Kamerad von Eugen von Zürich her, er will mir Alles zeigen. Ich gehe zu Mezger, der überaus freundlich ist (auch ist Gruß von Gerwig da), er gibt mir einen Aufseher mit, einen Prachtburschen, ist aus Haslach gebürtig, war Schlosser, kam mit 15 Jahren zur Eisenbahn, war im Kriege 70 und 71 und ist ein kernhaft frischer geschlossener Mensch. Ich glaube, er wird der Held meiner Kindergeschichte, denn das muß ich dir gleich sagen, ich führe den Helden am Schlusse in dies Werk, vielleicht mit der neuen Verbesserung des Bohrers und also überleitend vom Naturleben ins Technische, die Natur Umgestaltende, denn das ist hier augenscheinlich: der wilden Reuß wird ein neues Bett gegraben, da wo sie jetzt fließt und stürzt, ausgefüllt und da der Bahnhof gebaut. Es donnerte von Sprengschüssen draußen und im Tunnel, so gestern Abend, so heute früh; die Schüsse im Innern des Berges, Schlag auf Schlag, sind wie bei Belagerung einer Festung, die Berge scheinen zu zittern, das Menschenkind verlangt und erzwingt Einlaß in die ewige Feste.

Rovelli führte mich durch die Werkstätten und offenen Arbeiten, und besonders neu war mir die Bereitung comprimirter Luft für den Tunnel, auch der Lufthammer, der die schwersten Eisen wie spielend bearbeitet, und vor Allem die neue Construction des Bohrers, von einem Italiener hergestellt. In den Tunnel hinein ging ich nicht, da das Dynamit so entsetzlich riecht und Kopfweh macht.

Brunnen, Sonntag, 9. August.

Ich hatte gestern kaum das letzte Wort geschrieben, als es hieß: der Eilwagen kommt. Unter strömendem Regen kam ich hier an und warte nun, was weiter wird.

Ich war noch gestern Abend mit meiner Frau und Tochter auf dem Rütli. So viel sehe ich, daß ich die Kindergeschichte nicht anfangs auf das Rütli verlegen kann. Ich denke, sie soll heißen: „Die Kinder vom Gotthard." Es regnet heute stark, aber das ist gut Schreibwetter, und ich habe noch viel zu registriren. Ich habe nur den einzigen Wunsch, bald wieder zur ruhigen Arbeit zu kommen.

Jungfraublick in Interlaken, 21. August 1874

. . . Ich glaubte hier oben arbeiten zu können, aber es geht nicht, ich muß Isolirtheit haben, und die finde ich so nicht.

Ich habe so mannigfache ergiebige Plane, sie sind aber jetzt wie durch eine Wolkenwand von mir getrennt, ich weiß, sie liegen dahinter, und ich

hoffe auf Sonnenschein im Gemüthe, denn ohne diesen kann ich nicht arbeiten, wenigstens nicht beginnen.

Wenn ich in Schwaben mich auf ruhige Zeit jetzt niederlasse, so wird das Auge, das in der Schweiz an so Großes gewöhnt ist, Manches kleinlich und störsam finden. Ich sage mir das voraus, um es zu überwinden.

523.

Müllheim, 25. August 1874.

Aus deinem Heimatlande schreibe ich dir, und fühle mich hier auf Schritt und Tritt angeheimelt, ja ich habe heute auf einem Morgengang bereits zwei neue Geschichten im Motiv gepackt, und ich darf auf Ausgestaltung hoffen.

Ich bin Sonntag Nachmittag von Interlaken fort. Ich übernachtete in Bern und habe heute hier den Zug versäumt und schreibe dir nun. Wo ich raste, weiß ich selbst noch nicht. Ich denke morgen meinen aus Californien gekommenen Neffen in Altdorf zu sehen. Ich war seit dreißig Jahren nicht in Altdorf.

Von Berlin aus werde ich gedrängt, mich wegen Herausgabe der „Tausend Gedanken des Collaborators"[1] zu entscheiden, ich bin aber in dieser Sache wie in Allem gar nicht entschlußfähig, so brüchig und zweiflerisch gelockert ist mein Gemüth der Oeffentlichkeit gegenüber. Ich fürchte den Schein der Senilität, der in der Herausgabe von Aphorismen liegt, und daneben auch, daß ich in Einzelnem mich verhebe oder auch so, daß ich glaube einen Stein aufzunehmen, und er ist nur Pappe. — Ich trage einen Brief mit der Zusage schon seit mehreren Tagen in der Tasche und wage nicht, ihn abzuschicken. Du kannst dir gar nicht denken, welch ein Selbstquäler ich war. Heute aber habe ich mir vorgenommen, nicht mehr zu bereuen; das hilft nichts und verdirbt nur alles werdende Leben und Arbeiten, und wie sollte ich Weisheitslehren ediren und selber stets in Tölpeleien stecken? Noch ist das Gefüge meines Wesens von Tragkraft, und ich will es bewähren. Sei also im Ganzen ruhig über mich.

524.

Altdorf, 27. August 1874.

Du kennst den Ort, von dem aus ich dir schreibe. Vor 51 Jahren war ich hier mit meinen Eltern zur Hochzeit meiner Schwester, dann wieder einmal vor 28 Jahren, und da nahm ich meinen Neffen Bernhard mit,

[1] Erschien 1875 (Berlin, Hofmann).

that ihn in die Lehre und sendete ihn und seine Schwester im Herbste 47 nach Amerika. Bernhard ließ alle seine 10 Geschwister nach Californien nachkommen, und gestern bin ich mit dem älteren Bruder hieher gereist, wo mein 78jähriger Schwager, von den Kindern reich versorgt, lebt, und in Erinnerungen an Vergangenheit und in Wahrnehmung eines ganz neuen Lebens vergesse ich mein eigen Sein und seine Fraglichkeiten und lasse mich von der Welle des Zufalls so forttragen.

Nach langer Zeit bin ich hier wieder im echten Dorfleben. In aller Frühe war ich heute schon beim Grasmähen, und während ich schreibe, gackert eine Henne im Schuppen unter der Egge, und der Hahn steht davor und gibt regelmäßig Responsorien, als ermunterte er die Henne, das große Werk des Eilegens zu überstehen.

Und was wirst du dazu sagen, wenn ich dir erzähle, daß ich heute im letzten kleinen Hause des Dorfes ein gutes volles Stück meiner Kindergeschichte, wie ich sie ausphantasirte, von einer verlassenen Frau und deren zwei Kindern leibhaftig vor mir gesehen habe? Aber ich will auch nicht zuviel von dem Zukunfts-Ei gackern.

Gernsbach, 28. August 1874.

So Vieles, so Großes ich auch gesehen habe, der Weg von hier nach Obertsroth, der Wald, der Fluß, die Bergwiesen, dieses daheimelnde Wiedersehen, das nichts Ueberwältigendes, sondern nur freundlich Grüßendes hat, das Alles bietet mir stilles Wonnegefühl, wie eben keine andere Landschaft. ... Ich konnte es nicht übers Herz bringen, ein Jahr ohne Gernsbach vorübergehen zu lassen.

525.

Plüderhausen bei Schorndorf, 30. August 1874.

Hier also soll ich Ruhe finden, und ich darf es hoffen, meine Schwester, dein Bruder und Neffe und Nichte bieten mir alle Liebe. Ob ich hier die volle ruhige Arbeitsstimmung finde und wahren kann, das weiß ich noch nicht. Wenn das nicht der Fall, dann gehe ich nach Freiburg, denn dort habe ich Ruhe und Ansprache nach Bedürfniß.

Den 1. September 1874.

Der Haushund begleitet mich bereits auf meinem Morgengange und ich erquicke mich der herbstlich reifenden Vegetation.

Ich fuhr gestern Mittag allein nach Lorch, und da hörte ich, daß ein Maler Pilgram sich dort angesiedelt hat, ich traf seine Frau und Schwiegermutter, er selber malt an den Fresken des Abgeordnetenhauses in Stuttgart. Ich habe ihn seit 38 Jahren nicht gesehen, sein erstes Porträt war das von mir, und beim Pilgrim in „Edelweiß" habe ich viel an ihn und den

Schildermaler Laule gedacht und sie sind mir eins geworden. — Heimwärts ging ich den zweistündigen Weg zu Fuß.

526.

Plüderhausen, 9. September 1874.

... Ich bin heute so frei und froh wie in meinen besten Jugendtagen, denn kurz gesagt, ich habe heute bereits die ersten Seiten einer neuen Geschichte geschrieben. Ich möchte dir gern erzählen, was und wie, aber es ist besser, ich thu's nicht. Nur das sollst du wissen, es ist eine Fortsetzung der Geschichte der „Sträflinge", und sie macht mich so glücklich, daß ich alles Andere vergesse. Ich hätte nie mehr geglaubt, daß mir's je wieder so sein kann wie jetzt. Ich habe eine gute Geschichte, die eigenartig, aber doch ganz auf meiner Linie liegt.

Ich habe heute an die Tochter Freiligraths in London geschrieben, die meine neue Erzählung „Auf Wache" für eine englische Revue übersetzt hat, sie schreibt mir auch, daß die englische Uebersetzung des „Waldfried" dort sehr gute Aufnahme finde.

Den 10. September 1874.

Jeden Morgen habe ich die dankbare Glücksempfindung, daß ich heute nicht nöthig habe, zu reisen oder darauf zu denken, wann und wohin es bald gehen soll. Ich habe meine sieben Sachen ausgepackt und Arbeit macht einen Ort heimatlich.

Deine Bedenken wegen des „Collaborator" theile ich, vor Allem weil ich mich durch diese Aphorismen Vielem bloßstelle. Aber was will ich machen? Hinaus muß das Ding aus vielem Betracht, und schließlich kann ich doch noch Berufsfreude davon haben.

„Onkel Benjamin" von Tillier habe ich schon lange und mit großem Behagen gelesen, und die Einleitung von Pfau ist vortrefflich. Ich finde, daß Tillier wirkliche Lustigkeit hat, und das ist der beste Theil des Humors, während der von Dickens z. B. mir gemacht erscheint; und wie weiß es Tillier zu machen, daß man den Urlump wahrhaftig lieb kriegt! Ich habe das tiefste Verlangen, auch Lustiges zu machen, nicht das was man humoristisch nennt und eigentlich nur süßsauer ist, sondern Lachfrohes; aber es will sich mir nicht geben, unter der Hand schlägt's mir in Pathos über.

Kennst du das Leben auf dem Lande bei Regenwetter? Was habe ich heute schon Alles unternommen seit meinem Morgengange! Es regnet unablässig.

Den 11. September 1874.

Wenn ein Apfel vom Baum fällt, fallen viele. So ist's. Ich bin an der neuen Geschichte, aber andere Plane drängen sich zur Fixirung da-

zwischen, ich muß nachgeben, aber ich habe Selbstdisciplinirung genug, daß ich mich nicht zu dilettantischem Hin- und Herhopsen verleiten lasse.

Ich habe Muth gefaßt für den „Collaborator" (der Titel deckt mich), und ich habe heute den Vertrag darüber nach Berlin geschickt. Es schadet nichts, wenn ich solche Späne auf einen Haufen sammle, ich hoffe daneben und zu gleicher Zeit ganzes Bauholz zu Wohnstätten neuer Menschen zu bilden.

Den 12. September.

„Es gibt kein schlechtes Wetter, es gibt nur gute Kleider," hat der im Wallensee ertrunkene großgesinnte Heinrich Simon im Sprichwort gehabt, und das gilt auch mir. Ich kenne keine Unbill des Wetters als nur den Wind, der macht mir das Wandern fast unmöglich, und sogar wenn ich im Zimmer bleibe, spüre ich seine verwirrende Wirkung. So war's heute draußen und in der Stube. Ich muß aber doch auch das ertragen lernen, wie die schwer zu erfüllenden Abende, die jetzt immer länger werden. Ich habe meine besten Gedanken und Gebilde immer draußen in der freien Luft; ich habe aber guten Vorrath, der aufzuarbeiten ist, und ich lasse kein Verlangen aufkommen, meine Situation zu ändern.

Ich wollte gestern einen weiten Gang machen, es war unausführbar vor Regen und Wind, ich blieb bei dem Schneider am Ende des Dorfes, und ich fand auch da Jagdbeute. Der Schneider, von Paris ausgewiesen 1870, hat hier die Wittwe eines Schneiders geheirathet, und die Beiden, sie sind gleichalterig, 50 Jahre alt, scheinen ganz fidel. Könnte ich Komisches recht fassen, da wäre ein Motiv; die Wittwe, sie ist wohlhäbig und kinderlos, wollte nur wieder einen Schneider, weil Alles zum Handwerk da ist und man beim Verkauf nichts dafür erlöst, und der Nachtwächter von Unterurbach (ich suche ihn bald auf), der Heirathsvermittler ist, verschaffte ihr einen solchen, der „sich fünfmal aus- und anziehen kann." Ich habe bei den Leuten auch sonst noch Mancherlei erfahren, und ich trete dem Dorfleben wieder und von neuen Seiten nahe.

Den 14. September.

Heute früh hatten wir die ersten Herbstnebel, und ich stand schwer auf, weil mich's bedrückte: wie wird es, wenn du nicht mehr hinaus kannst? Aber ich commandirte mich selber, ging im Nebel bis gen Urbach, hörte zum erstenmal wie im Nebel die Staare, die sich zur Wanderung sammeln, in den Erlen am Bach zwitschern und zwatzeln, hin und her flatternd, und drüber hin kreischte manchmal ein Rabe, und endlich brach die Sonne durch, und Alles war still, und die Staare flogen in kleinen Trupps nach allen Himmelsgegenden. Und wie ich aus diesen Wahrnehmungen heraus wieder meiner selbst inne wurde, war ich so frisch und froh, als kennte ich kein Leid

in der Vergangenheit und keines in der Zukunft. Ich ging noch weit hinein ins Feld, und die Gestalten meiner Arbeit tauchten auf, und sie bekommen auch etwas von der Morgenfrische aus dem Nebel heraus.

Der gestrige Sonntag war eben ein Dorfsonntag. Ich besuchte nach dem Mittagessen den Pfarrer, er war allein zu Hause, müde, und er darf bei der hier herrschenden Stimmung Sonntags sich keinerlei Zerstreuung im Wirthshaus holen. Dann machte ich meine Gegenvisite beim Schultheiß, er war nicht zu Haus, aber bei seiner Frau saß die anmuthige Pfarrerin und trank mit ihr Most. Dann besichtigte ich das neuangekaufte Pferd des Försters und ging mit dem Förster gen Waldhausen bis es Nacht wurde. Der Förster ist ein gar frischer und einfach treuherziger Mensch.

527.

Plüderhausen, 16. September 1874.

O wie viel gute Ruhe, wie viel gedeihlichen Sonnenschein habe ich hier. Aber ich meine, es gehört auch dazu, daß du mir ordentlich schreibst.

Seltsam, wie die Weltereignisse draußen in solche gesprächlose Stille hereinwirken. Guizot todt und Dr. Friedenthal preußischer Minister. Du erinnerst dich gewiß, wie ich dir oft in Heidelberg erzählte: wenn ich zu Schlosser kam, schimpfte er fast jedesmal in seiner Jeverschen Betonung auf Guizot, „den Schuft, der wie Kork auf jedem Strom oben zu schwimmen weiß“, und gerade weil Schlosser und Guizot ehedem so befreundet gewesen, war die Gegnerschaft wie die um eine treulose Geliebte. Schlosser erzählte mir auch oft, daß Frau Guizot ihn zum Heirathen bestimmt habe. Und weißt du, wie lang das alles her ist? Vierzig Jahre. Was haben wir alles erlebt! Wir haben aber auch erlebt, daß ein Jude preußischer Minister wird, ohne daß von irgend einer Seite das betont wird. Denn in den Augen der sogenannten Gesellschaft ist Friedenthal doch trotz Taufe noch Jude, aber daß dies gar nichts mehr bedeutet, das ist eben das Märchenhafte, was wir erlebt. Friedenthal ist ein Mann von besten Formen und von jener geräuschlosen ruhig zuwartenden Arbeit, der der Erfolg selten fehlt.

Ich hatte heute früh einen frischen Morgengang, der freilich gestört war durch den Anblick entsetzlicher Händel zwischen Vater und Sohn beim Pflügen.

Die Staare sind in der Nacht fort, es ist wundersam still draußen, nur manchmal unterbrochen von dem Geknatter der Rasseln (sog. Rätschen) in den Weinbergen zur Verscheuchung der Sperlinge. Das Jahr ist so gedeihlich, daß man die Wiesen zum drittenmal mäht, und das Obst hängt in Fülle an den Bäumen. Ich gehe jetzt immer die Landstraße bis Urbach.

528.

Plüderhausen, 26. September 1874.

Ich war leider viele Tage krank, und da kamen die düstersten Vorstellungen. Jetzt scheint wieder Alles besiegt und vorbei.

Ich habe vorgestern, da ich schmerzfrei war, am Morgen beim Erwachen eine neue Dorfgeschichte concipirt und sie in einem Morgen fertig gestellt. Sie heißt: „O wie bin ich so dumm gewesen" oder auch „Adam und Eva auf dem landwirthschaftlichen Fest." Sie ist lustig und traurig in Einem. Die angefangene größere Geschichte ruht einstweilen.

Ich habe in diesen Tagen auch Uhlands Leben, von seiner Frau herausgegeben, erst recht gelesen. Was Uhland von Fr. Römer sagt: rein wie Gold und fest wie Stahl — das gilt auch von ihm. Es ist eine Kerngedrungenheit und reinliche Mannhaftigkeit in diesem Naturell, daß man sich wie unter dem Blicke eines Helden fühlt. Nur Eines, was uns so sehr quält, das Problem des Lebens, davon ist in seiner Dichtung und seinem Wesen keine Spur. Es stellt sich ihm nur einmal als Frage an Goethe:

Gerne wüßt' ich, weil dein Wort
Gar so mächtig ist erklungen,
Wie du denn so eigentlich
Selber das Geschick bezwungen.

Uhland war der Held als Bürger, und er hatte es gut, er war auf der schwersten Seite unbelastet. Er war kein Quartiermacher für die heranrückenden neuen Ideen, die noch so wild, undisciplinirt und heimatlos, er wollte nur das Bürgerhaus und seine Insassen frei und schön.

Plüderhausen, 29. September 1874.

... Die Selbstbiographie von Stuart Mill werde ich gewiß lesen. Dein Urtheil bestimmt mich dazu, denn ich hatte bisher ein Vorurtheil gegen den Mann, weil ich so viele Dilettanten und Phraseure ihn fort und fort citiren hörte. Und ganz treffend ist dein Wort, daß es ein großer Wahn der Radikalen ist, die Welt durch Atheismus verbessern und beglücken zu wollen. Aber freilich, die gerechte Opposition und Operation muß leider auch ins gesunde Fleisch schneiden. Das ist ein langes Thema.

529.

Plüderhausen, 23. Oct. 1874, Abends 6 Uhr.

Ach, lieber Jakob, unser warmherziger herrlicher Freund Abraham Geiger todt.

Ich kam vor einer Stunde von Schorndorf zurück. Da heißt es: es ist eine Depesche angekommen. Ich las. Valentin Marr telegraphirt mir

den plötzlichen Tod des Freundes. Ich laufe nun schon fast eine Stunde in meinem Zimmer umher wie in einem Käfig. Tausenderlei stürmt in mir und ich sehe den Todten vor mir. Man sagt leicht, ein so schneller Tod durch Schlaganfall sei ein Glück. Aber was ist das Leben? Man muß es eben tragen und man sollte sich täglich sagen: verbittere dir und deinem Nächsten keine Sekunde mehr.

Ich fasse mich endlich in dem Gedanken, daß ich morgen für die „Gegenwart“ eine Erinnerung an Geiger niederschreiben will. Ach, was ist das alles! Verflüchteter Hauch, verflogenes Blatt vom Baume.

530.

Plüderhausen, 26. October 1874.

Heute früh lag draußen der erste feste Reif, die kaum aufgesprießten Saatspitzen auf dem Acker, den ich besäen sah, sind mit diesem gefrorenen Thau bedeckt. Und in dieser Erde ruht nun unser Freund Abraham Geiger! Ich habe dir gestern Abend noch das Manuskript gesendet. Ich kann mir denken, wie tief erschüttert du sein mußt, so daß du mir nicht schreiben kannst. Ich aber bin dadurch, daß ich alles Momentane fixire und es sich mir oft gleich in Anderes übersetzt, eher zum Schreiben geeignet, zumal jetzt, wo ich so allein in mir bin.

531.

Plüderhausen, 28. October 1874.

Gestern erhielt ich eine sehr schön ausgestattete neue Uebersetzung meines Romans „Spinoza“ in holländischer Sprache, während schon zwei Auflagen einer Uebersetzung nach der früheren Bearbeitung erschienen sind. Es ist mir ein inniges Genügen, den Weisen so in seinem Heimatlande zu erwecken.

Am Abend erhielt ich einen Brief aus Riga, ich solle die Genehmigung zur polnischen Uebersetzung des „Waldfried“ geben.

Den 30. October.

Ich habe gestern das Gedenkblatt an Geiger nochmals durchgearbeitet. Eine prägnante Fassung (vom Glauben an die Zukunft der Religion und vom Arbeiten für die Religion der Zukunft) habe ich von dir aufgenommen und als „aus dem Briefe eines gemeinsamen Freundes bei der Todesnachricht“ bezeichnet.

Ich beneide deine Kraft, ein schweres Ereigniß sub specie praeteriti aufnehmen zu können, die in solcher Weise aber freilich dem Poeten am wenigsten zusteht, denn ihm muß alles Vergangene im eigenen Leben und im allgemeinen zum Präsens werden. Es geht dir aber gewiß auch so wie mir, daß die nüchterne Kühle der Mitwelt etwas Erschreckendes hat. Sind

das die Menschen, für die man lebte und die sich nun sputen, den Grabhügel zu vergessen?

Deine tiefhaltige Trauer geht mir auch sehr zu Herzen. Ja, wir beide haben einen uns gleich innig zugehörigen Freund verloren, bei dem wir sicher sein konnten, zu jeder Stunde bereite Warmherzigkeit für unser persönliches Leben und für jede Idee, die uns bewegte, zu finden. Es war eine Zugehörigkeit, die eben nur so und in solchen Jahren erwachsen konnte.

Ich habe die persönliche Charakteristik Geigers noch erweitert. Es gibt physiognomische Züge, die im Denkmal, das ja nicht bloß für Zeitgenossen ist, abgetönt werden dürfen, ohne die Porträtähnlichkeit dadurch zu vernichten. Und schließlich habe ich nicht als Kritiker, sondern als Freund am frischen Grabe das Wort genommen.

Plüderhausen, 3. November 1874.

... Ich warte seit gestern früh vergebens auf die Correctur des Aufsatzes über Geiger. Ich glaube, daß ich gar keine Correctur erhalte, und ich hätte doch noch gern Einiges besser gestellt. Ich finde mich nun drein, daß ich das bei einer künftigen Sammlung dieser Momentbilder thue. Ich habe schon eine ganze Reihe von Freundesgräbern. Es ist nur gut, daß sich das Leben von selber fortsetzt, denn aus dem Willen heraus vermöchte man's nicht und möchte es auch nur selten.

Ich habe gestern den Aufsatz über den Pfarrer Glück an die Allgemeine Zeitung geschickt. Der alte Titel „Ein weltberühmter Unbekannter"[1] war mir zu pretiös, wie überhaupt der ganze kleine Aufsatz in der geistreichisirenden Weise gefaßt ist, die damals vom „jungen Deutschland" ausging. Ich habe nun einfach gesetzt: „Ein Herbstblatt aus dem Remsthal". Seltsam, daß ich jetzt nebeneinander die Nekrologe zweier Theologen publizire, der eine ein vagabundirendes Genie, der andere ein sorgsamer Haushälter mit seiner Kraft.

Bei dem Aufsatze über Glück fiel mir wieder ein alter Plan ein (ich habe da ein Stück davon ausgeführt), ich möchte nämlich einmal, ohne Arbeitsplan im Sinn, zu Fuß durch Schwaben reisen und einfach und getreu aufzeichnen, was ich sehe und höre. Aber ich bin zu alt und zu planmacherisch und vielleicht auch zu bequem, um das noch ausführen zu können.

Abends 10 Uhr.

Am Sonntag berichtete mir Maler Pilgram, daß einer unserer ältesten Freunde Namens Kohn, Stadtschultheiß in Gmünd ist. Ich erinnerte mich

[1] In der „Didaskalia".

des liebenswürdigen feinen Kameraden sehr genau, er gehörte in meiner Gymnasiumszeit zu dem intimen Kreise, zu dem damals auch Dietrich gehörte, ein echter germanischer Idealmensch, dem ich Anno 30 einen Brief an dich nach Karlsruhe mitgab. Erinnerst du dich?

Ich fuhr mit den Geschwistern heute um 12 Uhr nach Gmünd, das Wetter war sommerlich hellsonnig. Wir speisten im Gasthof zum Rad. Ich schickte Kohn eine Karte, und bald kam er, und seine Freude war voll wie die meine. Er ist freilich auch alt geworden, aber er hat noch seine treuherzigen braunen Augen mit dem warmen Strahl wie ehedem. Er hat meinen öffentlichen Gang treu verfolgt, mir aber nie geschrieben, obgleich er das stets vorhatte. Wir gingen in seine Wohnung. Kohn lebt mit seinen älteren Schwestern. Wir gingen allesammt die Stadt und die architektonisch bedeutsame Kirche zu sehen, dann besuchten wir eine Anhöhe, den sogenannten Holenberg, wo der Feuerwehr-Patriarch Buhl wohnt, man übersieht da die ganze Bergkette der rauhen Alb. Auf dem Heimwege berichtete mir Kohn von seinem Leben. Kohn ist auch hauptsächlich bemüht, in den Fabriken guten Geschmack zu verbreiten; er hat Muster auf der Wiener Weltausstellung gekauft und ist stolz und glücklich auf die treffliche Fortbildungsschule. Er begleitete uns noch zur Eisenbahn, und immer wiederholte er, daß dieser Tag ihn auf lange glücklich mache. Ich habe mir auch aus seinen Berichten aus unsrer Jugend Vieles notirt.

532.

Plüderhausen, 13. November 1874.

Hier schicke ich dir eine Abschrift des Briefes, den ich gestern Abend von Freiligrath erhielt. Mir thut ermunternder Zuruf gar wohl.

... Ich weiß sicher, daß ich, solang ich noch zu leben habe, meinem höhern Berufe treu bleiben und mir ihn rein erhalten werde. Wer abtrünnig wird, ist selber schuld. „Führe uns nicht in Versuchung" ist wohl ein gutes Gebet, aber es gilt eben der Versuchung zu trotzen. — Es ist mir, als beichte ich vor dir, indem ich das da niederschreibe, und du sollst sehen, daß ich dem Höhern treu bleibe und nicht nur auf Lebensgenüsse, sondern auch auf Lebensruhe dafür verzichte. Ich verstehe erst jetzt wieder neu deine Warnung vor Profanirung der Seele.

Plüderhausen, 14. November 1874, 9 Uhr.

Alles steht gepackt in der Stube, in einer Stunde wandere ich, und so wandert sich's, bis man eingescharrt wird. Einstweilen ziehe ich aber doch muthig weiter.

Ich habe dir, wie ich glaube, das erste Wort hier geschrieben, so sei nun auch das letzte an dich gerichtet.

533.

Freiburg, Zähringer Hof (im Beihaus), 17. November 1874, Abends 7 Uhr.

Ich hatte mich doch so sehr auf hier gefreut, auf Alleinsein und beliebige Ansprache, und nun ich da bin, ist mir's unheimisch und traurig zu Muthe.

Den 18. November.

Ich bin diesen Morgen schon ruhiger, denn ich habe etwas gearbeitet, ich gewöhne mich doch endlich dran, mit Arbeitsplanen im Kopfe in der Welt umher zu vagiren. Es war mir etwas bange, hier so ganz allein zu wohnen, aber ich finde, auch das ist gut.

Den 19. November.

... Ich ging in der Dämmerung heim, Niemand da, ich zünde mein Licht an, ich lese, ich schreibe Aphoristisches, aber die Zeit von halb fünf Mittags bis Schlafengehen ist lang, und mir fällt schwer aufs Herz, daß ich vielleicht doch nicht die Kraft zur Einsamkeit habe.

Auch Patroklus mußte sterben, und er war mehr als du — fiel mir ein. Ich vergegenwärtigte mir, daß vor Allem Spinoza so continuirlich allein gelebt, und ich habe ja auch das einsame in sich gefriedigte Leben von David Strauß mitangesehen. Aber das waren doch eben andere Naturen von härterem, in sich gefestigtem Stoff, und ihr Beruf war ein anderer, sie hatten es mit Gedanken, mit Allgemeinheiten zu thun, und ich mit Concretem, mit Menschengestaltung, ich bin von Natur sinnlicher im weitesten Sinne und muß es von Beruf sein. Der Philosoph, der Gelehrte kann sich der ununterbrochenen Gedankenreihe erfreuen, sei diese eine eigene oder indem er das Gesammtdenken eines Andern verfolgt; der Poet hat es mit dem Widerspiel der Lebenserscheinungen zu thun, und die Herzbewegung hat den Pendelschlag hin und her.

Strauß konnte sich ohne Instrument große Orchesterstücke auftönen lassen, und er war trotz seiner Verheirathung ein selbstlebender Junggeselle, ohne Drang auf Schicksal und Lebensgestaltung Anderer zu wirken, er ließ die Menschen herankommen, er erwartete sie nicht. Spinoza baute ein positives System rein aus sich auf, Strauß holte sich die Gegner heran und bekämpfte sie mit Moltkescher Strategie, und das machte ihn frei und selbstbewußt.

... An Heinrich Brockhaus knüpfen sich mir viele Lebenserinnerungen. Ich wohnte im Winter 45—46 beim alten Campe, dem Schwiegervater von Heinrich Brockhaus. Er war ein redlicher Kämpfer für die Freiheit, und in der Emancipationsfrage hat er sich als Abgeordneter tapfer hervorgethan. In späteren Jahren fand er seine Lust einzig in Reisen und im Genuß der bildenden Kunst. So lebt sich's und so stirbt sich's fort.

Den 20. November.

. . . Ich las auch im Leben der Stein von Düntzer, ich bin jetzt bald zu Ende und es wird mir immer bedeutender, daß sich erfüllt, was Goethe in Rom erfuhr: er kam sich, da er allseitig gezeichnet wurde, wie in einem Zimmer von Spiegelwänden vor, und so ist es nun, da wir ihn von allen Seiten beobachtet und geschildert sehen. Es tröstet mich vielfach, daß Goethe auch weich war, nur war er eben dabei ein Heros und hielt sich stolz und still im Selbstgefühl und wußte dann als Lyriker jede Stimmung in sich auszutönen und als Momentbild der Seele zu fassen. Aus der Hingegebenheit gelangte er schnell und sicher zur freien Fassung, und so zur zweiten Natur in ihm.

Den 21. November.

Welch ein gesegneter Mensch war doch Goethe, und wie strömt das noch immer weiter nach seinem Tode; er ist eben dazu bestimmt, die Erscheinung des ganzen Menschen zu sein, rundum gesehen zu werden und mit ihm seine ganze Zeit, die große und die kleine Welt, in deren Luft er lebte. Es kann kommen, daß man seine 83 Jahre fast Stunde für Stunde sieht, und er ist schon jetzt ein Menschenbild, größer und ausgezweigter, das vielfältigste Leben beherbergend, als je ein Dichter ein solches schaffen kann.

Den 22. November 1874.

Ich wurde gestern unterbrochen und muß dir doch noch Einiges sagen. Jung schön sein ist Naturglück, schön alt sein ist Verdienst, das erkenne ich wieder an dieser merkwürdigen Frau, und ihre Jugend sehen wir nur aus dem Reflex auf Goethe. Der Tod dieser Frau ist wie ein allmähliches Schließen von Thüren und Fenstern, die nach der Welt hinaus und von ihr hereinführen. Und manche ganz neue Lichter fallen von da und dort auf das Lebensprinzip Goethes: suum esse conservare. Wie er seinen Sohn nicht in den Befreiungskrieg ziehen läßt, wie er seine Schwiegertochter, die sich beim Ritt verletzte, nicht sehen will, bis sie wieder geheilt ist, wie er die verschrumpfte Freundin nicht mehr sehen mag, wie er von Todten nicht spricht und jedes Leichenbegängniß vermeidet, das alles ist sehr egoistisch und hart, aber man vergißt mit solcher Anklage, daß ein Mann, der sein Empfindungsleben so für die weite Welt aufbrauchte, nicht auch noch den Einzeldebit im Lebenshandel aufnehmen kann.

534.

Freiburg, 27. November 1874.

Es geht gut, ich wüßte es kaum anders zu wünschen. Ich bin wohlauf und fleißig und habe in keiner Weise mehr das Gefühl der Bedrängtheit.

Ich bin wieder, wie ich glaube, in meinem Dichterberufe. Diese neuen werden nicht wie die alten ersten Dorfgeschichten. Ich möchte es nicht so machen, wenn ich auch könnte. Jedes Lebensalter hat sein Recht, und nichts ist widerlicher, als jungthuerische, sich selber nachahmende Manier.

Den 29. November.

Rudolph Kausler ist todt! Gestern Mittag erhielt ich anliegendes Telegramm von Hemsen.

„Du hast den Goetheschen Gemüths-Magen, du verdaust auch schnell", hat mir Kausler in seiner liebe- und anmuthsvollen Weise einmal gesagt. Es mag früher der Fall gewesen sein. Jetzt ist's nicht mehr. Ich war doch auf den Tod des Freundes gefaßt, der sich vom Schlaganfall nicht mehr erholte, und als ich im „Herbstblatt" von Rudolph Kausler schrieb, wußte ich, er vermag das wohl kaum mehr zu lesen. Ich war zu kurz in Stuttgart, um mich zu vergewissern, wo ich ihn fände, und dazu auch zu unstet, zu ruhesüchtig in mir. Ich hatte ihm von Plüderhausen aus geschrieben, daß ich dort sei, aber keine Antwort erhalten. Vielleicht hat ihn das noch zuletzt soviel mein gedenken machen, vielleicht hat er doch noch das „Herbstblatt" gelesen.

Heute Mittag wird der Reine, Fehllose in die Erde gelegt. Was haben wir miteinander erlebt! Ich werde es erst aufdecken können, wenn ich meine Lebensgeschichte schreibe.

Die Tübinger Zeit, dann das gemeinsame Wohnen in Stuttgart, dann die Frankfurter Zeit (der Struwelpeter-Hoffmann und die Maler waren ganz außer sich über die Aehnlichkeit Kauslers mit dem Bilde Schillers, wo er in einer Laube sitzt), vorher noch in Buoch und dann in Stetten auf der Alb, wo ich die Motive zu „Joseph im Schnee" und zu „Barfüßele" bekam, dann die Tage in Eislingen und mein letzter Besuch, ich glaube, ich habe dir ihn geschildert, es war mit Hemsen. Welche Stunden lag ich mit Kausler im Walde, und er sprach mir ganze fünfaktige Dramen, die er fertig im Kopf hatte (eines, „Der König von Trapezunt", war wunderbar), er hielt es aber nicht für nöthig, sie aufzuschreiben. Er war ein Romantiker der besten Art und von einer unerschütterlichen Humanität, die so heiter und erhaben zugleich war.

Professor Lazarus hat ihn auf mein Erzählen besucht und sprach auch stets von ihm als dem homo castus. Und für Hermann Kurz war Kausler der spiritus rector. Und das Alles nun vorbei, ausgelöscht, und so sinkt und verschwindet Eins nach dem Andern aus dem Leben, und man hat noch so schwer zu ringen.

Den 29. November, Abends.

. . . Ich banne mit Gewalt meine Gedanken weg von dem frischen Grabe Kauslers, ich weiß oft nicht, was ich machen soll. . . . Und siehst du? Das ist wieder gut, daß ich dir das alles schreibe, ich bin eben durchs Schreiben wie befreit davon. Ich lese nun weiter in der Jugendgeschichte von Bogumil Goltz. Es sind wunderbare Feinblicke darin.

Den 1. Dezember.

Gesegnet sei Beethoven! Ich fühle mich wie mit Wohllaut gesättigt, noch heute den ganzen Morgen, ermuthigende und besänftigende Rhythmen umtönen mich und lassen mich den ganzen Wirrwarr des Lebens versingen.

Ja, ich konnte nicht einsam auf dem Lande bleiben, ich dürstete nach Musik, und gestern Abend habe ich in vortrefflicher Ausführung die C-moll-Symphonie gehört, und mir war's und ist's, als hätte ich in Tönen gebadet oder wäre wie ein Vogel in den Tonschwingungen umhergeflogen. Ich kenne jede Note dieses Stückes, jedes Einsetzen der Instrumente, Aufnehmen, Abbiegen bestimmter Weisen, und eben dieses Kennen thut so wohl, es ist keinerlei Mühe des Aufnehmens mehr, nur noch Genuß.

Ich war im sonnenhellen Mittag mit Major von Hammerstein, einem trefflichen tief- und wohldenkenden Mann, über den Lorettoberg und weit hinaus gegangen. Ich war wieder frisch und müde. Ich hatte einen guten Platz ganz allein vorn auf einem Sopha und konnte mich anlehnen, die Augen schließen und nur hören, und ich war aus der Welt draußen und nirgends ein Widerspruch und Mißklang. Ich habe auch einmal mit David Strauß gedacht, daß die Kunst, vor Allem die Musik, die Religion ersetzen könne, das kann sie aber nur uns, die wir ein bewegtes Seelenleben mitbringen, nicht aber dem Volke, das muß etwas Umklammerbares bekommen. Wir mögen wie die Lerche in freie Luft aufschwingend singen und jubiliren können, das Volk muß einen Zweig unter den Füßen haben; die reine Instrumentalmusik ist nur für uns.

Den 15. Dezember 1874.

Ich habe zur neuen Auflage des „Schatzkästleins" dasselbe neu geordnet. Ich habe Einzelnes durchgelesen, und es freut mich, daß diese Dinge da sind. Es ist ein Ton darin, den ich nicht mehr habe und gewaltsam nicht mehr erneuern möchte.

Ich weiß aber nicht, warum mich jetzt oft der Gedanke plagt, ich könnte noch zu guterletzt oder zu schlimmerletzt ein Literat werden, d. h. einer, der schreibt, weil er schreiben will und das eben gewohnt ist. Ich darf sagen, daß bisher Alles, was ich feststellte und hinausgab, Entwicklungsstufen meines Lebens in der Zeit waren. Vielleicht kommt der widrige

Gedanke davon her, weil ich Altgeplantes ausführe und ein gewisser Anhauch des frischen Moments fehlt. Aber ich werde mich schon hüten, daß meine Lebenslinie rein verlaufe, wenn ich sie auch nicht so halten kann, wie Freytag in seiner bürgerlich so erfordernißlosen Position.

535.

Freiburg, 27. Dezember 1874.

Ich habe gestern in einem Zuge das Leben Fritz Reuters von Wilbrandt und ein Stück von der „Urgeschichte Mecklenburgs" gelesen. Wilbrandt ist einer der wenigen gediegenen Kräfte, die sich in der neu aufkommenden Jugend edel im freien Schaffen und tief einsichtig in Beurtheilung Anderer erweisen. Reuter hat das Glück oder vielmehr das Verdienst, solch einen Biographen gefunden zu haben. Ich habe Reuter doch wieder erst recht gesehen und werde nun, sobald ich kann, mir sein Gesammtes aneignen. Ich habe in meiner Einsamkeit über die Einleitung zur Urgeschichte herzlich gelacht, und was ist das ein Glück, Menschen lachen zu machen und gar einen momentan so Verdüsterten wie mich.

Den 30. Dezember.

. . . Gestern bei Tische und dann bei meinem alten Hofrath Sengler lernte ich einen sehr bedeutenden Mann näher kennen, es ist Professor der evangelischen Theologie von der Goltz aus Bonn. Die umsichtige, alle Culturelemente einfassende und edel gehaltene Art poetischer Orthodoxie war mir höchst merkwürdig. Ich wollte, du wärest bei dem sich nach allen Seiten verbreitenden Gespräche dabei gewesen.

Ich habe noch vielerlei zu thun hier, aber morgen geht's fort. Ich habe mich heute zurückhalten müssen, nicht noch eine neue Geschichte zu diktiren. Ich thu's aber nicht mehr, ehe der Plan voll ausgereift ist.

Es ist jetzt der letzte Abend meines stillen und trotz Allem doch gesegneten Hierseins.

Meine Tischgenossen waren heut Mittag überaus freundlich und offen. Beim Scheiden gehen die Menschen erst aus sich heraus. Ich habe das Gefühl, daß ich hier ein Arbeitsasyl und viele wohlgeneigte Menschen habe. Nun geht mein Lebensschifflein wieder auf die Welle, es ist doch noch stark und sturmfest.





1875.

536.

Stuttgart, in Leopold Kaullas Haus, 1. Januar 1875.

An dich, lieber Jakob, schreibe ich zum erstenmal das Datum des neuen Jahres, und ich brauche dir nicht zu sagen, was ich dir wünsche; ich aber möchte dir in diesem Jahre Besseres berichten können, als im vergangenen.

Meine Arbeit, in die ich meine beste Kraft zu legen gehofft hatte, hat dem von mir selber Gewollten doch nicht entsprochen. Ich glaube aber deshalb nicht, daß ich bereits altersstumpf werde. Ich hoffe im Neuen wieder den vollen Ton zu bekommen. . .

537.

Stuttgart, 4. Januar 1875.

. . . Ich hatte gestern eine große Freude durch Erneuerung eines alten Stück Lebens. Ich traf einen alten Schulkameraden, den jetzigen Professor Rheinhard hier, er sagte mir, daß er noch meine Hefte über Psychologie habe, die ich Anno 1831 bei Professor Schmid, dem sogenannten Luftschiffer hier, nachgeschrieben. Und nun schickte er mir die sauber geschriebenen Hefte und ich sehe in eine eifervolle, wundersam bewegte Zeit meines Lebens hinein.

[Anlage, ohne Datum.]

Ich hab's jetzt, was der Hauptfehler an „Waldfried“, er ist wie wenn man einen Spiegel mit Spiegelstücken einrahmt. Der Erzähler darf selber keinen Reflex haben, er darf nur Rahmen sein, der das Bild abschließt. Nun aber ist der Erzähler für sich selbst eine Art poetischer Held, und das Schicksal seiner Kinder, die das Wesentliche sein sollen, steht nicht fest und allein da.

Das versetzt den Beschauer, das heißt Leser in Unruhe.

538.

Stuttgart, 15. Januar 1875.

Ich bin entschlossen, Sonntags zu dir nach Frankfurt zu kommen. Ich telegraphire dir noch.

539.

Berlin, 23. Januar 1875.

. . . Ich habe gestern Abend Kleists Hermannsschlacht darstellen gesehen. Wie waren wir ergriffen, als wir am Dienstag Hebbels Siegfried miteinander sahen, und nun drei Tage darauf den Cherusker! Es ist trotz aller Verschiedenheit in Tonart ꝛc. doch ein wunderbarer Accord, der sich in der Seele bildet, und ich habe mit Vielen die an Kleist begangene Versündigung zu erkennen. Erst jetzt durch die Darstellung sehe ich voll, welch einen Dichter wir an ihm haben. Diese absolute Phrasenlosigkeit und überwundene Schönseligkeit ist ein Fortschritt über Schiller hinaus, und Otto Ludwig folgte Kleist in dieser herben Strenge und Enthaltsamkeit von aller Aufbauschung und in der durchsichtigen Charakterisirung. Und hoch gefaßt ist von Kleist der Patriotismus, er hat nicht bloß, wie ich im „Waldfried“, ihn als Vaterlandsliebe gehalten, sondern echt dichterisch die Leidenschaft aufgewirbelt als absoluten Fremdenhaß. Das ist menschlich und dichterisch ergiebig.

Otto Ludwig konnte seinen Cherusker Hermann nicht mehr ausgestalten, weil er in seinem Makkabäer Judah die gleiche oder ähnliche Centralkraft bereits gegeben hatte. Mir ist die Parallele zwischen Tell, Hermann und Judah, die ich schon früher in meiner Tell-Abhandlung beabsichtigte, ganz neu aufgegangen.

Kleist hat so dichterisch als politisch weise seinen Hermann nur bis in die nächste Folge der Teutoburger Schlacht geführt, nicht weiter in den dann ausbrechenden Conflict hinein, denn dieser wäre wieder ein Drama für sich.

Es gibt doch nichts Beglückenderes und so sicher Befreiendes, als sich wieder in das große Gemeinleben hinein versetzt zu finden.

Berlin, 27. Januar 1875.

Das zerstreuende, verflatternde Leben beginnt, und man muß sich fest zuknöpfen. Der Beginn dieser Woche hieß hier Theodor Döring. Du wirst in den Zeitungen gelesen haben, daß er sein 50jähriges Schauspieler-Jubiläum gefeiert hat. Ich war bei keiner offiziellen Feierlichkeit, aber gestern Abend besuchte ich ihn, da ich ihn noch von Stuttgart her kenne. Nur ein Schauspieler kann, glaube ich, die Kraft haben, im 73. Jahre so aufregende Huldigungen zu durchleben, denn er ist gewohnt, ein Innerstes in sich nicht bewegen zu lassen. Döring war ruhig gesättigt, und er hat nach viel

Schwerem das Glück, eine treu hegende Frau und Schwägerin zu haben. Dann war ich noch bis nach Mitternacht mit Barnay zusammen in einem Wirthskeller.

Den 28. Januar.

Und heute ein Anderes. Ich habe noch wenig Menschen hier gesehen. Ich traf Lasker nur auf der Straße. Ich traf auch Gneist und Braun, und ich folgte diesen zum letzten Kneipabend des Reichstags, der von allen Parteien im großen Korridor des Reichstagshauses stattfindet. Ich war zuerst mit den badischen Abgeordneten, dann mit Forckenbeck, Röpell und meinen Landsleuten Römer und Gustav Müller.

Ich komme immer wieder darauf, der eigentliche Parlaments-Roman ist noch zu schreiben. Aber ich komme nicht dazu und habe vielleicht auch das Zeug nicht, um die verschlungenen Bewegungen darzustellen.

Den 29. Januar.

Und nun noch ein Drittes als getreuer Chronist: Theater, Parlament und Akademie in einer Woche. Auf gestern war die Jahresfeier des Geburtstags Friedrichs des Großen, als öffentliche Sitzung der Akademie der Wissenschaften, anberaumt. Ich war noch nie dabei und ging also hin. Dubois-Reymond, seit Moriz Haupts Tod der ständige Sekretär, sah mich aus dem Nebenzimmer und führte mich auf die reservirten Plätze, wo meist Frauen saßen. Der Beginn verzögerte sich, denn man wartete auf die Kaiserin. Sie kam endlich am Arme des Kronprinzen, der wunderbar mannhaft schön aussah.

Ohne irgend eine Anrede begann Dubois seinen Vortrag über eine vielfach schief betrachtete Gestalt aus Friedrichs Kreise, nämlich de la Mettrie. Du erinnerst dich gewiß auch, wie Schlosser gegen diesen loszog, und so wurde Urtheil geimpft von Einem zum Andern. Dubois gab aus genauem Studium ein allseitig beleuchtetes Bild des Mannes und seiner Schriften. Er unterließ es nicht, gegen Strauß und Häckel dabei zu polemisiren.

Den 8. Februar.

Gestern war ich beim Leichenbegängniß Zabels, des langjährigen und mir persönlich sehr befreundeten Hauptredakteurs der National-Zeitung.

Du hast wohl auch vom Tode der Schwester Leopold Kaullas, der hochsinnigen Karoline, gehört und nun kommt mir noch der Tod Rambergs dazu. Löwe, der meine physischen Zustände genau kennt, warnt mich vor anhaltendem Arbeiten. Ich werde ihm gehorchen, denn ich will doch noch leben und das fertig bringen, was ich zunächst vorhabe.

540.

[Ohne Datum.]

Lasker ist krank und leider schwer krank. Du weißt, lieber Jakob, was das für mich ist. Und ich kann ihm nicht nahe sein und nichts für ihn thun. Ich suchte Lasker auf, ich wollte ihn ermahnen, sich nicht so fort und fort zu opfern; es ist genug, denn Alles sagt, seine letzte Rede über die Provinzialordnung sei noch seine höchste Leistung gewesen, so im Großblick für das Ganze wie in der Bestimmung des Einzelnen. Er bekämpft die Corruption, nur weil es Niemand anders übernimmt und übernehmen kann; seine Hauptkraft liegt aber nicht in der Negation, sondern in Gesetzgebung und positiver Gestaltung. Er erfüllt seine heilige Aufgabe gewiß viel ungebrochener im Alleinstehen, aber ein stetig fürsorgendes Auge sollte über ihn wachen.

Den 22. Februar 1875.

Das da oben habe ich dir schon vor ein paar Tagen, ich weiß das Datum nicht mehr, geschrieben. Ich lebe seitdem ständig im Schmerz um den Freund, von dem ich doch, wie durch weite Strecken getrennt bin. Gestern kam sein Bruder aus Freiburg.

Die Welt geht fort, ob der Besten einer in Todesgefahr schwebt, und sogar ich muß weiter arbeiten, ich muß es können.

Den 24. Februar 1875.

Es geht Lasker besser, aber er ist noch nicht außer Gefahr. Alles hier ist voll Aufregung wegen Bismarcks projectirtem Rücktritt. Die Briefe in der Kölnischen Zeitung sollen von ihm selbst sein.

541.

Berlin, 27. Februar 1875.

... Es geht Lasker besser, d. h. die acute Gefahr ist verschwunden, aber die Typhus-Krankheit ist langwierig und Wechselfällen ausgesetzt.

Ich habe die prachtvolle französische Ausgabe des „Barfüßele“ bekommen und gleichzeitig die neue Auflage des „Schatzkästlein“.

Am ersten Tage meines 64. Jahres.

Ich habe dir vorgestern geschrieben, lieber Jakob, ehe ich ging, um ein vollendetes Bild meines Freundes Adolph Menzel zu sehen, das er in seiner Wohnung ausgestellt hatte. Ich habe den Beginn des Bildes gesehen, vor bald zwei Jahren, aber das Fertige machte einen bewältigenden Eindruck in der Ausführung wie im Thema. Die Prinzessin Friedrich Karl, noch immer eine wunderbar schöne Erscheinung, war eben auch zum Beschauen

gekommen, ich wurde von der Schwester Menzels auf ihren Wunsch ihr vorgestellt und [sprach] mit ihr über Allerlei, besonders aber über das Bild, das die Titanenarbeit unserer heutigen Welt darstellt, in künstlerischer Vollendung die ganze Skala des Arbeiterlebens fassend. Es ist fast symbolisch, wie da im Hochofen das weißglühende flammenzüngelnde Metall zu Bahnschienen verwalzt wird. Ich will dir natürlich das Bild, das Epoche bilden wird, nicht schildern, das muß gesehen sein und wird gesehen werden als kunstvollendetes Dokument unserer Zeit durch alle Zeiten und als Bewahrheitung, daß es das sogenannte poetisch Schöne nicht gibt, sondern Alles zu diesem nur wird, wenn und wie es eben das Künstlerauge erfaßt. Ich muß dir das alles sagen, weil es mich seit mehreren Tagen ständig bewegt, auch das weißglühende Erz unserer Tage zu fassen. Ich kann das sogenannte Arbeiterleben nicht voll darstellen, dazu fehlt mir die Personenkunde und ein Feststehen in der Arbeiterfrage, d. h. der Fabrikarbeiter. Aber der eben hier tagende Congreß der Landwirthe hat mir die Frage der ländlichen Arbeiter neu erweckt, und da kann ich anfassen, und das will und werde ich, und diese Aufgabe und Pflicht wurde mir wieder neu belebt durch das grandiose Bild Menzels.

Gestern Morgen kamen von allen Seiten Briefe, Blumen, Kränze und Geschenke und bald auch viele Besuche.

Ich habe in dem abgelaufenen Jahre drei meiner besten Freunde verloren, Otto Lewald, Geiger und Kausler, ich stehe mehr als je in der Fraglichkeit, aber ich fühle trotz alledem noch Lebens- und Schaffensmuth und aus diesem die Zuversicht, daß sich's wieder lichten wird.

Julius Hübner in Dresden, der mir sonst alljährlich ein ermunterndes Sonett zu meinem Geburtstage sendete, hat mir diesmal die Zerbrochenheit seines Lebens kund gegeben, da ihm seine einzige Tochter gestorben.

Gestern Abend war ich mit Frau und Tochter und der alten feinen Frau Dr. Veit im Concert, wo Julius Stockhausen den ganzen Liedercyklus von Schubert: „die Winterreise" so meisterlich vortrug, daß man aus dem tief Schwergemuthen nur Erquickung hatte.

Den 4. März 1875.

Als ich vor einigen Tagen die Treppe hinanging, um das Bild Menzels zu sehen, traf ich den Direktor des Cultus-Ministeriums, Geheimrath Greiff. Er sagte mir, er wünsche Näheres über den Plan zum neuen Schulbuche ꝛc. zu wissen, ich möge ihn auf dem Ministerium besuchen, und so war ich gestern bei ihm. Er fand Alles sehr überdacht, nur muß da die Competenz des Reiches und ein Posten im Etat erst gewonnen werden.

Auch über meinen Plan zur Neubildung der Akademie der Wissen-

schaften und Künste sprachen wir ausführlich, und hierin wird sich gelegentlich das Entsprechende ergeben. Die preußische Akademie muß zur deutschen umgewandelt werden, und da steht freilich wieder Bayern mit seiner Sonderung im Wege.

Ich nahm ein gutes Wohlgefühl mit von Greiff, und ich habe alle Zuversicht zum Falkschen Ministerium, das nun Trumpf bekennen wird auf den letzten Trumpf des Papstes, der die preußischen Gesetze ungiltig erklärt.

542.

Berlin, 15. März 1875.

... Ich bin jetzt ganz frei in Betrachtung des „Waldfried", es ist, trotz der Zerfahrenheit, doch ein Buch, das mir eine gewisse Genugthuung gibt; die Masse hat aber Recht, wenn es sie nicht anmuthet, denn es ist darin dem Publikum gar nichts zu Gefallen gethan. Versteh mich recht. Es nutzt nicht, daß ich das Buch eine vaterländische Familiengeschichte genannt habe, der Leser nimmt doch eine Dichtung zur Hand und erwartet darin die Bedingnisse des Romans. Dem Publikum etwas zu Gefallen zu thun, ist darum nicht an sich schlecht; es kann vielmehr diese Röthigung und dieses Bestreben dahin führen, die Anschaulichkeit und die Artikulirung der Affekte wirkungsreicher und tiefer zu betonen.

Ich lese jetzt die neuen Seldwyla-Erzählungen von Gottfried Keller. Prächtig in Farbengebung und meisterlich in Charakteristik, aber die Erfindung und besonders die Schlußwendung der Fabel vielfach willkürlich. Seine Hauptkunst ist aber der prätensionslose Vortrag und die leise Schalkhaftigkeit. Der Leser sitzt bequem und hat nicht mit einer steifen graden Rücklehne zu kämpfen. Dazu hat Keller rings um sich Modelle voll entschiedener Physiognomie und ein ausgeprägtes Volksleben; Alles ist aus ganzem Holz, nichts geleimt und gekleistert.

543.

Berlin, 14. April 1875.

Noch nie in meinem ganzen Leben hatte ich so vielerlei Eisen im Feuer liegen, wie jetzt. Ich bin aber dabei lustig und hämmere bald das eine, bald das andere. Denke dir! Ich habe die letzte Durchsicht von „Waldfried" und daneben die sehr mühselige und allen Bedacht heischende des „Collaborator". Und was geschieht mitten in diesem Doppelten? Julius Rodenberg ist in schwerer Verlegenheit wegen Erzählungen für seine „Rundschau". Ich habe zufällig durch Nachsuchen eine alte Geschichte auf meinem Pult liegen[1], die vor zehn Jahren geschrieben und unfertig, er findet sie

[1] Die oben (S. 214, Anmerk.) erwähnte Novelle: Nannchen von Mainz.

besonders gut und frisch, und ich verstehe mich auf vieles Bitten dazu, das Ding fertig zu machen, und es geht. Ich war zaghaft, aber jetzt, da ich die erste Correctur lese, gefällt mir's auch.

Das Dreifache ist aber noch nicht genug. Ich schreibe mitten hinein eine eingehende Abhandlung über Gottfried Keller. Es ist ein Elend und eine Schande, daß ein solcher voller Poet, der mehr ist als wir Mitlebenden alle, nicht mit Begeisterung aufgenommen und hochgehalten ist.

Manchmal will mir von all dem Verschiedenen ein wenig wirr werden, aber es schlichtet sich bald wieder und ich bin heiter.

Sonntag, 18. April 1875.

Neben allem Persönlichen oder eigentlich über ihm ist man natürlich tagtäglich bewegt von dem großen immer weiter drängenden Kampfe Deutschlands und des freien Geistes mit der katholischen Kirche und dem Papst. Bismarck, der so wundergroß dasteht, hat sich verleiten lassen, im Herrenhaus seinen protestantischen Glauben zu betonen und den Kampf ums Recht zu einem Confessionskampfe zu machen. Aber das ist nur momentan.

Den 23. April.

Wir haben wieder einmal nordisch hartherziges Winterwetter mit heftigem Wind, und der thut mir immer weh, auch wenn ich im Zimmer bleibe, und eben, da ich schreibe, schneit es draußen. Aber ich bin doch heute so froh, so in mir gesättigt und dankbar. Ich habe gestern Beethovens Fidelio gehört, zum zweitenmal in diesem Winter, und ich empfinde es wie eine Glücksgabe, daß ich das in mich aufnehmen darf und endlich in seiner vollen Schönheit erfasse. Ich habe vor kurzem Mozarts Figaro gehört und jetzt das, ich fühle mich wohlathmend auf den Alpenhöhen der Kunst. Und das ist eben doch wieder Berlin. Man nimmt die Werke der bildenden Kunst und der Tonkunst in sich auf und lebt damit das ewige Leben. Wie die Menschen vor uns, so wird die Menschen nach uns dieser lautere reine Besitz im Schauen und Hören erquicken. Flüchtig will mich's anfassen, warum ich nicht auch so etwas machen kann, was zum Allerheiligsten der Menschheit gehört, und da erscheint omnia mea so erbärmlich klein. Aber ich lasse mich's nicht weiter anfechten. Ich thue mein Beschränktes nach bester Kraft und genieße das höchste Geschaffene. Und ich wiederhole dir, ich erinnere mich in meinem ganzen Leben keiner höheren Beseligung, als da ich das Duett von Florestan und Leonore „O namen- namenlose Wonne" hörte. Ich erwachte heute früh mit der Melodie, und sie geht mir noch den ganzen Tag nach.

Den 24.

Vergiß ja nicht, im neuesten Hefte der Preußischen Jahrbücher die Abhandlung von Treitschke über die Vertheilung der Güter zu lesen. Mir ist lange nichts so Bedeutungsreiches vorgekommen. Treitschke ist voll scharfen Denkens, satten Wissens und von seltenem kühnem sittlichen Schwunge. Das ist eine ganz neue Gelehrten-Art. Ueberraschend oder auch selbstverständlich ist das Stück gläubiger Luthers-Natur in ihm, der aber eine gewisse Vornehmheit in Denken und Empfinden und in der Formgebung sich zugesellt. Es ist wohl zu beachten, wie in ihm und in Freytag und Schmidt im Gegensatze zum religiösen Radikalismus sich ein persönlich gewordener historischer Protestantismus geltend macht. Und von diesem aus bildet sich eine neue Jugend im deutschen Reich, nicht mit abstractem Idealismus, sondern auf der Realität von Staat und sozialem Leben stehend. Verklausulirt ist da auch eine gewisse Antipathie gegen die Juden, und das ist ein merkwürdiges Symptom.

Berlin, 30. April 1875.

Heute bekommst du die Erzählung und morgen sollst du nun auch wieder Brief von mir haben. Ach, wenn ich nur fort könnte! Es hat gestern herrlich geregnet, Alles sprießt auf, ich lese in der Zeitung, daß im Invaliden-Garten die Nachtigallen singen. Ich muß und muß bald fort, sonst vergehe ich.

Wie froh bin ich, daß wir Lasker wieder haben. Er läßt die Freunde einzeln zu sich kommen, und so war ich gestern bei ihm. Wir hielten beide jede Gemüthserregung zurück, und Lasker sieht ganz gut aus und hat einen festen Schritt. Der herrliche Mensch, er dachte zuerst an mich und erzählte, daß seine Wärterin bereits das Meiste von meinen Sachen gelesen hatte und nun während der Krankheit Alles las. Er habe stundenlang sich auf seinem Krankenlager ausgemalt, wie allbekannt und weitwirkend ich sei. Er läßt sich jetzt auch vorlesen, aber nur was er schon kennt, das regt nicht auf, sondern erfrischt nur. Er geht schon nächste Woche nach Freiburg zu seinem Bruder.

Ich habe gestern die Oper „Die Makkabäer", componirt von Rubinstein und von Mosenthal nach der Otto Ludwigschen Dichtung zugerichtet, gesehen und gehört. Es kränkt mich eigentlich tief, daß Mosenthal das edle Werk des Freundes so mißbraucht, und ich hoffe nur, daß er den Hinterlassenen Otto Ludwigs den Ertrag davon zuwendet; denn bisher wurde das Stück noch alljährlich gegeben, zumal in Wien, und jetzt wird für die Armen das ausbleiben; denn der Publikus schmeckt das einmal Gesungene im einfachen Wort nicht mehr. Die beiden Sachen, die Mosenthal hinzu-

gethan, davon ist das Eine überflüssig und das Andere kraß. Er läßt den Mann, den Judah ersticht, den Vater seiner Frau Noëmi sein, das ist unnöthig, oder wenn nöthig, wäre es ein Drama für sich, wie der Schwiegersohn den Abtrünnigen tödtet. Und dann läßt er das jüdische Heer auf der Bühne und schmachvoller Weise im Rücken am Sabbath von den Syrern niederstechen. Ludwig hat das wohlweislich nicht zur Anschauung gebracht, sondern hinter der Scene geschehen lassen. Und brauchte es die Oper auf der Scene, so konnte es an einzelnen Repräsentanten genügen, die daliegen. Die Syrer kommen, sie rufen: „Wehrt euch!" Sie entgegnen: „Wir wehren uns nicht!" und sie werden in die Brust gestochen. Im Ganzen aber wurde mir klar, daß dem Stoff das eigentlich Dramatische fehlt. Denn der Gegensatz, die Fahne, das Symbol, für das Judah und die Juden kämpfen, kann nicht zur Schaubarkeit gebracht werden, wie die aufgestellten griechischen Gottheiten; es ist ein Händeaufheben zu etwas Unsichtbarem, zu etwas bloß innerlich Empfundenem, und das ist und bleibt undramatisch. Das Christliche, wenn es zum Gegensatz gewählt wäre, hätte etwas, es hätte die Glockentöne, es hätte das Kreuz. Aber das Judenthum hat nichts Derartiges.

Ich werde nachsehen, ob Ludwig auch die Pallas Athene gewählt hat, ich kann mir's nicht denken. Denn die heutigen Zuschauer haben eine Mitempfindung für Pallas Athene, wir verehren sie auch. Und übrigens haben die Griechen die Pallas Athene nie unter Fremde verpflanzt.

Tief ergreifend oder eigentlich allein ergreifend ist der Gesang der Leah: „Schlaget die Pauken", der sich mehrmals dramatisch abzweigt und wieder aufschießt. Es ist aus einer jüdischen Kirchenmelodie entlehnt, und es macht auf mich den Eindruck, als ob ich die Schwester Mosis, Mirjam sähe, die da lobsingt.

Den 1. Mai.

Der Brief blieb also doch liegen. Heute ist also der erste Mai und ich meine, ich muß hinaus in Feld und Wald. Aber ich kann nicht, ich muß an der Werkbank bleiben, und da erhalte ich den Umschlag zu der neuen Auflage von „Waldfried" und erschrecke. Reischach wollte mir ein Bene thun und mich mit dem Bilde überraschen, wie ich da im Walde sitze. Aber es ist des Teufels, ich sehe bei Allem gleich den Vorwurf und Verdacht der Eitelkeit, und so ist mir das Bild peinlich. Aber es läßt sich nicht mehr ändern.

Den 2. Mai.

Heute ist ein heller Maiensonntag. Ich war gestern in Charlottenburg in Gesellschaft bei dem Maler Professor Bleibtreu. Ich war sehr heiter mit vielen feinen und guten Menschen. Ende dieser Woche bin ich

nun mit allen alten Arbeiten fertig, vielleicht mache ich noch eine Erzählung hier fertig. Dann aber fort, südwärts, waldwärts.

544.

Berlin, 5. Mai 1875.

Ich habe heute eine Freude, und du sollst auch gleich davon haben. Reischach schreibt mir, daß auf Ankündigung der erscheinenden neuen Auflage von „Waldfried“ bereits im voraus 3000 Exemplare fest bestellt sind. Solcher Erfolg thut mir sehr wohl und gibt neuen frischen Muth. Ich bin überhaupt heute wohlgemuth.

Ich war gestern bei einem großen Diner sämmtlicher bedeutender Künstler hier bei Maler Begas, und der Verkehr mit den frisch produktiven und echt kameradschaftlich lebenden Männern ist tief anmuthend. Ich habe mich besonders mit Ludwig Knaus einmal wieder von Herzen voll ausgesprochen, und wir sind uns von neuem nahe geworden.

Heute reist Lasker gen Freiburg. Es ist heute ein frisch sonniger Maitag, und das thut mir auch für den Freund, der jetzt eben reist, tief wohl. Es ist gar nicht zu sagen, welch ein Glück es ist, daß dieser hohe Mensch uns erhalten blieb. In seiner Krankheit haben selbst sonst Nergelnde eingesehen, von welcher geschichtlichen Bedeutung und sittlichen Wirkungskraft der Mann ist.

545.

Berlin, 11 Mai 1875.

. . . Ich wollte gestern nach dem Werder in der Havel, um beim Neudruck des „Nannchen“ noch einiges Concrete aufzusetzen. In Potsdam traf ich Julian Schmidt mit Frau und Schwägerin, und da ich an fremdem Orte nicht gern allein bin und dagegen gern mit Schmidt und dessen Frau, ließ ich mich bereden in Potsdam auszusteigen, um in gemeinsamer Wagenfahrt über die Schlösser nach der Ueberfahrt zur Insel zu steuern.

Der Gang durch den Park von Babelsberg war wundersam schön, und die Nachtigallen schlugen mächtig. Im Glienicker Park an der Havel überraschte uns ein prächtiges Sturmgewitter. Wir fuhren noch nach der Friedenskirche. Ich sehe Rietschels „Pieta“ immer mit besonderer Rührung, ich habe sie unter der Hand des Freundes entstehen sehen.

Den 14. Mai.

Gestern war ich also doch noch mit dem Stadtrichter Lehfeldt auf dem Werder. Ich war sehr verstimmt abgereist, wurde aber draußen heiter. Ich fuhr im Kahn auf der Havel, besuchte eine Fischerfamilie und Gärtnersleute und ging dann drei Stunden mit dem guten Kameraden durch den

Wildpark und durch Sanssouci, wo Alles blühte und klang. Wenn ich noch Zeit hätte, würde ich eine neue Drehung in die Geschichte bringen, denn sie geht zu rapid ab. Besonders ein Schnapsbetrunkener, der uns begegnete, wäre gut zu verwenden, denn uns Süddeutschen ist solch ein Lallender und Taumelnder besonders auffällig. Das war's auch, was Bassermann damals die Gestalten so erschreckend erscheinen ließ.

546.

Berlin, Sonntag, 23. Mai 1875.

O grünender duftiger Frühling! O glücklicher correcturloser Sonntag! Das ist eigentlich Alles, was ich dir, lieber Jakob, heute zurufen möchte.

. . . Gestern war ich bei Drake, der mir geschrieben hatte, ich solle kommen und die Statue Humboldts sehen, die er für Amerika im Modell fertig gemacht hat. Drake will ein Relief von mir machen, und der Bildhauer Oskar Begas findet, daß ich im Alter der Büstenreife sei, er will mich modelliren. Da siehst du, was man Alles an mir findet. Ich glaube aber nicht, daß ich jetzt Zeit zum Sitzen finden werde. Ich bin so voll Verlangen nach Feld und Wald, daß ich kaum Brief schreiben mag.

547.

Berlin, 1. Juni 1875.

Auch der Stenograph ist eine Illusion oder eigentlich ein Stück Belagerungszustand, wenn man nichts innerlich fertig hat, was hinaus will und muß. Ich bin von heute an ohne Schreiber, ich hatte nichts auf die Mühle aufzuschütten, die so schnell mahlt, und so ist nun das Rad gestellt und der Bach läuft müßig.

Ja, lieber Jakob, du hast deine bestimmte Berufsordnung, du kannst dir kaum vorstellen, wie es einem Menschen, wie ich einer, zu Muthe ist, wenn nichts bestimmt zu Absolvirendes sich aufwirft. Ich habe an alte Plane anstückeln wollen, ich habe neue ausführen wollen — es geht nicht, und Gezwungenes ist nichts werth. Und schließlich, der Acker will seine Brache haben, die Scholle muß Ammoniak aus der Luft einsaugen.

Sehr belebend ist mir eben die Anwesenheit Björnsons, er ist ein frischer, treuherziger und phantasievoller Mensch, ein Nordlandsrecke, und diese Nordländer sind wie kindliche Riesen. Ich war gestern mit ihm im Atelier von Ludwig Knaus. Knaus malt jetzt eine Madonna, aber sie ist gesund heidnisch oder vielmehr menschlich, die volle Mutterfreude, und die Engel, die sie umfliegen, sind wie lebendig gewordene Gedanken der Mutter. Diese hält das schlafende Kind im Schooß, hat den Schleier weggezogen

damit es die neugierigen Engelkinder sehen können, eines steht bereits auf dem Boden, andere fliegen herbei. Es wird ein schönes und frisches Bild, und beruhigend war mir, daß Knaus mir sagte, es sei darin kein Pinselstrich, den er nicht zehnmal gemalt habe, er arbeite mehr mit dem Rasirmesser als mit dem Pinsel. Das Bild und noch ein Seitenstück sind für die russische Kaiserin. Ich wünsche aber doch, daß Knaus bei der Darstellung des Volkslebens bliebe. Knaus erzählte auch, daß er acht Jahre in Paris gewesen und gefühlt habe, er müsse fort, um seine Natur zu bewahren. Knaus ist ein einfach gediegener Mensch und auch ein spezieller Freund Laskers.

Den 3. Juni.

. . . Heute früh erwacht ein alter Plan, der von der Ideal-Colonie, und ich schreibe ihn alsbald neu und bin so aufgeregt wie in der Zeit, da ich noch alle Haare hatte. Und Björnson erzählt mir etwas, und ich erkenne darin ein ergiebiges Motiv und habe sofort die festen Figuren, und das muß ich nun auch schreiben. Ich war in der Versuchung, das sich mir in der Phantasie Zusammenschießende auszuführen. Ich thu's aber nicht, es muß fertiger, runder sein.

Und so bin ich eben wieder in alter glücklicher Bewegung.

Den 5. Juni.

Eduard Mörike ist todt! Seit gestern Abend, da ich das Telegramm las, geht mir das Denken an ihn ständig nach. Mörike war mir treu und gut, wie Wenige, seine volltönende innige Stimme hat mir viel Herzerfrischendes gesagt, er ging den kleinsten Intentionen meiner Arbeiten mit Behagen nach, ähnlich wie Otto Ludwig. Nun ist er todt.

Berlin, 8. Juni 1875.

Ich habe es aufgegeben einen Nachruf auf Mörike zu schreiben. Was ich aus unserer persönlichen Beziehung zu erzählen hätte, darf ich nicht sagen, weil es eitel herauskommt, und eine mehr objective literarische Charakteristik erforderte neues Wiederlesen und, da ich auf anderm Standpunkte stehe als Mörike, viel Motivirung. Dazu bin ich jetzt nicht geeignet und will überhaupt nicht nekrologisiren.

Vorgestern mitten im schweren Sinnen über den Tod Mörikes und wie er nicht zu vollem Lebensglück und nicht zum vollen Ausdruck seiner Begabung gekommen war, erhielt ich die Allgemeine Zeitung vom Samstag. Du hast sie wohl schon gelesen. Der Artikel über „Waldfried“ mit großartigen künstlerischen und historischen Perspectiven ist von Dingelstedt, der sich, ich weiß nicht warum, nicht genannt hat, und doch hat er ganz Per-

sönliches in Meinungen und Begebnissen darin gegeben. Aber groß gefaßt, das wirst du gewiß auch sagen, ist Alles. Dingelstedt hat mir schon lange gesagt, daß er freiwillig und frei über mich schreiben wird, und er hat das in seiner Weise so gethan, daß es mir in vielfacher Art gut thut.

Heute erhielt ich die Geier=Wally der Frau von Hillern, als Buch gedruckt mit einer Widmung, lies sie und du wirst auch sagen, das ist einfach gut und wohlthuend.

548.

Berlin, 11. Juni 1875.

Dein Brief, lieber Jakob, ist mir eine volle gesammelte Stunde des Beisammenseins.

Es ist ein harmonisirender Accord, daß auch du dich nach erledigter Arbeit in ähnlicher Stimmung findest wie ich, und was du über die Leitlinien in deiner Bibelbearbeitung sagst, ist mir tief bedeutsam. Ich erkenne mit dir die ethische und ästhetische Grundkraft der biblischen Geschichten, und Dingelstedt thut mir in seinem Artikel Unrecht, wenn er mir Animosität gegen die Bibel zuschreibt. Ich hoffe, daß das auch der „Collaborator" widerlegen soll. Nur lege ich einen Accent darauf, daß in der großen Function des Menschen als Bürger und Arbeiter die Bibel Unzureichendes gibt.

Soeben erhalte ich auch die Grabrede, die Vischer auf Mörike gehalten, sie ist tief ergreifend, wie mit Herzstößen in gewaltsamer Fassung gesprochen, und jedes Wort von Vischer hat den Brustton der Wahrhaftigkeit. Es sind drei wunderbare Söhne Ludwigsburgs, Vischer, Strauß und Mörike, und nun ist Vischer allein noch da.

Den 13. Juni, Morgens 10 Uhr.

Heute Mittag 2 Uhr geht's also endlich fort. Relinquenda sunt. Ich sehe, ich habe doch manche zugehörige Menschen hier zu lassen. Ich reise in besonders froher Stimmung, denn ich erhalte soeben Brief von Cottas, von den Drei=Töchter=Novellen ist bereits eine neue Auflage nöthig.

549.

Schliersee, 17. Juni 1875.

Habe ich dir, lieber Jakob, nicht vor zwanzig Jahren von hier aus geschrieben? Ich war damals mit unserm Landsmann, dem Maler Kirner von Furtwangen hier. Kirner ist seitdem in der Heimat bei seiner Schwester gestorben und der hiesige Ort hat sich gar wundersam verändert. Es geht eine Eisenbahn bis an den See. Siehst du? Da ist es wieder. Alles lenkt mich darauf hin, die Wandlung des Dorflebens durch die Eisenbahn zu

fixiren, und das kann eben doch nur ein Mensch, der nicht bereits in der Wiege die Lokomotive pfeifen hörte.

Ich reise nicht nur mit viel Gepäck, ich habe auch noch Ueberfracht eigener Art in einem Plane, der mich ganz glücklich macht, aber freilich mich auch Alles sub specie der Figuren, von denen ich besessen bin, sehen läßt. Ich kann mit dem Meister sagen: „Ihr naht Euch wieder", aber es sind nicht „schwankende", sondern ganz feste wieder erstandene Gestalten. Ich sage dir nicht, wer mit mir ist, ich will dir die Ueberraschung lassen, aber der Mann ist eben auch alt geworden und setzt neue Triebe an.

Ich war heute schon droben bei der Kapelle. Da ist eine alte Linde von seltsam verschlungenen Stämmen, und da drauf hat man eine Buche gepfropft, die gut gedeiht. Ich denke, es soll mit Auf- und Fortpflanzung der alten Dorfgeschichten auch so werden.

Wir reisten also Sonntag Mittag 2 Uhr von Berlin ab. Du weißt ja, wie mir's immer ist, mir that's wohl, als ich das erste Kleefeld sah, und daß die Erde auch Bergeserhebungen hat.

Wir reisten bis Eger. Dort übernachteten wir gut, und in der Frühe wanderte ich allein nach der Stadt und sah mir die Merkwürdigkeiten an. Im historischen Museum traf ich den evangelischen Pfarrer, einen geborenen Bayern, der mir Alles sehr instructiv zeigte. Besonders zu denken gaben die alten jüdischen Grabsteine, die neben den christlichen als historische Dokumente im Hofe eingemauert sind. Aber sollte man's glauben? Ich bekam hier auch ein sehr ergiebiges Motiv für meine neue nächste Arbeit. Wer eben mit geladenem Gewehr durch den Wald geht, dem begegnet eher Wild; oder sieht er's nur mehr, weil sein Blick gespannt ist?

Wir fuhren vergnügt nach München und übernachteten im Stachus. Dort war ich im Jahr 32 als Student abgestiegen, da war's noch ein kleines Wirthshaus, wo man für neun Kreuzer zu Mittag aß.

Morgens früh ging ich zu Ludwig Steub, er schlief noch, stand aber sofort auf, und ich trank vergnüglich mit ihm und seiner Familie Kaffee; seine zweite Tochter hat vor kurzem den Bürgermeister von Augsburg geheirathet. Es bleibt eine Schande, daß [man] einen so eminenten und feinen Geist wie Steub in Notariatsgeschäften seine Hauptzeit verbringen [läßt.]

Den 19. Juni.

Es regnete gestern, es regnet heute und es wird morgen regnen, aber wasserdichte Stiefel und ein fröhliches Herz kommen leicht drüber weg, und es wandert sich frisch an den in Wolken gehüllten Berghalden, wo das Wasser rasch abfließt und die Kühe mit klingenden Glocken ungestört fortweiden. So draußen bekommt man selber etwas von der wetterharten Natur.

Ich habe auch wieder gute neue Anknüpfungen im Dorfe. Schullehrer und Förster, das sind mir die rechten Leute, und ich sehe wieder gut in die Natur- und Geistescultur. Daneben geht's im Wirthshause lebhaft her wegen der bevorstehenden Landtagswahlen. Die Ultramontanen haben eben das Landvolk im Bereiche ihres Wortes. Was ist das gedruckte, das uns zu Gebote steht? Es dringt nicht bis zum Bauer, aber die Sonntagspredigt und der persönliche Verkehr des Geistlichen, die fassen und halten fest.

Wir sahen die prächtigen Gestalten der Umgegend in ihren Trachten, wir sahen den Park und die schönen Bauten; in Tegernsee ist stilisirte Natur, hier in Schliersee spricht die Natur noch ganz den Dialekt, obgleich die Eisenbahn auch schon zu verhochdeutschen beginnt.

Nach Tisch war ich beim Kegelschieben, wo stark gewettet wird, und dann auf der Schießstätte, wo ich den so anmuthigen als derben Schuhplattler-Tanz sah. Drei Almerinnen, die ungetanzt von der Musik zurückkehrten, hielt ich an und nahm sie wieder mit. Es ist noch frisches Volksleben hier zu Lande und vor Allem sind die Menschen noch voll zutraulich und harmlos.

Wir bekamen Regen und Kälte auf der Heimfahrt, aber es war doch erfrischend.

Heute beim hellen Sonnenschein war ich schon früh auf dem Berge und sah den Kühen zu weiden, ich habe schon Einiges auch notirt, aber das Beste ist und bleibt, ich athme und will weiter nichts.

Der Förster ist ein Mann von ruhiger gediegener Bildung, und ich freue mich, etwas von seinem Berufe zu verstehen. Besonders erfreulich ist, daß er hier gar keinem Waldfrevel zu steuern hat. Die Bevölkerung hier, sagt er, hat „gesetzlichen Sinn und sie betrachten den Beamten nicht wie vordem und anderwärts als Feind.“ Wenn es abgeregnet hat, will mir der Förster seinen Waldbestand zeigen.

Den 22. Juni.

Gestern Mittag kam also Ludwig Steub, und mir fiel jetzt erst auf, wie er in Erscheinung und Behaben auffallend viel Aehnlichkeit mit Otto Ludwig hat, so kernhaft und so gradaus, nur hat Steub eben das Glück, ein ausdauernder Alpenwanderer zu sein und in einem praktischen Berufe sich resignirt zu haben, obgleich es ihm bisweilen noch betrübend ist, daß er nicht zu einer Professur oder zu einer andern Stellung gekommen ist, die ihm mehr Gelegenheit geboten hätte, seine Gaben und Plane zu entwickeln. Wir hatten schöne Stunden miteinander, und heute Morgen begleiteten wir ihn über den See und eine Strecke Weges gen Tegernsee. Es wird ihm aber schwer gleichen Schritt mit uns zu halten, und so blieben wir zurück. Als wir bei dem Holzmeister einkehrten, sahen wir das bayerische

Schullesebuch und darin zu unsrer Ueberraschung den Anfang der Erzählung „Die Sträflinge“ als Schilderung eines Sonntag-Morgens, und ich hatte kaum fünf Minuten vorher von dieser Erzählung gesprochen.

550.

Tarasp, 1. Juli 1875.

Wetter: nach mehreren Tagen ständigen Regens heller Sonnenschein.

Da bin ich also wieder, lieber Jakob. Ich dachte auf der Reise immer hier Brief von dir zu treffen, aber es freute mich auch, als beim Aussteigen die Ersten, die mich begrüßten, dein Schwager und deine Schwägerin waren.

Habe nun heute die alte Ordnung begonnen. Alles grüßt mich hier als Zugehörigen, und was mir oft Unzuträglichkeiten brachte, weil ich mich von Niemand bedienen lassen kann, ohne in ein persönliches Verhältniß zu treten, wird auch oftmals zu Anmuthungen bester Art.

Ich sollte dir von meiner Reise erzählen, aber ich kann nicht, wenigstens heute nicht. Ich kam am 28. Abends nach Innsbruck, wo ich von Schulinspektor von Schullern und Professor Wildauer bewillkommt wurde. Am 29. reiste ich per Stellwagen 12 Stunden im Regen bis Landeck und am 30. auch mit oftmaligem Regen 14 Stunden bis hieher. Ich habe unterwegs viel und ich glaube gut an meinem neuen Plane gearbeitet. Dingelstedt ist mit seiner Tochter bereits hier.

Den 2. Juli 1875.

... Hast du in der Allgemeinen Zeitung den Aufsatz „Zwischen Main und Fulda“ gelesen? Die warme Erinnerung an Heinrich König that mir wohl, und ich fühle es noch immer wie eine Schuld, daß ich noch nichts zum Andenken an den herrlichen Mann gethan. Ich werde wohl in meiner Lebensgeschichte dazu kommen. Erfreulich ist auch, daß Brockhaus wieder eine neue Ausgabe seiner Romane macht.

Den 3. Juli.

... Ich ging gestern allein über Vulpera hinauf, und da ließ es mir keine Ruhe, eine Aufschrift über der Rundung bei der Quelle zu finden, und ich schrieb den noch etwas ungelenken Vers ...

Und Nachts, als ich im Bette lag, kamen verschiedene Arbeitsplane wie lebendig und wollten weiter gedacht sein. Ich schlief spät und schwer ein. Das darf ich nicht weiter über mich kommen lassen. Ich muß Brache inne halten für mein seelisches Ackerfeld.

551.

Tarasp, 4. Juli 1875.

... Gestern Nachmittag ging ich mit Dingelstedt und seiner Tochter in sehr behaglichem Schlender nach Schuls. Heute habe ich Brunnen ge-

trunken, bin hin und her gewandert und habe gefrühstückt, allein auf meinem Zimmer, Alles im besten Behagen. Da kommt mir der Gedanke, wie ganz anders Dingelstedt ist als ich; er erinnert sich weit weniger im Danke für das Jetzt an die dürftige Vergangenheit, und da fällt mir ein, daß das dankbare Beracha-Machen[1] für jeden Genuß eine spezifisch jüdische Gemüthsvertiefung ist, und da ging mir auf einmal eine Reihe von Erscheinungen für meine jüdische Dorfgeschichte „Sch'lnach-Mizwa"[2] auf, und ich habe das Wesentliche aufgezeichnet und bin ganz glücklich damit.

Den 5. Juli.

Gestern erhielt ich das Juliheft der Rundschau. Lies meinen Aufsatz über Gottfried Keller. Ich habe Vieles hineingestopft, Manches unvermittelt, aber es ist mir doch lieb, daß ich es hinaus habe. Keller in seiner Seltsamkeit wird eher brummen als danken, und doch möchte ich wünschen, von einem Kunstgenossen auch so gefaßt zu werden. Ich habe mich indeß nicht zu beklagen, ich erlebe draußen in der Welt gar viel Anmuthendes, so noch gestern, ich ging über Vulpera nach Schuls, ein Mädchen stand am steilen Berghang und pflückte Alpenrosen. „Darf ich dem Dichter Alpenrosen zuwerfen?" rief sie und warf eine Handvoll auf mich nieder. Heute früh sprach ich sie am Brunnen an, sie ist mit ihrer Mutter da und sprach voll begeisterten Dankes.

Den 6. Juli 1875.

Als ich gestern langsam und allein den Weg zu der nach mir benannten Höhe hinan ging, fand ich eine neue Fassung des Quellenspruchs. Dingelstedt hat Recht, der frühere ist zu spitzig. Dieses Ausbosseln eines kleinen Verses ist gerade unbelastend genug beim Bergsteigen, und man hat das Recht oft stillzustehen. Und da ist es gar herrlich! Der weite Ausblick, die würzig kühle Luft und der Vogelsang, denn der Zaunkönig singt heuer wieder fast an derselben Stelle, und man hört auf der Höhe von Vulpera die Wachtel aus dem Weizenacker am jenseitigen Ufer. Der viele Schnee des letzten Winters hat im Wald schweren Schaden angerichtet, die Spitzen vieler Föhren sind geknickt. Die Natur ist hart, und das Menschenleben? Ich ging zu der nach mir benannten Höhe. Ach, was ist Ruhm! Da sitzt mir gegenüber am Tische eine feine alte Frau, Schwiegertochter Zschokkes, und der Kaufmann neben ihr aus Stettin und ein Primaner aus Berlin neben mir kennen den Namen Zschokke nicht. Der Berliner Primaner, ein echter unverfrorener Berliner Junge, wortbereit und gewandt, meinte, das sei wohl Jokai, der ungarische Dichter.

---

[1] Das Sprechen rituell vorgeschriebener, größtentheils ganz kurzer Dankgebete.
[2] Vgl. I, 261.

Den 9. Juli.

Dingelstedt ist sehr mißgelaunt, der Fehler eines Kellners bringt ihn außer Rand, und er behandelt ihn — er ist eben Theaterdirektor — wie ein Requisitstück. Daneben hat er ständig jene sogenannte humoristisch-ironische Verkehrsweise, in der sehr viel Würze, aber keine Speise ist. Er ist eben müd und verdrossen, es ist doch kein rechter befriedigender Beruf, ästhetischer Garkoch zu sein. Ich lasse natürlich Dingelstedt gewähren und kann und will ihn nicht rektifiziren, und wir sind im besten Vernehmen, aber der warme Anschluß ist da nicht.

Inmitten von Allem begleiten mich zwei neue Plane und reifen so aus, daß ich mich aufs Niederschreiben freue.

Den 11. Juli 1875.

. . . Ich möchte nochmals von Dingelstedt sprechen, weil ich ihm nicht Unrecht thun möchte. Er ist brav und gutmeinend und auch wahr in dem, was er sagt, nur ist er sehr reservirt und selbstlebend, wozu ihn seine Stellung immer mehr bestimmt und befähigt. So ein Beispiel: Er hat meinen Aufsatz über Keller gelesen und sagte weiter nichts als: Du nimmst einen sehr hohen Standpunkt. — Das war Alles. Im Uebrigen genießt er die Dinge für sich und hält sich von initiativen Ausgaben fern.

Ich habe gestern „Die Molkenkur“ von Hegner ausgelesen. Noch Kausler hatte mir's empfohlen, und ich begreife [nicht], wie solch ein schwächliches planloses Werk so verbreitet werden konnte, daß es sogar nachgedruckt wurde. Es ist weder Vorgang noch Charakteristik darin. Ich möchte wissen, wie mir jetzt Zschokke erschiene, aber ich habe nicht Zeit dazu.

Ja, lieber Jakob, du hast Recht: wenn ich nur auch die Kunst des Nichtsthuns verstünde, aber es geht eben nicht, meine Seele muß stets was verarbeiten. Ich könnte mich nur durch ständigen Menschenverkehr zerstreuen, und das greift mich auch wieder an. Indeß sage ich jetzt oft zu den Planen, wie meine Mutter zu den Sorgen: Kommt ein andermal.

Der Brunnenvers lautet schließlich so:

Die Alpenluft voll Heileskraft,
Heilkräftger Quell im Grunde,
Vereint dir neues Leben schafft,
So athme, trink', gesunde.

552.

Tarasp, 13. Juli 1875.

Also Löwe-Calbe ist hier und bei mir, und eine ganze Atmosphäre des Besten umströmt mich. Wir gehen so gut miteinander und setzen einander unsere Gedanken fort, und eben das, daß er Alles von seinem politisch-

ethischen Standpunkte sieht, läßt mir die Dinge und Begegnisse in neuem Lichte erscheinen. Was haben wir in den zwei Tagen alles schon besprochen und so ganz ohne Anstrengung. Mit Anderen, wo man erst Grund zu legen und Betrachtungspunkt festzustellen hat, wird mir das Sprechen so schwer oder hinterläßt Ermüdung.

Löwe hat auch meinen Aufsatz über Gottfried Keller gelesen, und er sagte mir: Du überschätzest den praktischen Sinn der Schweizer und unterschätzest unsere Idealität. Es ist unsere Aufgabe, die Demokratie sich nicht auf dem sogenannten praktischen Standpunkt heften zu lassen, sondern nach den höheren idealen Gütern verlangen zu machen. Der Amerikaner wie der Schweizer ist sehr selbstgefällig, übt keine Kritik an sich, ist nie mit sich unzufrieden und strebt dadurch nicht höher. So ungefähr und besser sagt er, und das ist freilich neu. Er setzt noch hinzu, daß sie unsere idealen Schöpfungen mitgenießen, ohne dazuzuthun.

Mir gibt die obige Betrachtung viel zu denken. Einstweilen aber mache ich mir's nicht schwer damit, ich bin überhaupt seit Tagen jetzt viel leichter im Denken, und auch — ich habe mich heute wiegen lassen — um 5½ Pfund habe ich abgenommen, ich wiege nur noch 157, ich kann noch schlank werden, wenn's so weiter geht.

Den 18. Juli 1875.

Es regnet und regnet. Von den 18 Tagen, die ich nun hier bin, sind kaum drei regenlos. Aber wir halten den hellen Sinn fest, und erst jetzt bildet sich festerer Zusammenhalt.

Wir hatten gestern einen tollen, aber rein schönen Tag auf Fettan. Löwe, Dingelstedt, Barnay, Kahle u. A., unserer elf waren alle voll Uebermuth, und ich bin heute doch frisch, während ich zwei Tag vorher wieder beängstigend an Schwindel litt. Löwe ist mir eine feste Stützung, körperlich und geistig.

Ich werde also Mittwoch Mittag von hier abreisen und freue mich unsäglich auf die Arbeit.

Habe ich dir schon gesagt, daß binnen nicht ganz 6 Wochen bereits die dritte Auflage der „Drei einzigen Töchter" nöthig geworden?

Constanz, 23. Juli 1875.

Hier bin ich, lieber Jakob, mit meinem Sohne Rudolph. Vorgestern reiste ich von Tarasp ab, und Löwe rief mir noch nach: Arbeite nicht zu viel! Er kennt den Zustand meiner Nerven und überhaupt meines Körpers besser als irgend Einer. Ich hoffe aber bei guter geistiger Diät doch tapfer arbeiten zu können. Die Reise war beschwerlich. Ich hatte entsetzlichen Frost auf dem Fluela. Auf der Bahn erst wurde mir's wohl, und hier ist es

gar anmuthend. Ich athme immer besonders fröhlich, wenn ich im Badischen bin. Freilich ist die Luft hier fast beengend weich und mild im Gegensatze zu der herbkräftigen im Engadin.

553.

Ischl, 29. Juli 1875.

Da sind wir also, lieber Jakob. Du kennst ja Ischl, du warst ja, wie ich mich erinnere, oft zur Sommerfrische hier. Wir haben eine herrliche Wohnung gefunden. Ich athme auf, wie heimkehrend nach langer müder Wanderung.

O weh! Eben, indem ich das da drüben schreibe, höre ich ein Pochen und Poltern in der Salinenschmiede jenseits der Traun, und der Schall bricht sich grade hier, daß ich aus der Haut fahren möchte. Also auch hier keine Ruhe und Stille.

Ischl, 1. August 1875, 12 Uhr.

Und so ist's, lieber Jakob. Ich habe soeben das erste Kapitel meiner neuen Erzählung geschrieben[1], flottweg ohne Aufhalt und wenn's so fortgeht — ich will nicht sagen, wie schnell ich fertig bin, denn ich täusche mich immer in der Zeit und muß auch auf Hindernisse gefaßt sein.

Den 9. August 1875.

Heute ist der erste wirkliche Sommertag, seitdem wir hier sind. Ich war in der Frühe droben im Walde, die Wege sind noch feucht, aber der Harzduft der Tannen um so stärker. Ich habe im Wandern ein neues Kapitel gefunden, das gut retardirt und doch zur Sache gehört. Ich traf Bauernfeld, der nach der Rettenbach-Mühle geht, um dort einige Scenen seines neuen Lustspiels fertigzumachen. Wir drückten uns gegenseitig kurz das Glück der Schaffenslust aus und schieden. Ich ging heim, und sei es, daß die Wanderung mich strammer und unempfindlicher macht, oder daß heute in der That mehr Stille in der Schmiede herrscht, genug, es quillt und strömt in der Arbeit, und ich bin froh, daß ich jetzt wieder selbst schreibe. Ich bin oft so im Zuge, daß ich mich gewaltsam zwingen muß, aufzuhören, denn die Wangen brennen mir, und ich darf doch nicht vergessen, daß ich schon ein alter Knabe bin.

[1] „Des Lorles Reinhard". Erschien als erster Band von „Nach dreißig Jahren. Neue Dorfgeschichten" (Stuttgart, Cotta, 1876), wovon die Erzählungen: „Der Tolpatsch aus Amerika" und „Das Nest an der Bahn" den zweiten und dritten Band bilden.

Den 15. August.

Du hast Karl Andree ja auch gekannt. Heute steht in der Zeitung, daß er gestorben ist. Wie viel habe ich mit dem Freunde gelebt, in Mainz, Karlsruhe, Köln, Dresden. Er war ein ganzer Mann, heftig, grundgelehrt und versteift in das, was er einmal faßte. Zur Deutschmachung der Rheinlande hat er Großes gewirkt, was man jetzt nicht mehr spürt. — Wir hatten uns in letzten Jahren aus den Augen verloren und nun auf immer. Man muß endlich hart und steif werden, um all die einreißenden Lücken zu verwinden.

Ich habe heute vom Großherzog von Baden einen innigen und feinen Brief über den „Collaborator."

554.

Ischl, Montag, 6. September 1875.

Guten Morgen! Es sagt sich das doch ganz anders, wenn man beim Erwachen empfindet: nun bist du fertig, oder doch nun ist's fixirt, denn das Ganze ist wohl da, aber noch überall ungelenk. Das Pathos ist gelöst, jetzt kommt die stille Treue. Es war kein richtiges Wort, wenn die Romantiker sagten, man müsse die Ironie gewinnen; aber es ist der richtige Gedanke gemeint, daß der Kunstverstand gleichzeitig mitwirken oder jedenfalls eine Verkühlung nach dem heißen Guß eintreten muß, kurz ich meine, daß ich jetzt die hingekleckften Farben lasiren und stimmen und verreiben kann. Ich habe gesehen, daß Ludwig Knaus nach aufgetragener Farbe mehr mit dem bloßen Finger malt, als mit dem Pinsel. Ich habe, wie gesagt, noch sehr viel zu thun, aber ich kann es jetzt in Ruhe. Ich wollte nur, ich könnte dir das ganze Manuskript geben, aber das ist jetzt nicht möglich, und schließlich will ich's doch wieder wagen hinauszugeben, ohne daß ein anderes Auge, und sei es auch das deine, mit freundlicher und intimer Kritik darauf geruht.

Ich will heute das alte Lorle lesen. Ich habe das Büchlein nicht angesehen, so lange ich diese zweite Folgegeschichte schrieb, ich hielt mich an meine Erinnerung, die doch nur allgemein ist, denn es ist mir ja seitdem so viel durch den Sinn gegangen. Jetzt werde ich manchen neuen Anklang finden, ich habe mir aber vorgenommen, die sich selbst fortsetzende Melodie nicht zu vertrillern.

Den 7. September
bei wieder leuchtender Sonne.

Ich habe also nach vielen Jahren das Lorle wieder gelesen. Ich weiß kaum, wie ich den Eindruck bezeichnen soll. Ich glaube, dem Opus ganz fremd gegenüberzustehen, vielleicht zu fremd kritisch. Mit einem Aufwand von sehr wenig Mitteln ist der ergiebige Contrast dargestellt und der Con-

flict ausgetragen. Ich würde das heute nicht mehr wagen, vielleicht auch nicht können. Sehr überraschend war mir auch die revolutionäre Stimmung eben aus den nächsten Vorjahren von 1848. Wir haben doch redlich gerungen und gearbeitet. Daß ich aber damals schon so den Kirchenconflict witterte, war mir völlig neu. Ich finde im Ganzen eine etwas spitze Pinselführung, es fehlt an breiten Strichen, und doch sind die Figuren so gut und scharf herausgekommen.

Wie ich wohl nach nochmals dreißig Jahren über mein Jetziges denken möchte! Aber freilich, das erlebe ich nicht mehr, und wie wenig wird das Sieb der Geschichte auch für Andere durchlassen. Es ist nicht immer tröstlich, die Dinge sub specie aeterni zu sehen.

555.

Ischl, 18. September 1875.

Gestern erhielt ich deinen Brief, und Alles, was du sagst, geleitete mich auf einem weiten Waldgang mit meinem lieben Eugen. Zunächst — so ist der Mensch oder wenigstens dieser Schreibmensch da — ist mir's eine wahre Herzenserleichterung, daß dir die „Tausend Gedanken“ so anmuthend sind. Auch Löwe hat mir gesagt, daß im ersten Theil zu Subjectives sei, und stimmt also vollkommen mit dir, aber dein Rath, Derlei in eine andere Rubrik zu bringen, ist so neu als zutreffend. Leider wird es auch bei künftigen Auflagen zu spät dazu sein. Die Stereotypirung würde mich nicht hindern, aber ich muß dem Publikum das nun so lassen, wie es ist.

Ischl, 21. September 1875.

Das wird wohl seit lange das erste Jahr sein, in dem wir uns nicht persönlich begegneten. Da ich nun fest entschlossen bin, die Erzählung jetzt nicht, sondern erst mit der gesammten Reihe herauszugeben, so werde ich auch nicht nach Stuttgart kommen, sondern mit den Meinen gradaus von hier nach Berlin reisen.

Ich arbeite jetzt mit Ruhe einzelne Notizen auf und „ist nicht nöthig“ sage ich bei vielen. Man lernt, wenn man älter und kunstverständiger wird, das abthun, daß etwas hingestellt wird, weil man's gern sagen möchte oder weil man besorgt, daß das Gegebene nicht recht gefaßt werde. Weg damit! sage ich da; was nicht nöthig ist, soll auch nicht da sein. Das Thema und die Figuren — besonders der Collaborator — verführen oft genug zu Excursen, die ich möglichst knapp halte.

Die Abende sind jetzt, da man sich nicht müde gehen kann, beschwerlich und so gehen wir öfter ins Theater. Es ist mir heute aber gewesen, wie wenn ich in eine Jauchengrube gefallen wäre, da mir der Eindruck der

Posse nachging, die wir gestern sahen. Sie heißt „Der Goldonkel“ und ist ein solcher Rattenschwanz von Rohheit und Blödsinn, daß man milder wird gegen die französischen Unzuchtsdramen und Zoten, die doch pikant sind und von Bildung zeugen. Und solch ein Stück ist in Berlin wie vielmal gegeben und wird hier und anderwärts wiederholt. Man kann sich gar nicht denken, daß dasselbe Publikum ein anständiges und logisch gehaltenes Buch lese.

Den 27. September.

Ich verlasse Ischl mit einem ruhigen Behagen, ich habe hier gute Waldluft eingeathmet und war, was das Beste ist, fleißig.

Neue Menschen habe ich hier nicht bekommen, und ich bedarf ihrer eigentlich auch nicht mehr. Mit Bauernfeld habe ich Mancherlei geplaudert, und mit Keudell manche ins Höchste hineinragende Erörterung gepflogen. Sonst ist mir das Getriebe hier fremd und zuwider.

. . . Ueberhaupt herrscht eine naive Frivolität, die ganz erstaunlich ist. Es geht da auch wieder wie bei Sodom; wenn nicht brave Bürger in Wien wären, die gute Sitte erhielten und sich selbstlos dem Gemeinwesen widmeten, die Stadt könnte nicht bestehen. Ich habe auch derartige kennen gelernt, und so muß es noch viele geben.

Den 30. September.

Hier in Oesterreich ist noch farbenbunt blühendes Volksleben, und wie gar nicht denkbar ist, daß ein norddeutscher Bauer Blumen und Federn auf dem Hut trage, so ist es in Allem. Heute früh, als ich vom Waldgang heimkehrte, zogen die Rekruten ab, frische, rauflustige Gesellen, mit Bändern und Blumen geschmückt. Der Kahn hielt da an der Brücke, und Väter und Mütter, Brüder und Schwestern nahmen rührenden Abschied, aber die begleitende Musik spielte lustig auf, und vom Wirthshaus und von den Flößen wurde noch ein Trunk beigebracht, und so ging's fort unter Jauchzen, Singen und Hutschwenken, derweil die Zurückbleibenden die Thränen trockneten und einander trösteten.

Wie gesagt, ich war wie in meine Jugend zurückversetzt, und wie ich's beim Tolpatsch zu schildern versuchte. Derartiges ist bei der strammen und trockenen Pflichterfüllung der Norddeutschen nicht denkbar.

Keudell ist abgereist, denn es ist nun entschieden, daß der Kaiser nach Italien geht. Ich machte gestern einen weiten Gang mit seiner Frau, die ich schon als Hedwig von Patow gut kannte und die eine feine und sanfte Frau ist und glücklich mit ihrem Manne, wie selten eine Frau. Sie erzählte mir viel von Rom.

Ischl, 2. October 1875.

Ausharren, das müssen Berg und Baum draußen, sie können nicht fort vor der Unbill des Wetters, wie da die Kühe, die jetzt schaarenweise von den Almen in den Stall flüchten, oder wie die Sommerfrischler, die auch gleich stadtwärts eilen. Wer aber bei der stummen Natur in Treuen ausharrt, dem lohnt sie's, und solch ein goldglänzender Herbsttag wie der heutige läßt gar nicht mehr dran denken, wie unheimisch es war in Regen und Wind.

Sonntag, 3. October.

Wenn ich das Datum vom 3. October schreibe, muß ich immer dran denken, daß dies der Geburtstag unseres Vetters Emil war, dem du ja auch so nahe standest und mit dem ich meine meiste Jugendzeit verlebte. Ich habe vor einem Jahre seinen chirurgischen Assistenten kennen gelernt, der mir erzählte, wie schwer er gestorben. Er war um mehrere Monate jünger als ich. Er war eine gerade und strenge Natur.

Aber das wollte ich dir eigentlich nicht schreiben. Ich wollte dir nur sagen, daß dies der letzte Sonntag hier ist. Ich glaube, daß ich nie mehr hieher komme, der Ort ist schön mit seiner Umgebung, ist wie ein schönes Gefäß für frohes Treiben, aber die ganze Stimmung ist mir fremd. Ich werde indeß den Ort in gutem Gedenken haben, denn ich habe hier, wie ich glaube, gute Arbeit gemacht. Ich lese jetzt zu stilistischer Zusammenstimmung das Ganze durch, und ich fühle, daß das Buch ein besonders Günstiges darin hat, daß jeder Leser mit mir dichtet; er kennt den Hintergrund der Thatsachen und der Figuren, die als Factum und Tradition erscheinen, und in dieser Richtung der Seele auf das Wie des sich Fortsetzenden ist ein Mitarbeiten und eine, wie ich hoffe, überraschende Lust in der Ausführung. Das ist die besondere Gunst einer cyklischen Dichtung.

Noch Eins. Hast du gehört oder gelesen, daß das ultramontane Wiener Blatt „Vaterland" einen mit hebräischen Lettern gedruckten Artikel zu den jüdischen Festen brachte, voll gemeinen Judenhasses? Es ist eine ganz neue und tief bösartige Widersacherei gegen die Juden aufgekommen.

Ich beobachte nun seit Monaten die Wirkungen des Wiener Feuilletons, sie sind sehr verderblich, denn sie gewöhnen an literarisches Opium. Hervorgegangen aus der Schule von Heine, benützen sie die Preßfreiheit zu eitel Pikanterien; das moussirt, das bitzelt auf der Zunge und hinterläßt nichts als Oede. Ich nehme natürlich Männer wie Hanslick und Speidel aus.

556.

Wien, Sonntag Abend, 10. October 1875.

Ich habe eine Stunde der Pause, und da ist das Beste, ich bin bei dir und erzähle dir und halte dich im fortwährenden Mitleben.

Also wir reisten vorgestern bei prächtigem Sonnenschein von Ischl ab, und ich erinnere mich keines schöneren Ausblicks als während der Fahrt auf die herbstlich bunten Bergwälder.

. . . Am Morgen [nach meiner Ankunft hier] besuchte ich Dingelstedt und ging Abends in seine Loge, um „Arria und Messalina" von Wilbrandt zu sehen. Das Stück ist kühn und von großer dramatischer Schraubenkraft, aber an der äußersten Grenze des Erlaubten, an der auch Makart und Richard Wagner sich tummeln und auch die Grenze überschreiten. Ich halte die Geschlechtslust für ein künstlerisch vollberechtigtes Motiv, aber sie muß in den Grenzen des Natürlichen und somit rein und schön bleiben. Ein Don Juan ist gestattet, aber eine Donna Juana wie diese Messalina nicht, weil es wider die Natur ist, daß eine Frau geschlechtlich initiativ ist, und das Widernatürliche ist unschön. Dazu kommt ein Zweites. Ein verführtes Mädchen ist im tragischen Interesse, weil nicht nur das Initiative fehlt, sondern auch besonders deshalb, weil mit dem Weibe eine nicht in die Integrität zu versetzende Veränderung vorgeht; nicht so ist es bei dem Manne. In diesen beiden Punkten liegt das Widerliche, weil Naturwidrige dieses Dramas. Marcus Pätus, der Verführte der Messalina, steht außerhalb des tragischen Bereichs. Ich sagte das Dingelstedt, und er gestand, daß ihm meine Betrachtnahme neu sei, keiner der Kritiker hatte das betont. Die Wirkung war gewaltig, denn die Wolter gibt eine bestrickende Darstellung.

Das Haus war gesteckt voll, Dingelstedt erhielt den Kassenbericht, es war nahezu die größtmögliche Einnahme, und dazu die 25. Aufführung. Wilbrandt ist ein großes Talent, aber es ist zu fürchten, daß er auf falschen Weg gerathe, in die Literatur des Imperialismus, wo sinnliche Lust allein übrig bleibt.

Berlin, 13. October 1875 (bei herbstlich trübem Wetter).

Gerade heute vor vier Monaten sind wir von hier abgereist, und wie immer ist mein erstes Wort im alten Daheim an dich, lieber Jakob. Ich hatte, als ich gestern Nachmittag 2 Uhr ankam und die vielen Briefe ꝛc. vorfand, zuerst nach einem von dir gesucht. Ich hatte ihn sicher, wie eine Willkommshand gehofft. Du hast doch meinen von Ischl abgesendeten Brief erhalten? Ich schreibe indeß weiter und erzähle dir.

Also vorgestern Morgens ging ich ins Café Daum zum Frühstück. In Wien ist da schon am Morgen großes Treiben und lebhafter Rauch. Ich las bis es Zeit war, zu Dingelstedt auf seine Kanzlei zu gehen. Ich traf ihn nicht. Mir begegnete mit einem Bekannten der Herausgeber der Wiener illustrirten Zeitung, der ein Porträt von mir bringen will. Sie begleiteten mich bis zum Hause Adolph Wilbrandts. Er ist der

Einzige, von dem wir mit Sicherheit hoffen dürfen, daß er den guten Geschmack und die Kunstbedingungen aufrecht erhalte. Sonst wüßte ich von den jüngeren Kräften bis jetzt Niemand, Alles ist tagdienerisch, feuilletonistisch oder marlittistisch. Ich hielt es aber für meine Pflicht, ihn auch vor der Farbenschwelgerei à la Makart zu warnen, die in der Literatur noch viel verderblicher ist, als in der Malerei, weil hier die Nudität als bloße Schönheit sich präsentiren kann, während sie dichterisch eine ethische Basis beanspruchen und nicht bloß sinnenberückend, sondern logikverwirrend werden kann. Noch auf der Treppe sagte ich mir: bist du nicht wieder auf dem Wege unerbetener Rettungssucht? Ich hatte aber Wilbrandt aus ganzer Seele so viel Gutes zu sagen, daß ich nun dem Vorsatze ohne Weiteres Folge leistete. Es war halb Elf, ich hörte, daß Wilbrandt noch schläft, aber seine Frau, die treffliche Schauspielerin Baudius empfing mich und war sehr erfreut. Ich sah ihren Sohn, der eben heute sechs Wochen alt wurde (sie haben ihr erstes Kind verloren und Wilbrandt hat den Schmerz in wunderbaren Worten kundgegeben), und bald kam auch Wilbrandt selber, ein jugendlich frischer Mensch mit großer Stirne, schönen Zügen, vollem Haar und glänzenden Augen.

Wir frühstückten nochmals zusammen, und ich sagte ihm Alles, war aber besonders froh, ihm auch sagen zu können, daß die Scene, wie Pätus den Tod seines Sohnes beklagt, mir an die Grenze des Höchsten hinanreicht, was ich kenne, nämlich die Klage Lears an der Leiche Cordelias. Er erklärte mir, daß er vom Coloristischen angereizt war, daß er sich aber wohl hüten werde, den Lüstlingen zu Gefallen zu dichten. Er behauptet, daß die Tugendrömerin Arria das Gleichgewicht, wenn nicht das Uebergewicht halten sollte, und daß die Darstellerin es nicht dazu kommen lasse. Ich glaube ihm aber den Irrthum gezeigt zu haben, denn die Tugend ist nicht so farbig und vielfach reizend wie das Laster, namentlich als Don-Juanismus.

Innerlich beglückt verließ ich das glückliche Ehepaar, und ich glaube in Wilbrandt mir einen neuen Menschen gewonnen zu haben, und was für einen! Ich fuhr auf die Redaktion der „Freien Presse", um mit dem Chef Etienne ein Mißverständniß, das zu einer Verfremdung geführt hatte, auszugleichen. Es gelang mir, und bald war ich vom ganzen Redaktionspersonal umgeben. Eine Deputation des Vereins „Concordia" kam zu mir, ich sollte im Laufe des Winters zum Besten des Vereins einen Vortrag halten. Es war sehr schwer, dem unbesiegbaren Andrängen zu widerstehen, ich gab aber doch kein Versprechen, weil ich weiß, wie mir Derartiges jede Arbeitsruhe verscheucht und mich übermäßig aufregt.

Abends, als ich zu meinem Freunde Dr. Fleisch ging, begegnete ich Dr. Jellinek, und er versprach, mit seinem Sohne auf den Bahnhof zu

kommen. Er kam richtig, ich fuhr um 9 Uhr ab, und ich habe so ziemlich gut geschlafen, daß ich jetzt die Furcht vor Nachtreisen verloren habe, was mir sehr lieb ist.

Es kann nicht leicht einen schärferen Contrast geben, als so plötzlich von Wien nach Berlin versetzt zu werden. Wie ist in Wien Alles so lustig, so sinnlich offen und moussirend, und hier Alles so streng und ernst und trägt die Signatur: du bist zu leben verpflichtet und Vergnügen ist Zugabe. Schon die Droschken haben ein anderes Tempo, sind nicht so bequemlich ausgestattet, sind überhaupt nur Vehikel zum Fortkommen, nicht zur Lust; die Pflastersteine reden anders, ich meine, sie haben einen andern Ton als die Wiener Granitwürfel. Hier ist Werktag in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, in Wien, zumal auf dem Ring, ständig Feiertag, geputzte Menschen, kein Frachtfuhrwerk.

Den 16. October 1875.

Ich lese das Buch von Gutzkow: „Rückblicke auf mein Leben.“ Ich weiß, daß du nicht mit meiner Empfindung über Gutzkow einstimmst. Abgesehen von seiner überzwerchen Vortragsweise, sehe ich immer mehr, daß er mit einem habituellen Schnupfen zur Welt gekommen ist und lebenslang die eine Hälfte des Daseins gar nicht, die andere aber falsch und naturwidrig schmeckt und riecht. Eines bleibt achtungswerth an ihm, das ist sein Unabhängigkeitssinn. Es ist ein Rousseauscher Trieb in ihm, aber ohne dessen doch wieder bestehende poetische Empfindungsweise.

557.

Berlin, 17. October 1875.

. . . Ich muß dir auch noch erzählen, daß ich gestern beim Verleger des „Collaborator“ war und dort die angesammelten Recensionen las, gewiß dreißig in verschiedenen Blättern. Die meisten werfen sich auf einzelne Sätze und fast stets auf die gleichen, als ob sie sie von einander abgespickt hätten. Sie haben in Manchem Recht mit dem Tadel &c., ich hätte gewiß gescheit gethan, wenn ich einzelne, theils krause, theils durch die unterlassene Ausdeutung nichtssagende Sätze weggelassen hätte. Das aber darf ich sagen, daß von allen den Recensenten keiner das Buch ganz gelesen hat. Das ist freilich nicht so leicht, denn man kann es nicht so auf einmal lesen. Es macht nun einen wunderlichen Eindruck, so in einem Hagel von Recensionen zu stehen, aber ich bin unverfroren genug, um keinen Schaden dabei zu nehmen. Ich erlebe dieses harte Wetter eigentlich zum erstenmal, und es mag gut sein, auch das durchgemacht zu haben.

558.

Berlin, 21. October 1875.

Ich wollte dir heute nur Einiges erwidern in Bezug auf deine gemüthlich begründeten Mahnungen an Judenthum und Juden.

Der Kampf mit der angestammten Religion ist eben auch der Kampf zwischen Geschichte und freier Individuation, die man auch als Pietät und Unabhängigkeit fassen kann. In der Erzählung „Sch'luach-Mizwa", die ich vorhabe (ich betitle sie „Das Almosen des Armen"), werde ich den Gedankengang nicht ganz ausführen können, aber die Hauptzüge werden doch darin erkennbar sein. — Ich finde, daß Spinoza darin unfrei war, daß er sich von einer persönlich gereizten Erbitterung gegen das Judenthum nicht losmachen konnte.

Genug, du kannst darüber beruhigt sein, in die inneren Debatten des Judenthums greife ich nicht ein, ich habe ja auch die nöthigen Kenntnisse nicht, aber ich hoffe, meine Errungenschaft einzulegen.

Erinnerst du dich, daß ich den Lauterbacher, als er die Horber Steige heraufkommt, beim Glockenklang sagen lasse: das hatten Griechen und Römer nicht ꝛc.? Und auch Freytag hat seine schönste Scene da hinein verlegt, da zum erstenmal die Glocke tönt.

Das Christenthum hat die Kirchenglocken nicht erfunden, aber es hat sie und andere Bildungsprodukte sich amalgamirt, und wie der Kirchenglockenton die Luft durchdringt, so hat unter dem Namen Christenthum ein Etwas die ganze Atmosphäre der Bildungswelt durchdrungen, wie keine andere Religion. Jetzt löst sich's ab, und die Naturwissenschaft ist die Auflösung alles Confessionalismus. Ein Gemüthsklang (und das ist eigentlich was ich dir sagen wollte) bleibt im Individuum, vom ersten Tonanschlag der höheren Empfindung her.

Die angestammte Religion hat eine Parallele in der Muttersprache, wir drücken frei unsere eigenen Gedanken darin aus und bilden neue Worte, aber die eigentliche Sprache ist überkommen. Das Bild trifft nicht ganz, aber es bietet doch partielle Gleichung: es kann Adonai echad [ein einziger Gott] sein, aber nicht Schemo echad [sein Name einzig][1], keine Weltsprache.

Ich könnte dir noch Hunderterlei sagen, aber es ist genug jetzt.

Den 29. October 1875.

O wie schön ist's, daß heute wieder einmal die helle Sonne scheint. In den sonnenlosen Morgen machte mir die Aufgabe, eine Einleitung zu

[1] Bezieht sich auf Zach. 14,9, wo es heißt: „An jenem Tage wird ein einziger Gott sein und sein Name einzig."

Benjamin Franklins Leben zu schreiben, harte Mühe, ich konnte den Schick nicht finden, heute ging's flottweg. Ich kann nicht Alles herausbringen, was und wie ich's wollte, aber es wird doch.

Ich habe meinem Neffen in Wien deine Biblischen Erzählungen versprochen und erhielt dieselben eben aus dem Buchladen. Ich las sofort darin und kann dir vor Allem sagen: das ist mundmäßig erzählt, treuherzig und schlicht. Deine Bemerkung im Vorwort rücksichtlich der freien Weise des Wortes unterschreibe ich verbotenus. . . . Hebel ist ein voller Poet, der aber die Schalkhaftigkeit über die Naivetät herrschen läßt. Ich getraue mir, das auch bei seinen biblischen Geschichten nachweisen zu können.

Den 2. November 1875.

Ich habe gestern mit meiner Frau meine vielen Plane und Notizen geordnet, ich habe so viel, daß ich an der Ausarbeitung Jahre lang zu thun habe, ich bekam Kopfschmerzen von dem Einblick in das bunte Getriebe, jetzt aber ist es wieder gut, und der „Sch'luach-Mizwa" stellt sich zuerst auf die Staffelei. [Es ist das so], daß sich mir fast unwillkürlich, d. h. aus der unbewußten Tiefe die Innigkeit der jüdischen Familienhaftigkeit zur Darstellung drängt. Ich bin es schuldig, die jüdische Dorfgeschichte zu bringen, vielleicht werden sogar zwei daraus. Diese werde ich dir dann jedenfalls vor dem Druck zusenden. Gib mir gelegentlich genau an, woher die Sitte des Ben Zion stammt. Mein Held ist nämlich ein solcher, der, da dessen Geschwister alle früh starben, bis zum 7. oder bis zum 13. Jahre in weißen Kleidern auferzogen wird. Oder hat er sonst noch besondere Obliegenheiten?

Ich muß dir nur noch sagen, daß ich heute einen Brief an Gustav Freytag abgesendet habe. In meinem Pult lag ein Brief an ihn schon vom 1. April. Ich sendete ihn nicht ab, weil ich zu befürchten habe, wieder eine Weichlichkeit oder Dummheit zu begehen, denn Freytag hat mir seit Jahren kein Wort geschrieben. Jetzt beim Tode seiner Frau schickte ich den Brief ab, und wenn er, ich weiß keinen Grund dafür, zurückhaltend bleibt, so habe wenigstens ich einem innern Drang und Pflichtgefühl genügt.

Den 4. November 1875.

Wenn ich so die Gestalten vor mir sehe und frischweg die Feder führe, lebe ich ganz in der glücklichen Fiction, und die jüdische Dorfgeschichte, die ich jetzt vorhabe, thut mir besonders wohl. Das erste Kapitel spielt am Sabbath Nachmu [Trost-Sabbath], und es singt sich mir jetzt noch am Abend ständig die Melodie: „Tröstet, tröstet mein Volk!" [Jes. 40,1]. Es ist vielleicht gerade jetzt gut, daß ich das aufnehme, denn ein neuer

Judenhaß ist in flagranti und wird von allen Seiten geschürt. Da liest man Dinge, die man nicht mehr für möglich gehalten hätte. Wenn rohe Völker Fanatismus haben, so ist das eben Naturwildheit, aber ich glaube, [daß] das Christenthum alle Religionen an geschriebener Verfolgungssucht übertrifft oder doch die Christen, die schreiben können. Vor mir liegt eine Broschüre: „Der zerstörende Einfluß des Judenthums im deutschen Reich." Die Verfasser wissen, daß sie lügen und thun's doch! Da muß man sich wieder zu seinen Stammesgenossen stellen.

Den 5. November 1875.

Das war gestern ein Abend so echt schön, wie ich lange keinen erlebt. Ich bin zwar seltsam müde, ich bin ein solcher Philister geworden, daß Aufbleiben bis nach 12 mich aus aller Ordnung bringt; aber ich muß dir's doch gleich schreiben. Der ehemalige Minister der Colonien im jetzt gestürzten englischen Whig-Ministerium war hier, und Frau Helmholtz schrieb mir, daß ich kommen sollte und noch andere Freunde geladen seien. Und so war gestern Abend eine Tafelrunde, wie sie anderwärts nicht leicht zusammenzustellen ist. Mommsen, Dubois-Reymond, Treitschke, Lepsius, Curtius, Zeller, der badische Minister Freydorf, der Wirth Helmholtz und — ich möchte wirklich sagen meine Wenigkeit. Außer Curtius und Lepsius stehe ich zu jedem der Anderen in näherer Beziehung und hatte mit jedem gute Ansprache, am meisten mit Dubois und Mommsen. Die Aeußerungen Mommsens über „Waldfried" waren mir sehr überraschend; daß die Actualität noch zu nahe und frisch, das weiß ich auch, aber daß der Schluß (mit Ludwig Waldfried 2c.) den Eindruck machen könnte, ich sähe die Lösung der Culturaufgaben im amerikanischen Wesen, das ist mir neu und jedenfalls war es nicht meine Intention.

Den 10. November.

. . . Die sinnliche Lust hat ihr Recht und ist besonders ergiebig in der Kunst, gemalt und gedichtet; aber ist die einseitige Betonung nicht ebenso falsch wie der christliche Spiritualismus? Kann ein Dichter nicht ebenso in der rein coloristischen Lust verharren, wie ein Maler, etwa wie Makart? Ich möchte diese Frage erörtern, warum die Nudität in der Darstellung durch das Wort leichter ausartet, als die durch Farbe, ja sogar durch Marmor. Erstlich glaube ich: weil die bildende Kunst es mit der reinen Erscheinung zu thun hat, die Dichtkunst aber mit der ethisch bewegten Handlung des Menschen, die nicht herkömmlich sittlich zu sein braucht. Die Nudität ist naiv, vor dem sogenannten Sündenfall, die Dichtung tritt als Conflict erst mit dem Sündenfall ein, ich meine mit

dem Zwiespalt des Bewußtseins, in dem eben Wissen und Sein ist. Der Maler kann einen schönen Menschen darstellen, der nicht weiß, daß er nackt ist, der Dichter muß uns sagen, daß er's ist. Die Farbe, der Marmor gibt Abbild des Lebens, das Wort ist nicht Leben, sondern Wissen vom Leben. Der Maler faßt den nackten Menschen wie ein Thier auf, wie das schönste Thier, Tizian hat sogar den gekleideten Geliebten neben seine Venus gestellt, und sie bleibt uns doch naiv, das kann kein Dichter. Ich will einmal nachsehen, ob im Laokoon nichts darüber ist.

Den 11. November.

Ich habe im Laokoon nachgelesen, und wie das bei Lessing geht, man kann nicht mehr davon. Ich habe in seinen Abhandlungen immer das Gefühl, der hochherrliche Mensch spricht mit mir. Bei manchen Dingen ist es verwunderlich, daß ihm Beispiele nicht einfielen. So: warum ist ein gemalter Kuß zweier Liebenden langweilig und der dichterisch geschilderte nicht? Er hat das Prinzip gegeben: „Die Poesie schildert auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen." Er erweist das an der nackten Helena bei Homer und ihrer Wirkung auf die Senatoren. Und hier liegt der Punkt. Die Modernen schildern die Hüften, die Brüste &c., und das ist dichterisch falsch und führt den Leser auf Abwege.

Nun aber genug, sonst verliere ich mich in eine Abhandlung, zu der ich jetzt nicht Studien und Denken vorbereitet habe. Und ich habe Anderes zu thun und zu sagen.

Den 19. November 1875.

Ich habe dir viele Tage nicht geschrieben, lieber Jakob. Ich war in sehr veränderlicher Gemüthsverfassung, zuversichtlich und zaghaft, arbeitsfroh und unfähig. Ich habe nämlich es aufgegeben, den „Sch'luach Mizwa" jetzt auszuführen, obgleich ich mit großer Lust dran war. Es hat sich in meinen alten Plan ein ganz neuer eingewurzelt, daß sie mit einander nicht fortkommen, und ich muß sehen, jedem zu seinem Recht zu verhelfen. Solches Abbrechen einer Arbeit thut weh und macht mich besonders bedenksam, ob das nicht Altersschwäche sei. Ich habe indeß die Ausarbeitung eines diktirten Manuskripts unternommen und da sehe ich, daß ich noch ein junger Kerl bin. Du wirst an dem jungen Tolpatsch deine Freude haben.

Die Recension des „Collaborator" in der gestrigen National-Zeitung hat mir Freude gemacht, sie ist von dem Schriftsteller Ludwig Habicht, den ich seit Jahren nicht gesehen habe und der sie, wie mir Frenzel sagt, aus eigenem Antrieb eingeschickt hat. Es gibt, wie ich dir schon oft gesagt, nur noch Gefälligkeits- und Gehässigkeits-Kritiken. Um so erfreulicher ist

ein Derartiges. Das Publikum ist urtheilslos, das erfahre ich täglich, am besten, wenn ich über Fremdes urtheilen höre, denn Eigenem gegenüber ist man doch immer unfrei.

559.

Berlin, 4. Dezember 1875.

... Es erscheint unbegreiflich, was für blödsinniges Zeug geschrieben, gedruckt und gelesen wird. Der Consum ist freilich so stark, daß wir viel reicher an Talenten sein müßten, um ihn zu befriedigen. Es ist wohl immer so gewesen, nur eben heute breiter, weil die Volksschule uns den höheren Procentsatz der Lesefähigkeit liefert. Ich hatte gestern im Flur des Reichstags Gelegenheit mit dem immer frisch thätigen Schulze-Delitzsch über das Thema zu sprechen, denn der Freund ist Vorsteher des Volksbildungs-Vereins, der jetzt die Rechte einer juristischen Person bekommen hat.

Ich kam gestern leider zu spät, um die Reden von Lasker und Bismarck zu hören. Es wurde dankbar erkannt, daß Lasker in so sachlicher als entschiedener Weise die Grenze gegen die Maßnahmen der Regierung feststellte. Ich war lange mit Löwe-Calbe, dann begleitete ich Lasker heim, er ist doch noch sehr angegriffen, und er schont leider seine Kraft noch immer nicht, wie er sollte. Er klagte mir, daß er am Morgen Kopfweh verspürt habe, und doch war er zum Hauptredner designirt.

Am Abend war ich in unserer Freitagskneipe mit Julian Schmidt, Treitschke u. u. A. Es wurde anerkannt, daß Lasker in mehr als zweistündiger Rede juristisch unwiderleglich und politisch fest bestimmend gesprochen habe, mit einer Meisterschaft, die alle seine früheren Reden überragte.

Den 15. Dezember 1875.

Ich bin mit Billroth wohl befreundet gewesen. Wir haben während des Krieges in Cannstatt viel zusammen gelebt, und noch jüngst im September waren wir in Aussee einen halben Tag sehr gut beisammen, und damals hatte der Mann doch bereits die giftige Stimmung gegen Juden in der Seele [1]. Man könnte ganz irre an den Menschen werden.

In Zeiten der Reaction letzten sich Viele am Judenhaß, und jetzt in der Zeit der Erfüllung tritt ein unerklärlicher germanistischer Zug der Antipathie heraus. So z. B. auch bei Treitschke in einem unbe-

[1] Bezieht sich auf Aeußerungen B.'s in seiner Schrift: Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften.

wachten Momente jüngst in einem von Umstehenden vernommenen Zwiegespräch im Parlament. Wo soll das hinaus und was sollen wir da thun?

Den 19. Dezember 1875.

... Ich habe heute auch eine ausführlichere Biographie Karl Andrees, von seinem Sohne Richard verfaßt, erhalten. Ich werde in meiner Selbstbiographie noch ausführlich auf den so vortrefflichen als eigenartigen Freund kommen müssen. Wenn ich nur erst einmal zu dieser Arbeit käme! Ich will mir dazu dich vor Augen denken, dem ich Alles erzähle, du bist doch der Einzige auf der Welt, dem auch das Kleinste von mir wichtig ist. Freilich weißt du auch schon das Meiste.

Den 24. December.

Gestern traf ich Lasker im Thiergarten. Im Alleinwandern mit ihm war mir's wieder einmal so recht von Herzen wohl, und ich konnte ihn nur darin bestärken, daß er nach nun elfjährigem politischen Dienst sich seinem wissenschaftlichen Beruf hingebe.

560.

Berlin, 26. Dezember 1875.

So ist's, lieber Jakob, der offene Brief an Billroth[1], den ich gestern früh entworfen, läßt mir keine Ruhe. Ich fürchte mich nicht vor einer wahrscheinlich sich fortsetzenden Polemik, und ich bin eines gerechten Erfolges sicher, denn immer, wenn ich etwas absolut der Sache wegen that und keine sich heimlich zuschleichenden Nebengedanken irgend Raum gewannen, da immer war die Wirkung eine gute.

Den 28. Dezember.

... Ich ging [gestern] mit meiner Frau ins Schauspielhaus und sah „Die Geschwister" von Goethe zum erstenmal in meinem Leben aufführen. Ich erinnere mich nicht, je in meinem Leben eine reinere Wonne des Kunstgenusses gehabt zu haben. Ich habe das Stück seit lange nicht gelesen und es war mir früher auch nicht eingegangen. Ich erinnere mich, daß mich das Tätscheln mit dem Anprobiren der Strümpfe damals geärgert hat. Bei der Aufführung sind die Worte auch weggeblieben. Aber was will solch ein Fleck oder eine Marmorader bei einer reinlichen vollendeten Psyche-Statue heißen? Das Ganze hat nur einen einzigen Drehpunkt, aber wie ist da Alles vertieft und wie ist da das vollendet Drama-

[1] Abgedruckt in der „Gegenwart" vom 8. Januar 1876.

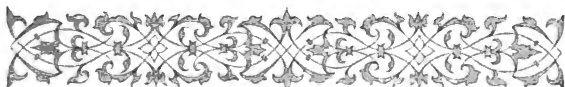
tische, indem in die Worte alle Action und Mimik in tiefster Immanenz eingesetzt ist. Die Worte sind zugleich Bewegung und Mienenspiel, und auf der Grenzlinie der Empfindsamkeit Alles so gesund im Athem der Naturfrische.

Ich habe es im „Collaborator" gesagt: Goethes Mädchen sind wirkliche Mädchen und haben nichts vom Backfischwesen. Die Naivetät, wie er sie gibt, hat Klugheit und scharfe Beobachtungen in sich, sie hat eben nun den Naturmuth, sich und Andern das Wirkliche und Selbsthafte zu bekennen, denn nichts ist da traditionirt oder geborgt.

Ich muß abbrechen, denn sonst schreibe ich eine Abhandlung, statt eines Briefes, und ich bin auch schon schreibmüde. Nur das laß mich noch sagen: Es wird noch lange dauern, bis die Welt weiß, was sie an Goethe hat. Da ist eine Psychologie, so selbstklar und thatsächlich. Wilhelm geht in Erregung durch die Pfarrgasse in der Nacht, und eben in höchster Erregung beobachtet er das Treiben der Käsehändlerin. Das ist so echt, so realistisch und gehoben zugleich.

Und mit welcher weisen Discretion endet das Stück. Nach diesem Ausrufe gibt es nichts mehr, und wir können alles Vergangene ins Futurum übersetzen.





1876.

561.

Berlin, 1. Januar 1876.

An dich, lieber Jakob, schreibe ich zum erstenmal diese Jahreszahl, und ich wünsche nur, daß wir am Ende derselben uns so frisch wissen wie heute.

Ich mußte heute nochmals den Billroth-Artikel durchgehen, und es ist mir, als hätte ich das neue Jahr mit einem frommen Werke begonnen. Räthselhaft ist mir der neuerwachte furor teutonicus gegen die Juden. Ich möchte die Grundzelle finden. Besteht sie vielleicht darin, daß das Selbstgefühl der Deutschen jetzt erwacht ist? Aber der Judenhaß war ja auch in Zeiten der Unterdrückung und besonders stark in den 18 Jahren der Reaction von 1812—30. Wo steckt es also?

Soeben erhalte ich einen Brief von Minister Falk, worin er mich zu Donnerstag zu den Mitgliedern des orthographischen Congresses einladet.

Den 4. Januar.

Gestern ist mir auch klar geworden, warum Laskers hohe Kraft und Führerschaft so leicht Widerspruch in den Gemüthern erregt, bei aller Verehrung. Jüngere Abgeordnete klagten über absolute Herrschaft, und ich weiß doch, daß Lasker nicht herrschen will und unegoistisch nur der Sache gerecht werden will. Lasker hat zuviel Vorbereitetes für Alles. Er bringt zu Allem wesentlich das Seine in einer kategorischen Weise vor. Einem Alten und einem gern Verehrenden verschlägt das nichts, aber einem jungen Manne und einem, dessen Bewußtsein auf einer Spezialität beruht, ist es kaum zu verargen, wenn er sich abgestoßen, zurückgesetzt fühlt, er hat doch auch etwas, was nicht bloß bedingt und bekämpft, sondern auch bestätigt sein will. Dieser Mangel an Verbindlichkeit in Laskers Wesen und Art fließt aus seiner

edlen Grundnatur, die das Rechte für selbstverständlich und keiner Bestätigung bedürftig hält. Er ist für sich selbst fern von jeder Eitelkeit und Einbildung und setzt das in Anderen voraus und verlangt, daß es in Anderen auch so sei. Aber die sogenannte verfluchte Schuldigkeit will auch, besonders bei erst sich aufthuenden Menschen, gesegnete und belobte Schuldigkeit sein. Zur Führerschaft, wie sie Lasker hat und haben soll, gehören verbindliche Formen, die Scheidemünzen der Bescheidenheit, und die hat er eben nicht, er hält sich beständig zur Sache und nicht auch zur Person, er betont minder die Consonanz.

Den 5. Januar 1876.

Wie wenig Menschen sind vollkommen frei in Bezug auf Juden, so daß bei keiner Gelegenheit ein Gegensatz und Widerspruch auf den Juden geladen wird.

Von verstorbenen Freunden steht vor Allem in diesem Betracht Karl Mathy mir vor der Erinnerung, er war überhaupt ein vollkommen freier Mensch, wie sie eben gar selten sind.

Den 7. Januar.

Ich war gestern Abend bei Minister Falk mit dem orthographischen Congreß. Ich hoffte noch was zu wirken, aber es geht nicht, das phonetische Prinzip ist angenommen und wird leider Entzweiung bewirken.

Man hat es nicht für nöthig gefunden, Poeten und Journalisten zuzuziehen, sondern lauter Schulmänner, und das wird sich schlimm in den Folgen erweisen. Das Schlimme ist für mich besonders das, daß durch eine radikal neue Orthographie die freie Produktion gehemmt wird, denn wir sollen uns dann stets besinnen: Wie schreibt man's?

562.

Berlin, 12. Januar 1876.

. . . Bestialisches und Menschliches, id est Humanes. Mit diesen zwei Worten formulirt sich mir deine Gedankenreihe und setzt sich fort. Es ist recht und nothwendig, mit Descendenz, Zuchtwahl und Racenscheidung die Grundform und den Wurzelbestand des Produktes homo zu fixiren, aber der Mensch lebt nicht in Blut und Hirn, Muskel und Nerven allein. „er lebt nicht vom Brote allein", er ist über Alles hinaus auch Mensch. Weil die Dogmatiken und Mythen sich auflösen und zerstieben, darum ist der Mensch doch nicht nur ein Zoon politikon, wie Aristoteles meint, sondern auch ein Religionswesen im weitesten Sinn. Es wird nie und nimmer eine Menschenwelt geben ohne leitende immaterielle Gesetze.

Den 20. Januar.

Gestern Abend habe ich im 2. Band von Fritz Reuters Nachlaß die Briefe gelesen. Sehr gefreut hat mich, daß auch Reuter so voll von Walter Scott spricht und von der Einwirkung auf ihn. Ich weiß auch keinen erzählenden Dichter, den ich höher halte, und auch auf mich hat Walter Scott eingewirkt, wie kein Anderer. Ich habe von ihm gelernt, zuerst das jüdische Leben und dann das Bauernleben in dichterischer Perspective zu sehen und zu fassen.

563.

Berlin, 26. Januar 1876.

... Gestern sah ich mit Frau und Tochter ein Drama von Sardou: „Ferreol", vortrefflich gespielt und meisterlich gearbeitet. Es ist eigentlich keine Poesie, es ist Kunstindustrie, und da zeigt sich die gute Tradition, die wir entbehren. Es ist eine Criminalgeschichte, aber die eigentliche spielt hinter der Scene, und wir erhalten den Eindruck nicht unmittelbar von der Realität, sondern, wie durch den Boten vermittelt im antiken Drama, hier durch Zuschauer und verwickelte Personen. Der Dichter, wenn man ihn so nennen kann, versteht eine Schraubenkraft einzusetzen und die Drehung geht so leicht, daß man aus dieser Technik viel lernen kann.

Den 28. Januar.

Eine Uebermüdung und Vernutzung macht sich bei den politischen Männern bemerkbar, und mit Sorge sieht man den nächsten Wahlen entgegen. Verhaltene Bitterniß wird sich überall aufthun und neben den politischen Widersachereien immer noch die religiösen. Auch die Synodalverfassung macht böses Blut.

564.

Berlin, 29. Januar 1876.

Was sagst du zu der gestrigen Allgemeinen Zeitung, die den Artikel von Julian Schmidt enthält? Was er über den „Collaborator" sagt, das kann ich mir schon gefallen lassen, freilich geht er nicht auf die weiten Linien ein, die ich in diesem Buche allerdings mehr punktirte als im Strich fortzog. Aber seine Aussprüche über Billroth und die Juden!

Den 31. Januar.

Gestern sah ich ein herrliches Bild von Defregger. Ein junger Bauer steht links, rauchend und schmunzelnd, vor ihm die Frau, auch lächelnd, mit dem Kind auf dem Arm, zwei Bauernmädchen sind zu Besuch gekommen, und eine reicht dem Kind eine Birne, auch diese lächeln, und vier lächelnde Menschen in feiner Situation und ohne Verzerrung. In einem Buche wäre

diese Variation klein, und gemalt ist sie so stark und schön. Es ist mir eine große Lust, daß zu meiner Zeit solche Bauernmaler wie Knaus, Vautier und Defregger da sind. Ich glaube zu ihrer Aufnahme gewirkt zu haben. Das wurde mir auch Abends mehrfach gesagt, als ich zur Feier der silbernen Hochzeit bei Falk war. Der Minister und seine Frau sind so einfach bürgerliche als intellektuell hohe Menschen.

Den 5. Februar 1876.

Es ist jetzt Hochfluth des Gesellschaftstreibens, ich bin nur dabei nicht aus persönlicher Lust, sondern um der einladenden Freunde und Bekannten willen. Ich denke mich bereits hinaus aus all diesem Getriebe, und ich hoffe es eben so wenig zu vermissen, als ich vermißt werde.

Diese Tage herein geht mir immer das Denken über den Tod Deaks nach. Solche unbedingte Verehrung ist nur einem südlichen Volke möglich.

Den 11. Februar 1876.

Um halb Drei bin ich vergangene Nacht erst heimgekommen. So prachtvoll wie gestern sah ich das Hoffest noch nie. Ich kann dir nur wiederholen, daß der erneute Zusammenhang mit dem Hof mir eben sozial von Bedeutung ist. Man sieht alles Namhafte, was hier ist, und die Zahl ist sehr groß, und man erscheint dadurch nicht fremd an seinem Wohnort, weiter hat es keinen Zweck.

565.

Berlin, 14. Februar 1876.

... Ich ward gestern Abend noch sehr traurig. Ich ging noch spät auf den Klub, wo ich mich stets freue, wenn ich den Professor Reuleaux treffe, und er erzählte mir, daß zwei Lehrer hier, einer in der höheren Mädchenschule und einer im Gymnasium stets die jüdischen Kinder plagen. Ja, von Ersterem steht in der Zeitung, daß er gesagt habe, öffentlich in der Klasse, der Massenmörder Thomas könne nur ein Jude gewesen sein. Der Magistrat hat deshalb die Untersuchung eingeleitet und werden die nöthigen Maßnahmen getroffen.

Empörung und Verzweiflung erfassen die Seele, daß Derartiges noch möglich ist. Aber das kommt von der Lüge der Liebe. Man hat richtig bemerkt: in „Sonnenkamp" ist die Atmosphäre Thomas. Aber woher stammt sie? Aus der Lüge. Die christlichen Geistlichen ertheilten den Sklavenhaltern das Abendmahl und predigten sie sonntäglich an von Liebe und Gotteskindschaft. Da wird natürlich Alles Humbug, Phrase und Convenienz, und die Menschenbestie arbeitet mit den feinsten Ergebnissen der Chemie und Mechanik natürlich rücksichtslos, die urthümliche Wildheit und die raffinirte Blasirtheit sind wieder gleich rücksichtslos. — Ist die Culturgeschichte nicht die Geschichte des

Sisyphus? Diesen Gedanken muß man wie ein Ringer in der Nacht hart bekämpfen, sonst ist man verloren.

Ich hatte einen guten Gang mit Fr. Kapp. Er findet das Verfahren Laskers in der Gründersache bedauerlich, denn in der nächsten Zeit werden die Reactionäre nun ihrerseits Aehnliches uns Liberalen vorwerfen und dabei klobig persönlich werden.

Den 19. Februar.

Gegenüber dem großen allgemeinen Katzenjammer ist auch hier die Bewegung für Victor Scheffel ein erfreuliches Zeichen.

Scheffel ist in der günstigen Verfassung, nicht eigentlicher Literat sein zu müssen, er tritt nur mit ausgezeitigter Produktion heraus. Da gewinnt man nicht nur die Dankbarkeit der Menschen, weil man sie aus dem Alltag erlöst, aus den abdebattirten Zeitfragen; der Dichter selber bleibt dabei auch auf einem höheren Podium, steigt durch Stimmabgabe in Tagesfragen und unmittelbaren Bedürfnissen nicht herab in die Massen, wo Jeder ebenso stimmberechtigt bejahen oder verneinen kann. Das ist's, was Goethe damals doch auch mit seinem Ausspruche über Uhlands Abgeordnetenthätigkeit meinte, und Lenau, Fritz Reuter und jetzt Scheffel bewahren eine vornehme Position, die wir Anderen durch Kritik 2c. verlassen. Das zeitlos Schöne schaffen, wie das auch Scheffel vermochte, und dazu das Lustige, das in Permanenz erklärte Studentische, das macht die Gemüther hell und frei.

Den 22. Februar.

Mit dem Aufruf zum Spinoza-Denkmal lerne ich wieder, wie ich so ungeduldig und subjectiv bin. Da habe ich gemeint, es wird nun alsbald Beiträge regnen, und jetzt haben sich erst drei aufgefunden, im Betrage von hundert Mark zusammen. Ich werde später ein Circular ergehen lassen.

Lies die Recension von Schmidt über Gutzkows „Rückblicke", sie ist treffend und souverän gehalten.

Den 23. Februar.

Heute hatte ich eine jener Erhebungen, die wir doch auch haben, und eben nur wir. Mein mir sehr lieber Freund Hauptmann Max Jähns hält nächsten Samstag in der Singakademie einen Vortrag über „Macchiavelli und die allgemeine Wehrpflicht." Nun schreibt er mir, sich auf eine Notiz Treitschkes beziehend, daß Spinoza bereits auch den Gedanken ausgesprochen, und bittet mich um die betreffende Stelle. Nach kurzem Suchen fand ich sie leicht im **tractatus politicus**. Ich las mich aber so wieder in die Abhandlung hinein, daß ich gar nicht davon loskommen konnte. Welch eine Quelle ist da, und die Gedanken wie reines Wasser ohne Erdbestandtheile. Spinoza und Shakespeare scheinen, so oft man sie erkennt, nicht ein einzelner Mensch

gewesen zu sein, sondern die Incarnirung eines Collectivgeistes. Wie klein erscheint diesen gegenüber alles Thun. Was ist der Mensch vor der Alpenkette, vor dem Meere!

Ich kann nicht sagen, wie mir zu Muthe ist, so hinausgehoben über Alles, und es ist und bleibt mein schönstes Lebensglück, daß ich etwas thun konnte zur Ausbreitung Spinozas, und in dieser seiner Todeswoche spricht ein hochgebildeter Soldat über ihn vor dem besten Publikum in der Hauptstadt des deutschen Reiches. Das ist Auferstehung und die einzig wahre.

Den 27. Februar 1876.

Ich war gestern Abend in der Singakademie bei der Vorlesung des Hauptmanns Jähns über die Geschichte der allgemeinen Wehrpflicht. Es war viel Militär da, auch der Kaiser und die Kaiserin. Mir war besonders anmuthend, daß zweimal Spinoza erwähnt wurde und die betreffende Stelle aus dem tractatus politicus. Der von Jähns dargelegte Zusammenhang der Militärverfassung mit der nationalökonomischen von Zeit und Land war mir neu, ist aber unverkennbar thatsächlich. Es hat sein Besonderes, einen Mann im Militärrock so streng wissenschaftlich und so ethisch frei sprechen zu hören.

Den 5. März 1876.

Ein Stadtgerichtsrath hier hat eine Broschüre herausgegeben: „Die goldene Internationale“, in der Alles zusammengeschaufelt sein soll, was sich jetzt im ökonomischen Katzenjammer gegen die Juden aufthut, und alle Lügenwaffen ꝛc. sollen sich da aus Talmud ꝛc. finden. Es herrscht hier darob große Aufregung. Ein Kreisrichter Dr. Kolkmann in Löbau schrieb eine Broschüre für die Juden und schickte mir sie. Ist es nicht entsetzlich, daß das alles nochmals sein muß? Vor nun 50 Jahren hat Hofacker in Stuttgart und dann Rotteck in Karlsruhe gegen die Juden gegeifert, und das immer wieder. Es läßt mir keine Ruhe. Ich meine, ich muß jetzt nicht dichterisch, sondern didaktisch sachlich jenes Buch schreiben, das ich „Wir Juden“ betiteln wollte. Ich habe die Stellung, daß man mich hört und liest, und das ist das Wichtigste, aber ich bin leider von Persönlichem so in Anspruch genommen, daß ich nicht kann; die Bitterkeit in mir könnte ich schon niederkämpfen, aber die Lahmheit der Menschen (der Betroffenen) macht auch mich lahm, und dazu will mich meine Erzählung nicht loslassen.

Den 9. März 1876.

Gestern sah ich mit den Meinen zum erstenmal Goethes „Stella“, von der Seebach meisterlich dargestellt, aber das Stück ist doch widerlich und wird es noch mehr, da Goethe später den tragischen Schluß machte. Mir ist die Mischung von Goethescher Großheit (zumal in Schürzung des

Conflictes und Empfindungsausdruck) mit einer Partikel Kotzebuescher Halbschlächtigkeit auffällig geworden, obgleich Kotzebue erst später aufkam. Ich meine nämlich, daß die Rousseau-Werther-Stimmung angefault und frivol in Kotzebue zu Tage kam. Es ist Götzendienst, selbst in einem so Hohen wie Goethe Alles zu lobpreisen. Diese Weislingen-Fernando sind Momente seiner Entwicklung, entsprungen aus einer tiefen Reue über fast nothwendige Untreue, und in diesen Figuren hat nach meiner Ansicht Goethe sich selber verurtheilen und damit fertig machen wollen.

Den 11. März 1876.

Am gestrigen hundertjährigen Geburtstage der Königin Luise zeigte sich die Wahrhaftigkeit und Tiefgründigkeit des hieländischen monarchischen Sinnes. Es war ein freiwilliger Feiertag mit Wallfahrten nach den Erinnerungsstätten, und wenn man die entsetzliche Corruption liest, die eben jetzt wieder in Amerika zu Tage tritt, lernt man die Stetigkeit in den staatlichen Instituten und die sittliche Ordnung und Verantwortlichkeit in einer mit dem Staatsverbande historisch gewordenen Familie neu schätzen.

Es ist viel Treffliches gesagt worden über die Königin Luise, aber ich sehe nicht, daß einer die Wahrheit sagt, die ich als Nichtpreuße vielleicht schärfer empfinde.

Die Königin Luise allein steht [von Friedrich II. bis Kaiser Wilhelm] nicht nur als holdselige, sondern auch als rein und deutsch-vaterländisch Gesinnte da, sie ist dichterische Gestalt geworden als Trägerin und Opfer des Leides der Fremdherrschaft. Die Preußen haben allerdings einen familienhaften Anhang an Friedrich Wilhelm III., wir Deutschen aber können ihm nie seine Unterthänigkeit gegen Metternich vergessen und sein ungelöstes Versprechen der Verfassung, und ich muß sagen, Fritz Reuters „Ut mine Festungstid" ist ein unzerstörbares Denkmal. . . .

566.

Berlin, Sonntag Morgens, 19. März 1876.

Freiligrath todt! Du hast es auch gelesen, lieber Jakob, gestern im Telegramm, und Tausende. Aber außer den Kindern und Geschwistern ist gewiß Keiner mehr erschüttert worden als ich, und die Nachricht traf mich noch dazu in großer Bewegtheit mit begleitenden Kopfcongestionen.

Ich kann heute nicht weiter arbeiten, ich kann mich nicht in so tiefem realem Schmerz in eine Fiction versetzen. Ich spüre das Vorbeisausen der tödlichen Kugel, die den guten Kameraden von der Seite reißt, und man ist kein junger Recke mehr, der stramm weiter marschirt, der Kummer und der Schmerz knickt die Kniee des Alten.

Welch ein stets gleich bleibender inniger Genosse war mir Freilig-

rath seit 36 Jahren, es war mir mit ihm so heimisch wohl, wie es gar nicht besser sein kann.

Ich glaube, ich habe dir einmal geschrieben, daß ich ihm die „Neuen Dorfgeschichten“ widmen wollte, ihm danken und ihm sagen — und damit auch der Lesewelt — wie sich das nun ansetzt und fortsetzt. Ich habe schon Einiges dafür sogar notirt und freute mich auf seinen guten Blick, seine treue Hand und sein herzliches Lachen. Und nun Alles dahin, todt.

Den 20. März.

Ja, lieber Jakob, es ist nicht recht, ich sollte stärker sein, aber ich kann nicht, ich kann noch nicht los vom Gedanken und der Vorstellung, daß der herrliche Freund nun todt ist, ich seine mächtige Gestalt nicht mehr sehen und seinen herzerwärmenden Ton nicht mehr hören soll. Man sollt allerdings gefaßt sein, zumal in unseren Jahren, daß der Tod unversehens Lücke auf Lücke reißt, aber mir ist, als spüre ich erst jetzt recht, wie Freiligrath zu meinem Dasein gehört; er war mir wie ein nothwendiges Stück meiner Welt, dessen man sicher ist, wie eines Berges, und zu dem man zurückkehrt und ihn an seiner Stelle findet zu immer gleicher Erfrischung.

Den 21. März 1876.

. . . Ich war gestern beim Diner des Ackerbau-Ministers. Es waren außer Windthorst-Meppen nur Freiconservative da, die sogenannte Gesandten-Fraction, Kardorf, Bethusy-Huc 2c. Die am Abend erfolgende Aufführung von Wagners „Tristan und Isolde“ wurde auch viel besprochen. Von Bismarck hörte ich Interessantes. Er ist ein strenger Stilist und sagte: Zu meinem Schmerzlichsten gehört, daß ich meinen Namen unter fremde Prosa schreiben muß. Er isolirt sich sehr und selbst seine Collegen sehen ihn selten. Er sagte auch: meine drei liebsten Dinge sind mir verdorben. Ich studire gern Geschichte als Wissenschaft und muß sie für die Politik lesen; ich gehe gern zur Jagd und komme nur noch zu Hofjagden; ich lebe gern auf dem Lande und komme nur dazu, wenn ich krank bin.

Den 30. März.

. . . Als ich dir gestern eben geschrieben hatte, kam mein Diener und meldete aufgeregt: Der Großherzog von Baden ist da. Das Gespräch war sehr angeregt, und der Großherzog blieb eine Stunde. Heute steht's in der Zeitung, und auf heute Abend 6¾ Uhr bin ich durch ein Telegramm der Gräfin Hacke zur Großherzogin entboten.

Den 7. April.

. . . Es ist mir [bei Aufführung der „Judith" von Hebbel] wieder ganz evident geworden:. Wenn es einen Dichter der Unnatur geben kann, Hebbel hat den Anspruch darauf, und es ist geschichtlich und psychologisch belehrend, daß ein so stelzenhaftes Phrasenthum durch keckes geniewüthiges Aufprotzen sich einmal Geltung verschaffen konnte. Ich nehme daraus die beruhigende Belehrung, daß es einst und hoffentlich bald so auch mit Richard Wagner gehen wird. Man wird es unfaßlich finden, daß man je auf Derartiges etwas halten konnte. Beide sind darin gleich, daß sie Muth und technisches Geschick haben, aber auch darin, daß weil ihnen die natürliche Rhythmik einer Melodie fehlt, sie nun lehren und mit Werken beweisen wollen, das Gesunde und Gerade sei Larifari. Immer kolossal! ist ihr Wahlspruch, und die Männer sind Bramarbasse und die Frauen ein Gemenge von sinnlicher Tollheit und philosophischem Wahnwitz. Ich theile wieder ganz den Ekel, den Otto Ludwig vor Hebbel hatte, der verderbend und verwirrend wirkt, mit Großprahlerei verblüfft und mit gesprochenem Fusel momentan betäubt, dann aber Katzenjammer erzeugt.

567.

Berlin, 14. April 1876.

Gestern konnte ich dir nicht schreiben, lieber Jakob. Im Rüsten zu einem Leichenbegängniß kann ich nichts schreiben, kaum Zeitung lesen und zum Nächsten denken. Ich ging gegen 1 Uhr in die Wohnung Professor Traubes. Der Sarg stand mit Blumen und Kränzen bedeckt in dem Zimmer, wo ich bisweilen mit ihm war. Professoren, Aerzte, Gemeindevertreter waren da. Die Kinder traten ein, während hinter den Blattbäumen gesungen wurde, sie sahen entsetzlich gebrochen aus, und die jüngste Tochter, ein Mädchen von etwa 16 Jahren, brachte während der ganzen Zeit die Unterlippe nicht aus den Zähnen heraus. Traube hatte testamentarisch verordnet, daß keine Lobrede auf ihn gehalten werde. Lazarus sprach auf den Wunsch der Familie, wie er in der Einleitung betonte. Auf dem Kirchhof wurde nach Anordnung Traubes nur das übliche Gebet gesprochen, und gleich nach ihm — das ist die große Stadt — wurde eine Frau Lissauer begraben, an der vor wenigen Tagen ein Raubmord begangen wurde, dessen Thäter noch nicht entdeckt sind.

Den 22. April.

Mit dem Schreiben wird's jetzt nichts mehr. Und wozu auch? Ich sehe dich ja bald. Ich sehne mich nach Waldstille, ich bin mit meiner Energie inmitten des Trubels am Schluß.

Gestern nahm ich Abschied in unserer Freitagskneipe, und es wird

dich besonders interessiren: ein Gymnasiallehrer Dr. Suphan war da, der mit Unterstützung der Regierung eine kritisch geordnete Gesammtausgabe von Herder macht. Wir sprachen viel darüber, und du erinnerst dich ja auch, wie Herder zuerst auf uns wirkte.

Den 25., Mittags.

Ich bin mitten in der Unruhe des Packens, aber ich muß dir doch sagen, eben war Lasker bei mir, um Abschied zu nehmen. Ich nahm Veranlassung, ihm die Stelle aus deinem Briefe über das Judengesetz vorzulesen. Er wird als Vertreter von Frankfurt das Wort nehmen und für die Leistungen zu Beamtenverpflichtungen sprechen, aber die volle Gewissensfreiheit wahren, die eben darin besteht, daß Niemand zu einem religiösen Bekenntniß angehalten werden darf. Darüber mündlich mehr.

568.

Waldkirch, 29. April 1876.

Das waren doch vollgerüttelte 24 Stunden, lieber Jakob, und wenn ich's überschlage, waren wir doch den größten Theil beisammen in ergiebigem erquicklichem Gespräch. Es thut mir wohl, daß du mich ruhiger findest, ich finde mich auch so. Nur machte mich ein Heißhunger nach Landleben und Einsamkeit in etwas unruhig, daß ich vielleicht zu schnell forteilte. Das mag indeß auch gut sein.

Von Frankfurt bis Darmstadt las ich in der Neuen Freien Presse einen die Hauptpunkte treffenden Artikel von Dingelstedt über Freiligrath, und dann die Reden Bismarcks und Laskers über Reichseisenbahn. Unsere Tage sind doch voll reichsten Inhalts, aber die Augen thaten mir doch weh, und so sah ich die ganze Bergstraße entlang nur hinaus in die blüthengeschmückte Landschaft.

In Heidelberg am Bahnhofe, wo ich bitterm Erinnern nachhängen mußte, sah ich die ersten Schwalben, es waren Rauchschwalben und noch in gesammelten Schwärmen; sie waren, wie ich glaube, erst in der Nacht angekommen, und ich sah noch wie sie sich theilten, während ich hinüber sehen mußte, dorthin wo das Grab ist.

Suggenthal (Abends).

Ich habe die besten Dinge: Arbeit, Frühling und Einsamkeit. Ich fürchte aber bereits, die letztere könnte zu viel sein. Ich will aber vorerst still halten und warten. Ich kenne genugsam den zweiten Kerl in mir, den Zaghaften, Sentimentalen, Anschlußbedürftigen, der andere hat einstweilen die Herrschaft und zum Gehilfen die necessitas.

Also vorerst vom heutigen Tage. Ja, kann man von der Frühlingslust erzählen? Es wird immer davon gesungen und gesagt, aber voll er-

faßt wird's doch nie; das soll Jeder in seinem Leben immer wieder und sollen alle Menschengeschlechter neu haben. Es ist mir nur unfaßlich, wie man in solcher Zeit noch was Anderes treiben mag als Wandern, Schauen und Athmen.

Ich ging also zuerst im Städtchen umher. Ein Puppentheater für den Maimarkt ist bereits errichtet, und die Kinder sehen zu, wie ein Karussell aufgebaut wird, die Pferdchen mit den steifen hölzernen Schwänzen lagen auf einem Haufen, und vor den Schaubuden saßen abenteuerliche Gestalten in lockeren Morgengewändern. Ich ging weiter, da sah ich eine weinende junge Frau in Trauerkleidern. Ich sprach mit ihr, sie ist Wittwe des vor wenig Tagen verstorbenen Lehrers von Ziegelau, hat sechs Kinder, kein Vermögen und für die Kinder 200 Mark und für sich auch 200. Sie geht nach Freiburg, um zu sehen, ob dort ein Erwerb für sie möglich. Ja, mitten im Frühling Elend überall.

Das Heilsamste ist, daß man Alles wieder vergessen kann, und so wanderte ich, voll hingegeben dem Naturleben, dahin. Die Kirschen haben bereits kleine Früchte angesetzt, die Birnen haben bereits abgeblüht, aber die Aepfel stehen in voller Pracht und darin summen die Bienen, die Wiesen und Saatfelder sind so frisch grün, der Roggen steht bereits kniehoch, die Kartoffel wird gesetzt und abgewehte Blüthenblätter werden mit untergehackt. Die Welt ist neu und frisch, und ich bin mitten drin. Das fühlte ich, und das ließ mich Alles vergessen. Der weiter führende Weg geht zwischen dem Wald und der rauschenden Elz, und hoch aus den mit jungem Buchengrün durchsetzten Wäldern rief der Kuckuck. Sind diese beiden Töne nicht wie der laute Herzschlag des Frühlings auf und ab?

Ich kam endlich hier zum Wirthshause. Ich war erwartet und Wirthin und Kinder freuten sich. Der Mann ist todt, er war ein gediegener stiller Mann, nicht so lebhaft wie sein Vetter in Buchholz, der sogenannte Richbuur. Ich fragte nach ihm. Auch todt. Das erschreckte mich sehr, denn auf ihn hatte ich viel gerechnet zu neuen Einblicken in das veränderte Dorfleben. Er war der echte Bauer der gerechten Freisinnigkeit und dabei vorherrschend auf die religiöse Freisinnigkeit gerichtet. Du erinnerst dich, daß er der Lucifer genannt wurde, nach meiner Erzählung, in der ich 4 Jahre vorher erzählt hatte, was ihm vier Jahre später sich ereignete. Er wurde Protestant, sein Schwager wanderte nach Amerika aus.

Die Wirthin erzählte mir, daß jetzt Alles schwarz in der Gegend sei, die Männer, die „zur Zeit der Reaction" (das sind ihre Worte) Schulknaben waren, sind jetzt Bürger und in den Händen der Geistlichen, mit denen jetzt die meisten Lehrer in Bigotterie und Haß gegen Andersgläubige wetteifern.

Nach Tisch ging ich nach Buchholz zur Wittwe des Bauern Reich. Sie und ihre ledige Schwester weinten bitterlich, als sie mich, den alten Freund sahen. Sie zeigten mir das Zimmer, wo der Richbuur mich einlogiren wollte. Lange verweilte ich dann auf dem Bahnhäuschen und ich erhielt von den Leuten viele neue Thatsachen zum Leben der Bahnwärter. Die Leute sind sehr glücklich und gut versorgt.

Suggenthal, Montagmorgen, 1. Mai 1876.

Montagmorgen und erster Mai, du weißt, was für gute Anfänge das für mich sind. Freilich hat sich der Maimorgen mit starkem Wind angekündigt, und Blüthenblätter fliegen umher, aber die Sonne scheint hell, und ich darf auf gedeihliche Arbeit rechnen. Noch bin ich etwas unruhig, ich bin heute aus dem alten Hause in das Beihaus gezogen, denn dort ist Schattenseite, hier aber ist der erste Morgenstrahl und so vollkommen still wie der Sonnenstrahl. Vor dem einen Fenster ist ein blühender Apfelbaum, dessen Zweige ich fassen kann. Es ist mir eine seltsame Erneuerung, denn als ich 1843 die ersten Dorfgeschichten schrieb, hatte ich gerade so einen Apfelbaum am Fenster. Vor dem andern Fenster fließt die bis auf den Grund klare Elz. Der Blick geht über den Wiesengrund mit Stellfallen nach dem Dorf Buchholz bis zu den Rebhügeln. In den Weiden zwitschern und plaudern die Bachstelzen und Rohrsperlinge, und vom Garten und aus dem nahen Walde singen Finken und Amseln, ja ich höre sogar jetzt schon eine Elster.

Ich ordnete meine Reisenotizen.

Abends 9 Uhr.

Ich ging früh in den Wald, wo ich einst ein wunderbares Erlebniß ganz allein hatte. Es sieht entsetzlich aus im Walde, der Frühlingssturm hat auch hier die schönsten Stämme an der Halde niedergerissen. Hochaufgeschossene schwanke Tannen, die ehedem geschützt waren, wanken wie verlassen hin und her und werden beim nächsten Sturme geknickt und entwurzelt.

Nach Tisch fuhr ich mit unserm Haussohn und mit dem Bruder der Frau Reich nach Waldkirch zum Markt. Aus allen Thälern waren Männer und Frauen da, wenig schöne Menschen und meist still. Das Puppentheater ist abgeschmackt und hat nur das Neue, daß der Kasperle die umstehenden Kinder zu Zurufen Ja und Nein herausfordert. Ich wollte, ich hätte meinen Plan ausgeführt, ein Puppenspiel zu machen, das ich vor Jahren fertig im Kopfe hatte. Da war Kasperle der Verleiter und Begleiter der Auswanderer und erlebte mit ihnen allerlei Abenteuer.

Ich besuchte den alten General Böckh, der in Waldkirch wohnt. Es

ist ein schönes Leben im Hause des Generals, er ist der Sohn des Finanzministers in unserer Karlsruher Zeit und ein Neffe August Böckhs.

Den 3. Mai 1876.

Kalt, herbkalt, lieber Jakob, und naß, der trotzige Fink wagt es kaum bisweilen loszuwettern, sonst Alles stumm, regungslos. Ich bewaffne indeß schon beim Aufstehen mein Pedal mit hohen Stiefeln und hole mir Wärme von außen, und meine Arbeit gibt mir auch davon von innen, freilich unter Beihilfe des geheizten Ofens.

Gestern Mittag war ich beim Bürgermeister und dann beim Schullehrer. Es war gerade der erste Tag für die jüngsten Schüler. Die Kinder waren scheu, aber munter, und lieblich anzuschauen war's, wie die älteren Geschwister je hüben und drüben ein jüngeres heimführten.

Ich habe heute auch schon erklecklich gearbeitet [1].

Den 5. Mai 1876.

Ich war sehr fleißig am Morgen und Mittags fuhr ich nach Denzlingen. Ich ging durch das lange Dorf einen herrlichen Weg im Angesichte der Berge nach Heuweiler, wo ein tüchtiger junger Lehrer sein soll. Ich traf ihn mit seiner jungen Frau, sie sind äußerst wohlgemuth, wenngleich in Zerfall mit dem Pfarrer, der zur **ecclesia militans** gehört und ein echter Schüler von Alban Stolz ist.

Was mir der Lehrer von der Heirathsmacherei hier zu Lande erzählt, klingt gar nicht romanhaft. Die Geldbeutel werden vor Allem gegen einander abgewogen, und der junge Bauer findet sich mit den außerehlich erzeugten Kindern ab.

Am Wege sah ich den Roggen bereits so hoch, daß die Aehren ausgeschlüpft waren. Ich lege dir eine bei, ich glaube, ich habe dir schon einmal eine geschickt. Kälte und Nässe halten an und ich muß im geheizten Zimmer schreiben, aber ich gehe hinaus und den Berg hinan, und das macht mich immer wieder frisch.

569.

Suggenthal, Sonntag, 14. Mai 1876.

... Heute ging ich mit meinem Neffen zum Oberbauer am Fuße des Luser. Nur die alte Mutter war zu Haus, sie ist gelähmt, und ich habe vor Jahren mit ihr getanzt. Sie erinnerte mich, wie ich damals, in Schweiß gebadet, ins Glotterthal kam, und ich weiß das jetzt auch. Ich habe ja

---

[1] An den neuen Dorfgeschichten. Vgl. S. 254, Anmerk.

diese Verirrung im Walde damals im „Joseph im Schnee“ verarbeitet als Verirrung der Leegart.

Ich kehrte heim, und da traf ich Frau Jäger von der Hochburg, die zu Besuch gekommen war. Ich bin nämlich vorgestern auf der Hochburg gewesen. — Ich habe den Frühling noch nie und nirgends schöner gesehen als dort, und dazu die prächtigen Menschen, Direktor Jäger und seine Frau, die Zöglinge und die langjährig bewährten Knechte, besonders aus meiner Heimat. Wäre ich jetzt nicht so an bestimmte Arbeit gewiesen, ich würde der Einladung folgen und nach der Hochburg ziehen. Ich weiß bestimmt, mein Berufsleben gewänne dort ein neues Datum. Ich behalte mir's vor.

Den 16. Mai.

. . . Im Durcharbeiten und Ausgestalten des Geschriebenen habe ich das beglückende Gefühl, daß ich im Rechten bin und etwas gebe, was dem gereiften Leben entspricht und in dem meine Kraft ruht, soviel ich eben deren habe. Das Thema des Neulebens und der Auferstehung hat sich mir zweifach und wie von selbst gestellt, im Reinhard und in den Sträflingen.

Sonntag, 20. Mai 1876, Mittags.

Dir, lieber Jakob, darf ich's sagen, ich bin ganz glücklich mit meiner Arbeit, deren schwersten Theil ich heut vollendet. Ich habe Freuden gehabt, man kann es eigentlich nicht Freuden [nennen], sondern ein unnennbares Gefühl des Wachsens, des Ausbreitens, und ich erkenne dankbar das Geschick, daß ich in Stille und in meinem Alter noch so die Strömung in mir empfinde und daß ich gestalte, als ob das nicht erfunden, sondern von selbst sich in Wirklichkeit gebildet hätte.

Ich mache nun Pause, um zu dem Andern zu gehen, das veränderter Stimmung bedarf, aber auch weniger zu thun geben wird.

Sonntag, 21. Mai.

So ist's gut, lieber Jakob, ich habe heute einen freien Sonntag und schwere Arbeitswochen hinter mir. Ich gehe heute zum erstenmal nach Freiburg, um Mittags bei Hillerns zu essen.

Ich wollte eigentlich einige Tage aus Allem hinaus, aber es geht nicht, die anderen Geschichten lassen mir keine Ruhe und wollen auch fertig sein. Ich sehe immer mehr, es war durchaus nöthig, daß ich in unmittelbarer Anschauung Alles aufarbeite. Ich bringe freilich Einzelheiten hinein, die mehr culturhistorisch sind, aber das ist, wie ich meine, ebenfalls nöthig, denn die Poesie baut sich mir und besonders in diesen Geschichten auch auf die Wandlungen des Lebens, die sonst kaum wahrnehmbar, gewiß aber nicht in einer andern Fassung fixirbar sind.

570.

Suggenthal, 22. Mai 1876.

Ich bin heute am Tolpatsch junior und habe die andere Geschichte ganz aus dem Kopfe, nur für Reinhard fallen mir noch Sachen ein.

Ich wohne wieder im Sommerhaus und höre die Elz rauschen und die Wasseramsel singen. Am Apfelbaum vor meinem Fenster sind noch Nachblüthen, aber die Blätter sind schon reichlich und groß und von den ersten Blüthen sind manche bereits zu kleinen Aepfelchen geworden, von den fünf zusammenstehenden, so weit ich sehen kann, wird in der Regel nur eine zur Frucht.

Den 25.

Nun ist der warme Regen da. Alles lebt neu auf. Ich war gestern in Waldkirch und mit der Generalin Böckh und ihren Töchtern auf der Kastelburg, einer prächtigen Ruine mit schönem Ausblick. Schon auf dem Heimwege rieselte es, und die Nacht über wurde Alles getränkt, was da lechzte. Ich ging trotz Regens doch schon um halb Sieben in den Wald, Alles war voll frischen Duftes, und Fink und Drossel singen auch lustig während des Regens. Mir aber ging es heute doch nicht so gut wie sonst in der Arbeit. Ich bedarf eben der Sonne.

Den 26. Mai 1876.

Es war heute wieder kalt, nur 10 Grad, aber ein scharfer Gang auf der schönen Straße erwärmte und erhellte mich, und es gibt nichts Wonnigeres als meine Frühstückszeit. Ich sitze wohlgeschützt auf dem Sopha, das Fenster ist offen, ich sehe über die Wiesen nach den bewaldeten Bergen und höre nichts als das Rauschen der Elz und das unablässige Singen der Wasserdrossel. Da durchdringt mich der ganze frische Athem des Landlebens.

An meinem Apfelbaum sind an den untersten Zweigen noch einige letzte Blüthen, während oben sich die Früchte bilden. Vielleicht geht mir's auch so. Mir strömen immer neue Arbeitsplane zu, während ich alte ausarbeite, aber wer weiß, welche noch zu Aepfeln werden.

Den 27., bei Regen.

9° R. zeigt das Thermometer; auf dem Telegraphendraht sitzen, wie auf einer Schnur aufgereiht, hunderte von Schwalben, wohl hungrig und müde, sie zwitschern und sagen wohl auch zu einander: Schändliches Wetter! Absolut maiwidrig! Aber was hilft's? Die Schwalben können nichts machen und ich auch nicht. Nein, ich doch, ich bin wieder in das Winterhaus zurück und habe einheizen lassen. Es ist doch ein schwer Stück, so allein draußen zu sein, aber hat man die vielen Naturfreuden, muß man auch das Naturleid mitmachen. Und glaub mir, es ist leicht gesagt, aber

schwer gethan, so einen ganzen kalten Regentag ganz allein, ohne Ansprache und ohne andere Abwechselung als Lesen oder Schreiben auszuhalten, zumal wenn einem endlich die Augen wehthun.

Den 1. Juni 1876.

Vor Allem muß ich dir sagen, du hast absolut das Rechte getroffen, daß es wohl gut ist, Culturveränderungen zu geben, aber eben dichterisch. Ich habe mir's zum Gesetz gemacht und, wie ich glaube, dasselbe auch befolgt, nichts einzufügen, weil es an sich oder sagen wir auch für mich, d. h. für meine Betrachtungsweise von Bedeutung, sondern es muß mittragen, in Charakteren und Ereignissen motiviren.

Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß diese Geschichten den Erfolg der ersten nicht haben. Das kann schon an sich nicht sein, das Stoffliche ist nicht mehr überraschend oder auch nur neu, aber künstlerisch genommen, ist das Cyklische, in welchem stofflich Bekanntes überraschende Formbildungen bekommt, doch das Höhere und Reinere, und ich hoffe, was an sogenannter Naivetät fehlen mag, durch Vertiefung und kühnere Fassung weitaus ersetzt zu haben. Aber nun genug vom Vogel im Ei.

Nach Jahren sehe ich jetzt zum erstenmal wieder die Habermarke blühen, die ich als Kind in den Wiesen suchte und wie Spargel genoß. Auch hatte ich gestern Nacht eine Jagdbeute. Auf dem Heimwege von Waldkirch war mein Begleiter, der Hund Bayard, nicht vom Wiesenrain wegzubringen. Ich ging hin und fand einen prächtigen Igel, den ich heimtrug und dem Schuster schenkte. Es ist ein wunderbares Thier. Wie gesagt, ich lebe das volle Naturleben, und das thut mir gar so wohl und hilft mir über Alles weg.

571.

Suggenthal, 7. Juni 1876.

Ich bin fertig und habe eine Brunnenquelle im Walde entdeckt. Das sind zwei schöne und gute Sachen und ich erquicke mich derselben vollauf und hoffe, daß das auch Anderen wird.

Ich bin — bis auf wenige Notizen — auch mit Reinhard redivivus fertig, und gestern endlich entschied sich's mir, ich sah Schilf am Waldeshang, wo das ist, muß ständig Wasser sein. Mit Hilfe des Straßenwärters wurde eine Tannenrinde eingesetzt, und nun fließt's hell und labend. Das ist ein Glück für die Wirthsleute hier, und heute kommt General Böckh und wir überlegen die Art der Fassung. Ja, lieber Jakob, eine der besten Sachen, einen Brunnen zu finden, ist mir geworden, und ich ziehe mit besonderer Freude von hinnen. Denn nun geht's fort von hier. Ich will nur noch Vieles, was ich liegen ließ, ordnen.

Den 9. Juni.

Als ob der Hund wüßte, daß ich heute fortgehe, so drängte er sich heute auf dem Morgengang immer an mich heran und schaute zu mir auf und ließ nicht ab, bis ich ihn wiederholt streichelte und lobte. Dann sprang er aufhüpfend in das thaunasse Gras und in den Wald und kam wieder, ging voran und schaute oft nach mir um.

Es hat die ganze Nacht geregnet, jetzt ist es hell und heiß. Die Elz, die gestern Nachmittag hell und dünn war, ist heute wieder trüb und voll, so sind sie die kleinen Bächlein Stimmungswesen.

Als ich kam, begannen die Gräser erst zu sprießen, und heute wird Heu gemäht, zunächst an der Bergwiese, noch nicht im Thal, und das Heu hat nicht den gewohnten Geruch, denn es besteht aus lauter gesätem Rispengras, gar keine andere Pflanze drunter oder doch verschwindend wenig. Dagegen ist der Geruch von den Nußbäumen sehr stark, und von den Kirschbäumen, daran jetzt die Früchte reifen, fallen zahllose unreife ab, die Halbtalente halten eben die letzte Sonnenreife nicht aus.

Ich gehe heute Mittag zunächst nach Freiburg.

572.

Altdorf, 11. Juni 1876.

... Ich glaube, ich habe dir noch nicht gesagt, daß Kußmaul darauf besteht, ich müsse nach Tarasp, und ich hätte doch so gern den ganzen Sommer im hohen Schwarzwald zugebracht. Ich habe da noch große Aufgaben zu erfüllen und die Themas an der rechten Stelle zu packen. Kußmaul hat mich genau untersucht, er scheint auf der rechten Seite etwas gefunden zu haben, was nicht recht ist, er sagte es nicht deutlich und ich thue nun zunächst, was er anordnet.

573.

Tarasp, 28. Juni 1876.

... Ich reiste am 22. [von Stuttgart] nach Zürich. In der Schweiz war der Anblick der Wasserverwüstungen entsetzlich. Auf dem Fluela fuhren wir durch stockhohe Schneewände, und die Fahrt hieher hat immer etwas von einem russischen Dampfbad, so wird man durch alle Klimate gejagt. Hier begrüßt mich Alles herzlich als alten Stammgast, und ich habe mich schon ganz gut eingerichtet.

Den 1. Juli.

... Eine volle Freude habe ich an dem Unterstaatssekretär Herzog, Chef von Elsaß-Lothringen, den ich noch von Berlin her gut kenne. Er war bis nach Prima zum katholischen Theologen bestimmt, war Staats-

anwalt und hat davon die abgerundete Redeweise, war vornehmlich thätig beim Abschluß von Handelsverträgen, war preußischer Vertreter bei der Weltausstellung in Paris und hat den Friedensvertrag in Versailles und in Frankfurt mit abgeschlossen. Davon gleich zwei Geschichten. Bismarck war einmal bei den Quengeleien Jules Favres so ärgerlich, daß er heftig aufstand und deutsch vor sich hinsprach, dann zu Favre gewendet, sagte: „Ich habe meine Gründe in Ihrer Sprache erschöpft, ich werde fortan nur noch deutsch mit Ihnen reden", worauf Favre erschreckt in Alles willigte. Ebenso in Frankfurt machten die Franzosen allerlei Bedenklichkeiten wegen der Handelsparagraphen. Bismarck fragt Herzog, ob man ihnen nachgeben solle und sagt zu Hatzfeld: „Gehen Sie zu den Herren und sagen Sie ihnen, daß ich den ganzen Vertrag annullire, wenn sie nicht einwilligen"; sie gaben natürlich nach.

Gar anmuthend ist es, wie Herzog vom häuslichen Leben Bismarcks erzählt. Es geht ganz patriarchalisch darin her, die Kinder küssen dem Vater die Hand beim Gutnachtsagen, die Frau ist seine innigste Vertraute, er bespricht mit ihr, was sonst mit Niemand, und sie stützt ihn durch Klugheit und vor Allem durch großes Vertrauen in seine unerschöpfliche Natur.

Ich habe auch sonst guten Verkehr. Major Lösener aus Rastatt, den ich gut kenne, ist mein Zimmernachbar und aufmerksam und bedacht für mich, wie ein Sohn.

Es ist wundersam schön hier, der Weißdorn und die Berberitze blühen jetzt erst hier, und der Flieder ist im Abblühen, und in der hohen Luft und heißen Sonne duftet Alles mit einer alpinen Kraft.

Herzog ist ein Bergsteiger ersten Ranges, ich kann leider nicht mit ihm. Mein Herz macht mir Beschwerde. Die Aerzte sind verwundert, daß es so leise schlägt wie ein Kinderherz.

Den 8.

Ich habe mich wieder geaicht, wie viel ich bergwandern kann. Ich fasse drei Stunden ohne übergroße Anstrengung, und das ist mir sehr lieb. Ich bedurfte aller Energie dazu, um mich zu proben, aber ich sagte mir, wenn ich jetzt schon vom Wandern abstehe, wann soll ich denn wieder dazu kommen? Und so ging ich vorgestern mit unserer ganzen Gesellschaft (Herzog ist unser Führer) in das Val Plasna bis weit hinauf über eine Lawine weg. Das sieht noch ganz anders aus, als der vom Sturm entwurzelte Wald bei Suggenthal; da liegt der Berg selber mit dem Walde im Schnee begraben, die Wipfel sind in den Schnee gesteckt und die Wurzeln stehen nach oben.

Und gestern war ich mit Herzog allein über Mittag in Guarda und ging nach Val Tuoi, wo man den Silvretta-Gletscher nahe sieht. Ich hatte

das besondere Glück, eine weiße Alpenrose zu finden. Auf dem Heimwege (Herr von Planta begleitete uns) sahen wir in Ardetz einen Bären, den Waldarbeiter aus einer Lawine ausgegraben hatten, in der er verschüttet war. Die Menschen hier leben in ständigem Kampf mit der gewaltigen Natur.

574.

St. Blasien, 17. Juli 1876.

Warum bin ich nicht früher hieher? Ich meine, daß ich jetzt und hier erst die Größe der Landschaft und des Waldbetriebes sehe. Ich spür's, daß die hiesige Gegend mich zu Neuem bringt.

... Hier wohne ich bei dem Förster Lupberger, mit dem ich vor Straßburg war, seine verstorbene Frau war eine Tochter meines Freundes, des Bürgermeisters Malsch in Karlsruhe, und ich habe es äußerst behaglich. Im Hause wohnt noch ein zweiter Förster, Wasmer, ein Mann ohne Tadel, der Vertrauensmann und Schiedsrichter der ganzen Gegend, auch Wittwer, mit einem 16jährigen schönen Töchterchen, das mit zur Jagd geht und als Pauline unter dem Namen Paul einen Gewehrpaß hat und als vorzüglicher Schütze gilt; ist im Institut erzogen, gebildet und natürlich. — Ich habe schon viel hier gelernt.

Höchenschwand, badischer Schwarzwald, 18. Juli 1876.

Von hier also, vom höchsten Dorfe des Schwarzwaldes, schreibe ich dir, in einem Gasthofe der elegantesten Art, denn Maler Winterhalter hat ihn seinem Neffen erbaut.

Wir hatten Glück, wir sahen die Alpenkette ganz deutlich, besonders das Berner Oberland, und das ist selten an sonnigen Tagen, da der Duft Alles einhüllt.

Ich hatte eine gute Schlafnacht und wollte eigentlich früh schon fort nach Baden. Aber in dem großen Forsthaus ist mir so wohl, und der Förster Lupberger ein solcher Kernmensch, daß ich mich bald entschloß, heute zu bleiben, und so fuhr ich mit ihm in der bequemen Bergkutsche hieher. Lupberger erzählt mir Züge aus dem innersten Leben der Bewohner, die ergiebig an Motiven sind.

Gestern auf dem Wege durchs Albthal gestaltete sich mir eine von einem Reisegefährten erzählte Thatsache zu einer vollen Geschichte. Ich wollte, ich könnte sie jetzt gleich schreiben, aber ich muß warten. Denke dran, die Geschichte heißt: „Die Ferienkinder". Ein rechtschaffener Geistlicher in Zürich hat nämlich Geld gesammelt, um arme Kinder, besonders Fabrikkinder während der Ferien aufs Land zu schicken. Er reiste in den Kanton, wo er früher Dorfpfarrer war, und bestimmte die Bauern zur Aufnahme der Kinder.

Sie waren sehr willig, und nun soll's gar herrlich und lustig sein, wie die Kinder in Wald und Feld, in Stall und Bach gedeihen. Manche haben noch gar nie melken gesehen und noch nie ungewässerte Milch getrunken. Daraus will ich nun eine Erzählung machen[1], ich habe schon ausgiebige Motive, und die Geschichte kann gut werden und Gutes wirken.

575.

Lichtenthal bei Baden, 1 August 1876.

Gestern bei entsetzlicher Hitze und einem echten Samumwind brachte ich die Correctur des Reinhard fertig und zur Post.

Jetzt, da die Geschichte abgeschlossen ist, fällt mir ein, wie sich mir das Thema der Reue und Sühne nun zum zweitenmal in den bittersten Folgerungen aufdrängte. So in Irma, so in Reinhard. Ich bin begierig, ob ein Kritiker drauf kommen wird.

Ich habe auch bei der neuen Durchsicht erkannt, daß ich zu wenig erzähle und schildere und mich ganz in dramatisch-dialogische Exposition hinein begab. Das sah ich, konnte es aber nicht mehr wesentlich ändern. Ich verstehe selber nicht, wie ich da hinein gerathen bin. Ich glaube auch, daß ich mich im neuen Tolpatsch besser gehalten. Am begierigsten bin ich, wie dir „Das Nest an der Bahn" gefällt, denn darauf halte ich am meisten, und wunderlich! auch darin ist das Thema der Reue und Buße und Reinigung, aber praktisch und faktisch durchgeführt.

576.

Baden, 4. August 1876.

... Ich habe in diesen Tagen den Anfang des neuen Romans von Spielhagen: „Sturmfluth" gelesen, er ist ganz vortrefflich. Thema und Charaktere sind meisterlich exponirt. Wenn er sich weiter so hält, wird das ein vortreffliches Werk.

Baden, 9. August 1876.

... Ich hatte gestern Abend gute Stunden mit Heyse. Er erzählte mir auch Stoff und Behandlung seines neuen Trauerspiels „Elfride." Heyse ist ein nach allen Seiten erfreulicher Mensch, und es ist hart, daß man mit solchem nicht in derselben Stadt lebt.

Baden, 20. August 1876.

... Der Tod des Oberbürgermeisters Koch in Leipzig geht mir sehr nahe. Ich habe mit dem herrlichen Manne im innigsten Verhältniß ge-

[1] Der Gedanke wurde zwar später wieder aufgenommen, kam aber nicht zur Ausführung, weil das Grundmotiv sich nicht als ausgiebig genug erwies.

standen, schon von 1845 an, wo er den Verein für Emanzipation der Juden (Christen als Vereinsmitglieder) stiftete. Auch der Tod Dr. Ules in Halle (seine Frau ist eine Strecker aus Mainz) hat mich sehr erschüttert. Es ist oft wie ein Wunder, daß man noch frei aufathmet und arbeitet. Aber nun genug!

Wenn du kommst, werden wir hier ganz gute ruhige Tage haben.

577.

Baden, 12. September 1876.

Ich habe nun „Das Nest an der Bahn" zum letztenmal durchgesehen und muß dir sagen, noch nie habe ich so viel Genugthuung von einer Geschichte empfunden wie von dieser. Einzelnes ist freilich zu sprunghaft und skizzenhaft, ich hätte mit mehr Ruhe in gutem Erzählungston die Bindungen ausführen und nicht so dialogisch abrupt sein sollen. Aber das ist nun einmal so geworden und muß bleiben. Das aber fühle ich doch, ich habe, wie ich glaube, in dichterischer Weise ein Problem der Humanität durch alle Stadien zu lösen versucht, in dem Betroffenen selber, dann in dem Frommgläubigen, im gradsinnigen freien Bauer und im skeptischen oder gar nihilistischen Staatsrath.

578.

München, 25. September 1876.

Die innern und äußern Erlebnisse der vergangenen Münchner Woche sind so gewaltig und vielfältig, daß ich dir nicht schreiben konnte.

Die Ausstellung! Ja, lieber Jakob, darüber läßt sich in einem Briefe kaum etwas sagen. Ich habe mich vornehmlich an die reine Kunst gehalten, denn von der Kunstindustrie verstehe ich nichts Rechtes. Es ist ein großer Zug in unserer modernen Kunst, aber auch ein gewaltsam aufgebauschter; die bloße Technik und Farbenschwelgerei emanzipirt sich von den Bedingungen der in sich beschlossenen Harmonisirung von Gestalten und Gedanken, und da ist mir ein Bild, das Nero und seinen Hof darstellt, im Anschauen der Christenverbrennung, ein eklatantes Beispiel. Der Contrast allein kommt zum gewaltigsten Ausdruck, aber keine Bindung, keine Lösung, und so ist auch in den Makartschen Bildern Alles für sich da im Einzelnen, prächtig, berauschend, aber Alles blinder Lärm. Es ist möglich, daß daraus eine höhere, im größeren Stile gefaßte Kunst sich entwickle, aber das wird doch erst sein können, wenn wieder eine neue Religion die Welt durchdringt oder vielmehr wenn unsere moderne Weltanschauung es wieder zu darstellbaren sichtbaren Repräsentationen der immanenten göttlichen Idee gebracht hat. Wie? wann? das sein wird — wer kann das sagen?

Es ist gut, daß ich zu einem neuen Blatt greifen muß, denn was

ich da so hinschreibe, ist so wolkenhaft, so abgerissen, daß noch gar nichts damit gesagt ist.

Gestern hatte ich herrliche Stunden mit Gregorovius, das ist ein voll ausgereifter Mann und von jener Besonderheit des gebornen Königsbergers und des gewordenen Römers. Abends aßen wir zusammen bei Schack, in dessen Galerie, unter dem großartigen Bilde Karls V. von Velasquez, wir bis spät in die Nacht über alle höchsten Fragen der Kunst und des Lebens hin- und hersprachen. Gregorovius begleitete mich dann noch mit seinem Bruder, einem Oberst a. D. bis nach Hause.

Von den „Neuen Dorfgeschichten" sind 4100 Exemplare vor der Versendung fest bestellt worden. Das ist gut, und besser ist noch, daß bereits die Erinnerung an diese Arbeit in mir zu verblassen beginnt. Das ist der Untergrund zu Neuem.

579.

München, 30. September 1876.

Gestern Nachmittag hatte ich erquickungsvolle Stunden auf einem Gang mit Ferdinand Gregorovius, der in jedem Wort eine solche Echtheit und Urbanität bekundet und dessen Stimme schon so wohlthuend ist. Er hat Recht: dieses München hat keinen Körper unter der aufgebauschten architektonischen Hülle. Und als wir von der Großprotzigkeit der Professoren gegen uns freie Schriftsteller sprachen, sagte er fast mit denselben Worten wie ich einmal: Wenn Moses und Christus heute kämen, würden sie von den Professoren über die Achsel angesehen, wenn sie nicht wenigstens das Kandidatenexamen gemacht hätten. — Gregorovius sprach auch eindringlich über die Ungerechtigkeit, mit der jetzt Gervinus angesehen wird.

Aber, lieber Jakob, was sind solche herausgerissene Sachen gegen ein langes, sich ständig in bestem Wechselverständniß fortsetzendes und alle Wissenheiten berührendes Gespräch unter dem sonnigen Herbstwetter.

Den 2. October.

... Es ist traurig, von Unbefangenen und vollen Patrioten immer wieder zu hören, wie die Preußen Meister sind in der Kunst, die Süddeutschen zu verletzen, namentlich die Offiziere, die nach Berlin commandirt werden, die reichstreu gesinnt, verbittert heimkehren.

580.

Berlin, 11. October 1876.

Ja, lieber Jakob, da stehe ich wieder nach fast sechs Monaten an meinem Schreibpult unter dem Bilde meiner Mutter, und mein erster Federzug geht wieder zu dir.

Es ist doch eine wunderbare Welt! Noch gestern Morgen war ich

bei euch, und ich sehe dich noch zum Fenster heraussschauen, als ich im Wagen saß, und ich weiß, wir empfanden beide still dasselbe: das waren reichspendende lebenerhöhende acht Tage besten Beisammenseins; und deine Frau hat Recht: so schön war's noch nie, wir hatten beide Ferien und das volle freie Dasein.

Das Erste von den Postsendungen, was ich sah, war der erste Band von David Strauß' Schriften, die mir sein Neffe schickt. Und dann ein Brief aus Wien von der Concordia. Ich muß also doch zusagen, da ich im vorigen Jahre auf heuer vertröstet habe.

Den 12. October.

Ich habe in David Strauß die Denkwürdigkeiten zu lesen begonnen, die ich zum Theil schon aus der Handschrift kannte, und ich glaube, ich werde was darüber schreiben. Ich bitte dich, lies es auch alsbald. Es ist eine seltene Wahrhaftigkeit und ein Aufschürfen der tiefsten Quellen in diesen Denkwürdigkeiten. Wie herrlich wär's, wenn Lessing sich zu solchen subjectiven Bekenntnissen hätte bewegen können. Es ist doch gut und schön, daß wir Modernen Ich zu sagen wagen.

Ich gehe nun auch bald an meine Arbeit über Tell. Ich habe der Wiener Concordia auf nochmalige Aufforderung heute brieflich zugesagt.

581.

Berlin, 13. October 1876.

... [Gestern] Abend war ich in unserm Klub und traf den so kernhaften Professor Reuleaux, mit dem ich stets herzlich verkehrte. Du weißt, welchen Rumor seine Briefe aus Philadelphia gemacht, wo er als Präsident der deutschen Commission war und dem Vorwurfe der Welt Ausdruck gab, daß unsere Industrie „schlecht und billig" zum Wahlspruch habe. Das war hart, aber wahr und wird gut wirken. Jetzt fragt es sich, ob wir die Pariser Ausstellung beschicken sollen. Ich war für Fernbleiben, weil wir eine Niederlage erleiden und uns erst zu fassen haben; daneben ist es eine Anmaßung der Franzosen, ohne vorherige Verständigung mit anderen Nationen eine Weltausstellung zu bestimmtem Termin zu fixiren. Die Gegengründe von Reuleaux haben aber meine Ansicht erschüttert und besonders einer, daß man auch in der Pädagogik der Industrie die Absolvirung einer Aufgabe auf einen bestimmten Termin und nicht auf unbestimmte Zeit stellen müsse &c.

Es ist doch ein belebend bewegtes Dasein hier, wie sonst nirgends in Deutschland. Ich lasse mich aber nicht in öffentliche Erörterungen ein, die nicht auf meiner Linie liegen, und besonders im Gespräche mit Reuleaux habe ich wieder einen Mangel meiner Natur wahrgenommen, der eine parlamentarische Bethätigung bei mir unmöglich machen würde. Ich habe in

vielen Dingen keine abgeschlossene Meinung und werde von der Debatte leicht herüber und hinüber gezogen.

Den 14. October 1876.

Ich blieb gestern Abend länger bei Dr. Abel, der als Correspondent der Times ganz im Türkenkrieg steckt und daneben sein hochbedeutsames Werk über das Koptische im Sinne hegt.

Eben während ich schrieb, kam Karl Braun (Wiesbaden) zu mir. Er hat in dieser Stunde den 3. Band fertig gelesen und mußte zu mir, um mir seine Begeisterung in den stärksten Ausdrücken kund zu geben. Der neue Tolpatsch ist ihm das Liebste. Er wollte für „Die Gegenwart" darüber schreiben, aber er sagt, Lindau will das selber thun, der auch ganz voll davon sei und nur erst den Reinhard gelesen habe.

So habe ich also den ersten freien Eindruck und fühle mich ganz gehoben und gesichert. Braun ist eben doch ein Süddeutscher, der muß kommen und seine Freude ausdrücken.

Den 17. October.

... Ich habe das Gefühl, daß ich mit dem kritisch ablehnenden Wesen Berlins nicht gut stehe. Das habe ich heute in der Kunstausstellung empfunden, wo ich viele Bekannte sprach und Fremde vor den Bildern sprechen hörte. Ich sah viel Schönes und war sehr bewegt davon, aber überall hörte ich nur Mäkelei, und wo man doch loben mußte, war es Aberlob, ich meine Lob mit Aber. — Ich sah da beieinander die Arbeit von hundert und hundert bewegten Künstlerseelen. Wenn man die Arbeitszeit Aller zusammenrechnete, es käme eine schöne Summe voll höchster Lebensspannung heraus, und was ein Künstler nun Monate und Jahre mit glühenden Wangen und flammenden Augen, mit Jubel und mit Bangen in der Seele schuf und ausgestaltete, das wird mit flüchtigem Blick abgethan.

Und daneben wurde ich meiner selbst seltsam inne. Ich habe jetzt über ein volles Jahr ständig in einer bestimmten Arbeit gestanden. Ich bin nicht mehr wie damals, als ich nach Erscheinen meines Spinoza-Romans meinte, alle Welt müßte nur an dieses denken. Was ist meine Arbeit? Eben auch nicht mehr als ein Bild da in der Ausstellung, das neben den vielen der Anderen hängt, für die sich ebenso eine Zeitlang die Welt nur um ihr Gebilde drehte.

Den 21. October 1876.

Ich war gestern Abend in unserer Freitagskneipe, wo Julian Schmidt, die Professoren Treitschke, Scherer, H. Grimm, der Oberbürgermeister Hobrecht und viele Andere waren. Es ging hoch her in Diskussion über die Wahlen am Tage und über den Türkenkrieg, der, wie sich immer mehr herausstellt, eigentlich die Existenz Oestreichs fraglich macht. In Bezug auf die Partei-

empfindungen hier sehe ich doch, daß ich viele Monate abwesend war. Ich hörte nur zu, und es zeigt sich, daß die nationalliberale Partei sich nach rechts und links auflösen wird.

582.

Berlin, 24. October 1876.

... Gestern Abend war ich mit meiner Frau im Residenz-Theater. Wir sahen das neueste Stück von Dumas Sohn: „Die Fremde" (von Paul Lindau übersetzt). Immer wieder aufs neue überrascht und gefaßt wird man von der Technik, ich möchte sagen: von dem historisch ausgebildeten Kunstgewerbe der Franzosen. Sie schlingen den Knoten so zierlich und fest. Sie haben feste gesellschaftliche Formen und Typen und damit Voraussetzungen und Stimmungen, die gar nicht erst zu begründen und zu erregen sind; man ist in einer fertigen Welt, der Hintergrund Paris ist fest da, und nur neue Besonderheiten in Verschlingung der Fabel, neue physiognomische Kennzeichnungen sind aufzubringen.

In diesem Stücke nun sind die Figuren lauter Extreme: der Roué, die unglückliche junge Frau, der Vater Bourgeois, der edle Liebhaber, die Weltdame; die Verführerin und Giftmischerin ist diesmal eine Quaterone und der Naturbursch ein so derber als geriebener Amerikaner. Und das ist alles so geschickt kreuzweis verköpert, daß man fast bis zum letzten Worte in thatsächlicher Spannung bleibt. Von einer naturhaften Vertiefung der Empfindung kann da nicht die Rede sein. Man hat überm Rhein und bei uns so lange mit Schimpf und Spott auf die sogenannte Sentimentalität losgeschlagen, daß die gesunde Empfindung sich vor diesem Schimpf fürchtet und nicht mehr herauswagt. Bei uns wirkt Heine da noch mächtig nach und besonders durch seinen Sohn Kladderadatsch.

Ich habe eine tiefe Scheu davor, ein Alter, ein Gestriger im Gegensatze zur immer jungen heutigen Welt zu werden. Der neue Wein verlangt neue Schläuche. Ich sehe in den Energien der neuen Kunst ein vollberechtigtes novum, aber odi profanum vulgus bleibt doch für alle Zeiten giltig, und eine Profanität ist jetzt herrschend, wenigstens im öffentlichen Wort; die Intimitäten der Gemüthsbewegung sind zurückgedrängt, nicht nur in der Aufnahme des Publikums, auch die Schaffenden haben solche nicht als Initiative, sondern gehen von der Mache aus, und so sind die Produkte nicht mehr Entwicklungsstufen des Autors und, je nach seiner Bedeutung, auch seiner Zeit, sondern eben nur neue in der Saison zu verschleißende Costüme.

Den 25. October.

Vom Großherzog von Baden, dem ich mein Buch geschickt habe, habe ich einen sehr liebenswürdigen Brief. Von Wien wurde mir eine den

Reinhard excerpirende wohlwollende Kritik in der „Deutschen Zeitung“ geschickt. Ich werde freilich darin auch ein Greis genannt, und ich meine, ich bin das noch lange nicht. Allerdings bekomme ich manchmal einen Schock, der mich bedenklich macht.

Ich notire mir Mancherlei zu meiner Tell-Abhandlung. Die Wiener sind einverstanden mit Allem, was ich vortrage, sie wünschen aber etwas Persönlicheres. Ich hatte einmal auf mein Zusammenleben mit Lenau hingedeutet, und nun wünschen sie dies vornehmlich.

Den 26. Oct. 1876.

Ich habe heute Brief vom Central-Comité aus dem Haag bekommen. Man wünscht, daß ich zum 21. Februar einen Vortrag über Spinoza im Haag halte. Ich habe natürlich abgelehnt, aber die Errichtung des Denkmals, die ich zuerst anregte, ist mir ein Lichtpunkt, und ich freue mich, zur Zeit im Haag zu sein und alle die Erinnerungsstellen aufzusuchen. Denke darauf, daß du mit dabei sein kannst.

[Gestern] ging ich endlich zu Fanny Lewald-Stahr. Ich fand die sonst so starke feste Frau ganz zermürbt und natürlich noch sehr angegriffen von den Anstrengungen der Krankenpflege. Die absolute Einsamkeit, in der sie nun lebt, ist erdrückend. Die Beiden hatten nach einem Kampfe der ungeheuerlichsten Art eine in Wirklichkeit ideale Liebesehe geführt und — nur 12 Tage ausgenommen — 21 Jahre in ständigem Zusammensein und tiefer Geistesgemeinschaft gelebt. Johann Jakoby sagte: wir Anderen sind durch Reflexion ꝛc. frei Gewordene, Stahr ist ein Freigeborener. Und nun ist er auch todt und sein Name nur ein Gedanke und eine Erinnerung. Man plagt sich doch entsetzlich mit Arbeiten und Wirkungen, und was dann? Du merkst wohl, daß ich mich in diesen Tagen wieder viel mit Lenau und seiner Schwermuth beschäftigte.

583.

Berlin, 31. October 1876.

... Lies den anliegenden Brief von Vischer; es ist von Bedeutung, was solch ein Mann empfindet und urtheilt. Ich gebe ihm deshalb aber doch noch nicht in der Sache selbst Recht; im Vortrag hat er allerdings Recht, ich habe mich zu skizzenhaft, zu abrupt gehalten, die Behaglichkeit des Erzählens fehlt. Ich kann mir noch nicht recht erklären, wodurch das bei mir entstanden ist, aber es ist offenbar da.

Den 4 Nov. 1876.

Es will mir scheinen, als ob ich in einem Bannkreise gestanden hätte, aus dem ich nicht heraus konnte. Ich war auf Anfremdung, auf Widerspruch gegen meine Aufnahme Reinhards gefaßt, aber auf solchen absoluten heftigen Gegensatz nicht. Ich suche mir diesen zu erklären, aber es ist mir noch

nicht ganz gelungen. Ich sage mir: wenn die Aufnahme, nach deiner Annahme so verschieft ist, so muß in der Darstellung ein Grund dazu liegen. Ich erkenne jetzt auch — und das hat andererseits etwas Tröstliches — daß Figuren wie Lorle und Reinhard so im Gedenken der Menschen stehen, daß sie sich dagegen wehren, dran zu rühren und sie zu variiren. So sagte mir gestern Frenzel: Ich will den Reinhard nicht anders sehen als ich ihn in Erinnerung habe, und es ist mir unfaßlich, wie Sie dazu kommen konnten, die alten Gestalten neu zu modeln ꝛc. Und ein mir wahrhaft wohlwollender Freund — Dr. Karl Abel — sagt mir auch, er habe das Buch oft weggelegt und nur mit Widerstreben ausgelesen. — Die verschiedensten Menschen sind empört gegen die neue Liebe ꝛc. und fassen die nackte Fabel allein und finden sich abgestoßen.

Ich meinerseits meine, daß ich sonst und hier besonders den moralischen Accent zu sehr herausfordere, und so will es den Lesern nicht eingehen, daß Reinhard nicht als normgebende Natur hingestellt ist, sondern als eine sich gleich gebliebene, vom Momente hingerissene Künstlernatur.

Soeben bekomme ich einen Brief von Ferdinand Hiller, der ganz entzückt ist über das „Nest“, dem du ja auch solchen Ehrentitel gegeben. Eindruck und Ausdruck ist allerdings der des Freundesherzens, aber warum soll das nicht das Rechte finden und warum soll man sich daran nicht erquicken? Ich hab's in der ausfrierenden Luft hier um so nöthiger.

Ich war gestern einen guten Mittag bei Georg von Bunsen und freute mich, in ihm einen vollkommen erkennenden Freund Laskers zu finden. Denn es ist jämmerlich, wie auch die sogenannten Freunde sonst an ihm zu nergeln suchen.

584.

Berlin, 17. November 1876.

Ich sehe eben, wie lang ich dir nicht geschrieben habe. Ich habe mich und dich und Alles vergessen, indem ich mich wieder in das schwergemuthe Wesen Lenaus und die entsetzlichen Räthsel des Daseins versenkte. Ich habe dir doch schon gesagt, daß ich am 21., also nächsten Dienstag, den Vortrag über Lenau in Wien halte. Ich reise also morgen früh von hier ab, übernachte in Ratibor und bin Sonntag Abend in Wien.

585.

Wien, 20. November 1876.

Wenn ich dir nur ordentlich schreiben könnte, lieber Jakob. Aber ich bin in einem solchen Ueberstrom von Wohlwollen und Freudenaufregungen, daß ich nur schwer zum Wort auftauche.

Schon meine Reise war lauter Lust und freundliche Umhegung. Die beiden Freunde Siegfried Sobernheim und Valentin Marx, die eigens mir

zu lieb mitreisen, bereiten mir Alles so vorsorglich und behaglich, daß ich mich wie auf Händen getragen fühle.

Wir reisten also vorgestern von Berlin ab und blieben in voller Heiterkeit bis Ratibor, wo wir übernachteten, denn ich reise nicht bei Nacht. Auch in Ratibor war Alles telegraphisch bereitet, und um 9 Uhr fuhren wir gestern dort ab und kamen nach 5 hier an. Am Bahnhof erwarteten mich die Vorstandsmitglieder der Concordia, in zwei Wagen fuhren wir zur Stadt. Eine Loge im Opernhause war mir bereitgestellt, und ich war sehr erquickt von der meisterhaften Aufführung der „Weißen Dame". Das war gerade leichte vollbekannte Musik, die nach der Reise sich gut anhörte.

Heute habe ich Besuche und Briefe von allen Seiten. Ich habe auch bereits den Vortrag an Gerold in Verlag gegeben. Von Pest und Graz sind Aufforderungen zum Vortrag eingegangen, aber ich werde ablehnen. Pest möchte ich freilich gern sehen.

Den 23.

Es geht nicht, ich finde weder äußerlich noch innerlich die nöthige Ruhe, um dir die tief bewegenden und beglückenden Erlebnisse hier und wie das Alles in mir wirkt, zu schildern. Es ist ein schön Stück Liebesernte, die ich hier mache. Ich war und bin noch von dem Vortrage so bewegt, daß ich mich (zumal noch bei den vielen Besuchen, die ich erhalte ꝛc.) kaum erhole.

Ich schreibe dir heute nur, weil morgen dein Geburtstag. Ich habe dir nichts Besonderes zu sagen, und was ich dir zu wünschen habe, ist ja auch für mich. Ich wiederhole dir nur: erhalte dich für dich und deine Familie und deinen Berthold.

Ich reise übermorgen von hier ab. Heute Abend ist noch großes Bankett.

586.

Berlin, 28. November 1876.

Wenn ich dir nur hätte Tag für Tag von Wien aus schreiben können, du hättest das Bild einer Reihe von schönen gehobenen Tagen empfangen, wie ich solche nie erlebt und, ich glaube, auch nie mehr erlebe. Jetzt ist mir hier in der Durchfröstelung schon viel von der hochgradigen Wärme verflogen. Dennoch steht noch heute und, wie ich glaube, für immer ein Wohlgefühl voll belebender Kraft in mir. Ich habe gesehen und gehört, wie mein Thun aufgenommen werden kann, und subtrahire ich auch viel auf Rechnung der Neuheit und Festesstimmung, es verbleibt doch noch ein goldener Bestand.

Ich habe dir von der Reise aus ein Blatt mit Beschreibung des Festabends geschickt. In der Zeitung kann natürlich nichts davon stehen, in welcher Weise und wie tief bewegt ich war. Wie es so auf mich nieder-

regnete von lauter Liebe und Güte, da sagte ich mir: Du bist hochbegnadet vor Vielen und laß nie mehr Zweifel und Mißmuth dich beherrschen. In jenem Momente, als ich auf die so herzlichen Anreden antwortete, hatte ich ein Hochgefühl des Daseins, wie noch nie im Leben, und daneben sprach ein Zweites in mir: halte dich fest und besonnen!

Den 2. Dezember 1876.

Eigentlich bin ich jetzt endlich — und zum guten Theil durch die Wiener Reise — meinem letzten Buche wie durch Jahre entfernt und trage mich schon seit zwei Tagen ständig mit dem Gedanken an neue Arbeit. Ich bin nur noch zweifelhaft, was zuerst zu fassen wäre. Pflicht und Neigung verlangen zuerst die Fixirung der Lebensgeschichte, aber auch Fictionen, vor Allem das Kinderbuch, klopfen an und wollen heraus. Noch bin ich zu unruhig und muß also Gesetztheit abwarten.

587.

Berlin, 4. Dezember 1876.

... Eine Sendung, die sanfte Wehmuth erweckt, kam heute, nämlich die als Manuskript für die Freunde herausgegebenen Gedichte von David Strauß.

Lazarus ist sehr eingenommen von meinen neuen Dorfgeschichten. In Bezug auf das „Nest“ machte er mich, gegenüber dem christlichen Ausdruck: „Im Himmel ist mehr Freude ꝛc.“ auf den [talmudischen] Ausspruch aufmerksam: „So hoch wie die Bußfertigen, stehen selbst die Frommen nicht, die nie gesündigt haben.“ Das ist allerdings sehr schön.

Ich habe gestern den neuen Roman „Marcus König“ von Freytag ausgelesen und werde wahrscheinlich etwas darüber schreiben. Ich kann ihn wesentlich loben.

Den 5. Dezember.

Heute erhielt ich das Buch: Neue Gedichte von Freiligrath und eingeschrieben die Worte: „Mit warmem Dankesgruß. Ida Freiligrath.“ Also gestern die von Strauß und heute die von Freiligrath. Zwei der liebsten Menschen todt.

Ich blätterte in dem Buche Freiligraths; sein Gedicht „Dorfgeschichten“ hat das Datum vom November 1843. Und wieder nach 33 Jahren im November in Wien empfand ich ein ähnliches Gefühl der Erhebung, wie damals am Rhein, als ich Brief und Gedicht von Freiligrath erhielt. Die Freude des heurigen November ist mir heute fast so weit entrückt, wie die vor 33 Jahren.

Den 9. Dezember.

Gestern Abend brachte die National-Zeitung die Nachricht, daß der König von Bayern mir den Maximilian-Orden zuerkannt habe. Bis zur

Stunde weiß ich weiter nichts. Du weißt wohl, daß der verstorbene König von Bayern den Orden creirte und daß nunmehr das „Kapitel" die Mitglieder zur Bestätigung wählt. Schon damals, als Uhland den Orden erhielt oder eigentlich abwies, wurde mir von Liebig, Geibel und auch von Pfordten mitgetheilt, daß ich im Vorschlage gewesen sei, daß aber der König, weil ich ein Jude, mich gestrichen habe. Wahrscheinlich bin ich nunmehr an Stelle Auerspergs gewählt, auch Fritz Reuter war Mitglied und Freytag ist es.

588.

Berlin, 14. Dezember 1876.

... In der politischen Welt herrscht hier große Empörung, denn das altpreußische Juristenthum hat Unannehmbarkeiten gegen die Reichsjustizgesetze aufgestellt, die das große mühevolle Werk zu Fall bringen können. Ich habe Lasker noch nicht gesprochen, aber ich weiß, welch ein bestes Stück Leben ihm damit vernichtet würde. Ich habe heute einen großen Spaziergang mit Präsident Forckenbeck gemacht, er ist auch sehr aufgeregt und nannte es eine Krisis, wie sie noch nicht größer gewesen sei. Er sagte indeß, daß er sich als Präsident neutral verhalte, und ich drang natürlich nicht auf eine Meinungsäußerung von ihm. Aber während ich über die Sache sprach, wurde mir klar, daß es sich jetzt erst recht um die Einheit handle und daß Spätere, Nachkommende die Einheitsgesetze verbessern können. Und wenn auch die Zeitungsblätter schreien, man muß den Muth haben, auch die aura popularis dranzugeben, und auch dem Volke und seiner Gunst gegenüber sich sagen: Thue recht und scheue Niemand.

Den 16.

Wenn man's nur lernen könnte, die Dinge kühl zu nehmen! Ich traf gestern Gneist, der auch sehr deprimirt ist; er hat seine große Kraft jetzt durch Jahre an die Justizgesetze verwendet und klagt über die Verknöcherung und Selbstherrlichkeit, die nicht einmal ein freies Beamtenthum wieder einsetzen will. Ich sehe immer mehr, daß wir Befriedigten uns doch sehr geirrt haben. Die große Geschichtswendung ist oben bereits sehr abgekühlt oder hat eigentlich keine Gesinnung dort umgewandelt. Die Skeptischen und Unzufriedenen scheinen leider Recht zu bekommen, und wir alten Friedfertigen müssen uns wieder in die Opposition finden.

Wie ich höre, arbeitet Lasker an Amendirungen, die ein Compromiß ermöglichen, er setzt seine ganze Kraft ein, und um so aufreibender, da er eigentlich keinen rechten Glauben an den Erfolg des Guten haben kann, und wenn doch das große Gesetz noch zu Stande kommt, so hat kein Mensch rechte Freude dran, und es ist eine traurige Empfindung, wenn man sich nur sagen muß, es hätte noch schlimmer werden können.

Den 17. Dezember.

Ich war gestern bei der vom Reichstag veranstalteten Weinprobe, die, mit Essen verbunden, von Mittags 4 Uhr bis 11 Nachts dauerte. Ich habe mich mäßig gehalten, aber fast berauscht wurde ich von dem überschwänglichen Lob so Vieler, denen der Wein das Wort flüssig machte. Ich war längere Zeit still in einer Ecke mit meinem Taraspera Freunde Herzog, dann mit Forckenbeck und Bennigsen. Ich muß dir nämlich sagen, daß Bismarck an Forckenbeck einen Brief schrieb, worin er sagte, daß der Kaiser den Compromiß angenommen habe. Dadurch war die Stimmung festmöglich.

Den 18.

Ich bekam gestern für mich und meine Gastfreunde noch gute Plätze auf der Journalisten-Tribüne. Im Corridor hörte ich von Abgeordneten bereits, daß die Erbitterung der Parteien größer ist als je, wir sind aber der Majorität sicher, da auch Löwe-Calbe mit den Seinen zustimmt; er weiß, was es heißt, die staatliche Einheit mit dem Inhalt der Gesetze zu erfüllen. Ich hörte Miquel, Saucken, Lasker und Windthorst. Miquel ist sehr bedeutend, und Lasker ist der Meister in der Polemik, wie in positiver Darlegung. Die Frage drängt sich mir wieder auf: Wer wird denn durch die Debatte anders gestimmt? Gewiß selten Einer, aber es handelt sich um Motivirung in und außer der Versammlung.

589.

Berlin, 25. Dezember 1876.

Es ist Festesstimmung hier. Vielleicht in keiner anderen Stadt der Welt dringt der Duft der weihnachtlichen Tannenbäume so in alle Stuben und Herzen wie hier. Ich sah gestern einen Droschkenkutscher, der mit seinem dampfenden müden Pferde heimkehrte, vom Bock steigen, sich den Schweiß von der Stirne trocknen und einen kleinen Tannenbaum auswählen und dann mit steifen Fingern seinen Geldbeutel öffnen und 10 Groschen herausnehmen, und als er aufgestiegen war, neben sich das Tännchen, bemerkte er wohl meinen theilnehmenden Blick und nickte mir zu.

Dieses Fest gibt Jugendeindrücke, wie ich oft erfahren habe, die sich nie verflüchtigen. Mag das Fest vom Christenthum aus der heidnischen Zeit übernommen sein, es ist da und schön da. Darwin und Strauß und all die Anderen gelten in diesen Tagen nichts, das Christkindchen, das das Kindliche in allen Menschenherzen auferweckt, hat in diesen Tagen eine apostolische Missionskraft, und wer kann aus Philosophie und Naturwissenschaft etwas dafür einsetzen? Daß sich die Menschen in ihre Winterstuben ein Stück Wald hereinholen und mit Lichtern und Geschenken aufschmücken, wer kann das machen oder etwas dafür einsetzen?

Es ist daneben auch heuer eine politische Festesstimmung hier, wenigstens in unserer Partei. Wie stünden wir da, wenn [man] die Rechtseinheit verworfen hätte? Auf lange Jahre wäre unsere Fortentwicklung innerlich angekränkelt.

... Eben indem ich dies Blatt weglegen will, erhalte ich die Nachricht, daß mein lieber Freund, der Stadtgerichtsrath Lehfeldt, der mir einer der liebsten Menschen hier war, gestern gestorben ist. Ich war noch vor wenigen Tagen bei seiner Mutter, und der Kranke klagte selber oft darüber, daß seine Stimmung den Angehörigen das Bild seines Lebens zerstöre. Der Tod des so tüchtigen und grundguten Mannes geht mir sehr nahe.

Den 26. Dezember.

Ich war gestern bei den Angehörigen meines verstorbenen Freundes Lehfeldt, er starb, 42 Jahre alt, bei voller Besinnung und nahm von allen Angehörigen dankvollen Abschied. Er beklagte, daß er am Weihnachtstag sterbe und so seinen Kindern den Freudentag für immer zum Todestag mache.





1877.

590.

Berlin, 20. Februar 1877.

Eben heute wollte ich dir schreiben, aber — und damit weißt du alles Beste — ich hatte mich wieder so in die neue Erzählung[1] hineinstenographirt, daß ich ermüdet wieder nicht dazu kam.

Es liegt Mancherlei für dich da, und ich will dich heute nur beruhigen. Ich reise morgen zur Spinoza-Feier nach Leipzig. Von dort oder nach meiner Rückkehr mehr.

591.

Berlin, 23. Februar 1877.

Ich bin also vorgestern Mittag um 2 Uhr, nachdem ich noch bis gegen 1 Uhr gearbeitet hatte, von hier abgereist. Um 5¼ war ich in Leipzig, wo mich die Studentendeputation am Bahnhof empfing, und wir fuhren nach dem Gasthof in der Stadt. Ich machte mir es behaglich, und um 8 Uhr wurde ich wieder abgeholt und fuhr nach der Centralhalle, wo in dem Kaisersaal die Festlichkeit stattfinden sollte. Ich traf hier sofort viele gute Bekannte: Professor Marbach, Professor Biedermann, den Privatdocenten Dr. Avenarius und natürlich auch den Festredner Professor Max Heinze. Heinze hielt einen vortrefflichen Vortrag, sachlich und klar, ohne rethorischen Aufputz, aber namentlich da, wo er das Verhältniß von Kirche und Staat betonte und nachwies, wie Spinoza das bereits für die heutigen Kämpfe vorgezeichnet, von großer Eindringlichkeit. Es waren wohl ein paar hundert Studenten da, und man setzte sich zu Tische, wo ich bei dem Präsidenten Professor Heinze saß. Nun hielt Dr. Avenarius eine längere wohlgesetzte Rede, in der er die Schwierigkeiten, Spinoza populär eindringlich

---

[1] Landolin von Reutershöfen (erschien 1878, Berlin, Paetel).

zu machen, besonders betonte und zuletzt auf mich und mein Wirken mit großer Liebenswürdigkeit hinwies. Der Jubel war groß, und ich antwortete sofort.

Ich nahm Bezug auf die Rede des Professor Heinze und auf seine Bemerkung, daß der Sachse Dr. Tschirnhaus in seinen Werken Spinoza, mit dem er doch persönlich nahe befreundet war, nicht erwähnte, weil es eben damals gefährlich war. Ich führte nun aus, daß noch ein anderer Sachse, der einzige ebenbürtige Zeitgenosse Spinozas, sich fremd zu ihm hielt. Leibniz hat Spinoza ein Jahr vor seinem Tode besucht und spricht sehr kühl von ihm, indem er ihn le fameux juif Spinoza nennt. [Man kann] von Spinoza, ähnlich wie Goethe von Schiller, sagen: Welch ein weltbewegendes Großes ist von ihm ausgegangen! Es ist von Leibniz nicht ausgesprochen, aber es ist doch geworden, namentlich im deutschen Geiste. Ich sehe ab von der Philosophie, von der Wirkung auf Schelling und Hegel. Ich beschränke mich auf das Gebiet der Poesie. Und da ist es wunderbar, wie groß und tief die Wirkung. Abgesehen von Friedrich Heinrich Jacobi, steht zuerst Lessing vor uns. Es mag wohl wahr sein, daß Moses Mendelssohn das Modell zum Nathan war; aber jenes Austräumen und Ausdichten eines auf die Erde verpflanzten himmlischen Jerusalems, worin die Religion nur als verschiedene Farbe, Unterscheidungsform des Urgedankens erscheint, jene Denksphäre ist aus dem Geiste Spinozas. Und dann Herder. Er sprach nicht nur seine Bewunderung für Spinoza aus. Man kann sagen, die Thatsache, daß Herder die Stimmen der Völker als Einzelinstrumente, als Einzelklänge der großen Symphonie der Weltseele betrachtete und erkennen ließ, das ist eine Auswirkung Spinozas. Und nachdem Spinoza die biblische Kritik festgestellt hatte, konnte Herder weiter gehen und die des transscendentalen Nimbus entkleideten Schriften in der neuen Glorie der dichterischen Auffassung erscheinen lassen. Und über Alles dann Goethe. Goethe selber ist die concrete Menschwerdung des von Spinoza abstract aufgestellten homo liber. Wenn Goethe das wunderbare Wort sagte: ich lernte mich selber als Natur achten, so ist das wie von Spinoza selber gesprochen. Denn das ist das Große und Neubelebende in der Lehre Spinozas, daß der Mensch mitten hinein gestellt ist in die Gesammtheit der Natur. Das erniedrigt den Menschen nicht, sondern ein Großer eben wie Goethe kann sagen: ich lernte mich als Natur achten, und wir Kleinen sollen ihm nachstreben, daß wir das auch von uns sagen können, indem wir die höchste von Spinoza gelehrte Seligkeit empfinden, die adäquaten Ideen der Dinge zu denken und so in der Harmonie der Seligkeit des Alls zu stehen.

Und schließlich sagte ich: Ich habe hier Euch vor mir, die Ihr nach

uns die Welt der Wahrheit und der Schönheit aufbauen und fortbauen sollt, zunächst im Vaterlande. Ihr habt nun das, wonach wir Alten so lange und schmerzlich gerungen und gehofft. Es ist eine Verdrossenheit, eine pessimistische Lässigkeit über die Welt gekommen, die die Jugend vor Allem vergiften und lähmen kann. Es gilt aber, zu wirken für das Einzelne im Bewußtsein des Ganzen, zu wirken für die Zeit im Bewußtsein der Ewigkeit. Und das hat Spinoza ausgedrückt in jenen Urworten: **omnia sub specie aeterni.** Ich bringe mein Hoch der Jugend, der studirenden Jugend, die da wirkt für die Zeit, für das Vaterland, für die Menschheit, in der Gegenwart **sub specie aeterni!**

Der Jubel war groß. Und noch wiederholt wurden mir in allen Formen, auch von einem Landsmanne, dem Sohn des Professors Holtzmann in Heidelberg, Hochs ausgebracht und Salamander gerieben. Ich hätte wohl noch zu antworten gehabt, aber ich blieb dabei, nicht zweimal zu sprechen. Wahrhaft ergreifend war es, als ein junger brauner Hindu, der in Leipzig studirt, mit großem vielseitigem Wissen die Grundeinheit von Spinoza und Buddha darlegte. Es geht ein Zug durch den Kosmos, der wahrhaft erhebend ist.

Erst nach Mitternacht kehrte ich heim. Am Morgen hatte ich viele Besuche. Ich ging dann zu Keil und brachte mit ihm Alles wieder in gutes Geleise. Ich suchte noch andere Freunde auf, traf aber nur wenige, und das war mir schon genug.

Ich kam wohlbehalten hier an und habe heute schon an meiner Erzählung weiter diktirt. Das ist dir der beste Beweis, daß ich frischauf bin und in meinem nächsten Berufe stehe. Und so soll's hoffentlich bleiben.

592.

Berlin, 4. März 1877.

. . . Ich kümmere mich gar nicht mehr um die Tagespolitik, ich kann da doch nichts thun. Ich nehme die Thatsachen hin, wie ein alter Philister.

Ich will dir also vor Allem sagen, daß ich meine größere Erzählung im ersten Wurf fertig habe, sie wird 10—12 Bogen stark und ist mir unter der Hand ein Seitenstück zum „Diethelm" geworden.

Mein Geburtstag war sehr belebt durch Briefe, Besuche, Blumen, und Spielhagen brachte mir beifolgendes Gedicht und las es sehr liebenswürdig vor vielen Versammelten vor. Er ist doch eigentlich der einzige Berufsgenosse hier, mit dem ein fruchtbarer Verkehr möglich. Auch Julian Schmidt zeigt sich wärmer, besonders seit er mir seine neue Abhandlung über Faust vorgelesen und ich ihm Manches sagen konnte, das er ohne Ziererei bereitwillig und dankbar annahm.

593.

Berlin, 9. März 1877.

... Der Tod Johann Jacobys hat mich natürlich auch nah berührt. Wir sind zuerst durch Spinoza einander näher getreten, soviel ich mich erinnere, schon im Jahr 45. Und du weißt ja, daß ich in meiner Erzählung „Liebe Menschen“ von 1843 meinen Respekt vor Jacoby aussprach. Er trug sich, soviel ich weiß, zeitlebens damit, ein Werk über die „Ethik“ Spinozas zu schreiben und diese in eine flüssigere Form zu bringen. In der Zeit seines Gefängnisses hat er ja dann später einzelne Aphorismen edirt, und das Kapitel in Stahrs Lessing: „Lessing als Philosoph“ ist von Jacoby verfaßt. Im Frühling 1848, bald nach dem Tode meiner Auguste, kam Jacoby mit Heinrich Simon zu mir nach Heidelberg. Er ließ nicht ab, bis ich mit ihnen beiden und mit Moleschott nach Neckarsteinach fuhr. Ich hatte damals auch, durch Schlosser veranlaßt, einen Aufsatz über Dahlmanns Deutschen Verfassungsentwurf geschrieben. Jacoby fand ihn sehr zutreffend; nur damit war er nicht einverstanden, daß ich die monarchische Spitze, den deutschen Kaiser, als altes Burschenideal, so nachdrücklich verlangt hatte. Er nahm den Aufsatz mit, und er erschien in der ersten Nummer der von Robert Blum und Günther herausgegebenen Zeitschrift. Ich muß trachten, daß ich noch ein Exemplar bekomme oder eine Abschrift davon. In Dresden besuchte mich Jacoby mehrmals. Und hier in Berlin verkehrte ich viel mit ihm im Hause seines Freundes und Vetters, des Geheimen Sanitätsraths Dr. Waldeck. Eines Tages kam ich zu Jacoby, und da sagte er mir: Heute habe ich schon zwei Seiten über Sie gestrichen. Die Schwester Heinrich Simons hatte das Leben ihres Bruders geschrieben und darin einfach erzählt, wie ich den Titel zu Heinrich Simons Hauptschrift: „Annehmen oder Ablehnen?“ gemacht hatte und überhaupt bei dem so entscheidenden Buch mithalf. Jacoby sagte mir: Sie haben Ehre genug, und dieses Buch ist das bleibende unseres verstorbenen Freundes, drum habe ich Ihre ganze Antheilnahme gestrichen. Ich war natürlich damit einverstanden. — Jacoby war eine durchaus mathematische Natur, von einer Ruhe und Bestimmtheit, die an Spinoza erinnerte.

Ich war bei Uhland, als er eben in derselben Zeit den Orden pour le mérite abgelehnt hatte. Und Uhland sagte mir — und ich sehe noch, wie seine Lippe zitterte —: ich kann keinen Orden annehmen von einem Fürsten, der meinen Freund Jacoby auf die Anklagebank setzte, so daß er zum Tode verurtheilt wurde, während er doch nur dasselbe gethan hatte, was auch ich gethan habe.

Ich glaube, daß ich in einem meiner Briefe dir geschrieben habe, wie ich bei der Versammlung war, in welcher Jacoby hier die letzte öffentliche Rede

hielt und sich damals bereits nachgiebig gegen die Sozialdemokraten erwies. Ich kann mir nicht recht denken, wie Jacoby sich der Chaosmacherei der Sozialdemokraten anschloß. Das aber ist sicher, er zog die Consequenzen der Freiheitsidee absolut rücksichtslos, unbekümmert um historische Bedingungen. Und sein Leben war so rein und dem Allgemeinen hingegeben, daß es nie Jemand wagte, ihm irgend etwas vorzuwerfen. Und er hatte eine ähnliche Kraft wie Lasker; in seiner Gegenwart wagten die Frivolen nie mit einem unanständigen Wort sich heraus. So ist nun auch er dahin, und er erscheint, wie Kant, als ein persönlicher Vertreter des nordischen stahlharten kategorischen Imperativs.

Ich lese jetzt Anzengrubers Buch „Der Schandfleck": sehr bedeutend in Einzelheiten, von großer plastischer Kraft, aber auch theaterhaft und dazu französisch überbeizt in der Fabel, von da, wo die Geschichte ins Stadtleben einmündet, unbegreiflich abgeschmackt.

594.

Berlin, 11. März 1877.

Und heute schreibe ich dir schon wieder, denn ich habe dir einen neuen Entschluß zu melden.

Ich war gestern Abend bei dem Feste, das Herr Mosse hier gab, da sein „Tageblatt" die Zahl der 50,000 Abonnenten erreicht hatte. Ich saß neben dem Oberbürgermeister und Spielhagen. So waren wir behaglich bei Tische, da auch Lazarus später dazu kam. Spielhagen benahm sich gegen mich mit einer wahrhaft kindlichen Sorgfalt, und alle Leute gratulirten mir und ihm zu dem schönen Poem.

Es war 1 Uhr in der Nacht, als wir heimkehrten. Wir wollten auch einmal die hier neu aufkommenden Wiener Cafés in so später Stunde sehen. Es war in der That bedauerlich gesteckt voll, denn es ist traurig, daß solches Nachtleben die hiesige Arbeitsstrenge untergräbt.

Spielhagen war mittheilsamer als je. Er erzählte mir Ausführliches und Intimes aus seinem früheren Leben und wie er jetzt bereits an die Aufzeichnung gehe. Er ermahnte mich aufs eindringlichste, vor Allem nun mein Leben zu schreiben. Und wunderlich! Da er sagte, daß dies mindestens fünf Bände füllen müsse, ermuthigte und belebte mich das neu dafür, denn ich wüßte in der That nicht, wie ich es anfangen sollte, wenn ich mir wie bisher nur einen oder zwei Bände dafür dächte. Lasse ich mir aber weitesten Spielraum, dann bewege ich mich auch freier und leichter und kann später ja kürzen.

Lieber Jakob! Ich habe gemeint, ich könne warten und ich wartete und wartete bis schöne Ruhe, Einheit und Heiterkeit in mir sei, bis ich mir

selber lieb und wichtig genug wäre, um meine Erlebnisse festzuhalten, und bis ich mir eine kleine oder weitere Welt gegenüber wisse, der ich Alles gern erzähle und der in Liebe Alles bedeutsam ist, was mir geschah oder ich mir anthat.

Aber Spielhagen hat Recht. Wem hat Goethe sein Leben erzählt? Doch schließlich sich selber. Denn im letzten Verschluß ist man immer einsam.

Es gilt also, keine Zeit mehr verstreichen und die Ereignisse nicht noch mehr verblassen zu lassen.

Ich habe mich entschlossen, sobald ich die jetzt vorliegende Geschichte fertig habe, alles Andere — auch das Kinderbuch, von dem nur du weißt — bei Seite zu schieben und allein und ausschließlich mich selber vorzunehmen. Ich kann zwei Jahre zu der Arbeit brauchen.

Ich habe heute Nacht wenig geschlafen, denn du kannst dir denken, wie mich das Vorhaben bewegt. Ich bin indeß der Zuversicht, daß Ruhe und Glücksgefühl bei der Aufzeichnung über mich kommen wird, wenn ich nur erst einmal in Zug gerathen bin.

Den 12.

Ich will dir heute nur sagen, daß ich einen guten Montagmorgen hatte. Ich arbeite an meiner Erzählung weiter, ich möchte sie noch in der alten Wohnung bis 1. April fertig machen, um dann in der neuen meine Lebensgeschichte anfangen zu können. In meiner Seele erwachen bereits unzählige Erinnerungsbilder. Ich denke, daß mir die Sache gelingen wird.

Den 17. März.

Ich lebe hier nun in Saus und Braus des Gesellschaftsgetriebes, und da es nun doch unabänderlich ist, daß ich hier bleibe, entziehe ich mich den geselligen Beziehungen nicht mehr. — Gestern Abend war ich mit meiner Frau beim landwirthschaftlichen Minister Friedenthal. Es war ein solennes Mahl von 50 Personen im großen Saal, und Alles so schön, als ob man in einem Bild von Paul Veronese säße. Heute Abend sind wir auf 9½ Uhr (so spät beginnen jetzt die Gesellschaften) zu Professor Richter eingeladen, und morgen Abend muß ich auf eine Stunde zu dem Maler und Schriftsteller L. Pietsch. Nicht wahr, das ist viel? Kannst aber ruhig sein, ich bin doch auch etwas klüger geworden, ich gebe mich nicht mehr so viel her, ich lasse mich auch mehr von Anderen unterhalten.

Ich muß dir doch auch noch sagen, daß ich eine kleine Erzählung von Theodor Storm gelesen habe, die mir sehr bedeutsam scheint. Storm hat sonst viel Spielen mit Halbtönen. Aber diese Halbtöne passen eben

vollkommen zu dieser Geschichte; oder auch anders: sie ist geschrieben wie die Initialen in Gebetbücher von Nonnen gemalt wurden, so zierlich, so fein und andächtig.

Die Geschichte heißt Aquis submersus, stand in der „Rundschau“ und ist nun in Miniatur als Büchlein erschienen, sie ist für Miniaturformat geschrieben. Der Ton aus dem 17. Jahrhundert ist sehr gut getroffen, und es wäre besser, wenn die Einrahmung von heute weggeblieben wäre. Es ist eine feine sinnige Natur in dem Dichter, Großes ist ihr nicht gegeben, aber zarte Anmuth und leises Erbeben in hohem Grade. Lies die Geschichte auch und sag' mir deinen Eindruck.

595.

Berlin, 28. März 1877.

Gestern hatten wir einen brutwarmen Frühlingstag, und ich wanderte lange einsam und wohlgemuth im Thiergarten, wo mit einemmal der Fink voll schmetterte. Der ist mein alter Freund und macht mich immer wieder jung und löst die vielen Verzagtheiten, die mich immer und immer wieder überkommen.

Heute regnet es, die Knospen draußen haben nur darauf gewartet, nun wird es grün. Ich werde dem Thiergarten nahe wohnen und mir so viel als möglich Naturleben holen.

Den 30. März 1877.

Gestern und heute konnte ich es nicht lassen, mich wieder einmal herauszureißen aus meiner nächsten Arbeit, ich schrieb eine Recension über Turgénjews neuesten Roman, die ich in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichen werde. Ich hatte da so Vieles zu sagen, was vielleicht nur ich sagen kann, und überhaupt — mein Theoretisiren muß doch auch zu irgend einem Ventil heraus.

Ich werde, bis die neue Wohnung fertig eingerichtet ist, nach Charlottenburg zu Professor Bleibtreu ziehen und da vielleicht in Ruhe die Erzählung durchlesen und fertig machen.

596.

Charlottenburg, 3. April 1877.

Gestern, als ich eben Alles gerichtet hatte, um über die Zeit des Umzugs hieher zu fahren, kam einliegender Brief vom Großherzog von Baden. Der ist einfach bescheiden und gut, und ich war natürlich zur bestimmten Stunde im Palais. Ich mußte noch eine Viertelstunde warten, der Großherzog war noch zum Diner beim Prinzen Reuß. Er kam und holte mich aus dem Vorzimmer. Es ist eine wahre Wonne, diesem offen-

herzigen und offengeistigen Manne gegenüber zu sein, und man möchte alles Gute vor ihm ausschütten, was man seit der letzten Begegnung erlebt und gedacht hat, und er hört so getreu zu und nimmt so getreu auf und thut auch mit, läßt nicht bloß den Andern sich abhaspeln.

Wir redeten über Allgemeines und Persönliches. Der Großherzog erzählte mir auch viel von seinem Sohne, wie weit er in juristischen und philosophischen Studien sei, und wie schön, einander erziehend, das Verhältniß zu Prinz Wilhelm von Preußen sei. Die beiden Vettern wollen jetzt zusammen auf Universität sein. Der Großherzog sagte mir auch, daß er meine letzten Geschichten schon zwei- oder dreimal gelesen, und es war fein, wie er erklärte, was er alles darin finde. Er geht auch meinem persönlichen Leben nach.

Mit einer Innigkeit, wie eben von innerlichst Zugehörigen, nahmen wir Abschied, es war halb 10 und ich fuhr unter heftigem Sturmwind noch hieher.

Hie im Hause ist es voll Behagen. Der künstlerisch arbeitsame Mann, die tüchtirge kernhafte Frau und der einzige Sohn mit entschiedener dichterischer Neigung und, wie ich glaube, auch dichterischer Befähigung — es weht eine edle reine Luft im ganzen Hause voll Schönheit und Sauberkeit.

Den 6. April 1877.

Hell und frisch ist der Tag und hell und frisch ist mein Gemüth, verflogen alle Schwere, der Frühling ist da und neue Arbeitslust.

Ich machte heute meinen ersten Morgengang vor dem Frühstück, es ist eigentlich Haide, darüber sich der Weg hinzieht, nur wenig Saatfelder, meist Wiesen mit winterdürrem Gras und Wasserüberfluthungen, aber drüber hin sangen zahllose Lerchen in der hellen Sonnenluft, und am Wege fand ich Veilchen zwischen thauglitzernden Grashalmen.

Ich habe mehrere Stunden still und froh gearbeitet, es setzen sich immer mehr lichte Punkte in das düstere Gemälde ein, und Gestalten, die ehedem noch unbewegt waren, recken sich und strecken sich.

Meine Gastfreunde hier sind in ständig gleicher Weise innig und freudig, ich habe Ansprache und ruhiges Alleinsein, wie ich beide nur wollen kann.

Den 7. April.

O diese wonnige Ruhe und Stille am Morgen! Das labt die Seele wie Thau die Pflanze, von innen regt sich's, von außen fliegt's heran. Ich bange vor der Rückkehr in die Stadt und doch muß es sein. Für meine Natur das gemäßeste wäre ein Wohnen auf dem Lande in der Nähe der Stadt.

Mein Gastfreund Professor Bleibtreu ist ein warmherziger Mann von umfassenden historischen Kenntnissen und reicher Gestaltungskraft. Er malt jetzt an den Entwürfen zu der Concurrenz für Ausschmückung des Kaiserhauses in Goslar. Das Programm lautet: Kaisergeschichte von 1050 bis 1250, und er hat markvolle Bilder geschaffen.

In dem alten Nibelungen-Xanten geboren, hat Bleibtreu eine grundtiefe Begeisterung für die großen geschichtlichen Vergangenheiten, während mir die ganze deutsche Kaisergeschichte so erscheint, als wäre sie einem andern Volke geschehen. Wir haben keinerlei Institutionen aus jener Zeit, wir sind ein althistorisches Volk und doch eigentlich ein Volk von gestern; wie unsere Literatur hinter Lessing, so hat unser politisches Leben hinter Friedrich dem Großen kaum Wirkungskräfte für uns.

Es ist ein Großes, solch eine umfassende Concurrenz-Arbeit zu machen, immer mit dem Gefühl, daß alle Mühe vergebens sein kann, und dabei doch den vollen Einsatz alles Könnens dranzugeben.

Bleibtreu erzählt gut und gern aus seinen Feldzügen, er hat als Schlachtenmaler den holsteinischen, böhmischen und französischen Feldzug mitgemacht und hat im letztern besonders viel mit süddeutschen Soldaten gelebt. Auch war er bis nach Rheims, wo Gustav Freytag zurückkehrte, beständig mit diesem. Freytag hat sich nie unter die Gruppen der Soldaten gemischt, er lebte vornehmlich im Hauptquartier und trug sich schon damals ständig mit den Planen zu seinen historischen Romanen.

Ich war gestern nicht in der Stadt, ich machte mit meinem Gastfreund einen weiten Gang über die Haide nach dem Grunewald, und es hat etwas wahrhaft Rührendes, was für Schönheiten Bleibtreu an der Haide entdeckt oder eigentlich, da er sie liebt, immer darin sieht.

Den 8. April 1877.

Heute sind es also acht Tage, daß ich hieher gezogen, und heute Abend ziehe ich nun endlich in meine neue Behausung ein. Ich kam gestern nicht zum Briefschreiben (und oft ist mir, als müßte das täglich sein), ich war müde, da ich erst um halb 2 zu Bett kam. Ich war bei der Vorstellung des „Wintermärchens“ zum Besten des Vereins „Die Presse“, dargestellt von den ersten deutschen Schauspielkräften, und doch machte mir das Stück wiederum keinen reinen und festen Eindruck. Ich bin kein Shakespeare-Orthodoxer.

Ich habe gestern meinen, wenn auch verspäteten Morgengang noch gemacht, ich arbeitete dann bis 12 Uhr, da kam ein Hoflakai mit einer Einladung zur Großherzogin von Baden. Ich fuhr nach Berlin, und vor Allem muß ich dir sagen, daß mir unsere neue Wohnung sehr wohl gefiel.

Ich fuhr gegen 7 nach dem Schlosse, und bald trat die Kaiserin ein, Arm in Arm mit ihrer Tochter; sie stützte sich sehr auf die jugendliche Gestalt; sie sagte, wie sehr sie sich freue, immer Gutes von mir zu hören und daß ich so rüstig fortarbeite; sie reichte mir mit herzlichen Wünschen die Hand zum Abschiede.

Ich war mit der Großherzogin allein, die prächtig aussieht. Sie sagte mir, sie habe staunend gehört, wie alt ich sei: „Man sieht Ihnen das nicht an und man liest Ihnen das nicht an." Sie sprach sehr freundlich von meinen letzten Sachen und meiner Arbeitsfrische und erzählte mir von der unablässigen Arbeit des Kaisers: „Er geht nicht schlafen, ohne seine Akten abgestoßen zu haben, und vorgestern machte er sich Vorwürfe, daß das nicht geschehen war. Er war erst um halb 2 von einer Soirée heimgekehrt und er sagte: „Ich hätte nicht vorher so lange im Theater bleiben dürfen." Sie erzählte auch, wie er sich der beiden Enkel freue, die als Lieutenants Front vor ihm machen. Der badische Prinz und Prinz Wilhelm sind sich sehr nahe, jener sei anderthalb Jahre älter und ruhiger, während Prinz Wilhelm stürmischer sei. Auch sei es gar anmuthig, wie die 14jährige badische Prinzessin den Großvater so lieb zu behandeln verstehe. Noch Manches sprachen wir, und die Großherzogin sagte mir, wenn ich auf meiner Rückkehr von Tarasp wieder über Constanz käme, müsse ich länger bleiben, sie habe auch eine Bitte an mich, die ich erfüllen müsse. Ich fragte, was es sei, sie erwiderte: „Das sage ich jetzt noch nicht, aber es ist etwas Humanitäres."

Ich fuhr wieder heim und dann hieher. Heute Abend ziehe ich nun in meine Wohnung ein.

Berlin, Hohenzollernstraße 18, den 10. April 1877.

... Ich machte schon um halb 8 meinen Morgengang, ich habe nur sechs Häuser zu passiren und bin im Thiergarten, in dem es heute so frisch war und in den einsamen Gängen so voll Vogelsang, als wäre man droben im Walde bei Höchenschwand. Ich denke also: gute Ruhe, und das ist bei mir Schaffensfähigkeit, wird sich finden. Einstweilen beunruhigt mich der Gedanke, daß ich etwas Rechtes machen sollte zum 25jährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs von Baden am 25. d. M. Ich hatte den Plan, Hebel mit seinen Gestalten in einem Festspiele erscheinen zu lassen, aber es will sich mir jetzt nicht fügen und es ist ein besonderer Mangel, daß mir die Versform so ungelenk ist. Ich denke also, es bei einem Briefe mit dem vollen Ausdruck meiner Herzensmeinung bewenden zu lassen.

597.

Berlin, 14. April 1877.

. . . Ich habe es jetzt wieder eingerichtet, daß ich, um meine Stimmung rein zu erhalten, morgens nicht mehr in die Zeitung sehe. Ich kann ja auch nichts zu den Welthändeln thun. Die Reichskanzler-Krisis ist also vorüber. Mir ist der Wunsch aufgegangen, daß ich Kenntnisse und Zeit hätte, um eine Parallele der Arbeit aufzustellen, auch der staatsmännischen, von sonst und jetzt. Wir sind nicht schwächer als die Menschen zur Zeit eines Pitt oder Richelieu, wir sind nur aufgeregter und verbrauchter; der Telegraph mit seinen Zuckungen zu jeder Tag- und Nachtzeit, die Zeitungen und die parlamentarischen Reibungen, das zerfeilt auch die stählernen Nerven.

Sonntag, 15. April 1877.

Nein, lieber Jakob, das ist doch nicht recht, daß du mich so warten lässest, ich weiß nun nicht einmal, ob du meinen am 11. abgesendeten Brief erhalten hast. Ich schicke also heute diesen Brief ab.

. . . Professor Ernst Kapp hat mich gestern besucht (er ist der Onkel von Fritz), er hat eben ein Buch edirt, das die Geschichte der Cultur in der Geschichte der Werkzeuge aufzeigen soll. Ich sagte, daß ich Aehnliches bereits vor 40 Jahren in dem Kapitel „Hantirung" in meinem Roman Spinoza gesagt, ich suchte die Stelle auf, Kapp las sie vor und war ganz außer sich, daß ich alle seine Beweisführungen vorgeahnt hatte: er wird die Stelle in der neuen Auflage abdrucken.

Abends war ich dann in der Generalversammlung des Vereins für jüdische Studirende. Der Verein hat im vergangenen Jahre 18,000 Mark verausgabt und vor kurzem namhafte Stiftungen erhalten. Da Generalversammlung und Fest heuer wieder so oft verschoben wurde, machte ich den Vorschlag, daraus ein unbewegliches Fest zu machen und zwar auf den Geburtstag Lessings, den 22. Januar. Mein Antrag wurde einstimmig angenommen.

598.

Berlin, 20. April 1877.

So ist's, und so ist's gut. Alles ist Parallele, ein Strichregen hat in der Frühe Alles draußen erfrischt und dein Brief Alles drin in mir. Dazu kam auch noch ein guter Brief von Eugen und deine Karte.

Ich habe heute meinen Aufsatz zum Jubiläum des Großherzogs von Baden an die Allgemeine Zeitung geschickt. Ich habe mir allein da nicht recht getraut und habe den Aufsatz Dr. Oppenheim vorgelesen, der Alles recht fand. Es ist mir ein inniges Genügen, daß ich zur Feier des Großherzogs ein Wort sagen darf. Ich habe den Großherzog in seiner Grad-

heit und Sinnigkeit so herzlich lieb, daß ich mich nur vor jedem superlativen Ausdruck zu wahren hatte, und ich weiß, ich mache auch ihm wahre Freude.

Den 22. April.

... Du merkst schon, daß ich heute lustig bin, und doch habe ich auch mich schon geärgert über die cavaliermäßig frivole Weise, mit welcher Dingelstedt eine Erinnerung an den kürzlich verstorbenen Mosenthal in der „Gegenwart" gibt. Ich halte auch nicht viel von Mosenthal als Dichter, er verstand lebende Bilder zu stellen mit Geschmack und bräuchlicher nobler Intention, er war ein theatralisches und kein dichterisches Talent, und diese beiden sind ja leider in unseren Tagen getrennt. Seine letzten Erzählungen haben aber viel Inniges. Jedenfalls verdient er achtungsvolle Behandlung. Dingelstedt, wie die Wiener Feuilletonisten alle, behandeln dagegen Mosenthal in jenem Witzboldenton, der von Heine stammt. Dazu mutzt Dingelstedt immer das Jüdische in scheinbar harmloser, aber in Wahrheit tief gehässiger Weise auf.

Ich hatte gestern auch Lust, gegen Julian Schmidt aufzutreten, der in der National-Zeitung zu beweisen sucht, daß Goethe kein Spinozist war, und dabei fallen auch versteckte Hiebe auf den Juden. Ich könnte Schmidt nachweisen, daß seine Aufstellungen grundfalsch sind, aber ich darf mich jetzt in Derartiges nicht einlassen.

Den 23. April.

Ich habe eine Recension über einen neuen Dichter angefangen, glaube aber nicht, daß ich dieselbe vollende und veröffentliche. Der Mann heißt Konrad Ferd. Meyer (ein Schweizer) und hat einen vortrefflichen Roman geschrieben: „Georg Jenatsch".

Daneben läßt mich der Aerger über Dingelstedt noch nicht los. Es ist zum Rasendwerden, was für eine Judenhetze noch in den Deutschen steckt. Nun sagt Dingelstedt, die Juden hätten nichts Lyrisches, Heine und Felix Mendelssohn seien Ausnahmen, und Moritz Hartmann u. A. scheinen ihm nicht erwähnenswerth. Das Unfaßlichste aber ist, daß Dingelstedt von sich sagt, er hätte es weiter gebracht, wenn er ein Jude wäre, und das sagt der, der selber gestand, daß die Erfolge seines Lebens märchenhaft seien.

Daß ich persönlich Dingelstedt mit dieser Kundgebung verliere, muß ich eben verschmerzen. Wir hatten in der Ferne immer gut zu einander gehalten, und in Tarasp haben wir Wochen lang in ständigem trautem Verkehr gestanden. Ich werde einfach ihm gar nicht mehr schreiben, ein Eclat wäre da in keiner Weise am Ort.

599.

Berlin, 30. April 1877.

... Eben erhalte ich die Nachricht, daß mein lieber Freund Löwe beim Herabgehen von der Tribüne des Reichstags den Arm gebrochen hat. Ich möchte gleich zu ihm, kann aber nicht fort.

Den 1. Mai.

... Ich war gestern noch bei Löwe. Ich durfte ihm nur kurz die Hand reichen, er fieberte, er sagte indeß, ich solle bald kommen, denn er habe mir viel zu sagen.

Den 5. Mai.

... Ich nehme ein neues Blatt, denn ich bin so glücklich und erhoben. Wenn ich nur etwas schaffen könnte, das meiner innern Bewegung, die aber so wundersam ruhig, entsprechen könnte. Ich habe einen Plan, aber ich weiß nicht, ob ich noch die Kraft dazu habe, ob ich noch die Ruhe und innere Sammlung und Klärung dafür finde.

In der Singakademie wurde [gestern] Händels Judas Makkabäus aufgeführt. Ich ging hin, und die Chöre und Soli und die Instrumentalmusik, das brauste mir durch die Seele wie ein heiliger Strom. Noch nie im Leben fühlte ich mich größer, weiter, erhobener und von aller Lebensschwere erlöst, wie in diesen Stunden, überfluthet von diesen Klängen. Wir Kirchenberaubten empfangen die Sacramente im Reinsten, in den Tönen, in den melodisch geschlossenen, gefugten, und die ganze Skala der Unendlichkeitsempfindung gibt dieses Thema und diese Musik Händels. Die Musik gibt noch mehr als die ruhende Skulptur, sie lebt, bewegt und bewegend, erklingt immer neu von athmenden Lippen, ist unsterblich und macht unsterblich.

Ich kann nicht Alles sagen, ich kann nicht nochmals zurückrufen, was und wie ich da war, ich kann nur sagen, ich war eine Zeit, die sich nicht nach der Uhr mißt, glückselig in der Welt und über der Welt.

Ich hatte nie eine schönere Schlaflosigkeit. Denn aus Allem heraus stieg mir mein oft vorgenommener und nie recht erfaßter Plan zu meinem Roman „Ben-Zion" auf, der jetzt freilich anders heißen muß. Ich habe heute schon Titel und Einleitung geschrieben, theile sie dir aber noch nicht mit. Die Makkabäus-Musik hat mir wieder die Aufgabe und Pflicht erneuert, die wunderbare Mission der Juden in der Geschichte dichterisch zu gestalten. In meiner ersten Studentenzeit, schon in Tübingen wollte ich ein großes episches Gedicht schreiben, das die Geschichte eines jüdischen Jünglings behandelt, der nach Jerusalem wandert und dort auf den Tempelruinen stirbt. Meine Unreife und meine Unfähigkeit im Verse ließ mich nicht weit kommen, aber es müssen sich noch Bruchstücke finden, die freilich jetzt nichts mehr gelten können. Ich habe den neu erschienenen Roman der

Eliot: „Daniel Deronda“ noch nicht gelesen. Ich höre, daß er ein ähnliches Thema behandelt. Das geht mich nichts an und mein Plan ist auch ein ganz anderer.

Aber ich will dir nicht weiter von meinem Plan sprechen, und ich darf ihn jetzt ja auch nicht ausphantasiren. Ich komme mir vor, wie eine Lerche in der Luft, die wieder zu ihrem Nest in der Ackerfurche hinab muß und dort ihre Eier ausbrüten. Ich muß zunächst meine Erzählung fertig machen, aber wenn ich mein Leben geschrieben habe und vielleicht auch das Kinderbuch, ja dann — ich hoffe noch Lebenskraft zu haben und ich werde ruhig sterben, wenn ich dies Letzte, Gewaltige noch ausgeführt habe.

Einstweilen aber muß ich noch das Tagleben fortsetzen.

. . . Ich habe endlich auch guten Brief von meinem Bruder Julius in Amerika, mit Bildern von ihm und seiner Familie.

600.

Berlin, 8. Mai 1877.

Ich habe Löwe-Calbe wieder besucht, er trägt sein Leiden mit schöner Mannhaftigkeit. Löwe ist der Einzige hier, der auch meinem Bedürfniß nach ermuthigendem Zuruf entgegenkommt. Er hat meinen Aufsatz [zum Jubiläum des Großherzogs von Baden] gelesen, und er sagte mir, ich hätte mich gehalten, wie ein Arbeiter am Volkswohl zu einem andern Arbeiter in höherer Stellung spricht.

Sonntag, 13. Mai 1877.

Mein herrlicher, herzlich lieber Freund Löwe ist lebensgefährlich krank, das geht mir stündlich nach, und ich muß mich zwingen, irgend etwas Anderes zu denken. Ich bin heute in der Frühe, statt in den Park, in Löwes Wohnung gegangen, die Nacht war entsetzlich, jetzt ist es etwas besser, aber die Furcht vor dem Schlimmsten besteht noch.

Den 15.

Es geht Löwe seit gestern wieder besser, er scheint außer Gefahr, ich fühle mich wieder frei und im Frühling.

Gestern war Wilbrandt bei mir, und ich war Abends mit ihm bei Lindau, wo auch sonst noch treffliche Männer waren. Heute war ich in der Mittagszeit zwei Stunden allein mit Lasker in brutwarmem Wetter im Thiergarten, alle Vögel sangen, es sind nun alle da, auch die Nachtigall, durch die Luft flogen die Schuppen von Buchen- und Rüsterknospen, die Blätter wollen grünen, wie die Vögel singen, und wir zwei Menschlein hatten zwei lebenswerthe Stunden, in die sich ein unmeßbarer Inhalt drängte. Lasker hat das Glück, daß jetzt in der Ferienzeit sein Denken und Sinnen sich in Versform faßt; er hat mir davon Treffliches vorgesagt. Solchen

scharfen Denkern, wie Lasker und Strauß, die zugleich melodische Naturen sind, geht es so, daß die andere Seite ihrer ideellen Substanz sich plötzlich aufzeigt.

601.

Berlin, 28. Mai 1877.

Der gestrige letzte Maiensonntag war ein Wonnetag für mich. Lasker, von Schwerin zurückgekehrt, nahm sich vor, mir ganz allein diesen Tag zu widmen, denn heute Abend reist er bereits nach Freiburg. Er kam gegen 12 Uhr, als just auch dein Brief ankam, und so hatte ich dich brieflich und ihn leiblich. Wir blieben beisammen, bis es Nacht war.

Jetzt muß ich mich rüsten, um als Comité-Mitglied des Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger mit Kapp u. A. nach dem Müggelsee zu fahren, wo die Seeleute den Rettungsapparat uns praktisch vorführen wollen.

Den 30. Mai.

Das waren zwei Tage voll Unruhe, aber auch von mancherlei Erquickung. Vorgestern, gleich nach dem Mittagessen fuhr ich die Stunde weit nach dem Frankfurter Bahnhof und dann nach dem Müggelsee. Man staunt, solch einen mächtigen See mit bewaldeten hügeligen Ufern zu sehen. Die Proben mit den Rettungsraketen gingen gut. Ich sprach auch den Marine-Minister Stosch. Abends war ich dann noch bei Begrüßung der Deputationen aus den Hansestädten ꝛc. zur Generalversammlung, und gestern war ich bei dieser und hatte anmuthendes Sein mit dem Admiral Werner. Abends beim Festessen sprach ich, wie ich glaube, zutreffend. Ich muß eben jedes Thema so nehmen, daß ich den ethischen Punkt betonen kann und auch zeigen, daß das Christenthum nicht Alleinpächter der Humanität ist.

Den 14. Juni.

Da hält man eine Rede für die Humanität, da sitzt man am Schreibtisch und sucht die geheimen Gänge des Seelenlebens aufzudecken, und derweilen herrscht in der weiten Welt draußen Mord und Todtschlag und dazwischen werden von den christlichen Vertretern der Humanität 70—80 Judenfamilien beraubt und mißhandelt. Wir erhalten hier spezielle Nachrichten über die neuen Greuel in Rumänien und werden sehen, ob wir nicht öffentlich etwas thun können.

Heute ist im 6. Bezirk Abgeordnetenwahl hier. Die Liberalen kämpfen mit den Sozialdemokraten. Unser Kandidat ist der Maschinenfabrikant Ludwig Löwe, den ich schon lange kenne vom Handwerkerverein her, er ist ein frischer und freithätiger Mensch. Ich habe erst jetzt durch ein Pasquill der Sozialdemokraten erfahren, daß er ein Jude ist.

Es steht schlimm mit uns Liberalen, die neue Jugend hat eben andere Postulate und weiß nichts mehr von den Bedrückungen und wie wir darum mit dem status quo im Ganzen zufrieden sind. Ich spreche viele junge Leute und muß da immer denken: „Es stand ein neuer König auf, der Joseph nicht kannte," sie wissen eben auch nichts von unseren Hungerjahren und unserm Joseph.

Den 30. Juni.

Nun bin ich endlich fertig, wirklich und ganz. Wie viel habe ich dir zu sagen! Das Beste aber ist, ich kann dir's sagen, denn ich komme im Laufe der nächsten Woche zu dir, vorerst nur auf einen Tag, denn ich muß nach Tarasp. Ich hab's in jeder Beziehung nothwendig, mich wieder aufzufrischen.

602.

Tarasp, 11. Juli 1877.

Meine Fahrt hieher war sehr beschwerlich und nur die Zuversicht, daß ich hier wieder frischauf werde, ließ mich weiter reisen, und jetzt, meine ich, wird wieder Alles gut. Gestern habe ich zu trinken angefangen . . .

Tarasp, 26. Juli.

Was sagst du dazu, daß ich gestern in einem Zug ein einaktiges Lustspiel angefangen und fertig gemacht habe? Ich bin froh, daß ich wieder so was kann, wie daß ich wieder Berg steigen kann. Ich habe hier kernhafte Schweizer kennen gelernt, Kaufleute, die aus den entferntesten Ländern, und daheim verbliebene, und alle haben etwas Wahrhaftiges, wollen nicht mehr und anders scheinen als sie sind, und die höheren Beamten, wie Landammann Aebli und General Herzog, haben so etwas selbstverständlich Einfaches und in allen großen Zeitfragen Heimisches, daß jedes Gespräch eine Erquickung ist.

603.

Samaden, 2. August 1877.

Da bin ich nun seit vorgestern Abend und, es ist eigentlich lächerlich und mir selber räthselhaft, ich habe gestern und heute in wenigen Stunden bereits ein zweites einaktiges Lustspiel geschrieben[1]. Ich habe kein Urtheil darüber, denn das hat sich so von selbst gemacht, und das Seltsamste ist.

[1] Die oben erwähnten einaktigen Lustspiele sind: „Das erlösende Wort" und „Eine seltene Frau" (anfangs betitelt: „Zu jung") Dazu kam (Brief v. 9. August) das Stimmungsbild: „Riegel vor!" (Mit den in nachfolgenden Briefen erwähnten Erzählungen: „Adam und Eva auf dem landwirthschaftlichen

daß in der Umgebung dieser majestätisch wunderbaren Bergwelt sich mir Solcherlei ausgestaltet.

Ich traf in Tarasp mit einem jungen Berliner zusammen, der unter dem Namen Hugo Bürger mehrere theatergerechte Stücke geschrieben hat. Ich erzählte ihm ein Thema zu einem kleinen Stücke und im Erzählen baute es sich auf und ich schrieb's nieder. Ich erzählte ihm ein zweites und da ging es ebenso, und das ist eben das, was ich heute fertig geschrieben habe. Es ist natürlich an beiden noch zu thun, aber sie stehen und gehen, wie ich meine, und jedenfalls haben sie mich erheitert, denn solche kurzathmige Dinge sind mir just recht und beschäftigen mich auf der Reise, zumal ich allein bin.

Hier fand ich bei dem ehemaligen Apotheker Bernhard behagliche Wohnung, und da bleibe ich nun wahrscheinlich bis Montag, dann geht's nach Triberg.

Sonntag, 5. August 1877.

Gestern, nachdem ich Morgens gearbeitet und viel Briefe geschrieben hatte, fuhr ich nach dem Hospiz Bernina und ging von da aus nach Sasall am Gletscher. Ich kann ziemlich gut marschiren, aber mir wird bald so entsetzlich heiß und dann wehen die scharfen Winde und durchschauern mich.

Die Hauptsache ist, ich vergesse Alles, zumal die kleine Arbeit, die ich jetzt mit mir herumtrage, und lebe ganz in der Hoheit dieser Bergwelt, die so überwältigend und niederdrückend wäre, wenn nicht die leichte freie Athmung und die entlastete Luftsäule einen Leichtmuth und ein Gefühl des Flüggeseins gäbe. Im einsamen Ausruhen, während ich — ich weiß nicht wie — meinen hebräischen Namen mit großen Buchstaben in den Schnee schrieb, fiel mir ein: solch ein Einschreiben in das große Buch der Welt wird deine Lebensgeschichte sein, bald verweht, geschmolzen und nicht mehr da. Aber was thut's? Im Anblick des Höchsten und Ewigen ist alles Einzelleben klein und nichtig, und doch lebt jedes sein Leben aus und faßt es in Töne, dort das jauchzende oder in Furcht klagende Murmelthier und hier die Bergkrähen, die um die nasse Felswand fliegen, wo sie wahrscheinlich nisten und nur wenn ich das Echo erwecke, wieder auffliegen.

Ich freue mich auf das alpine Kinderbuch, ich habe heute schon Einzelnes dafür notirt, aber ich dränge es zurück, zuerst muß ego ipse dran, das habe ich mir gelobt.

Gestern erzählten mir meine Reisegenossen von den Niederlagen der

---

Fest", „Der Sohn des Käthchen von Heilbronn", „Die feindlichen Schwestern", „Wie der Großvater die Großmutter nahm" und „Die Vergolderin", unter dem gemeinsamen Titel: „Unterwegs. Kleine Geschichten und Lustspiele", Berlin, Paetel, 1879, zusammengestellt.)

Russen, ich weiß nichts mehr von den Welthändeln, ich lebe nur Natur. Die Weltgeschichte geht ohne mich fort, und ich schleppe im Ameisenhaufen meine Tannennadel nach gegebener Kraft.

Den 9. August.

Und abermals lächerlich, es drängt sich mir ein drittes Stück auf, freilich nur eine Soloscene. Was will ich machen? Die Sachen machen sich selber und gewähren mir ein heiteres Spiel, fast als wäre ich Zuschauer meiner selbst. So war's noch nie, und mag nun werden was da will.

Samaden, 12. August, Morgens 9 Uhr.

Um elf Uhr reise ich ab, mit Freund Valentin Marr, der vorgestern zu mir kam. Ich gehe eigentlich ungern von hier weg, aber das ist immer und überall so. Mann und Frau und Kinder, Tante und Nichte, Alles hier im Hause umgab mich mit Dienstwilligkeit und Güte, und ich habe hier so viel schöne Stille, so viel Erhebung in der übergewaltigen Naturumgebung und dabei doch erquickliche kleine Fabulirungslust gehabt.

Constanz, 14. August 1877.

Nur zwei Zeilen von hier aus. Es ist eine eigene Lust, wieder im Vaterlande und zumal in Baden zu sein, es ist eben Heimat. Die Fahrt über den Albula war so groß als bequem und heiter. Die überwältigende Erhabenheit der Alpenpässe duldet keine Schilderung, man schaut und empfindet das Wortlose. Wir übernachteten in Alvenen und sind über Chur hieher gefahren.

Triberg, Schwarzwald-Hotel, 15. August 1877.

... Ich habe doch gewiß Großes und Hocherweckendes gehabt in der Schweiz, aber hier bin ich daheim, hier ist mir Baum und Wiese und Berg und Thier und nun erst der begegnende Mensch — Alles ist mir wie Jugendgenosse, und wir kennen uns und verstehen uns.

Als ich gestern Abend durch den Wald ging und die ersten mächtigen Weißtannen sah, die so gradauf, so still schön gedeihen, da war mir's, als müßte ich Verwandte, Altvertraute umarmen. Hätte ich die Kraft des Verses, ich hätte ein Lied gesungen, einen Waldgruß, der noch von bewegten Lippen tönen müßte, wenn ich längst in sechs Brettern ruhte und über meinem Grabe eine Weißtanne grünt. Aber ich denke noch nicht ans Sterben, noch lange nicht, ich muß dir immer wiederholen: ich habe das Eigentliche noch gar nicht gesagt, was in mir und was in meinem Walde.

Ich schreibe dir hier auf dem Balkon über dem Portal, der Blick geht über die ansteigenden Matten, und drüben am Hang die Felder und

hüben der Wald, jeder Athemzug ist tannenduftige Erquickung. Das mußt du einmal mit mir haben, ich thu's nicht anders.

Die Fahrt von Constanz hieher war eine Kette von schönen Belebungen, und wenn man so aus den Hochalpen kommt, erscheint die Feldwirthschaft wie ein Wunder, da und dort ist bereits geerntet und werden die Stoppeläcker umgepflügt. Die Jahresschosse an den Tannen sind heuer mächtig groß, und es ist ein sehr reiches Sonnenjahr noch dazu. Erst hier im Lande weiß man wieder, was wohlgepflegter gut bestandener Wald ist.

604.

Triberg, 17. August 1877.

... Ich hatte gestern einen guten Nachmittag mit Professor Friedreich, seiner Frau und Nichte. Friedreich ist nicht nur als Arzt so bedeutend, er erscheint mir auch als eine reicherfüllte offene und gradsinnige Natur, der wie alle großen Spezialisten eben zu klagen hat, daß er nicht den allseitigen Kundgebungen der Zeit folgen kann; indessen hat er sich doch aus culturgeschichtlichen Gründen dem Altkatholizismus angeschlossen, freilich den Katechismus minus Unfehlbarkeit glaubt er nicht.

Den 18.

Das Dramatische hat doch eine unausweichliche Verführungskraft. Da gehe ich heute früh in den nahen Wald mit einem auf das Unmittelbare gewendeten Denken, und unversehens bin ich im Ausdenken eines Trauerspiels „Johann Kepler". Du erinnerst dich vielleicht, daß ich schon in Mainz im Anfang der 40er Jahre umfassende Studien zu einem historischen Roman „Kepler" gemacht habe, ich besitze die Auszüge noch und nun stellt sich mir das Thema dramatisch mit einem Drehpunkte, der den Conflict Welt oder Familie bezeichnet. Ich habe einen vorläufigen Entwurf fixirt, aber ich kann nicht und darf und will nicht, mich jetzt in solches, noch so sehr Lockendes einlassen, ich verwirre mich sonst ganz. Aber für gute ruhige Zeit ist's aufbewahrt und soll werden. In meinem Alter darf ich nicht mehr Versucherles treiben, ich muß meine Ernte unter Dach bringen, und wenn das geschehen, dann walte, was da mag. Wenn mir's aber nur nicht geht wie jenem Soldaten: „Herr Leutnant! Ich hab' drei Gefangene." „Bring sie her!" „Sie lassen mich aber nicht los."

Ich habe dir gestern „Adam und Eva auf dem landwirthschaftlichen Fest"[1] geschickt, die Geschichte war mir sehr lieb, sag mir bald deinen Eindruck.

---

[1] Vgl. S. 226.

Den 19. August 1877.

Ist es erfüllte Sehnsucht, ist es die Fülle belebender Wahrnehmungen? ich meine, ich war noch nie so waldfroh wie jetzt; der Wald war mir aber auch noch nie so nachbarlich, so heimisch zugehörig, und das Rauschen des Wasserfalls mit der durchtränkten Luft erquickt mich allmorgendlich, ich trinke aus dem Felsenquell zwei oder drei Glas und gehe dann langsam bergauf. „Wie eine Hindin schmachtet nach Wasserbächen", das ist gut gesehen und gradaus gesagt, und da behauptet man, die Naturfreude sei modern; die Bibel drückt sie nur nicht als Lust für sich aus, sondern exemplificirt auf das Seelenleben.

Man hört nur noch die Elster und den Nußhäher, das Jahreswachsthum ist fertig, und nur dem Werdenden wird gesungen.

Den 20.

Gestern Nachmittag ist Valentin Marx abgereist, und ich habe ihn und Hugo Bürger bis Hausach begleitet. Daß Valentin fort mußte, thut mir sehr leid. Der warmherzige und auf alles Denken treulich eingehende Freund umgab mich mit einer kindlichen und zugleich männlichen Fürsorge, um es mir zu jeder Stunde und an jedem Orte wohlig und von allem materiellen Thun und Besorgen befreit zu machen. Nun bin ich wieder ganz allein, denn auch Friedreichs sind fort.

Ich habe die kleine Geschichte [Adam und Eva rc.] gemacht wie eine Art Virtuosenstücklein, ich meine, das Technische hat mich besonders gereizt. Es ist ähnlich, wie wenn Knaus eine Figur als solche charakteristisch hinstellt, ganz für sich, und sie sagt weiter nichts, als: ich bin ein Stück künstlerisch fixirten Lebens. Es ist aber sehr die Frage, ob das die Dichtkunst auch kann oder vielmehr darf. Die Darstellung durch das Wort ist etwas Anderes, als die durch die Farbe, deren Constellation schon etwas bedeutet; das Wort hat seinen Ursprung aus dem Gedanken und für denselben. Freilich liegt in dem Ausspruch Adams: Du könntest ja auch Wittwe sein — der ethische Kern einer restitutio in integrum, aber er ist nicht zum Keimpunkt und Drehpunkt gemacht, und so hat das Ganze nur Bildanspruch.

Ich bin gestern von Hausach nach Wolfach gefahren, traf den prächtigen Amtsrichter Kohlunt bei der Stadtmusik im Badgarten, und er erzählte mir eine Thatsache, die ein dichterisches Motiv werden kann.

Den 23. August.

Ich weiß rein nicht mehr, was ich mache, es macht sich Alles von selber. Da habe ich nun binnen zwei Morgen eine ganze Novelle geschrieben, voll ausgegliedert, zunächst aus dem von Kohlunt vernommenen Motive, mit Hinzufügung von Anderem und aus der Phantasie sich nothwendig

Anschließendem. Ich will meine Lebensgeschichte schreiben und komme nicht dazu, aber ich muß doch und ich will jetzt.

Ich habe auch wieder gute Nachmittags-Ansprache. Ein württembergischer Artillerie-General (von Marchthaler), ein offener biederherziger Mann, der auch schön nach der Natur zeichnet, seine ernstdenkende Frau und eine anmuthige Tochter stellten sich mir freundlich als meine Landsleute vor, und wir sind uns nahe geworden. Eine besondere Freude habe ich auch an einem jungen Dr. Nebel aus Heidelberg, dessen Vater und Großvater ich kannte. Er begleitet mich bei meinen Besuchen in den Bauernhäusern, besonders in Schönach, und kann als Arzt besonders Willkommnes bieten. Auf Schritt und Tritt bietet sich mir Merkwürdiges. So ist dem Sohn des Wegknechts eine Geschichte passirt, die ganz genau dieselbe ist, die Turgénjew vor kurzem geschrieben hat, und auch hier ist eine Uhr Wendepunkt.

Die Erzählung, von der ich dir schrieb, bildet eine Parallele [zu meiner Erzählung: „Die feindlichen Brüder"] und heißt: „Die feindlichen Schwestern."

605.

Triberg, 27. August 1877.

Das geht nun so fort und fort, kreuz und quer, ich weiß selber nicht wohin noch. Ich bin, wenn ich den ganzen Morgen von halb 9 bis gegen 1 Uhr gearbeitet habe, wie benebelt, dann mache ich Nachmittags einen weiten Gang und bin wieder ganz frisch und weiß nichts mehr von geistiger Ermüdung. Ja, es ist lächerlich, ich bin schon wieder in einer ganz neuen Arbeit[1] und habe heute 24 Seiten geschrieben und hätte das ganze Buch schreiben können, wenn die Körperkraft ausreichen würde.

Ich war gestern mit Gerwig (dem Erbauer der Schwarzwaldbahn und Beginner des Gotthard-Tunnels) und dem Amtmann Benkieser und seinen Damen drunten im Thal beim Bachjörg. Auf dem Wege dorthin — ich ging allein — kam mir der neue Arbeitsplan, und er ist so elastisch als ergiebig; ich kann dir aber noch nichts Näheres sagen, denn das Ding ist zu complicirt und, ich weiß nicht woher es kommt, ich habe jetzt Lust zur Pseudonymität, ja zur Anonymität, um mich endlich ganz frei und kühn auszugeben. Es wird mir oft ganz schwindelig, in welchen Strudel ich mich hineinreißen lasse, aber sei nur ruhig, ich komme schon wieder heraus, und

---

[1] Eine größere Erzählung: „Ingenieuse oder die Cyklopenbäuerin", die nicht fortgesetzt wurde. (Das hinterlassene kleine Bruchstück in Westermanns Monatsheften, April 1883, abgedruckt.)

lustig ist's über die Maßen. — Ich habe mir von Gerwig auch viel vom Bahnbau erklären lassen, ich brauch's.

Den 28. August.

Ich hatte gestern unsinniger Weise bis zur Uebermüdung gearbeitet, aber wieder half mir der Nachmittag, und es ging heute frisch weiter.

Ich ging Nachmittags den Thalweg von hier bis Hornberg, nahezu drei Stunden. Immer wieder wird mir's deutlicher, ich habe die Größe und Schönheit der heimischen Landschaft noch gar nicht entsprechend gefaßt, ich steckte mit meinen Vorstellungen doch noch zu sehr im Altbekannten, und dieser Weg ist großartig und hat mich erhoben und erquickt. Ich schloß mich auch manchem Begegnenden an, die Menschen sind mir offen und zutraulich, und heute oder morgen besuche ich einen Uhrmacher in Schönach, der mir sein Leben erzählte.

Ich habe kein Papier mehr als dieses Blatt, aber ich will, daß nicht wieder Verschleppung vorkomme, darum schicke ich dir dieses heute.

Eben, da ich das Blatt wende, sehe ich, daß heute Goethes Geburtstag ist; es läutet, während ich schreibe, just 12 Uhr, und in diesen Minuten erblickte der Herrliche das Licht der Welt, und ich sitze hier am Bergwald und gedenke dankbar seiner.

606.

Triberg, 31. August 1877.

Heute ist der letzte August, du siehst, ich bin ein wirklicher Kalendermensch, ja fast ein Minutenzähler geworden, ich lebe aber doch wieder frei und in den Tag hinein.

Ich habe doch ein schön Stück Arbeit vor mich gebracht, aber noch viel mehr wild unter Dach geführt, um später ausgedroschen zu werden. Eins aber habe ich mir abgerungen, ich sehe nicht mehr alle Arbeit als einstweilige an und dahinter wartet die Aufzeichnung meines Lebens; ich quäle mich nicht mehr, diese an einem bestimmten Tage beginnen zu wollen, ich warte es ab, und ich kenne mich, wenn ich mir selber so die Zügel lockere, dann ziehe ich plötzlich scharf an, und der Karren geht vorwärts.

Ich habe seit Mitte Juli vier fertige, wenn auch kleine Arbeiten und habe eine große angefangen, die Krümchensammlerei des Collaborators dabei gar noch nicht mitgerechnet. Das ist vorläufig genug, und ich denke doch auch in Berlin an der vita arbeiten zu können. Ich commandire mir also einstweilen: Hahn in Ruh! Punktum. Ich will mich jetzt noch frei umhertummeln.

Gutach (im Löwen), 4. September 1877.

Es ist Herbst geworden, es geht ein scharfer Wind, mit der Sommerhitze ist's vorbei.

Ich bin also gestern von Triberg fort und zunächst hieher, wo auch die Maler Breitbach und Professor Kretschmer sind und Studien machen; ich traf sie nicht zu Hause und ging ins Dorf, zunächst zum Schullehrer. Das Dorf ist protestantisch, es war ehemals württembergisch, und es ist einmal so, in einem protestantischen Dorfe fühle ich mich in der Sphäre der Cultur. Der junge Lehrer und seine Frau sind Württemberger, die staatliche Abgeschlossenheit ist auch überwunden. Der Lehrer erzählte mir von den religiösen Parteiungen hier; Stündler, Separatisten u. A., das ist eben protestantisch. Auf einem Spaziergang erhielt ich Bericht über die sittlichen Zustände der hiesigen Gemeinde und anderer.

Es geht mir seltsam. Ich sehe das Volksleben wieder nach einer Verfremdung und in reiferen Jahren, oft überfällt mich's mit Schrecken, ob ich nicht mir und der Welt Illusionen gemacht. Ich glaube trotz alledem, daß dies nicht der Fall.

Gutach, 5. September 1877.

Eben da ich Einiges aufnotirt habe und dir nun schreiben wollte, brachte mir der Sohn des Wirthes die Badische Landeszeitung. Also Thiers todt! Das ist ein Schlag für Frankreich, und doch hat Thiers viel schuld an seinem Elend durch Aufpäppelung der Napoleons-Legende und durch sein Eintreten für den Papst. Die Lüge ist die eigentliche Sünde der Welt, Napoleon sollte Poesie, der Papst Religion sein, und der Voltairianer Thiers glaubte an beide nicht und war doch ihr Missionär. — Ich lebe hier in Beobachtung des kleinen Lebens, und der Tod eines Mannes wie Thiers hebt plötzlich ins Weltweite hinaus.

Ich war lange bei dem Wassermeister und den ufermauernden Italienern an der Gutach. Ich sehe jetzt alles dies sub specie meiner begonnenen und weiter geplanten größern Arbeit, in die ich auch meine Krisis der Volksbetrachtung hineinverarbeiten werde.

Wolfach (im Engel), 7. September 1877.

Da bin ich also, lieber Jakob, ich hüpfe von Ort zu Ort, wie die Heuschrecke, sie thut auch als ob sie Flügel hätte, sie tragen aber nicht weit.

Mir ist jeder Ort hier zu Lande ergiebig und heimisch. Es war schön in Gutach mit den Malern und ich habe von ihnen Vieles neu betrachten gelernt, ich riß mich aber doch los, ich weiß nicht, wann ich je wieder so dazu komme, Lokalstudien an einem Orte zu machen, wo die Eisenbahn sich aufschließt. Eben, da ich schreibe, klingt das Posthorn vor dem Hause vom Wagen, der nach Schiltach fährt; bald wird die Lokomotive hier pfeifen und das Posthorn wird nur noch in Seitenthälern klingen. Es ist aber eitel Romantik, darüber klagen zu wollen.

Ich wohne hier im letzten Hause des Städtchens, mir gegenüber ist die Einbindstätte, wo die einzelnen Flöße für die Fahrt nach dem Rhein zusammengebunden werden. Es ist ein erfrischender Anblick, die starken Männer arbeiten zu sehen, und ich sah sie am Abend in der allgemeinen Wirthsstube an dem langen Tisch sitzen, vor jedem Gedeck eine große Flasche Wein; die Männer hatten sich frisch gekleidet und gewaschen, es waren Kraftgestalten, aber auch ganz junge frische Bursche dabei, sie aßen und tranken still und bedächtig, und wenn einer aufstand, merkte man, daß sie in Strümpfen waren. Der Wirth sagte mir, sie schliefen über mir, ich würde sie aber nicht hören.

Du weißt, wie lang ich schon dran bin (noch Uhland sammelte mir Allerlei), das Leben der Flözer dichterisch festzuhalten, ich werde nicht dazu kommen, und doch wird das eigentliche Flözerleben bald verschwinden oder nur noch klein in abgeschiedenen Thälern hausen.

Der große Floß von gestern ist fort, um 4 Uhr heut früh ging er schon ab mit den Männern.

Ich habe immer aufs neue meine Freude an dem Oberamtsrichter Kohlunt hier. Kohlunt erzählt mir leider auch viel Entsetzliches aus dem Bauernleben, aber er fügt hinzu, daß sich vor Gericht allerdings vornehmlich die Schattenseiten des Volkes zeigen.

607.

Wolfach, 9. September 1877.

Heute in aller Frühe wurde durch Böllerschießen der Geburtstag des Großherzogs angekündigt, dann zogen die Signalisten der Feuerwehr, zur Sammlung blasend, durch das reich beflaggte Städtchen, im Badischen sind natürlich auch noch viel schwarzrothgoldene Fahnen da. Ich sah den Zug, der zur Kirche ging, voran die Musik der Feuerwehr, dann diese selbst, stattliche Männer in der kleidsamen Uniform mit blinkenden Helmen und wehenden Federbüschen — die Feuerwehr ist die einzige Organisation der neuen Zeit — dann kam Kohlunt mit den anderen Beamten, Gemeinderath &c., dann der Kriegerverein, alle mit den Ehrenzeichen geschmückt. Lebte der alte oder vielmehr junge Stadtpfarrer noch, ich wäre auch mit zur Kirche gegangen. Der treffliche Mann ward ein Opfer der Infallibilität und persönlicher Zaghaftigkeit. Ich kannte ihn sehr gut und habe manchen guten Schoppen mit ihm getrunken. Er war im Kampfe mit sich seit dem Concil und tröstete sich, daß er den canonischen Eid geschworen und alle Verantwortung den Oberen anheimgebe; er wäre altkatholisch geworden, wenn er die Gemeinde hätte mitnehmen können, so aber blieb er und sprach auf der Kanzel nie von der Infallibilität. Deshalb von den Schwarzen hier

denuncirt und vielfach geplagt, starb er — ein Mann in den Vierzigen — sehr bald.

Oberndorf, 12. September 1877.

Ich bin also gestern von Wolfach hierher. Der Engelwirth ließ sich es sich nicht nehmen, mich selber bis Alpirsbach zu fahren, und der Weg durchs Thal ist wunderschön. Hier kann man ganz genau die Bewährung jenes infamen Satzes cujus regio ejus religio kennen lernen, denn links der Kinzig, wo Alles ehemals württembergisch war, ist Alles protestantisch, und rechts, wo die Fürstenberger regierten, Alles katholisch, und da sind die Menschen noch religiös eingebildet und gar fanatisch.

Das Laub der Bäume an der Straße nimmt bereits herbstliche Färbung an, und bald begegneten uns auf der Straße Fuhrleute mit hölzernen gemaserten Pfeifen. Das sind Schwaben, das sind Württemberger, sagte mein Engelwirth in der Nähe der Ruine Schenckenzell. Immer aufs neue verwundert man sich über solche schwarzrothe und rothgelbe Grenzpfähle, die nebeneinander stehen. Sofort in Württemberg ist nicht nur die Tracht der Menschen, sondern auch die Bauart der Häuser anders.

In Alpirsbach ließ ich mir vom Schulmeister die architektonisch höchst merkwürdige Kirche aufschließen; der Stadtschultheiß Heinzelmann kam, erklärte mir Alles sehr genau und ich mußte ihm aufs Rathhaus folgen, wo er mir Zeichnungen und Photographien vorlegte und wo ich mich auch einschreiben mußte. Es war später geworden als ich gewollt hatte; wir fuhren nun bergauf durch einen schönen Wald, der nun auch bald zerrissen werden wird durch die Eisenbahn nach Freudenstadt.

Hier im Hause in der Post, im Erker, ist meine kleine Erzählung: „Die Frau des Geschworenen" theilweise erlebt und ganz ausgedacht, und hier im Städtchen am Berge spielt die Geschichte: „Der letzte Hofmops," aus der Flucht des Lieblingshundes des verstorbenen Königs Wilhelm entstanden.

608.

Cannstatt, 16. September 1877, Abends 7 Uhr.

Ich muß dir schreiben, lieber Jakob, ich habe in der Dämmerung ein wenig geruht, nur äußerlich, denn in mir war und bin ich tief bewegt, aber freudig, oder eigentlich gibt es dafür kein Wort.

Ich kam von der Anhöhe hinter dem Kurhause hier, dem Sulzerrain, und sah zum erstenmal die Linde, dir mir zu Ehren gepflanzt ist; meine Schwester und dein Bruder waren mit mir und ihre tiefe Ergriffenheit verdreifachte Alles.

Ich hatte von der ganzen Sache nichts gewußt, bis mir zufällig ein Landsmann heuer in Tarasp davon sagte, daß man nach Freiligrath einen

Platz genannt und mir eine Linde gewidmet, dort in dem Wäldchen, wo ich so oft und so gern war.

Ich war nach stillem Ausruhen am Mittag eben fortgegangen, da kam mir der Portier nach und meldete, daß Manuel und Jeannette von Stuttgart gekommen. Sie wollen den Versöhnungstag hier sein. Wir gingen den Berg hinan und fanden bald die wunderbar prächtig symmetrisch gebaute Linde, von Ruhebänken umgeben (der Stamm mit Draht umhegt und auf einer Tafel daran steht: „Auerbachs Linde"). Ja, sagen läßt sich's nicht, wie das Herz bewegt ist, wenn das Auge solches sieht. Wir saßen eine Weile dort oben, dann ging ich mit unsern Geschwistern bis zur Synagoge und heim. Wenn ich zurückdenke und wenn ich vorwärts denke, das Dasein wird mir zu einem Wunder. An diesem Abend war ich von Kindheit an so mächtig ergriffen vom Gedanken über Leben und Tod, Sünde und Reinheit, ich stand neben meinem Vater, der sein Todtenhemd über den Kleidern trug, in der Synagoge, alle verheiratheten Männer trugen das Leichengewand und mir war immer so tief bang. Und wenn ich vorwärts denke: Ich werde todt sein und der Baum da oben wird in der heimischen Erde grünen und dem stillen Wanderer meinen Namen künden.

609.

Cassel (Sonntag Morgen), 7. October 1877.

Wenn wir wieder gemeinsam frühstücken, d. h. morgen früh ihr in Frankfurt und ich in Berlin, dann kommt dieser Brief und sagt euch, daß die Sonne wieder draußen scheint, und auch in mir fängt's wieder an hell zu werden.

Ich bin voll Dank und Glück, daß ich euch habe, und diese Tage bei euch haben mir alle Lebenskräfte wieder geschmeidigt und erfrischt.

Ich bin gut hierher gereist, und seit langem wieder habe ich zum erstenmal Notizen für meine Arbeiten aufgeschrieben. Die Produktionslust hat mich wieder und nun muß Alles werden.

Ich hatte einen anmuthenden Reisegefährten, der sich mir bald aufschloß. Ich wäre, wenn nicht vielleicht die Schererei zu groß gewesen wäre, gleich mit ihm weiter gereist. So aber blieb ich hier und habe ziemlich gut geschlafen, nachdem ich noch in Suleika gelesen, wo mir nach meinem gestrigen Besuch auf der Gerbermühle Alles viel gegenständlich faßbarer geworden.

So ist's nun einmal, und es ist wohl gut so, das Wirkliche und das Fingirte bildet die cursirenden Lebenswerthe mit ihrer Legirung.

Ich gebe diesen Brief auf, wenn ich nach 1 Uhr abreise.

610.

Berlin, 10. October 1877.

Auf der Reise habe ich viel von einem neuen poesievollen Stücke gehört: „Der Kuß“ von Ludwig Doczi. Ich kenne den Verfasser, der Sectionsrath in Wien ist, ein lebhafter junger Mann, der früher Dux hieß. Ich sah mit Eugen gestern das Drama im Residenztheater, und es ist in der That muth- und demuthvoll, rein aus der Luft heraus geschnitten, ohne realen Anhalt, aber frei und kühn, und geschickt in ein zeitloses fabuloses Spanien versetzt, an Shakespeares Maß für Maß erinnernd, aber doch selbständig. Ich glaube, daß es der Dichter zuerst deutsch geschrieben hat, denn Ungarisch ist nicht seine Muttersprache, sondern seine Ammensprache. Diese Ungarn thun sich überhaupt was zu gute auf ihre autochtone Bildung und haben ihr Bestes doch von uns Deutschen. Nachbarn im Theater waren weniger befriedigt, vielleicht aber sagt Derartiges mir gerade um so mehr zu, da ich als Realist für diese freie Sphäre besondere Liebhaberei hege.

611.

Berlin, 23. November 1877.

Ich bin mit meinen Mittheilungen an dich so in Rückstand gekommen, daß ich zu deiner und meiner Beruhigung dem ein Ende machen muß, um hoffentlich nun wieder ins regelmäßige Gleis einzulenken.

Ich habe die Correctur des Lustspiels, sowie ein neues noch nothwendiges Kapitel zu „Landolin“ gemacht. Morgen hoffe ich das zweite Stück neu organisiren zu können.

Es ist bei der Arbeit fürs Theater etwas ganz Besonderes, mir absolut Neues, man muß dabei denken: wie stellt sich das dar und wie wirkt das? während man (oder wenigstens ich) bei der Erzählung das gar nicht denkt, sondern dem Fortgang der Handlung und Charaktere folgt. Für das Publikum arbeiten, das ist erstes Erforderniß und das odi profanum vulgus hat sofort seine Einschränkung, ja, die Nothwendigkeit schauen zu machen, auch für das blödeste Auge, kann die Produktivität steigern; es bleibt aber immer die Gefahr, daß das Streben nach Effekt überhand nimmt und die innere Wahrhaftigkeit unterdrückt wird.

Ich hab's an Schillers Maria Stuart wieder gesehen, wie findig Schiller als Dramatiker ist, wie er aber auch sich zu falschen Effekten (und das sind die ohne richtige Effizienten), wie z. B. in der Scene mit dem Geheimschreiber Davison verleiten läßt.

Doch, ich hab' mit meinen kleinen Sachen noch kein Recht, da mit drein zu reden, ich hoffe es aber zu bekommen, denn ich habe zwei große Plane vor. Ich passe ja eigentlich nicht zum Lustspiel und hoffe ganz anders ausladen zu können, wenn es sich um große Affekte und absolute

Conflicte handelt. Wenn einmal die Structur feststeht, ist das Drama so rasch erledigt, ganz und gar nicht zu vergleichen mit der Mühseligkeit der epischen Ausführung. Und dazu reizt mich die neue Form mächtig. Ob ich nicht zu alt bin für solche ganz neue Wendung? Es muß sich zeigen.

612.

Berlin, 3. Dezember 1877.

Wenn man nur immer flügge und behend genug wäre! Da habe ich seit Jahren einen Plan zu einem Roman, der „Timon im Dorfe“ heißen sollte und die Schicksale und Wandlungen eines heimgekehrten Millionärs in sich schloß. Und nun lese ich heute den Inhalt des soeben erschienenen Romans von Daudet „Le Nabab“, und es ist wesentlich, natürlich mit dem Hintergrund von Paris ꝛc. mein Plan. Ich werde diesen aber doch, sobald ich entsprechende freie Empfindung dafür habe [ausführen], und ich kümmere mich nichts drum, daß man Reminiscenz u. dgl. sagen könnte. Ich werde die Sache schon aus mir und nach meiner Art machen. Freilich drängt vieles Andere vorher.

Gestern habe ich von der Intendanz die Anzeige bekommen, daß mein Stückchen hier im Schauspielhause zur Aufführung angenommen ist, auf wann, weiß ich noch nicht.

Den 5. Dezember.

Ich habe heute bereits die erste dramatische Bearbeitung des „Landolin“ erhalten, es werden gewiß noch mehrere nachfolgen, denn die Geschichte eignet sich sehr, und ich möchte, um dem zuvorzukommen, selber drangehen, aber ich sehe erst jetzt wieder recht, daß das Bürger- und Bauernleben die Tragödie nicht verträgt oder vielmehr nicht trägt. Die Tragödie braucht die Verbindung der Personen mit großen Ereignissen, wodurch das Einzelleben über sich hinausgehoben wird. Sogar Schillers Kabale und Liebe ist sehr geschickt mit Staatsaction verbunden und war doch schuld an dem hausbackenen Ifflandismus.

Den 8. Dezember.

Also Theodor Creizenach todt! Und er war noch so lebhaft und frisch, als er mich am Morgen in deinem Hause besuchte, und freute sich so sehr, daß mir seine Herausgabe der Suleika-Briefe so reif und tüchtig erschien. Ich denke der Zeit von 38—40, da ich in sehr nahem Verkehr mit ihm und seinem Vater lebte. Wäre er an eine Universität gekommen, es wäre ein bedeutender Historiker aus ihm geworden.

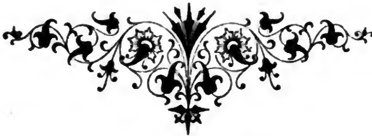
613.

Berlin, 31. Dezember 1877.

Meine Jahreschronik schließt mit einer mich tief erquickenden Thatsache ab. Ich erhielt heute aus Amsterdam einen Wandkalender, der mit meinem Namen benannt ist, auf der Tafel mein Bild zeigt und Namen ꝛc. meiner Schriften, und da ist ein sogenannter Abreißkalender für alle Tage des Jahres dabei und auf jedem Blatt ein holländisch übersetzter Spruch aus irgend einem meiner Bücher.

Nun sag mir ein Mensch auf der Welt, ist das Eitelkeit oder Kleinlichkeit, wenn ich mich damit freue? Warum soll es mir nicht wohlthun, daß in fremden Landen so tagtäglich meiner gedacht und daß vielleicht ein weggeworfenes Blatt mit seinen Gedanken zum Weckruf für einen Aufnehmenden wird? Was soll denn kommen, mit dem man sich seiner Lebensarbeit freue, wenn nicht mit solchem?

Ich bin durch und durch froh und würde mich nicht scheuen, dies nicht bloß dir, sondern der ganzen Welt zu bekennen. Ich mache mir das Leben oft so schwer, das nimmt mir Niemand ab, und es soll mir's auch Niemand wegnehmen, wenn ich mir's einmal leicht und hell mache.





1878.

614.

Berlin, 21. Januar 1878.

... Ich kam [gestern], als es schon Nacht war, [von dem Ordensfeste] nach Hause, blieb zu Hause und las den ganzen Abend in der Biographie Hebbels von Emil Kuh; ein wunderliches Buch, und das besondere Wunder ist dabei, daß ein Mensch wie Hebbel solche Pietät, solche treue Verehrung und Begeisterung erzeugen konnte. Bis jetzt hat sich bei mir noch nichts daran geändert, daß mir Hebbel mit seiner stelzenhaften Unnatur und Sucht nach der Widernatur eigentlich zuwider ist, und Ludwig sagte einmal von Hebbel: seine dramatischen Helden treten in der ersten Scene auf mit dem Dolch in der Brust und drücken ihn nur durch 5 Akte immer tiefer hinein. Hebbel selber scheint mir in ähnlicher Verfassung.

Den 22. Januar 1878.

Es ist hier hochgehende Welle des Gesellschaftslebens, und der ganze Reichthum und die Vielfältigkeit des hiesigen Seins rückt einander nahe. So war ich gestern Abend in großer Gesellschaft bei meinem Nachbar, dem Bildhauer Sußmann-Hellborn, der sich eines der im schönsten und besten Kunststil gehaltenen Häuser zum eigenen Bewohnen aufgebaut hat. Ich lernte einen Attaché der französischen Gesandtschaft, Namens Duplessis, der sehr gut deutsch spricht, kennen; der Haupttheil der Gesellschaft bestand aber aus hiesigen Künstlern mit Frauen und Töchtern. Ich saß eine Zeit lang mit unserem genialen Bildhauer Reinhold Begas, mit Professor Curtius und Oberbaurath Hitzig, und alle stimmten überein, daß der neueste Fund in Olympia das Schönste sei, was überhaupt bis jetzt auf der Welt sich befinde. Es ist ein wohlerhaltener Merkur von Praxiteles. Ich saß dann heiter mit Ludwig Knaus und Adolf Menzel zu Tische, ging aber früher

heim und ließ meine Damen dort. Denn ich muß heute Abend wiederum zu einem Feste. Es ist ja heute der Geburtstag Lessings, auf welchen nach meinem Vorschlag nun ständig Generalversammlung und Festmahl des Vereins zur Unterstützung armer jüdischer Studirender verlegt wird.

Den 23. Januar 1878.

Ich war [gestern] in der Dämmerstunde bei Spielhagen. Er hat die kleine Erzählung: „Die feindlichen Schwestern“ im Bürstenabzug gelesen und findet sie in jedem Betracht, nach Inhalt und Vortrag, gelungen. Nur ein einziges Wort bat er mich zu ändern, und das konnte ich noch.

. . . Besonders anziehend war [beim gestrigen Festmahle] eine Rede des Geheimen Justizraths Professor Goldschmidt, und das erwirkte tiefe Ergriffenheit, als er erzählte, wie er durch die Staatsgesetze gebunden, zuerst Mediziner war, denn hier in Berlin konnte kein Jude als Jurist promoviren. Mit dem Jahr 1848 widmete er sich der Jurisprudenz, und nun ist er (nach Heidelberg und Leipzig) hierher berufen, und wenn er's auch nicht sagte, Jeder fühlte, was er ist als Professor wie als Schöpfer des deutschen Handelsgesetzbuches. Die letzten 30 Jahre waren doch wunderbaren Inhalts.

Den 28. Januar 1878.

Ich hatte im Sinn, weil ich mich nicht gern von Derartigem ausschließe, in Gemeinschaft mit Spielhagen meinen Glückwunsch an Karl von Holtei zu seinem 80. Geburtstage nach Breslau zu senden. Die Sache wurde verzögert, und zuletzt wurde gar nichts daraus, denn eigentlich hatten wir keinen rechten Animus dazu.

Es schickt sich nicht für mich, irgend ein Wort öffentlich darüber zu sagen, aber ich glaube doch, daß Viele mit mir der Meinung sind, daß da etwas aufgebauscht wird, was thatsächlich die Berechtigung dazu nicht hat. Was wird in der Literatur- und Culturgeschichte der Name Holtei denn sein können? Ein geschickter Theatermacher, ein Requisiteur und Rollendichter, das ist brauchbar für den Tag oder vielmehr für den Theaterabend und hat damit seine Dienste gethan. Die Romane enthalten viel Amüsantes aus einem romantisch-vagabondirenden Leben, aber Compositionen sind das doch nicht, Personen bleiben davon nicht in der Erinnerung. Es ist erfreulich, daß der Mann 80 Jahre alt geworden ist, und ist ihm ein schönes Alter zu gönnen, aber daraus eine nationale Bedeutung machen wollen, wo sollte das hinaus? Aber, wie gesagt, gegen Derartiges darf man nichts sagen, und man muß sich eigentlich damit beruhigen, daß es doch auch seine schöne Seite hat, daß die Welt zu verehren sucht. Cha-

rakteristisch bleibt dabei, wie gut es ist, wenn Jemand eine entschieden lokale Bedeutung und eine provinziale Vereinzelung hat.

Ich habe das dritte Stückchen, das früher „Zu jung" hieß, neu aufgearbeitet, und der Titel lautet jetzt: „Eine seltene Frau." Ich habe dasselbe nach Görlitz geschickt und erhalte nun einen Brief vom Direktor, daß die Rollen bereits ausgeschrieben sind und daß alle meine drei Stückchen an einem Abend gegeben werden sollen. Ich stehe aber bereits in ganz Anderem, denn die Erzählung, die früher „Knecht und Magd" heißen sollte, erweitert sich mir zu einer größeren Composition, die bereits ziemlich im Kopfe so weit fertig ist, daß sie wesentlich nur noch des Niederschreibens bedarf [1].

615.

Berlin, 7. Februar 1878.

Ich habe seit Jahren mich von der Bethätigung im Handwerkerverein zurückgezogen, weil ich überhaupt nicht gern persönlich heraustrete und auch weil ich einer Verstimmung nicht Herr wurde über die unwirsche Aufnahme, die eben unsere Bethätigung nunmehr in den handarbeitenden Kreisen gefunden hat. Was haben wir uns für Mühe gegeben, Klarheit und Sinn für das Höhere da auszubreiten, und jetzt haben's die Sozialdemokraten dahin gebracht, daß wir den Handarbeitenden fast betheuern sollten, wir Gebildeten sind auch gute Menschen, wir meinen's auch gut mit unseren Nebenmenschen. Derartige Umstimmungen und Mißstimmungen darf man aber doch nicht Herr über sich werden lassen, und so habe ich dem Drängen des Vorstandes nachgegeben und gestern, an dem ständigen Unterhaltungsabende des Mittwochs mich zu Gebote gestellt, habe aber ausdrücklich verlangt, daß nichts davon vorher in den Zeitungen steht, damit nicht ein anderes Publikum kommt als eben die Mitglieder des Handwerkervereins und ihre Frauen. Und so war's denn auch. Der große Saal war dicht gefüllt.

Es war nach 9 Uhr, als ich, stürmisch begrüßt, auf die Tribüne ging und dort zunächst eine mündliche Einleitung machte über Wesen und Bedeutung des höheren Lebens, wie es sich in der Kunst und namentlich in der Dichtkunst darstellt. Von dieser weiten Perspective lenkte ich über auf das Kleine und Einzelne, das die zeitgenössische Dichtung jetzt hervorzubringen trachte. Und dann begann ich ihnen die kleine Erzählung „Die feindlichen Schwestern", die in den nächsten Tagen öffentlich erscheinen wird, aus dem Gedruckten vorzulesen. Ich las mit Behagen und Hellig-

[1] Wurde erst später ausgearbeitet und erschien mit d. T.: Brigitta (zuerst im Feuilleton der National-Zeitung und dann in der Buchausgabe, Stuttgart 1880).

keit, und diese beiden Empfindungen gingen auch auf die Zuhörer über. Das spürte ich, und das machte sich auch laut. Nach der Vorlesung brachte der Vorsitzende Duncker noch ein sehr warmherziges Hoch auf mich aus, der ich mich nun seit länger als 30 Jahren von Zeit zu Zeit dem Vereine widmete.

Den 8. Februar.

Dem Abgeordneten Georg von Bunsen hatte ich es zugesagt, bei dem gestrigen Festmahl der aus Landtag und Reichstag vereinigten nationalliberalen Fraction zugegen zu sein. Ich hatte mir fest vorgenommen nicht zu sprechen, denn ich will nicht so oft und namentlich in politischen Dingen heraustreten. Aber was hilft's? Es schießt eine Blutwelle zum Hirn auf und man wird von so vielen Menschen umdrängt, daß man oder wenigstens ich dran muß. Nachdem Forckenbeck, Bennigsen, Bamberger und Sybel gesprochen hatten, nahm der Chefredakteur der Breslauer Zeitung, der Abgeordnete Alexander Meyer, das Wort und brachte einen Toast auf die Dichter aus. Wilbrandt und Rodenberg waren auch da. Diese und viele Andere bestürmten mich nun, daß ich das Wort nehmen müsse, und obgleich die Gesellschaft bereits im Champagner moussirte, erhielt ich noch lautloses Gehör. Ich sprach nun von der neuen Stellung der Dichter in dem endlich errungenen einheitlichen nationalen Reich, und wie die vorangegangenen Heroen der Dichtkunst und wir bescheidenen Nachfolger das nationale Bewußtsein und dessen staatliche Gestaltung heischten und aufbauten, und führte dann weiter aus, daß bei allen großen Werken, Domen und Brücken die Sage geht, der Baumeister habe in Verzweiflung inmitten der Ausführung des so ideal Geplanten Muth und Zuversicht verloren, und das wird dahin symbolisch und thatsächlich ausgeführt, daß er sich hinunterstürzte, denn die Ausführung am spröden Stoff unter Beihilfe Vieler hat eben ihr Ernüchterndes, das zur Verzweiflung sich entwickeln kann. Die Aufgabe ist und bleibt, treue Ausdauer zu bewahren, die Liebe zu Freiheit und Vaterland muß sich zur Treue gesellen, und so brachte ich mein Hoch auf diese treue Ausdauer. — Wie das nun so geht! Man betheuerte mir allgemein, daß ich das Rechte und im rechten Wort getroffen, und so mag's denn sein.

Ich hatte dann nach Tisch unsäglich viel Ansprachen von Vielen, die ich nicht kannte, und von denen, die ich kannte, von den badischen Abgeordneten, von Mommsen, Stauffenberg ꝛc. Besonders lieb war mir eine gute Unterredung mit Wilbrandt. Er wollte wissen, wie ich dazu komme, noch jetzt mich zum Drama zu wenden, und ich weiß das ja selber nicht.

Noch während des Banketts kam ein Telegramm, das den Tod des

Papstes meldete. Es lebt kein zweiter Mensch auf Erden, dessen Tod so über alle Zonen empfunden wird. Das ist doch etwas, was nur die Kirche vermag und nur die katholische. Freilich Pius IX., der die letzten Consequenzen zog, wird verschiedenartig beurtheilt werden.

Ich bin mit meiner neuen Erzählung noch immer nicht im Reinen. Es drängt und reizt mich, die Hauptperson in eine höhere Sphäre zu heben; aber dann verändert sich eben die ganze Sache.

Den 18. Februar.

. . . Ich war gestern Abend im Theater und sah das neue Stück von Wilbrandt: „Auf den Brettern". Das hat mich zu einer kleinen Geschichte angeregt, die ich nun heute in einem Zug fertig diktirt habe[1].

616.

Berlin, 19. Februar 1878.

Ich habe Morgens gearbeitet, und Nachmittags ging ich nach dem Atelier von Ludwig Knaus. Das haben die Maler gut, ja es scheint ihnen fast nothwendig, daß sie Vielerlei auf einmal auf der Staffelei haben. Knaus hatte eben ein Modell stehen, einen jüdischen Knaben aus Kalisch in Polen; ein hellfarbiger rothhaariger Bursche mit einem kleinen Sammtkäppchen auf dem Hinterkopf, mit einem langen Rock angethan, und die Beine etwas krumm gestellt. Und er malte ihn eben, wie er seltsam lachend einen offenbaren Handelsverdienst in sein Portemonnaie steckt, und um ihn herum liegen Hasenfelle, die er eben verkauft hat. Das Bild ist so lustig als charakteristisch. Daneben ist ein anderes, fast fertiges Bild: ein alter Jude mit grauem Bart und klugem Gesicht, der die Beine übereinander geschlagen hat, in der Linken hält er die lange Pfeife, mit der ausgebreiteten Rechten gibt er dem vor ihm sitzenden rothhaarigen Knaben weise Handelslehren, und der Knabe horcht aufmerksam zu. Es sind treffliche Bilder, und sie werden ihr Glück machen, denn wahrscheinlich, ohne daß es der Künstler wollte, treffen sie zugleich mit einer erneuerten Zeitstimmung zusammen, die eine aufgefrischte Animosität gegen die Juden hat, und da thut es Vielen wohl, die niedere Sphäre in der Bethätigung der Juden, wie sie noch in den Zeitgenossen der polnischen Lande lebendig ist, vor Augen zu sehen, und nicht sowohl das künstlerisch Charakteristische, als ein verborgener polemischer Zug wird Vielen ein lächelndes Wohlgefallen abgewinnen. Ich glaube, daß Knaus nichts von dem wollte.

Daneben hat er noch zwei Bilder. Eines ist untermalt, von höchster dramatischer Lebendigkeit. Da steht ein riesenhafter Bauernbursch, der eben die Fäuste entballt hat, noch drein starrend und vielleicht schreiend. Die

[1] Der Sohn des Käthchen von Heilbronn.

Kleider sind ihm vom Leib gerissen, Alles ist an ihm zerfetzt und Blut strömt ihm ins Gesicht. Hinter ihm steht ein schönes Mädchen, die Hände ineinander schlagend, und sucht ihn zu beruhigen. Aber der Tanzboden ist schon ganz leer, und umher liegen zerbrochene Stühle und Flaschen, die Bauernmädchen haben sich zu den Musikanten auf die Tribüne geflüchtet und rufen den Untenstehenden offenbar zu: Kommt noch nicht [in den Saal] herauf, er ist noch wild, der Einzige, der Alle hinausgejagt hat. Auf dem andern Bilde, das noch im Carton ist, zeigt sich die Vorgeschichte dieses letzten Aktes der Rauferei. Da reißt und zerrt Alles an dem Gewaltigen, es sieht fast aus, wie wenn Jagdhunde sich auf einen Eber werfen und an ihm zerren. Tische und Stuhlbeine wanken, einige Menschen sind niedergeworfen, andere sind im Fallen, und Einer wischt sich die Wunde am Kopf aus. Es ist eine Freude, wie frisch und lebendig Knaus schafft und ist.

Den 20. Februar.

[Gestern Abend] kam Wilbrandt zu mir. Ich sprach zuerst meine Zustimmung und meine Ausstellungen über sein Stück aus und er war so treu und gradaus, daß er einige Bemerkungen und Accente, die ich machte, sofort aufschrieb, um sie, da er eben jetzt das Stück drucken läßt, noch in dasselbe einzufügen. Wer so ehrlich ist, daß er ein Gegebenes gradaus annimmt, der gibt auch gern, und so war's. Ich erzählte Wilbrandt den Stoff zu einem neuen Drama, und sein Wort beglückte mich, da er sofort sagte: Dieser Stoff ist dramatisch geboren. Wir sprachen lange, und ich schrieb erzählend und besprechend Vieles auf. Es wurde 10 Uhr, ohne daß wir es wußten. Meine Frau kam aus dem Theater heim, sie rief uns, aber wir blieben bis 11 Uhr und sprachen weiter. Dann aßen wir etwas zu Nacht, und ich begleitete noch um 12 Uhr Wilbrandt in seinen Gasthof. Daß ich eine sehr unruhige Nacht hatte, kannst du dir denken. Aber ich bin heute so frisch und froh, wie seit lange nicht. Ich glaube, daß ich was Rechtes habe und daß es mir gut gelingt, ich will dir jetzt noch nichts Näheres sagen.

Den 22. Februar.

Ich habe eine große Freude und hoffe noch viel davon zu haben. Der amerikanische Dichter Bayard Taylor ist zum Gesandten der Vereinigten Staaten in Berlin ernannt. Ich bin von lange her mit dem trefflichen Manne befreundet, der sich vom Schriftsetzer zu hoher Bedeutung und zu hohem Ansehen emporgearbeitet hat. Einen ganzen Winter durch war er bei uns in Dresden. Dann sahen wir uns wieder, nachdem er sich mit der Tochter des Astronomen Hansen in Gotha verheirathet hatte. Auch brieflich verkehrten wir viel, und er war ständig voll warmer Begeisterung

für meine Sachen. Er wollte „Auf der Höhe“ in Amerika herausgeben und schlug dafür den besseren Titel vor als On the hights; schon der Assonanz wegen war es gut, dafür zu setzen Court and cottage. Es war aber bereits zu spät. Dann schrieb er eine sehr liebenswürdige Biographie von mir als Einleitung zu der in Amerika erschienenen Uebersetzung vom „Landhaus am Rhein.“

Ich habe die Ausarbeitung des Dramas noch zurückgelegt; ich glaube, daß es gut ist, daß nach der Erhitzung des ersten Planes eine Verkühlung eintritt, denn das Drama verlangt noch mehr als alle anderen Dichtungsformen scharfe, bemessene Bedachtnahme in ruhiger Ueberlegung neben dem Enthusiasmus.

617.

Berlin, 8. März 1878.

. . . Gestern war ein bewegter Tag. Wir näheren Freunde feierten den 60. Geburtstag von Julian Schmidt. Schon um 11 Uhr versammelten wir uns und gingen nach dem Hause Schmidts, wo wir ihm einen schönen Schreibtisch mit unseren Namen auf einer Tafel beschert hatten. (Aegidi, Freytag, der nicht anwesend war, H. Grimm, Mommsen, Oberbürgermeister Hobrecht u. A., etwa 20).

Am Abend hatten wir ein Festmahl, wo Hobrecht, Professor Rösler, Treitschke, Geheimrath Tiedemann und auch ich sprach. Es war schön und erhebend, und Schmidt hat bei all seiner Herbheit und Unzuthulichkeit und vielleicht eben deswegen tüchtige, treu anhängliche Freunde. Ueberraschend anmuthend war es, als Schmidt seine Dankesantwort mit einem Hoch auf seine anwesende Frau schloß, die in der That sein guter Kamerad ist und den Mann, der sich leicht verherben könnte, schmeidigt und abmildert. Der Grundgedanke meiner Worte ging auch auf dieses hinaus, denn ich führte aus, Schmidt habe vordem eine eiserne Elle gehabt, die unbeugsam ist, aber auch weh thut, wo sie angelegt wird und nur Flächen messen kann, nicht Ausbeugungen; jetzt hat er eine sogenannte Schmiege, den ledernen Zollstab, der sich weich anlegt und umlegt. Ich führte auch aus, wie wenig die Kritik auf die Schaffenden wirkt, denn jede Creatur entwickelt sich organisch aus sich, die Kritik aber hat das Publikum zu stimmen und zu warnen, sie ist das Gesundheitsamt im Reiche des Geistes und hat die Fälschung und den Verderb der idealen Produkte nachzuweisen in einer Art ihr zustehender Chemie, und darauf hinaus ging mein Hoch.

Ich habe heute ein wohliges Nachgefühl vom gestrigen Tage, besonders auch von meinem Gespräch mit dem großen Goethekenner Loeper und mit Professor W. Scherer.

Den 11. März.

Was sagst du zu dem Ansprengen Bismarcks gegen Lasker? Bismarck sprach nicht unvorbereitet, er kam eigens zu diesem Zwecke, es war seine Absicht, Lasker von seiner ihm treu anhängenden Partei abzusprengen. Und wie edel hat sich Lasker benommen!

Berlin, 20. März 1878.

Ich war gestern bei einem großen Diner bei Stadtrath Magnus, einem der angesehensten und einfach tüchtigen Juden hier, der die besten Männer aus der gediegenen hiesigen Bürgerschaft bei sich sieht. Lasker war mein Tischnachbar, er sieht leider sehr angegriffen aus und will noch immer nichts davon wissen, daß er sich schone.

Es wird jetzt der Versuch gemacht, ein aristokratisch reactionäres Ministerium zu bilden, und wir dürfen nicht die Pessimisten sein, die da sagen, aus Schlimmem wird Gutes.

Den 22. März 1878.

Muß man in stolzer Souveränität die Menschen verachten, um ein großer Mann zu sein? Oder umgekehrt, ist der ein großer Mann, der die Menschen in seiner Selbstherrlichkeit gering hält, nur die vorgesetzten Ziele verfolgt und rücksichtslos die Menschen verbraucht? Das fragt sich mir jetzt oft in vielem Denken und Sprechen.

Die ehrlichen Freunde der Humanität und des Vaterlandes sagen, wir kommen jetzt in einen Sumpf. Dagegen wendet sich auch oder offenbart sich erst eine Opposition gegen Lasker, denn der unschuldige Gekränkte, Beleidigte findet bald auch seine Tadler und Spötter; es ist fast so wie die Menschen lachend vorbeigehen, wenn einer auf dem Eise gefallen ist und sich mühselig aufrappelt. Der Unmuth, daß die Reaction sich jetzt aufthun kann, wendet sich auch leicht gegen den, der in erster Reihe als Führer dagegen ankämpfte, er erscheint in der Situation des Gefallenen. — Es gibt Niemand, der nicht den Edelsinn Laskers anerkennte, aber Jeder will wissen, wie es gescheiter, behutsamer zu machen gewesen wäre.

Die Psychologie der politischen und ethischen Krisen hat wunderbare Probleme. Wenn ich noch die Kraft und die Freiheit hätte, möchte ich Derartiges gern einmal dichterisch ausgestalten, aber ich komme nicht dazu und ich muß mir genügen Kleinleben zu zeichnen und zu coloriren. Der Dichter, der einst und gewiß kommen wird, muß ganz andere Dinge packen, die neues Lebenselement werden. Ich bin jetzt auch so weit, daß ich Zuschauer des Lebens bin, aber nicht wie Goethe ein ruhiger, sondern ein aufgeregter Zuschauer.

618.

Berlin, 28. März 1878.

Ich schreibe dir heute in behaglicher Beruhigung. Ja, ein Theatererfolg, und sei es auch von einem kleinen, einem Einaktsgeschöpf, ist doch eine eigenthümliche Erquickung. Ich kann sagen, ich war ruhig.

Um 7 Uhr war ich präcis im Theater, saß in der Gitterloge auf der Bühne. Berndal hatte eine vortreffliche Maske und spielte die erste Scene vor dem Schlafe ganz besonders gut. Alle Darsteller waren offenbar voll Eifer und Frische, das Publikum lachte oft, rief die Darsteller mit großer Lebhaftigkeit zweimal, nachdem der Vorhang gefallen war, und ebenso auch mich. Ich blieb aber dabei, ich ging nicht hinaus, sondern ließ Berndal in meinem Namen danken.

Ich muß dir nur noch sagen, daß mir bei der Aufführung des Stückchens manche schnelle Hin- und Widerrede wie von den Schauspielern improvisirt erschien, und heute sehe ich, daß ich sie doch geschrieben habe. Die Vorprobung in Görlitz hat mir nicht nur die ruhige Sicherheit für hier gegeben, sondern hat mir auch für die Sache selbst genützt.

Berlin, 29. März 1878.

Das hat einen Tag gedauert, und nun ist's vorbei. Ich war einen Tag wirklich vergnügt, ja sogar freudig aufgeregt. Nun ist's vorbei. Was thut's? Ich habe doch diesen einen Tag gehabt, und das ist etwas. Ich war, wie du weißt, auf Tadel gefaßt, aber auf solche Wegwerfung, wie sie heute Frenzel in der National-Zeitung und Fontane in der Vossischen Zeitung kundgeben, war ich doch nicht gefaßt; diejenigen, auf deren Urtheil ich nichts gebe, haben mich sehr gelobt, und diejenigen, auf deren Urtheil ich was geben muß, haben das Stückchen total verworfen, und so ist sein Schicksal hier und wahrscheinlich auch auswärts entschieden. Ich sehe jetzt dem Verlaufe wie einem Experimente zu, ob das Publikum sich durch die Kritik zur Verwerfung bestimmen läßt, oder ob es auf einer eigenen Meinung beharrt; denn das sagen mir Alle, die gute Aufnahme bei der ersten Aufführung war eine durchaus spontane und volle.

Den 30. März 1878.

Mein zeitlebens vermißter Otto Ludwig hat mir oft gesagt: Du taugst nicht zum Dramatiker, ein dramatischer Dichter muß schlank sein, und du bist breitschultrig. Ja, es muß so sein, ich passe nicht zum Dramatiker, ich glaube, daß mir das Dichterische dazu nicht fehlt, aber ich bin der Außenwelt gegenüber zu empfindlich und verletzlich und in mir zu zaghaft und bedenklich.

Ich gewinne indeß doch wieder an Muth und Zuversicht, mich nicht scheuchen und schrecken zu lassen, ich werde mich an das auch mit Wilbrandt durchsprochene ernste Drama machen, und erst wenn ich auch da abblitze, lasse ich davon und bleibe bei meinem Leisten.

Den 2. April.

. . . Auf der Straße traf ich heute Graf Bethusy-Huc und dankte ihm dafür, daß er im Reichstage bei der Sache der jüdischen Gutsbesitzer bedauert hatte, daß auch nur eine Stimme sich gegen volle Rechtsgleichheit ausgesprochen habe.

Ich lese in der Zeitung, daß Gutzkow mich in einer kritischen Schrift angegriffen hat. Ich konnte das erwarten, zumal da Emil Kuh in seiner Biographie Hebbels (gegen welche Gutzkow schreibt) eine mündliche Aeußerung von mir über Gutzkow angebracht hat. Ich werde Gutzkow natürlich nicht antworten.

Den 8. April.

Ich war eben dran, einen Brief nach Dresden zu schreiben, wo mir ein herrlicher Freund, der Graf Wolf Baudissin gestorben ist, da kommt dein Brief und bringt mir die Todesnachricht zweier so nahe eingelebter Menschen. Sabel war mir so felsenhaft und haltbar, daß ich mir ihn gar nicht aus der Welt hinaus denken kann. Es sind jetzt 40 Jahre, seit ich zuerst zu ihm kam, und ich habe seine Kernnatur Vielen voraus erkannt und wir hielten in Treue zu einander. Es ist schön und recht, daß du an Sabels Grab gesprochen. Was ich im Lehrer Deeger [in „Neues Leben"] von ihm geschildert, ist nur dürftige Linie von einigen Zügen. Wenn ich noch dazu komme, mein Leben zu schreiben, soll das besser und voller werden.

Und nun auch noch der Tod von Dr. Schwarzschild! Ganz anders geartet als Sabel, war er in Freundestreue ihm gleich, und immer dem Idealen zugewendet. Ich sehe noch das innige herzvolle und herzerquickende Lächeln Schwarzschilds. Ich hatte im letzten Sommer mit ihm noch erhebende Stunden auf dem Landhause seiner Tochter in Charlottenburg und dann auf der Fahrt in Frankfurt nach der Gerbermühle zu den Spuren der Suleika. Ja, und nun Alles vorbei, fort, weggewischt!

619.

Berlin, 13. April 1878.

Es ist wieder Frühling und ich werfe Alles hinter mich und lasse mich von der Luft durchdringen, darin es singt und duftet. Ich war heute schon bald nach sieben Uhr eine volle Stunde im Thiergarten und habe dann tüchtig gearbeitet. Ich wollte zuerst eigentlich den weitläufigen Artikel über Hebbel fertig machen, zu dem ich viel Notizen habe, aber ich ließ bald ab;

der Nußknacker und Dichter der Nußknacker soll mir meinen Frühling nicht aufbrauchen. Ich bin wieder an die Erzählung gegangen, sie muß jetzt fertig werden, dann erst darf ich mir's erlauben, an meine Förstergeschichte[1], die sich immer mehr dramatisch aufbaut, zu gehen.

Den 14. April.

Die gestrige glänzende Abendgesellschaft beim Kronprinzen macht nun wahrscheinlich und hoffentlich den Schluß der Wintervergnügungen, denn der Frühling leidet das jetzt nicht mehr.

Eine besondere Freude hatte ich mit dem Generalpostmeister Stephan, dem ich meine Freude ausdrückte über seine gestern im Reichstag gehaltene Rede über die englische Sonntagsfeier. Von Umstehenden wurde darauf hingewiesen, daß der stille Suff durch die Sonntagsfeier in England gefördert werde, und ich konnte ein ganz frisches Beispiel erzählen. In der Champagnerecke ging's lustig her.

Der Kronprinz, der mich wieder traf, sagte: Sie sind noch nicht in meinem Privatzimmer gewesen, ich habe da etwas Schönes. Er begleitete mich hinein; es war da eine Terracottabüste aus der Renaissancezeit, die eben gekauft war, und der Galeriedirektor Meyer erklärte ihre Realistik und künstlerische Stilisirung.

Es war gegen ein Uhr, als ich, bis ans Brandenburger Thor mit Spielhagen fahrend, dort mit Zeller ausstieg und durch den Thiergarten einherwandelte. Die Nacht war mild, und wir tauschten allerlei Erinnerungen aus der Jugend aus.

620.

Berlin, 12. Mai 1878.

Als ich gestern in die Stadt ging, um Kleists Prinz von Homburg von den Meiningern zu sehen, erhielt ich am Thor das Extrablatt, das das ruchlose Attentat auf den Kaiser verkündigte. Den Schauer, den ich empfand, den theilte gewiß die ganze Stadt, und „der gute alte Mann" hörte man aus allen Gruppen heraus, und bald wurde auch erzählt, daß der Kaiser gesagt habe: „Hat man denn auf mich schießen wollen?" Und neben ihm saß seine Tochter, die Großherzogin von Baden. Die Flaggen stiegen alsbald von allen Häusern empor, wie zuwinkend: es ist glücklich vorübergegangen.

Im Garten des Theaters war Alles in Aufregung, die Abgeordneten, die ich sprach, waren bereits im Schlosse gewesen. Vor dem Beginn des Stückes wurde von dem gesammten Publikum stehend das „Heil Dir" rc. gesungen und

[1] Der Forstmeister (Buchausgabe 1879, Berlin, Paetel). B. A. beabsichtigte anfangs eine dramatische Bearbeitung des Stoffs. Vgl. Schreiben v. 17. Juni 1878.

Hoch und Hoch gerufen. Das Drama, das wie ein Aufleben einer Vergangenheit erschien, wirkte in seiner echten poetischen Kraft auch noch momentan.

Den 13. Mai.

Ich habe heute schon in aller Frühe ein Stimmungsbild vom gestrigen Sonntag niedergeschrieben und der National-Zeitung geschickt.

Ich habe dann begonnen, meine Waldgeschichte selber ins Reine zu schreiben und sie damit ins Reine zu arbeiten. Ich wage nicht mehr zu sagen, wann ich fertig zu sein glaube, aber das kann ich sagen, ich habe meine Freude dran. Mein mehrwochiges Leben bei dem kernhaften Förster Werner im Forsthause zu Harzburg und mein allerdings nur kurzer Aufenthalt bei den Förstern in St. Blasien fließen ineinander, und das kann vielleicht einen mehr als bloß lokalen Typus geben. Nur der Dämon, der Wolf unter den Menschen, macht mir noch viel zu schaffen und auch Bedenken.

621.

Berlin, 16. Mai 1878.

Du hast dich auch gewiß herzlich mit mir gefreut, wie tapfer und taktvoll sich Lasker im Reichstage bei der Debatte über den rumänischen Handelsvertrag wieder bewährt hat; es ist eine Freude, wie er immer in reinem Aether steht, und andererseits, daß auch ein Mann wie Kardorf sich der Sache annahm und annehmen mußte. Wenn eine Universalmonarchie ein Unglück für die Welt wäre, so wäre es, wie ich glaube, eine Universalreligion noch weit mehr. Die Verschiedenheit der Confessionen und ihre Verträglichkeit constituirt die Freiheit. Jeder Baum erwächst in seiner eigenen Natur, und jeder Vogel singt seine eigene Weise.

Den 18. Mai.

Es sieht hier sehr schlimm aus. Vorgestern Abend führte ich den Schweizer Gesandten Oberst Roth, einen feinen, anmuthigen und klugen Mann in unsere Donnerstagskneipe ein. Da erzählte Treitschke, daß Falk seine Entlassung eingereicht habe. Nun steht heute bereits die Entlassung in den Zeitungen. Im neuen Ministerrathe hier will man Preßbeschränkungen einrichten, und da ein Gesetz darüber jetzt zu Ende des Reichstags nicht mehr durchzubringen ist, soll es auf dem Ordonnanzwege gemacht werden. Auch das allgemeine Stimmrecht soll geändert werden. Und alles das wegen eines zerlumpten Spenglergesellen! Es wäre entsetzlich, wenn wir alle wiederum zur Opposition verurtheilt würden.

Vom Herzog Ernst von Koburg erhielt ich gestern mit einer freund-

lichen Widmung seine als Manuskript gedruckten Gedichte. Ich habe ihm heute geantwortet.

622.

Neustadt=Eberswalde, 20. Mai 1878.

Von hier aus muß ich dir doch auch schreiben. Ich erwartete Vielerlei von einem Ausfluge hieher, vor Allem, daß ich in veränderter Luft meinen plagenden Husten los werde, das ist nun freilich noch nicht eingetroffen, aber das andere: neue frische Einblicke in die Waldcultur, das habe ich in vielem Betracht erreicht.

Ich fuhr also gestern um halb Zehn von Berlin ab, es war heiß und hell, aber schon der Anblick der Roggenfelder erfreute mich, ich bedarf des Ackerlebens, und schon die kleinen Erderhöhungen sind mir wie eine Erhebung, der Ginster blüht und die Lerchen jubeln. Ich aß mit den Stammgästen im Deutschen Hause. Um 4 Uhr holte mich der Forstmeister Bernhardt ab. Wir gingen nach dem Wald. Es sind hier prächtige Anlagen am Wasser, mit Einbauten von Gartenhäusern, und jetzt prangt Alles in Fliederblüthe. Wir kamen in den alten Forstgarten. Ich lernte viel, denn Bernhardt erklärte gut. Wir gingen durch den schönen Wald mit gemischtem Bestande, dann endlich kamen wir in den dendrologischen Garten, der der größte auf dem Continent ist. Mir war es von besonderem Interesse, auch die amerikanischen Waldbäume zu sehen. Wir kamen in eine Sommerwirthschaft, wo — wie ja überall heutigen Tages — Trompetenmusik war; die Menschen glauben sich nicht vergnügen zu können ohne diese, und hören mitten im Walde Potpourris. An langen Tischen saßen die Forstzöglinge, frische Gestalten. Wir kehrten erst spät Abends zurück.

Berlin, 22. Mai 1878.

Gestern Abend hatte ich endlich die Freude, ein paar gute ruhige Stunden mit meinem alten Freunde Bayard Taylor, der zum amerikanischen Gesandten hier ernannt ist, zuzubringen. Wir hatten uns mehrfach bei Besuchen hin und her verfehlt und darum eine feste Stunde ausgemacht. Ich war nun mit ihm und seiner Frau und seiner einzigen Tochter allein, und es war die alte warmherzige Behaglichkeit von ehedem. Das Leben Bayard Taylors ist wirklich das moderne Leben des self-made-man, und immer wieder zeigt sich, das amerikanische „Hilf dir selbst“ erzeugt eine Energie in der ganzen Lebensgestaltung, die in solcher Art ein durchaus neues Element oder vielmehr eine neue Erscheinung eines alten Elementes ist. Das Napoleonische Wort von dem Marschallsstab in dem Tornister eines jeden Soldaten ist keine Losung für das friedliche Culturleben, das ist erst in gerechter Weise in Amerika laut geworden. Taylor ist nicht nur

ein voller Dichter, sondern auch ein so kluger als warmherziger Mann und ist dabei schön gestützt und gefördert von seiner Frau, die gerade die rechte Mischung von Selbstthätigkeit und Unterordnung hat. Sehr schön war's, wie Taylor seine erste Audienz beim Kaiser erzählte. Dieser hatte ihm vorher sagen lassen, daß er deutsch sprechen möge, und da Taylor unsere Sprache vollkommen kann, so war der Kaiser sofort zutraulich, als hätte er einen alten Freund vor sich. Nun betrachtet Taylor seine Stellung hier hauptsächlich dazu dienlich, daß er sein großes Werk, ein umfassendes Leben Goethes zu schreiben, am rechten Ort und in rechter Muße vollenden könne.

623.

Berlin, 1. Juni 1878.

Paul Lindau gab gestern ein solennes Frühstück zu Ehren Bayard Taylors und bat mich, daß ich mich ihm trotz meiner Angegriffenheit nicht versage. Es waren die namhaftesten Künstler und Schriftsteller da und auch der griechische Gesandte Rhangabé, sowie auch Lasker. Lindau forderte mich offen bei Tisch auf, den Dichtergenossen, der Gesandter geworden ist, zu begrüßen. Ich that's und deutete zuerst darauf hin, daß es sich wundersam fügt, daß der Vertreter des alten Culturvolks, dem die Menschheit so Hohes verdankt, der griechische Gesandte, und der Vertreter Amerikas, des neuesten Culturvolks, beide Dichter, hier unter uns seien. Ich schilderte dann die dichterische Selbstheit Bayard Taylors in seinen lyrischen Gedichten und seinen Reiseschilderungen und Abhandlungen, ging auf die meisterhafte von Taylor gemachte Uebersetzung des Faust über und wie er jetzt eine Biographie des großen Meisters schreibe, der eine Weltliteratur prophezeite und selbst Weltliteratur wurde, und schloß mit dem Hinweis auf den Einzug des Menschengeistes durch den dichterischen Genius. Taylor antwortete, auf die 22jährige Freundschaft zu mir hinweisend, mit großer Liebenswürdigkeit. Dann nahm Lasker das Wort und sagte, daß er meinen Hinweis auf den griechischen Gesandten aufnehme, und brachte einen sehr liebenswürdigen Toast darauf hin, daß bei der Neugestaltung im Orient Neugriechenland zu großer schöner Gestaltung gelange. Rhangabé antwortete sehr freundlich. Nach Tisch ging es sehr lebhaft her. Der französische Gesandte St. Vallier sagte mir, daß er mich fast als französischen Bürger begrüßen könne, denn ich sei durch meine Schriften in Frankreich eingebürgert.

Den 3. Juni.

Heute ist Montag, arbeite weiter! Jawohl. Was denn? Für wen denn arbeitet man sein Leben lang mit allem Denken und Sinnen? Für sein deutsches Volk. Das sucht man zu verfeinern, zu vertiefen, zu erhöhen. Was haben wir nicht alles gehofft, wenn wir auf Grund unserer emsig

vorbereiteten Volksbildung ein großes freies einiges Reich haben werden! Und nun? Sozialdemokratische Chaosmacherei und ultramontane Knechtung und daneben allerlei Prätensionen ꝛc. und zuletzt solche Gassenbübereien und Meuchelmord mir nichts — dir nichts, verkommene Subjecte, diese Lust, auf einen selbstlosen braven Mann zu schießen, der sein Lebelang pflichtgetreu und aufopfernd sich bewährt hat! Von diesen Thaten her ist ein Makel auf unserer Geschichte und Cultur, der nicht wegraisonnirt werden kann. Wir sind wie die Mediziner, wir sehen die Krankheit genau, aber Heilmittel kennen wir nicht.

Ich muß dir sagen, als ich gestern das neue Attentat auf den Kaiser hörte, fühlte ich mich nicht nur wie zerschlagen, sondern auch tief beschmutzt, und es weicht auch heute noch nicht von mir. Wo sind wir? Kaum haben wir uns mit dem Schreck von dem Marineunglück ein wenig zurechtgesetzt, so kommt das wieder.

Ich kann mich noch gar nicht erholen. Es scheint mir fast lächerlich, mich in meine kleine Geschichte zu versenken und das fertig zu machen. Wieder ein Buch und noch ein Buch, wieder eine Ausklärung von Seelenbewegungen und Schicksalen!

Den 4. Juni.

Was macht man nun? Kann man diese chaotische Verwilderung so fortquirlen lassen? Aber was läßt sich thun? Das sind Fragen, die jetzt auf den Lippen Aller schweben. Ich sprach gestern Männer der verschiedensten Kreise, Stadträthe, höhere Beamten, Bürger. Ueberall bilden sich Gruppen, man sieht fast keinen Menschen, der nicht ein Extrablatt in der Hand hat. Die Kindermädchen im Thiergarten lesen einander die Extrablätter vor. Und wie gesagt, ernste Männer stehen vor der Frage, ob denn nicht etwas geschehen muß, das dem Chaos Einhalt gebiete, aber sowie man auf das Was und Wie kommt, ist man rathlos.

624.

Berlin, 11. Juni 1878.

Ich war gestern Abend bei Professor Bleibtreu in einer größern Gesellschaft. Natürlich kann man jetzt von gar nichts Anderm reden, als von dem Attentat und seinen Folgen und den etwa zu ergreifenden Maßnahmen. Ich [sprach gegen] die jetzt so vielfach belobte Manier, sozialdemokratische Arbeiter aus Werkstätten und Fabriken zu entlassen, und suchte darzulegen, daß wir überhaupt jetzt in Gefahr sind, einen Belagerungszustand zu erklären, der die bestehenden Rechte, die Humanität aufhebt. Und so ist's. Ich fürchte, wir stehen vor einem neuen und schlimmen Chaos, und es

mag ja sein, daß man sich gegen das Ungeheuerliche mit ungeheuerlichen Mitteln wehren muß, aber traurig bleibt's.

Wir saßen dann behaglich um einen Tisch, und ein Artillerieoberst Schmelzer, ein Geheimrath Hagens aus dem Reichsjustiz-Ministerium und der Maler August von Heyden saßen noch bei uns. Ich sprach nun einen an sich noch nicht reifen, aber, wie ich glaube, ergiebigen Gedanken aus: man sollte etwas finden, um dem Kaiser bei seiner Genesung ein Dankeszeichen zu geben, und an dem sich die ganze Nation betheiligen könnte, und ich schlug dazu eine Sammlung vor, unter dem Namen „Wilhelmspfennig" oder auch „Wilhelmsgroschen" (aber nicht über 1 Mark von einem Einzelnen), die dem Kaiser zur freien Verwendung gestellt werden sollte. Mein Gedanke fand großen Anklang, die Herren waren bereit mitzuthun, ich sollte nur Andere hinzunehmen. Ich wollte eben heute den Bürgermeister Duncker und den Minister Hofmann hinzuziehen und diesen die eigentlichen, einen großen Apparat erfordernden Ausführungen anheimgeben, da lese ich in der Zeitung, daß bereits vorgestern eine Versammlung zu ähnlichem Zwecke hier gehalten wurde, und da wurden Vorschläge gemacht, Sammlungen für ein neues Panzerschiff „Großer Kurfürst" oder zu Ankauf des Hauses unter den Linden, aus welchem der Schuß kam, um es zu einer Stiftung zu machen. Damit scheint mir die Geschichte eigentlich schon verschieft, und ich habe ohnedies auf mir genug liegen und werde mir dies nicht auch noch auferlegen.

Den 12. Juni.

Ich habe gestern den Bürgermeister Duncker im Thiergarten getroffen. Ich legte nun meinem alten Freunde meinen Plan mit dem Wilhelmsgroschen vor. Er fand ihn in jeder Weise genehm und sagte mir, daß in der Versammlung auf seinen Antrieb verhindert wurde, irgend etwas fest zu bestimmen, so daß mein Plan noch zur Ausführung kommen könne. Ich überließ ihm die Sache.

Den 16. Juni.

Gestern Abend habe ich in der Darstellung der Meininger Schauspieler Schillers „Räuber" wieder gesehen, fast möchte ich sagen zum erstenmal gesehen, denn es wurde ganz so gegeben, wie es geschrieben ist, und zwar in dem ersten Entwurf, wo Franz sich an der Schnur erdrosselt und nicht zum Gaudium der Galerien in den Thurm geworfen wird. Wenn man Schiller wieder sieht und wieder hört, bittet man ihn immer um Verzeihung für die Ungerechtigkeiten, die man gegen ihn hegt wegen seiner Uebernatur, es ist eine Größe in ihm, wie außer Shakespeare in Keinem. Dazu wurde mir gestern auch klar, daß in der Erzählung Kosinskys der Keim, der Boden und die Luft von „Kabale und Liebe" vorgeahnt und vorgebildet ist. Der

Stoff hat sich natürlich, selbständig geworden und mit anderen Elementen verbunden, auch in sich umgestaltet. Und in Amalia ist die Stimmung Thekla Wallenstein bereits ganz hörbar angeschlagen, denn die Dichterseele ist eine Einheit, ja es lassen sich sogar Klänge finden, die im abgeklärtesten Stücke Schillers, im Tell, erst rein ausgeführt sind.

Daß die Meininger das Stück ganz und getreu geben, merkte ich auch daran, daß aus der Bibel vorgelesen wird, die Geschichte vom blutigen Hemde Josephs, und es ist wunderbar, daß diese anziehendste aller biblischen Geschichten auch in Schiller so tief haftete.

Neben der Pracht und Sorgfalt des Schaubaren bringen die Meininger auch den wirklichen Dichter zu Aug und Ohr, und die verteufelt neue Manier, daß die Schauspielerkunst die Hauptsache ist und sich emanzipiren will, tritt zurück in die gerechte zweite Linie, die Dichtkunst steht voran.

Vorgestern ließ sich ein Graf Eulenburg auf Prassen in Ostpreußen bei mir melden. Er erzählte mir, er käme soeben vom Bürgermeister Duncker, der ihm meinen Plan mit dem Wilhelmsgroschen dargelegt habe, und daß man die Sammlung dem Kaiser zur freien Verwendung geben möge; er habe sich sofort, da er einen ähnlichen Plan gehabt habe, mit Moltke in Verbindung gesetzt, da es vor Allem darauf ankomme, daß der populärste Name den Aufruf mache, und Moltke sei einverstanden, nur mit der Aenderung, daß man das gesammelte Geld nicht dem Kaiser, sondern dem Kronprinzen zur Verwendung im Geiste seines Vaters und nach dessen Bestimmungen übergebe. Moltke werde nunmehr den betreffenden Aufruf ausarbeiten und man würde mir einen Probedruck davon zusenden.

625.

Berlin, 17. Juni 1878.

. . . Ich denke morgen mit der zweiten oder eigentlichen Durcharbeitung [der Erzählung] fertig zu werden. Jetzt, da ich am Schlusse stehe, sehe ich den Einfluß, den die erste dramatisch intentionirte Bearbeitung hatte. Es ist Alles auf kurze Zeit zusammengedrängt, und wäre ich von Anfang an zur epischen Form entschlossen gewesen, so hätte ich die Vorgeschichte der Hauptpersonen nicht nacherzählt, sondern eben viele Jahre dazu genommen und Alles unmittelbar geschehen lassen. Vielleicht merkt das Niemand außer mir, und wenn auch, ich kann's jetzt nicht ändern.

Den 19. Juni.

Ich sehe den Gedanken und die Bethätigung der Humanität in brennender Gefahr. Die Wirkungen von den Folgen der Aufklärung er-

schrecken die Gemüther, der Mißbrauch macht Viele abtrünnig. Als ob nicht zu allen Zeiten jedes Gute und Schöne mißbraucht worden wäre und doch schön und gut blieb! Und freilich ein grauenvolles Stück des Chaos zeigt sich, aber naturnothwendig.

Den 21. Juni.

Vorgestern also kam Graf Eulenburg zu mir und sagte, daß eine Sitzung des ausführenden Comités, bestehend aus dem vormaligen Oberpräsidenten Grafen Arnim-Boitzenburg, Generalpostmeister Stephan oder für ihn Wiebe, Bürgermeister Duncker und mir, um 10 Uhr im Rathhause stattfinden würde.

Ich war gestern etwas übernächtig, denn ich war erst um zwei Uhr heimgekommen vom wirklich schönen, von Poesie und Gesang durchwehten Abschiedsfeste für Professor Stockhausen, und ich selber habe mich doch wieder bereden lassen, das Wort zu nehmen. Ich hatte ein gutes Thema, da ich Stockhausen als Sänger des Volksliedes und als Elsässer bezeichnet hatte und nun darauf einging, wie das deutsche Volkslied das Elsaß immer festgehalten hatte und wie die Anerkennung des Volksliedes eigentlich vom Elsaß ausging, von jener Zeit, da Goethe mit Herder in Straßburg waren.

Also, wie gesagt, ich war übernächtig und bin es gar nicht gewöhnt, schon morgens die Stadt zu sehen. Ich fuhr also nach dem Rathhaus. Es wurde die Organisation besprochen und daß ich neben dem von Moltke verfaßten Aufruf eine Art Mahnruf, der unmittelbar aus Herz geht, hinzufügen soll.

Am Abend ging ich in unsere Donnerstagsgesellschaft, die mir immer einer der Lichtpunkte im hiesigen Leben ist. Er scheint aber jetzt verfinstert zu werden, denn ein konservativer furor will nach dem Vorgang Treitschkes sich der Menschen bemächtigen, und aus unserer schönen Gesellschaft scheint ein politisch-fanatischer Klub werden zu wollen, was sie ganz verderben wird. Die Meisten wollen eine Art liberaler Reichspartei bilden, im Gegensatz zu den Nationalliberalen, denen sie es nun so sehr verübeln, daß sie sich mit dem Fortschritt vertragen wollen.

... Es ist, ich weiß das namentlich von den zum Congreß hierher gekommenen Journalisten, eine entsetzliche Stimmung in der Welt gegen uns. Und in der That läßt sich nicht leugnen, daß sich auf der einen Seite eine Verwahrlosung des Volkes und Denunciantenthum und auf der andern Seite eine Bedientenhaftigkeit und Sucht nach Unterwerfung zeigt, die erschreckend sind und die dem fremd Hinzukommenden noch ungeheuerlicher erscheinen müssen. Und dieser Eindruck geht nun hinaus in alle Welt und haftet und läßt sich nicht mehr so leicht verwischen. Der gerechte Stolz, in dem wir uns fühlen konnten, ist gebrochen, und da wir eigentlich keine

Freunde in der Welt haben, wird jetzt immer und in allen Tonarten von unseren Fehlern gesprochen, und wie könnten wir dastehen, ohne die Attentate und ohne die Auflösung des Reichstags.

Ich bin entschlossen, und du wirst sehen, daß ich mich dabei streng halte, mich öffentlich gar nicht in die politische Agitation zu mischen.

Den 24. Juni.

Ich habe ein Anschreiben an die Zeitungen und eine Art Mahnruf verfaßt. In der heutigen Sitzung ist so ziemlich Alles fertig geworden und meine beiden Entwürfe (nur mit einer kleinen Abänderung) sind angenommen. Auch wurde, wie ich sehr wünschte, bestimmt, daß die Mitglieder des ausführenden Comités sämmtlich unterschreiben, nur den Brief an die Redaktionen unterschreibe ich allein.

Den 27. Juni.

Dieses Frankreich hat doch den guten Elan, auch für das Humanistische. Ich habe gestern auf das bestimmteste erfahren, daß der französische Congreßgesandte Waddington vorgeschlagen und durchgesetzt hat, daß in dem neu zu gründenden Staate Bulgarien vollständige Rechtsgleichheit der Confessionen herrschen müsse, und dieser Vorgang wird nun für die anderen Neubildungen und auch für Rumänien von zwingender Gewalt sein.

Gestern habe ich die Freude gehabt, Wilbrandt wieder zu sehen. Er wird morgen bei uns essen und ich freue mich, Mancherlei mit dem Trefflichen zu besprechen. Er ist mir überaus sympathisch, schon seine breite volle Hand thut mir wohl, wenn ich sie fasse, und er ist doch eigentlich der Einzige von den Jüngeren, der Bedeutendes, und was vor Allem wichtig ist, Künstlerisches zu schaffen weiß.

Mit Bayard Taylor war ich auch gut zusammen. Er ist gestern nach Stendal gereist, um den General Grant abzuholen, der nun mehrere Wochen hier bleiben wird. Er wünscht, daß ich auch mit Grant bekannt werde.

626.

Berlin, 2. Juli 1878.

Sonntag Morgen kamen die rumänischen Delegirten zu mir und ich mußte nochmals eine dringliche Ansprache an die Congreßgesandten für sie ausarbeiten, und Nachmittags wurde dieselbe im Comité berathen, wo sie auch mit einigen wenigen Zusätzen angenommen und sofort ins Französische übersetzt wurde.

Heute Nacht oder eigentlich heute früh, als es schon tagte, bin ich von dem Feste, das wir den fremden, zum Congreß anwesenden Journalisten gegeben haben, mit Wilbrandt, Spielhagen und Anderen heimgekehrt, und

wir waren voll Uebermuth in dem selten herangewachten Morgendämmer. Ich habe dir heute den Toast geschickt, den ich, dem das erste Wort gegeben war, auf den Kaiser auszubringen hatte. Es ging natürlich hoch her in der Gesellschaft. Das Fest wurde im großen Saal des zoologischen Gartens gefeiert, und ich lernte viele neue Menschen kennen, und sehr viele alte Bekannte, namentlich aus Wien, begrüßten mich herzlich. Wie gesagt, es war zwei Uhr vorbei, als wir an der Garderobe standen, und so zogen wir heim in einem studentischen Lustgefühl. Der Schlaf stellte sich nicht so bald ein. Und als ich eben aufgestanden war und frühstücken wollte, kamen die rumänischen Delegirten, mir mit Jubel verkündend, daß gestern im Congreß nun auch endlich die volle Rechtsgleichheit der rumänischen Juden ausgesprochen sei. Wir waren sehr bewegt, wir hatten lange und tapfer für die Sache gearbeitet, und es ist eine Freude, daß der Erfolg ein so voll schöner ist.

Den 7. Juli.

Gestern kam Ludwig Geiger zu mir und brachte mir die Biographie seines Vaters. Ich habe heute früh nur darin geblättert, es ist ein gut Stück unseres eigenen Lebens, und es hat etwas tief Bewegendes, so ein Leben nun aus dem Tode heraus zu sehen. Ich sehe bei Derartigem auch immer darüber hinaus. Ich werde viel Anregung für meine eigene Lebensgeschichte auch von diesem Buche haben.

Gestern Abend sah ich ein neues Stück von Anzengruber: „'s Jungferngift". Ich bin jetzt so in Unruhe von der vergangenen Arbeit und von der neu anbrechenden Reise, daß ich nicht mehr ordentlich lesen kann, aber ein Stück zu sehen, das nimmt mich mir selber weg. Ich habe heute bereits etwas über das Stück geschrieben, weiß aber nicht, ob und wo ich es drucken lasse. Lies doch auch einen kleinen Artikel von mir in der gestrigen Nummer der „Gegenwart" über Ludwig Steub. Ich hätte da auch gern mehr geschrieben, aber ich kam nicht dazu; ich fühle mich doch etwas zerarbeitet und muß machen, daß ich fortkomme.

627.

Salzschlirf bei Fulda, 12. Juli 1878.

Da bin ich also, drei Zeitstunden von dir entfernt, und ich soll dir schreiben und wir könnten doch so leicht in der Hörweite sein. Ich denke, du machst es gescheit und kommst auch bald hieher, es ist eine behagliche, ich möchte sagen anspruchlose Landschaft hier, aber eine Luft, als ob man lauter aufgelösten Thau athmete.

In Fulda hatte ich die Freude, meinen herrlichen Freund Hiller zu treffen, der schon zwei Tage mir zulieb hier ist. Es ist eine tiefste Herzens-

erfrischung, daß ich ihn habe. Am Bahnhofe hier wartete Löwe-Calbe mit seiner Frau und vielen Badegästen und ich wurde feierlich bewillkommt. Hiller sagte mir dann in seiner lieben Weise, ich verstünde derartige Ehrerbietungen nicht. Ja, ich muß dir gleich hinzufügen, daß du siehst, wie der Freund ist. Als ich dann mit ihm allein zu Nacht aß, an einem schönen Tische — gutes Essen, guter Wein — sagte ich ihm: Du bist als reicher Mensch erwachsen, ich aber, indem ich das da habe, empfinde vor Allem und im Tiefsten den Dank, daß mir solches zu Lust und Behagen wird. — Da haben wir's! rief Hiller, ich sag es immer, wenn die Leute von deiner Eitelkeit sprechen, die du eigentlich nicht hast, ich sag es immer, er ist ständig voll Dankbarkeit und Glück über Alles, was ihm beschert ist, ja sogar über sein eigenes Talent und seine Wirksamkeit, und weil er das offen und bisweilen malplacirt kundgibt, wird er für eitel und eingebildet gehalten 2c.

... Eben hatte ich so weit geschrieben, da erhielt ich ein Telegramm: Ich bin Großvater geworden, August hat einen Sohn bekommen und Alles ist wohlauf. Ich habe ihm sofort telegraphirt und geschrieben und jetzt ist der neue Großvater schreibmüde. Ich fühle ohnedies heute etwas wie Ermüdung nach einer Berauschung, ich war gestern ganz wie berauscht von Ort- und Luftwechsel und dem vielen neu Erlebten.

Den 13.

... Hiller las mir gestern nach Tisch den von ihm zusammengestellten Text zu seinem Oratorium-Idyll Rebekka vor, er hat die unausgegliederten Motive überaus glücklich in Chöre und Soli übersetzt mit Worten aus den Psalmen 2c., und mir fiel wieder auf, welch ein Chaos und wie anfremdend ist die von Wagner zu Schaum aufgepeitschte germanische Götterwelt, und wie ist die Urgeschichte in der Bibel so typisch und schön organisirt.

Sonntag Morgen, 14. Juli.

Hier in der Nähe, in Alsfeld, ist ein Pfarrer Karl Müller, er hat mich und Hiller eingeladen, und wir fahren nach Tisch nach Alsfeld.

Ich glaube nicht, daß ich hier zur Arbeit komme, die Kur nimmt mich ganz hin; im Einzelnen trage ich doch Manches nach und ich habe in diesen Tagen schon ein Drama „Judas Ischariot“ entworfen, das ich gewiß ausführen würde, wenn ich noch jünger wäre, vielleicht aber bringe ich's doch noch fertig.

Den 15. Juli.

Wir fuhren also gestern nach Tisch nach Alsfeld. Der Oberförster Müller (Bruder des Pfarrers, die beiden schreiben gemeinsam die Monographien über die Thiere der Heimat), eine stattliche Erscheinung, und der

wohlgebildete Schwiegersohn des Pfarrers, ein Kaufmann, begrüßten uns am Bahnhofe, der Pfarrer selber hatte noch eine Leichenrede zu halten, und die Glocken läuteten eben, während wir durch das Städtchen gingen, das viel vom reichsstädtischen Charakter hat. Ich freute mich auch, am Rathhause den Aufruf zur Wilhelmspende angeschlagen zu sehen, viele junge Leute standen davor und lasen. Im Pfarrhause begrüßten uns die Frau und ihre beiden Töchter; besonders die jüngere ist so frisch und anmuthend wie eine eben aufgeblühte Rose, die ältere, erst vier Wochen verheirathet, auch schlank und schön, erwies sich von ungewöhnlicher Bildung. Während wir noch beim Kaffee saßen, kam der Pfarrer, er ist 27 Jahre hier im Amt, und die Frau ist eine Kaufmannstochter von hier. Bald sang die jüngste mit wohlgebildeter jugendlicher Stimme Schubert'sche Lieder und die ältere begleitete sie meisterlich. Hiller ließ sich erbitten und spielte, zuerst Improvisationen über die eben gesungenen Schubertschen Melodien, dann mehrere eigene Compositionen zu unser aller Entzücken. Dann machten wir einen Spaziergang auf einen schönen Aussichtspunkt am Kirchhof, und beim Abendessen ging's dann so lustig als geistig bewegt her.

Als wir wieder auf der Eisenbahn saßen, sprachen wir's gemeinsam aus, wie reich durchgeistigt doch unser deutsches Vaterland ist; hier in einem kleinen Städtchen ist eine reich bestandene Stätte echter Bildung.

Ich bekomme von den beiden Brüdern auch viel Material zu meinem Försterleben.

Denkst du noch daran, daß wir heute vor acht Jahren von Gernsbach weg durchs Murgthal fuhren, als eben der erste Kriegslärm ausgebrochen war? Auch in Alsfeld ist ein Denkmal für die von dort gefallenen Krieger, aber die Kunst hat nichts gewonnen durch die vielen Denkmale; der Vaterlandsgedanke hat kein Symbol gewonnen, nirgends.

Den 16. Juli.

Nun ist's gut, nun kann ich sprechen, statt schreiben. Ich werde morgen nach Frankfurt kommen. Hiller, mit dem ich Tage hatte, wie sie nicht besser zu wünschen sein können, reist morgen ab.

Also auf Wiedersehen morgen!

628.

Salzschlirf, 20. Juli 1878.

... Seltsam, daß mir jetzt so oft Bibelsprüche einfallen. „Möchte doch das ganze Volk Gottes Propheten sein!“ hat Moses ausgerufen, und es wäre groß, die wirkliche Erlösung, wenn der Herzschlag eines ganzen Volkes einmal von derselben Empfindung bewegt würde. Könnte das nur eine religiöse sein und warum nur sie? Wenn die gesammte in sich gesammelte Volksseele ein Produkt ihrer erhöhten Stimmung darstellen könnte,

es wäre unmeßbar größer, als was der höchste Genius eines Einzelnen hervorbringen könnte. Aber es scheint in der Natur zu liegen, daß numine afflatus als Moment nicht einer Volksseele zukomme. Ein Bild davon hatte ich heute, als ich in solchen Gedanken allein die Straße gen Landenhausen hinging und sah, wie ein leiser Luftzug die hochragenden schlanken Pappeln bewegte; sie bewegen sich nicht gleichmäßig und in derselben Richtung, denn jede steht in ihrem eigenen Winkel zur heranfluthenden Luftwelle; während die eine sich hin bewegt, bewegt sich die andere her, und die von der einen bewirkte Luftströmung bedingt auch zugleich das Beugen und Neigen der andern. Ja, ich meine, wenn die Bäume eines Waldes alle in solcher Richtung stünden, daß ein Sturm sie alle gleich und auf einander neigte, sie würden allesammt leicht stürzen; so aber hemmt die verschiedene Richtung der Einzelnen die Kraft des Sturmes.

Den 23.

Ich war gestern müde und wollte ausruhen, aber als mir Graf Solms sagte, daß in Lauterbach Schützenfest sei, fuhr ich Nachmittags doch dorthin. Hier in Oberhessen, wo doch der Bauernkrieg gewüthet hat, ist noch viel Feudaladel, und die Riedesel haben 70,000 Morgen Wald.

Auf dem Schützenplatz wurde ich von Landwirthen und Kaufleuten umringt, besonders ein stattlicher junger Fabrikant, ein begeisterter Nationalliberaler war voll Aufmerksamkeit gegen mich. Aber das Schützenfest hat keinen Sinn mehr, und die Orgeln und Karusselle vertollen Alles, nur kurz ließ sich Volksgesang in einer Bierhütte vernehmen.

Ein Puppentheater brachte erbärmliche Ableger aus dem Tingeltangel der Städte, halb Zoten, halb Unfläthigkeiten. In der Stadt verkommene Männer und Frauen treiben sich nun in Flittern auf sogenannten Volksfesten umher. Das ist sehr traurig, aber was ist zu machen?

Den 27.

Westermann bat mich wiederholt, ich möchte ihm für das neue Quartal etwas geben, und so habe ich nun gestern und vorgestern eine altbackene Geschichte[1], die ich schon 67 auf dem Rochusberg entworfen hatte, neu aufgebacken, und gestern las ich sie bei Löwes vor, und sie sprach an. Ich glaube aber doch, daß nicht viel dran ist, aber ich will aufräumen. Ich werde in meinen alten Tagen noch der Ueberall in den Zeitschriften.

Ich will von hier aus nach Scheveningen, auch um einmal die Stätten Spinozas zu sehen, und dann will ich den Winter viele alte Plane durcheinander fertig machen.

---

[1] Die in „Unterwegs" wieder abgedruckte Erzählung: Wie der Großvater die Großmutter nahm.

Ich habe hier auch und mit großer Mühe Walter Scotts „Alterthümler“ wieder gelesen. Unbegreiflich! Bin ich denn ein ganz Anderer geworden und bin ich denn ganz anders als die Welt? Das Buch ist so compositionslos, nur Wunderlichkeiten und Schnurren. Ist es denn möglich, daß ein Dichter so veraltet und wie wird es uns gehen?

Den 2. August.

Der Flachs blüht, er ist über Nacht aufgebrochen. „Nicht wahr, das ist schön?“ sagte mir eine alte Bauernfrau, die mich so dreinschauen sah, „aber wenn er blüht, da wächst er von da an nicht mehr.“ Sie zeigte mir mit Glückseligkeit die neuen Kartoffeln, die sie ausgethan, und klagte nur, wie alle Welt, über das nasse und kalte Wetter. Wir leben in der That wie im Herbst.

Den 5., Nachmittags 5 Uhr.

Es ist heiß, sehr heiß, ich sitze allein in der Stube und ich kann mich von der Correctur nicht trennen, ich gucke immer wieder hinein und finde da und dort ein Fiserchen. Ich habe aber heute schon Erfreuliches bekommen. Meine Uebersetzerin schickt mir mehr als ein Dutzend Ausschnitte aus amerikanischen Zeitungen, und darin werde ich wegen „Landolin“ übers Bohnenlied gelobt, auch sind schon 1200 Exemplare dort verkauft. Auch „Dichter und Kaufmann“, ist englisch dort erschienen und wird auch gelobt. Ich muß doch noch eitel oder besser, stolz werden.

Den 8. August, 10 Uhr.

Um zwei Uhr reise ich, und ich habe mir solche Ordnung gemacht, daß ich dir jetzt noch zwei Zeilen in Ruhe schreiben kann. Ich verlasse den Ort nach gradaus vier Wochen mit dem Behagen guter Erinnerung. Ich habe hier schöne Tage gelebt mit Freunden und neuen Menschen, und ich habe auch etwas gearbeitet. Dazu war es auch meiner Gesundheit förderlich, und was kann man mehr wollen?

Ich reise so frei und froh, wie seit lange nicht. Ich freue mich besonders, einmal die Heimstätten Spinozas aufzusuchen. Ich habe auch meine Wallfahrt.

629.

Gotha, 9. August 1878.

Gestern nach Tisch fuhr ich, von dem befreundeten Kreise zur Bahn geleitet, hieher. Das Städtchen ist mir wieder neu, ich war seit dem Schützenfest 1861 nicht hier. Ich ging zu Präsident von Holtzendorff und fand bei der herrlichen Familie die alte treue Stimmung und blieb zum Abend. Holtzendorffs sind die besten Freunde Gustav Freytags, sie drangen sehr in mich, ihn in Siebeleben zu besuchen. Ich erzählte, wie mich Freytag ganz vernachlässigt, und Holtzendorff mußte zuletzt selber sagen, er müsse es meinem

Gefühl überlassen, übrigens sei Freytag kränklich und ziehe sich von allen Menschen zurück. So weh es mir thut, den alten Freund nicht aufsuchen zu können, ich darf nach seinem Verhalten es jetzt nicht thun, und er weiß nun, daß ich in der Nähe bin, und kann mir Bescheid geben.

Friedrichroda, 11. August 1878.

Ich bin vorgestern Nachmittag hieher gefahren. Ich habe heute schon Einzelnes für den „Forstmeister" ausphantasirt, obgleich ich mir vorgenommen habe, jetzt gar nichts Arbeitsmäßiges zu denken, aber es ist, wie ich gestern Abend mit Bayard Taylor (der mit seiner Familie auch hier ist) besprach, die Phantasie arbeitet in uns ständig fort.

630.

Friedrichroda, 14. August 1878.

... Ich fuhr vorgestern mit Frau und Tochter im bequemen offenen Wagen einen wunderschönen Weg (über das Vierpfennighaus) immer durch wohlbestandenen Wald nach Georgenthal. Es war seit langem der erste absolut freie Tag, ich hatte das Frohgefühl der Arbeitsentlastung und dazu den wonnigen Waldathem. In Georgenthal am See war schöne Militärmusik.

Als ich Abends heimkehrte, merkte ich, daß das seit langem der erste Tag war, an dem ich gar nichts notirte. Ich habe also doch einmal wieder bloß gelebt, und ich kann's noch. Daneben war ich natürlich besonders erquickt von den verschiedenen guten Nachrichten, die ich dir gemeldet habe, und vor Allem, ich fühle kein Ränzchen mehr auf dem Buckel.

Ich hatte Gustav Freytag auf seinen Brief geschrieben, daß ich zu ihm käme, und so reiste ich gestern früh nach 8 nach Gotha. Am Bahnhofe in Gotha erwartete mich Freytag und er umfing mich, als ob nicht Jahre unbegreiflicher Verfremdung dazwischen lägen. Freytag ist stark geworden, wohlbeleibt, während er früher sehr hager war, die abgezirkelte Wangenröthe hat ihre Farbe noch erhöht. Die Stimme des Freundes, diese alte liebe schalkhafte und innige, sein glückliches Lachen, sein Streicheln und immer wieder Umarmen — mir ging das Herz auf, den alten treuen Genossen wieder zu haben, und ich hätte am liebsten gar nicht mehr erwähnt, oder noch lieber ganz vergessen, welch schweres Herzeleid er mir viele Jahre angethan, so daß ich immer darüber grübeln mußte, wo ich denn das verschuldet. Freytag hatte einen Wagen bereit. Wir fuhren zuerst bei Präsident Holtzendorff vor, um zu sagen, daß wir zu Tische kämen, und dann fuhren wir durch die Allee gen Siebeleben. Natürlich drängte sich das Gespräch über die vaterländischen Zustände und die Wahlen.

Am schönen Landhause, dessen Gartenanlagen noch viel mächtiger geworden sind, stiegen wir aus und machten es uns behaglich im Arbeitszimmer Freytags. Das Haus ist einsam. Freytag berichtete mir nun zuerst sein Leben. Er lebt ein Leben, das mir ganz unfaßlich ist, ganz allein, auf dem Lande.

Nun recapitulirte ich mein Leben und vor Allem die vielen Qualen, die mir die Verfremdung des Freundes verursacht hatte. Er betheuerte einfach und echt: „Ich habe mir oft gesagt, wenn du einmal einen ganzen treuen Menschen brauchst, dann rufst du dir Bertholden." Er schlug dann seinen alten liebenswürdig neckischen Fink-Bolz-Ton an, ich hatte aber zu lang und zu bitter gelitten, um ein scherzhaftes Drüberhingleiten gelten zu lassen. Ich verlangte, daß er mich ganz abladen lasse, damit dann auch nichts mehr zurückbleibe. Wir gingen in den Garten, wir saßen in der Sommerhalle, es war Freytag zu kühl, wir wandelten in den Gängen, wo die Obstbäume voll hingen und schöne Pflanzungen wohl gedeihen.

Wegen meines Artikels über „Ingo und Ingraban", worauf Freytag gar keinen Appell gab, sagte er, er sei tief erquickt davon gewesen, begreife aber nicht, wie ich über ihn schreiben könne, wir seien uns zu nahe, er habe ja im gegebenen Falle auch nicht über mich geschrieben. Kurz, wir erörterten Alles und Jegliches, und sein Nichtschreiben entschuldigte Freytag wiederholt mit seinen traurigen Erlebnissen und seinem Streben, sich zu isoliren. Er sprach zu mir mit aller nur erdenklichen Liebe, und so frühstückten wir und tranken eine Flasche Champagner, wobei wir auch über die neuen Wendungen und die neue Tonart in der Literatur sprachen, die wir nicht mitmachen wollen und können, und Freytag wiederholte: du und ich, wir können zufrieden sein, wir haben in großer Zeit und zu Großem mitgewirkt, und man wird in späteren Tagen doch auch auf uns zurückkommen.

Ich war müde und Freytag bettete mich gut in seinem Arbeitszimmer, legte mir sorglich Kissen unter und deckte mich mit einer Decke mittelalterlichen Musters zu, die ihm die Holtzendorff'schen Damen genäht hatten. Ueber mir hingen auch Bilder aus der Freytag-Galerie, und Freytag sagte, er habe nicht die volle Freude dran, sie seien auf ihn applicirt und er hätte mehr Freude gehabt, wenn (wie Vautier zu mir) Einer ein bestimmtes Werk durchcomponirt hätte. Ich mußte noch über Julian Schmidt berichten, dann schlief ich ein, und als mich Freytag weckte, wußte ich gar nicht, wo ich bin, so voll und fest hatte ich geschlafen.

Wir fuhren nun nach Gotha und ich kann dir nicht genug sagen, wie liebevoll Freytag stets in Wort und Miene war und wie er wiederholte, daß wir dem Großen, Allgemeinen und uns selbst treu verblieben waren.

Bei Holtzendorffs in den schönen Räumen und bei Tische war's heimisch und anmuthend (der Mann, die Frau, die beiden Töchter und wir Zwei), und Freytag hatte Recht: wenn man ruhig thut, kann man wieder essen und trinken. Präsident Holtzendorff war natürlich sehr ermuntert, daß er uns so wieder zueinander gebracht, und drückte das in einem kurzen Toast aus. Die Wahlbewegung war natürlich auch Thema, und Freytag erzählte, daß sein Vater 1848 gestorben war, als der Conflict zwischen dem König und der Nationalversammlung zum Ausbruch kam. In der Nacht, nachdem er die Nachricht erhalten, traf ihn ein Schlag. Freytags Mutter (die ich auch noch gut kannte) starb den Tag darauf, als Freytag ihr das erste Exemplar von „Soll und Haben" geschickt hatte, sie hat es nicht mehr gesehen.

Ich kann natürlich nicht behalten, was alles gesprochen wurde. Nur weiß ich noch, daß von den Darstellungen der Meininger die Rede war, und Freytag meint, daß sie des Nebensächlichen und Raffinirten zu viel thun, und er hat das bei Wiederholungen noch besonders abstoßend empfunden.

Wir schieden in voller alter unverstümmelter Herzlichkeit. Es thut mir unsäglich wohl, den alten Freund so ganz wieder zu haben. Es ist, wie wenn man ein Werthes, ein pretium affectionis, verloren und wieder gefunden hat, es ist eine neu bewußte, vordem nicht so gekannte Freude des Besitzes. Ich mußte lange auf dem Bahnhofe den Zug erwarten, aber die Stille und das Alleinsein nach so viel Reden &c. that mir wohl. Hier am Bahnhofe erwarteten mich Frau und Tochter und brachten mir deinen Brief und einen von Valentin Marr. Dieser reist nun doch noch mit mir nach Scheveningen. Wir treffen uns Montags in Köln. Es ist mir sehr lieb, daß der treue fürsorgliche Freund mit mir reist.

Die Fahne war auf Schloß Reinhardsbrunn aufgepflanzt, der Herzog ist da. Ich ging nach dem Schloß in der Dämmerung. Der Herzog war überaus herzlich, er fand mich sehr gut aussehend und ich ihn noch mehr, er sieht ganz jugendlich frisch aus. Tempeltey begleitete mich, nachdem ich länger mit dem Herzog gewesen, nach meiner Wohnung, er ging zu seiner Frau, die seit gestern auch hier im Städtchen wohnt.

Nun aber, was sagst du zu dieser langen Epistel? Es ist nicht lauter Tugend, daß ich so viel schreibe, es ist heute ein grausam regnerischer Tag.

631.

Scheveningen, 21. August 1878.

Gestern in Köln hörte ich beim Erwachen preußische Militärmusik und heute Meeresrauschen.

Wir hatten eine behagliche Fahrt voll Sonnenschein. Die Ausblicke

in die ebene Landschaft, in die Dörfer und Städte mit den farbenhellen Häusern waren anmuthend und überall weidende Viehheerden, man fährt wie an einer sich stets fortsetzenden Reihe von Bildern vorbei, und die niederländischen Maler haben uns dafür das Auge geöffnet und stellen uns überall in sich abgeschlossene Gruppen. Ja, das ist die innerste Kraft der bildenden Kunst, sie lehrt uns sehen, die Philosophie lehrt sub specie aeterni betrachten, die Kunst lehrt sub specie pulchri sehen, und das pulchrum ist auch das aeternum.

Man sieht immer fertige Bilder, ganze Heerden Jungvieh, meist Schecken, am Mittag auf dem Boden liegend, wiederkauend, nur selten ein Hirte dabei, aber an den Ufern der Kanäle stehen Störche, Kraniche, und eine rothröckige Menschengestalt wandert in der Ferne. In der Gegend von Arnheim waren weite Strecken blühenden Haidekrautes, gegen den Haag zu schon weite Getreidefelder; sie mähen hier das Korn mit einer kurzen Sense, die zwischen Sichel und Sense die Mitte hält. Uns war's, als athmeten wir schon Seeluft, so von Wasser durchtränkt ist die Atmosphäre. Wir kamen im Haag an. Ein Freund Valentins wartete mit einem Wagen auf uns. Wir kamen an der Dünenseite des Gasthofes an, ich ging allein durch das Haus, und da war ich am Meere, da ist's, weit hinaus weiße Wellenbänke, die zergehen und wieder erscheinen, und ein Rauschen und Brausen, wie aus unendlichen Tiefen. Ich ging zurück nach der Dünenseite, da ist es, wie wenn man auf der Alpenhöhe nur die nächste Umgebung ins Auge faßt.

Heute in aller Frühe ging ich wieder allein ans Meer. In der Ferne segelten Schiffe mit braunen und hellrothen Segeln und ein Mövenpaar flog weit hinaus, bald sich trennend, bald sich ganz nahe zueinander haltend. Am Strande stehen viele korbartige Sessel mit Verdeck, man sitzt da, wie in einer gebundenen Garbe, vor Wind geschützt. Ich sah auf, da sah ich ganz deutlich einen Seeadler fliegen, zum erstenmal in meinem Leben einen fliegenden Adler, er flog einsam und schwebte so ruhig, wohin? woher? Ich verfolgte lange seinen Flug, bis er hinter den wie ein Berg sich aufthürmenden grünen Wogen verschwand. Es zeigten sich große Schiffe, ein Mann, der Deutsch sprach, erklärte mir, es seien Häringsschiffe aus Norwegen.

Ich ging ins Dorf. Die Menschen sind hier alle so groß, besonders die Frauen. Ein Mann schlug mit einem Klöppel auf eine Kupferplatte und rief, daß Fische versteigert werden. Ich ging wieder ans Ufer und sah zuerst einige Zeit einem Seemaler zu, dann sah ich die Fische, die auf den Sand gelegt wurden, versteigern. Und endlich ging ich ins Seebad.

Den 22.

Wir fuhren nach dem Haag. Die neue Stadt ist so schmuck, so hellfarbig sonntäglich, die wohlgebauten offenbar von einzelnen Familien bewohnten Häuser sehen aus, als ob eben erst die Maurer mit Hammer und Kelle fortgegangen wären; und dazu die prächtigen Gärten.

Ich besuchte Dr. Betz, den Sekretär des Comités für das Spinoza-Denkmal. Er wohnt schön und allein mit seiner Frau. Ich ging dann durch die Straßen, wo überall Privatwagen fuhren und Alles zum Concert strebte. Ich fand endlich einen Gymnasiasten, der Deutsch sprach (Deutsch ist in den höheren Schulen obligatorisch), er brachte mich zu einer Droschke, ich fuhr durch die alte Stadt mit den Kaufläden, die viel Aehnlichkeit mit Köln hat, und kam endlich nach dem Paveljoensgracht. Da stehen Ulmen hüben und drüben, in der Mitte ein Fahrweg. Ich stieg aus. Dr. Betz hatte mir gesagt, daß es eins der drei Häuser gegenüber von der Dubletstraße ist, wo Spinoza starb. Ich halte das Haus in der Mitte Nr. 28 dafür, im Erdgeschoß wohnt ein Stuccator, das Haus gehört einer Frau Feith, die nicht zu Hause ist, Alles ist verschlossen, und das Mädchen versteht mein Deutsch nicht und auch mein schlechtes Französisch nicht. Aber da ist am Giebel ein einfenstriges Zimmer, und das muß es sein, von welchem Spinoza bisweilen, wie Coler erzählt, zu seinem Hauswirthe van der Spyk herabkam.

Hier an diesem Orte athmete Spinoza und erkannte die Gesetze der Weltordnung und hat, ähnlich wie Kopernikus, das Sonnensystem des Denkens geklärt und gefügt, daß Alles einander hält und trägt, anziehend und abstoßend, seine Kreise ziehend, und nichts kann abirren, ausbrechen, sich ablösen. Mag Kant die Erkenntnißtheorie tiefer ausgegründet, weiter ausgebildet haben, die ganze neue Weltverfassung, soweit sie Friede und Harmonie gibt, ist und bleibt die Offenbarung Spinozas.

Nachts 11 Uhr.

Ich schreibe dir noch spät in der Nacht, ich kann nicht schlafen, und troß des viel Erlebten habe ich kaum Verlangen darnach.

Ich ging von Spinozas letzter Heimstätte weg nach seinem Grabe in der Nieuwe Kerk, sie war verschlossen, und man weiß ja auch nur die Nummer seines Leihgrabes, der Boden ist verbrettert, und es ist auch nicht nöthig, sein Gebein zu finden.

Ich wanderte hier in der Nacht noch lange am Meere, fern von dem Musikgedudel. Der Himmel war sternvoll, und das Meer brauste, fast gleichmäßig fort und fort.

Den 23. August, im Hotel d'Orange.

Eigentlich wollte ich heute mit Dr. Betz, der mich gestern Nachmittag besuchte, nach Amsterdam und den Freitag Abend dort in der Synagoge sein, wo Spinoza einstmals gestanden hatte. Aber ich telegraphirte ab und zog aus dem lärmvollen Hotel des Bains hieher in den prächtigen Gasthof auf der äußersten Düne und habe das letzte Zimmer im Haus mit zwei offenen Balkonthüren, wo ich nichts sehe als Himmel und Meer. Da habe ich nun gesessen, eine Stunde und vielleicht mehr — die Zeit mißt sich hier nicht — und sehe die in der Fluth sich immer neu bildenden und verändernden breiten Wellen, und jetzt will ich mein neues Zimmer gleich damit heimisch machen, daß ich dir schreibe. Hat nicht Jean Paul gesagt, man soll in der Fremde, wenn man sich unheimisch fühlt, etwas arbeiten, dann wird man gleich zu Hause? Die gute große Seele hat auch das Meer nicht gekannt und doch, so viel ich mich erinnere, viel davon gesinnbildert und erlustigte sich an Kuhschnappel.

Sonntag, 25. August.

Soeben geht du Bois=Reymond von mir, der auch hier im Hause wohnt. Der quellenreiche graziöse Mann ist mit jeder Aeußerung erquickend und belebend.

Er sah auf meinem Tische meinen Roman Spinoza mit der Bezeichnung 26. Tausend und er erzählte, daß von seiner Biographie des großen Physiologen Johannes Müller siebzig Exemplare verkauft wurden. Und das von einem der ersten Männer über einen der ersten! Wir sind eben leider noch kein Volk, das auf seine Ehre hält.

Ich fuhr gestern, nachdem ich gebadet, mit Professor Robert Zimmermann aus Wien und Valentin Marx nach dem Haag. Wir besahen uns zuerst den Binnenhof, die Stätten, wo die de Witt zerrissen wurden und Oldenbarneveldt enthauptet wurde. Ich weiß gewiß, es ist eine Stelle im theologisch=politischen Tractat, die eine Stimmung aus diesem Ereigniß fixirt hat, ich muß sie gelegentlich suchen.

Wir besahen uns dann die Galerie, wo Rubens, van Dyk und Teniers 2c. mir viel deutlicher wurden. Wir fuhren zum Maler Israels (er hat mir Stiche und Holzschnitte als Verehrungszeichen gesendet), er war leider nicht da, aber seine Frau, die Manches von mir übersetzt hat.

Wir suchten dann den Bibliothekar Dr. Campbell auf, der auch Mitglied des Spinoza=Comités. Leider sind die Modelle nicht mehr hier, ein Bildhauer Hexamer in Paris (wahrscheinlich aus Heidelberg stammend) hat den Preis bekommen und die Ausführung. Zu meiner Freude hörte ich, daß er (wie ich auch den Berlinern vorschlug, sie folgten mir aber nicht)

Spinoza sitzend dargestellt hat, mit der Hand die Wange stützend. Ich hatte vorgeschlagen: den Zeigefinger an die Wange gelegt.

Campbell war sofort bereit, mich nach dem Paveljoensgracht zu begleiten, denn ich bin der Ansicht, daß man das Publikum nicht im Zweifel lassen darf, sondern eben nach Maßgabe höchster Wahrscheinlichkeit ein Haus bestimmen muß. Campbell (er stammt aus Schottland als Nachkomme eines holländischen Soldoffiziers), ein äußerst feiner und bedachtsamer Mann, ist auch für Nr. 28 und ebenso Professor Zimmermann. Wir werden einen Entscheid veröffentlichen. Die Stelle für das Denkmal ist sehr passend inmitten der baumbegrenzten Straße, die allerdings zu Spinozas Zeiten noch Kanal war und jetzt überbrückt ist.

In der Versteigerungsanzeige vom Nachlasse Spinozas heißt es: gegenüber vom Heilige geest hofje. Ich bat, uns dahin zu führen, und da sahen wir nun ein wundersam anmuthendes Institut. Zunächst ist das Versorgungshaus für circa 50 protestantische Wittwen, die nicht unter 50 Jahren alt sein dürfen, 1616 gebaut und 1647 renovirt und hat das Wappen vom Haag: Storch mit Aal im Schnabel. Das ist hier so ruhsam, wie im Kloster und so frei wie ein Landhaus. Im Viereck stehen lauter zusammengefügte einzelne Häuser mit den gestaffelten abgestumpften Giebeln, vor jedem Haus ein besonderes Gärtchen und in jedem Häuschen eine Wittwe für sich. Auch kleine steinerne Bildwerke sind da, aus der Zeit der kecken und scharfen Realistik, ein Mann mit zerrissenem Rockärmel, zu seinen Füßen den Häring, nicht weit davon eine gleichgroße Frauengestalt, armselig gekleidet, barfuß, ein Kind säugend. Die Holländer, wie die Engländer, lieben das eigene home, und darnach ist die Stiftung gemacht. Wir traten in eine Wohnung ein, von dem Portier geleitet, der der einzige Mann im ganzen Altefrauenhaus ist. Hinter der Eingangsthüre war ein Bretterverschlag, so daß den dort Sitzenden kein Luftzug treffen kann. Da saß eine alte Frau mit geschlossenen Augen vor einem teppichbelegten, mit Blumen bestellten Tisch, und ein junger Mann las ihr vor. Der junge Mann ist ihr Neffe, ein Schullehrer; die Alte ist blind und das Buch war: „Bijbellezingen" von Js. da Costa (ein sehr bekannter evangelischer Theologe aus dem Stamme Uriel Acostas). Auf dem Kaminsims stand feines Geschirr, und im Kamin über dem kleinen Feuer hing ein Kessel zu heißem Wasser für den Thee. Alles war so zierlich und so sauber, und immer wiederholt sich's: die holländischen Maler hatten das Hellfarbige und ich möchte sagen sittsam Geordnete, sich wie von selbst zu einem Bilde Fügende nur abzuschreiben.

632.

Scheveningen, 26. August 1878.

Thalatta! Thalatta! Wie muß das getönt und das Rauschen des Meeres übertönt haben, als die zehntausend Griechen, wie Xenophon erzählt, beim Wiederanblick des Meeres in den Ruf ausbrachen: Thalatta! Thalatta! Ich kann es ihnen nachfühlen, und ich bin doch erst so wenige Tage am Meere, aber es grüßt mich und hält mich und sein Anblick und sein Rauschen versenkt mich in grenzenlose uferlose Träumereien.

Heute ist das Meer so ruhig, daß sich die Wolkenschatten vom Himmel darin wiederspiegeln. Zwei Dampfschiffe kamen nicht weit vom Ufer vorüber, sie kommen von London, wie man mir sagte, und gehen nach Rotterdam.

Kuranda aus Wien kam zu mir, und ich erweckte mit dem braven Kameraden viele Erinnerungen aus Stuttgart, Mainz und Leipzig. Auch der holländische Dichter ten Brink besuchte mich, er scheint ein frischer moderner Mensch mit vielen lebhaften Bethätigungen.

Den 27. August 1878.

Gestern war ich im Haag, um ein Privathaus anzusehen, das noch vollkommen im Stil des 17. Jahrhunderts eingerichtet ist. Viel Pracht und viel gute Kunst, ich bin aber nicht Kenner genug, und mir ist nur von Interesse, daß die Patrizier so lebten, während Spinoza hier wohnte.

Haag war immer ein Asyl der Freiheit, hier wurde die Encyclopädie gedruckt, hier fand Voltaire und de la Mettrie Schutz, und man mag über die Zucker-Lords spotten, es liegt eine große Kraft in einem Colonien besitzenden und besiedelnden Volke. Daneben will mir's auch scheinen, als ob etwas von der zähen, ruhigen, dämmebauenden Gelassenheit der Holländer in Spinoza wäre.

An Goethes Geburtstag 1878.

Hier am Meere gedenke ich mit guten Genossen des Herrlichen. Er selber ist wie ein Meer, in den alle Bildungsströme mündeten, und für alle Zeiten schickt er Wolken in die Lüfte, die als Regen niedertriefen auf spätestes Wachsthum. Was verdanke ich ihm, dem Großen, und was hat er Spinoza verdankt. Ich habe Morgens meine Andacht damit vollzogen, daß ich unter Meeresrauschen in seinen Gedichten las. Wie hat er Alles gelebt und wie hat sich ihm Alles ins Wort gefügt, und er kannte auch die Beschränkung:

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen,
Vor jenen wandeln,

Ein ewiger Strom;
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Ich kann noch viel älter werden, denn ich sehe von Jahr zu Jahr, wie jung ich im letzten gewesen und daß ich den Meister immer mehr mein eigen zu machen vermag.

Jetzt eben komme ich aus dem Bade, die See ist heute stürmisch, weit hinaus Schaumköpfe, und wenn ich noch ein wenig geruht, gehe ich mit du Bois-Reymond, Professor Zimmermann u. A. zu einem separaten Mittagessen, wo wir auch Goethes gedenken wollen.

Den 29. August

Ich ging also gestern mit du Bois nach dem Hotel de la Promenade, wo das Mittagsmahl angeordnet war. Die Feier und der ganze Tag war so rein schön, daß Jeder sagte, er habe noch selten etwas so rein Schönes erlebt. Wir waren elf Personen: du Bois, Herr vom Rath und Frau aus Köln, Professor Robert Zimmermann und Frau, Dr. ten Brink und Dr. Campbell aus dem Haag und noch einige Berliner.

Ohne eigentliche Rede und sitzen bleibend, nahm ich auf Aufforderung das Wort und gedachte Goethes und was er Spinoza verdankte. Nach mir sprach du Bois auf die von Goethe postulirte Weltliteratur. Professor Zimmermann sprach, daß Goethe im 2. Theil Faust bei der Landgewinnung vom Meere offenbar an Holland und seine Dämme ꝛc. gedacht, und toastete auf Holland, worauf ten Brink innig dankte und mit einem sehr freundlichen Hoch auf mich schloß, und endlich brachte Campbell sein Hoch auf du Bois. Die ganze Gesellschaft war von der besten geistigen Belebung, besonders auch durch die sinnvolle und einfach gediegene Frau vom Rath. Am Abend gingen wir nach dem Bosch, wo Concert war unter den Bäumen, die so schön sind, wie ich sie noch nirgends gesehen, und da waren so viel schöne Menschen, und Freundlichkeit wurde uns von allen Seiten. Unter einem Himmel, der so sternenvoll war wie noch selten, fuhren wir heim.

Eben da ich diese Worte geschrieben hatte, ließ sich Dr. Wenzelburger aus Delft melden. Er ist der Sohn des Pfarrers Wenzelburger in Braunsbach, wo ich den Winter 1837—38 verlebt habe, er kam, um mich noch im Andenken an seinen Vater zu grüßen, der vor sechs Wochen gestorben ist. Er ist Professor der Geschichte und brachte mir die ersten Bogen seiner Geschichte der Niederlande, die in der Perthesschen Sammlung erscheinen wird.

Während ich schreibe, ist starke Fluth eingetreten und die See, über der ein Nebel liegt, zischt bisweilen. Und jetzt blitzt's und donnert's und

prasselt's im mächtigen Regen, Himmel und Meer sind eins, es ist, wie es in der Bibel heißt, die unteren und oberen Wasser sind noch nicht geschieden.

Den 31. August.

Ich war gestern im Haag. Ich ging zuerst auf die Bibliothek und sah dort das Manuskript des Tractatulus, es ist nicht von Spinozas Hand, überhaupt ist kein solches hier. Auch Kortholt in der 2. Auflage ist nicht auf der Bibliothek, ich fahnde vergebens überall darnach. Ich ging allein in der Stadt umher. In einem Buchladen traf ich einen jungen Mann, der mich nach der portugiesischen Synagoge begleitete.

633.

Scheveningen, 1. September 1878.

Gestern Morgen fuhr ich mit du Bois und vom Rath und Frau nach der Stadt, wo wir bei der 84jährigen Wittwe des Admirals von Carnebeck zum Anschauen des Einzugs [des Prinzen Heinrich mit seiner Gemahlin] geladen waren. Das Haus, ein Eckhaus, gegenüber dem ehemaligen von Oldenbarneveldt, ist ein volles Patrizierhaus, und es war große Gesellschaft geladen, viele schöne junge Mädchen von dem hellen Incarnat der Holländerinnen; auch ältere Paare waren da und viele mit alten historischen Namen. Die Admiralin, noch lebhaft, sprach wie fast Alle gut deutsch, und Alle haben meine Bücher gelesen, besonders „das Landhaus am Rhein" ist hier sehr beliebt.

Es regnete beständig und Alles auf der Straße spannte Schirme auf. Die Musikbande an der Ecke spielte „Wilhelmus von Nassawe", die Hofwagen kamen und es wurde Hoch gerufen. Der Aufzug machte geringen Eindruck.

Nachdem ich noch das Haus mit seinen vielen guten Bildern (Originale und Copien) und die stolzgediegene Einrichtung gesehen, ging ich zu Maler Israels, der mit seinem Sohne von einer Studienreise zurückgekehrt ist. Ich wurde wie ein alter Freund bewillkommt. Ich traf auch den berühmten Seemaler Mesdag. Im Atelier Israels lernte ich die Besonderheit kennen, die mir das Richtige scheint: die Niederländer, auch die neuen, malen nur was man wirklich mit einem Blicke sieht, keine Details, die besondere Blicke heischen, und vor Allem, sie können malen und das Wie ist die Hauptsache, nicht das Was. Israels zeigte mir seine Skizzen, und ich darf mir eine draus wählen, er sagt, er verdanke meinen Schriften sehr viel.

Den 2. September 1878.

Heute ist der Sedantag, er wird im Vaterlande nicht gefeiert werden, wie sein sollte, denn wir sind noch nicht so gefestigt, daß wir über momen-

tane politische Verstimmungen hinüber den Grund unseres Lebens unerschüttert wissen.

Ich hatte dem Maler Mesdag versprochen, in sein Atelier zu kommen, und ich war gestern Mittag dort. Wie herrlich haben diese Künstler ihr Heim ausgestattet! Ich sah wunderbare Bilder bei ihm, meist vom Strande hier aufgenommen, in allen Jahreszeiten, Beleuchtungen und Situationen. Auch seine Frau ist vortreffliche Malerin vom Festlande. Es regnete, wie jeden Tag, und ich fuhr mit Dr. Wenzelburger und Valentin Marx nach Rotterdam. Wir fuhren an Delft vorüber und an Schiedam, wo Spinoza bei de Vries gewesen war (man weiß aber kein Haus mehr). Rotterdam ist eine Stadt, in der Blicke durch die Straßen sich von selber zu Bildern gestalten, und nun erst der Hafen mit Ostindienfahrern, Fregatten und Schonern und die mit Schiffen erfüllten Kanäle in der Stadt!

Den 4. September 1878.

Ich war gestern nochmals im Haag und sah in der städtischen Sammlung das Porträt Spinozas. Ich war erstaunt, er ist dem Brustbilde nach viel größer als ich gedacht hatte. Das Bild ist nicht gut gemalt, die schmalen Augbrauen sind unnatürlich fest und dick, das Auge gewaltsam aufgerissen. Die Haut, wo der Bart wächst, ist bläulich, der Mund fest geschlossen mit anmuthiger Lippe.

Gestern Nacht hatte ich noch viel Besuch von Holländern und da hörte ich, daß Oranien und Protestantismus für das Volk eins ist, und das einzige Pathos dieses Volkes ist der Protestantismus.

Den 5. September.

Ich habe gestern unter vielen Annehmlichkeiten und Anstrengungen die Wohnung Spinozas in Rhynsburg gesehen, dort, wo er zuerst ein längeres ruhiges Asyl fand.

Ich fuhr mit Valentin am Mittag nach dem Haag. Wir frühstückten im Südholländischen Kaffeehaus im Garten und wunderschön klang dazu das Glockenspiel, das Lied von Neerlands bloed, das seltsamer Weise den Hauptaccord ganz gleich mit dem Refrain der Wacht am Rhein hat.

Ein mir äußerst sympathischer junger Mann, Herr Hooft van Iddekinge kam (er ist Sekretär der Staatsanstalten zur Conservirung alter Baudenkmäler 2c.) und war sofort bereit, mit uns zu fahren. Unterwegs nahmen wir noch einen jungen Mann mit, Namens van Santen-Kolf, der künstlerisch schön eingerichtet ist und sich besonders mit Theorie und Geschichte der Musik beschäftigt. Er war viel im Schwarzwald und kennt meine Sachen. Auf dem Wege kamen wir an Voorburg vorüber,

das sich mit Thurm und Windmühle aus den Bäumen heraus zeigte. In den Wiesen wiederum die Gruppenbilder von Kühen, Schafen und Pferden. Wir kamen nach Leyden. Am Wege steht ein Denkmal Boerhaaves. Ein Produkt jener plastischen Phrasenhaftigkeit, über die künftige Jahrhunderte spotten werden; der bekannte Mantel, der dem Manne darunter malerisch umgeschlagen ist, und der Mann macht eine Rednergeste und wirft den Kopf zurück mit dem Ausdruck: Ich bin ein großer Mann und wie schön hat mich mein Bildhauer gemacht! Die Bildhauer machen nicht gern sitzende Gestalten, auch weil die Mantel-Maskerade wegfällt. Wir fuhren dann durch eine Allee von Ulmen und geschorenen Hecken, immer an Kanälen entlang, den Weg nach Rhynsburg. Hier wird auch das Heu in Feimen aufgestellt. Die Thürme des Schlosses Endegeest ragten aus großen schönen Bäumen hervor, dort hat Cartesius viele Jahre gelebt. Der Boden von Rhynsburg ist von einer erstaunlich üppigen Fruchtbarkeit. Man baggert die Kanäle aus, und den Schlamm, den man hier gewinnt, bildet einen Dünger ohne Gleichen. Man melkt hier die Kühe auf freiem Felde und schnallt ihnen die beiden Hinterfüße mit einem Riemen.

Wir kamen in das Dorf; unsere Begleiter sagten, es habe noch den altholländischen Charakter, wie wenige Dörfer noch sind. Auch dieses Dorf ist mit Kanälen durchzogen und überall sind kleine Brücken, und ganze Schiffe voll frischer Zwiebeln liegen zur Ausfuhr bereit. Wir kamen nach Spinoza-Laan (so heißt ein kleines Nebengäßchen, das von einem Kanal landeinwärts führt), es ist das letzte Haus der Laan und wie alle Häuser einstöckig, aus unverputzten Ziegeln gebaut. Der Blick geht von da ins Freie, über sehr emsig angebaute Nutzgärten hinweg bis zu den Dünen von Katwyk. Hart am Hause stehen schlanke Eschen; die Giebelseite des Hauses ist mit einem in die Breite gerissenen Spalier Birnbaum bepflanzt, und in der Mitte der Zweige ist ein Fenster, daraus ein alter Mann sah. Eine wohlgebildete Frau, mit einem Kind auf dem Arm, öffnete uns das Haus, in dem Spinoza nach bitteren Erfahrungen und Wanderungen wohl zum erstenmal rechte Ruhe fand. Der Mann, dem das Haus gehört, ist ein Gärtner. Ich ließ durch van Santen die Frau fragen, ob hier im Dorfe auch Juden wohnten. Sie sagte: nein, aber in Katwyk wohnen zwei, und hier im Hause hat vor 200 Jahren auch ein Jude gewohnt. Ein Gefühl der Sauberkeit und Wohlordnung überkommt einen immer, wenn man in ein holländisches Haus eintritt, und da war ein Zimmer noch ganz mit dem alten Fenster und der Boden noch in ganz alter Weise mit rothen, schwarzen und gelben Fließen bedeckt. Wir suchten den Arzt auf, fanden ihn aber nicht zu Hause. Wir gingen nach der Kirche. Am Kirchhofe sind auf Säulen in Stein abgebildete Todtenköpfe mit Querknochen,

der Thurm ist noch ganz im romanischen Stil erbaut, mit rheinischen Quadern, die andere Kirche ist neu. Wir fuhren zurück ins Innere der schönen Stadt Leyden, gingen dort auf die Burg, wo man einen Ueberblick über die Stadt hat, und kehrten dann heim.

Freitag, 6. September 1878.

Ich hatte heute früh gute Stunden mit Ed. Bendemann. Wie mich Jeder auf die Dorfgeschichten signirt, so ihn auf die Trauernden Juden, und er hat doch seitdem fortschreitend manches Tüchtige gemacht. Es thut wohl, wieder mit einem alten treuen Freunde zu sein, und er bildet mit Rietschel und den Andern die beste Erinnerung aus meiner Dresdner Zeit. Er machte mich auch besonders auf ein Bild von van der Helst in Amsterdam aufmerksam, indem er sagte: Das ist das zweite Wunderwerk der Welt, das erste ist die Sixtina.

Ich will dir aber noch schnell von meiner gestrigen Wallfahrt nach Voorburg erzählen. Wir fuhren an den schönsten Landhäusern vorüber, das ist ein üppiger Baumwuchs und eine Gartenpflege, wie sonst nirgends, und überall die Kanäle mit Schiffen, Bild an Bild. Wir kamen auch an dem Landhause von Huygens vorüber, das ist noch ganz wie im 17. Jahrhundert, und hier war Spinoza sicherlich oftmals bei dem großen Mathematiker, mit dem er ja auch briefwechselte. Wir kamen ins Dorf, es ist so wunderbar schön und sauber. Der Pfarrer, ein wohlbeleibter frischer Mann, erklärte mir, daß man nur die Straße, aber nicht das Haus kenne, wo Spinoza gewohnt, und daß eine Tradition sei, Spinoza habe sich hier in die Wahl eines neuen Pfarrers gemischt, sich dadurch Feinde zugezogen und sei deswegen nach dem Haag übergesiedelt. Wir waren in der Kerklaan, wo er wohnte, dann gingen wir in das Wirthshaus zum Schwan, auf welchem die Bauzeit 1632 eingemeißelt ist, und drin in der Stube begegnete mir ein so Anmuthiges, wie noch selten im Leben. Da war ein Mädchen von 18 Jahren, so schön wie die volle, eben erst aufgeschlossene Rose und von jener leuchtenden Hautfarbe, die eben nur den Niederländerinnen eigen, mit braunem goldschimmerndem Haar und runden vollen Händen, schlanken Wuchses. Sie las in einem Buche, und das war Op de hoogte. Das Erröthen der Wangen, das Glühen der Augen, das Zittern der Lippen, als Santen-Kolff ihr sagte (er kennt sie, es ist die Tochter des Hauses), ich sei der Verfasser, das kann kein Dichter schildern, kein Maler malen. Sie schrieb mir ihren Namen auf, und ich mußte ihr auf eine Karte eine Erinnerung schreiben.

Wir fuhren durch den Bosch zurück, ich aß bei Maler Israels, und Abends begleiteten mich Hooft, Santen u. A. hieher. Jetzt pack' ich, und dann geht's fort von hier nach Amsterdam.

634.

Amsterdam, (Amstel-Hotel), 7. September 1878, Morgens 6½ Uhr.

Zu solcher Tageszeit habe ich dir noch nie geschrieben. Ja, gestern beim Erwachen das gewaltige, aber in seiner Gleichmäßigkeit nicht störende Rauschen des Meeres, heute seit Schlag 5 Uhr gerade vor meinem Fenster und ganz nahe das hämmernde Picken der Straßenpflasterer, ich konnte nicht anders als unwillig aufstehen und lesen und jetzt schreiben.

Am Bahnhofe im Haag hatte ich noch viel zu sprechen mit den vielen Männern, die Abschied zu nehmen gekommen waren. Wir fuhren hierher und waren so begierig, das Geburtshaus Spinozas zu sehen und den Freitag Abend in der portugiesischen Synagoge, daß wir unsers Hungers vergaßen. Die portugiesische Synagoge ist aber nicht die alte aus Spinozas Zeiten.

[Datum des Vorhergehenden.]

In der Synagoge war es wieder so wie im Haag, nur das Gebäude größer. Wir gingen bald fort, und jetzt kamen wir in ein Gewirre und Gelärme von Menschengruppen hinein, daß man glauben mußte, man sei an hellem Tag oder in der Dämmerung auf den Blocksberg versetzt. Das wimmelte noch alles in der Jodenbreestraat durcheinander, das kreischte Obst, Fische, Gebäcke ausrufend, noch nach dem Anfang des Sabbath, und jüdische Bettelweiber, Mädchen und Kinder, gräßlich anzuschauen, verwahrlost — Alles wie ein Höllenbrenghel, und ich muß sagen: Hätte ich diese Form gekannt, wie die Juden sich hier in ihrem Freiheitsbewußtsein auf der Straße bewegen, ich hätte sie noch ganz anders in meinem Spinoza geschildert. Und eine mit Abscheu gemischte Erbitterung Spinozas gegen solche Genossenschaft ist mir nun neu erklärlich, und die Absonderung der gebildeten Juden ist eine innere Nothwendigkeit. Wir waren froh, aus diesem Getriebe herauszukommen.

635.

Amsterdam, 8. September 1878.

Hätte ich die Juden verschiedener Klassen hier gekannt, ich hätte viel bewegtere, aber auch schönere Gruppenbilder aufgestellt; aber hätte ich die beiden großen Bilder aus Spinozas Zeit von den ersten Meistern (1. Rembrandts sogenannte Nachtwache, die eigentlich Tagwache sein soll, und 2. van der Helsts Schützenmahlzeit) gekannt, ich hätte den Eintritt des westphälischen Friedens nicht so gemacht, wie er jetzt ist. Ich hätte das große Leben dieser mannhaften Gestalten hereingezogen; aber freilich ich hätte, damals noch am Biographischen hängend und doch nicht mit dem Muthe freier Gestaltung ausgerüstet, das doch wahrscheinlich nicht machen können.

Was mir heute Nacht besonders klar wurde, ist dieses: Da sind

nun Menschen aus einer bestimmten Zeit, mit eigenthümlichen Physiognomien und Zeitgewändern, und sie leben ewig. Die bildende Kunst kann nur zwei Dinge: entweder lebendig Geschautes wiedergeben mit allem Zeitlichen, oder das in der Phantasie produzirte Urbild, die reine Gestalt, die reine Verkörperung der absoluten Schönheit und Innigkeit in ihrer Zeitlosigkeit fassen. Das hat vor Allem Raphael vermocht und er mußte die Fleischwerdung der höchsten Ideen erfassen. Das Historische, das Zeitliche dagegen haben diese Niederländer gefaßt, in der leblosen Natur, wie im Thiere, und zuletzt im Menschen. Hier gilt das Entweder — Oder. Du kannst nur fassen, was Dein Auge in Deiner Zeit geschaut, oder was kein Auge in keiner Zeit geschaut. Hältst Du Deine Zeitgenossenschaft fest, so wird Dein Gebilde für künftige Zeiten ein historisches, und Du gibst etwas, was keine mit Worten geschriebene Geschichte festhalten kann. Wenn nun aber z. B. ein sogenannter Historienmaler wie Schnorr uns den Einzug Barbarossas in Mailand darstellt, so ist das ein willkürliches Produkt, aus der Gymnasiasten- und Universitätsbildung erzeugt, kein für ihn, kein für uns Naturnothwendiges. Es ist die künstliche Homunculus-Macherei, und es ist gleichgiltig, ob dieses Bild heute oder nach 100 Jahren gemacht wird; es zeigt eben nur ganz abstract, wie man damals malen konnte, weiter nichts. Und ganz ist es so mit der Dichtkunst. Der historische Roman ist eine Willkürlichkeit, in der Bibliothek erzeugt; entweder muß man sein Zeitleben auffassen, oder — und das ist freilich das Höchste, was nur Dante, Goethe und Byron gelungen — das zeitlos Menschliche. Das schließt die großen Dramen Shakespeares nicht aus; denn die Menschen reden lassen, handeln lassen, das ist bereits ein Stück aus jener zeitlosen Welt, die dann nur in Zeitbedingungen eingekleidet ist, und in ganz gemessenen Situationen, aber nicht in dem ruhigen Sein und Behaben, wie das die Malerei und Erzählungskunst zu ihrem Thema haben muß.

Aber jetzt genug, und ich will dir erzählen.

Unser erster Gang war nach der Spinozastraat hier in der Nähe. Die Straße besteht aus lauter neuen dreistöckigen Häusern mit Balkon, und oben an der Spitze ist ein Vordach, wie an einer Scheune, mit einem Aufziehbalken; denn die Treppen hier sind so steil als eng, und man bringt den Hausrath auf diese Weise heraus und herein. Die ganze eine Seite ist von einem Spital mit Garten für Augenkranke eingenommen. Der Lohndiener erzählte uns sehr Merkwürdiges. Unter den 10,000 Diamantenschleifern hier sind nur 200 Christen, unter den 22 Professoren der Universität eine beträchtliche Anzahl Juden. Durch den Ankauf der Diamantenfelder am Cap ist aufs neue wieder großer Reichthum hierhergekommen. Wir gingen nun nach dem Holzgracht, wo das Haus Nr. 57 neben der

katholischen Kirche „Moses und Aron“ als Spinozas Geburtshaus bezeichnet wird. Die Menschen staunen alle uns an, wenn wir so die Häuser betrachten, und die gestern so entsetzlich Schmutzigen und Verwahrlosten gehen heute in Sabbathkleidern. Ueberall an den Fenstern sitzen jüdische Frauen mit weißen Kleidern. An den Thürpfosten auf der Straße sind die üblichen Denkzeichen mit dem „Höre Israel!“ angebracht. Der Lohndiener sagte uns, daß hier ein Apotheker de Castro wohne, der viel aus Spinozas Zeiten wisse. Wir traten ein. Der junge Mann wurde flammroth bei meinem Namen, aber nicht er, sondern sein verstorbener Bruder war der Kenner. Er konnte sich nicht, gar nicht genügen im Ausdruck seiner Freude und sagte mir, seine 76jährige gelähmte Mutter fände ihre Haupterquickung in meinen Schriften. „Barfüßele“ habe sie gewiß schon zehnmal gelesen. Ich erklärte mich bereit, die Frau zu besuchen und fand eine überaus feine Matrone in einem Lehnstuhl im schönen Zimmer, die mir so bewegt dankte, daß ich kaum ein Wort reden konnte. „Was bist Du für ein Mensch, was kennst Du die Menschen und thust ihnen so gut“ sagte sie oft. — Ist das nicht ein wundersames Gegenspiel gegen die glänzend schöne 18jährige Petronella in Voorburg?

Wir sahen dann das Standbild Rembrandts an, es ist wie das Schuberts in Wien in einem geschlossenen Gartenraum, von einem Franzosen modellirt, kühn und frei, aber der Mantel ist wieder eitel Phrase, und nun gar der Lorbeerkranz im Rücken auf einer Erhöhung!

Ich suchte dann noch den Hauptredakteur der Nieuws van den Dag auf (die Holländer schreiben Dag, und das ist schöner als Tag), der „Landolin“ übersetzt hat (er heißt H. de Veer), und Alles war freundlich.

Wir frühstückten und promenirten, dann sah ich die [erwähnten] Bilder. Abends besuchte ich Professor Israels, den Bruder des Malers; er hat mir vor 20 Jahren die lokalen Irrthümer in meiner ersten Bearbeitung des Spinoza nachgewiesen und ich habe danach bei den neuen Auflagen Alles corrigirt. Ich fand in seiner Frau eine sehr gebildete Deutsche aus Friesland, und als ich über die entsetzlichen Zerrbilder von gestern klagte, sagte mir Israels zum Troste, daß nur wenig jüdische Männer (und jüdische Frauen gar nicht) Schnaps trinken, was bei dem sonstigen niedern Volke hier noch Grauenhafteres aufzeigt.

Den 9. September.

Ich tauge eigentlich nicht zum Reisen, wenigstens Erholung ist mir's nicht, im Gegentheil die stärkste Ermüdung. Ich bin keine Reisekraft, und eigentlich wohl ist mir's nur in der Stille im Walde.

Gestern früh kam unser Landsmann, der Architekt Redtenbacher, mir

die Baulichkeiten zu erläutern. Dann fuhren wir mit Professor Israels und dessen Schwägerin, um einen vollen Ueberblick über die Stadt zu gewinnen, zuerst auf der Landseite bis zum Vondelspark und dann nach dem Y. Es ist zum höchsten Erstaunen, wie man hier dem Wasser das Land abgewinnt, und mir war dann wieder neu wohl, als ich die Seeluft athmete und die Seeschiffe sah. Wir fuhren auch an dem Hause de Ruyters vorbei. Von allen bedeutenden Menschen hat man Sicheres bewahrt, nur Spinozas Geburtshaus und Grab findet man nicht mehr.

Amsterdam, 10. September 1878.

Das ist mehr, unsäglich mehr als ich je ahnen konnte, was ich gestern sah, oder eigentlich mitlebte, vor meinen Augen, in meiner Seele das ganze Leben eines Jahrhunderts unter den von der spanischen Inquisition befreiten Juden. Die stolzen, geistig strammen Männer, die wunderbare Frau, anzuschauen wie eine mächtige Fürstin, wie eine Mutter der Makkabäer, sie blickten mich an. Spinoza sagt selber, die Dinge begreifen, heißt alle Störungen und Abirrungen und alle Gewaltsamkeiten verzeihen. Diese Männer, die Alles opferten in der Vergangenheit und die nach den Protokollbüchern am Tage arbeiteten und in der Nacht wachten zum Heile ihrer Religion und deren Mitbekenner, die konnten es nicht gelassen hingehen lassen, daß ein Mann durch philosophische Untersuchungen alle ihre Hingebungen als Vergeudungen an ein Phantom darstellte, sie mußten den Ketzer verfolgen.

Ich habe die beiden Blätter in der Hand gehabt, die zusammengeklebt sind, und auf der einen Seite steht in portugiesischer Sprache der Beschluß des jüdischen Gemeinderaths mit den Unterschriften, daß diese Blätter auf ewig verklebt sein sollen. Sie enthalten den Bann und wahrscheinlich auch das Verfahren gegen Spinoza. Ich ließ die Sonne hindurchscheinen, man konnte Einiges unterscheiden, namentlich einige Unterschriften, ähnlich dem Protokoll, weiter nichts.

Ich will dir aber wieder ordentlich erzählen.

Ich ging mit Michel Mendes nach der portugiesischen Synagoge. Wir kamen nach dem Gemeindehaus. Da hängen sehr charakteristische Bilder von einem hochbedeutenden jüdischen Maler Brandom. Eines, „Die Predigt des Rabbinatsbeisitzers Cardoso“: der Rabbiner, einen Vortrag haltend, und in der Synagoge wunderbare Gruppen; ein anderes, „Die Prüfung“, wo die Knaben herankommen und geprüft werden. Im Sitzungssaale der Parnasim [Vorsteher] ist mehrfach das Wappen der jüdischen Gemeinde angebracht, als Holzschnitzerei auf den Stühlen 2c., ein Pelikan, der sich die Brust aufreißt und 3 Junge nährt. Ein anderes Bild stellt die

Einweihung der jetzigen Synagoge vor 200 Jahren dar, die Rabbiner tragen Kerzen. Der Küster schloß mir die Synagoge auf, an der „heiligen Lade" ist an einer der Holzsäulen ein Maser, der ganz deutlich das Bild eines Papageien hat, das sich von selbst herausschnitt. Der Küster hat nur Weniges in seinem Verschluß: ein Waschbecken für die Priester-Nachkommen, von Abraham und Sara Cohen de Hereira gespendet, in schöner getriebener Arbeit, dann schöne getriebene Schalen, die an den Fasttagen je zu drei von den Vorstehern umhergetragen werden (in die eine wird für die Armen, in die andere für Palästina, in die dritte für jüdische Gefangene gesammelt). Ich war dann bei dem Küster in seiner Wohnung, die holländisch säuberlich ist. Endlich war der Sekretär der Gemeinde in sein Bureau gekommen. Auch ein Vorsteher war da, und als ich von der Bedeutung Spinozas sprach, sagte der kleine Mann mit feurigen braunen Augen in heftigem Tone: „Er war ein Feind der Juden." Ich kann dem angesehenen Manne, der seine besten Tagesstunden für Gemeindeangelegenheiten hingibt, wohl nachfühlen, daß er nicht human gegen den Zerstörer sein kann. Endlich brachte ich den Sekretär dazu, daß er mir aus dem Archiv zwei große, in Schweinsleder gebundene Folianten herbeibrachte, und noch ein drittes Buch, worin aus dem vorigen Jahrhundert im portugiesischen Manuskript die Geschichte der Gemeinde geschrieben ist. Das Protokollbuch war mir natürlich das Wichtigste, und darin ist das verklebte Blatt, das andere aber ist noch viel merkwürdiger. Ich schlage auf, was sehe ich? einen vortrefflichen Kupferstich, ein Bild Menasse ben Israels, mit vollem, über die Stirne gekräuseltem Haare, auf dem Scheitel sitzt ein schwarzes Käppchen, Gesicht und Haltung die eines Mannes, der eben den Harnisch ausgezogen; eine wahrhaft ritterliche Gestalt mit Schnurrbart und Spitzbart, wie Gustav Adolph. Und diesem Manne hat Victor Hugo in seinem Drama: Cromwell die Rolle gegeben, die der Mohr Mulley Hassan in Schillers Fiesco hat. Auch die Bilder anderer Männer sind da, ich weiß sie leider nicht mehr.

Am meisten ergriff mich aber ein Kupferstich mit hebräischer Umschrift, der eine imponirende Frauengestalt, gewaltig und schmerzvoll wie eine neue Niobe, darstellt. Es ist die Frau, die drei ihrer Söhne von der Inquisition verbrennen sah und deren Geschichte hier erzählt ist, die ich leider nicht lesen konnte. Mein Gedanke war sofort: ich muß die Erlaubniß haben, eine Abschrift zu bekommen. Man sagte mir aber, die würde mir schwerlich gewährt. Indeß könne mir Herr D. Mendes, der Mitglied des Consistoriums ist, vielleicht die Erlaubniß verschaffen. Endlich fanden sich auch, auf einem Bogen aufgeklebt, 4 Abbildungen von verschiedenen Seiten der Synagoge, die zu Spinozas Zeiten vorhanden war. Der Sekretär war so freundlich, mir Einiges aus dem Portugiesischen ins Französische

zu übersetzen. Und um mir zu zeigen, daß man mich hier kenne, brachte er mir die holländische Uebersetzung meines Romans Spinoza, die auch im jüdischen Archiv aufbewahrt ist. Ich fragte, ob ich diese Akten abschreiben lassen dürfe, und er sagte, er selber könne nichts zugeben 2c., und Alles, was er sagte, war mit einem theils lauernden, theils schüchternen Blicke aus dem wunderbar braunen Auge. Ich habe noch bei allen Portugiesen, die mir begegneten, diese wunderbaren, glühend dunkeln Augen gefunden.

Der Sekretär las mir immer weiter und immer mehr, und gab er zuerst die Dokumente mir in die Hand, wie ein Priester eine Reliquie von einem Ketzer als Kunstwerk betrachten läßt, so wurde er allmählich durch meine Theilnahme immer wärmer. Ich vergaß Hunger und Müdigkeit und lebte so ganz unter den heldenhaften Märtyrern, daß es fast drei Uhr wurde, ehe ich wegkam, und draußen fühlte ich mich vor Hunger und Aufregung so taumelnd und matt, daß ich glaubte, ich käme nicht weiter, und Droschken gibt es hier nicht. O, wie armselig erschien ich mir da! Was haben diese Männer erduldet und wurden nicht müde! Was ist die antike Vaterlandsliebe gegen die Religionsliebe und ihren Opfermuth? Und diese heischte ein Heldenthum in der Stille und Verborgenheit, und da winkte dem Tapfern kein Siegeseinzug, kein Lorbeer, kein Ruhm unter seinen Landsgenossen oder gar Beute — still, glanzlos, nur der Sache hingegeben, nur dem Gotte in der Seele folgend. Ich muß noch einmal sagen, ich habe den portugiesischen Juden nicht das volle Recht in meinem Spinoza angedeihen lassen, freilich, ich hatte damals noch nicht die Kraft dazu und auch nicht die reine Einsicht, es steckte zu viel Aufklärungstrieb in mir. Sonst hätte ich Spinoza einen wirklichen glaubensvollen Mann, etwa wie Menasse ben Israel, der ihm intellektuell ebenbürtig, wenn auch nicht congenial, mit gleicher Kraft und gleichem Gewicht entgegenhalten müssen, und es wäre auch das Höhere, die Philosophie nicht allein Sieger werden zu lassen, sondern jede Macht behauptet sich in ihrem Lager und auf ihrem Kampfgebiete.

Wie weit hinaus hätte ich noch denken können, wenn nicht mein Magen zu schwach gewesen wäre. Ich mußte etwas essen und war so ins Alterthum versenkt, lebte so gar nicht jetzt, daß ich nicht mehr wußte, wo ich bin. Endlich besann ich mich, und ich habe ja das Seltsame, ich verstehe einen Plan im Reisehandbuche ganz und gar nicht, sind mir aber einmal Plätze, Straßen, Häuser sinnliche Anschauungen geworden, dann finde ich mich zurecht. So fand ich also auch endlich ein Kaffeehaus, und der Wirth sprach mich an mit seltsamen Fragen, ich muß sonderbar ausgesehen haben; aber Bouillon, Fleischbrot und Portwein machten mich wieder zum Menschen von heute, und ich las, um mich wieder im Jetzt zurechtzu-

finden], die ganze Kölnische Zeitung von A—Z durch. Bismarck und Lasker waren mir anfangs wunderliche Erscheinungen und das Sozialistengesetz noch mehr, aber ich war doch bald wieder dabei, daß es ein neunzehntes Jahrhundert gibt und ich darin lebe. Ich fuhr auf dem Tram heim und schlief, daß man mich zum Essen wecken mußte.

Den 11. September 1878.

Also morgen reisen wir. Ich sehe, daß ich hier für die Feststellungen zu Spinozas Leben noch so viel zu thun hätte, daß ich jetzt nicht fertig werde. Auch muß ich ja jetzt in ganz Anderes hinein.

Gestern war ich früh Morgens bei einem Sammler hier, einer Figur, wie man sie nur in den wunderlichen Novellen der Romantiker findet. Ein reicher Mann, der Alles sammelt, was auf Theater Bezug hat und vornehmlich auf das niederländische. Ich hoffte, für meine Spinoza-Zeit Manches zu finden, was just nicht zum Theater gehört, und fand auch z. B. ein gleichzeitiges Stück über Masaniello. (Ich habe vergessen, dir zu sagen, daß im jüdischen Archiv ich auch Kupferstiche von Sabbathai Zewi und einem seiner Generäle sah.) Ja, der Sammler war fast noch interessanter als seine Kataloge, alten Theaterstücke und Costümbilder und selbst ein kleines Theaterchen ꝛc.; er ließ mir dann seinen künstlichen Wasserfall im Garten sich ergießen und Alles ist so putzig und treuherzig zugleich.

Ich war dann nochmals in der portugiesischen Synagoge beim Küster und ging dann in die Bildergalerie, wo ich gute Stunden allein hatte, und ich meine, daß die Niederländer, zu denen ich stets besondere Vorliebe hatte, mir erst jetzt recht aufgehen, denn ich habe mich weidlich in sie eingesehen. Anderes kann man auch anderswo sehen, aber man kommt sozusagen mit heimischem Farbensinn, mit dem Licht aus dem Leben hier in die Galerien, und dazu bin ich ja im 17. Jahrhundert ziemlich daheim. Nicht nur Rembrandt und van der Helst, auch die Anderen sind mir hier lebensnahe geworden. Ich weiß nicht, ob es schon Jemand bemerkt hat, mir ist klar geworden, hier ist die Kunst nichts Aufgesetztes, willkürlich Verpflanztes, sie ist aus dem Leben gewachsen und gibt Leben, das muthige Mannesthum, das stille Hausleben, das lärmende Straßen- und Kneipenleben und die umgebende Natur. Alles ist Porträt auch im weitesten Sinne, und wenn auch Rembrandt frei componirt und gruppirt, Zusammenhang und Einheit in seine Bilder bringt (während z. B. das herrliche Bild von van der Helst schon an sich die Auflösung der Mahlzeit darstellt und den Accent auf die Individuen legt und das Ganze kein Individuum in der eigentlichen Bedeutung des Wortes ist). Die Hauptsache erscheint mir,

daß diese Kunst mit einem Spinozaschen Ausdrucke als libra necessitas zu bezeichnen ist. Die Objecte sind nicht willkürliche oder rein ideale, zeit-, ort- und volklose, diese Kunst ist national und lokal, und das ist ihr Besonderes und ihr Großes, sie ist nicht abstracter Luxus, sie ist der schöne Luxus des Gebrauchs; diese Kunst ist Freude am Leben, und das soll eigentlich der innerste Trieb aller Kunst sein. Diese Maler hatten aber auch eine frohe Wirklichkeit zu malen, Volkshelden von schlichter Art, deren Heldenthum nicht ihr Beruf, sondern ihr Bürgerthum war, ihr freies selbsterobertes; das sind kernhafte Männer voll Muth und innerer Befriedigung, fromm und fidel.

Nachts war ein Vollmondschein, der Alles in ein träumerisch verklärtes Licht versetzte, Wasser, Häuser und Menschen, und hier ist Alles so sauber, und man könnte die Reinlichkeit die materielle Ehrenhaltung des Menschen nennen.

Aber jetzt muß ich fort, ein Herr David de Castro, der viel weiß, läßt mich zu sich bitten, er war gestern bei mir.

Den 12.

Ich war nahezu vier Stunden bei Herrn de Castro und kam aus Staunen und Rührung nicht heraus. Der Mann hat den alten Kirchhof in Ouderkerk ordnen lassen, mit unsäglicher Mühe und vielem Geld, und hat die Hauptgrabsteine nicht nur wieder aufrichten lassen aus dem hiesigen Schlamm, sondern auch photographiren lassen, und ordnet nun Tabellen Aller vom ersten Kinde an, das hier begraben wurde (die Inschrift ist rührend). Ich sah die Photographien durch. Das ist ein rührendes wie Getragenwerden durch die Jahrhunderte, und welcher Ausdruck der Innigkeit ist auf jedem Stein, aber auch schöne Skulpturen, was auffällig ist. Ich fand den Grabstein vom Vater Spinozas nicht (er ist aber da), der seiner Mutter aber lautet: Ester vrouw van Michael de Spinosa. 22. Chesvan 5413. Demnach war Baruch 21 Jahre alt, als sie starb. De Castro besitzt auch das alte Steuerbuch der jüdischen Gemeinde. Ich sah das Blatt vom Vater Spinozas, und de Castro will nun auf meinen Rath die Steuern vergleichen, um etwaigen Vermögensstand herauszubringen. Auf den Grabsteinen ist die oft wiederkehrende Allegorie: eine Hand aus den Wolken mit Axt, die einen Baumstamm eben zertheilt hat. Auch nackte Gestalten und andere Symbole im Stil der Renaissance finden sich auf den Grabsteinen. De Castro hat im Auge etwas von jenem vornehmen Muth der jüdischen Märtyrer, die von keinem Kameraden gesehen und nicht gesehen sein wollen, sich opfern. Ich werde von dem rührend innigen Manne noch viel haben. Ich möchte wieder hieher kommen und Alles gründlich ordnen und feststellen.

636.

Berlin, 14. September 1878.

Da bin ich also wieder an meinem alten Stehpulte, und wo war ich in der Welt und außer der Welt? Es ist mir wie ein Wunder, daß ich wieder da bin, aus so Fremdem, Neuerregendem wieder daheim in der alten Behausung.

In Gesellschaft eines prächtigen, erst drei Tage verheiratheten jungen holländischen Ehepaars reisten wir im sonnigen Tag und sahen noch einmal die holländischen Landschaften und wie das Schilf in den Kanälen mit langen Sensen gemäht wird. Alles glänzte hellfarbig. In Düsseldorf traf ich Bendemann, und er begann eine Zeichnung von mir. Dann gingen wir Abends an den Rhein und in den Malkasten. Gestern Morgen war ich schon um halb Acht bei Bendemann, der mein Bild fertig machte, seine vortreffliche Frau hält es für gelungen. Wir befestigten unsere alte Freundschaft aufs neue. Im rieselnden Landregen reiste ich ab, in Westphalen hellte sich's auf, und die ersten Berge erschienen nach dem Leben in der Ebene wie ganz neue Erscheinungen.

Den 18. September.

Alles wird jetzt von der großen Sozialistengesetz-Debatte zugedeckt. Ich habe nicht versucht, einen Zuhörerplatz im Reichstag zu bekommen, aber man liest loco die Verhandlungen doch anders, und dazu hört man auch von Ohrenzeugen. Du wirst aus den Referaten in den Zeitungen sehen, daß eigentlich nur der Fortschrittsmann Hänel den Kern der Sache bestimmt gefaßt hat.

. . . Der Krieg verwildert die Gesinnungen. Da sagt man, dem Feinde gegenüber und dann in der Diplomatie höre die sogenannte kleine Moral auf, falsche Ausstreuungen und andere Kriegslisten sind nicht nur erlaubt, sondern geboten, und flugs erklärt man dann innere Parteien zu äußeren Feinden, gegen die dann Alles erlaubt ist und die man nach Kriegsbrauch zu Boden streckt.

Gegen das Verfahren der Sozialdemokraten muß freilich gewirkt werden, aber wie? Das ist die bittere Frage, und es ist tief peinlich, daß durch Verwerfung des Gesetzes Auflösung und Conflict aufs neue da sind und die ohnehin schon tief geschädigte und lahm gelegte Volksgesinnung noch mehr turbirt und corrumpirt wird. Aber genug!

Den 19. September.

Gestern war ich in der Kunstausstellung und habe heute bereits einen Dialog darüber geschrieben, ich lasse ihn aber vor der Publikation noch etwas liegen.

. . . Man sollte es kaum glauben, aber es ist so. In seiner Fraction wurde Lasker nur schwer in die Commission für das Sozialistengesetz gewählt, weil er der Annahme des Gesetzes nicht durch Dick und Dünn zustimmt.

637.

Berlin, 21. September 1878.

Mein noch einziger Bruder Julius ist todt! Es steht in den Zeitungen, daß er aus dem Wagen gestürzt und todt. Ich habe das gestern Nacht auch erst aus der Zeitung erfahren, und wie kraß! Es sind jetzt 35 Jahre, seit ich auf dem Dampfschiffe bei Mainz ihm zum letztenmal die Hand reichte, er lebte in weiter Ferne, aber ich hatte doch den Gedanken, daß mir ein Bruder lebt, und er erquickte mich ab und zu mit Briefen voll Innigkeit, ja von überschwenglichem Ausdruck seiner Dankbarkeit und Liebe. Er hielt den Gedanken fest, daß er, um mich zu sehen, noch einmal nach dem Vaterlande komme.

In seinem letzten Briefe schrieb er, mir das ruhmvolle juristische Examen seines Sohnes Joseph schildernd: „Bisher war mein Stolz, der Bruder meines Bruders zu sein, jetzt ist mein Stolz, der Vater meines Sohnes zu sein."

638.

Berlin, 26. September 1878.

Unglückseliges Klavierspiel! Was bin ich von Haus zu Haus schon damit geplagt worden. Ich hatte so schöne Stille in meinem Zimmer, aber die Häuser hier sind so verdammt dünn gebaut, daß ich durch Klavierspiel im Nebenhause, wo jetzt neue Leute eingezogen sind, schon in der heiligen Morgenfrühe geplagt werde.

Ich habe dir heute das neue Heft von Westermanns Monatsschrift geschickt und du wirst meine kleine Geschichte darin lesen; ich lege gar keinen Werth darauf, aber wenn ich das Zeug betrachte, das jetzt geschrieben und gedruckt wird, könnte ich stolz werden. Gegen dieses großsprecherische Spelunkenthum und diese bettelhafte Erfindungskraft sind die französischen Unzuchtsromane noch Muster der Grazie und Sittigkeit. Dabei ist's eine unbeabsichtigte Ironie, daß Heine im Tingeltangel gesungen wird. Ich bin gewiß kein Verehrer Heines, aber seine hohe Dichterkraft verdient es doch nicht, im Fusel der Kellerkneipen herumgezerrt zu werden.

Ich hatte gestern gute Stunden mit Bayard Taylor. Er erzählte mir von seinem bald erscheinenden Epos „Prinz Deukalion." Der Gedanke ist groß und die Symbolik kühn, es umfaßt zwei Jahrtausende Vergangenheit und ein Stück Zukunft.

Berlin, 27. September 1878.

Nun habe ich heute Brief von Joseph, dem Sohne meines Bruders Julius. Die Zeitungsnachricht ist wahr. Julius hat nach dem Sturz aus dem Wagen noch acht Tage in Schmerzen gelebt, immer wünschend, noch leben zu können für seine Kinder und um mich zu sehen.

Among his last words were: „Give Berthold my brotherly affection — my love". Joseph schreibt mir englisch und sagt, daß Julius auf seinem Krankenlager immer englisch gesprochen habe, „aber gegen sein Ende kehrte er im Delirium zu seinem alten Leben mit Ihnen zurück und sprach die Sprache seiner Kindheit. O, wie liebte er Sie! Seine Gedanken waren stets bei Ihnen, und wir sprachen stundenlang von Ihrem früheren Leben, und seine größte Sehnsucht war, daß er und ich Sie noch sehen könnten. Wie war er stets stolz auf jedes Lob, das Ihnen ertheilt wurde, und wie innig liebte er Alles, was Sie geschrieben haben. Wenige Tage vor dem traurigen Fall erzählte er mir so lieb, wie er Sie noch sehe auf dem Verdeck, als er das Vaterland verließ und wie Sie ihm noch Ihre eigenen Handschuhe anzogen." Der Brief Josephs zeugt auch von der großen Achtung und Liebe, die Julius in den weitesten und in den besten Kreisen genoß. Und nun so in der Manneskraft durch einen unvorgesehenen Sturz todt, eben jetzt, da er beginnen durfte, die Freuden eines mühselig auferbauten Lebens ruhig zu empfangen!

De Castro in Amsterdam schickt mir neue, höchst merkwürdige Dokumente zum Leben Spinozas und seiner Vorfahren, und das hebt mich nun über alles Persönliche hinaus, macht mich's wenigstens vergessen. Spinozas Vater starb nicht ganz ein Jahr nach dem Tode von dessen Mutter und es stellt sich nunmehr heraus, daß die Eltern die Bannung des Sohnes nicht erlebten.

Sonntag, 29. September 1878.

Ich ging gestern wieder in die Kunstausstellung. Ich sah ein neues großes Bild von Defregger: Hofer, vor der Hinrichtung Abschied von seinen Genossen nehmend. Andree Hofer ist sehr gut charakterisirt und auch die bewegten Genossen, aber es ist mir fraglich, ob das Bauernthum so lebensgroß darzustellen ist, die nägelbeschlagenen Schuhsohlen u. dgl. drängen sich zu sehr vor. Ist es aber nicht unberechtigte Tradition, daß nur Seide und Sammt u. dgl. malerisch lebensgroß berechtigt sind? Jedenfalls hat Defregger den richtigen Moment gewählt, nicht die Hinrichtung, sondern die unmittelbar vorhergehende Situation; auf der Schwelle, da fällt das Krasse weg oder ist vielmehr unsichtbare Folge.

639.

Berlin, 17. October 1878.

... Durch das Gespräch über Defreggers Andree Hofer wieder auf das Thema gebracht, ließ ich mir mein Drama, von dem ich gar kein Exemplar besitze, aus Leipzig kommen. Nächstens werden es dreißig Jahre, daß ich das geschrieben habe, und als ich gestern Abend darin las, fand ich doch, daß etwas dran ist. Freilich ist die Structur nicht künstlerisch, und vor Allem auffällig ist mir eine Gewaltsamkeit in der Diction, da ist jedes Wort charakteristisch oder will es wenigstens sein, eine Kette von lauter Besonderheit des volksthümlichen Ausdrucks. Ich war damals eben in einer Krisis, die sich noch zuspitzte in „Neues Leben“, bis ich ganz davon loskam. Es ist doch gar wunderlich, wenn man solche alte Bilder seiner selbst wiedersieht.

Ich meine aber doch, daß eben jetzt und hier, wo durch das neue großartige Bild von Defregger Hofer wirklich wieder auferstanden ist, das Stück sich für die Bühne einrichten ließe. Freilich müßte da viel gethan werden, und ich habe jetzt nicht Zeit und Stimmung dazu.

Den 19. October.

... Die kleine Erzählung vom „Großvater“ ꝛc. hat vielfach wegen ihrer Simplicität angesprochen. Es ist eigentlich eine Kalendergeschichte, in diesem Rahmen wäre sie geeigneter. Der „Landolin“ findet viel Anklang.

Ich habe gestern mit einem freundschaftlichen Briefe das Buch von F. Vischer „Auch Einer“ bekommen. Ich habe schon ein gut Stück darin gelesen, es ist eben so wunderlich als großartig und in Einzelheiten von einer zur Sensitivität gesteigerten Feinheit. Wenn ich Zeit gewinne, schreibe ich darüber, denn ich habe da viel zu sagen. Die darin enthaltene Pfahldorfgeschichte (die ich erst begonnen habe) hat er mir einmal zur Ausarbeitung vorgeschlagen, ich bin aber natürlich nicht frei genug zu solcher Ironisirung, und es scheint auch eine Art romantischen Zaubers darin, dessen ich nicht habhaft werden könnte.

Den 24. October 1878.

Was du über die Volksbildungs-Vereine sagst, ist sehr wahr, aber es muß da doch angegriffen werden. Du hast Recht, man kann und soll nicht die Resultate der Wissenschaft geben ohne die Mühen der Arbeit. Ich habe es oft gesagt: unser deutsches Volk muß kauen lernen, und man darf ihm nicht alle geistige Nahrung in belletristisch flüssiger Form geben. Ich wollte, ich wäre frei genug, um das aller Welt darzulegen.

Mein alter Freund, der frühere Koburgische Minister von Schwendler liegt hier schwer krank, er ließ mich rufen und ich war bei ihm.

640.

Berlin, 29. October 1878.

Ich war also gestern Mittag im Theater bei der Probe von „Eine seltene Frau". Aber wie soll ich's dir sagen? — mein Stückchen gefiel mir gar nicht mehr. Ich war ihm nicht nur ganz fremd geworden — ich hatte kein Exemplar mehr im Hause und wußte nichts Rechtes mehr davon; einzelne Wendungen u. dgl. waren mir nun schon recht, aber das Ganze erschien mir ungeschickt, es ist Alles zu sehr überhastet und kein Conflict ist ausgetragen. Die Heldin spielte freilich ganz vortrefflich und auch der jugendliche Held und der alte Förster u. A. Mag sein, der Accent meiner Thätigkeit liegt wo ganz anders. Das erfuhr ich auch, als ich von der Probe weg meinen Freund Bayard Taylor besuchte, der nach schweren Operationen noch im Bette liegt; ich durfte zu ihm und er hat mir wahrhaft Erhebendes über „Landolin" gesagt.

Berlin, 31. October 1878.

Nun habe ich auch das erlebt! Also abgelehnt, nahezu durchgefallen. Die ersten Worte wurden nicht recht gehört, denn es war noch zu viel Lärm im Zuschauerraum und ich sah, die alten Praktiker haben Recht, als Einleitung etwa eine Scene unter den Dienern vorausgehen zu lassen, die man die Stuhlklappscene nennen könnte, denn sie darf überhört werden. Das Stückchen ging weiter, es wurde vortrefflich gespielt, bei Einzelnem, wo ich es nicht erwartet hatte, wurde gelacht, bei Anderem, wo ich es voraussetzen durfte, fiel der Eindruck zu Boden. Als das Stückchen zu Ende war, wurde, wie mir scheint, bescheiden geklatscht, und erst von Umstehenden hörte ich, daß auch gezischt werde. Ich war also — soll ich sagen durchgefallen? — jedenfalls abgelehnt. Es thut mir leid, denn es wurde vortrefflich gespielt und das Stückchen hat sein Gutes; es ist freilich nicht drastisch, verlangt aufmerksames Zuhören und Eingehen auf die dialektische Bewegung der Empfindungen.

Ich kann dir zur Beruhigung sagen, daß ich heute früh bereits an meiner Erzählung weitergearbeitet habe. Ich weiß, ich habe nun Spießruthen zu laufen in den Theaterkritiken der Zeitungen, ich mach' mir nichts daraus, und es thut mir nur leid, daß der Abdruck dieses Stückchens erst in einiger Zeit in Westermanns Monatsheften möglich ist.

Berlin, 1. November 1878.

Wie ich's erwartet, ja noch mehr, als ich erwartet, wird aus allen Zeitungsflinten Vogelschrot gegen mich losgeschossen, und die Herren Recensenten sind so liebenswürdig, dabei zu sagen, wie hoch sie mich sonst halten 2c. Ich gestehe, daß es mich ärgert, daß ich das Stückchen aufführen ließ, es

war unnöthig, weiter aber geht mein Aerger nicht. Das Ding ist doch mehr werth, als siebzehn solche Stücke wie „Mädchenschwüre“, und wenn nicht die Amüsirsucht, auch um den Preis aller Logik und Psychologie, so überhand genommen hätte, könnte das Stückchen gefällige Aufnahme finden.

... Ich erhielt das Octoberheft von The Westminster Review, und darin geht ein Mann meiner Produktion nach, wie es noch nie geschehen ist; ich habe das Gefühl, als hörte ich nach 30, 40 oder 50 Jahren von mir sprechen, so objectiv und doch so intim nachgehend.

641.

Berlin, 7. November 1878.

Ich glaube, du warst gerade in Gernsbach bei mir, als Professor Sengler aus Freiburg mich besuchte, und heute erhalte ich die Nachricht von seinem Tode, er ist 80 Jahre alt geworden. Er war eine kindlich reine, durch und durch ideal gestimmte Seele, er suchte sich auch von den katholischen Jugendeindrücken loszumachen und von den Schwärmereien, in die er mit Molitor, Brentano u. A. in seiner Jugend gerathen war. Er war einer der Hauptkämpfer für den Altkatholicismus. Im persönlichen Umgang konnte es keinen ruhigern, theilnahmvoll verständigern Mann geben. Es wird mir ein Unersetzliches fehlen, wenn ich wieder nach Freiburg komme.

Den 11. November.

Ich durfte hoffen, diese Woche ganz sicher mit der neuen Durcharbeitung fertig zu werden, und nun habe ich einen gründlichen Katarrh. Und dazu kommt noch, daß nun just vor meinem Fenster heute gepflastert wird, das klingt dumpf und dann wieder hell vom Spitzhammer. Wenn ich gesund wäre, würde mich das weniger angreifen.

Den 16. November.

... Berlin hat entschieden soviel immanente Poesie wie London, aber dazu muß man im intimen Leben stehen, und ich bleibe dabei, das intimste Leben kann nur der schildern, der an einem Orte Kind war. Ich habe das auch einmal dem Kaiser, der damals noch Regent war, gesagt, als er mich fragte, ob ich denn nicht auch einmal einen Roman schreibe, der in Berlin spielte. Eines der besten Muster für den Berliner Roman ist Cabanis von Wilibald Alexis.

Berlin, 18. November 1878.

Heute vor acht Tagen, auch am Montag, hatte ich über das Pflastern auf der Straße auch zu klagen, damals war das Klingen von Spitz- und Breithammer drüben auf der Straße, heute habe ich's nun auf meiner

Seite, und ich habe mir alle Mühe zu geben, meinen Montagmorgen dadurch nicht stören zu lassen. Und siehst du, dieses Moment fällt in jene Sphäre, die Friedrich Vischer in seinem Buche immer als Schnupfen einführt. Ich bin nämlich mit sehr Vielem einverstanden, was du in deinem gestrigen Briefe auf neue mir überraschende Weise über das Buch Vischers sagst; daß du aber annimmst, er habe mit dem Schnupfen den Pessimismus symbolisiren wollen, scheint mir nicht ganz zutreffend, vielmehr scheint mir, daß er damit die Irrationalität in der Theodicee bezeichnen wollte[1]. Wir können — ich finde deinen Ausdruck „Theodicee" sehr schlagend — wir können das moralische Uebel, die Missethaten als error calculi betrachten, so daß es kein radikal Böses gibt und Niemand das Böse um des Bösen willen thut, sondern weil er eben glaubt, dazu berechtigt zu sein, aus Leidenschaft, aus einem übersteigerten Egoismus; die Krankheit aber, das materielle Uebel, können wir gar nicht in Rationalität bringen. Freilich wenn, wie die neuere Naturforschung meint, jede Krankheit von irgend einem Pilz oder sonst einer organischen Substanz herrührt, dann müßten wir sagen: der Pilz, die organische Substanz hat auch ein Recht zu leben, aber wie es jetzt steht, erscheint das materielle Uebel, zumal die Krankheit, als eine Rohheit und Bosheit dessen, was man Weltordnung nennt. Ich wollte dir nur andeuten: da liegen die Punkte; ich bin aber vollkommen mit dir einverstanden, daß die Weltanschauung Vischers ein großer Fortschritt ist gegenüber von Strauß, und das, was er als „oberes Stockwerk" bezeichnet, das hat in der That etwas Erlösendes und Befreiendes. Ich hoffe, das in meinen aphoristisch kritischen Bemerkungen über das Buch darlegen zu können.

Berlin, 21. November 1878.

Ich war gestern Nachmittag in Steglitz bei Strodtmann, und was ich da wieder von Heine hörte, zeigt mir, daß Vischer in seinem Buche ganz treffend gesagt hat: Schopenhauer sei der Heine der Philosophie; beide stammen noch aus der Romantik, die eine überschraubte Idealität war, übertriebene Anforderungen an die Lebensdinge stellte und dann enttäuscht, bitter, hassend, spöttisch und höhnisch und cynisch wurde. Besonders traurig ist nur, daß Beide auf unsere heutige Jugend so einwirken, die nun den Pessimis-

---

[1] Die betreffende Bemerkung ging dahin, daß in „Auch Einer" (mit dem Katarrh u. dgl.) der Pessimismus als krankhafte Verstimmung „bezeichnet" werde, daß aber der Leser sich schwer zurechtfinde, weil den Erscheinungen, die den Mißmuth bewirken, zugleich die Bedeutung als wirkliche Uebel gegeben wird, was freilich kein eigentlicher Widerspruch ist.

mus und die Weltverspottung dogmatisch bekommt, a priori, ohne die Vorstufen durchgemacht zu haben, den Katzenjammer ohne Suff.

Wie gesagt, ich habe da noch Gedichte von Heine gehört, die eben zeigen, daß er jeder Gemeinheit in der Menschennatur überhaupt und in seiner insbesondere die Zügel schießen ließ, seiner Phantasie gar nichts abwehrte und freilich Alles auch mit einer wunderbaren Anschaulichkeit wiedergab. Es ist und bleibt eben dabei, er ist ein ebenso großer Lump als ein Genie, und wie groß muß seine Verlumptheit sein, wenn sie seinem Genie parallel ist!

Auf dem Heimwege gestern mußte ich viel daran denken, wie traurig es ist, daß die beste Jugendzeit [der heranwachsenden Generation] nun in die Reaction, in die Zeit der Ausnahmegesetze fällt; das verbittert und revolutionirt und entwurzelt den letzten Rest von Idealität. Wie ganz anders hatten wir es, die wir auf ein Großes hinzuarbeiten und zu hoffen hatten unter allem Druck; das stärkte und hob die Idealität. Und jetzt — in der Literatur grundsätzlicher Pessimismus und im wirklichen Leben eine Verwilderung, wie auch das Attentat in Spanien und Italien wieder zeigt, und dagegen der Versuch der Hilfe, und Niemand weiß wo? Gestern im Bahnzug sprachen mehrere gesetzte und gebildete Männer davon, daß man die Prügelstrafe wieder einführen, die Freizügigkeit wieder aufheben und öffentliche Hinrichtungen wieder zur Schau stellen müsse, und was der Zorn den Menschen Alles eingibt. Wo soll das alles hinaus! Aus der diplomatischen Welt zeigt sich, daß der einzige Gott, zu dem jetzt aufgeschaut wird, Erfolg ist, ohne Rücksicht wodurch und mit wem; wo soll denn da noch die Moral im kleinen Leben haften?

Berlin, 22. November 1878.

Gestern hatte ich einen guten Gang mit Ludwig Knaus im Thiergarten. Er hat Recht, es ist doch so, daß, wenn man sich auch selten sieht, man bei der Begegnung so zu einander ist, als ob man in ständigem Verkehr wäre, denn man hat das Gefühl, so viele durch geistige Arbeit nahe gestellte Menschen in der Stadt zu haben. Es freut mich, daß Knaus mir besonders bestätigte, daß ich es auch so halte wie er, und immer Neues versuche; es gibt so Viele, die, wenn sie ein Gebiet haben, in dem sie etwas errungen, in dem sie zur Geltung gekommen rc., sich immer nur wiederholen; das thun wir allerdings beide nicht.

Ich habe dir noch nicht erzählt, daß der steiermärkische Dichter Rosegger hier war und mehrmals — einmal auch zu Tische — und mehrere Stunden bei mir war. Er hat hier Gedichte öffentlich vorgelesen, ganz vortrefflich und in Rührung und Heiterkeit ergreifend. Er hat sich mit großer Kraft aus dem Hirtenjungen zu guter literarischer Thätigkeit empor-

gearbeitet. Er kennt das Volksleben intim und bringt ganz neue Seiten zu Tage, und besonders kann er als Christgeborener auch die religiöse Opposition stark betonen. In diesen beiden Oesterreichern, Rosegger und Anzengruber, steckt ein guter Naturalismus, der aber freilich nicht zur künstlerischen Gestaltung heranreicht, und in Rosegger ist ein Hauch aus Hebel, und das ist und bleibt das echt Volksthümliche. Die Art, wie Rosegger mir erzählte, was ihm meine Bücher bei seiner Aufweckung zum höheren Leben geworden seien, war tief rührend, und er hat mir oft und oft betheuert, daß er das Buch „Ivo" und das „Barfüßele" geküßt habe, wie ein katholischer Geistlicher sein Brevier.

642.

Berlin, 30. November 1878.

So sind wir also im Belagerungszustand. Ueber alles eigene und fremde Persönliche hinaus geht mir der Schmerz um unsere vaterländischen Zustände ständig nach. Dahin also ist es gekommen, daß wir alten Burschenschafter keine Freude mehr haben am endlich errichteten einigen Reich. . . Die Idealität war doch das einzige und höchste Gut des deutschen Volkes, das ihm bisher Bestand und Halt gegeben hatte. Die Erfolganbetung — ohne Rücksicht auf die Mittel dazu — ist die tiefste Entsittlichung. Ich tröste mich nur damit: Wir haben im großen Kampfe mit dem äußeren Feinde ohne Niederlage gesiegt, und es ist leider so, eine Niederlage weckt weit eher und stärkt die sittlichen Mächte als ein Sieg. Jetzt müssen wir geweckt werden durch Niederlagen im Innern, durch die Erkenntniß, daß das deutsche Volk noch lange nicht ist, was wir ihm zumutheten. Dem deutschen Volk ist in großem Kampf die Einheit geworden, aber die innere sittliche Einheit, die Reife, das ständige Einstehen für das große Ganze, die sittliche Solidarität ist damit nicht gewonnen.

Aber genug! Ich wollte nur, ich hätte die Kraft und die Lebensfreiheit, das alles öffentlich zu sagen, von Ort zu Ort, von Tag zu Tag, und schonungslos gegen die Götzenanbetung, und der fratzenhafteste Götze heißt: Erfolg ohne sittliche Motive und Attribute.

643.

Berlin, 4. Dezember 1878.

. . . Du meinst, die Gehässigkeiten und Vernachlässigungen, die ich erfahre, gehören zum Alter. Ich kann das nicht zugeben oder doch nur insofern, daß man (oder doch ich) vielleicht im Alter zu sehr auf erfrischende Zufuhr von außen hofft. Ich finde einen von jeher bestandenen Naturfehler in mir, daß ich ständig an Bekannte und Freunde denke und mir ihr Leben vergegenwärtige; daher erwarte ich das Gleiche zu mir und das kommt eben nicht.

Morgen ist also der großartig vorbereitete Einzug des Kaisers. Wir alle sind voll Bangen, der Belagerungszustand paßt nicht dazu, und überdies können einige böse Buben die in der That innerlich wahre allgemeine Freude zerstören.

Den 6. Dezember.

So ist also der Tag gut und schön vorüber. Man kann sagen, in der Million Menschen, die Berlin heißt, war an diesem Tag nur eine einzige Herzbewegung. Freilich befürchtete man auch eine Störung, und wenn unter tausend Jubelnden nur Einer zischt oder pfeift, sticht das heraus und geht nach außen in die Zeitungen als krasser Widerspruch. Es war fast wiederum so wie beim Einzug nach dem Siege, und der Kaiser, der mit der linken Hand grüßte, mußte doch empfinden, was es heißt, daß Hunderttausende ihm zujubeln, das kann doch auslöschen, was ihm von zwei Verworfenen angethan war.

Ich sah Abends von der Beleuchtung nur wenig. Ich ging nur nach unserer Donnerstagskneipe und auf dem Wege sah ich die wunderbare Beleuchtung der Victoria auf der Siegessäule; die goldene Gestalt schwebte wie frei in der Luft, denn von einem hohen Gebäude wurde elektrisches Licht nur auf die Gestalt geworfen, die Säule, worauf sie steht, blieb dunkel und das machte einen märchenhaften Eindruck.

Den 14. Dezember.

Gestern kam anliegende Karte von Paul Lindau mit der anliegenden Nummer der „Gegenwart". Was ich vom Allgemeinen schrieb, muß ich nun persönlich an mir erfahren, der schrille Pfiff wird weit schärfer gehört als das umströmende Beifallklatschen. Ich finde, daß ein großer Riß zwischen uns Aelteren und idealistisch Gestimmten und den jüngeren Modernen, in Allem vorerst die Mache Sehenden und den Effekt Bedenkenden und Ausklügelnden sich aufgethan hat. Lindau sieht in Vielem, was sich organisch und naturnothwendig ergibt, wie er den richtigen Ausdruck gebraucht, „theatralisches Brimborium". Lindau ist aus der französischen Schule erwachsen, hat vielen Witz, scharfen Blick für alles ihm gemacht und traditionell Erscheinende und hat eine behende, ich möchte sagen, schlanke Vortragsweise, unbelastet von geschichtlicher Continuation und Systematik. Im Wälderjörgli den Eremiten aus dem Freischütz sehen, in Anton Armbruster Brackenburg, in der Schaubkäther Reminiscenzen aus der alten Fadette (beiläufig gesagt, habe ich die schwarze Marann im Barfüßele schon vorher geschaffen) — das alles ist eben Ergebniß dessen, daß er durchaus im modernen Französischen lebt und immer und immer vom Theater und seinen Effekten umschwirrt ist. Ich hatte gute Lust, dies einmal in demselben Blatte auseinanderzusetzen, um Gütertheilung herzustellen zwischen den absolut Modernen und

uns, aber es ist besser, ich lasse es. Und offenbar wollte Lindau mir eigentlich Gutes nachsagen, aber er glaubt es schuldig zu sein, das ihm unzuträglich Erscheinende ausführlich darzulegen. Uebrigens ist diese Kritik doch die erste eingehende, die mir zu Gesichte gekommen ist.

Den 17. Dezember.

Also Gutzkow todt! Wieder einer aus der Reihe der Lebensgenossen; und da steht nun in den Zeitungen ein vorläufiger Nekrolog und daneben gleich Anderes, das Orchester spielt weiter, wenn auch ein tonreiches Instrument zerschmettert ist. Sein Leben war in letzter Zeit ein bitteres Ringen, wie sein ganzes Dasein überhaupt ein bitterer Kampf war, der freilich, solange die Jugendkraft vorhielt, sich schöner darstellte und ihn persönlich weniger niederdrückte.

Ich habe viel mit Gutzkow gelebt, aber es war immer etwas, was eine Scheidewand, eine ganz dünne, zwischen uns bildete; ein Hauptgrund war, daß Gutzkow ein intimer Judenfeind war. In dieser Beziehung war er eines jener vielleicht nur in Deutschland möglichen Phänomene, daß man kirchlich und politisch radikal frei sein und wirken kann und einen Widerspruch gegen die Juden behält. Bei Gutzkow kam noch hinzu, daß er in der ganzen Welt immer Cliquenwesen und Kameraderien argwöhnte, und ganz ähnlich wie Richard Wagner, glaubte er von den Juden nicht gefördert, ja sogar gehindert zu sein, und schon 1834 zeigte sich dieser Widerwille, und er blieb immer, wie er ja auch einmal offen in seiner Schrift bekannte, daß er erschrocken sei, als er gehört habe, daß Ludwig Börne ein Jude sei.

War ich auch Gutzkow nie ganz und voll befreundet, so hatte ich doch immer eine Sympathie für ihn, die er freilich nicht gelten lassen wollte, weil sie nur eine bedingte war; denn ich schätzte in ihm den muthigen und rastlosen Kämpfer, aber er fühlte, daß ich ihn für Eines nicht hielt, was er am liebsten sein wollte, für einen Dichter. Er hat nach meiner Ueberzeugung nie eine reine Empfindung zu einem Naturlaut gebracht, der uns elektrisch durchfährt und uns jenen Schauer mittheilt, der bei einer Offenbarung eines bisher halb oder ganz Verhüllten in unserem Seelenleben uns anfaßt.

Ich könnte bogenlang schreiben über das Viele, das wir miteinander erlebt haben, in Heidelberg, in Mannheim, in Frankfurt und zehn Jahre lang in Dresden; vielleicht komme ich noch einmal dazu. Er erkannte vollkommen, was das Höchste in der Dichtkunst zu sein hat, und strebte lebenslang danach, und doch war er kein Dichter; er hatte nie die eigentliche Freude an der Gestaltung, an der Farbengebung, an der Auslösung eines tiefen Seelengehaltes, es war nicht das Dichterische, was ihn zu seinen Produktionen bewegte, sondern das, was man kurzweg Tendenz nennt, was aber

einen sehr weiten Umfang hat und dem Dichterischen doch wieder nahe kommt. Er war eigentlich zum politischen Kämpfer, vielleicht zum Staatsmann prädestinirt, und seine Jugend fiel in die lahme und innerlich revolutionirende Zeit Friedrich Wilhelms III., und die dichterische Form war die erlaubte und bequemere, und dazu hatte er Anschauung und Farben genug, um die abstracten Ideen zu illustriren und coloriren.

Ach, es ist eigentlich Unrecht, daß ich so und jetzt schon von ihm spreche, aber es ist jetzt wie ehedem. Vielleicht wurde über Niemand mehr gesprochen, als über ihn, denn er griff in Alles ein. Er hatte etwas soldatisch Kämpfendes und war dabei doch empfindlich, wie ein Dichter sein muß; er war eine vollkommen isolirte Natur, er hatte sich ja an Niemand völlig angeschlossen, und dabei empfand er die Einsamkeit bitter.

Er ist nun todt, und wenn auch kein voller Dichterruhm, der wird ihm bleiben: er war ein unabhängiger, unbestechlicher Kämpfer für das, was er als recht erkannte. Daß er seine Gegner, namentlich seine literarischen, auch manchmal mit den selbst im Kriege verpönten Waffen angriff, das ist leider nicht abzuleugnen, aber wie gesagt, ein unentwegter Kämpfer blieb er, und seine eigentlich kühle Natur wurde nie von Enthusiasmus für Personen und Ereignisse hingerissen, die sich nachher als mangelhaft oder widerspruchsvoll erwiesen.

644.

Berlin, 19. Dezember 1878.

Was ist Arbeitsledigkeit? Leben und Arbeiten drängt fort und fort, und es ist wohl gut, daß dem so ist. Die jüdische Dorfgeschichte regt mich bis ins Innerste auf und dazwischen schwirrt so Vieles.

Es ist heute lange nicht Tag geworden, jetzt ist ein starkes Schneegestöber draußen, und in dieser Stunde wird Gutzkow begraben. Ich habe die reuige Empfindung, daß ich gestern zu sehr dem Widrigen Ausdruck gegeben habe. Es war bei alledem etwas Mächtiges in ihm. Er war ein durch und durch moderner Mensch, er verstieg sich gern in die Romantik und in das Schrullenhafte. Nicht leicht hat ein Mensch mehr gestritten und gelitten mit sich und mit der Welt als er, und dem Ringenden und Kämpfenden gebührt doch die Ehre. Jetzt nach seinem Tode wird das Unleidliche und Unnatürliche abfallen, und Gutzkow tritt in die Reihe der wirkenden Geister deutscher Nation.

Den 21. Dezember.

Erholen, erfrischen, auskühlen wollte ich mich nach der angestrengten heißen Arbeit, und nun trifft mich der Tod meines Freundes Bayard Taylor wie ein Hammerschlag auf den Kopf, und es surrt so dumpf und schwer in mir. Ich mußte doch den Tod des herrlichen Menschen jetzt seit

Wochen fürchten, aber nun, da das Gefürchtete eingetreten, ist es doch ein ganz neues Entsetzen.

Ich war gestern Abend lange bei der Wittwe, die mir sofort geschrieben hatte und die überhaupt das Leiden und den Tod mit wahrer Seelengröße trug.

Ich konnte Frau Taylor erzählen, wie es noch in Friedrichroda war, als ich mit ihrem Manne an einem abgeregneten Nachmittag in den hochstämmigen Tannenwald fuhr. Er sprach von ihr und wie gut es sei, daß ich auch mit seiner Frau so befreundet wäre, denn nie sei ein Mensch in der Ehe glücklicher gewesen als er, sie sei sein guter Kamerad im Alltag und in allen höchsten Dingen, und wenn man die Entwickelung in seinen lyrischen Dichtungen betrachte, so werde sich ganz deutlich machen, welch eine tiefe Wandlung in seiner Seele vorgegangen sei, seit er diese Frau zu eigen gewonnen. Und mit besonderer Lust erzählte er, wie ihm D'Israeli-Beaconsfield während des Congresses in einer Gesellschaft, nachdem er sich eine Weile mit der Frau unterhalten, die Hand darbietend gesagt habe: Sie haben eine sympathische Frau, Sie haben das seltenste Glück, das je einem Dichter zu Theil geworden. Die Frau gestand auch, daß sie eigentlich voll gesättigt sei von Liebe und Glück, sie hatte Jahrzehnte ein schön erfülltes Dasein gehabt; nur das einzige Kind, ein sehr selbständiges Mädchen von wissenschaftlicher Neigung, habe das Größte verloren, und sie werde, da das Mädchen begeisterte Amerikanerin ist und dort ihre Jugend genossen hat, doch wohl nach Amerika zurückkehren. Sie erzählte mir, wie er noch am letzten Morgen in der Frühe gesagt habe: Ich habe mich zu halten gesucht, aber jetzt kann ich nicht mehr, und während er bisher immer Hoffnung gehabt hatte, setzte er hinzu: Wir müssen auf Alles gefaßt sein. Dann sagte er: Ist es denn so dunkel? Will's denn gar nicht Tag werden heute? — Es war bereits Tag, aber sein Augenlicht hatte sich verdunkelt und er sagte zu der Frau: Ich sehe dich nicht deutlich, — er setzte die Brille auf, aber es half nichts, dann war er lange still. Er saß im großen Lehnstuhl, er wünschte etwas, aber er konnte die Worte nicht finden, und die Frau rieth hin und her, was er eigentlich verlange, es war immer nicht das Rechte, er schüttelte den Kopf. Er sprach am letzten Tage fast nur deutsch mit ihr, endlich sagte er: Saft des Lebens und brachte darauf das Wort hervor: Wein. Sie gab ihm zu trinken, das war das letzte Wort, das er sprach, und das war das Letzte, was er zu sich nahm. Dann Mittags zwei Uhr schlief er ein, athmete ganz ruhig, aber der Kopf sank ihm tief hinab. Die Mutter und die Tochter hielten abwechselnd ein Luftkissen an seinen Kopf, er athmete ganz ruhig und leise und plötzlich um vier Uhr hörte der Athem auf ohne irgend einen Kampf.

Den 23. Dezember.

Heute habe ich mich wieder etwas erholt. Mir war's, als käme ich gar nicht mehr zu Ruhe und Gedeihen, so bis in die letzte Faser erschüttert und aufgewühlt war ich vorgestern und gestern.

Ich hatte mich, besonders auch auf Zureden der Frau Taylor entschlossen, einige Worte am Sarge des Freundes zu sprechen. Ich fuhr nach dem Trauerhaus. Ich war bei Frau Taylor und ihren Angehörigen, die aus Gotha gekommen waren. Wir gingen in den Saal, wo der Sarg stand, der Saal war voll Menschen, alle Gesandten rc. waren da. Ich saß bei Frau Taylor, während der Geistliche Dr. Thompson eine sehr ausführliche Rede hielt und dazu eine literarische Charakteristik gab; er sprach sehr gut und ohne Predigerton und am Schlusse sagte er mit freundlichen Worten, daß ich noch einige Worte des Nachrufs geben wolle. Ich trat vor, die Stimme versagte mir anfangs, dann aber sprach ich ohne Stocken.

Den 24. Dezember Nachmittags.

... Ich bin ganz voll von der soeben vollendeten Lektüre von Gustav Freytags „Geschwister“. Ich lese sonst nie des Morgens, aber ich habe mir ja jetzt Ferien gemacht und so war ich froh, etwas zu haben, das mich mir wegnimmt. Ich habe dir erzählt, wie widerwärtig mir der gekräuselte Stil war. Diese Widrigkeit war bald verwunden, und ich stand im Bannkreis einer echten Dichtung, ich konnte nicht mehr heraus, bis ich fertig war. Das ist ein farbensattes wundersames Geschichtsbild und so waghalsig als geschickt auf die Schlußscene des dreißigjährigen Krieges gestellt. Die Liebesscenen sind von einer Zartheit und Gediegenheit, wie ich solche noch selten gelesen und sie nach dem Bisherigen Freytag nie zugetraut hätte, und dabei die historischen Situationen und Gestalten von einer sichern festen Lebenskraft, daß man nur bewundern kann. Nur von Gottfried Kellers „Dietegen“ habe ich einen ähnlichen Eindruck bekommen. Auffällig ist mir nur die Erfindungsarmuth von Freytag, wenn man die Fabel an sich betrachtet: da ist immer das Gleiche, ein edler Jüngling, der seine Geliebte entführt, gebannte Menschen und dann ein kräftiger Sohn, um die Folgenreihe der Romane fortzusetzen. Darauf besinnt man sich aber erst nachher, und ich bleibe dabei, es kann als ein Stolz der deutschen Literatur betrachtet werden, daß wir diese Romane besitzen, und sei es auch, daß in Manchem und zum Theil auch hier das eigentlich frei Dichterische nicht so bedeutsam erscheint, als die meisterhafte Coloristik im Geschichtlichen.

Ich kann dir nicht sagen, wie wohl mir's thut, wieder etwas in mich aufgenommen zu haben, was mich so tief erquickt.

Den 26. Dezember.

Ich stoße mit meinem Enthusiasmus für die Freytagsche Erzählung auf vielfachen Widerspruch, mir wird aber immer klarer und fester, Freytag hat da etwas geleistet, das als volle Parallele gelten kann zu den Bildern von van der Helst, Rembrandt &c. aus derselben Zeit. Bei diesem Dichter wie bei jenen Künstlern ist das Compositionelle nicht hervorstechend, ja sogar mangelhaft und locker, aber das Physiognomische, die Modellirung, die Leuchtkraft, die Farbengebung, das strotzende warmblütige Leben ist in Beiden gleich groß, und die Dichtung wird bleiben wie jene Bilder.

Den 30. Dezember 1878.

Das ist gut, lieber Jakob, an diesem letzten Montag des Jahres habe ich guten Brief von dir und kann dir schreiben.

Zuerst also über deine Biographie Geigers [in der „Allg. Deutschen Biographie"]. Du hast es vermocht, dich auf den rein geschichtlichen Standpunkt zu stellen und darauf zu erhalten, alles Panegyrische zu vermeiden und eben nur das aufzubewahren, was das feine Sieb der Geschichte durchläßt. . . . Es ist doch schön, daß die Lebensgänge und Forschungen jüdischer Gelehrten nun endlich sich offen einsetzen in das deutsche Geistesleben.

Von mir kann ich dir nur sagen, daß meine Ferienstimmung bereits wieder geschwunden ist. Ich hole mir heute nochmals die letzten Kapitel aus der Druckerei, weil ich noch Wesentliches hinzuzuthun habe, das mich nicht ruhen und nicht schlafen läßt.

Du erhältst diesen Brief morgen. Thu mir die Liebe und zeige mir gleich morgen in einer Karte den Empfang an, so daß ich am Neujahrstage ein Wort von dir habe.

Glückauf! dir und all den Deinen.

Ich lege dir auch die Rede auf unsern Lehrer Schlosser bei, die mir Oncken gestern schickte. Ich finde Onckens Darstellung so correct als erschöpfend, und du und ich, wir haben ja erfahren, welche Wirkung Schlosser hatte, durch das, was Oncken den „Wahrheitssinn und Wahrheitsmuth" nennt u. s. w.





1879.

645.

Berlin, 1. Januar 1879.

Du bist fest, lieber Jakob, du bedarfst keiner Stützung auf einen Anderen. Und doch, meine ich, muß ich mit einem Worte bei dir sein. Eben jetzt, da ich dir schreibe, stehst du am Grabe unseres so lebenvollen, so frei gediegenen und zu allem Höchsten vorbereiteten und frisch bereiten Salo.

Im vergangenen Frühling waren es 40 Jahre, daß ich den schwarzlockigen, schwarzäugigen, behenden Knaben zum erstenmal auf dem Turnplatz bei Sabel im Bochschen Hause sah, ich konnte die Entwicklung des hellverständigen Warmherzigen verfolgen, und du weißt ja, wie wir im besten Worte Freunde wurden. Es ist eine Bitterniß ohne Gleichen, daß ein so hochbegabter und so wohlgerüsteter Mann so plötzlich weggerafft wird. Ich kann mir's gar nicht denken, wie ich wieder bei dir wohne und morgens kommt nicht der Herzmensch mit seiner Kraftstimme und hat immer was Gutes zu sagen. Und wie ging er mit innigstem Verständniß all meinen Sachen nach. Es ist eine Lücke gerissen in unser so langes wohliges Beisammensein. . . .

Ach! So treten wir nun das neue Jahr an!

646.

Berlin, 4. Januar 1879.

. . . Was du mir vom Begräbnisse Salos schreibst, ist mildernd, und gewiß sind die Formen der Maurerei dabei human und künstlerisch befreiend, wie das ja auch Goethe so frei und fein beim Tode Mignons anwendete. Die Maurerei könnte, richtig angewendet, oder vielmehr von den richtigen Menschen mit persönlichem Einsatze angewendet, echte uns gemäße Weihen einsetzen.

. . . Ich muß dir doch auch noch sagen, daß ich nun auch die Corporalsgeschichte, die zweite Erzählung in Freytags „Geschwister“ gelesen habe. So schön und fein, wenn auch in der Erfindung dürftig, so echt künstlerisch und historisch mir die erste erschienen ist, ebenso verfehlt erscheint mir die zweite in Plan und Ausführung.

647.

Berlin, 10. Januar 1879.

Ich beantworte deine Karte sofort, und zwar wieder an meinem Pult stehend. Ich war in den qualvollsten Leiden. Seit gestern bin ich wieder außer Bett und heute fast ganz frisch, nur darf ich bei der Kälte noch nicht ausgehen. Spielhagen hat sich mir freundnachbarlich bewährt.

Ich mag nicht wiederholen, wie weit hinaus ich so daliegend gedacht habe.

648.

Berlin, 14. Januar 1879, 12½ Uhr.

Vor wenigen Minuten habe ich die letzte Durchsicht der letzten Kapitel von „Forstmeister“ erledigt und das will ich dir gleich sagen. Ich bin seit vorgestern wieder ziemlich wohlauf und darf nach zehn Tagen heute endlich wieder ausgehen.

Soeben da ich fertig bin, erhalte ich Brief vom Großherzog von Baden. Ich lasse dir ihn abschreiben. Solcher Zuruf thut wohl; ich bedarf bisweilen einer Freudenerweckung. „Forstmeister“ ist in Vielem ganz anders geworden, als ich wollte, aber da es so geworden, muß es nun so recht sein. Ich kann das Unproportionirte nicht mehr ausgleichen. Es ging mir mit Schaller ähnlich wie dem Größten, dem wir uns nur mit unseren Fehlern nahen können, ich meine wie Shakespeare mit Shylok; der sollte nur komisch sein, ein wucherischer Jude, der geprellt wird, und er wuchs über die Intention hinaus. Sachlich ist es freilich ganz anders, aber formell künstlerisch genommen, ist es ganz gleich. Ist einmal das Dämonische in seiner Figur gegeben und zum Ausdruck gebracht, dann drängt sie sich von selber breit hervor, und es gehört großer künstlerischer Bedacht dazu, sie im bemessenen Rahmen zu halten.

Den 17. Januar.

Hast du den Artikel von Emil Franzos in der „Neuen Freien Presse“ vom 12. d. gelesen? Da hast du nun auch einen Menschen aus der neuen Jugend, die unsere alten Themas viel kecker und rücksichtsloser packt und ohne ängstliches Besinnen drauf losgeht. — Mir zeigt sich, daß die neue Jugend auch bereits Perspectiven zu Dingen gewonnen hat, zu denen wir Alten nur schwer eine Distanz gewinnen. Freilich lauft da auch viel Leichtfertigkeit mit unter, aber die ganze Strategie ist eben jetzt eine andere. — Mir

ist aus diesen Betrachtnahmen mein „Ben Zion" wieder neu lebendig und nothwendig geworden. Aber halt! Ich habe mir vorgenommen, dir von diesem Buche, wenn irgend möglich, nichts mehr vorher zu sagen, dann aber, wenn es fertig ist, soll kein Buchstabe vorher gedruckt werden, eh' du es im Manuskript gelesen.

Von der allgemeinen Verstimmung hier könnt ihr euch draußen kaum eine Vorstellung machen. Bismarck treibt uns alle wieder in die bitterste Opposition und in die Unlust am Reiche. Vorgestern im Theater klagte mir einer der höchsten Beamten über die entsetzliche Reaction, in die wir hineintreiben.

Berlin, 29. Januar 1879.

Gestern Abend war ich also wieder einmal in einer großen parlamentarischen Soirée beim Minister Friedenthal. Ich traf direkt beim Eingang meinen alten Freund, den Chef von Elsaß-Lothringen und Unterstaatssekretär Herzog, und ihn zu sprechen, ist mir immer eine große Freude. Ich traf viele alte Bekannte und wurde vielen neuen Menschen vorgestellt. Ich sprach auch den Handelsminister Maybach, den ich von früher gut kenne, und längere Zeit den aus Hessen hereingekommenen Hofmann, mit dessen Eltern ich in Darmstadt gut befreundet war und dessen Vater, mit mir Burschenschafter, an dem tollen Streich der Erstürmung der Wachen in Frankfurt betheiligt war. Besonders lieb war mir aber wieder einmal ein längeres Gespräch mit Virchow. Der allezeit frische, thätige, unermüdliche Mann von solcher wissenschaftlichen und politischen Bedeutung beklagte es, daß er jetzt wiederum in Wissenschaft und Staatsleben Dinge vorbringen müsse, die vor 48 verhandelt waren, die abgeschlossen schienen und doch jetzt wieder neu in Frage gestellt sind. Er müsse sich oft besinnen, mit welchen Gründen denn Derartiges zu widerlegen sei, und Altes auffrischen.

Den 13. Februar.

Ich bin wieder seit mehreren Tagen unwohl und meine unsägliche Schwermuth ist Ursache und Wirkung zur Erhöhung meines körperlichen Leids. Ich sage mir alles Gute vor und nehme mir alles Heitere und Freie vor, aber es hilft nichts. Ich hatte gehofft, in dieser Woche nach Eberswalde zu Forststudien zu gehen, und bin nun aus Zimmer gebannt. Ich will aber zu deiner Beruhigung sagen, daß es nichts von Bedeutung ist, und wenn ich nur erst fort kann, hoffe ich wieder volle Frische.

Nun wird in nächster Woche Andree Hofer hier auf dem National-Theater gegeben und soll a la Meininger besonders theatralisch hergerichtet werden. Ich wollte eigentlich das Stück zurückziehen, aber es ging nicht mehr. So lasse ich denn Schauspieler und Regisseur machen, was ihnen gefällig, und werde wohl nur die letzte Probe sehen.

649.

Den 25. Februar.

Ich erinnere mich keines so rein schönen, gehobenen Festes, wie die gestrige Geburtstagsfeier Spielhagens war. Gegen 1 Uhr hatten sich die vielen Freunde und Freundinnen Spielhagens in seiner schönen Wohnung versammelt. Blumen, reiche Geschenke füllten sein Arbeitszimmer, Künstler hatten Alles geordnet, auch die Darstellung der Stralsundia und vierstimmigen Gesang. Nach dem ersten Gesang sprach ich. Nachdem die Tochter als Stralsundia mit Versen einen Kranz übergeben, antwortete Spielhagen sehr bedeutend. Alles war voll Glücksgefühl.

Den 26. Februar.

Also gestern Abend wieder auf dem Hofball, diesmal im Schlosse, von 8—1 Uhr. Man macht was durch, aber es ist doch auch schön. Als ich die Treppe hinaufging, traf ich zwei badische Reichstagsabgeordnete. Ich konnte im Saal den Abgeordneten manche Persönlichkeit zeigen. Dann hieß es bald, der Kaiser kommt nicht, er ist heiser. Ich war in langem Gespräch mit dem Prinzen Hohenlohe-Langenburg, mit dem ich vor Straßburg war. Er hat das Gesetz zu Vogelschutz und Wildschutz durchgebracht, aber namentlich der Vogelschutz wird ohne strenge Handhabung in Italien nichts nützen. Dann war ich viel mit den Künstlern und nun rief mich Prinz Georg an. Du weißt, daß Prinz Georg selber Dichter ist, und wir sprachen über die Nothwendigkeit, im Drama das Hauptinteresse auf wenige Personen zu legen. Der Gesandte von Hawaii, der sich mir vorstellen ließ (durch den von Japan) sagte mir, daß er in Honolulu, wo eine angesehene deutsche Colonie sei, schon in seinem 15. Jahre meine Schriften gelesen habe, und er zeigte sich sehr bewandert. Die Kaiserin kam auf mich zu und sagte u. A., sie freue sich, wie fleißig ich sei. Die Kaiserin erfüllt die Pflichten der Wirthin mit wunderbarer Ausdauer. Ich sah sie später im weißen Saal wieder, wo sie bis halb Eins ausharrte, damit die jungen Leute tanzen können.

Das alte Schloß ist viel schöner als das Palais, in jeder Ecke findet der Blick Historisches und Künstlerisches. Reuleaux zeigte mir einen Kelch Augsburger Arbeit aus der Renaissance, den er als das Beste bezeichnete, was es hievon giebt. Ich hatte dann mit Loeper und dem Minister Bülow eine gute Viertelstunde.

Es war halb Zwei, als ich mit dem Maler August von Heyden vor meinem Hause ankam, und heut Abend muß ich im Handwerkerverein etwas vorlesen.

Den 27. Februar.

Ich muß sagen, seit lange hatte ich nicht so reines Wohlgefühl, als gestern Abend während und nach dem Vorlesen der kleinen Geschichte „Wie der Großvater ꝛc." Die Zuhörerschaft, nur Arbeiter und ihre Frauen, waren so voll aufmerksamer Theilnahme und so rauschend dankbar am Schlusse, daß es eine Freude ist, so geben zu können. Es ist nun fast Herkommen, daß ich jeden Winter einmal so etwas vorlese.

Den 14. März 1879.

Eugen hat mir die Briefe von Freiligrath an mich zusammengesucht, da Dr. Buchner dieselben zu einer Biographie braucht. Bei dieser Gelegenheit kam ich auch auf Briefe des vor wenigen Wochen gestorbenen St. René Taillandier. Man glaubt doch oft, schon ein Jahrhundert gelebt zu haben. Taillandier hat in der Revue des deux mondes mehrfach mit großer Liebe über mich gesprochen und noch kurz vor 70 mir geschrieben. Seitdem hat er mich nicht mehr erwähnt und als (durch einen Freund veranlaßt) Landolin in der Revue d. d. m. übersetzt werden sollte, erklärte die Redaktion, daß man mir, der ich das Straßburglied verfaßt habe, keinen Raum gewähren könne, und auch Taillandier that dagegen keine Einrede. Taillandier hatte mich auch einmal in Dresden besucht, ich lud ihn, Rietschel, Ludwig Richter u. A. zu Abend ein, und als Taillandier die Tochter Stichlings aus Weimar bei uns sah und sprach, sagte er: Nun glaube ich an Goethes Gretchen.

. . . [Ich war gestern zu Tisch] bei Lasker. [Es] war so behaglich, als es eben jetzt bei der großen Erregung aller Gemüther sein kann. Ich traf dort die Präsidenten von Forckenbeck und von Bennigsen und Professor Herman Grimm. Bei Tische ging das Gespräch leicht über Allerlei hin und her, und Eines hätte dich besonders interessirt. Es handelte sich um Erhaltung und Erhöhung und Ausbreitung unserer Bildung durch die Schulanstalten, besonders höherer Ordnung, und wie die Berechtigung zum einjährigen Soldatendienst das Niveau bestimmt. Bennigsen, der auch in aller Literaturbewegung gut heimisch ist, fürchtet den Amerikanismus, der in unser deutsches Bürgerthum einreißt zur Zerstörung unserer Bildung, indem Alles auf die schnellste und ergiebigste Nutzbarkeit sich zuspitzt. Forckenbeck ist dafür — und ich stimmte ihm bei — daß die Freiwilligen-Berechtigung nur nach Absolvirung einer ganzen Schule zu geben sei, nicht durch Kopfabschneiden mit Entlassung aus Sekunda. Auch Lasker stimmt dem bei und er hat in seinen Abhandlungen über Halbbildung ꝛc. da Treffliches geleistet.

Noch Vielerlei kam vor, und es war ein echt modernes Symposion. Erst nach Tisch beim Kaffee kam man auf die Politik, und Forckenbeck er-

innerte mich, wie er damals, als er mit Bennigsen Minister werden sollte, auch mit mir bei Lasker speiste und was wir damals sprachen. Auf meine Frage wurde mir gesagt, daß Bismarck wohl nicht geradezu auf Auflösung des Reichstags losgehe, aber Material dazu für gelegene Zeit sammle. Ich fuhr mit Forckenbeck heim. Er erklärte mir dann, welche schwere Aufgaben er habe, von der Verwaltung des großen Breslauer Stadtwesens nun in die hiesige sich einarbeiten, die er unter dem Eindrucke des Attentats antrat. Und das Präsidium des Reichstags. Jeden Morgen müsse er sich sagen: erhalte dir den Gleichmuth. Er habe bei der letzten Attake Bismarcks wieder gefühlt, wie er als Präsident die brennende Lunte in der Hand hat, über einem Faß von Sprengstoffen. Hätte er Bismarck auch in der mäßigsten Form angerufen, so war die Zersprengung da, deren Folgen nicht zu ermessen.

650.

Den 21. März 1879.

. . . Frau Professor Strecker aus Würzburg ist hier, sie ist die jüngste Tochter meines Freundes Strecker in Mainz und mir von jeher kindlich anhänglich. Sie ist trotz schweren Schicksals von einer erquickenden Helligkeit, und ich habe Uhland nie von Jemand so begeistert sprechen hören, wie von dieser Frau. Nun hat sie mir auch wieder die Jahre am Rhein neu erweckt und was ich damals für ein frohgemuther Mensch war. Auch meine Auguste hat diese und ihre Schwester, Frau Moleschott, tief geliebt.

651.

Berlin, 26. März 1879.

Ich wollte heute arbeiten. Da lese ich in der Zeitung — das steht so unter „Verschiedenes" — daß eben in diesen Tagen in Rußland ein Prozeß vor Gericht verhandelt wird gegen sieben Juden, die ein Christenmädchen getödtet und ihm für Ostern das Blut abgezapft haben sollen. Das steht so da, und da soll ich nun eine Dichtung zu Papier bringen, um ein vereinzeltes ethisches Motiv zum Austrag zu bringen?

Ich bin so außer mir und weiß doch nicht wo hinaus. Ich habe eine in allen Zeitungen zu veröffentlichende Erklärung abgefaßt, ich werde damit heut Mittag zu Professor Steinthal gehen, ich will nichts thun, ohne den besonnenen und warmherzigen Mann berathen zu haben. Ja, da gehe ich in Zorn, Erbitterung und Wehmuth ruhelos in meinem Zimmer umher, und es steigert mir das Entsetzliche noch, daß ich voraussehe, wie Hunderte und Tausende die Zeitungsnotiz bei Seite legen. Es geht sie ja nicht unmittelbar an, wer wird sich von draußen Geschäft und Vergnügen stören lassen? Ich weiß, wie ich damals bei der Damaskus-Geschichte wochenlang nicht

schlafen konnte, ich werde jetzt schlafen, aber eine tiefe Lebensverachtung, eine Verzweiflung an aller Geistesarbeit und Zorn über den Mangel an Solidarität läßt mich kaum die Feder führen.

Berlin, 5. April 1879.

Ich lege dir hier die heute erschienene Nummer der „Gegenwart“ bei und bin begierig, was du zu meinem kleinen Aufsatze sagst. Ich für mich empfinde ein gewisses Genügen, daß wir so aussprechen und aufrütteln können. Als Hep! Hep! gerufen wurde, lebte Hegel in höchstem Glanze, und er machte sich den Spaß, über eine Tänzerin zu schreiben, aber über die Barbarei auf der Straße hatte er kein Wort. Und was haben wir von Jugend an gelitten (denke nur an Karlsruhe) von den Kindern derer, die Hexen und Ketzer verbrannten! Es ist nun doch Tag geworden und offener Kampf.

652.

Berlin, 22. April 1879.

. . . Spielhagen schickte mir einen Abzug seines Artikels über Vischer, du wirst staunen, wie wunderbar wir zusammenstimmen, und ich möchte hoffen, daß ich in Spielhagen einen neuen Kameraden bester Art endlich wieder gefunden habe. Es muthet mich an, wie in jenen fruchtreichen erquickenden Tagen mit Otto Ludwig. Ich habe Spielhagen auch einen Abzug meines Aufsatzes über Vischer geschickt, und er kam ganz glücklich über unser Zusammenstimmen. Vielleicht wird man's draußen nicht glauben, daß wir, weil wir beide schreiben wollten, uns ausdrücklich streng zurückhielten, mit einander davon zu reden.

Es kann nichts für dich Gemäßeres und Erhebenderes geben, als dich jetzt im ruhig hellen Feierabend des Daseins den ewigen großen Aufgaben der Humanität [zu widmen]. Das ist die Empfindung, in der ich deine Schrift über den Deutschen Großlogenbund las und deinen Brief über deine so unausgesetzte als rasche Ausarbeitung. Ja, die Maurerei könnte der goldene Kelch sein, aus dem die Menschen den reinen Wein des Lebens trinken, und man darf nicht ablassen, daß sie es werde.

Am 25. ist der Geburtstag meines Freundes Max Maria von Weber und ich werde Abends bei ihm sein.

26. April.

Ich war gestern Abend also bei Weber. Wir waren über ein Dutzend bei Tische, lauter frische, höher gestimmte Menschen. Das thut wohl, und man empfindet schmerzlich, wie viel Lebenszeit man an Menschen verbringt, die einen eigentlich nichts angehen, und man versäumt die im Höheren Lebenden.

Nach Tische wurden herrliche Quartette gesungen, Compositionen vom

Vater Webers, und die sind so gesund und klar, gar nicht von der Interessantheit angekränkelt, und dazu wurde Maiwein getrunken.

Es ging mir heute auch wieder gut in der Arbeit. Ich habe dir heute die „Gegenwart“ mit meinem Aufsatz über Steub geschickt.

Den 2. Mai.

Ich habe Wolfgang Menzels Lebensgeschichte in diesen Tagen ganz durchgelesen, es ist nichts in ihm fest als das Turnermotto, er will dabei tief mystisch sein und ist nur trivial. Mir ist von besonderem Interesse, wie zu meiner Gymnasialzeit die Männer in Stuttgart lebten und Politik trieben. Es ist auch lehrreich, einmal so einen eingefleischten Judenfeind sich auslassen zu sehen. Immer Jud und Jud, auch die Märzrevolution in Berlin haben die Juden gemacht. Die Flachköpfigkeit Menzels tritt ganz zu Tage, und erstaunlich ist nur, daß solch ein Mensch so lang und so weit wirken konnte.

653.

Berlin, 8. Mai 1879.

Ja, lieber Jakob, der Mai ist da und jetzt erst recht. Gestern Vormittag erhielt ich deinen Brief, und du weißt, was ein Zustimmungswort von dir mir ist. Nachmittags machte ich mit Eugen einen weiten Gang ins freie Feld, ich hab das Stadtleben satt, und wunderbar! gerade an derselben Stelle, wo ich damals mit Bleibtreu die erste Schwalbe sah, sah ich gestern eine solche wieder zum erstenmal, sie flog schrillend durch die Luft; einsam und auf dem Dachsims eines zu vermiethenden Hauses saß die andere und zwitscherte noch vergnügter in sich hinein. Das war wohl das Weibchen, der Herr besah sich noch die Umgebung, bevor man sich ansiedelte. Heute früh hörte ich zum erstenmal den Kuckuck, und er verkündete mir noch viele Jahre, ich zählte sie aber nicht.

Ich habe in diesen Tagen meinen alten Aufsatz über Lessing wieder gelesen und war betroffen, daß ich auch dort den Versuch machte, das in Erz gegossene Werk wieder in das modellirbare Thonstadium zurückzuversetzen.

Der Aufsatz von du Bois über Rousseau ist auch mir eine große Freude. du Bois hat vom Französischen her das besonders Anmuthende, daß er so geschmackvoll als tiefsinnig ist.

Montag, den 12. Mai.

Gestern erhielt ich Zuschrift von der „Association littéraire internationale“ in Paris (Ehrenpräsident Victor Hugo), worin ich zu meiner Ueberraschung zum Ehrenmitglied des Comités ernannt bin und zum Congreß in London eingeladen werde. Ich werde vielleicht öffentlich drauf antworten.

654.

Berlin, 22. Mai 1879.

Ich war bei Ludwig Knaus im Atelier. Das ist ein glücklich schaffender Mann auf der Höhe des Ruhms und dem Alles leicht von der Hand geht. Er hatte eben das Porträt eines amerikanischen Kindes auf der Staffelei, reizend in einer Landschaft stehend, in blaßblauem Kleide, einen Korb mit Blumen in den Händen. Ich sagte ihm, daß Blumen für ein Kind etwas Phrasenhaftes haben; ich würde in den Korb eher Trauben legen mit überrankenden Blättern. Er war sofort bereit das zu thun; aber warum? Durchaus nur aus malerischem Grunde, denn dunkelblaue und auch durchsichtige grüne Trauben mit Blättern heben sich gut ab von dem blaßblauen Kleide. Das ist der rechte Maler, bei dem das Motiv zunächst ein malerisches ist, das Sachliche folgt dann in der Regel von selbst.

„Die Raufereien auf dem Tanzboden", die er im Carton fertig hat, von denen ich dir früher geschrieben hatte, sind noch nicht gemalt, dagegen sind die Entwürfe zu zwei neuen Bildern da, eines niederländisch in moderner Fassung: ein Metzgerhaus in einem kleinen Städtchen. Unter der Thür steht die dicke Metzgersfrau mit etwas blutiger Schürze und ballt die Fäuste im Zorn; ein Metzgerlehrling ist einem Hund nachgestürzt, der ein Stück Fleisch entwendet hat, und der Lehrling fällt eben zu Boden mit einem Messer in der Rechten. Ein anderes Bild ist reizend im Contrast. Da ist ein Kaufladen von Juden auf dem Dorfe. Es ist Sonntagmorgen gedacht. Im Hintergrund sitzt Jemand auf einem beim Trödler erkauften großen Stuhl mit einem Kind im Arm, und auf dem Boden wälzt sich ein anderes Kind; vor dem Kaufladenschrank steht eine saloppe dicke Jüdin mit dem Rücken gegen uns gewendet und zieht eine Schublade auf; ihr Gesicht mit der großen Nase wendet sie dabei zu zwei sonntäglich gekleideten Bauernkindern (ein Knabe und ein Mädchen in Hessentracht), die für einen Kreuzer Süßes kaufen. Das Bild kann vortrefflich werden. Es ist noch Anderes da. Ein Kaminfeger, den sich Knaus festhielt, als er den Ofen putzte, ein Metzgerlehrling, der am Stahl ein Messer wetzt. Ja, die Maler sind glücklich, solch ein Einzelnes machen zu können, das für sich allein gilt; wie viel haben wir Dichter da noch hinzuzuthun, und es darf bei uns nicht für sich allein gelten.

655.

Berlin, 25. Mai 1879.

Ich war mehrere Tage recht krank, fast zwei Tage zu Bett und habe entsetzlich gelitten. Jetzt ist's wieder ziemlich gut und ich muß so rasch als möglich nach Marienbad, wo ich schon einmal 1845 war.

Gestern war der sechzigste Geburtstag von Ernst Dohm, dem Chef-

redakteur des Kladderadatsch. Ich war auch dort; es war viel Besuch da, und ich konnte Dohm sagen, daß es in der That eine höchst überraschende Erscheinung ist, daß ein Mann, der 31 Jahre ein satyrisches Blatt redigirt, eigentlich keinen Feind hat. Er ist ein liebenswürdiger, für alle Menschen immer wohlbedachter Mann und seine Kraft ist in der That großartig.

Von der Aufregung oder vielmehr von der Niedergeschlagenheit, Erbitterung und Empörung, die hier herrscht, könnt ihr euch draußen schwerlich eine Vorstellung machen. Alle liberalen Kräfte sind, wenn auch nicht zermalmt, so doch von jeder Bethätigung verdrängt, und die That Forckenbecks, daß er das Präsidium niederlegte, ist hoffentlich erweckend für die Nation, denn es ist kein Geringes, daß der erste Bürger des deutschen Reichs, der Oberbürgermeister von Berlin, erklärt: da kann ich nicht mehr mitthun, und wieder sich in Reih und Glied zur Opposition stellt. So sind wir Liberalen also wieder in der Opposition und schlimmer dran als je; denn die idealen Interessen verfangen nicht mehr, und es ist gelungen, absolut materielle obenauf zu bringen.

Die letzte Rede Laskers ist wiederum neben aller Sachlichkeit ethisch so groß und rein, daß er neu verehrungswürdig dasteht. Es war kein Geringes, daß er keinerlei Erbitterung über sich kommen läßt, und wie hat ihn Bismarck angegriffen! Das war aber für Lasker nicht da, und er hat vollkommen Recht, daß es eine tiefe Schädigung des nationalen Geistesbestandes ist, wenn man ins Volk hinein den Ruf wirft, die Ackerbauenden seien die Unterdrückten.

656.

Marienbad (im Nordstern), 30. Mai 1879.

Da bin ich nun, lieber Jakob. Ich habe eine schwere Reise gemacht und fürchtete gestern Abend schwere Krankheit, aber guter Schlaf hat mich gestärkt und ich darf mich immer wieder meiner sich erneuenden Lebenskraft freuen. Ich reiste Mittags ab. Draußen begann ich aufzuathmen, der Roggen steht bereits in Aehren, ich komme nicht mehr dazu, das Wachsthum im Auge zu behalten.

In Altenburg stieg ich im Hotel de Saxe ab, das Städtchen, der Marktplatz, Alles sieht aus wie aus den Zeiten der Romantik übriggeblieben. Ich besuchte noch spät den Baron Einsiedel, dessen Frau meine Landsmännin ist. Großer Jubel. Muß gestatten, daß Nachbarn gerufen werden. Ich bleibe länger als ich wollte; die Freude der Menschen thut mir wohl. Einsiedel begleitete mich in der wunderbaren Mondnacht in den Gasthof. Ich träumte noch lange am offenen Fenster hinab auf den Marktplatz, wohin man eine Eichendorffische Geschichte versetzen kann.

Früh am Morgen holten mich Einsiedel und Frau ab und begleiteten mich zur Bahn, und jetzt am Morgen, im Ueberschwall der Fliederblüthe und des thauigen Glanzes, erschien vor Allem die Burg auf der Höhe so geträumt schön, daß ich wieder einmal vollauf das Frühlingswunder empfand.

Leider war meine Reise nicht so gut, denn es wurde empfindlich kalt. Der Frühling am Wege schien bereits zu Ende, nur noch einzelne Apfelbäume blühten. In Eger, wo wir zwei Stunden blieben, freut man sich, wieder das gefällige österreichische Wesen zu sehen. Der Schaffner ruft mit freundlichem Ton: Es ist Zeit zum Einsteigen! Nach einer Weile kommt er wieder und ruft: Es ist höchste Zeit zum Einsteigen! Ein preußischer Schaffner ruft dagegen mit unteroffizierlicher Anschauung commandirend: Einsteigen! — und damit fertig.

Es sind 34 Jahre, seit ich hier war. Der Ort hat sich sehr verändert, aber dieses Umbauen von Wiese und Wald macht jeden Gang erquicklich.

Den 2. Juni 1879.

In Badeorten plätschern die Anekdoten, man kommt natürlich zu keiner Continuation der Unterhaltung. Freilich muß man da oft alte Geschichten hören, die in neuen Kreisen eben neu sind. Mir ist eine Juden-Anekdote neu: Es soll Jemand einmal zu Rothschild gesagt haben: „Mir ist Siam das liebste Land, da gibt es keine Juden und keine Schweine". — „Da sollten wir hingehen," sagte Rothschild, „da könnten wir uns für Geld sehen lassen."

Dr. Rudolf Löwenstein vom Kladderadatsch wohnt mit mir im Hause, er ist mir von lange her lieb, ist ein eigentlich dichterisch gestimmter Mann und treuherzig thätiger Freund. Natürlich ist er voll von Geschichten und Witzwendungen. Es muß sich eine ganz besondere psychische Disposition ausbilden, wenn ein Mann nun schon mehr als drei Jahrzehnte die Tagesgeschichte darauf hin miterlebt und mit dem Vorsatze die Zeitungen durchliest, um daraus etwas für Satyre 2c. abzubekommen.

Ich erwarte Correctur von Berlin, sie kommt aber noch nicht. Unterdeß verläßt mich meine letzte Erzählung noch nicht, und auf stillen Gängen finde ich noch Charakterisirendes für einzelne Figuren. Ich muß mich indeß hüten, die Geschichte nicht zu überlasten, schon der Ich-Vortrag verlangt das.

Den 4. Juni.

Ich lebe noch einmal einen Frühling. Die Kirschen stehen hier in voller Blüthe und daneben fast alle Birn- und Apfelbäume, Schwarzdorn und Rothdorn sind eben erst aufgebrochen und der Flieder steht noch in Knospentrauben. Wenn ich durch den Wald gehe — und wie schön ist

es da — weht es die Schuppenhüllen der Sommertriebe von den Tannen auf mich herab und alle Vögel singen; die Nachtigall scheint nicht hier zu nisten. Ich weiß nichts mehr von aller Vergrübelung, ich bin in der Frühlingswelt und die Menschen sind so herzlich gegen mich.

Der gestrige Tag war so rein schön, daß man das Leben wieder werth finden muß. Ich war Morgens — ich bleibe Morgens immer allein und spreche mit Niemand — beim Jägerhaus, frühstückte dort, wo der Kuckuck ganz nahe kam, ging dann lange in dem eingezäunten Wildpark und war Mittags nur mit Eduard Hanslick, der mit einer Innigkeit mein ganzes literarisches Leben im Auge hat, wie nicht besser zu wünschen ist. Wir blieben bis zum Abend selbander und fanden uns in allem Höheren einig.

657.

Marienbad, 8. Juni 1879.

Ich machte gestern einen allseitig erquicklichen Gang mit Putlitz und seiner Frau, auch eine Frau von Türkheim, eine Enkelin von Goethes Lili war dabei, eine Frau mit strahlend braunen Augen und grauen Haaren. Das resolute und doch zarte Wesen der Frau von Putlitz spricht mich sehr an, sie steht mitten im literarischen Leben und ist dabei so schön weiblich, sie erinnert mich in Vielem an Heinrich Laubes Frau. Ihr Mann diktirt ihr alle seine Produktionen, und sie nimmt ihm selbständig einen großen Theil seiner Correspondenz ab. Der Großherzogin liest sie jede Woche zwei Abende vor (vergangenen Winter hat sie ihr „Landolin" vorgelesen), die Großherzogin malt während dessen. Alles, was die Frau spricht, kommt aus wohl- und freidenkender Seele.

Den 9.

Ich hatte Sehnsucht, wieder einmal Ackerfeld zu sehen, nicht immer Wald und auf kurmäßig geebneten Wegen. Ich ging nach der Hohendörfer Höhe; die Lerchen singen da oben so voll und durcheinander, daß man keine einzelne mehr unterscheiden kann, es ist da droben, wie drunten das Saatfeld, eine große Gesammtheit.

Ich kann nicht sagen, wie wohl mir war. Man häufelt da oben jetzt erst die Kartoffeln mit dem Häufelpflug. Die Ackergeräthe sind verbessert. Ich verstehe mich gut mit den Bauern und lasse mir Manches erklären.

Da droben ist ein Wirthshaus mit gutem Kaffee, mit frischen Eiern, und ich habe allein sitzend meine gute Cigarre bei mir und rauche, nichts denkend, in die Welt hinein.

Ich kam auf dem Heimweg in Regen, aber das macht mir nichts, und auch im Regen singt die Lerche unverdrossen über mir fort.

Den 13.

Gestern frühstückte ich einmal ausnahmsweise selbander mit Hanslick. Es war Feiertag, alle Kinder waren mit Kränzen geschmückt, man baute Altäre vor den Häusern, und wunderlicher Weise kennt Niemand den vollen Grund für dieses Fest; aber der Gottesdienst im Freien hat doch was überaus Schönes, und wir waren auch in der Kirche, wo herrliche Musik gemacht wurde, und dann Pauken und Trompeten im Freien, das klingt und schmettert, und die Straßen sind mit Blumen bestreut. Die katholische Kirche gibt dem Volke doch Schönheit und freies Naturleben, soweit sie's kann.

Daneben ist jetzt hier große Wahlbewegung. Wenn ich, das betrachtend, an meinen Aufenthalt hier vor 34 Jahren denke, so habe ich ein ganz anderes Zeitalter erlebt.

Den 14. Juni 1879.

Gestern machte ich einen guten Gang mit Gustav von Putlitz und dessen Frau, mit Gisbert von Vincke und Frau von Türkheim. So unter ernsten Menschen gleicher Bildungsinteressen fühlt man sich in seinem Elemente. Ich erzählte auch von der Absicht, nun alsbald mein Leben zu schreiben, und beide Männer fanden den Titel: „Bis zum Schwabenalter" sehr genehm. Wir gingen nach Auschowitz zum Feste des h. Antonius, und schauerlich war's, diese Menge bettelnder Krüppel zu sehen. Wir kamen in einen Regen, und in der Nacht hatte ich wieder den ähnlichen Fieberanfall wie am Tage meiner Ankunft, aber heute früh war ich frisch. Ich traf eine herrliche alte Freundin, Frau Livia Frege aus Leipzig, die beste Liedersängerin Felix Mendelssohns, die auch, wie du weißt, damals Fr. Rückert seine Lieder vorsang.

658.

Marienbad, 22. Juni 1879.

Der letzte Napoleon bei den Zulukaffern erschlagen! Ein wundersames Geschick! Die Zeitungen werden allerlei Betrachtungen bringen, aber mir geht durch den Sinn — vielleicht ist es Tradition von meinem Vater — daß der echte Napoleon doch auch Befreier war; er war abtrünniger Sohn der Revolution, aber zwei Dinge hat er festgehalten und in der Welt festgesetzt: Die Gleichheit der Bürger und die religiöse Freiheit. Der Dritte, meineidig und staatsstreichlich, hat es doch gut gemeint mit der Welt, aber die pfäffische Lady Macbeth hat ihn zu Grunde gerichtet, und schwach und abenteuerlich war er selber.

Was sollen wir Poeten fingiren, wenn die Geschichte solch Alles überraschende Thatsachen ins Werk setzt?

Ich lese jetzt das Buch über D'Israeli von Brandes und habe viel Ideen dazu.

659.

Niedernau, 2. Juli 1879.

Da bin ich also, lieber Jakob. Die paar Tage mit dir und den Deinen und meinem Rudolph haben mir tief wohlgethan.

Ich bin hier im Hause herzlich aufgenommen und gehegt, und wenn ich auch tiefes Verlangen nach Alleinsein habe, so bedarf ich doch in hohem Grade freundlicher Ansprache, und die habe ich hier in Fülle von Groß und Klein.

Das Haus ist wunderschön. Ich hätte es auch einmal kaufen sollen, und kurz beschlich mich auch ein Neid, daß ich nicht auch Derartiges habe, eigenes Haus und ein Stück Erde zu eigen daheim. Der Gedanke wurde aber bald überwunden, ich gehe als Wanderer über die Erde, und das ist auch gut.

Den 10. Juli.

Wie hatte ich gemeint, dir das Wiederaufleben und neue Einleben in der Heimat theilgeben zu können. Wie hatte ich mich voll frischer muthiger Kraft gefühlt, und da wirft mich das tückische Uebel in den Eingeweiden so nieder, daß ich oftmals an gar kein Aufkommen mehr glaubte und Alles aufwenden mußte, um meine vorauseilende Phantasie zu hemmen und zu dämmen. Ich lag mehrere Tage in großen Schmerzen, und erst als Dr. Steiner, eigentlich gegen meinen Willen, den Arzt Dr. Gärtner aus Tübingen holte, kam Erleichterung und Schlaf, aber nach Pausen kamen die Schmerzen immer wieder. Eine große Erleichterung und Labung war freilich die ständige zart aufmerksame Pflege, die mir ward, von den Frauen, den Töchtern, von Dr. Steiner selbst. Endlich hat sich doch meine starke Natur wieder geholfen, gestern konnte ich ausgehen und heute fühle ich mich frischauf und kann arbeiten.

Ich muß dir doch auch noch sagen, wie ich in Dr. Steiner einen Mann von großer Sophrosyne habe, der mit klarem überschauenden Geiste Menschen und Verhältnisse, die Produkte der Kunst und Wissenschaft sich klar ordnet und damit bewältigt. Freund Oppenheim in Berlin sagt immer: „Der Auerbach hat am meisten Respekt vor dem, was er nicht kann". Das mag wahr sein. Aber warum?

Dienstag, den 15. Juli.

Soeben 10 Uhr erhalte ich deine Karte. Ich komme von einem großen Spaziergang durch den Wald, außer am ersten Tage meiner Ankunft konnte ich erst heute wieder eine solche Strapaze machen, und sie thut mir gut.

Ich bin in politicis nun auch ruhiger. Die großen ethischen Gesichtspunkte, die Lasker in erhabener Weise geltend machte, sind doch tröstlich, und ich nehme mir ein Beispiel an ihm. Man muß unverdrossen und un-

verbittert ausharren. Ich hatte geglaubt, in Loyalität noch meine Tage zu verbringen und die Erhebung und den Frieden des deutschen Gemüths dichterisch darstellen zu dürfen. Es soll nicht sein.

Ich lese jetzt Heines Leben, die Parallele mit D'Israeli wird mir immer ergiebiger.

Ich schicke dir zu deiner Beruhigung diesen Brief heute. Als Curiosum lege ich dir den heutigen Schwäbischen Merkur bei. Da hat also (ganz wie Karla) ein Mädchen den ersten Schützenpreis gewonnen, und auch ein Gedicht ist an sie gerichtet.

660.

Niedernau, 17. Juli 1879.

Ich sehe immer aufs neue, wie wenig ich in die praktische Politik taugen würde; ich werde immer wieder fanatisch, und der Parlamentarismus, so meine ich jetzt, ist gerade die hohe Schule gegen allen Fanatismus.

Ich ging gestern allein nach dem Dorfe Weiler, von wo man die ganze rauhe Alb übersieht. Ich lerne jetzt hier den Hopfenbau verstehen, von dem ich bisher wenig wußte. Entweder ist hier Alles verspätet oder ist es nur heuer so, am Wege blühen jetzt erst die wilden Rosen und duften so harzig frisch und im Walde schallt noch der volle Finkenschlag, der nach meiner Beobachtung sonst um diese Zeit aufhört.

Ach, lieber Jakob, ich habe manchmal in Schmerzensnächten gedacht, daß ich nichts mehr davon hören werde, und ich war still bereit. Aber es ist doch nun besser so.

Den 22. Juli.

... Ich muß dir heute nur noch sagen, daß ich tief ergriffen bin von der Betheiligung H. Heines am jüdischen Leben und von der Geschichte seiner Taufe, die ich eben gestern zu Ende las. Ich habe Heine vielfach Unrecht gethan, er ist ein Schelm, ein Nichtsnutz, aber wie ist er's geworden? Wie schwer und bitter hat er kämpfen müssen! Und wie steht Friedrich Wilhelm III. da! Fritz Reuter muß auf die Festung und Heine sich taufen lassen.

Ich sehne mich wahrhaft nach der Zeit, wo ich meine Abhandlung über D'Israeli und Heine schreiben und Alles frei von der Leber weg sagen kann. Ich mache mir viel Notizen dazu.

661.

Niedernau, 25. Juli 1879.

Das war heute seit meinem Hiersein der wirkliche erste mildwarme, von einem leisen Winde durchzogene Sommermorgen. Ich gehe zuerst durch den Wald, dann die Landstraße am Neckar bis zur Umbiegung, wo der Morgenschatten aufhört. Ich sog diese wonnige Luft und Ruhe mit gierigen

Zügen ein nach den deprimirenden Wochen der Krankheit und des ständigen herbstlich kalten Regens.

Ich war gestern Nachmittag, da es sich aufhellte, mit meinen Gastfreunden in Nordstetten. Ich hatte mir vorgenommen, mich gemüthlich nicht aufregen zu lassen von diesem Wiedersehen, aber es gelang mir nicht.

662.

Niedernau, 23. August 1879.

Heute habe ich mit fliegender Feder die erste Ausfahrt nach Nordstetten geschildert. Ich weiß noch nicht, ob ich's drucken lasse. Ein Feuilleton von Laube reizte mich auch, solche Flüchtigkeiten zu fixiren. Laube schrieb in der Neuen Freien Presse: „Goethe in Karlsbad" so frisch und tiefgehend zugleich. Ich habe Laube gestern geschrieben.

Es sprudelt und quillt frisch in mir. Ich war heute in der Frühe, es hatte heut Nacht stark geregnet, bei hellem Sonnenschein auf der Weiler Höhe, wo man die Kette der rauhen Alb überschaut. Die Hopfenranken hängen voll duftiger Dolden, Herbstmeisen freien auf den Stangenspitzen, und auf den Stoppeläckern weiden Schafe.

Ich werde nun morgen nach dem Rigi reisen. Ich will mir auch für die neue Erzählung[1] Züricher Lokalitäten noch einmal ansehen.

663.

Rigi-Kaltbad, 26. August 1879.

Gewiß, lieber Jakob, habe ich dir schon einmal von hier aus geschrieben, und heute thue ich's, weil ich mich so frei und frisch fühle.

Ich komme eben von einem langen herzerhebenden Gange mit meinem Freunde Herzog, der, wie du weißt, Minister für Elsaß-Lothringen geworden ist und am 1. October nach Straßburg übersiedelt. Gestern Abend stellte sich ein Mann freien Wesens vor als Sohn meines Lehrers Schelling, er ist Unterstaatssekretär im Justizministerium, der erzählte mir, daß Herzog auf Rigi-First sei. Ich schickte ihm sofort eine Karte, und er kam heute 9 Uhr und bis jetzt sind wir mit einander im höchsten Behagen gewandert. Er ist der herrliche reine, immer im Echten und Großen lebende Mann wie immer, und jedes berührte Gesprächsthema trifft auf gute Vorbereitung und setzt sich von selbst wechselseitig fort. Er war auf dem Glärnisch und erzählte mir auch von dem höchsten Empfinden dort und vor Jahren auf dem Aetna.

Ich bin also vorgestern um 10 von Niedernau abgereist, las unterwegs behaglich den ersten Theil von Spielhagens neuer Erzählung „Quisisana",

[1] Brigitta.

und in Zürich angekommen, fuhr ich bald nach der Augenheil-Anstalt, in der ein Hauptstück meiner neuen Erzählung spielt. Ich traf den Arzt nicht, sah aber sonst viel und erlebte wieder, wie natürlich, mein Wunder, denn die Hauptpflegerin ist eine Landsmännin, meiner Heldin ähnlich, und schon 17 Jahre hier.

664.

Niedernau, 1. September 1879.

Ich habe mit Ottilie eine schöne Reise gemacht. Ich begleitete sie bis Gutach, du weißt, das ist ein Lieblingsort von mir, und in das Löwen-Wirthshaus dort habe ich die neue Geschichte verlegt, natürlich mit freier Componirung auch im Landschaftlichen. Auf der Reise hierher habe ich viel geschrieben für eine Reihe von Aufsätzen über Juden. Ich weiß aber nicht, ob und wann ich dazu komme. Ich werde vielleicht Alles in meinen Aufsatz über Heine und D'Israeli hineinarbeiten. Ich habe unsäglich viel und Vielerlei im Sinn, ich meine oft, ich fange erst an.

Den 22. September 1879.

. . . Ich muß dir auch noch sagen, daß ich Heines Leben ausgelesen habe und, wie ich glaube, ihn nun ganz verstehe. Er ist ein Dichter, der in seiner Zeit ein Kämpfer sein mußte und nicht die Consistenz in sich hatte und doch sich an kein Gegebenes anschließen konnte, an keine Institution, nicht einmal an ein Prinzip, und dem zuletzt seine Persönlichkeit ideell und physisch vermorschte. Seine schließlich deistischen und jüdischen Aspirationen erinnern mich an eine Thatsache, die unser Freund Sabel erzählte. Du kanntest wohl auch noch Holbach, den ritterlich gestalteten, durchaus freidenkerischen Mann. Er wurde lange Zeit siech und erwartete durch Monate täglich den Erstickungstod. Eines Tages kommt Sabel zu ihm und Holbach sagt: Ich lese jetzt wieder das Gesangbuch, ich glaube ja nichts davon, aber die Worte thun mir wohl, es ist mir als ob ich meine Mutter hörte und mich selber als Kind.

Ich war vorgestern in Tübingen und seit 1833 zum erstenmal wieder auf dem Schloß, ich traf leider meinen alten Freund Klüpfel nicht, er war mit Ludmilla Assing nach Babenhausen gefahren, aber ich erweckte mir viel alte Erinnerungen. Hier am Wege wohnte ich mit Frankfurter, hier oben saß ich im Untersuchungsgefängniß und hier erschoß sich mein Kamerad Bartold Frasinelli.

Ich habe Professor Schmidt ersucht, über unsern Ahn Maram Rotenburg Forschungen anzustellen. Die Judenwiese, wo die verbrannten Juden eingescharrt wurden, kenne ich bei Rottenburg, wie das Judenloch

bei Horb. Ich habe im Sinne, bei meiner Lebensgeschichte einen größeren allgemein historischen Hintergrund aufzubauen.

665.

Niedernau, 26. September 1879.

Gestern hatte ich einen tief erquicklichen Besuch von meinem alten Freunde Dr. Klüpfel und dessen Frau, er ist ein einfacher warmherziger Mensch, glücklich in seinem Berufe als Bibliothekar und Verfasser guter Schriften. Wir haben viele Erinnerungen aufgefrischt, besonders auch an Kausler. Wenn man von dem spricht, wird man immer gut und froh. Die Frau ist eine Tochter von Gustav Schwab, und das höhere Leben ist bei ihr so prunklos selbstverständlich, wie ich es nur wieder bei Schwäbinnen erkenne; auch die Frau meines Arztes Dr. Gärtner in Tübingen ist so, und beide waren Freundinnen der Ottilie Wildermuth, die diese ehrenfeste Art schwäbischer Bildung, mit schlichter Religiosität durchtränkt, in der Literatur repräsentirt.

Den 30. September.

Es ist wieder so schön herbstlich erfrischend hier geworden, daß ich mich nur schwer von Haus und Landschaft trenne.

Der Rottenburger Notar, der zur Aktenaufnahme gestern hier war, erzählte mir, daß der Adel in der Gegend allen Ackergrund, dessen er habhaft werden kann, aufkauft, und ein alter Plan zu einer Geschichte, die etwa „Der Arrondeur“ heißen sollte, erwachte in mir. Ich habe gar nicht gewußt, daß noch so viel breit angesessener Adel hier in meiner Heimat ist; ich sah eben das Leben nur von unten auf, jetzt ergäbe sich's auch von der andern Seite. Aber ich darf vorerst an nichts Neues mehr denken.

666.

Karlsruhe, Hotel Germania, 3. October 1879.

Was sagst du zu dem Datum da oben, lieber Jakob? Als ich dir [zuletzt] schrieb, habe ich es selber noch nicht fest gewußt. Du weißt, wie ich schwankte, wohin ich soll, und plötzlich war ich entschieden.

Ich war und bin zum Theil in Sorge, ob nicht zwei Melodien verwirrend hier in mir spielen, erstlich Auffrischung der Erinnerungen für meine Lebensgeschichte, und dann daneben, ganze Isolirung verlangend, die Ausarbeitung der neuen Erzählung. Ich will sehen, wie mir's gelingt.

Als ich einmal entschlossen war, und meine Sympathie für das Badische wirkte sehr, nahm ich mir auch vor, so spät es werden mag, noch hieher zu reisen, um morgens gleich für mich zu sein. Ich besuchte am Morgen noch den Pfarrer und Schullehrer und sagte vielen Bauern und

Bäuerinnen auf dem Weg Lebewohl, sie kennen mich alle. Daheim in meiner Stube, wo Alles eingepackt ist und ich nichts mehr zur Hand habe, schaue ich eben lange zum Fenster hinaus und jetzt muß ich unwillkürlich wie vor 42 Jahren eine kleine Spinne beobachten, die in der Kehle des Fenstersimses eine Stubenfliege gefangen hat, zehnmal so groß als sie; sie zappelt noch gewaltig, das kluge Raubthier kommt verschiedene Straßen daher, probirt, wo die Beute zu packen, und endlich gelingt's.

Nach Tisch nahm ich raschen Abschied, er griff mich doch an; die drei Mädchen und die drei kleinen Kinder begleiteten mich im Wagen zur Bahn und so ging's fort.

Den 4. October.

Heute sehe ich erst, was das heißt, so in wenig Stunden über Nacht plötzlich aus dem Wald in die Stadt versetzt zu sein. Der Contrast ist ganz ungeheuer, und die Romantiker mit all ihren zauberischen Hebeln konnten von solchem weder Anschauung gewinnen noch geben. Wenn man der heutigen Literatur das scharf Contrastirende vorwirft, so, meine ich, liegt das eben auch in den Contrasten, die wir erleben, und die uns in den Nerven haften bleiben. Wir sind Produzenten und Produkte.

Ich ging vor Tisch noch gegen Beiertheim spazieren, gab dann ein Telegramm an Dr. Steiner auf, und da ich's in Versen gemacht hatte, ohne Unterschrift, sagte der junge Telegraphist: „Sehr schön!“ So etwas scheint mir in Preußen nicht möglich.

Bei Tische war in meiner Umgebung von der neuen gesammtdeutschen Gerichtsordnung und den Versetzungen die Rede. Es vollzieht sich in aller Stille eine Umwälzung der größten Art oder vielmehr eine unverrückbare Grundlegung der Einheit.

Ich ging dann lange allein durch die Straßen. Von den ehemals kleinen Häusern sind nur noch wenige da, und man merkt an der Bauart die Wirkung der polytechnischen Schule. Der Schloßplatz, der zu unserer Zeit nur Sandebene war, ist jetzt mit Rasen, Gebüsch und Springbrunnen und auch mit den neuesten Teppichpflanzen besetzt. Das Karl Friedrichs-Denkmal erschien mir durchaus phrasenhaft, in Gestalt und Mantelung, und nun gar in den Emblemen, die bloße Wappen sind. Ich muß nachsehen, was ich Anno 44 im „Familienbuch“ darüber schrieb, damals verstand ich noch nicht, was ich erst von Rietschel lernte.

Den 5.

. . . Ich besuchte Frau Mathy und blieb sehr lang; die grundgediegene Frau lebt stetig fort in der Erinnerung an ihren Mann, die Kinder sind alle todt, der Mann ist todt, die Nichte ist im Kloster, die Frau ist thätig

in vielen Vereinen und wartet dabei einsam auf den Tod. So oft von dem und jenem die Rede war, sagte sie: den hat mein Mann auch gern gehabt. — Die Freunde alle besuchen sie natürlich noch stetig, vor kurzem war Max Duncker hier mit seiner Frau, und auch aus der Stadt kommen Viele zu ihr. — Dann traf ich Roßmann und war eine gute Stunde bei ihm. Spät Abends war ich in der sogenannten Bärengesellschaft, wo ich früher mit Mathy, Malsch und Müller hinging.

Den 6.

Heute Mittag waren * und * bei mir. Sie sind beide außer sich über die Reaction und über die Judenhetzen der Hofprediger. Es ist ein Jammer, in welches Elend und in welchen Kampf wir wieder versetzt sind. Es ist so weit gekommen, daß ganz unabhängige patriotische Männer sagen: zur Zeit des Partikularismus und des Bundestages waren wir schlimm dran, aber wir waren reiner. Jetzt hetzt man die Egoismen und die materiellen Interessen auf einander und macht alles Ideale zum Kinderspott.

667.

Karlsruhe, 10. October 1879.

Soeben erhalte ich deinen Brief von gestern. Du hast Recht, wenn du mein Reisen eine Irrfahrt nennst, es gilt in dem Sinne, daß ich nicht weiß wohin. Ich habe aber meine Arbeit bei mir, und so werde ich doch Ruhe finden. Auch darin hast du Recht, daß ich nichts mehr hinausgeben darf, das nicht buchreif ist. Ich erfahre jetzt oft, daß mir die Leute sagen, sie hätten den „Forstmeister" gelesen, und man kann nur Wenigen zumuthen, die neue Aufarbeitung sich besser anzusehen, und so entstehen Verschiefungen.

Ich habe gestern Abend nach langer Zeit wieder Goethes Faust aufführen sehen. Anno 33 schrieb ich schon über die erste Aufführung in Stuttgart. Man kennt doch jedes Wort des Gedichtes und ist immer voll neuer Bewunderung. Nur der Schluß, der eben kein Schluß ist, ist zu grell; „der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an," sagt auch der Zuschauer. Das geht, freilich in wunderbaren Naturlauten, über das künstlerisch Zugängliche hinaus. Ich möchte sehen, wie es sich macht, wenn der 2. Theil gleich drauf folgte. Ganz neu ging mir die dramatische Gliederung des ersten Aktes auf, der doch eigentlich nur Monolog ist und doch eine ganze Welt hereinzieht, fast anschaulich.

668.

Karlsruhe, 22. October 1879.

Ich bin gestern trotz tiefen Fröstelns und Schmerzen ins Theater gegangen und habe das neue Stück „Rosenkranz und Güldenstern" gesehen. Ein ganz nichtiges Possenmachwerk, nur für Schauspielerei gemacht. Und das wird aller Orten beklatscht. Ich glaube nicht, daß mein Urtheil von meiner körperlichen Verstimmung herkommt, ich war im Theater ganz wohl. Ich weiß nicht, wo das mit unserm Publikum hinaus soll. Auch nicht eine Figur in diesem Stücke kann länger als drei Theaterstunden leben, und man flickt da Gestalten ein, die gar nicht zur Sache gehören, nur eben für den Moment amüsiren sollen. Wie soll da noch eine wohlbemessene dichterische Arbeit wirken?

669.

Karlsruhe, 27. October 1879.

... Ich hörte gestern Abend zum erstenmal die sogenannte komische Oper von Meyerbeer „Die Wallfahrt nach Ploërmel", ein Machwerk so abgeschmackt im Text, wie phrasenhaft in der Musik. Meyerbeer, der wirklich Großes geschaffen hat, bringt das still Einfache nicht zuwege. Das Wasser, einfaches Wasser, ist das Höchste in der Natur wie in der Kunst. Goethe und Mozart und Schubert sind Quellen reinen Wassers und darum allezeit erquickend.

Den 28. October.

Ich hatte heute Nachmittag eine tief belebende Stunde bei dem ehemaligen Minister Jolly, er ist ein überaus scharf und weit sehender Geist. Jolly, der vormalige Docent, ist auf wissenschaftlichem Grunde frei geworden und gehört nicht zu jenen Beamten, die mit Dekreten die Weltgebrechen zu heilen vermeinen. Er weicht den großen Problemen nicht aus, und da stehen wir eben aller Orten vor der Sphinx. Wir sehen, ohne feste Religionsform hat die Welt keinen sichern Bestand, und doch ist die alte Form im Vermorschen und wir wissen keine neue zu bilden. Freiheit und Autorität stehen sich gegenüber, beide in ihrer Art berechtigt, und was soll werden? Es ist bequem, zu sagen: das Alte wieder in Geltung bringen. Wenn es auch das Rechte wäre, es ließe sich doch nicht erzwingen.

Den 29. October.

Gestern war Victor Scheffel bei mir, er sieht groß und kräftig aus und erzählte mir viel von seinem Leben in Radolfzell und ich müsse zu ihm kommen. Nächster Tage will er mir Marau mit der Rheinbrücke zeigen, das sei eine ganz neue eigenartige holländische Landschaft. Sehr anmuthend war, wie er mir erzählte, daß zu seinem fünfzigsten Geburtstage, wo ihm

so viele und große Ueberraschungen wurden, die Bürgerschaft von Radolfzell ihm einen guten Brunnen bei seinem Hause herrichten ließ.

Den 30. October.

Ich habe Anzengrubers „Dorfwege" großentheils gelesen. Die Plauderei als Vorrede zum 2. Bändchen hat mich überrascht durch die nicht ganz offene, aber doch erkenntliche Polemik gegen mich. Ich kann in vollster Wahrhaftigkeit sagen, nur überrascht, denn was da gegen meine Fassung des Volkslebens gesagt ist, ist so oberflächlich als schief. Ich könnte ihm scharf heimleuchten, aber ich thue es nicht. Anzengruber hat viel tüchtigen Naturalismus, aber ebensoviel von Dickens abgeguckte Manierirtheit; da thut die Straße das, und das Haus thut das. Der sogenannte Pessimismus Anzengrubers ist eben intellektuell noch nicht dahin vorgeschritten, die geheimnißvollen Urmächte alles Daseins und die historischen Bedingungen der Menschen- und Volksseele zu erkennen. Das Problem steckt ja auch darin, daß wir zwischen Logik und Geschichte gestellt sind, die die beiden Seiten unserer Seelensubstanz ausmachen, man kann sie auch Reaction und Revolution nennen, Abstraction und concrete Erscheinung ꝛc.

Diese Art verharrt im Naturburschenthum, auch sprachlich, gefällt sich darin und hält das für das einzig Wahre; jede philosophische Durchdringung oder künstlerische Abrundung wird Unwahrheit, Gemachtheit, Lüge gescholten. Daher halten solche Schriftsteller auch im Darstellen nichts zurück, werfen nichts weg, was ihnen in die Hand kommt, und wer Mehl mahlt und verbackt und nicht auch alle Spren mitgibt, wird als unwahr, als conciliant u. dgl. verschrieen.

Ich möchte das alles ordentlich ausführen, aber ich weiß, es hilft doch nichts, und überlasse der Zeit die Richtigstellung.

Den 2. November.

Ich hatte gestern Morgen unausgesetzt gut gearbeitet, war Nachmittags eine Stunde zum Kaffee bei Frau Mahler, bei der Frau Dr. Adler wohnt. Rahel Adler ist eine wahrhaft hohe Frau, von großer Einsicht und Tiefe der Empfindung. Es sind nun 40 Jahre, seit ich das schöne Mädchen bei ihrem Bruder in Frankfurt kennen lernte, und sie ist nun von einer Reife des Urtheils und einer still gehaltenen Anmuth des Ausdrucks, wie ich solche Erhöhung des Geistes nur selten gefunden habe. Ich kann mir's denken, wie diese Frau nach schwerem Schicksal fast 25 Jahre als Instituts-Vorsteherin auf Mädchen wirkt.

Ich ging dann zu Putlitz und mit ihm und seiner Familie ins Theater. Der spanische Geiger Sarasate spielte sehr schön, er singt auf der Geige wie Wenige. Nach der ersten Abtheilung wurde „Das erlösende

Wort" gegeben, das Publikum lachte viel, die Schauspieler hatten zwar schlecht gelernt, spielten aber frisch, nur der Schluß wurde possenhaft übertrieben. Am Schlusse wurde ich gerufen. Ich hatte in Voraussicht Putlitz gebeten, durch den Regisseur im Namen des Autors danken zu lassen. Das geschah nun auch, aber das Publikum gab keine Ruhe und verlangte stürmisch meine werthe Person. Putlitz sagte: „Sie müssen hinaus, und ich gehe mit Ihnen." Ich ging an der Hand von Putlitz hinaus, machte meinen Kratzfuß, der Jubel war groß.

Ja, lieber Jakob! Ich erlebe Alles doppelt. Ich mußte gleich hernach daran denken, wie ich zu Ende der 20er Jahre da droben auf dem Juchhe saß, und zwar für drei Kreuzer durch Bestechung des Billeteurs.

670.

Karlsruhe, 3. November 1879.

Das war gestern sehr behaglich bei Scheffel, gerade Menschen genug und nicht zu viel, um gemeinsames Gespräch bei vortrefflichem Essen und Trinken zu gewähren. Das Hauswesen Scheffels ist eben das eines reichen altangesessenen Mannes. Wir aßen in dem Zimmer, wo der Schrank mit den Jubiläumsgeschenken steht. Scheffel brachte einen lustigen Toast auf mich aus, er sagte nach Anderem, ich hätte den höchsten Berg der Welt bestiegen, ja den höchsten, wo man drei Monate braucht, bis man wieder herabkommt, nämlich der Hohenasperg 2c.

Ich ging dann lang allein im schönen herbstlichen Wald spazieren, und ich muß sagen, ich vergaß alles Andere und war seelenvergnügt, ich habe es doch zu was gebracht in der Welt, die tüchtigsten Menschen sind mir gut und ich fühle, daß ich noch Manches zu thun habe und daß mir wohl noch Einiges gelingt. Nur der erneuerte Judenhaß, den ich dann im Lesezimmer in verschiedenen Zeitungen fand, machte mir einen bittern Mund. Woher das wieder und so von allen Seiten, von Orthodoxen und Atheisten?

Den 8. November 1879.

Seit vorgestern ist Spielhagen mit seiner Frau bei mir im Gasthofe. Er war drei Wochen in Baden zur Erholung, hat aber nicht viel gewonnen. Wir waren gestern mit einander bei Putlitz.

Lasker ist nun in Breslau nicht einmal als Kandidat aufgestellt worden. Da spielt auch wieder die Judenhetze mit. Gestern stand im hiesigen Beobachter aus einer Breslauer Zeitung, daß die Juden in Häusern wohnen, die sie nicht selbst gebaut haben 2c. Das ist Anreizung zu Mord und Raub, und das müssen wir noch miterleben!

671.

Karlsruhe, 9. November 1879.

Die Sonne scheint so hell und warm und auch in mir ist Sonntag, ein tief gesegneter und gesättigter. Gestern Abend, von halb Sechs bis halb Neun unausgesetzt, las ich Spielhagen und seiner Frau die fertigen 135 Seiten meines neuen Buches vor. Die grundmäßig warme Freude, die Spielhagen am Bau des Ganzen wie an Einzelausführungen hatte, sein strahlender Blick, seine Zurufe und die feinen zustimmenden Bemerkungen seiner Frau, das alles bot eine Wonne, wie sie im Schaffen selber nicht größer und erhebender, wenn man spürt, das fügt sich und ist wie ein reines Geschenk des Genius.

Seit meinem herzeinigen Leben mit Otto Ludwig habe ich solche rückstrahlende Glückseligkeit nicht empfunden. Spielhagen konnte nicht genug kundgeben, wie er sich an der Arbeit des Genossen erfreut, ein großes und gutes Herz that sich auf, und als ich fertig war, umarmte er mich wiederholt brüderlich. Besonders wohl thut mir, daß er die Simplicität des Vortrags und die feste Construction so treu nachconstruirend auslegte.

Wir gingen dann zum Nachtessen, und nach demselben wanderten wir noch in der milden Herbstnacht lange umher. Die Beiden beschworen mich, nun hier, wo ich das so gut getroffen, das Ganze abzuschließen.

Den 10. November.

Eben als ich dir gestern schrieb, kam Scheffel mit seinem Sohne, der aussieht wie ein venetianischer Nobile, aus einem Bilde von Paul Veronese herausgesprungen. Scheffel schlug mir vor, mit ihm und Freunden, Malern, Beamten und deren Frauen und Kindern im Dorfe Berghausen im Gasthofe Zum Laub zu Mittag zu essen. Ich schlug ihm vor, auch Spielhagen und seine Frau einzuladen, er ging mit mir zu ihm. Spielhagen war dessen hocherfreut, und so fuhren wir gegen 12 im herrlichen Sonnenschein im Wagen nach Durlach bis vor Grötzingen, von dort an gingen wir zu Fuß.

Der Mittag war lustig und erhebend. Spielhagen sprach zuerst, seine Freude über den Einblick in süddeutsches Leben kundgebend und auf Scheffel schließend. Scheffel erwiderte so heiter als tief, und auf einen Toast auf mich antwortete ich, die beiden neuen Kameraden feiernd, die literarisch das Wort „vom Fels zum Meer" darstellen, von Hohentwiel bis zur Ostsee. Sauerkraut und Schneckennudeln und süffiger Elsässer Wein thaten auch das ihre. Es war ein schöner Mittag.

Wie wunderlich rumort's aber in meinem Kopfe! Als ich mich müde zur Ruhe legte, konnte ich lange nicht einschlafen denn mir bildete sich die Episode einer Jüdin in meiner Erzählung, die sich ganz von selbst einfügt,

und ich kann auch nicht anders, ich muß jetzt ein Wort dreinreden, oder vielmehr ein Bild geben gegen die infame Judenhetze von heute. Wenn wir uns zurückhalten, das eigentliche Pathos, das uns im tiefsten bewegt, kund zu geben, was sollen wir denn?

Ich habe heute schon die ganze Episode geschrieben, anlehnend an ein wirkliches Ereigniß, aber das sollen und müssen wir ja auch. Ich hoffe, ich mache etwas, was nicht fehlt, und bin also in mir ganz froh und frisch.

Abends 8 Uhr.

Spielhagen ist heute Abend um 5 mit seiner Frau abgereist. Wir waren noch Mittags bei Putlitz zu Tische, und er fühlte sich auch ganz wohl bei den trefflichen Menschen, dann waren wir noch in einem Atelier, wie vorgestern in mehreren. Die Anwesenheit Spielhagens hat mir sehr wohlgethan. Seine Frau lebt ganz nur für ihn. Ich traf, als wir Lessing besuchten, die Großherzogin auf der Flur, sie kam aus dem Frauenverein und sprach sehr freundlich mit mir.

Ich sitze hier auf meinem Zimmer und lebe ein stilles Denken. Ich habe die Gaskrone angezündet und das große Zimmer ist hell und Niemand stört mich; ja, wenn ich von Menschen komme, bin ich sofort in der Arbeit, denn diese lebt ständig in mir.

Den 13. November 1879.

Ich muß nun, dem Wunsche der Großherzogin gemäß, einen Vortrag zum Besten des Frauenvereins halten. Ich kann nichts Neues dazu machen und werde den Wiener Lenau-Vortrag etwas aufbügeln.

Ich war eine gute Stunde bei Scheffel. Wir sprachen natürlich auch über Arbeiten, und Scheffel erzählte mir, wie er zur Publikation der „Aventiure" kam. Er wollte einen großen Roman: „Der Wartburgkrieg" schreiben und hat dazu die umfassendsten Studien gemacht, in Lokalität, Sitte bis in die zeitgenössische französische Dichtung hinein. Er wohnte damals auf der Wartburg. Nach manchen Störungen hat er sich zuletzt damit geholfen, die aus der Seele der damaligen Dichter empfundenen Gedichte als „Aventiure" herauszugeben. Jetzt möchte Scheffel doch wieder an die Ausarbeitung des Großen gehen, aber er klagt, daß er in das geschichtliche Material wie in bodenlosen Sand eingesunken sei, und dazu sind die Scenen und Bilder an sich auch eingetrocknet.

[Morgen] um 3 Uhr muß ich zu einer musikalischen Matinée.

672.

Karlsruhe, 15. November 1879.

Anfangs verwünschte ich die Musik mit Frack am hellen Mittag, dann aber war's doch schön. Ein Quintett von Dessoff und sehr schöne Lieder

von der Bianchi gesungen. Die Großherzogin war sehr herzlich, sie dankte mir vor Allem, daß ich einen Vortrag halte. Ich fragte, ob das das Humanitäre wäre, das sie mir bereits in Berlin angekündigt hatte. Sie sagte: Nein, noch Anderes. Sie meinte die Publikationen über gemeinnützige Anstalten, zu denen ich mitwirken möchte. Ich erklärte, daß das besondere Blatt abonnirt, aber nicht gelesen wird, und gab an, wie durch eine autographirte Correspondenz mit kleinen Artikeln, die allen Zeitungen geschickt würde, der Zweck zu erreichen wäre. Die Großherzogin fand das sehr praktisch, und ich soll ihr Weiteres angeben.

Dann kam auch der Großherzog von Weimar und war sehr freundlich, mich fragend, warum ich den alten Freund nicht in Weimar besuche. Auch dessen Tochter, die Prinzessin Elisabeth, sprach ich, und wir hatten Gemeinsames als Freunde von Bayard Taylor.

Ich fuhr um halb 6 zur Tafel ins Schloß. Ich sprach vor Tisch den Großherzog, der so echt liebreich ist, daß einem das Herz aufgeht.

Den 17. November.

... Und nun, lieber Jakob, hast du hier ein Prachtexemplar des „Forstmeister". Du hast es vor Allem verdient. Und doch ist mir jetzt klar, wie viel noch zu thun gewesen wäre.

Aber was nützt mir jetzt die Gescheitheit? Sie hilft mir vielleicht den Tadel leichter hinnehmen, und es geht mir vielleicht wie jenem Verurtheilten, der mir in Rottweil bekannte: „Than han' i's, aber et so wie die Geschworene meine!" Das war dem Manne ein stiller Triumph.

Den 19. November 1879.

Also heut Abend 6 Uhr halte ich im Rathhaussaal den Vortrag. Ich habe zu dem Lenau-Aufsatz wieder viel Neues gemacht und ungeschickter Weise mich gewaltig aufgeregt, und heute Abend wird das erst noch mehr sein. Ich war im Rathhaussaal. Als ich die Treppe hinanging, fiel mir ein, wie ich vor 52 Jahren da ging, als ich wegen mangelnden Nachweises meiner Subsistenzmittel ausgewiesen werden sollte.

Den 20. November.

... Ich fühlte, ich beherrsche das Thema und die Vortragsweise, und so ging Alles glatt. Ich schloß — ganz frei sprechend — mit einer Karlsruher Erinnerung an Lenau, dieselbe umdeutend, und das griff offenbar tief.

Als ich dann vor dem Großherzog stand, reichte er mir die Hand und hielt sie lange und sagte: „Ich kann Ihnen nicht genug danken". Auch die Großherzogin dankte herzlich, und wir sprachen noch viel über Einzelnes.

Nun habe ich das hinter mir und will meine Arbeit fertig machen. Heute beim Frühstück kam 1. dein Brief, 2. ein Brief des Fürsten Hohenzollern, 3. die erste Recension vom „Forstmeister" von Frenzel. Sie ist entschieden wohlwollend und besonders auch darin, daß er das opus zu einer Idylle macht und so den Tadel, den er nach anderer Seite haben muß, verhüllt.

673.

Karlsruhe, 24. November 1879.

... Ich habe [gestern] in Worms zum erstenmal das Luther-Denkmal gesehen. Ich war beim Werden und Bilden des Einzelnen, aber das Fertige jetzt machte einen nüchternen Eindruck auf mich. Fünf stehende geschichtliche Figuren und dazwischen drei sitzende Allegorien, Frauengestalten als Städte-Repräsentationen, und Alles das verbunden mit einer Mauerkrone — es erschien mir nicht als das plastisch gewordene „Eine feste Burg", wie ich es damals im „Morgenblatt" bezeichnete. Ich meine, die Schönheit als rein künstlerische fehlt, das Charakteristische herrscht, und nur die protestirende Speyer hat lebendig schöne Bewegung. Habe ich Recht, daß kein plastisch schaubares Kampfesobject da ist, daß die mythenbildende Kraft fehlte, die aus dem Worte, aus dem, was man Wort Gottes nennt, eine Gestalt machen konnte? Nun handelt sich Alles um ein Buch, und man muß wissen, aber man kann nicht sehen, um was gekämpft und gerungen wurde.

Das Novum, das Rietschel in der Einzelgestalt Lessings gab, so daß sie fortan nur so und nicht mehr anders gedacht werden kann, das ist in dieser großen Arbeit nicht gegeben. Mir fehlt der Papst oder seine Repräsentation; noch mehr, mir fehlt Jesus, der in bewegter Weise sich zu Luther hätte wenden müssen, ein Gott, der ihn bestätigte. Wie das zu machen gewesen wäre, das weiß ich natürlich nicht, aber daß etwas der Art sein mußte und ein flüssiges Leben plastisch abgeschlossen werden mußte, das ist mir ganz klar. Damals, als ich Rietschel Alles das bilden sah, fiel mir das noch nicht ein, jetzt aber erkannte ich, daß für die Reformation noch der künstlerische Mythus zu schaffen ist, wenn die Aufklärungsthat überhaupt einen Mythus haben und künstlerisch werden kann.

674.

Karlsruhe, 28. November 1879.

Die Sonne, lieber Jakob, die Sonne thut mir gut, es muß eine geheime Kraft drin stecken. Heute war ein klarer Sonnenmorgen, ich spürte die Himmelswärme in allen Gliedern und allen Nerven, und da ist es endlich geworden. Ich habe die Katastrophe endlich, wie sie bleiben muß

und wie die innere Nothwendigkeit heischt, fixirt und bin nun frei und sicher. Das wollte ich dir nur gleich sagen, ich hab ja nur dich, der das ganz mit mir theilt, und ich bin froh, daß ich eine Seele habe, in die ich Alles legen darf. Und wie gut ist's, daß du jetzt in wenig Stunden den Brief hast.

675.

Karlsruhe, 29. November 1879.

Ich habe gestern das Drama von Mosenthal „Der Sonnwendhof" zum ersten und letzten Mal gesehen. In diesem Stücke ist Alles verlogen, Menschen und Thaten, vergangene und gegenwärtige, und zuletzt ist auch die Schuld des Vaters der Heldin nicht klar, statt, daß der Dichter zu zeigen hatte: Ja, der Vater war ein Brandstifter, aber das Kind ist brav und hat nicht drunter zu leiden. — Dabei versteht aber Mosenthal das Theatralische in wunderbarer Weise und eben das ist das Traurige, daß mit solcher Virtuosität, Alles ins Anschauliche zu treiben, die absolute Verlogenheit und die Unnatur aller Empfindung sich eint. O, wenn ich das Theater hätte packen können! Was nutzt aber Wissen von den Bedingungen des echten Volksstücks? Machen muß man's können. Mit aller Kritik vertreibt man weder Mosenthal noch die Marlitt.

Oftmals wünsche ich zu Ende zu sein und oftmals wünsche ich erst anfangen zu können.

Diese infame Judenhetze! Hast du Treitschke in den Preußischen Jahrbüchern gelesen?

Den 30. November.

Gestern im Hofconzert fühlte ich mich sehr behaglich. Es waren nur dreißig Personen geladen und nur drei Säle waren offen. Auch Putlitz mit Frau und Tochter war da, die Minister und der Commandeur General Obernitz, der mich bald zu seiner Frau brachte, die mir erzählte, daß ihr Mann ihr den „Forstmeister" vorgelesen. Obernitz, der die Württemberger angeführt hat, war überaus freundlich. Aber am erquickendsten bleibt doch die Art des Großherzogs und der Großherzogin, die mich als zugehörig betrachten. Auch mit der jungen Prinzessin sprach ich lange. Es ist kein Kleines, so rein und fein aufzuwachsen und fern von allem Herben. Das gute Kind erzählte mir, daß sie noch nichts von mir gelesen, daß sie aber jetzt „Barfüßele" lesen dürfe. Die Tochter von Putlitz ist sehr befreundet mit ihr, und ich wünschte ihr Glück dazu. Sie sagte mir, sie habe einmal einen Aufsatz über Freundschaft machen müssen und habe Freundschaft damals noch nicht gekannt.

Den 3. Dezember 1879.

Heute ist der Geburtstag der Großherzogin. Ich erhielt noch glücklich die Barfüßele-Statuette von Cauer, und jetzt schicke ich sie ins Schloß und habe dazu folgende Verse gemacht:

Wie hier das Kind
Am Brunnen steht
Und späht,
Wer des Weges geht,
Daß er Labung find',

So spendest, so sammelst Du Gaben;
Labung ist Dir — Andere zu laben.

Den 4. Dezember 1879.

Eben erhalte ich vom Bürgermeister hier die Einladung zum Stiftungsfest des Bürgervereins „Liederkranz" auf übermorgen Abend. Ich sehe mich hier von allen Seiten von so viel echter herzerwärmender Freundlichkeit umgeben und die Stadt, das geistige Leben und die nahen Wälder, Alles muthet mich so an, daß sich mir der Gedanke befestigt, wenn mir noch ein ruhiges und gedeihliches Lebensende beschieden ist, so erfüllte sich's am besten hier. Natürlich sage ich noch Niemand als dir so was, denn wenn man Unentschiedenes ausspricht, gilt man für schwankend. Die ganze Kunst, stark zu erscheinen, besteht darin, nur mit Fertigem herauszutreten.

Ich habe gestern Abend drei Akte der Festoper „Armin" von Dahn und H. Hofmann gehört. Ich kannte sie bereits von Berlin her; das Opus ist nach meiner Empfindung ohne eine geschlossene Melodie, und dazu dieser Bettlermantel des Patriotismus, der einem auf sich beruhenden Kunstwerk nicht umgethan werden darf. Und das Thema „Armin"! Mein guter Otto Ludwig hat ein Stück Leben dran vergeudet. Der doch immer barbarische Betrug kann und soll nicht dichterisch gerechtfertigt oder gar in Berechtigung und Tugend gefälscht werden.

Den 5. Dezember.

Am Morgen nach Einheimsung der Ernte schaut der Bauer zum Fenster hinaus und raucht die Pfeife der Ruhe über die Stoppelfelder hin. Nun denke ich mich freilich nur oft in solchen Mann hinein. Aber ich habe heute in meiner Art auch etwas von jenem Sabbathgefühl. Ich bin freilich fertig, aber es gibt noch zu dreschen, zu wurfeln 2c., aber ich bin vom Wetter draußen ebenso nicht mehr abhängig. Und das ist heute besonders gut, denn es wird im Schneesturm eigentlich nicht recht Tag.

Gestern Nachmittag erhielt ich Brief des deutschen Kronprinzen (ich lasse dir ihn abschreiben) und Abends hatte ich wirklich schöne Stunden beim

Prinzen Karl. Das Gespräch war bei Tische lebhaft, und nach Tisch unterhielt ich mich mit der Prinzessin Wilhelm lange und gut, zumal von ihrer Tante, der Großfürstin Helene.

Ich ging dann noch auf das Museum. Ich spielte noch mit Geheimrath Schmidt einige Partien Billard und las die preußischen Kammerverhandlungen über Erhaltung der geschlossenen Bauerngüter. Die Sache ist an sich ja gewiß gut, aber heikel bleibt doch die Einschränkung des Eigenthumsrechts. Als ich das Thema im „Lehnhold" behandelte, habe ich mit Uhland viel darüber gesprochen.

Hier sende ich dir auch das Blatt mit dem Abdruck meines Schlusses zum Lenau-Vortrag.

Ich glaube, ich habe dir noch gar nicht von der Enkelin der Bettina Arnim erzählt, und doch habe ich noch nie solch eine märchenhafte Wirklichkeit vor Augen gehabt. Denke dir ein schlankes, voll erwachsenes Mädchen von 15 Jahren mit gertenhafter Biegsamkeit in allen Bewegungen — ein Köpfchen so rund wie ein schöner Apfel, eine leichtgewölbte Stirn mit kecken Löckchen und Augen wie ein verzaubertes Reh, ein überaus kleiner, etwas gespitzter Mund. Ach was, man glaubt, solche Geschöpfe seien nur in der Phantasie. Und das Kind hat Gedichte gemacht, als wären sie von ihrem Onkel Clemens Brentano, und dazu Melodien gesetzt und Zeichnungen mit der Feder, so übermüthig als correct, und hat dabei doch ein Wesen so geschämig, als wäre sie ein Wesen, in ein Dasein geweckt, wohin sie nicht gehört. Wenn man das in einer Dichtung schilderte, würde man's nicht glauben. Der Vater heißt Graf Flemming, das Kind Erika (sie wird aber erst seit einem Jahr so genannt). Nächsten Mittwoch singt Erika und spielt Theater.

Sonntag, 6. Dezember.

Ich fuhr [nach erhaltener Einladung heute] ins Schloß, der Schnee knirschte unter den Rädern. Der Großherzog kam sofort in den großen Saal. Er sagte, er spreche gern im Gehen, und so gingen wir über eine Stunde auf und ab und sprachen. Was? Ich müßte eine ganze Encyklopädie geben, wenn ich Alles erwähnen wollte. Ueber die vaterländischen Zustände, auch über die Judenhetze (der graddenkende Mann ist da ganz correct), über Erschütterung der Ideale und eben über Alles. Der Großherzog hört gern, spricht aber auch sehr gut, geschlossen im Gedanken und gerundet im Worte. Auch über meine Bücher sprachen wir.

Wir sprachen auch über Scheffel. Ich sagte, daß man ihm Vorwurf mache, weil er nicht fort und fort Neues produzirt. Abgesehen von der Frage, ob man schreiben soll, wenn man nicht innerlich muß, zeigt sich da die krittliche Undankbarkeit der Deutschen. Mit welcher Verehrung haben

die Italiener Manzoni hoch gehalten, und er hat doch nur das eine Werk geschrieben: „die Verlobten“. Und „Ekkehard“ ist nicht minder bedeutend als die „Verlobten“.

Nach 1 Uhr kam die Großherzogin und sagte, mir die Hand reichend: „Sie haben mir eine Freude machen wollen und Sie haben mir eine große, sehr große Freude gemacht.“ Die Prinzessin Victoria ließ mich auch grüßen, sie liest jetzt „Barfüßele“.

676.

Karlsruhe, 13. Dezember 1879.

Das kennst du nicht, lieber Jakob, und ich meine, ich hab's auch nicht gewußt, was das ist, so ganz für sich allein, von Niemand gewußt und angesprochen, von Mittag um zwei Uhr bis den andern Mittag wortlos in unerschöpflicher Stille in seinem Zimmer zu sitzen, zu lesen und zu träumen. Ich meine oft, ich hätte Jahre lang im Mühlengeräusch gewacht und geschlafen und jetzt erst weiß ich wieder was Stille ist.

Ich hatte einen rheumatischen Schmerz, der mich aber nur störte, wenn ich ging, und da es schneite und ich es genug habe, mit Menschen zu verkehren, auch wenn sie noch so freundlich sind, blieb ich zu Haus, d. h. im geräuschlosen Gasthofzimmer. Ich that eigentlich gar nichts Rechtes, ich las nicht ordentlich und schrieb nicht, ja ich rauchte nicht einmal eine ganze Cigarre, aber diese Stille war mir wie ein Bad, und meine Seele plätscherte darin und wollte nicht heraus. So im Halbwachen, Hindämmern bis nach Mitternacht war mir Alles absolut gleichgiltig, Leben, Sterben, Schreiben, Erfolg oder Tadel, Staat und Religion, Alles ging mich nichts an. Ich weiß, was Vegetiren ist oder ein gutes Thier sein, das nicht reden kann und auch nicht mag.

Ich glaube jetzt, es ist eine seelische Ermüdung, die mich dahin brachte. Ich war in der Arbeit so rastlos bergauf, bergab, und nun streckte sich Alles nur aus im Wohlgefühl der ausziehenden Müdigkeit. — Jetzt bin ich wieder drin in den Pflichten und Strebungen des Lebens.

Den 18. Dezember.

Der Brief ging gestern nicht ab. Ich will dir nur noch erzählen, daß ich gestern Nachmittag 4 Uhr ins Schloß beschieden wurde, da ich Abschied nehmen wollte. Als ich eintrat, kam mir die Prinzessin Victoria, die anmuthvoll schlanke Erscheinung mit allem Liebreiz der reinen Jugend entgegen und sagte, die Eltern kämen bald, sie dankte mir nochmals überaus herzlich für das Barfüßele. Dann kam die Großherzogin und bald nach ihr der Großherzog, sie sprachen beide ihre Dankbarkeit aus für das,

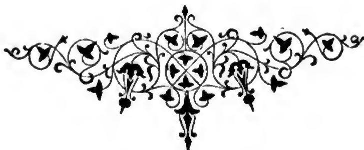
was ich ihnen hier gewesen und hoffentlich noch ferner sei. Der Großherzog hat Abends vorher bis nach 12 Uhr den „Forstmeister" ausgelesen und er sprach tief eingehend davon (er sagte, er sehe von der Geschichte an sich ab), mit welcher humanen Liebe ich die verschiedenen Weltanschauungen gerecht behandle, besonders diese pietätvolle Freiheit, mit der ich den Vicar darstellte. Auch der patriotische Hauch, der überall hervordringe, habe ihm wieder wohlgethan 2c.

677.

Stuttgart, 28. Dezember 1879.

Ich kann dir nicht sagen, wie wohl mir die acht Tage bei dir gethan haben.

Auf der Reise hieher habe ich viel über das Allgemeine denken müssen, und das machte mich nicht froh, sondern tief traurig. Das Jahrzehnt geht zu Ende, das so groß begann, unsere höchsten Wünsche für das Vaterland erfüllte, und nun? Die gemeinen Interessen sind auf einander gehetzt und eine Judenhetze ist oben drauf. . .





1880.

678.

Stuttgart, 2. Januar 1880.

Ich hörte gestern Abend, ich weiß nicht zum wievielten Male, die Zauberflöte. So wenig den Gläubigen ein formulirtes Gebet langweilig und inhaltsleer wird, so wenig mir diese Musik. Und ist das nicht in der That unser Cultus? Ich wenigstens fühle mich dadurch von aller Belastung der Sorgen und Grübeleien und allem Individualleben befreit und schwimme und schwebe im Unendlichen.

Ich habe schon lang im Sinn, zu zeigen, wie drei Werke so absolut deutsch, daß sie aus keiner andern Nation hervorgebracht werden konnten: Lessings Nathan, Goethes Faust, Mozarts Zauberflöte. Aber man schämt sich jetzt und man hat sich zu schämen, von absolut Deutschem zu sprechen, denn die Möglichkeit und die Thatsächlichkeit der Judenhetze ist ein Abfall und eine Verunreinigung des deutschen Geistes. Ist das noch das Volk der Humanität?

Ich war, wie gesagt, wieder aufs neue innerlichst gelabt von dieser Tonwelt aus einem Jenseits der Geschichte, herausgezaubert aus dem Märchenlande des gestaltenlosen reinen Gedankens, wo nur ein Spiel der Allegorien möglich (und darum ist der so vielgescholtene Text eine innere Nothwendigkeit); Tamino ist der direkte Gegensatz des Don Juan, dieser die absolute Sinnlichkeit, jener die absolute Idealität, d. h. beide strebend, und nebenher lauft dort Leporello, hier Papageno, das Ueberlebensgroße in der gemeinen Realität und damit naturgemäß komisch wirkend.

Die Musik kann Empfindungsreiche festigen und aufbauen, in die das Wort gar nicht hineingestalten kann, sie kann eben elementarisch sein, bevor die Bildung des Concreten und damit Begrenzten beginnt.

Etwas, wie ich glaube, höchst Charakteristisches ist mir gestern aufgefallen. Die zur Melodielosigkeit verdammte pessimistische Kunstbestrebung,

die sich Zukunftsmusik nennt, greift in ihren Stoffen auch ins Elementarische, aber naturnothwendig zurück in jene Zeiten oder Vorzeiten, in die mythische Welt vor der Geschichte und aller Cultur, und zwar in die nordische Sagenwelt, wo Alles elementarisch gelöst und ungeheuerlich losgebunden ist; sie greift da besonders die titanisch aufgebauschte Geschlechtslust heraus, die sich bis zur Vernichtungslust übersteigert. Die Humanität dagegen, die nach Versöhnung und Harmonisirung strebt und deren höchstes Apostolat sich aus dem Himmelreich des Tones über der concreten stoffbeschwerten Welt aufbaut, die hat eben in Mozart ihren Kündiger, der den Humanitätstraum der Freimaurerei faßt, und er schuf Klänge, die wie aus einem Jenseits herüber tönen, Alles wird Friede, wird Ruhe und Seligkeit.

Schiller hat das reine Idyll als letzte und höchste Kunstform und auch inhaltlich als das Aeußerste postulirt, in Mozarts Zauberflöte ist das wesentlich wirklich concret geworden. Da sind, wie in Nathan, die Conflicte nicht schroff auf einander prallend. Saladin und der Patriarch stoßen nicht aufeinander, Sarastro und die Königin der Nacht haben kein Duett (sie haben ja beide auch nicht das Concrete und sind selbst als Allegorien noch vag, nur was sie singen, ist gesondert und charakteristisch); die Conflicte sind in Nathan wie in der Zauberflöte auseinander gehalten und spielen sich fast kindlich ab. Aber eben das Kindliche ist auch wieder das Elementarische, das mystisch Verhüllte und Flüssige.

Ich sehe eben, daß ich in meinen Darlegungen auch nicht weiter kann, da hört eben die Wortfassung auf. Ich wollte dir nur noch sagen, wie wohl mir der Nachklang aus der Zauberflöte thut, ich vergesse darüber alle Beschwerniß; dieses Kunstwerk ist eben das ewig Versöhnende und Ausglättende, und ich möchte es als einen guten Jahresanfang halten, daß ich mich durch dasselbe weihen durfte.

Den 8. Januar.

Wieder ein Tag herum, ein Tag näher der endlichen Erlösung durch den Tod — so denke ich jetzt oft, und mit großer Ruhe. Was habe ich noch zu erwarten? Literarische Ehre als solche ist nie mein Ziel gewesen, ich habe nie ein Wort um deswillen geschrieben, ich wollte immer etwas leisten, klären, gestalten und wünschte allerdings, daß die Welt mir zustimme, ich habe das Rechte getroffen. Ich habe, wie ich glaube, das Meinige gethan, ich kann gehen. Ich habe noch Einiges im Sinn, was ich gern ausführen möchte, aber wenn nicht, hat's auch nichts zu bedeuten.

Meine Nächte sind schwer, aber am Morgen und solang ich wache, bin ich immer wieder frisch und fast leichtmüthig.

Den 9. Januar 1880.

Ich gehe hier durch die Königsstraße, wie auf einem Maskenball, viele Menschen kennen mich und sprechen mich an, ich muß mir aber sagen lassen, wer sie sind, und da muß ich die Maske, die das Alter über das Jugendantlitz gelegt hat, abnehmen, um die Studiengenossen zu erkennen. Die meisten sind in guter Verfassung und hohen Staatsstellungen.

Den 17. Januar.

Liegt eine körperliche Störung zu Grunde? Ist sie Folge? Ist sie Ursache? Ich lag zwei Tage zu Bett, ich hatte wieder mein altes Leiden, jetzt scheint es wieder ziemlich vorbei, und ich fühle mich heiterer und freier, als ob mir ein Glück beschert wäre oder in Aussicht stünde.

Habe ich dir schon gesagt, daß mein Jugendfreund, der Hofmaler von Bohn ein lebensgroßes Brustbild von mir gemacht hat? Er ist ein Colorist ersten Ranges, von einer ins Feinste ausgearbeiteten Bildung, dabei stark religiös und von den edelsten Intentionen. Wir haben uns neu lieb bekommen und verstehen einander ins Tiefste hinein.

Gestern erhielt ich Brief von General Spitzenberg, daß ich morgen zur Audienz ins Schloß kommen solle.

679.

Stuttgart, 22 Januar 1880.

Endlich bin ich dazu gekommen, gestern Nachmittag Frau Freiligrath in Cannstatt zu besuchen. Es war mir wehmüthig und anmuthend zugleich. Die herrliche großsinnige Frau erweckte mir Erinnerungen aus unserm rheinischen Leben. Frau Freiligrath bewahrt mit warmer Pietät Alles, was je zu ihrem Mann in Bezug war, und da erwachten viele frohe Tage, die ich vergessen hatte. Natürlich trauerten wir auch dem verstorbenen Freunde nach. Wie schön hatte sich sein Leben gestaltet, und die Frau erkennt es als einen Segen und als reine Gunst des Geschickes, daß der Dichterberuf ihres Mannes so voll patriotisch und fast prophetisch ausklingen konnte.

Sie lebt mit ihrer Schwester in der alten Wohnung, wo noch Alles ist wie vordem.

Den 23. Januar.

Also unsere liebe Freundin Henriette Sichel todt! Du erinnerst dich, daß ich vor einigen Wochen die von einer schweren Krankheit Erstandene besuchte. Sie lag noch matt darnieder, aber ihre Freude war groß, und sie sagte: „Mein Leben hing nur noch an einem Fädchen, nun weiß ich, warum es noch gehalten hat; ich sollte Sie noch einmal sehen und Ihnen Lebewohl sagen.“

Mir ist eine der hochherzigsten Naturen entschwunden, die mir je im Leben begegnet sind. Vom Jahre 38 an war sie mir und all den Meinen in jeder Lebenslage eine mildthätige Freundin, und welch ein Glück war's, als ich ihr meine Auguste zuführen konnte!

Stuttgart, 4. Februar.

Ich habe die Abhandlung von Ludwig Bamberger „Deutschthum und Judenthum" im Februar-Hefte von „Unsere Zeit" gelesen. Ein Meisterstück hochgehaltener Polemik, so vornehm als herzbewegt.

... Ich fuhr nach Cannstatt, ging von da gen Fellbach über die gefrorene Straße und dann über die gefrorenen Feldwege, und im Ausblicke ins Weite wurde mir frei. Der Gedanke wachte auf und wurde klar, wie ich doch noch voll und ganz und hoffentlich wirksam gegen die Judenhetze eintrete. Ich habe einen umfassenden und doch leicht und schnell auszuführenden und zugleich dichterischen Plan.

Ich reise nach Karlsruhe, um vielleicht Bielefeld die Volksbücher in Verlag zu geben.

680.

Berlin, 17. Februar 1880.

... In Bezug auf die Judenhetze bin ich auch etwas ruhiger. Bald zwei Jahrzehnte stehen wir im Sinken der idealen Werthe, die Thatsachenanbetung ist auch bei den sogenannten Frommen, die gegen den Materialismus kämpfen. Traurig bleibt's, wie ein Mann wie Treitschke sich so unter den Pöbel begeben konnte. Ich kann nicht mehr in unsere Donnerstags-Gesellschaft gehen, weil ich ihm nicht dort begegnen und ihn begrüßen mag.

Den 18. Februar 1880.

Gestern war der amerikanische Gesandte White bei mir. Er konnte mir nicht genug sagen, welchen Eindruck meine Worte auf Bayard Taylor in Amerika gemacht und wie ich überhaupt dort so populär sei.

Gegen Abend war ich bei Spielhagen, der sich mir treu anhänglich erweist. Er las mir auch seine bereits gedruckte Recension des „Forstmeister" vor, es sind viele tiefer gehende Betrachtungen darin, in Lob und Tadel.

Wir fuhren dann miteinander ins Residenz-Theater, wo ein neues Lustspiel von Julius Wolff (der eine gesunde dichterische Kraft ist) zu sehen. Der Dichter verleugnete sich auch hiebei nicht, aber im Theatralischen machen es die Franzosen und die deutschen Macher eben besser.

Den 24 Februar.

Gestern war ich mit Frau und Tochter zum großen Abendfeste des Washington-Day beim amerikanischen Gesandten. Es war mir schwer, in denselben Räumen ein Fest, in dem Saale, wo die Leiche Bayard Taylors gelegen, einen Tanz zu sehen. Aber das ist der grausame Prozeß des Lebens und muß wohl so sein. Wir ertrügen das Dasein nicht, wenn wir uns ständig mit Vergangenheiten schleppten.

Ein großer Theil der Künstler- und Gelehrten- und der höheren Beamtenwelt war da versammelt. Ich sah auch Treitschke; ich kann dem Manne nicht freundlich sein, durch den eine niedrige Sache eine gewisse Erhöhung gewonnen hat.

681.

Berlin, 6. März 1880.

... Heute habe ich Brief von Fr. Vischer über „Brigitta", die ich ihm zu lesen gab. Ich lasse dir den Brief abschreiben. Du siehst, deine gute Meinung über das opus hat einen solchen Genossen und ich kann sagen, ich mache die Durchsicht nun um so leichter und freier. Ich hoffe bald damit fertig zu sein, dann mache ich die neuen kleinen Geschichten zu den Volksbüchern fertig.

Den 9. März.

Paul Heyse ist hier und ich habe große Freude an ihm, er ist in jedem Betracht eine schöne freie Natur und ein echter Künstler, der auch an fremden Hervorbringungen sich's wohl sein läßt.

Ich mache jetzt auch drunter hinein kleine Geschichten für die Volksbücher. Ich hoffe zu jedem Bändchen ein novum zu geben. Das wäre in jedem Betracht gut, und ich erledige auch die vielen kleinen Motive, die ich noch für Kalendergeschichten aufgespeichert habe. Ich werde beim Umzug noch viel mehr finden.

Den 12. März.

Gestern war ich bei der Enthüllung des Luisen-Denkmals. Es war ein wunderbar schöner warmer Frühlingstag. Aber die Preußen und Protestanten haben nicht den Muth, ein Fest schön zu machen. Alles so nüchtern. — Auf der Tribüne traf ich Herrn von Loeper. Er ist Vorstand des Goethe-Comités, und das Denkmal wird im Mai enthüllt. Ich sah dann das Luisen-Denkmal näher. Ich glaube durch den Umgang mit Rietschel etwas gelernt zu haben; ja, was gibt man den Händen zu thun und zu halten? Das ist das Elend, das war's auch bei Schiller-Goethe. Hier aber: mit der einen Hand das Halstuch, mit der andern die Schleppe halten — hat denn die Frau nichts als mit ihren Kleidern zu thun gehabt und nun

immerdar zu thun? Eine Rose mit Dornenzweig in der Hand hätte vielleicht ein populäres Symbol gegeben.

Ich habe mit Loeper auch verabredet, wie wir uns zum Lessing-Denkmal zusammenthun wollen. Das soll nach vielen Seiten hin das Rechte werden, obgleich man die Statue nicht besser machen kann als Rietschel.

682.

Berlin, 19. März 1880.

Der offene Austritt Laskers aus der nationalliberalen Fraction ist natürlich Ereigniß des Tages. Ich habe ihn selber noch nicht darüber gesprochen. Lasker bewegt sich in seiner Vereinzelung freier, und mir will fast scheinen, daß er jetzt noch über Alles seine Meinung zu Protokoll gibt, weil er sich bald vom parlamentarischen Leben zurückziehen will, nach seiner ethischen Reinheit gewiß „ohne Groll.“ Was hat Lasker geleistet und wie wenig gedenkt man es ihm! Die ethische Wärme, die sich nicht in religiöse Dogmen oder politische Thaten umsetzt, wird vergessen, und ganze Naturen müssen sich so als Heizmaterial verbrauchen lassen.

Unser Freund Dr. Heinrich Oppenheim liegt im Sterben, er war eine bedeutende staatsmännische Kraft, die nicht zu ihrer vollen Entfaltung kam. Wo es das Allgemeine galt, war er immer treu und hingebend, auch als Freund war er ausharrend und theilnahmvoll. Ich kenne ihn nun seit dem Jahre 38 und ich verliere in ihm ein Stück persönlichen Lebens.

Es ist zum Verzweifeln. In den Freiesten steckt ein Hochmuth und Widerwille gegen die Juden, der nur auf Gelegenheit wartet, um zu Tag zu kommen. Und was soll denn das, daß die Juden sich gut bewähren sollen? Ist das nicht eine Art Inquisition? Und man zähle nach, ob die deutschen Juden nicht die bürgerlichen Tugenden haben, so gut als die Christgeborenen. Was sie von Fehlern an sich haben, ist eine interne Frage.

Den 21. März.

Ich war gestern Abend in der Singakademie bei der Vorlesung des Professors Erich Schmidt aus Straßburg über Klopstocks Messias. Schmidt ist eine frische moderne Kraft, und seine Vorlesung zeigte ihn als trefflichen Schüler Scherers, der die Literaturgeschichte nicht bloß philologisch oder auch wie Gervinus abstract logisch, sondern vornehmlich auch ästhetisch und im großen Culturzusammenhange faßt.

Ich ging und fuhr dann mit Scherer und hatte meine große Freude an seinem warmherzigen Gegenkampf gegen die Judenhetze, wie er ja auch in einem trefflichen Aufsatze zeigt. Natürlich sprachen wir auch von der schönen That Mommsens. Die Zeitungen haben nur mangelhaften Bericht

gebracht, wie Mommsen bei der Festfeier in der Akademie stark betonte, daß es traurig sei, daß die Inhumanität bereits in die Kreise der Wissenschaft eingedrungen sei. Ich bin begierig, die Rede zu lesen, denn Mommsen ging geradezu auf Treitschke los. Schon Tage vorher hatte er ihm auf einen Zettel geschrieben: Ich bin an Ihnen irre geworden.

Scherer ist ein feinsinniger und echt freier Mensch. Er erzählte mir auch, daß er sich mit einem langjährigen Freunde wegen der Widersacherei gegen die Juden entzweit habe. Es thut wohl, daß diese Sache doch auch von Christgeborenen mit dem warmen Pathos erfaßt wird und nicht wir selber immer dafür einzutreten haben.

683.

Berlin, Hohenzollernstraße 10, I, den 31. März 1880.

Wiederum, lieber Jakob, ist die erste Federführung in meiner neuen Behausung an dich gerichtet. Du mußt eben Alles mitmachen. Um mich her liegen noch Bücher 2c. auf dem Boden und den Stühlen, aber mein alter Stehpult ist fest und da kann ich schon schreiben.

Was drängt sich nicht alles in solch einen Tag wie der gestrige war! Nachdem ich in der alten Wohnung endlich ohne Stuhl nur noch auf einem Deckelkorb saß und den Trägern, die mit Räubergeschwindigkeit Alles ausräumten, Anweisung gab, während die Meinigen im neuen Hause einordneten, ging ich endlich auch bei hellem Sonnenschein nach No. 10. Wie von selbst fügte sich's mir, daß ich wie zur stillen Weihe das Porträt meiner Mutter von dort nach hier trug. Und wie von selbst sang sich in mir die so muthig belebende Melodie aus dem Schluß von Mozarts Figaro. Mozarts Melodien und Goethes Worte begleiten mich wunderbarer Weise auf allen Wegen und Wendepunkten des Lebens.

Den 2. April.

Am Sarge Heinrich Oppenheims sprach zuerst Forckenbeck, kurz und fest die treue Haltung des Freundes hervorhebend. Dann gab Kapp ein umfassenderes Lebensbild und schilderte das Exil als einen Bruch im persönlichen Leben, ähnlich in seinen Folgen, wie der 30jährige Krieg im Leben des deutschen Volkes. Mit zornbebender Stimme wies er auch auf die Elendigkeit der Judenhetze hin. — Noch fehlte der eigentliche Mensch. Ich nahm das Wort und knüpfte zuerst an das Wort Hiobs an: „Fürwahr, Kriegsdienst hat der Mensch auf Erden", dann aber seine allseitige Bildung betonend, setzte ich daneben den Spruch Homers: „Der Speer zieht den Mann nach." Das Studium des Rechts und das Recht als solches war der Speer, der den ganzen Mann nachzog. Mir stockte einmal vor Be-

wegung die Stimme, dann faßte ich mich wieder und ging auf die Kundgebung Oppenheims ein, gegen das Attentat auf die Majestät der Humanität.

Dienstag, den 6. April.

Ich traf gestern zufällig Virchow, und wir gingen eine gute Zeit miteinander spazieren. Virchow kam eben aus einer Akademiesitzung, er versteht den Tag wundersam dehnbar zu machen, steht in verschiedenen Wissenschaften, wie im politischen Leben in erster Reihe, und eben jetzt hat er sich entschlossen, das Mandat zum Reichstag in unserm Wahlbezirk anzunehmen. Er klagt freilich auch, daß der Knechtssinn in den höheren Schichten und die Culturfeindlichkeit der niederen Sphären das Wirken für die Oeffentlichkeit erschwere und die eigentliche Freudigkeit dafür raube. Besonders betonte er, daß das Niveau der Wohlanständigkeit sich gesenkt habe.

684.

Berlin, 15. April 1880.

Erinnerst du dich, daß ich dir vor Jahren von der Heimkehr aus Tarasp schrieb, wie mir ein Mann aus Appenzell erzählte, daß ein Pfarrer in Zürich es dahin brachte, mehr als hundert arme Kinder aus der Stadt durch gesammelte Gaben während der Ferien aufs Dorf zu verpflanzen? Ich wollte schon damals aus diesem Motiv eine Geschichte machen und hatte schon Einzelheiten dafür notirt. Ich weiß nicht mehr, wodurch die Ausarbeitung unterblieb. Heute bin ich zur Sache neu angeregt worden. In der National-Zeitung steht ein Bericht von Dr. Boerner über den Congreß der Kinderärzte, da ist die Sache erwähnt, besonders von einem Referenten aus Frankfurt. Und nun bin ich wieder ganz im Thema und froh damit[1]. Ich komme nun freilich nicht als Erster, der die Sache betont, aber das ist einmal so.

Gestern war ein heller warmer Tag. Heute Nacht hat's geregnet und nun grünt Alles, das auf den Regen gewartet hatte. Auch in mir spüre ich jetzt endlich den Frohmuth des Frühlings.

Eben erhalte ich deinen kurzen Brief. Ist ganz gut und besonders gut, daß du nun sicher kommst. Ich hoffe, du triffst mich in arbeitsfähiger Stimmung, und damit ist Alles gesagt.

Den 16. April.

. . . Lasker scheint, durch den Verfall der öffentlichen Gesinnung in allem Politischen, fest entschlossen, nach Ablauf seines Mandats sich aus dem parlamentarischen Leben zurückzuziehen.

[1] S. d. Anmerkung S. 288.

Ich habe heute eine kleine Geschichte „Die Gesellschafterin, wie sie sein soll“ für die Volksbücher geschrieben.

Vergiß nicht, einen Aufsatz von Ludwig Pfau über Emil Zola in „Nord und Süd“ zu lesen. Es sind darin große ästhetische Fragen meisterlich beantwortet, und ich freue mich besonders, auch viele meiner Ansichten so scharf begründet zu sehen.

Den 27. April.

Ich konnte die Sehnsucht, einmal wieder freie Feldgebreite zu sehen und die Lerchen drüber zu hören, nicht länger bewältigen, fuhr daher gestern ganz allein nach Schöneberg und wanderte von da nach Wilmersdorf. Die Schwalben sind endlich da, sie sitzen, offenbar vom weiten Flug ermüdet, auf den Telegraphendrähten, das Futter für sie ist längst bereit in Mückenschwärmen, die wie Rauchsäulen stehen und sich bewegen. Durch die Felder sind Straßen angelegt, zum Theil gepflastert und mit Zierbäumen besetzt, hieher soll sich künftig die Stadt ausdehnen. Es war ein herber Frühlingstag, wie er eigentlich hier zu Lande heimisch ist, aber mir war wohl dabei.

Ich wanderte gen Charlottenburg, ich hatte mir schon lang vorgenommen; Mommsen dort zu besuchen. Mommsen wohnt im eigenen Hause, das schon von der Flur an mit manchen römischen Antiken geschmückt ist. Ein schlankes Töchterchen rief den Vater, und wir saßen dann behaglich in der ebenerdigen Stube. Ich sagte Mommsen, daß ich ihm eigentlich meine Herzensfreude ausdrücken wollte über seine Rede in der Akademie. Er gab mir zum Abschied seine Rede. Ich sagte ihm, daß ich ihm „Brigitta“ schicken werde und sein ausführliches Urtheil erwarte. Er sagte: Ich lese Alles von Ihnen gern, und Sie haben Ihre Fehler wie ich auch, und wir werden sie beide nicht mehr ändern.

Berlin, 11. Mai 1880.

Ich habe in der Reconvalescenz von einem Anfalle meines alten Leidens jetzt erst Spielhagens „Quisisana“ recht gelesen. Hast du es auch gelesen? Wo nicht, so lies es bald, es verlohnt sich in hohem Grade. Das Werk ist das Werk einer staunenswerthen Kraft, die Energie ist von einer nie ermattenden Elasticität, die Charaktere sind immer scharf und bestimmt und die Spannung von einer aufs äußerste gedrängten Schraubenmacht. Dazu ist immer und allseitig die Leidenschaft der Liebe das Bewegende, und das ist leidenschaftlich geschildert und packend. Hier aber liegt bereits ein Abirren vom Epischen, Alles ist immer dramatisch zugespitzt. Verweist der Dichter ja sogar S. 155 auf das Theatralische hin. Nun ist freilich etwas von diesem auch im Leben bei Figuren aus diesen Kreisen, die sich repräsen-

tiren, aber es bleibt doch eine Inconvenienz. Von großer Virtuosität ist aber wieder die Beherrschung der Massen, da ist Gruppirung, Veranschaulichung, Herausheben der Einzelnen, die ich noch nirgends besser gefunden.

Spielhagen hat schon von vornherein einen Vortheil, daß er nicht nur interessante Menschen bringt, sondern auch den Leser in Kreise einführt, wofür er ihm dankbar ist. Das ist ein großer Vortheil. Ich habe ihn an mir erfahren. Ohne daß ich es wußte und wollte (denn ich schrieb damals die Geschichten aus tiefstem Heimweh) traf ich in den Dorfgeschichten mit einem Zuge der Zeit zusammen, daß in dem politischen Hoffnungsmuth und Aufstreben, Leute aus dem Volke interessant und willkommen waren. Das ist jetzt vorbei in dem Pessimismus einerseits und andererseits in dem Schreck vor der Sozialdemokratie. Ich habe heutigen Tages eine Widerwilligkeit zu bekämpfen, man beschäftigt sich nicht mehr gern mit dem niedern Volke und glaubt nicht mehr (oder zweifelt doch) an immanente Idealität in diesen Kreisen, die der Dichter herausholen darf und soll. Anders, wenn man in solche Kreise einführt, wie sie Spielhagen eröffnet.

Es ist in diesem Buche etwas von dem modernen französischen Drama a la Sardou 2c.; besonders die gut gearbeitete Russin mit der meisterlichen Kaminscene ist wie aus einem sensationellen französischen Theaterstück heraus, und der Bösewicht ist auch theatralisch, ja — und das ist wesentlich — die gedrängte Zeit, in der Alles abspielt, ist durchaus dramatisch und dazu, das ist wichtig, hat der Dichter offenbar anfangs die Sache nicht tragisch oder wie es eben jetzt ist, wollen enden lassen, später aber das sehr geschickt gewendet. In Summa aber ist es ein bedeutendes Werk von eminenter Kraft. — Warum aber bleibt schließlich doch eine gewisse Unbefriedigung? Ich glaube es zu wissen. Das Ganze ist zu stark instrumentirt mit großen, oft brillanten Klangwirkungen für die kleine Melodie oder näher gesagt Fabel.

Ich hätte große Lust, alles dies und noch Anderes in einer öffentlichen Kritik auszusprechen, aber ich weiß nicht, ob ich es kann und soll. Ich habe, wie du siehst, viel und hoch zu loben, aber ich bin eben kein Debatter und eben jetzt gar nicht aufgelegt zu unausbleiblichen Aufregungen hievon.

685.

Berlin, 31. Mai 1880.

Ich war mehrere Tage recht unwohl von einer starken Erkältung, jetzt geht mir's auch wieder besser. Nur die Arbeitskraft versagt mir noch, ich bin aber wesentlich mit den neuen Geschichten für die Volksbücher fertig. — „Brigitta“ scheint Gunst vor der Kritik zu finden.

Das Wetter ist hier sehr rauh, ich durfte seit drei Tagen nicht aus-

gehen, hoffe aber übermorgen zur Enthüllung des Goethe-Denkmals doch dabei sein zu können.

Jetzt bei der Goethefeier muß man sich doch wieder der Culturbedeutung der hiesigen Juden erinnern. Die Rahel, die Herz und Eduard Gans u. A., die waren's, die die große Bedeutung Goethes zuerst erkannten und die Weltstellung des Dichters propagirten. Und doch ist Goethe eine von Frankfurt mitgebrachte Widersacherei gegen die Juden nie los geworden. Er stand den Menschen naturforschend gegenüber mit der nöthigen aequitas animi, den Juden aber nicht, und so oft er auch Spinoza erwähnte, niemals deutet er auf den Juden hin, während er doch sonst gern bei Cartesius u. A. die Besonderheit von Geburt und Lebensstellung in die Charakteristik einbezieht. Der homo liber ist eben doch nur ein philosophisches Ideal.

. . . Von allen persönlichen Eigenschaften ändert sich der persönliche Geschmack am wenigsten. Stehe ich mit meinem Geschmack nun doch in der bereits ausklingenden Goetheschen Zeit? Ich kann's nicht glauben.

Den 3. Juni.

Das Goethefest ist vorüber. Das Denkmal ist wahrhaft schön; es stellt Goethe in der Lebensmitte dar, noch in seiner vollen Jugend, aber zugleich auch in seiner innern Reife, und es ist etwas von dem Vorgang Rietschels unverkennbar in Behandlung des Costüms, in der Haltung. Nachdem der Oberbürgermeister das Denkmal übernommen und der Gesang geendet hatte, kam Alles auf den Bildhauer Schaper zu, der neben mir stand, und gratulirte ihm auf die herzlichste Weise.

Den 7. Juni.

Ich erhielt heute Brief von Dr. Betz aus dem Haag, daß heute der Grundstein zum Denkmal Spinozas dort gelegt und das Denkmal anfangs September enthüllt wird. Ich gedenke meinen Sommer darnach einzurichten, daß ich im September im Haag bin.

Gestern sah ich ein Stück der Münchner Schauspieler: „Der Herrgottschnitzer von Ammergau", ein Stück ganz im Dialekt, auch in den Empfindungen voll warmer Naturlaute und überhaupt ganz naturalistisch, dabei aber mit geschickten theatralischen Contrasten und auch einigem theatermäßigen Aufputz. Ich konnte erst lang nach Mitternacht zur Ruhe kommen, so bis ins Tiefste regte mich diese neue Fassung des Volkslebens auf. Es ist offenbar, es ist ein Schritt weiter geschehen, als ich wagte oder vielleicht auch konnte, dennoch glaube ich, daß meine Haltung und Fassung mehr der Dauer der Kunst entspricht.

Den 10. Juni.

Ich machte heute zum erstenmal wieder bald nach 6 Uhr meinen Morgengang, wir haben wieder Sommer und im Thiergarten war es überaus heiter; du kennst ja meine Wege, die ich mit dir ging, die Nachtigall sang wie damals und alle anderen Vögel waren lustig mit ihr, überall waren frische Maulwurfshügel, das ist Zeichen ständigen Wetters. Ich hoffe, es ist auch in mir, und es scheint Poeteneigenheit, daß Witterungswechsel sein muß. Meinetwegen! Ich trage Hitze und Frost.

Ich habe nun einen ausführlichen festen Plan zu der Geschichte: „Billig und schlecht“, und das ist eigentlich der Hauptgrund, warum ich wieder meiner froh bin [1].

Als ich vom Morgengang heimkam, traf ich die ersten 4 Bogen Revision von den Volksbüchern. Das Ding kann schön und gut werden.

686.

Berlin, 16. Juli 1880.

Ich war gestern bei Mommsen in Charlottenburg. Sein Haus steht noch, nur die Fenster sind alle zerschlagen und schwarze Flecken von der herauszüngelnden Flamme zeigen sich; vor dem Hause liegt ein großer Schutthaufen mit vielen angebrannten Papieren, die offenbar schon durchsucht sind. Mommsen wohnt in einem Hause in der Nähe. Er sieht arg entstellt aus, aber die Heilung hat schon begonnen. Mommsen klagte nun natürlich, daß er sein Hauptwerk noch nicht vollendet habe; er werde es wohl noch können, aber immer werde es nicht das sein, was er wollte. Ich führte ihm mein altes Gleichniß an: Wir Producirenden sind wie die Schnitter; was wir geschnitten haben, legen wir hinter uns, sehen nicht mehr darauf und wissen nichts mehr davon; wir sehen nur noch, was vor uns und erst zu schneiden ist. Er gab mir Recht, aber auch darin, daß man sich doch auch getrösten müsse, schon etwas geleistet zu haben. Er hat bereits mit einigen jüngeren Gelehrten einen Katalog zu entwerfen begonnen, um sich eine neue Bibliothek anzuschaffen.

Den 22. Juli.

. . . Ich war gestern Nachmittag bei Professor Lazarus, und wie immer setzten wir unser Denken gegenseitig fort. Zufällig und leichthin berichtete mir Lazarus eine kleine Thatsache, fast eine Anekdote und sofort sprang es in mir auf, das ist ein ergiebiges Motiv, ein Drehpunkt für eine

[1] B. A. schrieb die Erzählung, der er später den Titel „Meister Bieland und seine Gesellen“ gab, bis zum Schlusse; unterließ aber, da sie ihn nicht befriedigte, die erforderliche wiederholte Durcharbeitung und legte sie zurück.

Erzählung. Ich mußte an mich halten, denn es kam noch Besuch. Ich ging durch die Stadt, ich ging durch den Thiergarten, ich sah und hörte nichts, mein Plan wurde immer bestimmter und reicher, die Figuren waren da, Alles lebte und bewegte sich. Ich ging heim und schrieb noch in der Dämmerung die Grundzüge auf, aber ich kam nicht zur Ruhe, noch bis tief in die Nacht hinein nicht. Jetzt am Morgen bin ich ruhiger, ich lasse den Plan liegen und auszeitigen. Es geht mir jetzt wieder wie bei Brigitta, sie war auch da vor dem Forstmeister, aber dieser mußte zuerst erledigt werden.

Du wunderst dich gewiß über mich. Ich bleibe, wie es scheint, mein Lebenlang ein junger Bursch, vom Nächsten bewegt und ganz hingenommen, aber es hat auch sein Gutes und so wollen wir nicht weiter drüber räsonniren.

687.

Karlsbad, 27. Juli 1880.

Da bin ich also, lieber Jakob. Ich war still begnügt auf der Reise. Die Felder sind meist abgeerntet und ich habe sie nicht wachsen sehen. Der Tag war neblig wie ein Herbsttag. Ich hätte gern Freunden in Dresden, besonders Kohlschütter, gemeldet, daß ich eine halbe Stunde dort bin, aber ich wollte mich nicht abhetzen. Als ich aber wieder im Wagen saß, kommt ein Mann mit Akten unterm Arm daher, und wer ist's? Mein alter herzbraver Freund Kohlschütter, er reiste zu Gericht nach Schandau, und wir hatten eine erquickungsvolle Stunde miteinander.

In Oesterreich muthete mich's eben süddeutsch an. Man kann dieses behäbige Verweilen auf den Stationen lässig, man kann es aber auch lustig behaglich nennen.

Den 29. Juli 1880.

Ich weiß nicht, was das ist, ich hatte mich so sehr darauf gefreut, aus der Ebene wegzukommen und jetzt wird mir der mäßige Schloßberg so schwer zu ersteigen. Das verstimmt mich tief.

In den Wäldern hier sieht es frisch aus, die Frühlingstriebe hängen erfroren neben neuen Schossen von frischem Grün. Aber das Bergsteigen! Man sagt, es wird besser werden, aber ich fürchte, es geht damit wie mit der Kahlköpfigkeit; man redet sich immer wieder ein, die Haare wachsen nach, und man bleibt kahl.

Widrig ist auch das viele Czechische, das man jetzt hier hört. Aber haben nicht die Menschen auch ein Recht auf ihre Sprache? Nur sollten sie nicht das Deutsche unterdrücken wollen.

688.

Karlsbad, 4. August 1880.

Ich kann auch wieder Berg steigen. Ich kann dir nicht sagen, wie mich das freut, und überhaupt, ich bin leichtlebiger. Es war mir bisher immer als ob Jemand hinter mir stehe, der mich antreibt, mich nicht aufzuhalten und fort zu machen, weiß nicht was. Jetzt bin ich diesen Dämon so ziemlich los und kann halbträumend dasitzen und gar nichts thun, nicht lesen, nicht schreiben, ja, nicht einmal denken. Die Lokomotive kühlt aus, und es war nöthig.

Spielhagen ist sich stets gleich, wir essen miteinander, und Nachmittags wandert er weit mit seiner Tochter, ich mache mäßige Gänge mit Professor Barak aus Straßburg, Dr. Zimmern aus Heidelberg, Professor Auerbach aus Breslau und besonders auch mit dem Abgeordneten Dumba aus Wien.

Den 6. August.

Das war heute der erste echte goldene Sommertag, wie man ihn in der Erinnerung und fast noch mehr in der Phantasie hat. Ich war von früh 6 bis jetzt nach 11 draußen im Freien, ich meinte, ich könnte mich gar nicht trennen von dieser belebenden Luft, von diesem tief durchwärmenden Sonnenschein und dem frischen Waldesgrün; und dabei mit stummer Lippe wandeln und sitzen und nichts als athmen und schauen und träumen mit offenen Augen, das ist Leben.

Nachmittags hörte ich Beethovens C-Moll, das geht auch so wohlig ein, ist so heimisch traut und hebt so frei in den Aether als flöge man.

Den 12. August.

Ich habe hier viel Freude von Professor Gneist und Frau, von Professor von Holtzendorff und Frau, und gestern ist auch mein alter Freund, der Oberhofprediger Karl Schwarz aus Gotha angekommen. Auch Kirchmann mit seiner Tochter ist hier.

Auffällig ist das wirklich traulich zugehörige Benehmen der Oesterreicher aus besseren Kreisen mit ihren jüdischen Bekannten und Befreundeten. Es liegt das wohl im österreichischen Volkscharakter, und auch individuell als Einzelner ist der Katholik viel toleranter.

Ist das nicht höchst seltsam? Ich bekomme aus San Francisco einen großen Brief von einem Unbekannten, ich möge einen erschöpfenden Judenroman schreiben, und der Wunsch klingt vielfach an meinen Ben-Zion an.

Den 13. August 1880.

Ich gebe den Brief heute zur Post, damit du mir noch hieher schreiben kannst, denn ich reise Dienstag, den 17. von hier ab. Wohin zunächst, weiß ich noch nicht.

Ich habe heute schon für Ben-Zion geschrieben, denn das Thema ist mir hier neu aufgeregt. Ich meine, ich habe dir noch nicht gesagt, daß der physiologische Bestand der Juden mir fast als Wunder erscheint. So viel Jahrhunderte von Licht und Luft abgesperrt und doch leiblich und geistig fest constituirt zu bleiben, das ist groß. Freilich wäre jetzt nöthig, daß die Juden mehr auf körperliche Erziehung bedacht wären.

Aber genug von diesen Dingen. Ich fühle mich immer wieder neu wohl im Einblick in die Kunst, besonders in die bildende. Ich hatte ein paar schöne Tage mit dem Bildhauer Zumbusch, und heute hat sich Munkaczy bei mir ansagen lassen.

Heute kann ich in der Lotterie gewinnen, und mit dem großen Loos wirst du sehen, wie fidel ist dein Berthold.

N. S. Eben merke ich, daß die Ziehung erst morgen ist. Also morgen! Die Optimisten haben immer irgend ein Lotterieloos und keine Niete schreckt sie ab.

689.

Den 19. August 1880, in Obergrund bei Tetschen in der böhmischen Schweiz.

In der böhmischen Schweiz? Warum nicht? Machen ja die Sachsen die Abgeschmacktheit, daß sie das Meißner Hochland sächsische Schweiz nennen, so thun's die Böhmen ihnen nach. Und schön ist's hier, viel breiter und reicher als am sächsischen Elbufer. Ich fürchte aber, ich kann nicht bleiben, denn drüben am Ufer ist sogenannte Vogelwiese, und das dauert mehrere Tage und der Musiklärm ist entsetzlich, es ist ein Gemisch von durcheinander geschütteten Musikschnäpsen, ein Orchester spielt den süßen, d. i. die Melodie von der letzten Rose, und zwei Orgeln mit obligaten Trommeln spielen bittere und saure drein. Es ist zum Tollwerden und unbegreiflich, wie da die Menschen Freude dran haben können, das kann nur betäubend wirken, wie eben Schnaps.

Berlin, 21. August 1880.

Es ist mir wie ein Traum, daß ich fort war und daß ich wieder hier bin. Ich meine aber doch, es war das Beste, daß ich heimging, ich hatte das Alleinsein genug und finde, wenn ich ohne Arbeit draußen bin, keine Ruhe, ich verstehe nicht, müßig zu gehen, will aber hier doch noch nicht arbeiten. Ich will nur ruhig und behaglich sein, und das kann ich jetzt, bis ich nach Holland reise.

690.

Berlin, 2. September 1880.

Du wirst den Kopf schütteln, über alles das, was ich mir auflade; mir wackelt und brummt der Kopf auch, aber es geht doch nicht anders und ich bin eben jetzt in der Geberlaune.

Die Neue Freie Presse wünscht von mir einen Artikel über Spinoza, als Actualität. Ich wollte schreiben: Wie studirt man Spinoza? Aber das führte zu weit. Und so will ich versuchen, trotzdem ich noch viel Anderes zu erledigen habe, rasch ein Stück aus meinem Leben zu schreiben, wie ich dazu kam, Spinoza zu studiren und zu bearbeiten. Ich denke, es soll was werden, und es führt mich auch wieder auf mein Hauptziel, noch meine Lebensgeschichte zu schreiben. Ich sage dir das schnell, während ich auf den Stenographen warte.

Den 3. September.

Gestern Nachmittag las ich Lasker meine neue Erzählung vor[1]. Ich halte sehr viel auf sein ästhetisches und ethisches Urtheil, und er war in beidem Betracht und auch in den politischen Einstreuungen sehr zufrieden.

Dann fuhren wir nach Potsdam zu Schulze-Delitzsch, der vor wenigen Tagen 72 Jahr alt geworden. Ich habe ehedem so viel und innig mit ihm gelebt, seit Jahren haben wir uns kaum mehr als flüchtig begrüßt. Schulze ist noch immer voll Begeisterung und Zuversicht.

691.

Berlin, 9. September 1880.

Ich reise morgen und nunmehr nicht über Frankfurt, sondern gradaus von hier morgen bis Düsseldorf und Samstag dann nach dem Haag. Ottilie reist mit mir.

Ich erhielt von Paris aus das Ersuchen um biographische Notizen, da kraft des jüngsten Unterrichtsprogramms für die französischen Lyceen die Dorfgeschichten unter die Werke aufgenommen sind für den Unterricht in der deutschen Sprache. Du freust dich gewiß ebenso wie ich über dieses Erlebniß, und es ist noch besonders überraschend, da ich seit meinem Straßburg-Buche eigentlich bei den Franzosen auf dem Inder stehe.

Ich war gestern Abend mit Eugen im Theater und sah den zweiten Theil von Faust (den ersten sah ich vor vielen Tagen); ich war von der wunderbaren kosmischen Dichtung so über Alles hinausgehoben und so tief ergriffen, daß ich, so schwer es mir auch wurde, nach dem dritten Akte (nach dem Tode Euphorions) das Theater verlassen mußte; ich zitterte und alles

[1] Unter Fichten (in den Deutschen Illustr. Volksbüchern).

Blut drang mir ins Hirn und mir schwindelte. Das Schweben über Allem und die berauschende Pracht der Darstellung war zu gewaltig, und es war als wäre man bei der Weltschöpfung. Ich bin eben in den Nerven zu hoch gespannt und halte solche Erschütterungen kaum mehr aus.

Ich hoffe auf dem Heimweg zu dir nach Frankfurt zu kommen.

692[1].

Berlin, 25. October 1880.

... Gestern Abend war ich ganz allein zu Hause und las die neue Dichtung „Tannhäuser" von Julius Wolff, die der liebenswürdige frische Dichter mir gebracht hatte. Ich las fast ganz den ersten Band und finde gesunde Frische in Erfindung und Behandlung und meisterliche Formbeherrschung. Du mußt das Buch lesen und wirst erquickte Stunden haben.

Sonst lebe ich hier jetzt, als ob ich gar nicht in Berlin wäre, und nehme nur Theil an dem, was sich für das Allgemeine herausstellt. Das ist vielleicht das Gemäßeste für hier, jedenfalls für einen alten Kerl, wie ich nun doch bin oder werde.

693.

Berlin, 2. November 1880.

Gestern Abend hatten wir nun die erste Sitzung des Comités für das Lessing-Denkmal, 42 Personen stark, im Rathhause.

Oberbürgermeister von Forckenbeck wurde zum Präsidenten und Landgerichtspräsident Lessing zum Vicepräsidenten gewählt. In das ausführende Comité wurde ich als Delegirter des großen Comités gewählt. Ich widme mich der Sache natürlich von Herzen und jetzt doppelt gern, ich komme aus meiner einsamen Vergrübelung heraus.

Ich werde nun in den nächsten Tagen mit Dr. Kletke den Aufruf machen. — Große Aufregung war, da an den Säulen mit Riesenlettern angeschlagen war, man solle keinen Juden in die Stadtvertretung wählen, besonders nicht den Stadtverordneten-Vorsteher Dr. Straßmann, der eben im Comité neben mir saß.

694.

Berlin, 11. November 1880.

Ich habe die ganze Nacht kaum eine Stunde geschlafen. Das gestrige Abendblatt der National-Zeitung enthält den Text der Petition an Bismarck gegen die Juden. Das also müssen wir noch erleben! Ich sah es kommen, ich habe mehrfach gewarnt und gemahnt. Ich wollte, als ich im Januar hierher zurückkehrte, eine große Versammlung veranstalten, zu welcher

[1] Genauere briefliche Mittheilungen über B. A.s zweite Reise nach Holland, die (einem Schreiben aus Brüssel vom 29. September 1880 zufolge) in größerem Umfange bereit lagen, sind dem Herausgeber nicht zugekommen.

durch Karten und durch persönliche Aufforderung die angesehensten Männer aus der Wissenschaft, aus der Bürgerschaft und soweit es ging aus dem Beamtenthum, eingeladen werden sollten, um die neu aufgeworfene sogenannte Judenfrage auf einmal energisch abzuthun, bevor das Uebel weiter fraß und bevor diese Aufwiegelungen in die niederen Kreise, in die Bierstuben hinabträufelten, von wo sie schwer mehr herauszuholen sind. Ich wurde theils ausgelacht, theils als Schwärmer und Phantast angesehen. Die Einen sagten mir, das geht bald wieder vorüber; die Anderen entgegneten, von unseren Rechten können sie uns nichts nehmen; die Dritten behaupteten mit Lustigkeit, diese ganze Sache müsse mit Witz und Spott behandelt werden, jede andere Waffe sei zu gut und unwirksam zugleich. Ich habe endlich davon abgelassen, denn ich habe ja noch Anderes zu thun; aber mitten in meine Arbeiten hinein, namentlich in die für die Volksbücher, spukte es wie ein Gespenst: da suchst du nun ethische Gedanken in die Massen hineinzubringen, da hegst du nun mit aller Emsigkeit einzelne Pflanzen, und ein Gewittersturm und Windbruch reißt ganze Wälder zusammen! Und wenn nun Bismarck auch darauf antwortet, daß er mit den Postulaten und ihren Begründungen nicht einverstanden sei — da kann selbst der Gewaltige nicht helfen; die tiefe Verhetzung, die Aufreizung zur Empörung, den scheelen Blick, der auf jeden Juden fällt, das alles kann er nicht aus den Gemüthern herausreißen, und ich kenne die Welt genugsam, ich weiß, wie im Casino zu Rastatt und in der Weinstube in Bingen und im Bierkeller in München das alles mit Jubel aufgenommen wird. Was ist da zu thun? Müssen wir in unserem Alter unthätig und stilldudend zusehen, wie das Unheil immer größer wird und was die Kinder in den Schulen leiden von Lehrern und Mitschülern? Ich sehe in die trübste Zukunft hinein.

Es ist Hoffnung, daß eine Reihe angesehener Christgeborener, die noch wissen was Menschenthum ist, gegen diese Petition und die ganze Infamie auftreten werden. Aber das ist zu spät. Es ist ja in der Welt so, die Anklage behalten die Menschen in der Erinnerung, die Vertheidigung, die Widerlegung, die Abklärung lesen sie kaum oder vergessen sie bald wieder, und da die Anklage immer schärfer und piquanter ist als die Vertheidigung, haftet sie auch mehr in der Erinnerung.

Den 12. November.

Was thut man in solcher Gemüthsverfassung? Ich sehe andere Menschen ihre Thätigkeit oder ihr Nichtsthun in der alten Weise fortsetzen, die da sagen: es ist schrecklich! und doch bei solcher Zerwühlung alles Gerechten und Menschlichen schnell wie bei einem Preßhaften vorübereilen, um nur den Anblick schnell aus den Augen zu haben. Ich aber kann an gar nichts Anderes denken, wenigstens konnte ich es gestern noch gar nicht, und heute

sage ich mir freilich auch, man kann die träge Masse und auch die Höheren, die sich satt und ruhig fühlen, nicht aufrütteln, daß sofort und energisch etwas geschehe und gar nichts Anderes dem vorangehe.

Wann werde ich auch einmal alt und ruhig werden? Ich bin es heute auch schon etwas mehr, aber nur aus Resignation. Ich ging gestern hin und her, und was mußte ich hören! Einige sagten sogar, es ist traurig, daß die Blätter Alles so verbreiten. Als ob sich Derartiges durch Verschweigen todt machen ließe! Es ist die alte Geschichte: „Vater, der Gaul ist krank." — „Sei still, Junge, sonst merkt er's." Ich suchte mich zu beruhigen, indem ich die Ausstellung der Bilder und Studien des vor kurzem verstorbenen Malers Lessing, die in der Nationalgalerie gesammelt ausgestellt sind — du weißt, er hat auch mich porträtirt und das Bild ist auch ausgehängt — genau durchstudirte. Es half mir ein wenig.

Den 14. November.

Wie eine Gewitterbefreiung empfinde ich's, die elektrische, drückende Spannung hat sich gelöst, und man athmet frei!

Die gestrige Sitzung der Stadtverordnetenversammlung, in der die Infamie der Antisemiten gebrandmarkt wurde, und zwar durch einstimmigen Beschluß, hat schon gut gethan, und nun heute die große Erklärung der besten hiesigen Männer, die von Forckenbeck und Mommsen angeregt und durchgeführt wurde. Da lebt man wieder freudig auf, da sieht man, die Sache der Juden ist nicht ihre eigene Sache, sondern zugleich die der Freiheit und Menschlichkeit, und was wir lange und immer wünschten und immer hofften, daß nicht wir Juden uns zu wehren haben, sondern daß Christen die Initiative nehmen, das ist geschehen und in der besten Weise. Man kann nun wieder ruhig arbeiten und weiter leben, man weiß, man lebt unter treuen Volksgenossen und arbeitet für sie.

Der erste Entwurf zu dieser Erklärung ist vom Stadtschulrath Bertram verfaßt, die Einleitung, die so volltönend und gewaltig ist, stammt aus der Feder Mommsens, wie auch der Zusatz, daß die Agitation gegen die Juden ein Treubruch ist und ein Ehrenbruch. Damit ist Alles gesagt, und ich kann dir nicht sagen, wie froh ich bei dem gestrigen milden Wetter den Spaziergang machte und wie die vielen Begegnenden, Christen und Juden, still hielten und man sich gegenseitig Glück wünschte. Es kann sein, daß sich die alte Geschichte von Bileam wiederholt; er wurde berufen, um zu fluchen, und mußte segnen. Die Agitation gegen die Juden kann ein Segen sein. Der gemeine Bodensatz ist aufgerührt und wird nun ausgeworfen. Ich bin wieder tief froh und ich meine, Jeder muß es als ein Glück empfinden, das ihm zutheil geworden.

695.

Berlin, 19. November 1880.

Tu mihi alter ego! Wie lange ist's, daß Horaz das Wort ausgesprochen? Und ich weiß heute kein anderes. Was soll ich dir zu deinem 70. Geburtstage sagen? Was ich dir wünsche, ist ja ein egoistischer Wunsch. Siebzehn Jahre alt warst du, sechzehn ich damals in Karlsruhe. Wenn wir zurück sehen, so ist es ein seltnes Glück, daß wir zwei uns so haben, ich kann's nicht ausdenken, was ich geworden wäre ohne dich, weil ich mich überhaupt nicht ohne dich denken kann.

... Ich kann dir nicht mehr sagen und es kommt mir überhaupt seltsam vor, daß ich dir Derartiges vorsage. Ich lasse daher auch am füglichsten ein Bild für mich sprechen. Du erhältst heute den Stich nach dem Bilde von Raphael: in der Mitte sitzt die Erkenntniß, ihr zur Rechten die Kraft, zur Linken die Mäßigung. Du hast dein Leben lang gestrebt, die Drei zusammenzuhalten, und damit aber — genug.

Wie gern wäre ich morgen bei dir und den Deinen, aber ich kann nicht fort. Ich werde morgen beim Erwachen und den Tag über dein gedenken, in tiefster Seele bei dir und den Deinen sein, mit all den Herzenswünschen, die ich für dich und die Deinen habe.

696.

Berlin, 20. November 1880.

In dieser Stunde hast du meinen Brief von gestern ... Eben im Schreiben erfahre ich, daß dein Geburtstag nicht heute ist ... Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich mich über diese [durch Irrthum eines Andern veranlaßte] Ungenauigkeit ärgere.

Ich sitze hier in meiner Stube, während im Landtag die Debatte über die Juden geführt wird. Ich war gestern Abend bei Fritz Kapp, er ist einer der wenigen Christen unter den Tausenden, die ich kenne, die in einem Conflictsfalle nicht sagen würden: da ist der Jud! Als ich ihm das sagte, bestätigte er, daß Amerikaner, mit denen man ganz nahe stand, auch leicht bei Streit 2c. Dutchman schimpfen. Kapp meint, daß der Rummel gegen die Juden in drei Monaten vorbei und vergessen sei. Ich glaube das nicht, das brennt fort, und es ist jetzt wieder so weit, daß man fast Jedem dankbar sein muß, der zu erkennen gibt, daß er kein Vorurtheil gegen Juden habe. Als ich Kapp sagte, daß ein Christ das gegenwärtige Elend nicht so empfinde, wie ein unmittelbar davon betroffener Jude, bestritt er das, er empfindet auch in Schmerz und Bitterkeit die Verrohung, die da über das deutsche Volk gekommen ist.

697.

Berlin, 23. November 1880.

Vergebens gelebt und gearbeitet! Das ist der zermalmende Eindruck, den ich von dieser zweitägigen Debatte im Abgeordnetenhause habe. Und wenn ich mir auch wieder sage, es ist vielleicht nicht ganz so arg, so bleibt doch die entsetzliche Thatsache, daß solche Rohheit, solche Verlogenheit und solcher Haß noch möglich ist. Und da soll man wieder Tag und Nacht darauf sinnen, ein Reines und Schönes zu gestalten und mit ganzer Seele bei der Arbeit sein, und Abscheu, Ekel erfüllt die Seele. Wie überwindet, wie tilgt man sie? Man muß die Schande des Vaterlandes mittragen und ausharren.

Es sind allerdings auch wahrhaft herrliche, reine und tapfere Menschen aufgetreten, und mit Bewunderung und Dank erfüllt ihr treues Ausharren. Aber haftet die niedrige Aufreizung nicht weit mehr in der Masse?

Ich war gestern doch noch im Abgeordnetenhause, erst Nachmittags, die Sitzung dauerte bereits von 11 Uhr an und schloß erst gegen 6 Uhr. Ich kam in die bereits hochgradig erhitzte Atmosphäre der Gemüther. Es war ein Ringkampf in erbittertem Zähneknirschen. Und was hörte man immer wieder? Den Börsen-Courier. Sind denn wir andern seit Moses Mendelssohn nicht auch da?

Wie hatte ich mich gefreut, daß nun die Volksbücher fertig sind, durch die ich manchen guten Gedanken in die Seelen der Mitmenschen flößen kann. Und nun? Was ist das gegenüber der großen Seelenverwüstung? Ich tröste mich freilich auch damit, daß nach Monaten das wieder zugeheilt sein wird, aber das Bewußtsein, was noch in deutschen Menschen gehegt wird und was unversehens explodiren kann, das ist untilgbar.

An deinem Geburtstage.

Frischauf, lieber Jakob! Das ist ja heute ein sonnenheller Wintertag, belebend, erfrischend. Ich will ausgehen, aber dir vorher schreiben. Könnte ich nur bei dir sein! An solchem Tag in solcher Zeit müßte man bei einander sein.

Ich wollte zur Festesfeier — der Dienst für das Allgemeine ist ja unsere beste Festesfeier — den gesammelten Eindruck der Judendebatte zur Klärung (für die Allgemeine Zeitung) zusammenfassen und, wie ich glaube, Ersprießliches daran knüpfen. Ich komme nicht damit zu Stande. Ich bin nicht mehr der ich war oder zu sein glaubte. Aber ich will heute nicht klagen und mich nicht grämen, ich will mich ungestört und ganz freuen, daß du auf der Welt bist und daß ich dich habe; durch dich bekomme ich

mich selber auch wieder gerne und hoffe doch noch Manches zu vollbringen, vor Allem aber meine Lebensgeschichte zu fixiren, das steht mir jetzt als Hauptaufgabe vor Augen, und du sollst Alles zuerst haben, denn wenn ich auch viel vernergelt und verkannt bin, du weißt doch was und wie ist

dein Berthold.

698.

Berlin, 6. Dezember 1880.

... In aller Frühe erhielt ich heute das erste Exemplar der neuen Auflage von Brigitta und ebenso die neue Auflage von Barfüßele, diese das 84., sage vierundachtzigste Tausend. Die Bücher sehen so nett aus, und wie sie neben den drei Bänden Volksbücher liegen, habe ich doch meine Freude dran und ein Wohlgefühl, daß ich doch schon etwas gemacht habe. Wenn das Heute so trüb und schwer, muß man sich aus dem Gestern was heraufholen, um noch Lust am Leben zu gewinnen.

... Schopenhauer hat den jugendlichen Gemüthern alle Idealität exstirpirt ... Dann lernte die Jugend: alle Idealität, Humanität und Menschenachtung ist Humbug. In derart vorbereitete Gemüther konnte nun die Gemeinheit eindringen, und den Studenten ist die Judenhetze ein lustiger Sport. — Nicht ohne Wirkung war auch Richard Wagner, der zuerst sich als Judenhasser bekannte und Judenhaß als etwas mit der Bildung Verträgliches proklamirte. So strömt Vielerlei zusammen und dazu der Aerger der Beamtensöhne, daß auch Juden in die ihnen zuerst gehörende Beamtencarriere eintreten.

Wie du siehst, fange ich endlich an, dem Entsetzlichen psychologisch nachzugehen, und das gibt mir doch bereits etwas Ruhe. Die Dinge erkennen, lehrt Spinoza, heißt sie überwinden. Ich hoffe dazu zu kommen.

Berlin, 31. Dezember 1880.

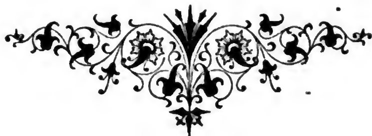
Am letzten Abend des alten Jahres will ich zu dir reden und wahrscheinlich am ersten Morgen des neuen wiederum. Jetzt mehr als je fühle ich es schmerzlich, daß wir die Lebenstage nicht mit einander verbringen. Ich bringe mich nicht mehr so leicht zum Schreiben wie sonst, ich lasse, wenn Verstimmungen und Hinderungen eintreten, Alles stehen und liegen, eine allgemeine Müdigkeit nimmt mich dann dahin, und ich habe — was ich nie geglaubt hätte — oft wochenlang kein Verlangen einen freundlich zugethanen Menschen zu sprechen.

Seit meiner Rückkehr von Breslau ist es indeß besser, ich fühle mich frischer und ein gewisser Frohmuth läßt mich etwas wie Hoffnung empfinden, daß nun wieder frohe Tage kommen werden.

Ich denke zu Neujahr eine neue Arbeit scharf anzufassen, d. h. die alte Handwerkergeschichte frisch aufzunehmen und frei auszugestalten.

Ich habe heute die Correctur eines großen Aufsatzes über Freytags letzten Roman nach Augsburg geschickt. Ich habe Vielerlei Zeugs hineingelegt, was sich bei mir aufgespeichert hatte. Ich bin darauf gefaßt, Widersacherei zu erregen. Ich bin voll geladen mit einem furor criticus, ich werde aber doch zunächst Erzählendes vornehmen.

Jedenfalls siehst du, lieber Jakob, daß ich wieder mit Muth in das neue Jahr hinein gehe, q. f. f. s. Glückauf zum neuen Jahr!





1881.

699.

Berlin, 1. Januar 1881.

Mein erster Federzug ist wieder zu dir. Draußen ist es sonnig hell, und wir haben das neue Jahr in Heiterkeit begonnen.

Ich hoffe doch wieder zu Arbeit und Daseinslust zu kommen, ich will mir durch nichts, auch nicht durch die Judenhetze, mein Leben abkränken lassen. Den Spruch Spinozas: principium omnium rerum est suum esse conservare sagte ich mir in aller Frühe vor. Es hilft einem Niemand und schließlich kann man sich nur selber helfen, sein Dasein zu bewahren.

Ich will also vor Allem mich zu der neuen Arbeit halten. Wenn ich die neuesten Publikationen der Vielgerühmten und Vielgelesenen betrachte, ja sage ich mit Saint Simon: Ich bin stolz, wenn ich die Anderen betrachte und bescheiden, wenn ich mich betrachte.

Ja, lieber Jakob, so gewinnt man auf verschiedene Art wieder Selbstgefühl, und daraus allein stammt alle Lust und alle Kraft des Thuns. Also frischauf!

700.

Berlin, 3. Januar 1881.

Ich muß dir's doch gleich sagen, daß ich heute endlich wieder einmal einen rechten Morgen hatte. Ich war gestern Abend mit meiner Frau bei Bleibtreus in Charlottenburg, es war behaglich und ich weiß nicht, wie ich dazu kam von meiner Mutter zu erzählen, und heute früh beim Erwachen ging mir's auf: ja, das schreibe ich nieder. Und wozu? Laß dir sagen.

Die Karlsruher wollen zur silbernen Hochzeit des großherzoglichen Paares ein Album herausgeben, ich bin auch dazu aufgefordert und weiß nicht was zu geben. Da fällt mir ein, ich schreibe einzelne Geschichten meiner Mutter, und flottweg habe ich sofort drei niedergeschrieben.

Den 6. Januar.

Ach, wie wird das Leben zuletzt so brüchig! Als ich von Breslau heimfuhr und mir in Frankfurt a. d. O. eine Zeitung kaufte, war das Erste, worauf mein Blick fiel, die Nachricht vom Tode meines alten treuen Freundes, des ehemaligen Koburgischen Ministers Karl von Schwendler. Ich hatte in Weimar viel mit ihm gelebt, und als er hier Reichstagsabgeordneter war, kam er trotz seines schweren Leidens oft zu mir. Er war eine noble, sich stets gleich bleibende warme Natur von mildem, aber festem Freisinn. Und heute früh erhielt ich die Todesnachricht von Dr. Faas in Gernsbach. Du hast ihn ja auch gekannt und erinnerst dich noch, wie er im Juli 70 auf unserer Reise durch das Murgthal in Obertsroth mit gefüllten Champagnergläsern an den Wagen kam und seinen Leibspruch anbrachte: In hundert Jahren ist Alles in anderen Händen!

Wie viel habe ich mit dem guten Kameraden gelebt, auf Ausfahrten am Tage und singend in der Nacht.

Den 7. Januar.

Ihr draußen könnt nicht ermessen, von welcher Bedeutung es loco für uns ist, daß Dr. Straßmann wieder und mit solcher Mehrheit zum Stadtverordneten-Vorsteher gewählt ist. Straßmann ist ein ruhig gediegener Bürger und natürlich fern von aller Ostentation. Solche Männer helfen den Juden die gerechte Stimmung erwecken.

701.

Berlin, 14. Januar 1881.

... Ich war gestern bei Bleibtreu, er wünschte, daß ich den Carton zu seinem ersten Bilde für die Ruhmeshalle sehe. Es ist eine Darstellung von der Verkündigung des „Aufrufs an mein Volk“ in Breslau auf dem Schloßplatz und des Auszugs mit dem König, Blücher, den Prinzen und den Freiwilligen. Alles schön belebt, wenn auch etwas traditionell gruppirt. Vorn stehen Friesen, Jahn und Theodor Körner.

Ich bin ganz neu belebt von den Verhandlungen und Erklärungen der hiesigen Wahlmänner-Versammlung mit den Reden von Virchow und Eugen Richter gegen die Judenhetze. Das ist wahrhaft erlösend, und ich habe Lazarus geschrieben, daß die ganze Verhandlung in extenso als Flugblatt vertheilt werden müsse.

Den 15. Januar 1881.

Ich habe gestern deine Zeilen und heute deinen guten großen Brief erhalten. Es freut mich sehr, daß dir die Volksbücher gefallen. Ich habe es an redlicher Arbeit nicht fehlen lassen. Du hast Recht, es ist Vieles

nicht für das Volk unmittelbar, aber ich denke auch an die Dorflehrer, die Manches vorlesen und erklären sollen.

Montag, 17. Januar 1881.

Ich schicke dir hier die National-Zeitung, die die neue Kundgebung des Kronprinzen über die Judenhetze enthält, sie wird hoffentlich läuternd wirken, jedenfalls gibt sie gute Zuversicht für die Zukunft.

702.

Berlin, 22. Januar 1881.

Heute an Lessings Geburtstag muß ich doch dir schreiben. Wie wurde Kaiser Joseph gefeiert, mit Recht, aber welch ein Mehrer des Geistesreiches ist Lessing! Der hundertjährige Todestag wird, wie es scheint, die guten Geister aller Orten bewegen. Ich habe auf Andrängen der „Presse“ in Wien versprochen, zu diesem Tage Betrachtungen zu liefern; ich habe so viele, die sich nicht zusammenschließen lassen, daß ich wahrscheinlich wieder die lockere Form von Aphorismen wähle. Ich muß mich dafür freilich aus meiner Arbeit herausreißen, aber ich meine, ich darf mich nicht entziehen, zumal auch da ich noch so zum Worte gefordert werde.

Ich habe heute zweimal zum Gedenken Lessings zu wirken. Vorerst ist Sitzung des engern Denkmals-Comité's im Rathhause bei Forckenbeck, wo mein Entwurf zum Aufrufe zur Annahme kommen soll. Dann habe ich beim Bankett des Vereins für jüdische Studirende, wo ich im Vorstande bin, zu sprechen. Ich werde mich bemühen, positiv Aufrichtendes zu geben und die Bitterniß nicht Herr werden zu lassen, daß wir wiederum eine Judenhetze erleben müssen, daß unsere Kinder, die wir zu freien Menschen und Patrioten erzogen haben, nun solches Elend auch noch einmal erleben müssen.

Sonntag, 23. Januar.

Es ging Alles sehr schön und gut von statten. Mein Aufruf wurde mit ganz kleinen Aenderungen vom engeren Comité angenommen und wird nun nächsten Donnerstag dem großen Ausschuß vorgelegt und dann publizirt. Ich kam natürlich schon etwas aufgeregt zum Bankett der Generalversammlung. Ich hatte nach dem Toast auf den Kaiser von Lazarus das Wort, und es ging gut und glatt. Sehr eindringlich sprach auch Fr. Kapp. Er hat als geborener Christ mit Kraft die Gemeinheit gegeißelt. Auch Gneist und Dr. Ritter sprachen angemessen. Ich kam erst nach zwei Uhr heim, bin aber doch heute frisch.

Hast du Gottfried Kellers neueste Erzählung „Das Sinngedicht“ in der Rundschau gelesen? Keller ist erster Meister in Zeichnung und Colorit, aber inhaltlich treibt er da ein freilich gefälliges, aber ungehöriges Spiel

mit märchenhafter Phantastik und derber Realistik. — Ich war der Erste, der in der Allgemeinen Zeitung auf Keller hinwies und habe seitdem ihn treu verfolgt.

Den 29. Januar.

... Ich war bei dem Landesgerichtspräsidenten Lessing. Er besitzt eine vollkommene Reinschrift von Minna von Barnhelm, das Manuskript und die Correcturbogen von Laokoon und viele Briefe und ein Medaillon von den Haaren Lessings.

Im Rathhause wurde vom großen Comité mein Entwurf zum Aufrufe für das Lessing-Denkmal berathen. Lazarus hatte einen zweiten Entwurf gebracht mit Anlehnung an den meinen. Wir schmolzen beide zusammen.

Den 1. Februar 1881.

Die Arbeit über Lessing, zu der ich mich aus der Erzählung herausreißen mußte, hat mir gut gethan, ich verspürte den Hauch von Lessings Geist, und der wirkt kräftigend und erhellend.

Heute steht nun auch mein vielfach amendirter Aufruf, der aber im Tenor blieb, in den Zeitungen. Du wirst dich auch mit der stattlichen Reihe der Namen freuen. Der hundertjährige Todestag Lessings scheint sich zu einer großen allgemeinen Feier zu gestalten, und wieder wird Lessing helfen, die Rohheit der Judenhetze in den Hintergrund zu drängen.

703.

Berlin, 5. Februar 1881.

... Vergangene Nacht war ich bis nach 1 Uhr bei einem großen Hoffeste im Schlosse. Es waren 1700 Menschen geladen und bis zum Souper, wo neue große Säle geöffnet wurden, war das Gedränge sehr arg. Ich traf in der Garderobe Virchow und ging mit ihm die Treppen hinan. Ich konnte ihm für seine fortgesetzte tapfere Bewährung danken. Im weißen Saal kam der Kronprinz auf mich zu, mir die Hand entgegenreichend, und sagte: „Nun bekommen wir unser Lessing-Denkmal. Erinnern Sie sich, daß wir vor zwei Jahren davon sprachen? Wir haben heute auch unsern Beitrag geschickt.“ In der großen Bildergalerie begrüßte mich die Kaiserin mit freundlichen Worten.

Den 14. Februar 1881.

... Die Todtenfeier im Conzertsaale des Opernhauses war sehr schön und rein erhebend. Es war weniger Publikum da, als wir erwarten mußten, die Freien sind eben keine Kirchgänger und glauben mit stillem Denken genug gethan zu haben und nicht einmal auf eine Stunde eine Gemeinde bilden zu sollen. Der Festredner Professor Gosche aus Halle

verstand die Thatsachen neu und wirkungsvoll zu gruppiren in meisterlicher freier Rede, und es gehört Muth dazu, in der jetzigen Strömung so muthig und unabhängig sich hinzustellen.

Beim Festmahle am Nachmittag führte ich den Gedanken aus, daß Lessing der erste freie Schriftsteller war, für den das Schreiben nicht Nebenberuf neben einem Amte war. Dann wies ich darauf hin, daß nur die Freiheit Dichter hat (im Großen gefaßt: Lessing die religiöse, Schiller die politische Freiheit, Goethe die Freiheit des durch den Pantheismus gehobenen Individuums); mein Hoch galt, daß der Lessingsche Geist, auf Wissen gegründet, in der Schriftstellerei walte ꝛc. Auf eine Rede Gosches erwiderte ich von der Opferung des Dichters. Ich sprach sehr bewegt und ich darf sagen auch bewegend.

Den 15. Februar 1881.

Heute beim Erwachen war mir's, als müßte ich mit dir sprechen, mit dir eine stille Gedenkfeier halten an den Hohen, der heute vor 100 Jahren aus dem leibhaftigen Dasein schied.

Gerade die niedrige Hetze, die sich aufgethan hat, macht den Tag um so größer und allgemeiner. Du wirst nun heute meine Schrift[1] lesen, und ich kann dir sagen, ich empfinde ein Wohlgefühl, daß ich doch noch zu einer Aussprache kam.

Den 16.

Ich war gestern Abend im Theater. Das ist der angemessenste Ort, wo Lessing gefeiert werden soll. In ganz Deutschland (Wien ausgenommen) wird aber Emilia Galotti gegeben und nicht Nathan, der leider heute wieder actuell ist, und man fürchtet das.

Den 18. Februar.

Ich war also gestern Abend wieder auf dem Hofball und kam erst um 2 Uhr nach Hause. Ich war lange mit Lepsius und Forckenbeck, am längsten aber mit Mommsen, der mir auch erzählte, welche schmähliche anonyme Briefe er bekomme.

Der Kronprinz kam auf mich zu und sagte mir, er habe meine Lessing-Sachen mit großem Interesse gelesen und es sei schön, wie die Presse überhaupt einstimmig Lessing so schön gewürdigt habe. Er fügte hinzu, er habe besondere Wünsche für das Denkmal, die er mir ein andermal mittheilen werde. Ich wurde überhaupt von Vielen wegen der Lessing-Sache sehr zuvorkommend begrüßt. Auch die Kaiserin kam auf mich zu und sagte: Ich war bei der Lessingfeier (im Theater) und setze die Feier nun fort, indem ich Ihre Schrift lese.

[1] Die Genesis des Nathan (Berlin, A. B. Auerbach).

Unter den Abgeordneten ist große Aufregung. Daneben ist doch wieder Alles von den bevorstehenden Festlichkeiten zur Vermählung des Prinzen Wilhelm beansprucht, und in vielen Gruppen war von nichts Anderm die Rede, außer etwa noch von dem gestern erfolgten offenen heftigen Ausbruch zwischen Bismarck und Camphausen. Die ehemaligen Minister werden jetzt offen Opposition.

Ich muß dir doch noch sagen, daß Julian Schmidt in den Preußischen Jahrbüchern als Sekundant Treitschkes herausgetreten. Ich hatte schon früher immer mich dagegen zu stemmen, daß Schmidt mit einem eingefleischten Vorurtheil sich auslasse.

704.

Berlin, 1. März 1881.

So ein Geburtstag ist doch gut, man bekommt allerlei Süßigkeiten und Blumen und vor Allem auch sicher einen Brief von dir, lieber Jakob. Ich kann die vielen hübschen Sachen nicht aufzählen, Telegramme und Briefe und die Besuche. Abends brachte die „Tribüne“ sehr freundlich, daß mein 70er Geburtstag gewesen sei, und nun kamen noch spät viel Stadt-Telegramme und Besuche. Die heutige National-Zeitung bringt eine Richtigstellung, ebenfalls mit sehr freundlichen Worten. Seltsam ist, daß ich so oft mit Victor Hugo genannt wurde, und sein Porträt auf der Münchner Ausstellung soll, wie mir auch Maler Gentz sagte, mir sehr ähnlich gewesen sein. Ich wünsche mir weiter nichts von Victor Hugo als das, daß das deutsche Volk in meinem Alter auch so nachsichtig gegen Verfehltes sei, wie das französische ist, denn ich muß doch mit der Erzählung heraus, sonst werde ich den Gedanken dran nicht los. Ich bin nur froh, daß ich bereits einen andern Plan habe, den ich dann ausführe und der mich von Vielem befreien wird.

Berlin, 18. März 1881.

Ich habe gestern den ziemlich festen Plan zu einer neuen Erzählung gefaßt, die ich mit ganzer Seele ausarbeiten kann, weil sie aus der persönlichen und zeitlichen Herzbewegung stammt. Aber ich dränge diese Geschichte vorerst noch zurück, sie muß reifer ausgetragen werden, damit ich dann nicht wieder da und dort einzureißen und umzubauen habe, und vor Allem, ich muß die Handwerkergeschichte los sein, sonst fühle ich immer einen Pfahl im Leibe. Und ich will und muß ganz frei sein, und dann suche ich mir Mitte nächsten Monats oder anfangs Mai einen stillen Ort, wo ich ganz allein in mir leben und die neue Geschichte, die ein Stück meines Testamentes ist, in ruhigem Bedacht ausarbeiten kann. Es soll was werden, wenn mir Kraft und Stimmung bleibt.

705.

Berlin, 26. März 1881.

Also Fritz Hecker auch todt! Ich denke zurück an die Zeit, als ich damals in Karlsruhe war und Hecker zuerst in die Kammer eintrat. Welch ein frischer Mensch war das! Freilich, er hieß immer der krasse Hecker, aber er war von jugendlichem Enthusiasmus, von löwenmäßiger Kühnheit und von hinreißender Beredsamkeit, und Abends beim Schoppen so liebenswürdig und voll Uebermuth. Ich sah ihn dann wieder in Frankfurt im Vorparlament, und zuletzt sah ich ihn 1873 in Freiburg, wo er seinen Bruder, den Professor, noch einmal von Amerika besuchte. Ich fuhr mit ihm und mit Lasker und dem Professor nach Suggenthal. Er hatte doch etwas tief Unbefriedigtes, denn man lebt eben doch im Auslande, und sei dies die freie Republik Amerika, nicht glücklich, ein Wehezug war auch in Hecker, obgleich er ihn nicht gern eingestand. Damals schenkte er mir auch seine Photographie und schrieb darunter: „Für Berthold Auerbach, der Republikaner dem Legitimen."

Und bin ich nun wirklich der Legitime? Ich muß dir von gestern erzählen. Ich lege dir einen Brief des Großherzogs von Baden bei, den er mir gestern durch einen Lakaien schickte, der auf Antwort wartete. Das ist ganz gegen Hofform, fragen, ob man kommen wolle, und so selbst schreiben. Ich fuhr also vor sieben Uhr nach dem niederländischen Palais, wo der Großherzog wohnt. Er war noch bei Tafel beim Kaiser, kam aber bald. Und nun glückwünschte ich ihm nochmals zur Verlobung seiner Tochter, und er dankte mir herzlich für den Gratulationsbrief, den ich ihm geschrieben hatte. Natürlich sprachen wir auch viel von dem Ungeheuerlichen, der Ermordung des Kaisers Alexander. Ich sagte, daß die Art, wie die Judenhetze fort und fort inscenirt wird, auch ein Werfen von Dynamitbomben ist. Aber der Großherzog hofft, daß das bald wieder vorüber sei, obgleich er die tiefe Schädigung, die das Volk damit erleide, vollkommen erkenne. Die freie reine Seele des Großherzogs leuchtete immer durch, und er freute sich, mich wieder frischer zu finden als vor drei Wochen, als ich damals bei ihm war. Ich war damals sehr bedrückt, und der Großherzog sagte, er könne mir eine besondere Freude machen, denn er habe veranlaßt, daß meine Volksbücher in allen Schulbibliotheken des badischen Landes angeschafft werden, und er hoffe, daß sich das auch in den Nachbarländern und weiter hinaus werde bewirken lassen.

Die Stunde verstrich, und nach seiner lieben, wahrhaft innigen Art, mich als den alten Herrn betrachtend, ging er mit in das Vorzimmer und gab mir einen Lakai mit, der mich durch die bedeckte Halle hinüber in das Palais zur Großherzogin führen sollte. Dort traf ich die Großherzogin,

natürlich in Trauer um den russischen Kaiser, und sie dankte mir ebenfalls für meinen Glückwunsch, den ich geschrieben. Sie sagte mir, sie habe „Brigitta" wieder gelesen, und wenn ich es nicht übel nehme, so müsse sie mir sagen, es sei ihr das liebste meiner Bücher. „Ja," sagte sie, „die Brigitta quält sich, daß sie das Gebot: Liebet eure Feinde! nicht erfüllen konnte, und sie erfüllte es doch, denn was man den Feinden Gutes thun kann, das thut sie ja, und das ist doch die Liebe, die verlangt wird, denn die Liebe als Neigung kann man sich nicht gebieten, aber die That".

Ich konnte natürlich in voller Wahrhaftigkeit sagen, wie warm und schön diese Auffassung. Als wir uns eben gesetzt hatten, kam die Kaiserin. Ich glückwünschte ihr natürlich auch, und sie sagte, es sei wohl alles schön, aber Schweden sei gar so beschwerlich zu erreichen. Sie erzählte dann der Großherzogin, wie sie mich Anno 1845 in Weimar kennen gelernt, und die Großherzogin fügte hinzu: „Und meine Schwiegermutter kannte Sie ja auch gut." Die Kaiserin fragte mich, was ich arbeite; ich sagte, daß ich eine Erzählung schreibe, auf die ich eigentlich nichts Rechtes halte. „Da lassen Sie sie ja nicht drucken," fiel die Großherzogin ein. „Sie sind gewiß Ihr bester Kritiker. Thun Sie das ja nicht! Sie dürfen nichts herausgeben, was man tadeln kann." Ich sagte, daß man immer getadelt werde, und sie entgegnete sehr freundlich: „Dann kann man den Tadel gut ertragen, wenn man weiß, man verdient ihn nicht." Ich legte nun dar, wie tief ich im Gemüth gestört sei durch die Judenhetze; es ist kein Geringes, daß man sich sagen lassen muß, man gehöre nicht zu den Deutschen und sei ohne Vaterland. Das muß ich noch miterleben, der ich bereits sechsundvierzig Jahre nach bester Kraft für das deutsche Volk arbeite und im Patriotismus Niemand nachstehe. — Das wurde mir bestätigt, und die Großherzogin sagte: „Glauben Sie mir, diese häßliche Sache ist nur in Berlin." „Und auch hier ist sie nur vorübergehend," fiel die Kaiserin ein. „Berlin treibt über Nacht, man weiß nicht woher, eine Pflanze auf, am andern Tag ist sie wieder vergangen und sie hat keine Wurzel. Und Sie sehen ja, die Sache ist eigentlich schon vorüber, aber ganz gewiß im Verschwinden." Ich mußte das bestreiten und wiederholte, daß man am Hofe wahrscheinlich von dieser Verwüstung der Gemüther und der Verkehrung alles graden Sinnes nicht genugsam unterrichtet sei. Die Kaiserin sagte mir: „Wir, wir haben unsere alten Beziehungen zu den alten Freunden — ich sehe von Ihnen ab, denn sie sind nicht nur ein Freund, sondern auch ein Dichter — immer aufrecht erhalten und werden es auch immer so zeigen." Die Kaiserin wiederholte, wie unablässig wohlthätig die Juden sich bewähren, und wie sie selber vor kurzem das jüdische Alterversorgungshaus besucht habe, wie sie nächstens das jüdische Krankenhaus besuchen wolle, und so solle ich

nur ruhig sein, es wird sich Alles wieder schön ausgleichen. Die Großherzogin lenkte über und erzählte mir, daß sie und der Großherzog meiner gedachten und, wenn ihnen etwas begegnete, oft sagten: „Da sollte der Auerbach dabei sein, er muß es wissen." Sie erzählte mir von einem alten Töpfer in Kandern, den ich kennen lernen müsse, das sei ein so glücklicher und arbeitsamer Mensch, bald achtzig Jahre alt, und er mache jetzt durch die Anstalten des Kunstgewerbes Majolika; sie sagte mir, sie werde mir die Adresse des Mannes aufschreiben. Dann sagte sie: Da hätten Sie auch dabei sein sollen; aber ich habe mir's für Sie gemerkt. Wir waren in Rippoldsau und frühstückten dort unter den Tannen. Da waren zwei alte Weiber, die jede Woche zweimal kommen, um Sauerwasser zu holen. Man sagte ihnen, daß das der Landesvater und die Landesmutter seien, und sie kamen herbei; sie wurden dann auf unser Zimmer bestellt, und der Großherzog gab ihnen eine Gabe, indem er sagte: Sie haben doch schwer zu tragen an den vielen Krügen über die Berge. — „Ja", sagte die eine Frau, „aber wir haben's noch gut, wir können doch manchmal unsere Last ablegen. Aber der Regent kann seine Last nie ablegen!" — Da haben wir dann bald gesagt, das ist etwas für Auerbach.

So ging das Gespräch nun in allerlei Leichtes hinein, das ich nicht mehr wiederzugeben weiß. Als die Kaiserin und die Großherzogin fortgingen und diese sagte: „Ich werde Sie in den nächsten Tagen wiedersehen", bemerkte ich, daß ich auch die Prinzessin Victoria sehen und ihr Glück wünschen möchte. „Warten Sie ein wenig, ich schicke sie Ihnen gleich", sagte die Großherzogin. Ich wartete und die Prinzessin kam. Sie war überaus zutraulich zu mir und sagte, daß sie auch „Brigitta" gelesen, aber ihr Lieblingsbuch bliebe doch „Barfüßele". Sie erzählte mir auch von den edlen Interessen, die ihr Bräutigam habe, und sie war sehr erfreut, als ich berichtete, daß viele meiner Sachen bereits schwedisch erschienen sind.

Den 9. April.

. . . Ich habe eine jüdische Dorfgeschichte entworfen und Einzelnes dazu fixirt, ich habe ein gutes Modell und habe andere Motive dazu eingeschmolzen; aber ich komme nicht voran in der Ausführung, und so lege ich wieder Alles bei Seite.

706.

Berlin, 19. April 1881.

Heute wollte ich dir einmal einen den Umständen gemäß heitern Brief schreiben, weil ich gestern deinen so guten mit deinem Vortrag über Lessing bekommen habe und weil ich doch auch wieder eine Hoffnung in mir aufkeimen sehe, daß ich mit meiner Arbeit zu stande komme, wenn sie eben

auch nicht so wird, wie ich meinte glauben und hoffen zu dürfen. Ich bin auch dadurch ruhiger, daß ich so viel als entschieden bin, bald nach Karlsbad zu gehen; Spielhagen reist heute dorthin, Löwe-Calbe ist bereits dort. Da, mitten in der Arbeit wird mir ein alter lieber Freund, Major Jähns gemeldet. Ich rufe ihm die Worte aus dem Freischütz zu: Max bringt gute Zeichen mit, da er zu so ungewöhnlicher Stunde mich besuche. Er aber sieht sehr traurig aus und sagt mir, ich solle es nicht durch Andere und zufällig erfahren, unser gemeinsamer lieber Freund Max Maria von Weber ist gestern Nachmittag plötzlich an Herzlähmung gestorben. Mir sträubten sich alle Haare zu Berge. Noch vor wenigen Tagen hatte ich den frischen, lebensmuthigen Freund, der mir seit mehr als vierzig Jahren immer gleich gesinnt blieb, gesprochen, und er hatte mir gesagt: Komm doch bald wieder zu mir, wir wollen eine Frühlingswanderung machen. — Ich kenne Weber schon von Dresden her Anno 1845, wo ich mit ihm und seiner Mutter oft zusammen war, auch in ihrer Theaterloge, wo ich immer einen Platz bereit fand. Es wird nicht leicht einen vielseitigern und immer frischgemuthen Menschen geben, als Weber war. In der Biographie seines Vaters zeigte er sein großes Kunstverständniß, und im Hause wurde viel gute Musik gemacht. Daneben erfreute man sich an seinen prächtigen Schriften, in denen er Eisenbahn- und Telegraphenwesen mit einer Frische der Darstellung Jedem nahe brachte. Du erinnerst dich vielleicht seines Beitrages in meinem Kalender: „Eine Nacht auf einer Lokomotive", ein Stück, das in alle Schulbücher überging. Was hatte der prächtige Mensch noch Alles vor, und nun plötzlich todt! Ich habe sofort an die Zeitungen kurze Nachrichten von seinem Tode geschickt, und natürlich mit Weiterarbeiten ist es heute nichts, obgleich ich so gut im Zuge war.

Den 22. April 1881.

. . . Ich habe gestern meine Erzählung abgeschlossen, mit einem neuen Nothdach, aber ich kann keinen freudigen Maien drauf setzen, im Gegentheil, die Geschichte ist und bleibt lahm und halb und ich lege sie nur nieder, damit ich sie los bin. Ich glaube, obgleich ich noch viele Plane habe, daß ich nichts mehr schreibe, als nur noch meine Lebensgeschichte. Das bin ich schuldig.

Gestern habe ich einliegenden Brief von Fanny Lewald aus Rom bekommen. Ich hatte ihr zu ihrem 70. Geburtstag geschrieben. Heb mir den Brief auf, er kommt von einer aufrichtigen und reichen Seele.

707.

Berlin, 23. April 1881.

Fast täglich lese ich jetzt in den Zeitungen die Nachricht vom Tode eines Bekannten. Das bringt so das Alter mit sich und daß ich mit vielen Menschen an vielen Orten gelebt habe. Gestern brachten die Zeitungen die Nachricht vom Tode Dr. Goldmarks in Amerika. Ich habe viel mit ihm während der Octobertage 1848 in Wien gelebt. Er und Dr. Fischhof gehörten zu den angesehensten liberalen Führern; Fischhof allerdings bedeutender, etwa in der Stellung von Johann Jacoby in Preußen. Er lebt heute noch, krank auf dem Lande, und wenn er manchmal, namentlich in Sachen der Militärentlastung schreibt, so macht das in Oesterreich eine Wirkung, wie eine Kundgebung Victor Hugos in Frankreich. Aber Fischhof ist nicht confus, sondern ein klarer Kopf. Goldmark war immer der Lebhaftere. Habe ich dir schon einmal erzählt, wie ich zu seiner Rettung beitrug? Ich lebte im Winter 1848 auf 49 in Breslau. Eines Tages nun tritt Dr. Goldmark bei mir ein und sagt mir: „Du mußt mich verbergen, denn die Spione sind hinter mir drein. Man könnte mir politisch nichts anhaben, aber obgleich ich so unschuldig am Tode Latours bin wie du, wird man mich dessen anschuldigen, damit ich ausgeliefert werde. Gib jedenfalls Keinem, der zu dir kommt, Bescheid, wo ich bin." Ich behielt nun Goldmark in meinem zweiten Zimmer, und er erzählte mir, wie wunderlich es ihm ergangen war. Ein czechischer Abgeordneter, der es gut mit ihm meinte, sagte ihm, der Reichstag werde aufgelöst werden, man werde Goldmark verhaften, ihn durch einige Soldaten transportiren, und unterwegs werde er unversehens todt sein. Das war nun eine schlechte Aussicht, und Goldmark traf Vorbereitungen für seine Flucht. So kam er nach Breslau zu mir. Richtig kommt andern Tags ein junger Mann zu mir in der Uniform der akademischen Legion. Nach der aufgeregten Art der Oesterreicher und der damaligen Zeit fiel er vor mir auf die Kniee und sagte, er könne jetzt ruhig sterben, da er das Glück gehabt habe, mich zu sehen. Ich sagte ihm, daß Derartiges bei mir nicht angebracht sei und was er wünsche. Mit großer Beredsamkeit erklärte er nun, daß er in diesem Ehrengewande auf einer Barrikade sterben wolle. Ich sagte ihm natürlich, daß das übel angebracht sei, und nun sagte er mir, er habe Dr. Goldmark und Füster und Dr. Violant sehr Wichtiges zu sagen und daß er wisse, es sei mir bekannt, wo sie seien. Jetzt merkte ich, daß ich einen Spion vor mir habe, und ich erschrak, ich kann gar nicht sagen wie. Ich stand zum ersten mal unmittelbar vor dem Verkehr mit einem solchen Geschöpf. Ich lehnte natürlich jedes Wissen ab, und der junge Mann sagte: Sie glauben mir nicht, daß ich's gut meine? Ich bin auch ein Jude, und

er sagte mir „Sch'ma Israel“ vor — gewiß, es ist nie in infamerer Weise gesagt worden. Ich war noch immer ganz verblüfft, hielt mich aber stramm und sagte endlich, daß ich keine Zeit mehr habe. Nun brachte der junge Mann etwas, das er in seiner innern Rocktasche hatte und das in Papier eingewickelt war, heraus, es war ein wunderbares mit Edelsteinen eingelegtes türkisches Pistol. Er sagte, daß er es bei dem Sturm auf das Zeughaus gerettet habe, ich möge es als Pfand nehmen und ihm einiges Geld dafür borgen. Jetzt merkte ich, daß der Kerl mir eine gestohlene Waffe aufdrängen wollte, um mich dann denunziren zu können. Ich sagte ihm das offen. Er war sehr betroffen und ich erklärte ihm, daß wenn er nicht augenblicklich gehe, ich ihn die Treppe hinunterwerfen lasse. Er ging. Dr. Goldmark kam aus seinem Versteck; am Abend wurde er von Freunden sicher fortgebracht. Ich hörte lange nichts mehr von ihm, nur daß er eine chemische Fabrik in New-York habe und es ihm gut ginge. Vor mehreren Jahren stellte er sich plötzlich wieder bei mir ein und sagte mir, er sei hier, denn er habe Sehnsucht nach der Heimat und wolle, wenn irgend möglich, sein ferneres Leben dort beschließen. Er war amerikanischer Bürger und verlangte nun, daß ihm sicheres Geleit gewährt werde, denn er wollte sich in Oesterreich vor Gericht stellen. Ich ging mit ihm zu meinem Freunde, dem damaligen Gesandten Bancroft, und Bancroft verschaffte ihm, von dem österreichischen Gesandten unterschrieben, einen Geleitsbrief. Goldmark ging nach Oesterreich, stellte sich vor Gericht und wurde glänzend freigesprochen. Aber er blieb dennoch nicht, er kehrte wieder nach Amerika zurück, und so ist er nun dort gestorben. Eine zukünftige Zeit wird gar nicht mehr verstehen, wie viel brave Menschen ihr Dasein einsetzten für das Allgemeine.

Den 15. Mai.

. . . Ich bin froh, daß ich wieder die Kraft habe zu arbeiten und das Elend unserer Tage vergesse. Die Gemeinheit, die sich bei uns in Deutschland breit macht, zeigt sich in Rußland gleich brutal als Raub und Mord. Und wenn ich daran denke, wie viel hundert Juden jetzt dort gemartert und zerschlagen sind, so blutet mir das Herz und es erscheint mir wie eine Hartherzigkeit, daß wir da draußen uns vergnügen und vergessen, Kunstgenüsse und Alles haben, und dort ist Jammer und Wehgeschrei. Und in jedem Dorf ist ein Geistlicher und er stellt sich nicht den Wütherichen entgegen und läßt sich lieber tödten als die Greuel geschehen. Ich muß mich von diesen Gedanken abwenden.

708.

Berlin, 17. Mai 1881.

Also auch Dingelstedt todt! Die Zeitungen bringen bereits Nekrologe, und der ganze Ausfud bleibt ein Hinweis auf den kosmopolitischen Nachtwächter oder auf die Geschicklichkeit in Theaterleitung. Und das soll Alles sein?

Ich habe viel mit Dingelstedt gelebt. Er war eine erobernde Natur, aggressiv und aushältig, und dabei kam ihm seine gebietende Erscheinung mit dem volltönenden Organ sehr zu statten. Ich habe das sehr oft bemerkt, während ich mit Dingelstedt auf dem Lande in Schandau lebte und dann wochenlang in Tarasp. Morgens in Tarasp ging Dingelstedt oft an mir vorüber und murmelte in seinem Grundbaß: „Berthold, sei stolz!" und ich muß sagen, ich wollte, ich könnte es sein.

Ich hatte in den letzten Jahren keine Beziehung mehr zu Dingelstedt. Ich war tief empört und gekränkt von seinem Nekrolog, den er auf Mosenthal schrieb. Es muß sich in meinen Papieren noch ein Brief finden, den ich bald nach dem Nekrolog an Dingelstedt schrieb; ich schickte ihn nicht ab. So waren wir uns in den letzten Jahren fremd geworden. Wenn ich's aber recht überlege, so muß ich doch sagen, daß der Judenhaß schon früh mit großer Keckheit von Dingelstedt in seinen Nachtwächtergedichten ausgesprochen war. Man vergißt aber das gern wieder, denn man möchte nicht immerwährend empfindlich sein und den wunden Punkt bloßlegen. So lebten wir, wie gesagt, in guter Freundschaft, soweit Dingelstedt dessen fähig war.

Ich war der Erste, der Dingelstedts literarische Thätigkeit förderte. Ich war damals bei der Redaktion der „Europa" und da waren Briefe aus der Rhön eingelaufen, die ich Lewald als vortrefflich empfehlen konnte. Wir wurden durch Heinrich König mit einander bekannt und befreundet, und aus der Fuldaer Zeit Dingelstedts weiß ich sehr viel; seine Doppelnatur, eine tief empfindende und eine frivole, machte sich schon damals kund. Er wäre eigentlich auch zu einem Staatsmann geeignet gewesen; er hatte jene starke Portion Frivolität, die, wie es scheint, in der modernen Zeit nothwendig ist. Das ganze Leben schien ihm wie ein Spiel und darum hatte er seine besondere Lust am Theaterspiel; er verfügte über Menschen und Dinge, wie über Requisitenstücke, und dabei kam ihm seine imponirende Erscheinung sehr zu statten. Eigentliche Gestaltungskraft hatte er nicht, aber einen freien Blick, ein muthiges, ja auch ein übermüthiges Anfassen von Dingen und Menschen, einen großen Gruppirungssinn, überraschend in dem Anordnen der äußerlichen Formen und auch der Gedanken. Er lachte mich oft aus, daß ich das Leben so ernst nehme und an die Wahrhaftigkeit der Menschen glaube. Er hat sein Leben unter dem Gesichtspunkte des Gesehen=

werdens eingerichtet und gehalten. Als ich das letzte Mal in Wien war und den Vortrag über Lenau hielt, gab er mir ein kleines Diner, wobei außer ihm und seiner Familie nur noch der Minister Hofmann war, und da sagte er mir: „Du hältst hier einen Vortrag über Lenau, da bekommst du nie einen Orden vom österreichischen Kaiser.“ Als ich einmal in München ihm sagte: „Du willst dich den Kavalieren gegenüber auch als Sportsmann zeigen, damit sie den Schulmeister von Rinteln in dir vergessen ꝛc.,“ fiel er mir um den Hals und sagte: „Du bist ein braver Kerl, du hast Recht, ich werde mir's merken.“ Er war in der That ergriffen. Aber das vornehme Leben reizte ihn doch wieder, und er war, wie gesagt, von Natur zum Herrschen berechtigt. Er war so klug als hochbegabt, und wenn er sich einmal compromittirt hatte, so verstand er die Scharte auszuwetzen. Er klagte mir oft, wie bitter es ihm sei, nicht mehr freier Schriftsteller sein zu können. Er wäre nie voll davon befriedigt gewesen, er brauchte Applaus, Ruhm, Wohlleben, Glanz, Ruhm und Ehre in persönlicher, barer, blanker Münze, wie sie eben das Hofleben gibt.

Ich glaube, daß Dingelstedt nie eine solche allseitig beleuchtende Charakteristik bekommen wird, wie er sie doch verdiente. Ich komme darauf zurück, der schließliche Niederschlag sind ein paar Phrasen: lyrische Kraft, hohe Begabung zur Theaterleitung, und damit Punktum.

So schreitet das Leben fort und fort, und man sieht endlich ein, wie wenig daran war.

Den 19. Mai.

Ich kann dir nicht sagen, wie verzweifelt mich die Judenhetze in Rußland macht und diese beständige Drohung überall. Wie ein grausames Räthsel stellt sich die Erneuerung der greulichen Gemeinheit dar. Ich meine, daß eine solche Epidemie, solche Seelenvergiftung noch nie in der Welt war, und dagegen soll man schreiben, mit Zeitungsartikeln ein Pflaster auflegen. Der Verstand steht einem still, aber das Herz will nicht still stehen. Man tröstet einander, es wird wieder besser und es wird wieder anders; aber diese Aussaat von Gemeinheit und Ruchlosigkeit, die verschwindet nicht so bald wieder aus den Gemüthern, und Tausende gehen in den Straßen umher und müssen jedem Begegnenden dankbar sein, daß er sie nicht beschimpft oder gar attaquirt, weil sie Juden sind.

Den 22. Mai 1881.

Endlich ein voller wonniger Frühlingstag! Es hatte gestern mächtig geregnet, und heute triefte und glitzerte Alles im hellen Morgenschein und zahllose Vögel sangen, als ob sie auch erst aus dem Regen geboren wären.

Eben während ich das geschrieben hatte, kam Justizrath Meyer zu mir, er ist Vicepräsident im Vorstand der jüdischen Gemeinde, und man

will da berathen, was und wie für die vertriebenen russischen Juden zu thun sei. Zunächst ist an eine Geldsammlung für die Hilflosen gedacht, und freilich, was ließe sich sonst jetzt thun? Hat die Interpellation im englischen Parlament ja nichts genützt! So steht man thatlos einem Greuel gegenüber.

Ich habe versprochen, in den jüdischen Gemeinderath zu kommen, weiß aber nicht, was ich mitbewirken soll. — Diese nächste Woche füllt sich gut an, und ich weiß nicht, ob ich Allem nachkommen kann.

709.

Berlin, 28. Mai 1881.

Und wieder habe ich einen Todten aus meinem Bekanntenkreise zu verzeichnen, aber diesmal ist es eine anima candida der seltensten Art, eigentlich ein Fremdling in unserer modernen, nervös bewegten Zeit.

Du wirst dich noch erinnern, daß ich zur Zeit, als ich allein in Bonn war und am „Landhaus am Rhein“ arbeitete, auch vielfach mit Jakob Bernays verkehrte. Er war eine feine, zartgliedrige Erscheinung, schüchtern nach außen, aber entschieden und unbeugsam in seinen innern Ueberzeugungen. Jakob Bernays war der Sohn des bekannten Rabbiners in Hamburg. Er war bei all seiner großen Wissenschaftlichkeit ein absolut orthodoxer Jude. Er hatte sich ausbedungen bei Uebernahme des Oberbibliothekaramts, daß er am Samstag und an den jüdischen Feiertagen wohl auf die Bibliothek kam, aber keinerlei Arbeit vornahm und natürlich nicht schrieb; ja, die Observanzen hielt er so streng, daß er am Samstag keine Klingel zog, er rief seine Magd [zum Oeffnen der Hausthüre] dadurch, daß er in die Hände klatschte. Er war anerkannt einer der ersten Philologen, ein scharfer Denker. Er schenkte mir seine Abhandlung über die Aristotelische Katharsis.

Er war sehr befreundet mit der Fürstin Wied, lebte eine Zeitlang auf Schloß Monrepos bei Neuwied und unterrichtete den jetzt regierenden Fürsten und die jetzt regierende Königin von Rumänien; auch half er Bunsen viel an seinem großen Bibelwerke, und überhaupt gab er gern große wissenschaftliche Resultate Andern hin und war überaus gleichgiltig, daß er auch dabei genannt werde. Wenn ich mit ihm über seine Orthodoxie sprach, so sagte er nur kurz, man habe kein Recht, die Tradition aufzulösen. Mit der religiösen Innigkeit eines alten Rabbinen betrieb er die Philologie und war überhaupt in seinem ganzen Wesen ein Exemplar jener unbeholfenen, still in sich gehegten Professorennaturen, wie sie zwar selten sind, aber in Deutschland nie aussterben werden.

Ich habe viele schöne Abende mit dem trefflichen Mann und Gelehrten, der namentlich einer der intimsten Kenner Spinozas war, zugebracht, und nun ist er auch dahin.

710.

Berlin, 1. Juni 1881.

So ist's gut. Nun ich doch wieder Brief von dir habe, kann ich wieder eine Weile fortmachen, ich bin wieder gut begrüßt. Ich will dir nur gleich sagen, ich reise unfehlbar in der ersten Hälfte dieses Monats; ob ich (da ich nun nicht mehr nach Stuttgart muß) über Frankfurt komme, ist unsicher, ich möchte so schnell als möglich nach Tarasp und gern den Schwindelweg über den Albula vermeiden und über Tirol reisen. Ich gebe dir indeß noch näheren Bescheid.

Was du von der Reduction in Ansprüchen an die Menschen sprichst und wie die Mittelmäßigkeit herrscht, so stimme ich dem ganz bei, nur will mir noch nicht zu Sinn, wie die in gegenseitiger Convenienz bewußte Verlogenheit so obenauf ist. Man sollte früh lernen gute Miene zum bösen Spiel machen und überhaupt die freundlichen Formen besser exerciren. Freilich geht dabei der Grund und die Wurzel der Wahrhaftigkeit zum Teufel, und es ist z. B. eine Religionsform möglich, deren Inhalt nicht geglaubt und noch viel weniger geübt wird, und es werden Interessen geheuchelt für Schönes und Großes, während man eigentlich nur zeitvertreibliches Amüsement dabei will, und wo wir anderen, denen es ernst ist, brennen und leiden, spielen die Meisten nur. Was will man aber machen? Man muß sich zuletzt in die Welt finden, wie sie ist, und allgemeinen und privaten Missionseifer abthun.

711.

Berlin, Pfingstmontag 1881.

Das ist gut, hin und her rasche briefliche Wechselrede. Ich erhielt deinen Brief, als eben Leopold Kompert zu mir kam, er ist die alte treuherzige Natur, und das Hauptthema unseres Gesprächs mußte leider die Judenhetze sein. Der Heuschreckenschwarm frißt eben Alles weg. Ich habe den Aufruf zur Sammlung für die gemarterten russischen Juden mitunterschrieben.

Ich war gestern mit Eugen im Jagdschlosse Königs-Wusterhausen, das mir aus meiner Chauber-Zeit in Erinnerung stand. Das Schloß macht einen ungemein anheimelnden Eindruck, das Zimmer des Tabaks-Collegiums ist sehr interessant, und im Park sangen die Nachtigallen.

Den 7. Juni.

Gestern Nachmittag und Abend war ich ganz allein auf dem Spandauer Berg und wanderte dort auf der Hochebene lang umher. Ich bedarf des Athems in reinerer Luft, die dumpfe hier lastet auf mir. Ich hatte frohe Stunden. Ich hatte das Gefühl, diese vielen frohen Menschen wissen und wollen nichts von der Judenhetze, denn das eigentliche Volk hier,

arbeitsam und verstandesklar, ist von [antisemitischen Agitatoren] noch nicht vergiftet. Ich freute mich an der Freude so Vieler, die an solchem Feiertage aller Orten sich der freien Natur erfreuen, und einen solchen Feiertag allgemein einzusetzen, das vermochte doch nur die Religion, das könnte und kann keine Nationalität und keine naturwissenschaftliche Volksbildung. Ich bleibe dabei, der Sabbath und die Sprache, das sind die Wunder des geschichtlichen Menschenthums, sie sind die Erlöser des Geistes und des Körpers und heben hinaus über die Thierähnlichkeit des Menschen in ein neues, nur den Menschen eigenes Dasein.

Ich war gern im Gewühl der lustig Gestimmten und sah keinen Betrunkenen und keine Händel, aber Alles war angeheitert.

Den 8. Juni 1881.

[Eine Broschüre gegen Stöcker], eine Beweisaufnahme — daß ich das schreiben muß, will mir nicht aus dem Sinn. Ich habe das Glück, daß ich gehört werde und darum die Pflicht, zu reden. Ich bin nur tief ärgerlich auf mich, daß ich noch zögere und allerlei Bedenken mir wie Haare in die Feder kommen wollen. Soll ich denn in diesem Elend immer nur Vorsätze haben und mich ohne rechten Muth in Unentschlossenheit und Bedenken vergrämen? Es wäre gut, wenn mich Stöcker dann bei Gericht belangte, die Sache käme zum Austrag.

Ich schreibe das so hin und möchte doch Niemand fragen, auch dich nicht, der doch vor Allen auf der Welt ein Recht hätte, dreinzureden. Ich meine, es gibt Nothwendigkeiten, die man nur aus sich ganz allein erfüllen kann, und ich hätte in meinen alten Tagen noch gethan, wozu mir Recht und Macht gegeben.

712.

Berlin, 18. Juni 1881.

So wären wir also so weit, um den Juden-Missionaren zu Danke verpflichtet zu sein. Du hast gewiß auch gelesen, daß gestern auf der Pastoral-Conferenz ein Juden-Missionar gegen Stöcker und überhaupt gegen die antisemitische Bewegung auftrat, die die Juden noch widerwilliger gegen die Bekehrungsversuche mache, und dabei hatte der Mann die Ehrlichkeit zu bekennen, daß dieses Verfahren der Antisemiten gegen alle Religion und auch gegen das Christenthum verstoße. Es wird nicht viel nützen, und wie gesagt, es ist schon traurig genug, daß die Juden-Missionare da helfen sollen; denn es ist doch empörend, daß in einem Staate, wo eine Religionsgesellschaft anerkannt ist, ein öffentliches Institut bestehen soll, um davon abtrünnig zu machen. Was würden die Protestanten sagen, wenn es einen katholischen Missionsverein für die Bekehrung zum Katholicismus gäbe?

Aber ich bin froh, daß ich aus alledem endlich herauskommen soll, und ich möchte während meiner ganzen Reise keine Zeitung lesen; man erfährt ja täglich Bitternisse, auch abgesehen von der antisemitischen Bewegung.

Ich war gestern Abend im Theater, wo die Münchner Schauspielergesellschaft Stücke im oberbayerischen Dialekt aufführt. Die Schauspieler sind fast durchweg meistermäßig. Da ist Alles so wahr und so kühn, der Wirklichkeit entnommen. Aber die Stücke! Das ist ein Jammer, die allerniedrigste Theatermacherei; da werden die stärksten Motive eingesetzt, um sie dann wieder gütlich abzuschwächen, da werden die Charaktere siebenmal umgeorgelt, damit es eben überraschende packende Situationen gebe; Empfindung und Handlung ist durch und durch erlogen, im Ganzen genommen. Aber das täuscht durch die überwältigenden Einzelheiten und die Kraft der Darstellung. Wenn ich nicht zu ermüdet wäre, möchte ich etwas darüber schreiben. Es geht mir sehr nahe, daß gerade das, was ich wollte und auch zum Theil erreicht habe, da ich doch mit war, der zur Stimmung solcher Sachen vorbereitet hatte, — wie gesagt, daß ich nun solche gemeine, innerlich verlogene Macherei so theilnahmevoll aufgenommen sehe, denn es ist wunderbar, wie sich die Berliner mit großer Naivetät hingeben, um den Dialekt zu verstehen.

Im vorigen Jahre, als die Schauspieler aus München ebenfalls hier waren, sprach ich mit dem Hauptdarsteller Neuert über eine Dramatisirung meiner Erzählung „Edelweiß“. Er versprach mir darüber zu schreiben, er hat's nicht gethan. Aber in dem gestrigen Stücke ist das Hauptmotiv eben aus Edelweiß genommen, die Geschichte mit der Abholzung des Waldes, wodurch eine Lawine herabstürzt. Natürlich war noch viel Anderes hinzugethan, und ich denke daran, wie mir Gutzkow schrieb, als er hier in Berlin zum erstenmal Mosenthals „Sonnwendhof“ sah: Mosenthal hat deine Wolle gestohlen, hat sie gesponnen und verwebt, und jetzt sag du, das ist meine Wolle! — Ich sprach im Theater auch unsern Gesandten in Paris, den Fürsten Hohenlohe, einen geborenen Bayern. Er fand, wie ich, das Spiel eben so meisterhaft als das Stück erbärmlich.

Den 20. Juni.

Gestern war ein etwas trüber Sonntag, und ich fuhr um halb 4 nach Potsdam, um meinen alten Freund Schulze-Delitzsch wieder einmal aufzusuchen, zumal da die Zeitungen berichten, daß er unwohl sei und somit nicht zu dem großen Feste der Fortschrittspartei auf Tivoli kommen konnte. Es regnete, aber die Pferdebahn geht bis vor das Haus von Schulze-Delitzsch, und ich traf den getreuen Menschen in seinem Garten, wo er leider durch sein Hüftenleiden oder eine Art Schlag nur schwer umherhumpelte. Sein Wesen ist noch frisch, aber der dreiundsiebzigjährige

Mann ist doch sehr baufällig und das Gesicht und der Kopf scheinen mir kleiner geworden. Wir saßen eine gute Stunde in seiner Veranda, und ich sprach mit ihm über das Thema meiner Arbeit. Ich glaube indeß nicht, daß er mir viel dazu sagen kann. Schulze hat natürlich Recht, daß durch die Vereinsthätigkeit die Initiative im Volke geweckt und gebildet wird, und diese allein wird einen wirklich freien Staat bilden; er hat auch Recht gegen Lassalle, der die Staatshilfe wollte, während er doch behauptete, daß 90% oder mehr der Staatsangehörigen aus Arbeitern beſtünden, die also doch die Staatshilfe nur aus ihnen selbst auferlegten Steuern leisten könnten; auch würde der Staat den Arbeitern Vorschüsse machen, ohne sie zu kontrolliren, und mit der immer lokal geschlossenen Genossenschaft soll die Concurrenz und das Risico aufgehoben werden, wodurch jeder Ort eine Zollgrenze haben müßte, und es würde doch nichts helfen. Ich bekam ganz klare Einsicht über die Gegensätze, die hier herrschen, aber zu meiner Arbeit kann ich sie nicht brauchen, auch wenn ich dieselbe noch einmal ganz umordnen wollte. Ich habe den Conflict nicht ausgearbeitet, wie die beiden Gegensätze aufeinander prallen.

Schulze erzählte mir auch noch, wie zuerst das Programm der deutschen Fortschrittspartei entstand; ein Haupturheber derselben war Forckenbeck, und Waldeck, der jetzt als der mythische Held der Fortschrittspartei erscheint, wollte anfangs gar nicht daran. Er war ein Preuße, und zwar ein eng abgeschlossener, und er sträubte sich gegen die Bezeichnung „deutsche Fortschrittspartei"; er unterzeichnete erst Tags nachher, nachdem die Andern Abends das Programm entworfen und unterschrieben hatten. Ich ermahnte Schulze, seine Memoiren zu schreiben, er sagte aber, er habe noch viel Anderes zu thun, und er will nicht recht daran.

Ich war noch sehr heiter zum Abendessen bei Schulze-Delitzsch. Er hat einen vortrefflichen Keller und ist ein großer Weinkenner, und wir erneuerten die guten alten Tage. Wer weiß, wann wir wieder solche Stunden mit einander haben werden. Um 3/4 11 war ich wieder hier. Ich mag zögern wie ich will, eigentlich fertig werde ich hier doch nicht, und ich hoffe wieder frische, freie Stimmung, Lebensmuth und Freude zur Arbeit für das deutsche Volk zu gewinnen, wenn ich nur erst einmal wieder draußen bin.

713.

Lindau, 27. Juni 1881.

Gestern Mittag gab ich noch in Berlin Brief an dich auf, und heute bin ich schon hier, ich bin die ganze Nacht durch gefahren und fühle mich frischauf. Es hatte geregnet, es war kühl, ich allein in einem Wagen, und gegen meinen Vorsatz (ich wollte in Hof aussteigen) ließ ich mich fort-

rollen und schlief sogar. Von 3 Uhr an war ich wach, die Sonne schien hell, Nebel stiegen auf und zerflossen. Ich freute mich am Anblick der süddeutschen, mit Fruchtbäumen besetzten Straßen. In Nördlingen, wo die Kellnerin den Kaffee an den Waggon brachte, so frisch und neckisch, da fühlte ich wieder, ich gehöre nicht nach Norddeutschland, ich gehöre in dieses helle frohmuthige Leben. Nun ging's durch würzigen Heugeruch, denn überall wurde geheut, und gegen Kempten hin, wo die Kühe von dem schönen Allgäuer Schlag weideten auf den Matten, war mir Alles so heimisch.

Ich kam hier gerade zum Mittagessen, schlief ein wenig nach Tische und fuhr dann zu Schiff nach Bregenz zu Alfred Meißner, er war aber just nach Lindau gefahren. Ich ging allein auf den Gebhardsberg, ich bin schwach im Bergsteigen, ich kam nicht bis auf die Spitze. Abends kam Meißner zurück, und ich bin dann per Bahn wieder hierher gefahren.

Ich war eben auf der Terrasse und sah den hellglänzenden Kometen. Wenn man sich so ins Unendliche hineindenkt, vergißt man alles zeitliche Elend.

Nun gute Nacht! Morgen geht's in die Alpen, ich bin doch dankbar, daß ich mir das noch erobern und gönnen darf. Ich habe keinerlei Arbeit mitgenommen, ich will ganz frei sein.

Tarasp, 1. Juli 1881.

Frisch, frei von Schwindel und fromm, d. h. in beständigem Staunen über die urgewaltige Größe der Alpen kam ich hier an, wo mich Alles freudig begrüßte. Aber leider stellt sich auch hier meine tiefe Schwermuth wieder ein, ein Lebensüberdruß, eine Zaghaftigkeit und ein Bangen, die ich gar nicht los werde. Der Arzt, der mich hier untersuchte, bestätigt die Diagnose meines Berliner Arztes, daß ich neben dem Unterleibsleiden an Blutarmuth leide. Ja, ich brauche Stahl, dieses Metall ist mir ganz abhanden gekommen, und ich sollte doch jetzt erst recht gewaffnet sein gegen die Welt.

Den 3. Juli.

Meine Schwäche ist noch immer gleich, mein Schlaf ist doch wieder gut, wenigstens nicht von so entsetzlichen Träumen durchwühlt wie sonst. Es ist mir eine große Beruhigung, daß Frau Dr. Rahel Adler mit hier ist. Ich fürchte oft schwer krank zu werden, und ich weiß, daß die Freundin mich pflegen würde. Ich denke aber, es kommt nicht so weit. Ich halte mich ruhig und bin ein folgsamer Kurgast.

Der Benediktiner-Abt von Dissentis, von dem ich dir früher einmal schrieb, ist auch wieder hier, und ich freue mich des so feindenkenden, über die Weltwirrnisse frei hinschauenden Mannes. Er ist von Dissentis nach

München abberufen. — Es thut mir nun doch leid, daß ich meinen Aufsatz über Stöcker nicht publizirt.

Den 5. Juli.

Ich muß dir doch sagen, daß es mir heute etwas besser geht, d. h. die Schmerzen und die Bangigkeiten lassen nach.

Der Abt von Dissentis reist heute ab, er ist eine fein organisirte und edel geartete Natur, er steht auf dem Boden, daß aus den Lehren Christi sich Alles, was die Menschheit je bedürfe, entwickeln ließe. Dabei ist er durch und durch tolerant gegen die rein philosophischen Conceptionen. — Ich dachte immer, du schickst mir meinen Aufsatz über Stöcker, daß ich ihn doch drucken lasse.

Den 7. Juli.

... Die Ermordung des Präsidenten Garfield ist schauerlich. Ich meine, daß die Schamlosigkeit des Verbrecherthums nie so groß war als jetzt, man scheut sich der offenen Gemeinheit jetzt nicht mehr, man gibt sich gar nicht mehr die Mühe, sie zu beschönigen. Wo soll Rettung aus dem moralischen Chaos kommen?

Den 9. Juli.

Nun endlich, lieber Jakob, athme ich frei auf, und welch ein Athem! Wenn ich morgens die Balkonthüre öffne und diese Fluth würziger, über den Wassern gekühlter Luft einströmt, da fühle ich, daß bloßes Athmen Lebensfreude ist, und ich habe mich auch schon ausgeprobt, ich war vor dem Frühstück in Vulpera, freilich muß ich noch oft still stehen, aber ich habe keine Beschwerden mehr.

714.

Tarasp, 12. Juli 1881.

... Ich konnte gestern sogar zu der Höhe hinauf, die nach mir genannt ist, und was ich, als ich mich von der Gesellschaft allein machte, Alles sann? Ja, zuerst dachte ich, du hast nicht mehr geglaubt, da herauf zu kommen, und vielleicht ist das zum letztenmal. Da stehen die hohen Berge und bilden gegen Tirol eine Burg. Das wird stehen und du wirst's nicht mehr sehen, und wenn Geschlecht auf Geschlecht vergangen, werden auch diese Berge vergehen und unsere ganze Erde mit Allem, was darauf und darin. Der Gedanke des Todes, ja des Todes unseres ganzen Planeten hatte nichts Erschreckendes mehr für mich.

Und wie ich so lange Zeit am Bergeshange lag, kam mir auch die Erinnerung an Byrons „Manfred". Der Dichter läßt diese Faustnatur sich in den Alpen umhertreiben, bald lagernd, bald wandernd, ständig am Räthsel des Daseins knackend, und diesen hohen Bergen gegenüber, die nichts von menschlicher Zweckvernutzung sich aufbürden lassen, die für sich ragen, davon

die wilden Wasser rauschen Tag und Nacht, da stellt sich das Welträthsel noch schroffer dar, als in Fausts Studirstube, und man möchte zergehen. Aber genug, ich kann nicht weiter und ich will auch nicht. Der moderne Mensch kommt nicht wie Moses vom Berge mit neuen Gesetzestafeln. Wir enden mit Fragen auf den Lippen.

Den 17. Juli.

Das waren entsetzlich heiße Tage, Alles lechzte nach Kühlung. Nun hat es endlich gestern ergiebig geregnet, die Schwarzamsel, die verstummt war, läßt wieder ihre breiten Töne erschallen, der Zaunkönig trillert und in den Kornfeldern oben schlägt die Wachtel. Ich höre das wieder und höre es mit neuer Lust, der schwere Druck von Leib und Seele scheint zu weichen und ich glaube wieder an neue Erfrischung.

Morgen gehen zu Freunden gewordene Kurgenossen fort, Dr. Veiel und Frau aus Cannstatt. Es sind indeß auch andere erfreuliche Menschen hier.

Den 18. Juli.

Nun habe ich Brief von dir, und welch einen! Ich will ihn möglichst nachgehend beantworten.

Was du wegen des Alters und des Baufälligwerdens sagst, ist unbestreitbar richtig, und es ist wahr, ich habe mich zu lang dem Jugendgefühl überlassen. Ich sehe aber in Allem auch die Folge davon, daß ich stets angespannt und im Geschirr liegen muß.

Was du meinst, daß die Verwüstung alles humanen Sinns zum neuen Aufbau führen könne, so bin ich nicht deiner Ansicht. Solche radikale Verkehrung des neuen heiligen Geistes schwemmt auf lange Zeit allen Humus für gedeihliche Anpflanzung weg.

Lies nur, wie die Studenten zu einer Versammlung am Kyffhäuser aufrufen gegen den freien Gedanken und gegen die Juden. Nur das ist mir fast tröstlich, daß die Juden erstes greifbares und angriffreizendes Object sind im Sturm gegen den aus der Humanität stammenden Liberalismus. Das ist wieder ein Stück Mission der Geschichte. . . . „Herders Leben“ von Haym zu lesen — mir kommt jetzt alles das so entsetzlich abseits liegend vor, wie eine auf der Alpe blühende Pflanzung, und doch ist es vielleicht wieder so, daß man den Grundbestand der Cultur nicht auflösen kann.

Den 24. Juli.

Seit gestern habe ich die Freude, meinen Freund Justizrath Simson (Bruder des Präsidenten) zum Zimmernachbar zu haben. Er gehört zu jenen, bei deren Begegnung man stets das Bedauern ausspricht, daß man sich nicht mehr und öfter sieht. Mit einem scharfen juristischen Geiste ver-

bindet er eine große ästhetische Bildung, die sich aus dem Goethe-Cultus entwickelte. Ich freue mich noch diese Tage mit ihm zu leben. Wir machen schon heute selbander einen Ausflug.

Den 26. Juli.

... Jetzt bei dem Regenwetter liest man viel Zeitungen. Bismarck läßt überall seine Mannen gegen den Liberalismus ziehen, der nie was geleistet, auch nicht der deutschen Einheit vorgearbeitet haben soll. Mit welchen Ideen er regieren will, läßt sich gar nicht ersehen. Ein gutes Wort sagte mir Dr. Krüger, der Gesandte Hamburgs beim Bundesrath: Jetzt so zu thun, als ob der Liberalismus nichts geleistet habe, das ist, wie wenn man sagen wollte, wir sind mit unsern großen Segeln allein ohne Wind über See gefahren.

Ich muß nun übermorgen von hier fort. Jedermann sagt mir, ich hätte entsetzlich krank ausgesehen und sähe nun besser aus; da soll nun die Luft und das Eisenwasser in St. Moritz weiter helfen. Ich bin aber des Kurlebens übersatt.

Den 27. Juli.

Du wirst die heutige Allgemeine Zeitung lesen, darin ist der Auszug der akademischen Rede Döllingers über die Juden. Sie ist brav und grad, bringt aber keinerlei ursprünglich Neues, aber es ist schon erfreulich, wie es jetzt einmal ist, daß ein Mann von solcher Bedeutung sich gegen die Infamie stemmt. Ich begreife nicht, warum die Christen nicht dem großen Problem nachgehen, das in der Erhaltung der Juden und der sich immer neu aufputzenden Verfolgung liegt.

Ich reise morgen von hier ab, ich bin etwas gestärkt, aber das Schwergemuthe weicht nicht aus der Seele. Wollen sehen, ob die höhere Luft in St. Moritz dagegen hilft.

715.

St. Moritz, 31. Juli 1881.

Da bin ich nun, in der erhabensten Landschaft, die ich dir nicht schildern will und die man überhaupt weder schildern noch malen kann. Man sollte den Menschen dankbar sein, die uns ein solches Hochthal zur Sommerfrische hergerichtet und nichts dafür wollen als Geld, freilich ordentlich Geld, aber jeder Athemzug ist hier unbezahlbare Belebung. Ich sollte also froh und frisch sein, und bin es leider nicht. Das Gehen wird mir schwer, ich kann mich noch nicht an den Altemannsschritt gewöhnen und muß oft still stehen, bis das Herzklopfen vorüber ist. Mir ist eigentlich nur wohl, wenn ich sitze oder liege.

Ich habe ein sehr unbehagliches Zimmer, aber es ist Alles so voll hier, und ich muß mich noch freuen, ein Unterkommen gefunden zu haben.

Villa Beausite, Dienstag, 2. August 1881.

Was ich zunächst ersehnte, habe ich gefunden. Ich lernte den ersten Arzt hier, Dr. Berri, kennen, er war von echter Zuvorkommenheit, er untersuchte mich und fand es absolut nöthig, daß ich länger hier bleibe. Zufällig fand ich gerade in seiner Villa, die seine Tochter bewirthschaftet, ein leeres Zimmer, und so war ich schnell entschlossen, und ich habe heute Nacht geschlafen, wie nur je in Nordstetten.

Den 4. August.

Heute war der Großherzog von Baden 1½ Stunden bei mir auf meinem Zimmer.

Ich saß im besten Behagen allein beim Frühstück in dem schönen Empfangszimmer des Arztes, bei dem ich wohne; die wonnige frische Alpenluft strömte durch das offene Fenster, die Herdenglocken läuteten am Berge und der Nußhäher, der sich hier wohl von Zirbelnüssen nährt, jauchzte. Da kam ein braunäugiger, hochgestalteter, frischkräftiger Mann mit einem anmuthigen hochgewachsenen Mädchen; er stellte sich mir als Dr. Rückert aus Koburg, Sohn des Dichters, vor, und er sieht in der That dem Vater sehr ähnlich. Ich hatte mit ihm und seiner Tochter eine gute Stunde, sie reisten nur durch nach dem Maloja und machen überhaupt gemeinsam große Bergfahrten.

Ich ruhte mich drauf rauchend auf meinem Sopha aus, da liege ich am offenen Fenster, wie unter den Tannen am Berge. Das Mädchen meldet mir einen Herrn, der mich sprechen wolle, ich sagte, er solle hereinkommen, ich sei müde. Er kam, der Großherzog, er verlangte, daß ich liegen bleibe, was ich natürlich nicht that, und als ich die Cigarre weglegte, zündete mir der Großherzog ein Zündhölzchen frisch an und ich mußte rauchen. Wir sprachen natürlich bald über die Zeitverhältnisse. Wir sprachen auch über Ed. von Hartmann, der den Constitutionalismus als nichtig erklärt, kurz über Alles, und bei der Offenheit des Großherzogs halte ich mich nicht berechtigt, auch nur dir Alles mitzutheilen.

Der Großherzog ist sehr besorgt um meine Gesundheit und er räth mir, im Herbst nach Baden-Baden zu kommen. Der Großherzog deutete mir auch an, daß zu meinem 70. Geburtstag etwas geschehen solle, dem ich mich nicht entziehen werde. Er war lauter Liebe und Güte, und du kannst dir denken, wie wohl mir das thut.

Den 6. August.

Ich hatte eine schlimme, schlaflose, schmerzvolle und aufgeregte Nacht, und jetzt am Morgen bin ich doch wieder frischauf.

Ich bin entschieden und bin froh, Niemand zu fragen zu haben: ich schreibe eine Antwort an Döllinger auf seine akademische Rede. Es ist wie

eine höhere Fügung, daß ich bis jetzt warten mußte; jetzt trete ich heraus und jetzt sage ich, wenn auch nur kurz, was mir auf der Seele liegt, und ich kann es im Frohgefühle, daß ich Recht und Pflicht dazu habe.

Den 7. August.

Nun ist's geschehen und ich bin dessen froh. Es hat mich sehr aufgeregt, jetzt und hier das zu schreiben, aber wozu hat man seine Kraft, als um sie aufzubrauchen?

Ich schicke die Dankesantwort an Döllinger direkt an die Allgemeine Zeitung. Ich habe mich so kurz als möglich gefaßt und doch gesagt, was mir so lang und so schwer auf dem Herzen liegt. Es macht mich froh, daß ich das Recht habe, das Wort zu nehmen, und ich denke, es soll weiter wirken.

716.

St. Moritz, 12. August 1881.

Wem soll ich's denn sagen, wenn nicht dir? Noch selten im Leben hatte ich eine wohligere Empfindung als heute, da ich meinen Brief an Döllinger in der Allgemeinen Zeitung las. Es mag Manches darin fehlen und da und dort ein Ausdruck undeckend sein 2c. Das Wohlgefühl, daß es mir gegeben ist, einem edlen Manne zu danken, und daß ich in die weite Welt hinaus sprechen darf und gehört werde, ist erhebend.

Ich fühle mich heute zum erstenmal etwas frischer und freier. Es hängt bei mir eben Alles wesentlich vom Gemüthsleben ab, und Freude ist meine beste Medizin. Ich schicke dir den Brief gleich, damit du meine Freude sofort theilst.

717.

St. Moritz, 15. August 1881.

Das ist das Beste, du bist zufrieden mit mir, d. h. mit meinen Worten an Döllinger, und du kannst dich drauf verlassen, ich hatte mir bereits vorgenommen, daß ich's beim Gesagten bewenden lasse und auf keinerlei Angriff 2c. eingehe. Ich bin so tief froh, daß ich endlich heraus konnte, und ein vollendetes und wohl aufgenommenes Werk könnte mich nicht mehr freuen.

Ich komme eben von einem einsamen Spaziergang bis gegen Crestalta. Das Gehen wird mir schwer, ich muß fast alle zehn Schritte still stehen, aber die Bewegung ist mir doch gar erquicklich. Es hatte vergangene Nacht geschneit, die Berge waren bis tief unten mit Schnee bedeckt, aber eben diese herbkalte Luft that mir gut.

718.

Radolfzell, 22. August 1881.

Aus dem Hause Victor Scheffels schreibe ich dir. Ich bin seit gestern Mittag hier und habe gern drein gewilligt, noch bis morgen hier zu bleiben. Es ist wundersam behaglich und schön hier.

Am Samstag gegen 9 Uhr fuhr ich mit meinem Freunde Adolph von Schenk (der sich wie mit Sohnessorgfalt mir widmet) selbander im offenen Wagen über den Julier nach Chur. Die Fahrt war so bequem wie eine Spazierfahrt, und wir sangen ganze Opern und viele Schubertsche Lieder miteinander durch. Wenn man aus den Hochalpen herauskommt, ist es, als käme man aus einer fremden Welt, und das erste Kornfeld, der erste Obstbaum wird mit neuer Lust begrüßt.

Gestern Morgen fuhr ich mit Schenk bis Rorschach und dann allein hieher. Ich hatte telegraphirt, und der junge Scheffel erwartete mich am Bahnhof; Scheffel kam mir beim Hause entgegen. Es ist ein stattliches Haus, das er sich hier an der Seehalde erbaut und mit einem selbstgepflanzten Garten umgeben hat; Alles zeugt von Wohlstand und schönheitsvollem Behagen.

Ich mag viel Fehler haben, aber neidisch bin ich nicht, ich gönne Jedem sein Gutes und freue mich dessen, nur möchte ich eben auch so was haben, ein eigenes Heim, eigene Bäume. Echt gastfreundlich, wie ein homerischer Held, ist Scheffel, und wir schmausten bei Tische den besten Fisch aus dem See und das beste wilde Geflügel und tranken dazu den echten griechischen Wein.

Nach der Mittagsruhe, die durch Reise und Trunk nicht sehr ruhig war, wanderten wir am Ufer entlang nach der Insel Mettnau, die das große Landgut Scheffels ausmacht. Das Haus mit dem schönen Thurme ist mittelalterlich mit dem besten Geschmack eingerichtet, ein Schönes aber, wie ich noch nichts gesehen zu haben glaube, ist das Zimmer im Thurme, mit der Aussicht über den Weinberg, über den See und nach dem Hohentwiel und den Bergen des Hegaus. Dort saß ich lange allein in dem großen Lehnstuhl mit den massig breiten Handlehnen und schaute hinein in die untergehende Sonne, die in einer unbeschreiblichen Pracht Alles verklärte, und da saß ich und erinnere mich nicht, daß ich je im Leben eine höhere, über Alles emporgehobene Stunde hatte. Mein einziger Wunsch war: jetzt, so sterben zu können, und das schrieb ich dann auch bei Licht in das Fremdenbuch Scheffels.

Den 23. August.

Es ist früh am Morgen, und ich will dir noch von hier schreiben. Wir fuhren gestern Morgen in einem Kahn um Mettnau. Bei der Heim-

kehr fand ich in der Allgemeinen Zeitung den Brief Professor Baumgartens an Döllinger, rechtschaffen und freimuthig. Nachmittags fuhren wir nach dem Dorfe Moos durch wunderbares Schilfufer, wo Völker von Wildenten schwammen. Wir kehrten im Dorfe ein, das Wirthstöchterlein brachte uns Blumensträuße von Rosmarin und Nelken, und Scheffel (der als Bibliothekar in Donaueschingen viel gelesen hat) erklärte, welche Blumen Karl der Große den Bauerngärten gestattete. Nun aber ist's genug. Ich werde zum Frühstück gerufen und um halb Zehn reise ich.

Waldhaus Niedernau, 24. August 1881.

Da bin ich also in der Heimat, im Freundeshause. Ich reiste gestern an Nordstetten vorüber, ich werde bald einmal dorthin gehen, hier will ich zuerst wieder mich gründlich ausruhen und von den guten Menschen pflegen lassen.

Heute habe ich schon meinen altgewohnten Waldgang gemacht, die Sonne scheint hell und warm, das Gehen wird mir freilich noch schwer, ich muß oft still halten, aber ich fühle doch, daß ich hier wieder zu Kräften kommen kann, und ich denke nichts und schreibe nichts auf meinen Wegen; es geht mir bald, wie Hebel in seinen alten Tagen zu Tieck sagte: es fällt mir nichts mehr ein. Sei es drum! Wenn ich nur noch meine Lebensgeschichte schreiben kann, ist mir's genug, und was sollte ich auch in das Chaos dieser Tage hinein schreiben?

719.

Nordstetten, in meinem Elternhause, am 6. September 1881.

Ich habe heute früh meinen Freund Schenk, der nach Baden reist, bis Horb begleitet und kam dort gerade in den Martini-Markt hinein, traf meine Großneffen, und besonders lieb war mir die Begegnung mit dem jungen Buchmaier, den ich kannte, als er in der landwirthschaftlichen Schule in Kirchberg war. So wird eben das Bauernthum auch ein anderes.

Es war mir eigentlich bang, hieher zu gehen. Wozu mir die Aufregung machen, in den Ort zu gehen, wo mir Alles gestorben ist und mich jeder Stein, jeder Baum mit Erinnerungen ruft? Ich dachte mir aber wieder, ich muß doch endlich lernen, mich abzustumpfen, und so ging ich hieher. Aber nach Tische werde ich plötzlich daran erinnert, daß heute der Todestag meiner Mutter ist. Heute vor 30 Jahren starb sie, und als man ihr Trost und Hoffnung auf Genesung einreden wollte, sagte sie: Laßt mich in Ruhe, ich komme bald zu meines Bertholds Auguste, die hat mir die Hände geküßt. — Die alte, bald 80jährige Frau des Lehrers Frankfurter war heute auf dem Grabe meiner Mutter gewesen. Ich kann nicht hingehen, denn ich

weiß, wie entsetzlich es mich angreifen würde. Ich habe in der hiesigen Gemeinde eine kleine Stiftung zum Gedenken meiner Eltern gemacht, und heute wurde die Hälfte der Zinsen vertheilt.

In diesen Tagen wird das Album zur silbernen Hochzeit des Großherzogs ausgegeben, und da hat meine Mutter doch auch eine Art neuer Auferstehung.

720.

Nieder nau, 19. September 1881.

Ich habe heute schon vermocht, einzelne Bilder aus der Familiengalerie von Nordstetten zu fixiren, die Thatsachen strömen mir leicht und voll zu, und ich habe daneben das Gefühl, daß ich, wann ich will, Mitlebende leicht zur Ergänzung befragen kann. Wenn es so fortgeht, bin ich bis zum Januar mit Aufzeichnung meiner Kindheit fertig, und wie schon oft bestimmt, du sollst das alles vorher lesen. Ich habe mit meiner Lebensgeschichte warten wollen, bis ich wieder Freude an mir selber habe, ich kann nicht mehr drauf warten, und zu der Fiction einer dichterischen Arbeit komme ich sicherlich lange nicht mehr, wenn überhaupt je noch einmal.

Ich möchte gern die neue Arbeit in demselben Ton halten, wie die Geschichten meiner Mutter [im Jubiläums-Album]; jedenfalls will ich alles Reflectirende und Didaktische nach Möglichkeit vermeiden, und es ist mir eine wunderbare Fügung, daß ich durch den Döllinger-Brief wieder auf den jüdischen Ursprung zurückgelenkt werde.

Den 20. September.

Ich bin gesonnen, bis anfangs October hier zu bleiben [und dann zu unseren Geschwistern nach Cannstatt zu gehen]. Ich fühle einige Kräftezunahme, zumal da das Wetter so wunderbar ist, jede Nacht ein Gewitter mit Regen und am Tage eine wahre Brutwärme. Ich wandere jetzt stundenlang, ohne daß mir einfällt, daß ich etwas aufzuschreiben hätte; diese Quietät scheint gut zu thun. Ich merke jetzt erst, daß ich vom Morgen bis zum Abend immer gelebt habe, als ob ein Dränger und Treiber hinter mir stünde. Das muß nun vorbei sein, die vis inertiae tritt ein, und die hat auch ihr Gutes. Ich arbeite indeß oft mit Lust an einzelnen Bildern aus meiner Kindheit fort, ich will Zusammenstellung und Einordnung erst später vornehmen.

Ich muß dir doch noch sagen, daß ich gestern wieder meine Wanderkraft ausgeprobt habe. Ich fuhr mit der jüngeren Familie nach Rottenburg und wanderte von dort über die neue Steige hieher.

So allein wandernd fiel mir ein (da ich eben deren Bilder aufstelle), wie in mir Hauptstücke von der verschiedenartigen Natur meiner Großväter sind. Der leichtlebige lustige Musikant von mütterlicher und der

ernst vornehm grüblerische Rabbi von väterlicher Seite, das ist eine seltsame Mischung. Wenn ich nur für künftig ein bischen mehr vom fahrenden Musikanten hätte!

721.

Niedernau, 28. September 1881.

Ja, lieber Jakob, du bist ein guter Tröster, vor Allem dadurch, daß du die Thatsachen anerkennst und dann eben beruhigst und heilst. Auch das, was du über die Wirrnisse der Zeit und über die Verwilderung des höheren und niederen Messerheldenthums sagst, trifft sich ganz mit meiner Betrachtnahme. Nur, lieber Jakob, kannst du das alles besser und ruhig freier hinnehmen.

So bin ich heute nach langer Zeit auch wieder etwas frohgemuth, weil mir heute Nacht ein allgemeines Thema einfiel, das ich nun skizzirt habe; dieses sich Entäußern und nicht immer an sich selber sich abarbeiten müssen, das ist Erlösung.

Den 30. September.

Nun endlich habe ich doch wieder ein Stück Naturleben in mich aufgenommen oder auch mich davon hinnehmen lassen. Ich bin dessen froh. Es zerfällt so Vieles um mich her und in mir, wenn ich aber das behalte, daß das Naturleben mir treu offen bleibt, dann hoffe ich Vieles entbehren zu können.

Die Sonne schien heute in der Frühe so hell — jetzt ist es wieder düster und neblig — ich ging um halb 8 aus, ich wollte nach dem Bergwalde, da höre ich drunten im Thale ein Vogelgezwitscher, wie wenn der blühende Frühling wieder erschienen wäre. Ich gehe dem Gezwitscher nach, auf einer hohen Weide, die hoch gewachsen ist wie eine Buche, sitzt eine Schaar von Staaren, einige lassen ihren breiten Schall ertönen, das sind wohl Alte, die belehren, sie haben die Erfahrungen bereits gemacht, die andern zwitschern durcheinander, wie wenn man kleingelenkige Ketten auf und nieder rollen ließe. Ich komme näher, ich schaue auf, da fliegt ein großer Schwarm Staare auf und waldwärts. Die Vögel rüsten und sammeln sich offenbar zum Zug übers Meer in warme Länder.

Ja, ich muß sagen, ich vergaß eine Weile allen Gram, da ich das wahrnehmen konnte. Ich komme aber auch außerdem zum Vergessen des Heute, d. h. zum Erinnern der Vergangenheit. Ich schreibe flottweg an der Geschichte meiner Kindheit, und davon gehe ich nun nicht mehr ab, das muß vor Allem gefaßt werden und es strömt mir gut zu. Die Form ist schwer, ich schreibe einstweilen ohne weiteres Besinnen zu, und ich habe mir ein Ventil für die Neigung zur Reflexion gemacht. Ich schreibe Betrach-

tungen &c. auf besondere Blätter, sie dürfen mir nicht in den Text, und vielleicht mache ich einmal aus diesen Reflexionen eine eigene Abhandlung über Wesen und Besonderheiten der Juden.

722.

Cannstatt, 7. October 1881.

„Sind Sie krank gewesen? Sie sehen so übel aus! Ei, wie haben Sie sich verändert, so schlank und — — man wird eben auch alt." So redeten mich meine offenherzigen schwäbischen Landsleute gestern in Stuttgart bei Begegnungen an. Und wenn ich's auch spüre, daß ich baufällig bin und mir vor mir nichts draus mache, es macht sich doch eigen, das so von Anderen zu hören. Wunderlich aber ist's, daß ich immer noch meine, ich werde wieder gesund und stark.

Ich war gestern in der Landes-Ausstellung. Tausend Dinge, die mich vordem interessirten, sind mir jetzt gleichgiltig. In der Kunstausstellung fand ich indeß manches Schöne, besonders das Kriegsbild von Faber du Faur, das aber, nach meiner Ansicht, zu panoramisch gehalten ist.

Den 11. October.

Gestern Nachmittag war ich, bis es Nacht wurde, allein auf dem Sulzer-Rain, der Anlage beim Kurbrunnen. Es bewegt mich natürlich immer ganz eigen bei der Linde zu sein, deren Umgitterung meinen Namen trägt. Der Anno 70 gepflanzte Baum gedeiht prächtig, und auf der Bank saß ich lange und träumte mich hinaus über alles Leben. — Es ist schön da oben in den üppigen Waldgängen. Hier oben fliegen noch einzelne Schwalben, die sich wohl verspätet haben, und die geschmeidig beweglichen Schwarzamseln huschen hin und her und pfeifen, wie sonst nur wenn's Nacht wird.

Den 12. October.

Ich war gestern um die Mittagsstunde bei Frau Freiligrath. Die großartig und anmuthig freundliche Matronenerscheinung ist immer eine erfreuliche Begegnung, und wir sind seit 1840 gut befreundet. Sie zieht nun von hier weg zu ihrem Sohne Percy in Düsseldorf. Wir sprachen von der Biographie Freiligraths, die nach meiner Ansicht etwas zu weitläufig ist. Sie gab das zu, sagte aber, Vieles konnte eben nur an dieser Stelle aufbewahrt werden. — Ich sagte ihr, daß sie sich glücklich fühlen könne, den Namen ihres Mannes und sein Wirken so gestützt zu haben, daß die Reinheit und Kraft eine ähnliche sei, wie bei Uhland. Sie sagte, sie habe positiv eigentlich nichts gethan, man könne einem Dichter nichts Positives

leisten oder anregen, sie habe nur darauf gehalten, daß Freiligrath sein eigen Selbst frei und rücksichtslos entwickle und ausbaue.

Es war in St. Goar, das Glaubensbekenntniß (die politischen Gedichte) lag fertig da, daneben ein Dekret des Großherzogs von Weimar, das Freiligrath zum Bibliothekar mit dem Titel Hofrath und hohem Gehalt ernannte. Er nahm dies in die eine und das andere in die andere Hand und sagte: „Entscheide dich, willst du nach Weimar (wo Frau Freiligrath daheim ist) und in Ruhe, so verbrenne ich diesen Band und alles ist vorbei und eben." Die Frau entschied natürlich für die Freiheit des dichterischen Strebens, und sie sagte, er hätte sein Leben lang tief gelitten, wenn er nicht seinem Genius gefolgt wäre.

Sie ging mit ihm ins Exil, in Noth und Elend, und Freiligrath sagte mir oft, wie ihm diese eigentlich aristokratisch angelegte Natur stets Halt gegeben und ihm jeden Ort zur wohligen Heimat gemacht habe.

723.

Cannstatt, 13. October 1881.

Ich habe dir schon oft gesagt, daß ich mich absolut nicht in die Einsamkeit finden kann. Ich brauche Ansprache von Menschen und ich brauche Aufnahme von Kunstwerken. So fuhr ich gestern also nach Stuttgart und ging Abends mit der Tochter Steiners ins Theater zur Aufführung der Jungfrau von Orleans. Ich hatte auch die Absicht, durch neue Betrachtung dieses Dramas aus der ausschließlichen Versenkung in meine jüdische Jugend herauszukommen, um dadurch etwas freier und frischer zu werden, und es ist gelungen. Man thut Schiller immer wieder Abbitte, wenn man eines seiner Werke neu erfaßt. Das was sonst als Unnatur erscheint, zeigt sich eben als seine Uebernatur. Er faßt Alles so hoch und ist so erhaben und weise in Einzelheiten. Dabei ein Dramatiker von unerschöpflicher Energie. Widerlich bleibt, daß Schiller Gott falsch Zeugniß ablegen läßt durch das Eintreffen des angerufenen Donners, und daß er vor unseren Augen ein Wunder geschehen läßt im Abstreifen der Ketten und Bande, und doch läßt er den sterbenden englischen Heerführer sagen: Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens, Unsinn du siegst! — Wie weiß er aber immer uns in die von ihm beabsichtigte Stimmung zu versetzen, und welch ein dramatischer Griff ist es z. B., statt eines Monologs, worin Johanna ihre Zweifel kund geben müßte, den schwarzen Ritter auftreten zu lassen. Und so noch Vieles. Die Königin Isabeau ist Schiller ganz mißlungen, denn diese Mutter, die gegen ihren Sohn Krieg führt, wäre eine Tragödie für sich. Es ist freilich viel bloßes Theater in dem Stück, aber es bleibt doch gewaltig, und wie geschickt ist das gemacht! Die Schwestern werden

gefreit, Johanna lehnt ab. Der Bastard und der Ritter werben später um sie, sie lehnt wieder ab. Sie beleidigt damit keinen Einzelnen, sondern bekundet damit ihre Mission. — Das spätere Verhältniß zu ihrem Vater und ihren Schwestern, das wieder eine Tragödie für sich wäre, hat Schiller nur gestreift und theatralisch abgerissen verbraucht.

In meinen Heften, die „dramatische Eindrücke" enthalten, muß sich noch eine Betrachtung über das Stück finden. Ich habe sie jetzt nicht hier und bin begierig, das Damalige zu lesen. Jedenfalls siehst du, daß ich wieder etwas Kraft für meinen Beruf gewinne, und ich muß hinzufügen: es schmerzt mich immer, daß ich nicht zum Drama gekommen bin. Ich meine, ich hätte darin etwas leisten können, jetzt aber ist es zu spät, und ich will vorerst nichts als meine Lebensgeschichte schreiben.

724[1].

Cannstatt, 19. November 1881.

Ich kann heute wieder schreiben, lieber Jakob. Also dir und den Deinen und Frau Dr. Adler. Dein Berthold.

725.

Zürich, 8. Dezember 1881.

Du sollst nur wissen, lieber Jakob, daß die Reise zwar beschwerlich ist, daß ich sie aber doch weiter gut zu überstehen hoffe. Ottilie ist umsichtig und gut. Ich werde dir erst von Cannes aus ordentlich schreiben können. Ich hoffe Sonntags dort anzukommen. Herzlichen Gruß den Deinen.

726.

Cannes (Villa Mauvarre, bei Dr. Tritschler), 14. Dezember 1881.

Du sollst nur wissen, lieber Jakob, daß ich gestern wohlbehalten, aber unsäglich müde angekommen. Das Dasein ist hier ein Märchen; ich hoffe hier Ruhe zu finden und auch bald die Kraft, dir ordentlich zu schreiben.

727.

Cannes, 17. Dezember 1881.

Ich hatte gehofft, daß ich heute ausgehen dürfe, aber noch soll ich nicht, ich soll jede Erschütterung vermeiden. So sitze ich also still und lese mit ständigem lebhaftem Interesse wiederum „Goethes Leben" von Lewes. Goethe macht mich immer alles Leid vergessen und ruft mir die höhere Natur zu-

[1] Nach einem Schreiben des Freundes vom 15. October hatte ein Telegramm vom 20. dessen gefährliche Erkrankung an einer Lungenentzündung gemeldet.

rück, die auch in mir war, bevor ich die Zerrüttung so über mich Herr werden ließ. Ich lebe, weil ich leben muß, der Tod wäre mir willkommen, ich habe nichts Rechtes mehr zu thun und nichts mehr zu hoffen; aber langsam hinsiechen, das wäre entsetzlich, ich wünsche mir einen raschen frischen Tod, ich warte aber geduldig.

Ich kann dir nicht sagen, wie viel ich denke. — —

Den 19. Dezember.

Ich habe ein schlimme Nacht gehabt. Ich konnte gestern doch etwas in den nahen Wald gehen, wo die Erika busch- und baumartig gedeiht und der Rosmarin hoch wie Haselnußhecken steht und seine Kolibris hin- und herfliegen. Ich kam aber doch sehr matt heim.

Eben indem ich das schreibe, erhalte ich deinen erquicklichen Brief vom 16ten. Ich hoffe, dir nun wieder regelmäßiger schreiben zu können.

728.

Cannes, 20. Dezember 1881.

Und so wird's also wieder, lieber Jakob. Ich freue mich, daß ich vorerst doch Lust und Kraft habe, Brief zu schreiben, und hoffe, daß diese beiden Hebel auch für die Arbeit wieder kommen werden. Denn ich weiß nicht ohne Arbeit zu leben.

Gestern war ein so wonniger Frühlings-Sonnentag (es war aber zu heiß, um in der Sonne zu sitzen), daß ich es mit Dr. Tritschler wagen konnte, den Strand zu besuchen, den ich eigentlich noch nicht gesehen habe. Ich schildere dir nichts und sage dir nur, daß es mir eine wahre Wonne ist, dem Zerbersten der hohen Strandwellen zuzuschauen und die Seeluft zu athmen. Es war eine Art Corso mit Musik am Strand, ich fühlte mich aber doch bald zu schwach zu solchem Umhertreiben im Gewühl und fuhr mit Tritschler bald heimwärts.

Eben im Schreiben habe ich wieder Blut ausgeworfen, aber es soll ja ohne Bedeutung sein.

. . . Ich war und bin heute noch ein homo novus in der Welt, mir sind alle Erscheinungen und Einrichtungen neu, oder ich forsche nach ihrem Urgrund. Darin liegt der Mittelpunkt meiner Berufsbesonderheit, deren Wesen man Naivetät &c. nannte, und aus diesem Grundmotiv schuf ich, was ich eben geschaffen habe, und alles Leben war mir so neu als heilig.

Den 21. Dezember.

Ich hatte mir gestern doch zu viel zugemuthet, ich mußte es büßen. Ich bin doch noch hinfällig in der geraden Bedeutung des Wortes, es ist

mir oft, als ob ich hinfallen müßte, und als ich gestern Mittag ein Stück gegangen war, war mir's, als ob die Hüftenbänder sich auslösten, und ich mußte schnell eine Droschke nehmen und heimfahren und hatte keine gute Nacht. Jetzt ist's wieder besser, zumal auch der Wind sich gelegt hat; die Sonne scheint wunderbar hell, und ich sehe die sechs Schiffe des Panzergeschwaders draußen auf dem tiefblauen Meere bei dem hell erleuchteten Esterelgebirge in einer Reihe aufgestellt. Wenn ich nur erst wieder Kraft habe, wird das hier ein herrliches Leben, voll der größten Eindrücke.

Lazarus schrieb aus Nizza, daß er mich besuchen werde. Ich freue mich dessen und will auch mit ihm berathen, ob ich einen öffentlichen Dank in die Zeitung setzen soll.

729.

Cannes, 22. Dezember 1881.

Ich habe dir schon geschrieben, daß ich in der Biographie Freiligraths gelesen habe. Es ist wunderbar, wie sich aus seinen Briefen ein volles Bild seines Lebens, des äußern wie des innern, zusammensetzt, und wahrhaft erhebend ist es, so ständig als innig daraus zu ersehen, welch ein Halt und welche Erhebung ihm seine Frau in allen Fährlichkeiten war und blieb. Sie ist eigentlich eine vornehme, in sich geschlossene Natur, und es ist wunderbar, wie sie den extravagirenden, eigentlich auch zum Kneipenleben geneigten Mann stets in eine schöne heimische Häuslichkeit einsetzte, so daß er seine höchste Lust in seinen vier Wänden hatte. Aufgefallen ist mir jetzt zum erstenmal, daß — wohl in Folge der Hemmungen durch das kaufmännische Leben, die vorangegangen waren und immer wieder eintraten — eine eigentlich größer angelegte, langathmige Produktion sich in der Seele des Dichters nirgends zeigt; er bleibt nach dem ersten Anlauf mit den überraschenden exotischen Gedichten immer nur geneigt und fähig zu kurzen lyrischen Ergüssen; er hat nicht einmal wie Uhland, der sich doch dramatisch versuchte, eine Intention zu umfassenden Gestaltungen. Er erkennt in der zweiten Periode seines Lebens recht wohl die Bedeutung oder vielmehr die Beschränkung des politischen Gedichtes, mit dem eben so wenig eine politische That vollführt wird, wie etwa mit der Militärmusik oder dem Tone der Trommel vom Tambour, — es kann nur die Marschirenden und Kämpfenden befeuern, nicht eigentlich initiativ bewegen, und das politische Gedicht bleibt ein Gelegenheitsgedicht.

Den 25. Dezember.

Ich weiß nicht, wie ich dir, lieber Jakob, ein Bild meines Zustandes fixiren soll, hat ja nichts Bestand in mir, weder seelisch noch körperlich. Oft ist mir's, besonders wenn ich liege, als sei ich ganz gesund und gar nicht krank gewesen, und auch draußen gibt es solche halbe Stunden, dann über-

fällt mich wieder die Mattigkeit, Unfähigkeit und Unlust noch einen Fuß zu heben, und eine Traurigkeit und Verzagtheit, die über alle Beschreibung geht. Ich lese jetzt jeden Morgen einen Gesang in der Odyssee. Das hebt mich zeitweise über Alles hinaus, ich hoffe, dir noch genau davon schreiben zu können. Wenn ich aber etwas Arbeit versuche, dann fühle ich mich so leer, und wenn ich in der herrlichen Landschaft wandle, beugt mich die Beklemmung in der Brust.

Ich habe leider auch bittere Nächte, und doch hoffe ich immer wieder, ich weiß nicht was. Der Weihnachtsabend wurde hier im Hause sehr schön gefeiert, aber in mir bleibt doch Alles öd.

Den 31. Dezember.

Heute früh acht Uhr hatten wir bei 10 Grad Wärme bereits einen Regenbogen über dem Meere, jetzt hellt sich's wieder auf, und ich fühle mich fähig, der Verpflichtung nachzukommen, dir am letzten Tage dieses schlimmen Jahres noch zu schreiben.

Mein körperlicher Zustand ist noch immer auf- und abwogend, schwach, beengt und lebensüberdrüssig und dann wieder ein Kraftgefühl und Lebenslust. Meine Nächte sind noch immer in jedem Betracht beunruhigte. Manchmal Schmerzen, mehr aber noch Kummer um Vergangenheit und Sorge für die Zukunft wecken mich, dann schlafe ich aber doch wieder ein, und am Tage habe ich besonders gute Stunden im Lesen Homers.

Ich hätte viel Briefe zu schreiben, aber ich komme nicht dazu, und es thut mir nun doch leid, daß ich nicht einen Dank in die Zeitungen setzte.

Ich habe einen jungen Mann aus Stuttgart zum Nachbar, der mir gern nach Diktat schreibt, und so hoffe ich doch noch zur Abfassung meines Kindeslebens in Nordstetten zu kommen.

Ottilie setzt mir fast jeden Tag einen im Freien gepflückten schönen Blumenstrauß auf den Tisch und zeigt sich überhaupt kindlich aufmerksam und in jedem Betracht tüchtig.

Ich schlage mir's einstweilen aus dem Sinn, wie mein Leben sich im neuen Jahr gestalten soll.

Abends 4 Uhr.

Soeben ist Professor Lazarus wieder nach Nizza zurückgereist; er war nur hierher gekommen, um im alten Jahr noch nach mir zu sehen.

Ich will sehen, daß ich diesen Brief noch heute an dich senden kann. Ich gehe mit der Zuversicht, daß ich wieder werde arbeiten können, in das neue Jahr hinein.





1882.

730.

Cannes, 2. Januar 1882.

Ich hatte mir gestern doch zu viel zugemuthet, lieber Jakob. Ich fühlte mich am Morgen so frisch. Wir hatten in der Nacht starkes Gewitter, und in der Frühe war es so belebend wie an einem hellen Frühlingsmorgen. Ich wollte das Datum des Neujahrs festhalten, begann an meinem Leben weiter zu schreiben und einige Bemerkungen über Homer zu fixiren. Ich mußte es am Abend büßen, da sich die Brustschmerzen erneuten. Ich lerne eben schwer, mich als Kranker zu halten, und ich werde fortan auch in der Arbeit Diät pflegen.

Ich bekomme von allen Seiten herzliche Zurufe. Nur die Ausgabe meiner gesammelten Werke macht mir noch viel Schererei. Ich fürchte fast, daß es mir nicht beschieden ist, meinen Lieblingswunsch auszuführen, wenigstens nicht so bald. Und wäre ich nicht in Cannstatt so krank geworden, ich glaube, ich hätte mein Jugendleben rasch und im rechten Ton fertig gemacht, denn ich stand ganz im Pathos der Heimat und der Zeit. Hier kann ich nur erst wieder schwer und fremd dazu kommen.

Den 4. Januar 1882.

Du hast nun meinen ausführlichen Brief, lieber Jakob, und es ist mir ein Wohlgefühl, daß da wieder die alte Ordnung eintritt. Noch Manches folgt nach. Ich habe leider noch immer neben Anderm ständig mit meinem Körperzustand zu thun, und das läßt keine auch nur einigermaßen continuative Geistesthätigkeit zu. Es thut mir wahrhaft leid, daß ich die Odyssee nunmehr ganz durchgelesen, denn was soll man da drauf lesen? Und jede eigene Arbeit erscheint auch gar zu kleinlich.

Den 6. Januar.

Die Tage werden schon länger. Das sehe ich am Standpunkte der Sonne, wenn sie über dem Meere und dem Esterelgebirge untergeht. Das

Mitleben mit der Sonne gehört zum Besten hier; man hat tagtäglich das große Naturleben und versäumt es nie über der Bücherwelt oder Geselligkeit. Wenn ich nur erst einmal recht hinaus dürfte, d. h. könnte, aber ich bin noch entsetzlich schwach, kurzathmig und müde. Aber gut ist's, daß ich in der großen Natur athme und schaue. Könnte ich dabei nur auch ganz das kleine und das große Menschengetriebe vergessen! Die Warschauer Judenhetzen sind wieder Greuel der empörendsten Art.

Der Arzt hat mir geboten, möglichst wenig zu sprechen, und seitdem ich das halte und das Meiste, was mir auf die Lippen kommt, hinunterschlucke, seitdem merke ich erst, was für ein Narr oder Geck der Mittheilsamkeit ich war, und wenn man meint, den Menschen ein Gutes damit zu thun, halten sie einen für eitel.

Cannes, 8. Januar 1882, bei hellem warmem Sonnenschein, 9½ Uhr.

Soeben, lieber Jakob, erhalte ich deinen Brief. Nach einer Nacht voll zerstörender Träume war ich doch wieder so frisch, daß ich einiges Reflective niederschreiben konnte. Diese Stunden bis Mittag sind in der Regel auch geistig licht, aber auch die beste Zeit zum Ausgehen. Ich sage dir also vor Allem, du hast mir wieder sehr gut gethan, du hast in allem Wesentlichen Recht, und ich hoffe auf die Energie, das Erkannte auch zur That zu machen.

Den 9. Januar, 6 Uhr Abends.

... Ich kann dir auch sagen, daß ich heute endlich wieder dazu kam, ein Kleines zu meiner Kindheitsgeschichte zu schreiben. Schon der kleine Anfang thut mir wohl, nun will ich mir täglich meine Aufgabe vorhalten. Ich hätte gern hier Unterricht genommen, um fertig Französisch zu lernen, aber ich weiß, daß ich dann daneben gar nichts Anderes vermag, und bei meinen körperlichen und andern Zuständen ist es nöthiger, alle Kraft für das schon so lang Geplante zusammenzuhalten.

Cannes, 17. Januar 1882.

Ich hatte wieder sehr schlimme Tage. Ich will dir nichts Weiteres darlegen und dir nur sagen, daß ich von der letzten Nacht wieder erfrischt bin und heute schon Einiges für meinen großen Roman notirt habe. Ob ich ihn je vollende, weiß ich nicht, aber ich muß die Gedanken los werden, und ich setze vorerst Alles daran oder schiebe vielmehr alles Andere weg, um zu meiner Jugendgeschichte zu gelangen. Ich komme vorher zu nichts.

Den 19. Januar.

Du sollst Sonntag Brief von mir haben. Ich hatte eine schlimme Nacht, und heute bei der Sonnenkraft hier bin ich doch wieder frisch. —

Ich wage mich noch nicht auf eine kurze Strecke aufs Meer, ich muß noch ruhig zuwarten, bis ich etwas derart unternehmen darf.

Den 20. Januar 1882.

Der Brief kam gestern nicht fort, lieber Jakob, weil ich Alles vergaß und liegen ließ, von einer Müdigkeit befallen, daß ich meinte, ich fiele auseinander. Ich habe, um schlafen zu können, zweimal Opium nehmen müssen, und jetzt wage ich gar nicht mehr, vor Mittag zu sagen, daß mir's besser geht, weil ich nicht weiß, wie mir noch wird. Das ist eine harte Existenz. Ich meine oft, das Klima hier wäre mir zu mild und erschlaffend (wir haben vollständigen Juni, gestern 18 Grad im Schatten); ich bin ein Kind rauheren Klimas. Dennoch habe ich wieder alle Hoffnung und halte die Zuversicht fest, daß ich wieder so viel Gesundheit gewinne, um arbeiten zu können. Also denke mich immer als frischauf strebend, wenn auch oft momentan gebrochen.



Auf vorstehendes eigenhändiges Schreiben folgten nur noch Mittheilungen im Namen des Kranken, dessen Zustand aber bereits am 31. Januar kaum noch auf Genesung hoffen ließ. — Ein Telegramm vom 8. Februar meldete seinen um 6 Uhr Abends eingetretenen sanften Tod.

Berthold Auerbach hatte verfügt, daß man ihm in Nordstetten die letzte Ruhestätte bereiten möge. Am 15. Februar wurde er dort bei dem Grabe seiner Eltern zur Erde bestattet.



